4° Pav. 6 dd
/10

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

Herausgegeben

von

Gerhard von Hofstrup.

Zehnter Jahrgang. — Januar, Februar, März.

Bayerische Staats... 23.

Hamburg 1834.
Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

4° Per. 6 d/10

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

der literarischen Blätter der Börsen-Halle,

von den Monaten Januar, Februar und März 1834.

No. 881. Die Prätendenten. — Ueber die Erziehung der Blinden.

No. 882. Die Prätendenten. (Beschluß.) — William Penn und die ersten Jahre seiner Colonie. — Ueber die Erziehung der Blinden. (Beschluß.) — Die Polizei in Constantinopel.

No. 883. Das Ende des Bauern-Königs. Eine Episode aus der Revolution im vierzehnten Jahrhundert. Aus dem geschichtlichen Roman des Vicomte d'Arlincourt. — Fest der Newruse oder der erste Tag des Jahres in Persien. Aus der Reisebeschreibung von Robert Ker Porter. — Abentheuer eines Engländers bei den Indianern. — Ueber Eisenwagen, gewöhnliche Straßen und Dampfwagen.

No. 884. Die Räuber-Auberge zu Peyrabeille. — Der Pfarrer Merino. — Schreckens-Scene des Sclaven-Handels. — Die Insel Bourbon. — Miscelle.

No. 885. Englische Stationen im Innern von Indien. Die Jungles. — Umgegenden der Ufer des Ganges. Gazypur. — Verminderung der scheinbaren Sonnenscheibe. Von J. W. Schmitz. — Industrie von neuer Erfindung.

No. 886. Erinnerungen aus der Revolution. Von Charles Nodier. Saint-Just und Pichegru. — Historische Merkwürdigkeiten der Musik. — Die Eisenbahn von Liverpool. — Wiedergefundener und ungleich getheilter Schatz.

No. 887. Erinnerungen aus der Revolution. Von Charles Nodier. Saint-Just und Pichegru. (Fortsetzung.) — Ueber die algierische Administration vor der Eroberung der Regentschaft durch die Franzosen. (Aus einem Werke des Sidi Hamdam-Ben-Othman-Khoja, Sohn des ehemaligen algierischen Staatssecretairs.) Die algierischen Kaper. Ueber den Bestand des Divans. Grundsätze der türkischen Herrschaft. Einfluß der Juden. Ueber den Krieg und dessen Ursachen. — Anecdote aus dem Privatleben Mirabeau's. — Gemälde des ottomannischen Reiches.

No. 888. Erinnerungen aus der Revolution. Von Charles Nodier. Saint-Just und Pichegru. (Beschluß.) — Von der Lage, in welche die Neger zu setzen räthlich ist, indem man sie befreit. — Der Tower von London. — Ausgrabungen in Pompeji.

No. 889. Carl X. und dessen Umgebung im Exil. — Die Neger-Expedition. — Ueber den thierischen Magnetismus. — Erinnerungen einer Dame an Napoleon zu St. Helena. — Tod des Majors Alexander Campbell. — Ein merkwürdiger Catalog.

No. 890. Die Academien der Mauren. (Aus dem neueren Werke des Herrn Viardot: Scènes de Moeurs au dixième siècle.) — Der Berg Sinai. (Auszug aus einem Schreiben des Paters Marie-Joseph de Geramb vom Trappisten-Orden, datirt aus Cairo vom 6. Juni 1833.) — Nekrologie. Jean De Bry. — Versuche des Menschen zu fliegen und zwar mit Flügeln. — Von der Heirath und der Trennung oder vielmehr der Verstoßung bei den Türken.

No. 891. Ein Besuch bei Ibrahim Pascha. Von einem englischen Offizier. — Erinnerungen aus Afrika. Von Theodore Bidault, Ex-Unter-Intendant im Civilfache zu Algier. — Von der Heirath und der Trennung oder vielmehr der Verstoßung bei den Türken. (Beschl.) — Wilhelm IV. und die Tories. — Samnium. — Geschichte der Reisen und Entdeckungen der Gefährten von Christoph Columbus. Von Washington Irving. — Seltener Vogel.

No. 892. Mirabeau. — Geschichte der Reisen und Entdeckungen der Gefährten von Christoph Columbus. Von Washington Irving. (Beschluß.) — Die Saint-Simonisten in Aegypten. — Die Maronen-Neger. — Ueber die Blatternimpfung und deren Einfluß auf die Lebensdauer. — Geographie des Pflanzenreichs.

Digitized by Google

No. 893. Eine Meynung über Caspar Hauser, von Schmidt von Lübeck, Justizrath und Ritter vom Dannebrog, in Altona. — Leben und Werke des florentinischen Kupferstechers Raphael Morghen. — Die Bank der vereinigten Staaten. — Von der Invasion und der Vertheidigung Indiens.

No. 894. Eine Seefahrt in Gesellschaft des Lord Byron. — Von der Invasion und der Vertheidigung Indiens. (Beschluß.) — Vorlesungen des Herrn Th. Jouffroy über Philosophie. — Die Bibliothek des Serails zu Constantinopel.

No. 895. Eine Seefahrt in Gesellschaft des Lord Byron. (Beschl.) — Die Bibliothek des Serails zu Constantinopel. (Beschl.) — Von der Lage, in welche die Neger bei ihrer Freilassung zu setzen räthlich ist. — Die Taubstummen als dramatische Künstler. — Kurzes eheliches Glück.

No. 896. Organisation der Land- und Seemacht von Aegypten unter Mehemet-Ali. — Die Taubstummen als dramatische Künstler. (Beschluß.) — Die periodische Presse in Indien. — Die Druſen. — Gelehrte oder literarische Gesellschaften zu London.

No. 897. Ueber das Wilhelminen-Seebad zu Syck auf der Insel Föhr. — Fatey-Aly-Schah, sein Hofhalt, seine Frauen und Kinder. — Die Druſen. (Beschluß.) — Der Todtentanz von Holbein. Die Brücke von Luzern. — Schildkröteneier. — Was heißt leben?

No. 898. Die Tage der Proscription. Von Charles Nodier. — Kanäle von England. — Die militairische Vendee. Von einem Staabs-Offizier.

No. 899. Die Tage der Proscription. Von Charles Nodier. (Beschl.) — Die Räumung Wilna's durch die französische Armee im Jahr 1812. Von dem General G. de Vaudoncourt. — Die militairische Vendee. Von einem Staabs-Offizier. (Beschluß.) — Der Markt von Salone in Dalmatien. Die Ruinen. — Souscription Napoleon.

No. 900. Bruchstücke aus einem ungedruckten Reise-Journal des Herrn Frederic Jypau, Oberrichter beim Civilgerichtshofe von Korikal in Ostindien. — Die Druckerpresse in Indien. — Die Hochzeit des Grafen Rizzari. Eine sicilische Geschichte. — Correspondenz über den Orient, 1830—1831, von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat.

No. 901. Die Tage der Proscription. Von Charles Nodier. — System des Wettens bei den englischen Pferderennen. — Correspondenz über den Orient, 1830—1831, von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat. (Beschl.) — Reisen auf den Küsten von Afrika. (Auszug aus dem Manuscript des Abbé Baradère.) — Von der Gesellschaft und der Regierung. Von dem Grafen Henry de Vieil-Castel.

No. 902. Die Tage der Proscription. Von Charles Nodier. (Beschl.) — Von der Gesellschaft und der Regierung. Von dem Grafen Henry de Vieil-Castel. (Beschluß.) — Veranlaßte Erklärung über den Aufsatz in diesen Blättern in Nr. 893: Eine Meynung über Caspar Hauser. — Noch ein französischer Soldat, der König geworden. — (Auszug aus einer noch ungedruckten Beschreibung einer Reise nach Afrika.) — Fragmente einer Reise in Persien. Abas-Mirza und Mohammed-Aly.

No. 903. Eine, durch ihre Nebenumstände, merkwürdige Vergiftungsgeschichte. — Das Haus des Cervantes. — Fragmente einer Reise in Persien. Abas-Mirza und Mohammed-Aly. (Beschl.) — Geschichte des Lebens und der Werke Franz Bacons. Von J. B. de Vauzelles, Rath beim königlichen Gerichtshofe von Orleans. — Geschichte von Aegypten unter der Regierung Mohammed-Aly's. von Felix Mengin.

No. 904. Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand. Von Jules Janin. — Geschichte von Aegypten unter der Regierung Mohammed-Aly's. Von Felix Mengin. (Beschluß.) — Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492.

No. 905. Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand. Von Jules Janin. (Fortsetzung.) — Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492. (Beschluß.) — Proceß gegen Constant Polari, angeklagt des Diamanten-Diebstahls der Prinzessin von Oranien. — Stellung der Gelehrten in China.

No. 906. Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand. Von Jules Janin. (Fortsetzung.)

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 881. Hamburg. Mittwoch, den 1. Januar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Prätendenten.

(Zweiter und letzter Artikel. — M. s. Nr. 878 d. Bl.

(N.)

Aber nun zu Carl Eduard, dem letzten Helden dieser Geschichte. Carl Eduard war die letzte Hoffnung des Königthums der Stuarte. Das Kind wuchs heran, und versprach, ein Mann zu werden; aber seine Anhänger wollten durchaus einen König daraus machen, und das war eben Eduards Verderben. So lange er noch einige Hoffnung hatte, den Thron zu besteigen, war er ein Fürst, und ein großer Fürst. Als diese Hoffnung einmal verloren war, da sank er in die Reihe der gemeinsten Menschen-Classe zurück. Man stellte ihn zu hoch für sein vergangenes Geschick, zu niedrig für sein gegenwärtiges. Was bekümmerten sich auch diese egoistischen Royalisten darum, ob es einen Mann mehr in der Familie der Stuarts gab, wenn sie einen König weniger hatte?

Carl Eduard ward demnach ganz als ein Fürst erzogen. Man sprach zu ihm von nichts, als von Königreichen, die zu erobern, von rebellischen Unterthanen, die zu zähmen, von Usurpatoren, die vom Thron zu verjagen seyen. Das sind Lehren, die in jungen Gemüthern große Unordnungen anrichten. Man macht diesen armen, ihrer Ansprüche beraubten, Kindern das Exil so viel als möglich zum Roman; man sollte es zur Geschichte machen.

Man weiß, wie der junge Prätendent, Dank dieser völlig königlichen Erziehung, dazu kam, sich am 20. Juni 1745, nachdem er als Flüchtling aus Rom entwichen war, mit sieben seiner Anhänger an der Mündung der Loire einzuschiffen, um das von seinem Großvater verlorene Königreich wiederzuerobern. Außer diesen sieben Anhängern brachte Carl Eduard noch hunderttausend Franken baares Geld, zweitausend Gewehre und sechshundert Säbel mit sich. Das waren die Hülfsmittel, mit welchen er am 18. Juli 1745 an Schottlands Ufern anlegte.

Das Unternehmen Eduards ward durch den Umstand begünstiget, daß dies alte Königreich Schottland nur gezwungen an England hielt. Es kam ihm ferner zu Gute, daß es noch ein feudalistisches Land war. So hatte der Prätendent denn eine doppelte Aussicht auf Erfolg.

In England fand von allem das Gegentheil statt. Die alten ritterlichen Gesinnungen waren seit lange erstorben, der nichts einbringende Heroismus war dem Herzen der Nation verschwunden. Wenn die Nation auf den König ihrer Wahl wenig mehr gab, als sie auf den ersten den besten Beamten gegeben haben würde, so hielt sie jedoch aus mehreren Gründen an ihn: erstens, weil er einmal da war; zweitens, weil es ihr einige Mühe gemacht hatte, ihn dahinzustellen, wo er stand; drittens, weil sie neue Störungen und viele neue Kosten vorhersah, wenn sie einen neuen König nahm. Die englische Nation hatte keine andere bessere Gründe, um an den König Georg zu halten; aber in Zeiten, wo das Positive des Lebens die Stelle des Enthusiasmus eingenommen hat, sind diese Gründe die besten, die sich für die Stabilität der Kronen geben lassen.

Schottland seinerseits hatte keinen der Gründe Englands, um nicht auf der Stelle den Abkömmling der Stuarts anzuerkennen. Schottland hatte seine Nationalität verloren, dies seit so langer Zeit streitig gemachte Gut, dem es nun völlig entsagt hat. Schottland war voller Dichter, Edelleute, kriegerischer Bergbewohner, mißvergnügter Großen; es war ein rühriges Geschlecht, für den Krieg geschaffen, und von den Minstrells dominirt, welche den Namen Stuart als poetischen Namen pr. Excellenz adoptirt hatten. Der erste Schotte, welcher Carl Eduard als seinen König anerkannte, war ein alter Hochländer, der ihm seinen Claymore umhing; bald schaarten sich Sir Macdonald, der Laird von Macleod, der junge Lochiel, Großsohn von Sir Ewan Camron, der getreue Gefährte von Montrose und von Dundee, endlich auch der Clan der Cameronen unter dem Schall der Dudelsackpfeife um Carl Eduard her und verlangten von ihm eine Standarte. Der Prinz hatte dies so nützliche Möbel — welches auch die Juli-Revolution großentheils zu Stande gebracht hat — in seinem Gepäck vergessen; aber er wußte sich zu helfen, und machte sogleich, so gut es gehen wollte, aus einem Stücke blauen und weißen Taft, den er, um ihn als Halsbinde zu gebrauchen, mit aus Frankreich gebracht hatte, eine Standarte. Kaum flatterte dies Läppchen an einer Stange, als zwölfhundert blaue Mützen in die Luft flogen, zwölfhundert Claymores sich erhoben. Welch eine Armee!

Das Tosen dieser zwölfhundert Stimmen in den Gebirgen erscheil von Echo zu Echo bis zu dem Regentschaftsrath in Edinburg.

Der Regentschaftsrath regierte Schottland im Namen des Königs Georg, der erst am 31. August von Hannover zurückkehrte. Der Rath meynte, es sey dringlich, wider die Rebellen auszuziehen und den Aufstand in den Hochlanden gleich im Keime zu ersticken.

Demzufolge brach Sir John Cope, Oberbefehlshaber der Armee, eiligst auf nach Inverneß, unter dem Versprechen, er wolle den Aufstand schon, an Händen und Füßen gebunden, mit zurückbringen. Sir John Cope hatte unter seinen Befehlen zwei Regimenter Dragoner, drei Regimenter Infanterie, vierzehn Compagnieen von verschiedenen Corps, die Garnisonen der Forts; das Ganze mochte sich auf fünftausend Mann belaufen. Alle diese Truppen fanden sich zu Stirling versammelt, wo der General am 20. August Musterung über sie hielt. Sir John Cope war ein alter Offizier, der eine Armee nach der Schönheit der Uniformen beurtheilte und der als Förderungsmittel des Gehorsams stark den Stock und den Galgen in Anschlag brachte: auch lachte Sir John recht herzlich bei dem Gedanken, sich mit den Hochländern, schlecht gekleidet, ohne Ordnung, und schlecht bewaffnet, messen zu sollen. Seine Armee war völlig seiner Meynung.

Digitized by Google

Sir John setzte sich also mitten durch Schottland in Marsch; doch ward er unterwegs inne, daß er sich in einem feindlichen Lande befand. Man stahl ihm seine Ochsen, man nahm ihm seine Pferde weg, man versagte ihm den Militairdienst; seine Wegweiser führten ihn absichtlich in den Gebirgen irre; die Hochländer fragten sich verwundert, als sie Sir John einherziehen sahen, welche Bestimmung diese Armee hätte. Und als ihnen geantwortet wurde, sie sollte einen Stuart bekämpfen, da wären der Hochländer Wünsche alle auf dessen Seite und sie wetteiferten darum, sich für Carl Eduard zu schlagen. Carl Eduard hätte keine bessere Proclamation in diesen Bergen haben können, als die englische Armee des Sir John Cope.

Seinerseits zog auch Carl Eduard der englischen Armee entgegen. Er war voller Hoffnung, und im Uebrigen war er wie alle Eroberer, welche die Scheide ihres Degens von sich geworfen haben. „Laßt uns auf die Gesundheit des guten Herrn Cope trinken," sagte Carl Eduard, und seine ganze Armee trank die Gesundheit dieses guten Herrn Cope; dann zog der Prätendent weiter. Mit jedem Schritt, den er that, zog er einen Clan mit sich fort; so die Stuarts von Appine, die Macdonalds von Glengary, die Grants von Glenmoriston, den Laird von Gask, den Laird von Aldie, den Herzog von Peeth, der die Stuarte in der Stadt Perth anerkennen ließ. Eduards Einzug in Perth war ihm von großem Nutzen. Man sah ihn jung und schön; seine Schotten wußten, daß er regsam und tapfer war: er trug überdem die Hochländertracht und die schönen Damen schätzten sich glücklich, den schönen Cavalier zu begrüßen, zu beklatschen, zu umarmen und trotz des Königs von England „es lebe der König!" zu rufen. Zur nämlichen Zeit theilte Carl Grade in seiner Armee aus; er nahm das Geld der Regierung aus den öffentlichen Cassen zu sich, er ging zu Ball, wo er tanzte, wie man tanzt, wenn man jung und schön ist und die Damen liebt. Die Damen zu Perth schrieben das an die Damen zu Edinburg. Am 11. September brach Eduard nach Edinburg auf; unterwegs stießen die Macdonalds von Glencoe und die Mac-Gregors, befehligt von dem Sohn des Rob Roy von Walter Scott, zu ihm. Eine Tagereise davon mußte Carl noch einmal vor dem Hause des Sir Edmonstone von Cambure Halt machen; die Damen theilten blaue Bänder unter seine Soldaten aus und küßten ihm ehrerbietig die Hand: eine Einzige, kecker, oder naiver, oder hübscher als die andern, umhalsete den jungen Prinzen. Mit solchen lieblichen Kindereien begann das Gemetzel und der Ruin Schottlands.

Als die Stadt Edinburg vernahm, daß der Prätendent vor ihren Thoren stehe, dachte sie kaum daran, sich zu vertheidigen. Edinburg war noch die alte, ganz schwarze und eingeräucherte Stadt, die man aus Walter Scott kennt, so oft mit ihm durchstreift hat. Die alten Ueberreste der Puritaner, vordem so tapfer, hatten Feuer und Flammen gespieen; sie hatten viel nach Waffen gerufen; sie hatten erklärt, sich in der Bresche in Stücken hauen zu lassen; als es aber zum Anrücken kam, da riß die Desertion ein — ein Beweis, daß der Muth sich nicht immer gleich bleibt. Der Muth lebt nur für eine gewisse Zeit in dem Menschen; der Eine ist tapfer gewesen, als er noch sehr jung war, und als er alt geworden, da pflegte er der Ruhe; der Andere war unthätig in seiner Jugend, ist aber vielleicht sehr feurig in seinem Alter. Wer da glaubt, die Menschen so wiederzufinden, wie er sie vor zwanzig Jahren verlassen hat, der ist sehr im Irrthum. Je leidenschaftlicher diese Menschen vor zwanzig Jahren gewesen sind, je mehr hat sich ihre Leidenschaftlichkeit abgekühlt. Den Puritanern von Mac-Beiar war es am liebsten, vor dem Prätendenten das Feld zu räumen.

Der Prinz rückte mit seiner Armee in die Stadt ein, wie wenn er Tags zuvor davon ausgezogen wäre. Einige Neugierige in der Nachtmütze traten ans Fenster, um diese Armee vorbeimarschiren zu sehen, und am andern Morgen, als die Bürger aufwachten, fanden sie alle Posten ihrer Stadt durch höchst friedliche Hochländer besetzt, welche statt ihrer die Wache bezogen und dabei eine jakobitische Ausgabe von 1715 trällerten, worin gesagt wird, die Whigs sollten schon zur Raison gebracht werden.

Bis hieher ist es eine sehr wenig Blut kostende Expedition; es ist die Aufführung eines unschuldigen Dramas. Die Hochländer singen und spielen die Dudelsackpfeife; die Rothröcke ziehen in abgemessenen Schritten hinter ihrem guten General Cope drein, der einen Feind sucht, dem er den Rücken wendet; Edinburg, die alte Stadt, öffnet ihre Thore ohne einen Schuß zu thun und ohne zu sehr gedemüthigt zu seyn; das Volk strömt Carl Eduard entgegen und verfolgt ihn mit seinen Beifallsäußerungen, wie es ihm als Volk zukömmt, eigen ist und Spaß macht; die Damen von Edinburg, eben so wie die Damen von Perth, werden es nicht müde, den hübschen blonden Ritter auf seinem braunrothen Rosse und mit der weißen Rose der Stuarte an seiner Mütze zu bewundern: das war etwas für das Volk und für die Damen. Was die reinen Schotten betraf, die träumten einmal wieder von der Unabhängigkeit Schottlands. Unter diesem Festgetöse, unter diesem Jubelgeschrei that das alte Schloß von Holy-Rood, nach einer sechszigjährigen Einsamkeit und Trauer, sich noch einmal auf, um einen Stuart aufzunehmen. Edles und altes Schloß! es war noch mit den Bildnissen der langen Folge von Königen, dem poetischen Stolze Edinburgs, geschmückt. Carl Eduard konnte sich in den Sessel der Maria Stuart setzen, sich in ihr Bett schlafen legen. Welch sonderbare Dinge würde dies Schloß erzählen können! Wer würde es Ludwig XV. wohl gewelssagt haben, daß dies Schloß einst die Trümmer seiner eigenen Familie aufnehmen würde?

So lange diese Geschichte nun nicht ernster wird, wollen wir sie demnach erzählen, wie sie sich zugetragen hat, ohne Unruhe, ohne Schrecken. Es rührte dies von der Erziehung des Prinzen und von den poetischen Eindrücken der Hochländer her. Der Prinz war nach der Erfahrung, die er aus den Büchern und am französischen Hofe gesammelt hatte, überzeugt, ein Königreich könne niemandem anders angehören als seinem Herrn durch göttliches Recht, und England, Schottland und Irland könnten ihm schon nicht entgehen, wenn er den Willen habe, es wiederzunehmen. Was die Hochländer betriffe, so hielten sie sich doch, obwohl oft besiegt, vor der Vernichtung geschützt, und dann fälleten sie, ohne es zu wollen, ein Urtheil, das vielen Legitimisten verderblich seyn muß; sie meynten, der König Wilhelm müsse in seiner Eigenschaft als Usurpator ein gnädiger Fürst seyn, willig zum Verzeihen, &c. So raisonnirten die bürgerlichen Soldaten des Prätendenten.

Inzwischen landete der gute Sir John Cope im Hafen von Dunbar, siebenundzwanzig Meilen von Edinburg. Von Inverneß nach Aberdeen gelangt, hatte der englische General dort Transportschiffe zu seiner Verfügung vorgefunden und ein günstiger Wind hatte ihn den Häfen von Schottland zugeführet. Am 19. September verließ die englische Armee Dunbar, um, sechszehn Meilen weit von Edinburg, in der Ebene von Haddington zu campiren. Als Carl erfuhr, daß der General ihm so nahe sey, da beschloß er, ihm entgegenzugehen und ihm so den halben Weg zu ersparen.

So geschah es, und am 20. standen sich die beiden Armeen einander gegenüber. Mit Anbruch des Tages sah Sir John die Hochländer anrücken; es dämmerte kaum, und der Nebel lag noch auf den Gebirgen. Die Hochländer zogen ihre Claymores und stürzten auf die Rothröcke ein. Da entspann sich ein furchtbarer Kampf, Mann gegen Mann; aber bald räumte die englische Cavallerie das Feld, und nun war es mit den Engländern aus. Da hätte man sehen sollen, wie ein Bergschotte, hoch wie eine Eiche, mit einer Sense die Köpfe herumtermähte, als ob es Aehren gewesen wären. Ein junger Hochländer, dem noch kein Bart

Digitized by Google

gewachsen war, erschlug allein vierzehn englische Soldaten. Endlich ward die Flucht allgemein und die Straße, auf welcher die Engländer ihr Heil suchten, heißt noch heutiges Tages John Cope's Weg. Die Hochländer verloren nur dreißig Mann in der Schlacht von Preston.

Darnach kehrte die Armee des Prätendenten triumphirend nach Edinburg zurück. Ihre Dudelsackpfeifer zogen voraus und spielten die Lieblingsarie der alten Cavaliere der Restauration:

„Der König nimmt sein Königreich aufs Neue in Besitz."

Ihnen folgten die siegreichen Clans mit den dem Feinde abgenommenen Fahnen; hinterdrein zog gesenkten Hauptes eine Armee von Gefangenen, eben so zahlreich wie ihre Sieger.

Aber trotz des Sieges von Preston war es nicht mehr das Schottland von Wallace, von Bruce und dessen Nachfolgern; es war nicht mehr dasselbe Schottland, das hunderttausend Mann gestellt hatte, um zu Flodden-Field mit Jacob IV. zu sterben. Die politische Vorsicht hatte die Bewohner der Niederungen besser geleitet, als es mit den wilden Hochländern der Fall war. Die Parteien hatten dies Königreich, das früher nur eine Partei hatte, gespalten. Eben so war die Vendee von 1833 eine andere als die Vendee von 1793.

Carl Eduard blieb einige Zeit König zu Edinburg, in dem Schlosse Holy-Rood, auf Verstärkungen wartend. Die Verstärkungen trafen nur langsam ein: Lord Ogilvy führte sechshundert Mann, Gordon von Glenbucket deren vierhundert herbei; Lord Forles kam mit sechs Compagnieen Fußvolk und einer Schwadron Reiterei an. Endlich erschien eines Morgens, in schönem Sonnenschein, heiteren Gesichts und lächelnd, auf einem weißen Rosse, Miß Jenny Cameron an der Spitze ihres Clans. Miß Jenny war jung und schön; sie trug ein grünes Amazonen-Gewand mit einer schaelachrothen Einfassung und goldener Stickerei. Miß Cameron ist der Gegenstand mancher Balladen gewesen. Mit einer solchen Heldin, keusch, hübsch und muthig, lassen sich schon vortreffliche Balladen machen; doch ist eine solche Verstärkung allein selten hinreichend, eine Restauration auszuführen.

So waren die Verstärkungen Carl Eduards beschaffen. Mit einer solchen Armee war es noch nicht leicht, eine Gegenrevolution durchzusetzen. Vergebens wandte der Prätendent seine Blicke nach dem Hofe von Frankreich. Die Energie Ludwigs XV. hatte sich in der Schlacht von Fontenoy erschöpft. Zurückgekehrt zu seiner alltäglichen verliebten Sorglosigkeit, fühlte dieser egoistische König sich nicht versucht, sie wieder zu verlassen, um an die Kosten und die Wagnisse einer fremden Restauration zu denken. Was ging auch Ludwig XV. der künftige König von England an, ihn, der sich so wenig darum bekümmerte, wer nach ihm König von Frankreich seyn würde.

Seitdem haben wir diesen königlichen Egoismus auf so manchem europäischen Throne sitzen sehen.

Frankreich war damals in den letzten eleganten Liebeshändeln, womit seine Könige sich beschäftigten. Die Frau von Pompadour hielt zwischen ihren Rosenfingern, wie es im alten Styl heißt, den Scepter ihres königlichen Liebhabers. Ehvisy hatte Versailles den Rang abgelaufen. Alles, was die königliche Geliebte in Vorschlag zu bringen wußte, beschränkte sich darauf, dem Prinzen Eduard den Herrn von Richelieu zu Hülfe zu schicken, der seine Proclamationen durch Voltaire abfassen ließ. Schon einmal war der Königin Henriette in dem Herren von Lauzun ein ähnlicher Beistand zu Theil geworden: Herr von Lauzun und Herr von Richelieu, die beiden frivolsten Leute unter den Großen des alten Hofes, abgesandt, der Eine, um gegen eine Revolution anzuringen, der Andere, um sie über den Haufen zu werfen! Es ist dieses eine der bittersten Verhöhnungen, welche Ludwig XV. und die Frau von Pompadour sich erlaubt haben.

Nur ein Edelmann der Provence, der Marquis von Eguilles, war der Einzige, der aus Frankreich dem jungen Prinzen incognito zu Hülfe kam. Um seine Ueberfahrt zu bewerkstelligen, sah der Marquis von Eguilles sich genöthigt, sich eines englischen Schiffes zu bemächtigen. Das war denn alles, was Frankreich für den Prätendenten that. Daraus kann man sich die Lehre ziehen, daß man, um eine Restauration zu versuchen, nicht auf seine intimsten Freunde rechnen darf, wenn nicht ihr Interesse wesentlich dabei im Spiele ist.

So hatte Carl Eduard nach sechs Wochen Wartens, nach sechs Wochen des Ruhmes nur eine Armee von sechstausend Mann zusammenbringen können. Freilich drangen die Jacobiten Englands in ihn, daß er seinen Marsch beschleunigen sollte, indem sie ihm versprachen, daß sie sich erklären wollten, sobald der rechte Augenblick gekommen sey, das heißt mit andern Worten, wenn keine Gefahr mehr dabei war: „Es lebe der König Jacob!" zu rufen.

Der Prätendent beschloß demnach, bis an die Ufer der Tweed vorzurücken und von dort einen Aufruf an die englischen Royalisten zu erlassen, wie er einen Aufruf an die schottischen Royalisten erlassen hatte. Das hieß dieselbe Sache zweimal, oder anderthalbmal zu viel, in Frage stellen.

So brach man denn unter Sang und Klang nach England auf. Denn an Gesängen hat es den Jacobiten nie gefehlt: sie haben deren für alle ihre großen Männer, für alle Momente ihrer Geschichte gemacht; sie haben Gesänge auf ihre Niederlagen, Gesänge auf ihre Siege gehabt; ihre ganze Geschichte ist ein langes Gedicht, in allen Weisen der Freude und des Leids gesungen. Sie sangen also diesmal: „von ihrem Carlchen, „angekommen in der Stadt mit einer eleaden blauen Mütze, nun aber „geputzt mit einem schönen Hute mit einem Reiherbusch! Vorwärts „Du tapferer Carl; setze Deinen Hut aufs Ohr, Carl, mein Sohn!"

Und so zogen sie gerade vorwärts. Sie glaubten, es ginge auf London.

Aber was that Georg II. unterdessen? Georg II. that, was alle die Fürsten thun, die die Krone eines andern tragen: er war zitternd des Befehls des Volkes gewärtig, das ihnen dies Benehmen gegeben hat. Die königlichen Emporkömmlinge haben das Eigenthümliche, daß sie es nicht wagen, einen eigenen Willen zu haben; Kinder des Zufalls, erwarten sie, was der Zufall will. Georg II. begann also damit, daß er das Parlament zusammenberief; das Parlament folgte dem Rufe und versammelte sich um den König. Glücklich, wieder zu ihrem Einfluß zu gelangen, versammelte sich die anglicanische Geistlichkeit und declamirte gegen Carl Eduard. Der Herzog von Cumberland, der Sohn Georgs, der Held von damals durch einen einzigen Sieg, den er eben zu rechter Zeit davongetragen, ward zurückgerufen von der Niederlage, die er zu Fontenay erlitten hatte. Carl Eduard zog unterdessen immer weiter.

Zuvörderst nahm er die Stadt und das Castell von Carlisle ein, eine nützliche Eroberung, die ihm Waffen und einige Pferde verschaffte. Von Carlisle zog er, immer zu Fuß, auf harter Erde schlafend, ganz Soldat mit den Soldaten, sehr geliebt und guten Muthes, nach Preston.

Von Preston setzte die Armee ihren Marsch auf Manchester fort, eine sehr volkreiche und sehr begüterte Stadt, die von einem Sergeanten, einem Tambour und einem Mädchen eingenommen ward. Dieser Marsch war, wie man sieht, stets ein Fest- und Triumphzug.

Von Manchester ab wandte die Armee sich nach Derby, wo sie am 4. December einzog. Die Stadt war darob wenig verwundert. Es war dieses schon eine egoistische Stadt, die sich stark genug fühlte, um sich durch politische Leidenschaften nicht in Unruhe versetzen zu lassen, sobald sie es nicht wollte. Der Dichter Gray entwirft in einem Briefe, den er an Horace Walpole schrieb, eine Schilderung von London zu jener

Digitized by Google

Zeit, die höchst auffallend auf das Paris unserer Tage paßt. Es heißt darin: „Wir sind hier Leute, die sich um die Gefahr so wenig bekümmern, „als ob es sich um die Schlacht von Canäa handelte. Als es bekannt „wurde, daß die Schotten zu Stamford, dann zu Derby seyen, da hörte „ich Leute, die bei vollee Besinnung waren, sagen, sie wollten sich eine „Postchaise miethen, um auf die Landstraße zu fahren und Carl Eduard „mit seinen Beegschotten vorüberziehen zu sehen." — Ein anderer Zeitgenosse von damals erzählt, nue die Krämee in London wären die Einzigen gewesen, welche bei der Annäherung des Prinzen Eduard wirklich Angst gehabt hätten.

Da muß man in der That gestehen, daß dies ganz auf unser Paris paßt. Wenn man z. B. zu ihm sagte: „So eben zieht auf der Straße von Fontainebleau ein Prinz heran, jung und schön, in einer fremden Uniform, ihm voeauf zweihundert Dudelsackpfeifer, umgeben von barbarischen Poeten, die Kriegs- und Lirdesliedee singen, und hinterdrein sechstausend Hochländer von hehrem Wuchse," so kann man überzeugt seyn, daß bald kein Fiaker mehr zu haben seyn würde. Die Straße Saint-Denis würde allerdings ihre Laden schließen; aber mehr als ein Krämer würde seine Boutike nur deshalb schließen, um auch seinen Antheil an dem Schauspiel zu haben, und die übrigen Laden dürften mehr aus Besorgniß vor den Feinden von Innen als aus Furcht vor dem schönen Prinzen und seinen Hochländern geschlossen werden. Ein merkwürdiges Fortschreiten der Völker, das sie jede Sache aus dem Gesichtspuncte eines Schauspiels nehmen läßt. Die Armee dee Verbündeten steht, von Waterloo kommend, voe den Thoren von Paris; da stellt Paris sich ans Fenster, um die Armee vorüberziehen zu sehen. Alle die Fürsten, die man vorbeipassiren sieht, Oesterreich, Rußland, Preußen, England, haben ihre schönsten Uniformen nue deshalb angelegt, ihre muthigsten Pferde nur deshalb bestiegen, um der Stadt ein Vergnügen zu machen, die ihrer Parade beiwohnt. Der Circus von Franconi ist vielleicht die einzige Stätte, wo es an diesem Tage ein wenig traurig hergeht. Die Armee der Verbündeten hat Paris mit den Militair-Evolutionen, mit brodirten Kleidern, mit Generalen, mit Geschütz und mit Kalmücken bekanntgemacht. So hat sie den Kunstreitern, den Pferden und den Uniformen des Franconi großen Abbruch gethan.

Wenn die Hauptstädte es bis zu diesem Geade der Sicherheit gebracht haben, so darf man versichert seyn, daß sie stark, daß sie reich, daß sie mächtig, daß sie frei sind und daß sie aus sich selbst leben, welches auch ihre Fahne, ihre Meynung, ihee Faebe seyn möge.

Es gab also nue einen einzigen Gentleman zu London, der Furcht hatte, nämlich der König; er hatte auch factisch allein etwas von Carl Eduard zu besorgen, wae der Einzige, der etwas zu verlieren hatte. Die Geschichte erzählt, der König Georg habe, ganz außer sich, alles zur Flucht vorbereiten lassen. Unter andern derartigen Vorbereitungen belud Georg seine Jachten mit all den Kronschätzen, um den Schmuck des Königthums bei dringlichee Gefahr mit sich nach Holland nehmen zu können. Der König Georg hat sich in seinen Vorsichtsmaaßregeln nicht minder als in seiner Furcht mehr einem Krämer ähnlich gezeigt, als der kleinste Londoner Krämer. Die Diamanten mitnehmen, wenn man eine Krone verliert, ein Königthum im Stich lassen, indem man auf einem mit Gold befrachteten Schiffe flieht, das eelebt man bei den Königen nicht, die schon Könige seit langer Zeit sind. Statt irgend etwas mit sich fortzuführen, werfen diese lieber ihr goldnes Siegel ins Meee, wie es dee König Jacob gethan, oder sie strecken die Hand aus, wie König Carl X., um von Meudon nach Cherbourg gelangen zu können.

Es ist das Eigenthümlicher der Könige, die sich respectiren, in der Königswürde nur das Königthum selbst zu sehen. Ich meines Theils kann diesen Zug am Könige von Holland nicht hassen. Der König Leopold I., einer der Könige des Zufalls, denen es sehr schwer werden dürfte, sich selbst über ihee unglaubliche Erhebung Rechenschaft abzulegen, hatte geglaubt, es recht gut zu machen, wenn er seinem Vorgänger einige weethvolle Gemälde, die er in dem Pallaste und im Muséum zu Brüssel vorgefunden, zurückschickte. Der König von Holland ließ diese Bilder aber auf der Stelle nach Brüssel zurück spediren, mit der Erklärung, er wundere sich sehr, daß man es gewagt habe, sie von der Stelle, wo er sie habe hinhängen lassen, und wo ee sie bei seiner Wiederkunft wieder vorzufinden hoffe, wegzunehmen.

Das Glück (dies ist das Wort, dessen man sich stets bedient, wenn man keinen andern Grund anzugeben weiß.) wollte nicht, daß Carl Eduard den Geiz und die Bedächtigkeit des Königs Georg auf diese Probe stellen sollte. Die Gefährten des Prätendenten wollten nicht weiter gehen als bis nach Derby. Carl mochte sie, mit Thränen in den Augen, noch so sehr darum bitten: sie beharreten fest in ihrer Weigerung. Demzufolge ging man über den Tweed zurück, und das Volk zu London, als es sich seines Schauspiels beeaubt sah, wandte sich wieder dem Könige Georg zu, der seine ganz beladene Jacht nach dem Hafen zurückkehren ließ.

Carl Eduard hatte seine Lage ganz richtig beurtheilt. Er wae von dem Augenblick an verloren, wo er einen Rückschritt that; Unternehmungen der Art, die außer allen Regeln liegen, wollen im Sturmschritt ausgeführt seyn. Man muß vor allem dem Volke gefallen, das die Palme reichen soll, und seinen Rivalen Furcht einflößen; man muß ohne Balancierstange auf dem straffen Seile des Bürgerkrieges tanzen. Man muß die schwebende Masse der Gleichgültigen und der Politiker, die Leideigenen des Umstandes, wie Milton sie nennt, für sich haben. Wir haben mehr als ein Beispiel von den unerhörten Unfällen, welche unerhörten Erfolgen folgen, wie dies Masaniello beweist.

Es ist wohl wahr, daß Carl Eduard noch die Schlacht von Falkirk gewann; aber was konnte ihm eine Schlacht nützen, da er London den Rücken zukehrte? Es ist das noch eine allerliebste Schlacht, die Schlacht von Falkirk! Seinen Rückzug vergessend, durchlief der Prinz seine Armee mit vor Freuden funkelnden Augen. Von Zeit zu Zeit schaute er nach der englischen Armee hinüber, und sagte: die sind unser! Er fand an der Spitze dee Camerons von Glendessery die schöne Jenny Camron, den niedlichen Obersten, den ee mit seinem Degen salutirte. Nach einem nur schwachen Widerstande räumte die englische Armee das Feld; Carl Eduard blieb Sieger. Es war dieses einer dee Siege, wie er sie nur erlangen konnte; vollständig, aber nutzlos; glorreich, aber ohne Resultat. Es ist dieses ein großer Nachtheil für alle Prätendenten, die noch kommen mögen: sie können ihre Siege nicht benutzen; sie müssen gleich den ersten begnadigen, dee die Waffen von sich wirft — sie kämpfen mit einem stumpfen Eisen; sie feuern blind, wäheend man mit Kugeln auf sie schießt; und am Abend der Schlacht, wenn sie einen Gefangenen gemacht haben, haben sie nichts Eiligeres zu thun, als ihe Abendbrodt mit ihm zu theilen und ihn um Verzeihung zu bitten.

Hier erzählt Herr Amadäus Pichot nach noch nicht in den Druck gegebenen Denkwürdigkeitrn die Geschichte der Liebschaften des Carl Eduard mit der schönen Elementine Walkensham. Sie hatten sich einander gelobt, ihe gemeinschaftliches Glück theilen zu wollen, er das seinige mit ihr auf dem Thron, sie das ihrige mit ihm in der Verbannung. Arme Elementine!

Die Nachricht von der Schlacht von Falkirk gelangte an einem Tage nach London, wo eben Empfang im Pallaste von St. James wae. Es malte sich Niedergeschlagenheit auf allen Gesichtern. Man kam einstimmig zu dem Beschluß, den Herzog von Cumberland zur Hülfe der Monarchie herbeizurufen. Der Herzog Wilhelm war ganz der Sohn eines Königs, der nicht legitim ist. Er war ein großer Mann in der

Digitized by Google

Weise seiner Familie; der Soldat hielt viel auf ihn, weil er umgänglich war und nicht viele Umstände machte; übrigens hatte er im Kriege noch kein Glück gemacht und war stets geschlagen worden. Der Herzog Wilhelm hatte bald Edinburg erreicht; von Edinburg brach er mit einer Armee von zehntausend Mann nach Stirling auf. Diese Armee streckte, als sie abzog, ein altes Schloß, die Wiege der Maria Stuart, in Brand. Unterwegs ward dem Herzoge mehr als ein Zeichen der Verachtung zu Theil, er mußte mehr als ein beleidigendes Wort vernehmen. Es ging so weit, daß eine Schottländerin, welcher der Herzog eine Kußhand zuzuwerfen sich erlaubte, ihm ihre Indignation darüber in einer höchst energischen Weise kundgab. Das junge Mädchen wäre sicher nicht so grausam gegen Carl Eduard gewesen.

Ich brauche wohl nicht erst die Schlacht von Culloden zu beschreiben; es war dieses eine vollständige, unermeßliche, nicht wieder wett zu machende Niederlage, ein wahres Waterloo. Carl Eduard schlug sich mit großer Wuthe; der Herzog Wilhelm machte alles nieder, was ihm unter die Hand kam. Der Prätendent von Rechts wegen auf drei Königreiche mußte für immer vor dem fliehen, der factisch König war. Culloden war das Waterloo der englischen Legitimität. Von diesem Tage ab ist von den Stuarten nicht mehr die Rede gewesen.

Nach der Schlacht benahm der Herzog von Cumberland, berauscht von dem Blute der Jacobiten, sich wie ein ächter Kannibale und erwarb sich in jeglicher Weise den Beinamen des Schlächters, der ihm von seinen Zeitgenossen gegeben ward und den die Geschichte ihm gelassen hat. In dem Maaße, wie Carl Eduard sich mild und menschlich gegen die Besiegten bewiesen hatte, in demselben Maaße zeigte der Herzog Wilhelm sich erbarmungslos und grausam. Am Tage nach der Schlacht von Culloden durchstreifte der Herzog das Schlachtfeld, um den Dunst der Leichen einzuhauchen und die Verwundeten erschlagen zu lassen, die noch athmeten. Es ist vorbei; Schottland muß diesem letzten Siege des Hauses Hannover erliegen. Feuer und Schwerdt, Raub und Angebereien hausen nun in diesen edlen Gebirgen. Die Köpfe der Vornehmsten und Edlen werden heruntergeschlagen oder vogelfrei erklärt. Unter andern Festen gab der Herzog seinen Soldaten das Schauspiel eines Auto-da-fé's an vierzehn Dragonern von Carl Eduard, die durch Henkers Hand lebendig verbrannt wurden!

(Der Beschluß folge.)

Ueber die Erziehung der Blinden.

(2.)

Es war im Jahre 1784, als Herr Valentin Hauy, ein wohlthätiger Mann voll Enthusiasmus, in seinem eigenen Hause zu Paris eine Schule für den Unterricht junger Blinden stiftete und einrichtete. Die mehrsten seiner Zeitgenossen betrachteten ihn als den Erfinder der Methode, die er darin einführte, indessen hätte man ihm diesen Namen wohl streitig machen können; denn, nach dem Bericht einer Commission der französischen Akademie, „gleicht sein System sehr dem des Blinden von Puisaux; seine Methode um die Geographie zu erlernen, ist die des Herrn Weissenburg und vor ihm hatte Herr Lamourour erfunden, die Noten der Musik in erhabener Arbeit (en relief) zu bilden und so durch die Betastung zu lehren."

Wie dem auch sey, so hat Herr Hauy den Titel Vater der Blinden wohl verdient, den man ihm wegen der aufgeklärten Fürsorge gab, die er, während seines ganzen Lebens, rastlos für die Unglücklichen übte. Er war es, der die Manier, zu ihrem Gebrauche zu drucken, erfand, ein Verfahren, das darin besteht, den Körper jedes Buchstabens, mittelst eines starken Druckes oder Pressung auf dickem, substanziösen Papier, hervortreten zu machen. Die Blinden lesen, indem sie die Fingerspitzen über diese Erhabenheiten führen.

Als die ersten Resultate dieser Methode in Paris bekannt wurden, so war Erstaunen und Bewunderung allgemein. Alle Classen der Gesellschaft wollten der entstehenden Anstalt ihren Tribut entrichten. Einige Zeit lang war es eine Art Modewuth; Geschenke strömten von allen Seiten zu und der fromme Begründer eilte, ein Haus anzukaufen, das er mit jungen Blinden füllte. Aber, wie das fast immer geschieht, der Enthusiasmus erkaltete eben so schnell, wie er entstanden war, und das Institut konnte sich auf seinen ersten Grundlagen nicht erhalten; die armen Zöglinge hatten zuletzt Mangel am Nothwendigen und die Anstalt befand sich in der kritischesten Lage, als die constituirende Versammlung sie unter ihren Schutz nahm. Seit dieser Epoche ist sie der französischen Regierung zur Last geblieben.

Unterdessen ermüdeten die Bemühungen des Herrn Hauy nicht. Seine wohlthätige Stimme hallte an dem Fuße aller Throne von Europa wieder. Berufen von dem Kaiser von Rußland, um zu Petersburg eine Blinden-Anstalt zu gründen, begab er sich ohne Aufschub in diese Hauptstadt, von einem seiner besten Schüler *) begleitet. Von Petersburg ging er nach Berlin; und nachdem er in diesen beiden Hauptstädten **) zwei ähnliche Institute, wie in Frankreich, eingerichtet, kam er nach Paris zurück. Einige Zeit nachher überraschte ihn der Tod mitten in seinen edlen Arbeiten.

Der hochherzige Impuls, den Herr Hauy gegeben, pflanzte sich von einem Ende Europa's zum andern fort. Amsterdam, Wien, Dresden, London, Liverpool, Edinburg, Neapel und Madrid selbst errichteten in ihrer Mitte Erziehungshäuser für Blinde. Einige dieser Institute, gegründet in einem Augenblicke des Enthusiasmus, sind wieder eingegangen: zu diesen gehören das von Madrid und Amsterdam, die man jetzt nur als Krankenhäuser betrachten kann. Die andern, glücklicher und wirksamer beschützt, haben sich in ihrem ursprünglichen Gedeihen erhalten; aber keins derselben (?) ist doch zu dem Grade von Vollkommenheit gelangt, den man hoffen durfte.

An der Spitze aller dieser philantropischen Anstalten muß man mit Recht die nennen, die den andern zum Vorbild gedient hat; das Institut der jungen Blinden von Paris muß man nicht mit der Anstalt verwechseln, die in derselben Stadt, unter dem Titel: hopital des quinze-vingts, von Ludwig dem Heiligen, bei seiner Rückkehr aus Palästina, gestiftet worden ist, um die Soldaten der Kreuzzüge, die bei dieser unglücklichen Expedition das Gesicht verloren, aufzunehmen. Das Institut der jungen Blinden ist speciell zur Erziehung dieser Unglücklichen bestimmt: man nimmt darin nur Kinder von zehn bis vierzehn Jahren auf und es zählt deren ungefähr hundert. Die größte Thätigkeit herrscht darin; wohin man nur seine Blicke wende, so sieht man Werkstätten von verständigen Kindern besetzt, die unter der Leitung von gleich ihnen blinden Meistern arbeiten, während andere mit Aufmerksamkeit den Unterricht der Lehrer anhören, die vormals ihre Mitschüler waren. Über die Glocke erschallt: sie verkündet die Stunde der Erholung; sie eilen in die weiten Laubengänge des Gartens, wo man sie verwundert sich verfolgen, sich geschickt ausweichen und sich haschen sieht.

Bald folgt eine wichtigere und nützlichere Erholung nach — neue Glockentöne haben dazu gerufen; die frohe Menge drängt sich in den

*) Herr Fournier, der jetzt in Versailles wohnt.

**) In Berlin ist es jetzt der eben so geniale als mit rastlos wohlthätiger Sorge wirkende Professor Zenge, welcher der dort lange mit großen Opfern von ihm unterhaltenen Blinden-Anstalt, nun von der Regierung unterstützt, rühmlich vorsteht. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Musik-Saal. Jeder bringt sein Instrument und nimmt seine Stelle ein; nichts fehlt dem Orchester: da sieht man die gesangreiche Flöte, die durchdringende Querpfeife, die Geigen und Bässe, die Hörner und Hautbois, Trommel und Becken; das Signal wird gegeben, der erste Bogenstrich erklingt und in den Verein der Instrumente mischen sich rührende Stimmen, deren süße Harmonie eine Hymne der Freude und der Dankbarkeit bildet.

Das ist das interessante Schauspiel, das sich dem darbietet, der das Institut der jungen Blinden von Paris besucht. Warum müssen, nach dem ersten Ueberblicke, einige Schatten den Glanz des Ganzen verdunkeln? Aber bevor wir diese Frage verhandeln und angeben, was uns aufgefallen ist, wollen wir die Beschreibung einer Anstalt vollenden, die der Theilnahme und der Bewunderung aller Menschenfreunde so würdig ist.

Wir haben gesagt, daß man nur Kinder von zehn bis vierzehn Jahren darin aufnähme. Ihr Aufenthalt im Institut ist auf acht Jahre bestimmt. Während dieser ganzen Zeit erhalten sie eine vortreffliche intellectuelle Erziehung: man cultivirt sorgfältig und vorzugsweise ihre Anlage zur Musik; außerdem bildet man sie zu Handarbeiten verschiedener Art.

Die Bibliothek der Anstalt besteht aus etwa vierzig en relief gedruckten Werken: das sind Grammatiken der französischen, lateinischen, englischen und italienischen Sprache ꝛc., gewählte Stellen aus den besten Schriftstellern alter und neuer Zeit. Sie enthält auch geographische Karten, die zum Gebrauch der Blinden eigen gemacht sind, aber auf eine Weise, die uns eben nicht schaefsionig geschienen hat. Dies Verfahren besteht darin, einen Messing-Draht auf allen Abtheilungen einer Karte zu befestigen, und sie, so zubereitet, mit einer andern ganz gleichen zu bedecken. Die Abtheilungen dieser letztern erscheinen dann en relief. Wie verschaffen uns in unsern amerikanischen Instituten *) treffliche Karten en relief, indem man die erweichte Pappe auf eine Metall-Platte drückt, worein man die Gränzen der Provinzen, den Lauf der Flüsse, die Lage der Städte ꝛc. tief eingegraben hat.

Die Musikalien werden auf dieselbe Weise gedruckt, wie die verschiedenen Erziehungswerke. Aber das vortreffliche Gedächtniß der Zöglinge macht größtentheils diesen Aufwand unnöthig: denn sie lernen sehr schnell die längsten und schwersten Stücke auswendig.

Die geometrischen Figuren werden nach dem nämlichen Verfahren wie die geographischen Karten verfertigt. Wir haben bemerkt, daß man sich noch der von Heren Hauy erfundenen bediente, die uns sehr mangelhaft geschienen: sie haben eine so beträchtliche Größe, daß der Schüler gezwungen ist, sie mit beiden Händen in entgegengesetzte Richtung zu betasten, um das Ganze der siebenundvierzigsten Aufgabe des Euklides zu fassen. Nun weiß man aber, daß, je kleiner die Figuren sind, ihr Studium desto wenigee Schwierigkeiten darbietet.**)

Das Werkzeug, mit dessen Hülfe man den Kindern die Arithmetik lehrt, läßt noch viel zu wünschen übrig. Es besteht aus einer Fläche, auf welcher sich viele viereckige Kasten befinden, die symetrisch geordnet und bestimmt sind, die einen füe die Einheiten, die andern für die Zehner ꝛc. In diese Kästchen legt man eine Art Würfel von Metall, deren obere Fläche die Figur der Einheiten 1, 2, 3, 4 ꝛc. trägt. Nehmen wir an, der Zögling wolle 25 schreiben: er sucht hierzu zuerst den Würfel, der die Ziffer 2 trägt und legt ihn in einen der für die Zehner bestimmten Kasten; dann macht er dieselbe Operation mit der Ziffee 5. die er hinter die erste setzt. Auf diesem Wege kann man zu allen Zahlen-Combinationen und zu den längsten arithmetischen Operationen gelangen.

Ein Zögling dee Schule von Edimburg hat diese Methode bedeutend vereinfacht; er ist auf den Einfall gekommen, die zehn Charaktere nur durch zwei zu ersetzen. Wir wollen versuchen, einen Begriff von seiner Verfahrungsweise zu geben. Einer der Typen oder Würfel trägt auf seiner sichtbaren Fläche oder Außenseite, statt der Figur von Ziffern, einen Punct in einem ihrer Winkel; wenn dee Würfel in den Kasten gelegt ist, dergestalt, daß sich dee Punct im linken Winkel der obern Linie befindet, so bedeutet er 1. Dreht man den Würfel um und der Punct befindet sich im rechten Winkel der untern Linie, so bedeutet er 3. — In einem der beiden andeen Winkel drückt er zwei andere ungleiche Ziffern, 7 und 9, aus. Der nämliche Würfel bietet auf seiner entgegengesetzten Fläche einen andern Punct dar, dessen man sich bedient, um die gleichen Zahlen auszudrücken. Dieser Punct ist nicht in einem der Winkel angebracht, sondern auf der zwischen dem einen und dem andern befindlichen Stelle oder Raume: er bedeutet 2, 4, 6, 8, je nach der Seite, nach welcher er sich dreht; und so hat man vier gleiche und vier ungleiche Zahlen, mittelst eines einzigen Würfels, dargestellt. Nun giebt es noch einen andern Würfel mit einer leeren Fläche auf der einen, und einem Punct in der Mitte der andern, entgegengesetzten Seite. Wenn er so gelegt ist, daß man den Punct sieht, bedeutet er 5, und wenn er im Gegentheil die leere Fläche darbietet, so bedeutet ee Null.

Wenn daher der Schüler die Zahl 5,075 setzen will, so wird er zuerst den Würfel nehmen, der einen Punct in der Mitte trägt und ihn in den Kasten legen, so daß sich der Punct dem betastenden Finger darbietet; er wird hernach einen glrichen Würfel daneben legen, aber umgekehrt, d. h. mit der leeren Fläche nach oben, und er hat 50. Dann wird er einen Würfel der ersten Art in den folgenden Kasten legen, so nämlich, daß der Punct in einem seiner Winkel, im rechten Winkel dee untern Linie steht. Nun wird er 507 lesen. Dann bleibt ihm nur noch übrig, zur Rechten dieser letzten Ziffer einen andeen Würfel zu legen, in der dee Zahl 3 angewiesenen Stellung, die wir oben bezeichnet haben.

Dieser Verbesserung hat ein amerikanischer Zögling oder Schüler eine neue Vervollkommnung hinzugefügt. Man begreift, daß, indem man mit den Fingern über eine Oberfläche einer gewissen Zahl von Würfeln hingleitet, es schwer wird, zu unterscheiden, ob dieser Punct im Winkel (?) zwischen zwei Winkeln oder im Mittelpuncte eines Würfels steht. Der Schüler, von welchem wir sprechen, hat diese Unfüglichkeit beseitigt, indem er die Zeichen der Ziffern veränderte. Statt die 3 und 4 nur durch eine kleine Differenz der Stellung des Punctes zu unterscheiden, drückt er die erstere durch eine Art von troma aus; um die 5 zu bezeichnen, substituirt er dem im Mittelpuncte des Würfels stehenden Punct eine Diagonal-Linie, die von einem Winkel zum andern läuft. Mit Hülfe dieser Veränderungen herrscht zwischen den verschie-

*) Der gegenwärtige Artikel ist aus dem North American Review, das zu Boston herauskommt, gezogen. Es ist ohne Zweifel der Doctor Howe, Stifter des Blinden-Instituts dieser Stadt, der, nach einer langen Reise durch Europa, die vorzüglichsten Elemente dieses interessanten Aufsatzes geliefert hat.

**) Seit einem Jahre ungefähr werden die geographischen Karten und die geometrischen Figuren, deren man sich in dem Blinden-Institut von Paris bedient, wie die Bücher en relief gedruckt. Wir haben die Karte von Europa, die nach dem Vorbilde des Atlas von Brué in diesem neuen System ausgeführt worden ist, sorgfältig untersucht; die Inseln, die Hauptstädte und die vorzüglichsten politischen Abtheilungen sind darauf mit der größten Genauigkeit angegeben. Was die geometrischen Figuren anbetrifft, so sind sie hinsichtlich ihrer Ausdehnung so reducirt, daß das Quadrat der Hypothenuse nicht vier Zoll hoch ist. Diese wichtigen Verbesserungen verdankt man den verständigen Bemühungen des Herrn Prigner, des Directors dieser Anstalt, der in diesem Augenblicke eine große Sphäre en relief verfertigen läßt, damit die Lehrer und die Schüler das Ganze und die vorzüglichsten Theile der Erde leichter umfassen können.

Digitized by Google

denen Zeichen ein hinlänglich bezeichneter Unterschied, der ihre Vermischung verhindert.*)

Der Druck der Werke für den Unterricht der Blinden wird in dem Pariser Institut selbst bewirkt; die Zöglinge besorgen die verschiedenen Arbeiten dabei, den Satz, den Druck, den Einband selbst; sie führen diese verschiedenen Operationen fast ohne fremde Hülfe aus; überraschend ist die Geschicklichkeit, mit welcher sie die Buchstaben herausheben und vertheilen.

Wir haben mit der lebhaftesten Theilnahme die Bücher untersucht, deren die Blinden sich bedienen; aber so gern wir dieser schönen Erfindung alles das Lob ertheilen, das sie verdient, bedauern wir doch, daß man nichts gethan hat, um dabei die Verbesserungen einzuführen, deren sie fähig ist: das neue Testament, ganz auf diese Weise gedruckt, würde zehn Bände in Folio ausfüllen. Die Franzosen scheinen zu sehr bei der Maxime des Herrn Hauy stehen geblieben zu seyn: „daß man in allen Dingen die Blinden den Sehenden so sehr nähern und gleichstellen müsse, als möglich.“*) Von diesem Grundsatze ausgehend, haben sie den Büchern der Blinden die Form der unsrigen gegeben und sich zum Drucke der Charaktere bedient, die wir anwenden.

Selbst wenn man die Maxime des Herrn Hauy als wahr voraussetzt, was wir noch nicht zugeben, so haben sich die Fortsetzer derselben mehr an den Buchstaben, als an den Geist gehalten. Es ist, was die Bücher betrifft, nicht möglich, die Blinden mit den Sehenden gleichzustellen, denn sie können sich doch niemals derselben Bücher bedienen. Das hat Herr Gall von Edimburg wohl gefühlt: dieser eifrige Philantrop hat der Verbesserung der französischen Methode beträchtliche Summen geopfert. Aber unglücklicherweise ist er, indem er einen Fehler zu vermeiden suchte, in den entgegengesetzten verfallen. Es ist ihm allerdings gelungen, die Zeilen einander näher zu bringen oder enger zu machen und Raum zu sparen, aber er ist minder glücklich in der Form gewesen, die er seinen Charakteren oder Buchstaben gegeben. Sie sind alle winkelig (angulair), so daß ein Dreieck diesen oder jenen Buchstaben bedeutet, je nachdem sein spitzer Winkel nach dieser oder jener Seite gerichtet ist.

Bei dieser Combination hat Herr Gall den wesentlichen Zweck aus den Augen verloren, den man sich beim Druck für die Blinden vorsetzen muß; daß alle Buchstaben, so sehr als möglich, durch ihre Conformation, und ohne Rücksicht auf ihre respective Stellung, sich von einander unterscheiden müssen. Wenn dasselbe spitzwinkelige Dreieck A oder B bedeutet, nach der Richtung seines spitzen Winkels, so muß der Blinde, bevor er das A und B unterscheidet, zwei Operationen in seiner Seele machen. Zuerst muß er sich der Gestaltung des Buchstabens versichern; wenn er erkannt hat, daß es ein spitzwinkeliges Dreieck ist, muß er auch die Richtung suchen, in welcher der spitze Winkel steht. Man wird sagen, daß diese beiden Operationen mit der Schnelligkeit des Gedankens bewirkt werden; das ist möglich, aber sie wiederholen sich bei jedem Buchstaben und erfordern doch immer eine gewisse Zeit. Das System des Herrn Gall hat daher seinen Zweck nicht erreicht und konnte nicht gelingen.

Herr Hay (den man mit Herrn Hauy nicht verwechseln muß) Herr Hay, ein Blinder und Sprachmeister in der Schule von Edimburg, hat sich eine andere Form der Buchstaben ausgedacht: die seinigen bestehen nicht aus geraden Linien; indessen bietet dieses System dieselben Unfüglichkeiten dar, wie das des Heren Gall, indem die Charaktere eine zu große Aehnlichkeit unter einander haben.

Von allen Methoden aber, die man erfunden hat, ist die unbequemste diejenige, die man in dem Hause von Glasgow befolgt. Die Buchstaben werden durch Knoten repräsentirt, die man in einem Stricke macht; dieser Strick oder Schnur wickelt sich auf und wenn ein Schüler eine Stelle lesen will, so muß er oft das ganze Knauel aufwickeln. Ein Capitel der Bibel würde ein Knauel von der Größe eines Vierundzwanzigpfünders erfordern und die ganze Bibel würde nicht in einer Kirche Platz haben.

Die Kunst für die Blinden zu drucken, ist einer der interessantesten Gegenstände, woran sich das Nachdenken eines Freundes der Menschheit üben kann. Der Hauptvorwurf, den man den Büchern macht, deren sich jetzt die Blinden bedienen, ist, zu massiv und zu kostspielig zu seyn; alle Bemühungen müssen daher dahin gerichtet seyn, sie zu vereinfachen, in einen engern Raum zu beschränken. Nach unserer Ansicht wird das nur gelingen, wenn man die gewöhnlichen Buchstaben verwirft und ein stenographisches System annimmt. In diesem System wird man auf drei Hauptsachen Rücksicht nehmen müssen: 1) in die Form der Buchstaben so große Verschiedenheit als möglich zu bringen; 2) die Formen anzunehmen, die einige Aehnlichkeit unter sich mit den Charakteren haben können, die am seltensten in der Schrift vorkommen, wie das P und das Q; 3) die Buchstaben, deren Gebrauch am häufigsten ist, wie A, E, I, durch das kürzeste und einfachste Zeichen, z. B. durch einen Punct, auszudrücken. Wir hegen die aufrichtigsten Wünsche, daß diese Idee, gereift und befruchtet durch Menschen von Talent, endlich ein Problem löse, wovon die Zukunft einer ganzen Menschen-Classe abhängt.**)

Wir haben es schon gesagt: Nicht bei einem einzigen Besuche des Blinden-Instituts (zu Paris) ist es dem Beobachter möglich, alle Unvollkommenheiten zu gewahren, die in dem gebräuchlichen Systeme existiren. Man verläßt es voll religiöser Bewunderung für den Geist der Menschlichkeit, der, durch die Wissenschaft geleitet, jeden Tag Wunder vollbringt, trotz der unübersteiglichen Hindernisse, welche ihm die Natur entgegenzusetzen scheint. Nur in Folge fleißiger und wiederholter Beobachtungen gewahrt man mit Bedauern, daß diese Kinder, Gegenstände so liebevoller und eifriger Fürsorge, weit entfernt sind, alle die Früchte davon zu ärndten, die sie davon erwarten durften.**)

*) Dies System ist nur eine Reproduction des Systems, welches von einem der blinden Professoren des Pariser Instituts erfunden worden ist; man kann ihm das Verdienst der Erfindung nicht streitig machen, denn seit mehreren Jahren mache er davon Gebrauch, während die amerikanischen Schulen kaum seit einigen Jahren existiren. †) Anm. d. franz. Uebers.

†) Wir bekennen, daß das oben angeführte frühere Verfahren, wenn auch etwas umständlicher, uns doch weit faßlicher und weniger Irrthümern für die blinden Zöglinge unterworfen, überdies noch den Vorzug zu haben scheint, daß es mit der Art der Sehenden, die Zahlen zu setzen und auszusprechen übereinstimmt. Anm. d. Red.

**) Im Allgemeinen scheint uns dies doch aber auch sehr richtig zu seyn und so viel nur immer möglich angewendet werden zu müssen. Anm. d. Red.

*) Ohne Zweifel wäre es zu wünschen, daß man die für die Blinden bestimmten Bücher minder voluminös machen könnte; aber diese Schwierigkeit scheint uns unübersteiglich, denn der Sinn des Gefühls, oder die Fähigkeit des Betastens, ist bei weitem beschränkter, als der Sinn des Gesichts. Die Buchstaben müssen eine gewisse Größe und Dicke haben, damit der Finger sie erkennen könne. Schon sind verschiedene Versuche gemacht worden, aber die geschicktesten Blinden haben die ihnen vorgelegten Charaktere nicht unterscheiden können; man hat daher darauf verzichten müssen. Wir müssen indessen sagen, daß die blinden Professoren des Pariser Instituts zu ihrem Privatgebrauch eine sehr expeditive stenographische Schrift anwenden. Mit der Combination der beiden Zeichen :- geben sie alle Laute unserer Sprache wieder und was dabei merkwürdig ist, das ist, daß sie, nachdem sie diese Abreviatur-Schrift mittelst eines Griffels oder Grabstichels eingegraben oder notirt, sie mit mehr Leichtigkeit lesen, als die sehenden Stenographen. Anm. d. franz. Uebers.

**) Hier überläßt sich der amerikanische Verfasser einer Reihe von Recriminationen gegen das Pariser Institut der jungen Blinden, die wir

Digitized by Google

Wir wollen nicht in eine gründliche Prüfung der andern Institute Europa's eingehen. Wir wollen uns begnügen, das System nur anzudeuten, das jedes derselben befolgt.

Diejenigen dieser Institute, die auf Kosten des Staates unterhalten werden, haben alle eine ausgesprochene Tendenz zur Ostentation. Man bestrebt sich darin, die Erfolge und Leistungen der Schüler mehr zur Celebrität der Anstalt als zum künftigen Glücke der Zöglinge selbst beitragen zu machen. Man bemüht sich mehr, ihnen einen Anstrich von jeder Wissenschaft zu geben, als, sie eine gründlich zu lehren. Die Institute von Petersburg und Amsterdam sind, wie wir schon gesagt, fast nichts weiter mehr, als eine Art Hospitäler: kaum spricht man noch von dem zu Madrid. Das von Neapel, das neuerlich unter die Leitung des Herrn von Rienzy gestellt worden ist, scheint inzwischen gute Resultate geben zu müssen.

Die der Sorgfalt von Privatleuten überlassenen Anstalten sind im Durchschnitt in einer weit blühendern Lage.*) Das von Berlin, das unter der Leitung des Professors Zeune, eines aufgeklärten und liberalen Mannes, steht, hat uns sehr wohl unterhalten geschienen; zu bedauern ist, daß der Director in dem Auffluge seiner Ideen durch die Vorurtheile der ihn umgebenden Personen gehemmt wird; er ist z. B. überzeugt, daß die Blinden die besten Lehrer sind, die man Blinden geben kann, und unglücklicherweise steht es nicht in seiner Macht, sie nach seiner Idee und Füglichkeit anzustellen.

Die Institute Englands sind weit entfernt, in dieser scientivischen Tendenz geleitet zu werden; man hat sich die intellectuelle Erziehung der Blinden darin gar nicht zur Aufgabe gemacht; man beschränkt sich darauf, sie Handarbeiten und etwas Musik zu lehren; die Institute von Liverpool, Glasgow und Edinburg werden nach denselben Grundsätzen geleitet; mit einem Worte, man lehrt die Zöglinge nicht, hinlänglich auf ihre eigenen Hülfsmittel zu zählen und in sich selbst die Mittel zu finden, ihren Platz in der Gesellschaft nützlich auszufüllen.

Inzwischen dürfte es schwer scheinen, dieses Ziel zu erreichen, wenn man beobachtet, durch welche Mittel die Natur bei diesen stiefmütterlich behandelten Wesen das zu allen ihren Operationen nöthige Gleichgewicht herstellt. Ergreifen, entwickeln wir die Hülfsmittel, die sie aufgespart; verlieren wir auch nicht den kleinsten Theil so kostbarer Materialien, und die Schwierigkeit wird besiegt werden. Um das Problem zu lösen, kommt es nur darauf an, mit Aufmerksamkeit die physischen und moralischen Wirkungen zu studieren, die die Blindheit an ihren Opfern hervorbringt. Welches auch die Folgen dieses Sinnen-Mangels auf die Intelligenz des Menschen sey, so viel ist gewiß, daß sie auf eine unheilbringende Weise auf seine physischen Eigenschaften influiet. Es ist einem Blinden schwer, sich den Spielen und Uebungen zu widmen, die den Körper geschmeidigen und stärken; auch sieht man deren viele, die in ihrer Jugend Intelligenz und Thätigkeit verrathen, vor der Zeit altern. Sie werden zuerst unthätig, dann stupid (?) und stirben bald ins Grab, ohne daß ihr moralisches Seyn sich hätte entwickeln können.

Aber indem die Blindheit die Entwickelung der Muskelkräfte und gewisser physischen Facultäten, die davon abhängen, aufhält und hemmt, wirkt sie mächtig zur Vervollkommnung der andern Sinne, die sie in beständige Spannung setzt: Gefühl, Gehör, Geruch der Blinden erlangen oft eine so ausgesuchte Feinheit und Zartheit, daß sie ganz von den Sinnen anderer Menschen verschieden zu seyn scheinen.

Man sagt ziemlich allgemein, daß, „wenn einer unserer Sinne uns genommen wird, er sich in die andern Sinne flüchte.“ Wir haben nicht nöthig, zu zeigen, wie falsch diese Idee ist. Wenn das Ohr des Blinden schärfer hört als das der Sehenden, so geschieht das nicht deswegen, weil er das Gesicht verloren, sondern weil seine Lage ihn zwingt, sein Gehör vorzugsweise zu üben; er gewöhnt sich, von fern zu hören und die verschiedenen Arten von Tönen zu studieren, wie der Matrose sich gewöhnt, ein Segel auf dem Meere, am Saume des Horizontes zu entdecken. Die Menschen im Allgemeinen kennen den Umfang ihrer Fähigkeiten nicht genug; man glaubt nicht, wie sehr man mit Aufmerksamkeit und Uebung ihre Wirkung erhöhen und ihren Bereich erweitern kann. Das ist die Quelle der Wunder, die uns täglich bei den Blinden in Erstaunen setzen.

Das Gehör ist der Sinn, der bei ihnen der größten Entwickelung fähig ist. Man führt davon Beispiele an, die ans Unglaubliche gränzen. Wir haben Blinde gekannt, die, nach dem Grade des Tonhalles eines Zimmers, die Form und die Dimensionen desselben bestimmen konnten; wenn sie in ein Zimmer traten, wo sie sich gewöhnlich oder doch häufig aufhielten, wurden sie, wenn sie ihren Stock auf den Boden stießen und wiederhallen ließen, es gewahr, wenn man einige ihrer vorzüglichsten Mobilien weggenommen oder versetzt hatte.

Wer von uns könnte, mit verbundenen Augen, sich schmeicheln, nach der Richtung ihrer Stimme, Wuchs und Größe der umgebenden Personen zu erkennen? Dennoch thun dies Blinde alle Tage; und, was noch auffallender ist, sie errathen, ohne andres Anzeichen, das Alter einer Person: wir sind zwanzigmal Zeuge dieses Experiments gewesen. Es ist gewiß, daß die Stimme jedes Jahr einer Veränderung unterliegt; aber unsere Organe sind nicht fein genug, um die Ringe dieser Kette zu zählen: wir entdecken nur die äußersten Enden. Wir unterscheiden leicht das Geschrei der Kinder, die männlichen Töne des reifern Alters, die zitternde Stimme des Greises; aber die zwischenliegenden Modificationen entgehen uns. Inzwischen bezeichnet die Zeit, in ihrem langsamen, aber ununterbrochenem Gange, die Spuren ihrer Schritte an unserer Stimme, wie in unsern Zügen: diese uns nicht fühlbaren Spuren sind es, die das geübte Ohr des Blinden entdeckt.

(Der Beschluß folgt.)

---

nicht wieder vorbringen wollen, weil sie uns eben so unschicklich als unbegründet geschienen haben. So sagt er unter andern, daß alle Zöglinge ohne Unterschied gezwungen seyen, die Musik zu lernen und sich mechanischen Arbeiten zu widmen und doch haben uns viele von ihnen gesagt, daß sie nicht eine einzige Note kennen. Zwar ist allerdings jeder Zögling beim Eintritt gezwungen, ein Handwerk zu wählen und zu erlernen. Wie könnte das auch anders seyn? Die meisten dieser Kinder gehören armen Familien an und man weiß nicht, welche Fähigkeit sich bei ihnen entwickeln wird; aber sobald der Director wahrnimmt, daß ein Schüler Anlagen hat, sey es für die Wissenschaften oder die Künste, so leitet er sorgfältig die Studien desselben zu dem Fache, zu welchem er ihn am tauglichsten findet. Der Verfasser sagt außerdem, daß von zwanzig Kindern höchstens e i n s im Stande sey, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, wenn sie die Anstalt verlassen; er hätte sagen müssen z e h n. Die Zahl der aus dem Institut von Paris hervorgegangenen Blinden, die als Weber, als Instrumentisten, Klavierstimmer und Organisten, so wie auch als Sprachmeister und Mathematiker angestellt sind, ist sehr bedeutend. Wie dem auch sey, es ist das Pariser Institut, welches die Fremden studieren, wenn sie bei sich eine Anstalt für Blinde errichten wollen. Das da eingeführte Verfahren ahmt man nach; und von da aus sendet man Lehrer nach Italien, Deutschland und selbst in die vereinigten Staaten. Anm. d. franz. Uebers.

*) Soll, nach dem vorhergehenden, wohl heißen: erfüllen ihren Zweck weit besser. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 882. Hamburg. Sonnabend, den 4. Januar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Prätendenten.

(Beschluß.)

(N.)

So rächen sich die neuen Monarchieen! So lange sie zitteen, sind sie geschmeidig und biegsam; wenn sie sich aber einmal fühlen, da glauben sie im Sinne des höchsten Königthums zu handeln, wenn sie Blut vergießen; als ob nicht Verzeihung das kostbarste und seltenste Recht der Königswürde wäre! Diese Rebellenjagd, welche der Herzog von Cumberland und dessen Soldaten betrieben, war voller Gräuel: es wurden Häuser niedergebrannt, Menschen auf der Flucht niedergeschossen wie Wildpret, ꝛc. Vergebens sah man sich weit und breit nach einem rauchenden Schornstein um; vergebens horchte man, irgend einen Hahn krähen zu hören.

Nur in dem Lager der Sieger ertönte Sang und Klang. Dort ward über den Raub der schottischen Städte gewürfelt; dort wimmelte es von weggenommenen Pferden, von liederlichen Dirnen, von Silberzeug; dort ward geschwelgt unter schauerlichen Flüchen wider die armen Hochländer.

Und in dem ganzen stummen und zitternden Schottland gab es nur eine einzige Stimme, die Stimme des alten Duncan Forbes, die es gewagt hatte, laut ihren Abscheu wider alle diese Gräuel auszusprechen. Sir Duncan war den Stuarts feind; er hatte Gut und Blut dem Churfürsten geweiht: als er aber ein solches Blutbad, ein solches Anhäufen der Trümmer in seinem Vaterlande sah, da wagte er es, der schottischen Gesetze Erwähnung zu thun. „Was? schottische Gesetze!“ erwiederte der Sohn Georgs II., „was sind das für Gesetze? Ich werde eine Brigade schicken, die Euch Gesetze geben soll!“

So sprach der älteste Sohn des constitutionellen Königs von England.

Der Rache durch Feuer und Schwerdt folgte dann die gerichtliche Rache. Die kleinsten Anhänger Eduards starben obscurer Weise am Galgen oder in den Flammen; aber die Insurrectionshäupter blieben andern Todesstrafen vorbehalten. Das Gesetz hielt nach der Ernte Aehrenlese, wie Samuel Johnson sich ausdrückt, indem er der Hinrichtungen von 1745 erwähnt. Es giebt keine königliche Dynastie, die blutbefleckter wäre, als die regierende Dynastie von England. Und der Prätendent gab ihr eine so schöne Gelegenheit, Blut zu vergießen!

Die Offiziere der Garnison von Carlisle, welchen vom Herzoge von Cumberland das Leben gesichert worden war, wurden successive und in Serien zum Tode geführt. Alle achtzehn wurden in ein und dasselbe Grab geworfen. Sie waren Katholiken, und man verweigerte ihnen — einen Beichtiger. Ein Henker führte sie zum Galgen; dort wurden sie aufgeknüpft, und als sie kaum drei Minuten gehangen hatten, da zogen die Soldaten Wilhelms ihnen alle ihre Kleidungsstücke aus und theilten dieselben mit dem Henker. Zur nämlichen Zeit nahm der Henker den Obristen Towely vom Galgen herunter; der Obrist athmete noch, [illegible] der Henker schnitt ihm den Leib auf, riß die Eingeweide heraus [illegible] warf sie auf ein neben dem Galgen stehendes Becken mit glühenden [illegible]len. So wurden alle achtzehn verstümmelt, zerrissen, verbrannt. Einer von ihnen, der jüngste, James Dawson, ein Student von Cambridge, hinterließ eine Verlobte. Sie stürzte todt zusammen, als sie das Herz des Geliebten in des Henkers Hand erblickte. Die Jury überließ sich zwei Monate lang dieser scheußlichen Schlächterei: da wurde gehangen, verstümmelt, gewürgt, verbrannt, geköpft, und diese Köpfe wurden dann über den Thoren von Carlisle und Manchester zur Schau gestellt.

Was die Lords betrifft, die der Fahne Eduards gefolgt waren, so wurden etwas mehr Umstände mit ihrer Verurtheilung gemacht. Das, zu einem Groß-Seneschallsgericht gebildete, Oberhaus erhielt den Auftrag, dem Schwerdte der politischen Gerechtigkeit die edleren Opfer, die Lords Kilmarnock, Cromarty und Balmerino zu überantworten.

Die drei Lords wurden am 28. Juli in den Saal von Westminster eingeführt; dort wurden sie einstimmig zum Tode verdammt, weil sie wider die glorreiche Revolution von 1688 die Waffen erhoben hatten. Ihr Urtheil lautete, wie folgt:

„Das Gesetz erkennt, daß Ihr, William, Graf von Kilmarnock; Ihr, „Georg, Graf von Cromarty, und Ihr, Arthur, Graf von Balmerino, „alle drei, und ein jeder von Euch, nach dem Tower geführt werdet, von woher „Ihr gekommen seyd, um von dort nach dem Richtplatz geführt zu werden, „wo Ihr beim Halse gehangen werden sollet, aber nicht bis zum Tode; „denn Ihr sollt lebend aufgeschlitzt werden. Eure Eingeweide sollen „Euch ausgerissen und vor Euren Augen verbrannt werden; hernach sollen „Eure Häupter von Euren Rümpfen getrennt, Eure Rümpfe in vier „Theile zerlegt und zur Verfügung des Königs gestellt werden. Möge „der Allmächtige sich Eurer Seelen erbarmen!“

Gräßlich! und so geschah es an diesen drei edlen Opfern. Sie starben alle drei unter dem Ausruf: „Es lebe der König Jacob!“ Der König Georg und sein Sohn hatten es nicht über sich vermocht, einem einzigen dieser edlen Feinde Verzeihung angedeihen zu lassen.

„Drei Monate später,“ setzt der Geschichtschreiber hinzu, „starb in „derselben Weise und mit derselben Verachtung des Todes und seiner „Richter, Carl Ratcliffe, der jüngste Bruder des Grafen von Derby; „dann kam die Reihe an den alten Lord Lovat.“

Dieser Lord Lovat war ein Mann ganz eigener Art, dessen Biographie noch zu machen ist. Ein sonderbarer Heros des Bürgerkrieges; ein Skeptiker, der als ein Mann voll Glaubens starb; ein Egoist, der die Hingebung bis zum Märtyrerthume steigerte; ein Mann von sonderbarer Umsicht, indem er, nachdem er sich ruhig verhalten, so lange es Carl Eduard wohl erging, sich plötzlich nach der Schlacht von Culloden, wo ihm keine Hoffnung mehr blieb, für dessen Anhänger erklärte. Wie übrigens auch das Leben des Lords Lovat beschaffen gewesen seyn mag, war sein Tod zu schön, als daß er nicht neben den Lords Kilmarnock und Balmerino seine Stelle verdient hätte.

Er war der letzte Edelmann, der mit seinem Haupte die Versuche und die Unfälle des Prätendenten bezahlte. Er war achtzig Jahre alt und starb wie ein Held unter dem Ausruf: Es lebe der König Jacob!

Digitized by Google

Das war also ein Versuch der Gegenrevolution, der ein ganzes Königreich, das Königreich Schottland, vernichtete!

Schottlands Drangsale wurden von dessen Poeten besungen. Der Geschichtschreiber Carl Eduards citirt unter andern Klageliedern eine Art dialogisirter Elegie; die beiden handelnden Personen dieses kleinen Dramas sind ein Greis und ein junges Mädchen, schwache Geschöpfe, die das Schwerdt des Siegers verschont hat und die mitten unter den Trümmern leben.

„Wohin ist Dein Vater gegangen, kleine Marie?“ sagt der Alte; „wo ist denn unsere Lady seit diesen Morgen? Hast Du die Rothröcke „gesehen, hast Du den Hörner-Schall auf dem Gebirge vernommen?“

„„Ha! Greis mit dem Silberbarte, frage mich nicht. — Ja, ich „habe die Rothröcke gesehen; der Rabe ist heiser geworden, von all dem „Blute, das er gekostet hat.

„„Höre nur auf die Stimme des Raben, Alter; das Blut der Frasers „war zu heiß für seinen Schlund.

„„Ach! sage mir doch, Greis, welch ein Geschick werden diejenigen „haben, die die Tapfern der Gebirge erwürgen, die unsere braven Häupt„linge zwingen, in die Wüste zu fliehen, die ihren legitimen Fürsten ver„jagen gleich einem Hirsch oder einem Reh?““

— Der Greis. „Gutes Mädchen, über jener funkelnden Sonne „lebt jemand, der alles sieht. Einst wird er die Tyrannen wegen „ihrer Verbrechen bestrafen und der Name der Tapferen wird nie „untergehen!“

Das sind die Laute der jacobitischen Muse seit der Schlacht von Culloden.

Noch jetzt giebt es in der neuen Welt Schotten, welche die Ballade der Niederlage wiederholen:

Wir werden des Lochabers nicht mehr ansichtig werden!

Es ist dieses stets das alte Klagelied der Hebräer:

Illic sedimus et flevimus, quum recordaremur Sion!

„Uebrigens hat dieser blutige Sieg seine Früchte getragen; seit 1748 hat das regierende Haus, im Schein der Verfassung, in Frieden gelebt. Dank ihrem Titel als parlamentarische Könige haben die drei Georgs ungestraft von einem legitimen und persönlich des Thrones würdigen Fürsten angegriffen werden, bei einer Mehrung der Staatsschuld die Steuern verhundertfachen, durch ihr Privatbetragen die allgemeine Verachtung auf sich laden dürfen.“

So spricht der Geschichtschreiber; er sagt uns wohl, was die regierende Dynastie bei der Niederlage von Carl Eduard gewonnen hat, aber er sagt uns nicht, was das Land dabei eingebüßt.

Seit Culloden hat Schottland sich von seiner Niederlage nicht wieder erholt; die Hochländer wurden decimirt; die Nationaltracht ward unter Strafe der Deportation untersagt; die erblichen Gerichtsbarkeiten wurden abgeschafft; der Jacobitismus ward bis in die Formen des Cultus verpönt. Ein jeder Priester oder Laie, der öffentlich für den König betete, ohne den König Georg namentlich zu bezeichnen, ward als ein Verräther angesehen und zur Deportation verurtheilt. Seitdem hat die Geschichte Schottlands sich mit der Geschichte Englands verschmolzen. Die Revolution ist nicht minder vollständig in den Gebirgen gewesen: die Industrie, der Ackerbau, das Reisen nach entfernten Ländern haben den Charakter des Hochländers bedeutend modificirt. Das alte Schottland lebt nur noch in den Romanen Walter Scott's fort.

Wir wollen das Ende der Geschichte Carl Eduards berichten.

Es ist dieses eine interessante und rührende Geschichte, welche die jacobitische Muse nicht unbeachtet gelassen hat.

„He! wo soll ich meinen Vater suchen? wo mein Haupt bergen? „Mögen die Wellen sich aufthürmen, möge der Sturm brausen, muß ich „Dich doch verlassen, Dich mein Geburtsland.

„Das Thal, wo das Haus meines Vaters stand, ist einem andern „zu Theil geworden; das Haus meines Vaters liegt begraben unter dem „Heidekraut. Ha! unser Ruhm ist dahin!

„Leb wohl! leb wohl! theures Caledonien, Du bist nicht fernet das „Vaterland der Söhne von Gael; ein Fremder hat Deinen alterthüm„lichen Thron inne; der Verrath hat ihn zum stärksten gemacht. Leb „wohl! leb wohl! leb wohl!“

Sturm, Hunger, Kälte, bewaffnete Truppen, Lumpen, Steinbrüche und Moräste: das sind die Bestandtheile der Geschichte von Carl Eduards Flucht.

Eines Tages traf Miß Flora Macdonald in einer Höhle einen Mann an, blaß und hager, ohne Fußzeug, ohne Hemde, ganz verstört, verstörten Angesichts und das Gesicht von Ausschlag entstellt — es war Carl Eduard.

Miß Flora warf sich dem Prinzen zu Füßen; dann versah sie ihn mit einem Anzuge ihrer Dienerin und führte ihn zu ihrer Verwandten, der Lady Clanendal, die ihre Gastfreiheit späterhin durch eine lange Gefangenschaft im Londoner Tower abbüßen mußte.*)

Einmal kam Carl Eduard, in einer andern Höhle, unter vier Räuber, als sie eben einen Hammel brateten, den sie aus einer Heerde gestohlen hatten; Carl Eduard bat sie, sich zu ihnen setzen zu dürfen. Die Räuber theilten ihr Mahl mit Carl und begleiteten den königlichen Proscribirten, auf dessen Kopf ein Preis von dreißigtausend Guinee'n gesetzt worden war, dann bis ans Ufer.

Endlich, am 19. September, schiffte Carl Eduard sich in derselben Bucht wieder ein, wohin er vor vierzehn Monaten gekommen war, um drei Königreiche zu erobern.

Hier mache ich Halt und verweise auf das Buch des Herrn Amadäus Pichot; es ist voller Thatsachen und Forschungen. Es ist voll Traurigkeit und rührenden Mitleids. Es ist das Buch eines Mannes, der gleich sehr von jedem Fanatismus entfernt ist, der vor dem Blutvergießen Abscheu hat, und der die Loyalität ehrt, wo er sie auch finden mag.

Ich habe gesagt, es sey eine Geschichte voll Traurigkeit, und was könnte es in der That auch wohl Traurigeres geben als dies: ein loyaler, muthiger Fürst, ein redlicher Mann, gestützt auf sein gutes Recht, den König Ludwig XV. in der Oper durch seine Häscher ergreifen und hinaus aus seinem Königreiche Frankreich, diesem Asyl aller unglücklichen Könige, nach dem schönen Ausdruck des Herzogs von Orleans, wegen läßt?

Was Traurigeres als Carl Eduard, der zu Rom als ein Trunkenbold lebt und stirbt? Der Unglückliche, der nur für den Thron erzogen war und der, vermittelst seiner Erziehung, den ersten oder den untersten Rang unter den Menschen hätte einnehmen sollen.

Was Traurigeres als diese Geschichte der englischen Legitimität, welcher die französische Legitimität so sehr ähnlich werden sollte?

Was Traurigeres als der Sieg des Herzogs von Cumberland und seines Vaters, gestützt auf die Laster Carls II. und auf die fromme Dummheit Jacobs II., zwei große Sünden, welchen Carl Eduard erliegen mußte?

Um einigen Nutzen aus dieser Geschichte zu ziehen, darf man nur um sich blicken und sehen, wie noch heutzutage manche Legitimitäten daran sind.

---

*) Die Abenteuer der Miß Flora selbst gaben Stoff zu einem ganzen Roman. Nachdem sie einen ihrer Verwandten geheirathet hatte, war sie mit ihrem Gatten nach Amerika ausgewandert, ward aber gewissermaßen von der Republik wieder verjagt. Als sie dann nach Schottland zurückkehrte, ward das Schiff, auf dem sie sich befand, von einem Schiffe des Königs Ludwig XIV. angegriffen; sie wollte dem Kampfe vom Verdeck ab zusehen, und es ward ihr dabei ein Arm zerschmettert. Flora ist erst im Jahre 1790 gestorben, und eins der Bettücher, auf welchen Carl Eduard auf der Insel Sky geschlafen hatte, diente ihr als Leichentuch. So sind die Royalistinnen!

Digitized by Google

Der legitime Fürst von Schweden reiset mitten im Winter ohne Mantel auf der Imperiale der Diligencen und entbehrt, minder glücklich als die entthronten Könige, die Candide doch mindestens an einer Wirthstafel vorfindet, mehr als einmal ein Mittagsessen.

Der legitime Fürst von Frankreich ist nach Oesterreich verbannt. Armes Kind! dessen Schönheit, Geist, Muth und edle Antworten gerühmt werden und dem es sehr schwer werden muß, die Lehren der Geschichte mit den Vorschriften seiner Präceptoren in Einklang zu bringen.

Der legitime Fürst von Spanien steht in Waffen gegen ein junges Mädchen von achtzehn Monaten.

Der legitime Fürst von Portugal, ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, befand sich gestern neben dem legitimen Herrscher von Algier in der Oper.

Der legitime Fürst von Braunschweig ist in seiner Wohnung zu Paris durch die Gensd'armen des Herrn Guisquet aufgehoben und, wie einst Carl Edward, durch die Polizei über die Gränze gebracht worden.

Es bliebe mir nun noch übrig, die Geschichte des Herrn Amadäus Pichot zu beloben, nachdem ich ihr fast ihre ganze Substanz genommen habe; ich werde mich dessen aber enthalten, und er wird sich nicht darüber beklagen; doch will ich schließlich noch etwas geben, das wohl noch besser ist als eine literarische Belobung.

Im letzten Monate des königlichen Jahres 1830 war Madame la Dauphine, deren Abwesenheit dem Throne Carls X. mehr geschadet hat als selbst die Anwesenheit des Herrn von Polignac, fern von Paris in dem Bade von Vichy. Einst — die Geschichte ist mir von dem Herrn Doctor Lucas selbst, der seitdem verstorben, erzählt worden — fand Herr Lucas, der gewöhnliche Arzt von Madame la Dauphine, als er in das Zimmer der Prinzessin trat, sie ganz in Thränen und in einem Grade aufgeregt, der sich nicht wohl beschreiben läßt. Als Herr Lucas über diesen Anblick bestürzt stehen blieb, da sagte die Dauphine zu ihm, indem sie ihm ein Buch zeigte, das sie in den Händen hielt: „Doctor, Sie würden eben so weinen, wie ich, wenn Sie dies Buch läsen." Dies Buch aber war die erste Ausgabe der Geschichte Carl Eduards.

Wie heilig ist ein Buch, nachdem es unter der Taufe der Thränen gewesen ist, der Thränen der Frau, die deren wohl am meisten und bittersten in der Welt vergossen hat; der Thränen der Tochter Ludwigs XVI. und Maria-Antoinetten's; der Thränen der Tante des Herzogs von Bordeaux!

William Penn und die ersten Jahre seiner Colonie.

(M.)

Es ist weltbekannt, wie es mit der Gründung von Philadelphia zugegangen. William Penn acquirirte, nachdem er zu der Secte der Quäker übergetreten war, einen bedeutenden Strich Landes in New-Jersey von einem seiner Glaubensgenossen. Er wollte dort den Sectirern jeglichen Glaubens ein Asyl eröffnen, und um seinem Plane eine größere Wichtigkeit zu geben, ließ er sich im Jahre 1681 von der englischen Regierung, als Entschädigung für Auslagen, die sein Vater, als Admiral, gemacht, das an New-Jersey gränzende Gebiet als Eigenthum und Souverainität abtreten. Dies, westwärts des Delaware, belegene, Gebiet erhielt von der Zeit an den Namen Pennsylvanien.

Wie ist ein Unternehmen wohl weiser geleitet worden; auch ist dessen Erfolg lediglich der Uneigennützigkeit und den hohen Einsichten Penn's zuzuschreiben; denn es standen ihm unzählige Hindernisse entgegen. Die Welt hatte damals ein schönes Schauspiel vor Augen; einen Mann, der den Glanz der Höfe mied, um sich ganz dem Glücke der Menschheit zu widmen. In diesem neuen Gouvernement ward die Gewalt der ersten Magistratsperson, d. h. die von Penn selbst, verständigerweise begränzt und bestimmt und allen liberal das Stimmrecht ertheilt. Penn erklärte öffentlich, er wolle dergestalt sich selbst und seinen Nachfolgern die Möglichkeit nehmen, dem allgemeinen Willen Gewalt anzuthun. Aber seine Absichten waren nicht bloß, nach der Bedeutung, welche die heutige Politik diesem Worte gegeben hat, liberal; sie waren auch mit der gesellschaftlichen Umsicht verknüpft, welche die Vervollständigung des Liberalismus bildet, und ohne welche dieser auf Desorganisation hinausläuft. So wollte Penn, daß alle Kinder schreiben und lesen lernten, und daß man ihnen nach ihrem zwölften Jahre eine nützliche Beschäftigung gäbe; er wollte ferner, daß alle Gefängnisse in Werkstätten umgewandelt würden. In diesen beiden Anordnungen liegt ein großer politischer Fortschritt, der vor allem zu jener Zeit höchst merkwürdig war: einerseits in der gesellschaftlichen Organisation durch gesetzmäßige Vertheilung und Honorirung der Arbeit; zweitens in der Art der Bestrafung, die nicht mehr bloß zur Befriedigung der öffentlichen Rache, sondern als ein Mittel zur Entwickelung der Moralität diente.

Einer der schönsten Triumphe William Penn's war der Einfluß, den er sich bei den Indianerstämmen zu verschaffen wußte. Das einzige Lockmittel, dessen er sich bediente, um sie für sich zu gewinnen, bestand darin, stets gerecht zu seyn. „Hintergeht sie nicht," sagt er in einem seiner Briefe, „und sie werden Euch anhängen." Er kaufte ihnen die Ländereien ab, die ihm durch den König von England abgetreten worden waren, und ließ die Einwohner nicht eher die ihrigen in Besitz nehmen, als bis er sie selbst wieder angekauft hatte. Er hatte es auch nie zu bereuen, daß er so offen und billig zu Werke gegangen war. Die Indianer hingen ihm mit Liebe und Achtung an, und er kam oft mit ihnen zusammen, um sie in ihrer guten Stimmung zu erhalten. Auch waren die Festungen und die Pallisaden, das gewöhnliche Wehrmittel der Colonieen im Werden, bei den Pennsylvaniern nie vonnöthen.

Doch schützten die hochherzigen und uneigennützigen Absichten Penn's ihn nicht vor bedeutenden Widerwärtigkeiten; leider hatte er damals die Schwäche, sich vom Zorne überwältigen zu lassen, statt in den Hindernissen eine neue Kraft zu schöpfen. Er brauste vor allem auf, wenn man den Erfolg seines Unternehmens in Zweifel zu ziehen schien. Man erzählt, daß Antony Duché, ein französischer Protestant, Vorfahre des berühmten Geistlichen dieses Namens, Penn, mit dem er in Gesellschaft reiste, zwanzig Lstrl. vorgeschossen hatte, die dieser ihm, an Ort und Stelle angekommen, durch Abtretung eines Terrains in der Stadt abtragen wollte, mit der Bemerkung, das sey ein guter Handel für ihn, und er möchte es als ein Zeichen seiner Freundschaft ansehen. Als Duché dies aber ablehnte, und äußerte, sein Geld wäre ihm lieber, da fuhr Penn ihn zornig an und sagte: „Dummkopf, Dein Geld sollst Du haben; aber siehst Du denn nicht ein, daß diese Stadt sehr bald eine sehr große Stadt seyn wird?" Duché bereute späterhin seine Wahl und sagte lachend, Penn habe nicht Unrecht gehabt, ihn einen Dummkopf zu schelten.

Penn vereinigte mit einer tiefen Hingebung für die Menschheit einen gewissen Grad von Ehrgeiz, der ihn bewog, in allen Dingen und vor allem im Wohlstande Ruhm zu suchen. Sein liberales Verfahren hinsichtlich der Colonisten, und die unerläßlichen Ausgaben, die er machen mußte, um sich einen Hof gewogen zu erhalten, bei welchem ohne Geld nichts auszurichten war, verwickelten ihn in stete Schwierigkeiten und kosteten ihm große Opfer. Alle diese Widerwärtigkeiten erfüllten sein Gemüth zuweilen mit Bitterkeit und er gab sich dann ganz seinem Kummer hin. „Ich bin seit dreizehn Jahren," sagt er in einem seiner Briefe an den Herrn Turner, „der Sclave der Wahrheit und der Freunde (der Quäker) gewesen. Ich habe viel eingebüßt, nicht bloß an Größe und Ansehen in der Welt, sondern auch sechszigtausend Lstrl.

Digitized by Google

meines Vermögens, während ich längst das Doppelte dieses Betrags hätte gewinnen können, wenn ich anders wäre als ich bin. Dennoch beklage ich mich nicht."

Im Jahre 1694 schiffte er sich nach England ein. Gleich nach seiner Ankunft ließ er sich in endlose Demarchen ein, um das Interesse seiner Colonie zu vertheidigen; er widersetzte sich vor allem aufs energischeste denjenigen, die sie wieder unter die unmittelbare Leitung der Krone zu bringen trachteten. Als er am Ziel zu seyn gedachte, und im Begriff stand, nach Pennsylvanien zurückzukehren, ward er auf den Verdacht, daß er wider den König Wilhelm eingenommen sey, zurückgehalten und mußte zwei Jahre lang in der Zurückgezogenheit leben. Durch diese Ungnade büßte er abermals dreißigtausend £sterl. ein.

Im Jahr 1699 widerfuhr ihm Gerechtigkeit und er kehrte nach der Colonie zurück, um dort seine administrativen Functionen wieder zu übernehmen. Dort beschäftigte er sich aufs neue mit einer unerhörten Thätigkeit mit allem, was seinen Administrirten nützlich seyn konnte und er erneuerte seine freundschaftlichen Beziehungen zu den indianischen Völkerschaften. Seine Gegenwart schien die Thätigkeit und den Reichthum des neuen Staates zu entwickeln, als unglücklicherweise die den Colonisten nicht befreundeten Kronbeamten im Jahr 1701 eine Bill einbrachten, um sie wieder unter die directe Controlle der Administration der Metropolitane zu bringen. Penn's Freunde bewirkten es, daß die desfallsigen Debatten bis zu seiner Rückkunft nach England, wozu er sich eiligst anschickte, ausgesetzt wurden.

Penn kehrte im Jahr 1701 nach England zurück. Während seiner Abwesenheit scheinen diejenigen, die statt seiner das Regiment führten, sich seines Interesses nicht besonders angenommen zu haben. Es bildete sich eine systematische Opposition gegen seine Rechte und gegen seine Reclamationen. Die Freunde, die ihm in der Provinz geblieben waren, riethen ihm unter der Hand, seinen Anspruch bestmöglichst an die Krone zu verkaufen und gaben ihm zu verstehen, daß es ihm späterhin doch unmöglich seyn würde, sein Ansehen zu behaupten. Er machte sich ihren Wink zu Nutze und machte Anerbietungen, die eine prompte Annahme gefunden haben würden, hätte er nicht zu hartnäckig auf politische Gewährleistungen für den neuen Staat selbst bestanden.

Im Jahr 1710 schrieb er an seine Freunde: „Wenn ich an alles denke, worüber ich mich hinsichtlich derer zu beklagen habe, die mir am meisten Dank schuldig sind, so muß ich bitter das Unglück beklagen, nicht, was für mich daraus hervorgeht, sondern was diejenigen auf sich laden, die ein aufgeregtes Daseyn dem Leben des Friedens und der Liebe vorziehen, welches ich in meiner Zurückgezogenheit geführt hatte und vermittelst dessen man allein zum Glück gelangen kann." — Dies Schreiben war ein Abschiedsgruß. Im Jahr 1712 wollte er, da er seine Kräfte dahinschwinden sah, sein Unrecht für zwölftausend £sterl. verkaufen, und behielt sich bloß einige Renten und einiges Grundeigenthum vor; aber ein Anfall von Schlagfluß verwirrte seinen Geist dermaßen, daß die Sache nicht zu Ende gebracht werden konnte. Obgleich sein Begriffsvermögen äußerst schwach blieb, gelang es doch der Sorgfalt seiner Frau, die alles von ihm fern hielt, was Geistesanstrengung erfordert hätte, sein Leben bis 1718 zu verlängern. Wohl Weniger Leben ist, wie man sieht, besser angewendet worden als das des William Penn; auch mußte ihm am Ende seiner Tage die Erinnerung an alles das, was er für das Wohl der Menschen gethan, und der Gedanke an die glänzende Zukunft, welche seiner Colonie vorbehalten war, zu großem Troste gereichen.

Inzwischen war die Stadt Philadelphia damals noch wenig bevölkert und sah den Städten sehr ähnlich, die wir im alten Testamente beschrieben finden. Die Straßen nannten sich nach den Bäumen, die noch in großer Menge dort wuchsen. Es wurden wöchentlich zwei Märkte und jährlich zwei Jahrmärkte gehalten. Es waren schon Korn- und Walkmühlen, Schlösser-Werkstätten und sonstige nothwendige Industriezweige angelegt und eingerichtet worden. Aber mit der Gerechtigkeitspflege war man noch sehr zurück, und die zuweilen grausame Strenge, mit welcher sie gehandhabt wurde, contrastirte sehr mit der Milde und dem Duldungsgeiste, den die öffentliche Meynung Penn beilegt. So ward im Jahr 1718 eine gewisse Catharina Bevan verurtheilt, zu Newcastle lebendig verbrannt zu werden, weil sie ihren Mann ermordet hatte. Man hatte die Absicht, sie zuvördeest zu erdrosseln, indem man sie über dem Feuer aufhinge, ehe es sie erreicht hatte; aber die hoch auflodernde Flamme verzehrte den Strick, so daß sie lebendig in die Gluth stürzte und ein scheußliches Ende nahm. Diese Hinrichtung hat jedoch erst dann stattgefunden, als Penn nicht mehr Präsident war.

Wir werden übrigens in den gerichtlichen Annalen der Stadt Philadelphia Handlungen vorfinden, in welchen sich der Charakter des Stifters kundgiebt. Während der Verwaltung Penn's hatte sich zwischen Andreas John und Hans Peterson ein Zwist erhoben. Das Gericht rieth ihnen, sich die Hände zu reichen und sich zu versöhnen, und befahl zugleich, daß sie ein Sühngeld von funfzig £sterl. erlegen sollten, was sie sich dann beiderseits gefallen ließen. Diejenigen, die das Gesetz auszulegen hatten, thaten dies zuweilen mit einem wahrhaft engelgleichen Geiste der Aussöhnung, zuweilen aber auch mit einer bizarren Strenge. So ward John Smith bestraft, weil er als Frauenzimmer verkleidet auf der Straße gegangen war. Im Jahr 1702 ward ein Georg Robinson zu achttägiger Haft verurtheilt, weil er dreimal geflucht hatte. Manche Barbiere wurden eingesteckt, weil sie den Leuten am ersten Tage der Woche den Bart abgenommen hatten, und ein Schlachter ward bestraft, weil er seinem Fleische durch das Aufblasen ein schöneres Ansehen zu geben beflissen gewesen war.

Die Peitsche war das gewöhnliche Zuchtinstrument, und es scheint, daß sie oft genug benutzt worden ist, indem der Auspeitscher Daniel Pettitoe mit zehn £sterl. besoldet ward, was zu jener Zeit, wo selbst die Majors nicht salarirt wurden, ein enormer Gehalt war. Das Einsperren wegen Schulden scheint damals auch sehr im Schwange gewesen zu seyn, denn wir finden in den Archiven der Stadt eine Petition von vierundvierzig armen Schuldnern, die unter anderem sagten: „Mehrere Eurer unglücklichen Bittsteller sind in dem Gemeinde-Kerker festgehalten worden, bis sie eingewilligt haben, sich auf eine gewisse Anzahl Jahre zu verkaufen, um ihre Schulden körperlich abzuarbeiten." Wie soll man solches Verfahren nun mit dem Geiste der Philosophie in Einklang bringen, der bei der Colonie den Vorsitz geführt hatte? In der ersten Zeit bildete die Classe der Kaufleute eine Corporation, die von der unserer Zeit höchst verschieden war. Die Kaufleute und deren Familien waren bei weitem nicht so stolz, als heutzutage. Alle Handwerker, als: Zimmerleute, Maurer, Küper, Schmiede trugen bei der Arbeit und auch wenn sie ausgingen, ein ledernes Schurzfell, welches ihren ganzen Körper bedeckte. Wildlederne Beinkleider, die ursprünglich gelb gewesen, aber mit der Zeit braun geworden waren, gestreifte Hemden, und ein rothes flanellenes Wamms bildeten die Garderobe eines Arbeiters jener Zeit. Alle Landbewohner, Männer und Kinder, besuchten die Stadt in ihren ledernen Beinkleidern und dergleichen Schurzfellen, ohne welche sie von ihrer Würde etwas einzubüßen geglaubt haben würden. So bereiteten sich durch Arbeit und Sitten-Einfalt die großen Resultate vor, die nachdem erreicht worden sind. Aus diesen männlichen und regsamen Arbeitern ist die Classe reicher Kaufleute hervorgegangen, die gegenwärtig mit den entferntesten Nationen Handel treibt; aus der kleinen, zu New-Jersey gegründeten Quäker-Colonie ist die große und blühende Stadt Philadelphia erstanden.

Digitized by Google

Ueber die Erziehung der Blinden.

(Beschluß.)

(2.)

Es giebt Blinde, die eine noch erstaunlichere Feinheit des Gehörs besitzen. Sie fassen den kleinsten oder vielmehr leisesten Ton und Anschlag der Stimme auf, wie wir eine Veränderung der Physiognomie wahrnehmen würden und schließen daraus, was in der Seele des mit ihnen Sprechenden vorgeht. Alle Menschen besitzen mehr oder weniger die Kunst, ihre geheimen Gefühle mit dem Mantel der Heuchelei zu bedecken; aber es ist selten, daß man auf die Biegungen der Stimme denkt und die Blinden bedienen sich derselben als Leitfaden, um in das Labyrinth der Leidenschaften einzudringen. Frei von den vorgefaßten Meynungen, die unsere Vernunft irre leiten, oder unsere Schwäche einschüchtern, folgen sie in ihren Urtheilen nur dem Impuls ihres Herzens. Der Glanz der Kleidung blendet sie nicht; sie lassen sich durch ein linkisches Ansehen oder ein unangenehmes Gesicht zu keinem ungünstigen Urtheil bestimmen. Glücklicher als viele Richter, widerstehen sie dem Zauber eines Lächelns: für sie hat ein süßer Blick weder Reiz noch Gefahr.

Wer hat nicht oft die Intelligenz bewundert, mit welcher die Blinden, sich selbst überlassen in den besuchtesten Straßen einer Hauptstadt, sich vor den Gefahren zu bewahren wissen, die sie bei jedem Schritte zu verfolgen scheinen und mit Ausdauer ihren Weg in dieser Art von Labyrinth verfolgen? Sie werden ohne Zögern sagen, ob diese oder jene Straße breit oder eng ist, ob die Häuser hoch oder niedrig sind, ob ein Gang am Ende verschlossen ist oder nach einer andern Straße führt. Am Ton ihrer Fußtritte erkennen sie, an welchem Orte sie sich befinden. Man sehe sie mit aufgerichtetem Haupte ohne Aufenthalt gehen; sie scheinen mit ihren Ohren zu sehen. Man möchte sagen, daß sie Notizen aus der Luft schöpfen.

Diese Feinheit des Gehörs giebt den Blinden eine große Leichtigkeit in der Ausbildung zur Musik. Sie verlassen sich allein auf dieses Organ. Durch dasselbe erreichen sie auch das wunderbare harmonische Zusammenspiel, das man immer bei ihrer Ausführung bemerkt. Sie halten Tact mit unzerstörbarer Festigkeit: auch erklärte Paganini, nachdem er einige Musikstücke von den Zöglingen des Instituts von Paris hatte ausführen hören, daß er nie bis dahin eine Idee von so vollkommener Harmonie gehabt habe.

Bei des Gesichts beraubten Personen erlangt auch das Gefühl eine außerordentliche Zartheit: man könnte davon viele Proben anführen. Der blinde Saunderson, Professor der Mathematik auf der Universität von Cambridge, hatte gründliche Kenntniß in der Numismatik. Er unterschied ohne Mühe die wahrhaft antiken Medaillen von denen, die es nicht waren, und oft nahmen geschickte Münzliebhaber ihre Zuflucht zu der Unterhaltlichkeit seiner Studien. Es lebte vor einigen Jahren in Wien ein Blinder, welcher sehr ähnliche Büsten mittelst Betastung der Personen verfertigte und hiernach modellirte; dieser Blinde machte die Büste des Vaters des regierenden Kaisers und man zeigt sie noch im kaiserlichen Museo als ein treffendes Muster der Aehnlichkeit.

Folgendes ist eine noch erstaunenswürdigere Thatsache für den Beobachter: Ein Blinder wird in einem geräumigen Locale, bei heiterm Wetter, mittelst des Druckes der Atmosphäre auf sein Gesicht die Grade der Entfernung der Gegenstände angeben, die ihn umgeben. Man könnte glauben, daß der Wiederhall sein Ohr leite; aber man hat sich durch wiederholte Experimente überzeugt, daß ein Blinder mit verstopften Ohren nicht minder sagen kann, ob er in der Nachbarschaft eines einigermaaßen bedeutenden Körpers ist oder nicht, selbst wenn man, indem man ihn diesem Körper nah bringt, alle möglichen Vorsichtsmaaßregeln ergriffen hat, um die Verrückung der Luftsäule zu vermeiden.

Man hat behauptet, daß die Blinden die Farben unterschieden; diese Behauptung ist falsch oder mindestens sehr gewagt: alle Blinde, die wir gefragt haben, ob sie diese Fähigkeit besäßen, haben es verneint und ihren Zweifel ausgesprochen, daß einer von ihnen sie besitze oder je besessen habe. Wir wissen, daß in England ein junges Mädchen lebte, die den Ruf hatte, die Farben unterscheiden zu können und wir haben uns von der Thatsache vergewissern wollen; folgendes ist das Resultat unserer Nachforschungen gewesen: Dieses Mädchen erkannte die Farben gewisser Stücke Tuch, indem sie eins nach dem andern an ihre Lippen hielt. Man hat sie ohne Zweifel gelehet, daß gewisse Farben die Wärme schneller als andere einsaugen, so daß sie sich durch die größere oder mindere Hitze leiten ließ, welches das Stück Tuch ihren Lippen fühlbar machte: *) das ist übrigens der außerordentlichste Fall von der Feinheit des Gefühls, der zu unserer Kenntniß gekommen ist.

Dieser Sinn, auf den Grad der Vollkommenheit gesteigert, wie wir eben gesehen, bietet den Blinden einen unermeßlichen Vortheil bei dem Studium der Wissenschaften und Künste dar; er bringt mittelst des Druckes en relief die Schätze der menschlichen Kenntnisse in ihren Bereich. Wie weit werden sie es erst bringen, wenn die Industrie der werthvollen Entdeckung aller Verbesserungen noch gegeben haben wird, deren sie fähig ist.

Die des Gesichts beraubten Menschen sind im Allgemeinen zu den meditativen und abstracten Wissenschaften geneigt; untersuchen wir jetzt, ob die Blindheit sie verhindert, mit Erfolg diese Fähigkeit und Neigung zu cultiviren. Wir stellen dabei im Voraus die Behauptung auf, daß es nicht eine einzige Wissenschaft giebt, die man nicht ohne die Beihülfe des Gesichts erlangen könnte. Wenn auch diese Wahrheit sich nicht aus der Natur der Sinne deduciren ließ, so würde man, um sie zu beweisen, nur der Geschichte der Blinden bedürfen, die sich durch ihre wissenschaftlichen Kenntnisse zu hohen Stellen erhoben haben. Könnten wir alles, was wir lernen oder gelernt haben, nicht auch lernen, wenn wir blind wären?

Man sehe und bedenke, welche gründliche und mannichfaltige Kenntnisse gewisse Männer besitzen, die das Weichbild ihrer Stadt nie verlassen haben. Kann man läugnen, daß man das, was sie aus Büchern gelernt haben, nicht auch aus dem Vorlesen derselben lernen könne? Aber wir gehen noch weiter und sagen, daß, in diesem Falle, der Geist schneller ergreift und mit mehr Festigkeit behält; die Schnelligkeit, mit welcher wir eine Seite überlaufen, und die Leichtigkeit, mit der wir sie nöthigenfalls wieder ansehen, macht uns nachlässig und unaufmerksam; unser Auge liest, ohne daß unser Geist es begleitet; alles dagegen macht es dem Blinden zum Gesetz, aufmerksam zu seyn; er weiß, daß er die Stellen, die er lesen hört, nicht so leicht wieder vernehmen kann; deswegen ordnet er sie sofort und prägt sie seinem Geiste tief ein; und da findet er sie auch sicher wieder, sobald er ihrer bedarf.

Wie hat Malte-Brun, dessen geographische Arbeiten in der ganzen Welt einen so großen Ruf genießen, die Länder kennen gelernt, die er mit so vieler Genauigkeit beschreibt? Hat er deswegen eine Reise um die Welt gemacht? Es hat ihm genügt, sich fortgesetzten Studien hinzugeben, für welche das Organ des Gesichts ihm nicht unerläßlich war. Wie unterrichten wir uns in Sprachen und in den Gebräuchen der Länder, die wir niemals gesehen haben? Geschieht dies nicht durch Mittel, die auch dem Blinden zu Gebote stehen? Schließen wir bei schwierigen mathematischen Aufgaben nicht oft die Augen, um sie unserm Geiste

*) Es wird nicht gesagt, ob sie das Tuch auch mit der Zunge berührt habe. Sollte in diesem Falle nicht auch der Geschmack (gleichsam chemisch) haben mitwirken können? Anm. d. Red.

Digitized by Google

klar zu machen und einzuprägen? Mit einem Worte, um mit Erfolg Geschichte, Wissenschaften und Literatur zu cultiviren, muß man ohne Unterlaß nachdenken und den Gedanken durch die Reflexion zur Reife bringen, Operationen, die der Augen nicht bedürfen.*)

Frage man übrigens die Annalen der Welt: sie sind voll von Namen berühmter Blinden. Wer kennt nicht Didimus von Alexandrien, Eusebius und Aufidius? Hat nicht Cicero der Nachwelt den Namen seines Lehrers Diodotus überliefert, der, nachdem er das Gesicht verloren, nicht minder seine Studien mit glänzendem Erfolge fortsetzte? „Is vero," sagt dieser Redner, „quod credibile vix esset, cum in philosophia multo magis assidue quam antea versaretur et cum fidibus Pythagoreorum more uteretur, cumque ei libri noctes et dies legerentur, quibus in studiis oculis non egebat, tum, quod sine oculis fieri vix videtur, geometriae manus tuebatur verbis praecipiens discentibus, unde quo, quamque lineam scriberent."

Ohne in die Jahrhunderte des Alterthums zurückzugehen, haben wir in unsern Tagen gesehen, daß sich Männer in den ersten Rang der Gesellschaft erhoben haben, trotz der Hindernisse, welche die Natur ihren Bemühungen entgegensetzte. Saunderson, der im letzten Jahrhundert lebte und den Lehrstuhl der Mathematik zu Cambridge, wie schon erwähnt, einnahm, hatte das Gesicht in seiner Kindheit verloren. Er hat einen Band Elemente der Algebre herausgegeben; und sein Werk hat Demonstrationen, welche die berühmtesten Mathematiker in Erstaunen gesetzt haben. Aber das Auffallendeste, was er hinterlassen, besteht in merkwürdigen Dissertationen über die Optik, das Licht und die Farben.

Der ehrwürdige Doctor Blacklock war, wie der berühmte arabische Dichter Achmed Ben Soliman, von der Geburt an blind; er hat einen Band Gedichte herausgegeben, worin die Schönheiten der Natur mit den wahrsten und glänzendesten Farben geschildert wird. Blacklocks Zeitgenosse war der Doctor Moyes, Professor der Chemie zu Manchester, der, in seiner frühen Jugend erblindet, dennoch reißende Fortschritte in den Wissenschaften machte. Er besaß besonders tiefe Kenntnisse in der Geometrie, der Optik, der Algebre, der Astronomie, der Chemie und den verschiedenen Zweigen der Philosophie. So oft er in einen Salon trat, blieb er einige Minuten unbeweglich und schweigend. Dann errieth er, nach dem Geräusch der Conversation, die Größe des Zimmers und die Zahl der Personen, die sich darin befanden; seine Berechnungen waren in dieser Hinsicht von merkwürdiger Genauigkeit und sein Gedächtniß täuschte ihn niemals. Jedermann kennt den Naturhistoriker Huber, der, mit so viel Präcision und mit mehr Genauigkeit als Reaumur und alle seine Vorgänger, die Lebensweise der Bienen und ihren wundervollen Bau beschrieben hat.

Nach diesen ausgezeichneten Männern, deren Erziehung die natürlichen Anlagen cultivirt hatte, führen wir zunächst einen an, der seine Bildung einzig den Hülfsmitteln seiner Intelligenz, d. h. also sich selbst, verdankte. John Metcal ist in der Grafschaft Derby in England geboren. Er erlangte in kurzer Zeit eine so genaue Kenntniß der Straßen der Grafschaft, daß er das Gewerbe eines Fuhrmanns oder Lohnkutschers ergriff: er führte seinen Wagen von einer Meirrei zur andern und in finstern Nächten diente er den Bewohnern der Umgegend zum Führer. Bald unternahm er, von seiner Ortskenntniß unterstützt, die Straßen, die diesen gebirgigen Distrikt durchschneiden, zu rectificiren; er machte, mittelst eines Compas, mehrere Plane, die die Behörden des Landes annahmen, und man ernannte ihn zum Aufseher über die diesfallsigen Arbeiten. Er ist jetzt beschäftigt, Straßen in den unzugänglichsten Theilen der Grafschaft abzustecken; man findet ihn, mit einem langen Stocke bewaffnet, die steilsten Berge erklimmend, sich in tiefe Abgründe heruntergleiten lassend; man sieht ihn auf diese Weise sich von den Dimensionen, von ihrer Form und ihrer Lage vergewissern. Die letzte seiner Sorge anvertraute Operation ist die Straße von Winslow nach Eggleton, die, mit der großen Straße von London zusammenlaufend, künftig den Reisenden die Mühe ersparen wird, die Berge zu übersteigen.

Wir würden die diesem Artikel angewiesenen Gränzen überschreiten, wenn wir zur Unterstützung unserer Meynung noch mehr Beispiele anführen wollten. Wir haben genug gesagt, um zu zeigen, daß das Studium der Wissenschaften nicht unvereinigbar mit der Blindheit ist. Nach meynen wir, daß man sich vor Allem bestreben müsse, die Intelligenz der jungen Blinden von dem zartesten Alter an zu entwickeln und ihnen alle Hindernisse zu ebnen, welche das Studium der Wissenschaften darbietet, weil sie gerade in dieser Laufbahn die mehresten Fortschritte zu machen hoffen dürfen; sobald also ein Zögling sich dem Studio der Wissenschaft widmet, wozu ihn seine innere Stimme, sein Naturberuf hinzieht, so möge er sich ausschließlich ohne Zerstreuung, ohne Vermischung damit beschäftigen, ihr seine ganze Jugend weihen; Handwerke und Handarbeiten aller Art seyen nur eine Nothhülfe und man widme ihnen nur Kinder, die man als ganz ungeeignet für die verschiedenen Beschäftigungen erkannt hat, wovon wir eben gesprochen; wenn man sie aber einmal zu irgend einem Gewerbe bestimmt hat, so werde ihr Lernen nicht durch eine Menge für sie nutzloser Versuche unterbrochen.

Jetzt, nachdem wir alles dargelegt, was in Europa geschehen ist, um den Blinden ihr Unglück zu erleichtern und sie in das sociale Leben treten zu lassen, wollen wir einige Seiten der Darstellung dessen widmen, was seit Kurzem in den vereinigten Staaten geschehen ist, wo drei Schulen für Blinde ganz neuerlich eröffnet worden sind: eine zu Boston, die andere zu New-York und die dritte zu Philadelphia.

Es war der Doctor J. G. Fischer, der, im Jahre 1829, den Plan der Schule von Boston, die erste, die in den vereinigten Staaten errichtet wurde, entwarf. Auf seine Veranlassung wurden mehrere philantropische Versammlungen gehalten, worin man beschloß, bei dem Congreß um eine Associations-Akte nachzusuchen. Diese Akte wurde leicht erlangt. Um den Umfang des Unglücks zu kennen, das man mildern wollte, suchte man zunächst eine genaue Schätzung der Zahl dieser Unglücklichen zu erlangen: das Resultat war, daß es allein im Staate Massachussets 400 Blinde gab und 1500 in New-England. Solche erschreckende Zahlen waren wohl gemacht, das Streben und den wohlthätigen Eifer der Gesellschaft anzuregen; indessen fand die Errichtung der Schule von Boston erst im Jahre 1831 statt. Die Mitglieder der Association ermangelten weder des Eifers noch der Thätigkeit, aber die Geldmittel waren nicht reichlich. Die Regierung willigte ein, ihr den nicht verwendeten Ueberschuß der den Taubstummen gewidmeten Fonds zuzuweisen. Dieser belief sich auf ungefähr 15,000 Dollars (79,000 Fr.); eine Subscription, die man eröffnete, brachte noch ungefähr 2,000 Dollars (10,600 Fr.) zusammen.

Entschlossen nun eine entscheidende Anstrengung zu machen, beriefen nun die Commissaire den Doctor Howe, die Schule zu organisiren und seine Operationen anzufangen. Mit unbeschränkten Vollmachten versehen, reiste der Doctor nach Europa ab; er besuchte alle Blinden-Institute, engagirte zu Paris einen verständigen Lehrer, einen andern zu Edimburg und kam im Monat August 1831 zurück. Ob nun gleich die ersten Fonds zu dieser Zeit erschöpft waren, so beschloß man dennoch nicht eher an die öffentliche Freigebigkeit zu appelliren, bis man die Blinden in den Stand gesetzt habe, ihre Sache zu vertreten.

*) Es scheint uns doch zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß bei allen Wissenschaften, und namentlich bei allen Theilen der Mathematik, der Sinn des Gesichts unbedingt entbehrlich und nicht mindestens eine große Erleichterung für das Studium derselben sey. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Endlich kam dieser Augenblick: im Monat Januar 1833 bestanden sechs blinde Kinder, die man insgeheim unterrichtet, eine öffentliche Prüfung in Gegenwart des allgemeinen Gerichtshofes. Die Richter und Behörden, erstaunt über die Beweise von Intelligenz, deren Zeuge sie gewesen, votirten durch Acclamation eine jährliche Summe von 6,000 Dollars (31,800 Franken) für den Unterhalt von zwanzig armen Blinden, die der Gesellschaft angehörten. Es war Zeit, die Casse war leer und das Institut verschuldet.

Verschiedene öffentliche Prüfungen, die seitdem wieder statt hatten, trugen dazu bei, die Hülfsquellen der Anstalt zu vermehren. Endlich am 1. Mai bot Heer Parkins sein schönes Haus in der Pearl-Street, mit denen dazu gehörigen Gebäuden und Ländereien, zur künftigen Wohnung der Blinden an; aber er verband mit diesem Geschenk eine Clausel, die dessen Werth erhöhte: es sollte nämlich nur in dem Falle als definitiv betrachtet werden, wenn, vor dem 1. Juni, die Anstalt einen Fonds von 50,000 Dollars (265,000 Franken) zusammengebracht haben würde. Die Frauen von Boston, immer beeifert, zu hochherzigen Handlungen mitzuwirken, eröffneten eine Subscription, die ungefähr 12,000 Dollars (63,000 Franken) lieferte.

Jetzt, den 20. Mai (1833) (so weit geht nur dieser Bericht), hat man nur noch 2—3,000 Dollars zusammenzubringen und wir zweifeln nicht, daß die bestimmte Summe am 1. Juni erfüllt seyn wird. So wird denn diese Anstalt, die im Monat Januar noch ohne alle Hülfsquellen war, im Monat Juni ein prächtiges Gebäude, von einem Werth von 30,000 Dollars, und einen Fonds von 50,000 Dollars, in Staats-Papieren, besitzen.

Das Institut verdient in aller Hinsicht die Theilnahme des Publikums. Die Fortschritte der Zöglinge setzen selbst die Personen, welche die europäischen Blinden-Anstalten gesehen haben, in Erstaunen; die Schüler lernen lesen, schreiben, rechnen, Geographie und Alles, was man in gewöhnlichen Schulen lehrt; sie widmen einen Theil ihrer Zeit der Musik; außerdem ist in der Anstalt noch eine Werkstatt für Weber und Korbmacher; und die Absicht der Stifter ist, das Studium der Sprachen und mehrerer, besonders materieller und practischen, Wissenschaften in der Schule einzuführen.

Wir wundern uns, daß der Verfasser dieses übrigens in vieler Hinsicht so gründlichen und detaillirten Artikels unter den allgemeinen Betrachtungen gänzlich den großen Unterschied unerwähnt gelassen hat, der zwischen Blindgeborenen und Blindgewordenen nothwendig stattfindet. Von wesentlichem Einfluß schon in physischer und materieller Hinsicht auf die Richtigkeit und Mangelhaftigkeit der Begriffe, begründet diese Alternative natürlich auch eine ganz verschiedene moralische Stimmung, indem der Blindgewordene sich außer Zweifel weit unglücklicher und hülfloser fühlen muß, als der Blindgeborene, der nur zur Hälfte weiß, ja nur ahnen kann, was er entbehrt. Dieser große Unterschied erheischt ja nothwendig auch eine verschiedene, besonders intellectuelle und moralische, Behandlung des Kindes von Seiten der Erzieher und bietet ein reiches Feld psychologischer und philosophischer Betrachtungen dar.

Die Polizei in Constantinopel.

(2.)

Man nennt ohne Unterlaß die Türkei als das Land, wo die Willkühr ihre Herrschaft aufgeschlagen und doch kenne ich keins, wo es mehr Gesetze und Regiements gäbe und wo die Behörden schneller bestraft würden, wenn sie das Gesetz verletzen oder ihre Autorität mißbrauchen.

Das Volk genießt einer großen Freiheit zu Constantinopel und im ganzen Reiche; die Großen allein werden von der willkührlichen Gewalt des Sultans getroffen und erreicht und daher kommt der Ruf von Despotismus, der sich an das Serail geknüpft hat; die europäischen Aristokratieen haben nicht begreifen können, daß da Freiheit existire, wo Geburt und Reichthum kein Vorrecht geben, und sie haben die Regierung als besonders despotisch bezeichnet, die, statt Immunitäten, denen Männern, die sich dem Throne nahen, nur die Ehre der seidenen Schnur gewähren.

Es findet ganz das Gegentheil von Rußland statt, wo die Großen oft selbst den Czar beherrschen; und dennoch behauptet Petersburg, daß es dem Bosphorus die Freiheit bringe, indem es ihn seinen Gesetzen unterwirft.*) Welcher bittere Spott!

Ein Umstand hat auch zu dem Glauben beigetragen, daß die Willkühr allein in der Türkei herrsche: das ist die Schnelligkeit, mit welcher die Strafe dem Verbrechen folgt. Gewohnt, wie wir sind, an die weile Langsamkeit unserer Criminal-Justiz, haben wir den Raum des Urtheils zwischen der schuldigen That und dem Straf-Resultat nicht gefunden. Und in der That liegt etwas Erschreckendes in der expeditiven Justiz der Türken, die das Leben der Menschen nicht mit hinlänglichen Bürgschaften umgiebt. Man fühlt, daß die Gesetzgeber Soldaten und Eroberer waren.

Die Polizei von Constantinopel ist mehreren Civil- und Militair-Beamten anvertraut; die wichtigsten sind der Istambul Cadisi oder Richter von Constantinopel, den man unserm Polizei-Präfecten vergleichen kann; dann der Istambul Agassi oder der Militair-Commandant der Stadt. Der Schrecken, den diese Beamten einflößen, ist groß, denn sie sind ohne Barmherzigkeit für diejenigen, die das Gesetz übertreten haben; aber man muß nicht glauben, daß ihre Justiz willkührlich sey, wie man so oft gedruckt hat: alles dieses ist vorausgesehen, und führt seine bestimmte Strafe mit sich.

Die Wachsamkeit dieser obrigkeitlichen Personen ist rastlos; oft verkleiden sie sich, um die Schuldigen desto besser zu überraschen. Die Strafen, die sie auflegen, bestehen gewöhnlich in Geldbußen; aber wenn das Vergehen schwer ist, wenn eine Wiederholung stattfindet, besonders von solchen, die mit etwas handeln, so wird der Schuldige mit dem Ohre an die Thür seines Ladens genagelt oder durch die Stadt geführt und an jeder Straßenecke ausgepeitscht.

Der Muhsir Aga oder Militair-Prosos besucht und untersucht jeden Mittwoch die Märkte; er wacht über die Befolgung der Verordnungen und Befehle und wehe dem, der sie zu beobachten vergißt! Er schreitet immer von Wachen und Seegenten umgeben einher und der Henker ist stets die wesentlichste Person seiner Escorte. Sagen muß man indessen, daß er fast immer der unnützeste dabei ist, d. h. selten gebraucht wird.

Der Bostandschi Baschi hat den Beruf der Aufsicht und der Bewachung über die beiden Ufer des Bosphorus und folglich über die

---

*) Wir erinnern uns nicht, irgendwo diese Behauptung noch die Tendenz der Unterwerfung ausgesprochen gefunden zu haben; inzwischen glauben wir dennoch, daß sich diese Ansicht vertheidigen läßt; im Verlauf der Zeit mindestens würde doch die Civilisation der Türkei dabei gewinnen, die, bei dem muselmännischen fatalistischen Glauben, nothwendig stationair bleiben muß und durch materielle Neuerungen allein nie aus diesem Zustande hervorgehen kann. Rußland aber, was man auch sagen möge, ist ein christlicher Staat, und der Christianismus, davon sind wir innig überzeugt, ist überall ein Bürge des, wenn auch oft langsamen, Fortschreitens der Völker zu höherer moralischer Würde, wenn uns auch dieses Fortschreiten nicht in Rußland, trotz aller wahren und falschen Declamationen, als Thatsache vor Augen läge. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Hafen von Constantinopel, von Skutari und andern Landungsplätzen. Er hat das Vorrecht, zum Tode zu verdammen und in diesem Falle werden sie in die Fluthen gestürzt. Wenn seine Barque den Bosphorus durchschneidet, so entfernt sich, flieht Alles.

Der Muhtessib oder Richter der Märkte wacht über die Erhaltung der Statuten der verschiedenen Handwerker und Corporationen. Er hat nicht das Recht, zum Tode zu verdammen, aber er kann die Ohren annageln und abschneiden, die Nasenlöcher aufschlitzen, ja die Nase selbst abschneiden lassen.*) Am häufigsten indessen besteht die Strafe in Geldbuße.**)

Der Ajak-Naibi oder Inspector der Mundprovisionen beschäftigt sich keineswegs mit der Qualität, sondern nur mit dem Gewichte und dem Preis. Gleichwohl sind seine Functionen von Wichtigkeit.

Der Assas-Baschi oder Prosos der Stadt ist der Aufseher über die Gefängnisse.

Der Subaschi oder Polizei-Commissair läßt die von den obengenannten Beamten ausgesprochenen Sentenzen vollstrecken; unter diesem Gesichtspuncte kann man ihn als den Einnehmer der Strafgelder qualificiren.

Endlich ist der Mimar-Baschi oder Inspector der Gebäude zugleich Oberaufseher der Straßen von Constantinopel. Man kann nichts bauen oder repariren, ohne seine Erlaubniß. Dieses Amt ist ungemein lucrativ wegen der Menge von Schwierigkeiten und Hindernissen, die er in den Weg legen kann, und der Begünstigungen, die von ihm abhängen.***)

Die subalternen Agenten sind sehr zahlreich; die einen sind Soldaten und repräsentiren unsere Gendarmerie; andere haben die Functionen von Stadtsergeanten. Endlich kommen die, welche die Reinlichkeit erhalten sollen und die, welche über die öffentliche Sicherheit während der Nacht wachen, d. h. die Nachtwächter. Diese letzteren heißen Paßban und bilden verschiedene Classen; die zahlreichste ist die der Janghin Paßbanterie oder Feuerwächter. Bewaffnet mit langen, mit Eisen beschlagenen Stäben, durchziehen sie die ganze Nacht die Straßen und beim ersten Zeichen einer Feuersbrunst erschallt die Stadt von ihrem Unglücksruf: Janghin var, es ist Feuer!

Man ist versucht, sich in den Straßen von Paris zu wähnen, wenn man in Constantinopel einer Bande von Dreckfegern (Araidschilae) begegnet; mit Schaufeln und Besen bewaffnet, in langen Stiefeln, die die Schenkel mit bedecken, angethan mit einem Kaftan von Leder, gleichen sie ganz den Menschen, die bei uns den Beruf haben, gewisse unterirdische Canäle zu reinigen. Die Araidschilae bringen den Schmutz und andern Auswurf weg; sie transportiren ihn an das Meeresufer und da waschen und suchen sie ihn aus, um alle Gegenstände daraus zurückzubehalten, die einigen Werth haben können. Sie zahlen einen jährlichen Tribut oder Pacht an den Subaschi.

Wir wollen hier, zum Schlusse dieses Artikels, einige Haupt-Verfügungen der Polizei-Ordonnanzen bekanntmachen. Man wird in den mehresten einen Fond von Gerechtigkeit und vor Allem von Sorgfalt für die Armen finden. Ich weiß wohl, daß das große Princip der Freiheit des Handels darin, in jedem Artikel, verletzt ist, aber man muß von den Sectirern Mahomeds keine sehr erhabenen Ansichten fordern *) und man muß ihnen immer für die darin liegende Sorge für Wohlbefinden des Volkes Dank wissen. Man wird überdies bemerken, daß der gesunde Verstand der Türken einer Menge Mißbräuchen, die man in Frankreich duldet, ein Ziel gesetzt hat; als der Art können wir unter andern die lügenhaften Versprechungen der Schneider und die täuschenden Ragouts der Sudelköche bezeichnen.

Der Gewinn des Kaufmanns und das Taglohn des Handwerkers sind auf gewisse Gränzen und Bestimmungen beschränkt; der erstere darf nie über 11 pCt. steigen; dem zweiten ist ein Benefiz von 12 pCt. erlaubt. Jeder, der mit den nothwendigsten Bedürfnissen handelt und sich weigert, sie zu der vom Richter bestimmten Taxe **) zu verkaufen, jeder Taglöhner, der nicht für den festgesetzten Preis arbeiten will, wird streng bestraft: die Bastonade weiß jeder persönlichen oder verabredeten gemeinschaftlichen Widersetzlichkeit abzuhelfen. ***) Noch führen wir folgende Verfügungen aus dem Reglement über die Handwerker und Corporationen an:

„Die Aufmerksamkeit der Behörden soll speciell auf die Verfertigung des Brodes gerichtet seyn; der Bäcker, Ekmekdschi, bei denen man schwarzes oder schlechtschmeckendes Brod finden wird, soll einen Verweis erhalten und eine Geldstrafe von einem Aspre für die Drachme Brodes erlegen.

„Die Kuchen sollen genau untersucht werden und sie müssen in dem Verhältniß von sieben Okka der frischesten Butter für eine Mudd Mehl gemacht seyn.

„Bei den Speisewirthen soll das Fleisch gut gekocht und das Gemüse wohl gesalzen, die Gläser und Teller rein, die Wäsche weiß und die Schüsseln ausreichend seyn. Es ist ihnen ausdrücklich verboten, dasselbe Stück Fleisch auf zweierlei Weise zuzurichten, d. h. zuerst einen Braten und den folgenden Tag ein Fricassee oder Ragout daraus zu machen. Die Eingeweide von Thieren müssen stets mit Essig und Knoblauch gekocht werden.

„Eine strenge Aufsicht soll über die Schneider geführt werden; es ist ihnen bei Strafe auferlegt, Wort zu halten. Wenn sie ein Kleid verderben oder schlecht nähen, so geschieht es auf ihre Wagniß und Gefahr; dasselbe ist der Fall, wenn sie wagen, an der Form des Kaftans oder anderer Kleider die mindeste Neuerung anzubringen." (Man sieht, daß die Mode früher keine große Herrschaft über die Türken übte; jetzt hat der Sultan selbst den letztern Theil der Verordnung außer Kraft gesetzt.)

Wir könnten, nach dem vor uns liegenden Original, noch viele solcher Vorschriften anführen, besorgen jedoch, unsere Leser möchten sich zu sehr versucht fühlen, manche dieser türkischen Verfügungen hierher oder sich in die Türkei zu wünschen; das erste aber möchte den Betheiligten, das zweite aber ihnen schlecht bekommen.

---

*) Und bei dieser milden Strafe liege doch Minderung und Schärfung in seinem Bon plaisir, in seiner guten oder schlechten Laune! Und in einem solchen Lande, bei solcher Verfassung und Verwaltung wagt der Verfasser von Freiheit zu sprechen? Nur die höchste Bizarrerie vermag dergleichen. Gleichheit findet statt, das ist wahr, und zwar die seltenste, nämlich die der Sclaverei, der mit dem Despotismus auf die originellste Weise verschwisterten Anarchie; aber von Freiheit schweige man, wo über dem Haupte des Einzelnen stets das Schwerdt an einem Haare hängt. Anm. d. Red.

**) Daran mag denn wohl auch das Interesse mehr Antheil als die Gerechtigkeit und Menschlichkeit haben. Anm. d. Red.

***) Wundersame administrative Vorzüge, schlagende Beweise für die gerühmte Gerechtigkeit und Freiheit in der Türkei! Es soll freilich auch anderwärts mitunter etwas türkisch hergehen und die Menschen lassen es — wenn nicht sich gefallen, doch geschehen. Aber es bleibe ihnen doch die Zungen- und Ohrenfreiheit!! Anm. d. Red.

*) Aber diese Ansichten auch dann nicht nicht loben und von Freiheit sprechen! Anm. d. Red.

**) Das erinnert unwillkührlich an Robespierre's Maximum; es erleichterte auch die Lage des Armen, erreichte seinen Zweck, konnte doch aber nur der Schreckenszeit angehören. Anm. d. Red.

***) Gerade wie die Guillotine unter Robespierre. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 883. Hamburg. Mittwoch, den 8. Januar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hasstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Das Ende des Brauer-Königs.

Eine Episode aus der Revolution im vierzehnten Jahrhundert.

Aus dem geschichtlichen Roman des Vicomte d'Arlincourt.

(N.)

Die Thuemuhr von St. Johannes zu Gent hatte eben fünf geschlagen; es tagte kaum; und doch waren die Straßen der großen flamändischen Stadt schon gedrängt voller Menschen. Reward, der Brauer-König, sollte eintreffen.

War dies ein Freudenfest, das des Demagogenhäuptlings wartete? Waren es die Vorbereitungen zu einem Triumphzuge, welche die gesammte Volksmasse von Gent auf die Beine gebracht hatten? Nein. Die Aufläufe hie und dort, die sich in bedrohlichen Colonnen hin und her bewegten, deuteten auf nichts weniger als auf ein Fest. Die Symptome einer unvermeidlichen neuen Revolution gaben sich in dem Gesichte der Helden des Aufruhrs kund. Ein scheußliches Gesindel wälzte sich von den vier Winkeln der Stadt dem großen Norderthore zu, wie der Gischt eines überlaufenden Gefäßes. Gräuliche Reden und schaamlose Späße, dazwischen patriotische Gesänge, wurden lauter und lauter, wie das Brüllen des vom Sturme aufgerregten Meeres. Zum Morde entschlossen, ihrer Beute gewiß, und Herren ihrer Rache, gingen die Genter mit einer Art satanischer Bedächtigkeit zum allgemeinen Aufstand über.

Die Anhänger des Brauer-Königs, die sich unter dem Haufen befanden, höhnten mit einer immer stärker werdenden Bestürzung die blutigen Aufforderungen der Meuterei an. Der Himmel war klar und heiter. Das friedliche Blau des Firmaments contrastirte scharf mit dem wilden Treiben und den erbaemungslosen Blicken der Glorreichen der Hauptstadt.

Die, fast nur noch eine einzige Stimme bildende, Meynung brach über den von Aetevelle den Stab. Man hätte sagen mögen, es sey ein National-Urtheilsspruch; denn es votirten im Forum der Revolte mehr als hunderttausend Stimmen.

Welch abgerissene, wunderliche Reden und Gegenreden das! Es ist der Dialog der Menge; man horche nur darnach hin, es läßt sich was daraus lernen.

„Er läßt lange auf sich warten, der Verräther!"

— Er hat uns den Engländern verkauft.

„Man zählt ihm vielleicht sein Geld zu."

— Ja, und er hat so weite Taschen... es sind wohl Stunden erforderlich, um sie zu füllen.

„Wir werden schon schneller damit fertig werden, sie ihm wieder zu leeren."

— Er bringt Tonnen voller Stricke mit sich, die ihm von London zugeschickt worden sind; sie aufzuladen, nimmt Zeit weg.

„Aber was sollen diese Stricke denn bedeuten?"

— Damit sollen die Bürger und der Plebs gehangen werden.

„Der Hexentanz*) macht ihm Spaß."

— Er soll den Ball eröffnen.

„Wer?"

— Der Tyrann.

„„O weh, drängt nicht so — Ihr erdrückt mich ja.""

— Und was wäre daran gelegen? Du Alte!

„„Canaille!""

— Man sagt, er käme zu Pferde.

„Getragen? oder von ihm geschleift?"

— Wird er das Diadem um die Stirne haben?

„Ja, gleich einer Nachtmütze."

— Und wir rufen ihm dann zu: guten Abend, Kamerad!

Ein Schwarm Studenten passirte in diesem Augenblick die große Burgstraße und schlug den Weg nach dem Steendam ein. Die Anführer des Trupps schwenkten eine Art buntfärbiger Fahne, mit der Inschrift: Freiheit! Weder Throne noch Könige! Weiber der gemeinsten Art zogen händeklatschend hinter ihnen drein. Flüche und plumpe Witze, Gelächter und Drohungen durchkreuzten sich tumultuarisch inmitten des Getümmels. Die meisten der Studenten waren halb betrunken und kamen eben von einer nächtlichen Orgie her. Die Einen, zerlumpte Bettler, heulten Kirchengesänge ab; die Andern, umhertreibende Raufdegen, gaben sich ein kriegerisches Ansehen. Alle trugen Lanzen und Dolche, und ihr furchterweckender Zug, der sich, einer Schlange gleich, von einem Stadtviertel nach dem andern ringelte, zeigte an zwanzig Orten zugleich die zahllosen Häupter einer Hydra. Diese von der Empörungsgluth verzehrten Benedictiner fanden ihre Freude im Blutvergießen und führten nur Vernichtung im Munde. Gleich Nachteulen hauseten sie in Ruinen, gleich Geiern waren Leichen ihnen eine Lockspeise.

Ein Reiter, blaß und keuchend, war aus einem der Stadtthore dem von Aetevelle entgegengeritten. Er war ein Anhänger der Usurpation und es malte sich Besorgniß auf seinem Gesichte ab.

„Zurück! oder Ihr seyd verloren!"

— Ich fliehen? antwortete der Demagogen-Häuptling.

„Ihr habt den Tod vor Euch! darum zurück!"

— Hinter mir ist der Tod.

„So wäre es also wahr?.... Die Stadt Brügge?...."

— Ist in der Gewalt des Grafen von Male.

„Und Ypern?"

— Ist in vollem Aufstande.

„Oudenarde?"

— Da bin ich verrathen.

*) So nannte man die Hinrichtung durch den Strick.

Digitized by Google

„Wie! überall Treuloſigkeit?“

— Fort, nach Gent!

„O, nicht doch. Auf Eure Freunde wird dort Jagd gemacht, wie auf wilde Thiere. Das Volk rennt brüllend durch die Gaſſen.“

— Ich habe einige Gewalt über dies Volk.

„Kann man das über Tiger haben?“

— Ich habe Freunde.“

„Die Euch verleugnen.“

— Ich werde reden.

„Man wird nicht auf Euch hören.“

— Aber Gent hat mich ja zum König gemacht!

„Gent wird Euch tödten.“

Reward ſenkte das Haupt. Er dachte einige Augenblicke über ſeine verzweiflungsvolle Lage nach. An eine Flucht war nicht mehr zu denken. Da gab es keinen Verſteck, keine Zufluchtsſtätte. Der Aufſtand verbreitete, gleich einer großen Feuersbrunſt, ſeine Flammen nach allen Seiten. Er konnte nur in einem verwegenen Schritte, durch einen verzweifelten Entſchluß Rettung finden. Er ſchmeichelte ſich, daß ſeine Gegenwart, vordem mit ſo vielem Enthuſiasmus von der großen flamändiſchen Stadt begrüßt, auch noch jetzt dem Volke imponiren würde. Er nahm die Miene der Unbefangenheit an und verfolgte, das Haupt mit einer erkünſtelten Feſtigkeit empor haltend, den Weg nach Gent.

— Es leuchtet mir ein Stern, ſagte Jacob.

Aber dieſer Stern war erloſchen.

Artevelle hatte das Norderthor überſchritten; er befand ſich unter den Wällen der Hauptſtadt. Die wüthenden Banden der Vorſtädte, beſtehend aus raſenden Landſtreichern, liederlichen Weibsbildern und zerlumpten Kindern, zogen ihm, ihre Lanzen ſchwingend und unter einem betäubenden Geſchrei entgegen. Ein ſchauerlicher Freudenruf ertönte aus ihren Reihen, als ſie ſeiner anſichtig wurden, ein Schrei, wie ihn die böſen Geiſter ausſtoßen, wenn eine vom Himmel aufgegebene Seele in ihren Feuerpfuhl fällt. Es war dies für Reward der erſte Laut der Todtenglocke, der erſte Anklang des Sterbegeläuts. Da ward es dem Brauer-König unheimlich ums Herz.

Soll er weiter gehen?... Er hält an. Dem Bannfluche des Volkes gegenüber gerann ihm das Blut in den Adern. Aber es war nicht mehr möglich, von dem einmal genommenen Beſchluß wieder abzuſtehen. Hier war Verwegenheit eine Nothwendigkeit. Er ſagte alſo:

— Friſch! wackere Lanciers; die Waffen hoch!

Die engliſchen Soldaten erwiederten den Befehl des demagogiſchen Anführers durch Acclamationen. Sie waren nur einhundert Mann ſtark; aber ihres ungezähmten Muthes wegen konnten ſie hier für eine Armee gelten.

Sie ſetzten ſich in abgemeſſenen Schritten in Marſch. Einige dem Artevelle befreundete Bürger gaben ihm von ihren Fenſtern herab Warnungszeichen, nicht weiter zu gehen. Andere Individuen aber zeigten verächtlich mit Fingern auf ihn. Der tobende Haufe ſchwoll mehr und mehr an. Das Auge auf die entfernten, mit Dolchen bewaffneten Horden, durch die er ſich einen Weg bahnen ſollte, heftend, ſah Reward klar, welch einem Schickſal er entgegenging. Das Geziſch der Menge und das Hohngelächter der Furien ſchlug an ſein Ohr. Mordgierige Zuſchauer zogen, wie Grabesgeſtalten, hinter den Blutmenſchen her; es war als ob Leichen aus ihren Gräbern heraufbeſchworen worden wären, um eine Orgie des Fürſten der Finſterniß zu feiern.

„Jacob,“ ſagte eine ironiſche Stimme, die von einem benachbarten Fenſter ausging, wie hehr und glorreich iſt doch dieſe befreite Volksmaſſe! Siehe da die Helden Deines Quaſi-Ruhmes, die Pfeiler Deines Quaſi-Thrones! Bewunderung und Achtung! Entblößt doch die Häupter und grüßt!“ —

Ein bitteres Lächeln war die Antwort dieſer beißenden Ironie. Jacob war nun bis zu einer Brücke gekommen, jenſeits welcher ſich ein öffentlicher Marktplatz befand, in deſſen Mitte ein rieſiger Galgen aufgerichtet war. Auf dieſem Marktplatze hatte ſich der tobende Haufe verſammelt und hielt ſich, ein wüthiges Geheul ausſtoßend, bereit, ſein Opfer in Stücken zu reißen.

— Platz für den Reward! riefen die Bogenſchützen.

Die Unerſchrockenheit dieſer Braven machte die Menge verdutzt; doch zeigten tauſend aufgehobene Arme nach dem Galgen hin und das Wuthgeſchrei verdoppelte ſich.

„Tod den Engländern!“

— Nieder mit dem Reward!

„Keine Tyrannen-Freiheit!“

— Er hat uns verkauft und ausgeliefert!

„Er ſoll uns das Geld wiedergeben, das er uns abgenommen hat!“

— Keinen ſchwarzen Fürſten mehr!

„Weg mit den Verräthern!“

— Es leben die Grafen von Flandern für immer!

Artevelle wechſelte die Farbe; ſeine Augen traten ihm vor Schrecken aus dem Kopfe; ſeine Augenbrauen zogen ſich krampfhaft zuſammen. Es lagen Marterwerkzeuge auf dem Platze bereit, um ſeine Glieder in Fetzen zu reißen, bevor ſie an den Galgen gehangen wurden. Er ſah, daß er zehnerlei Todesarten zu beſtehen haben würde, ehe er den Geiſt aufgäbe. Er hörte das wüthige Hohngelächter und den grauſamen Spott, der aus dem Volks-Vulkan, der im Kreiſen war, aufſtieg. Es ward ihm ſchwindlich.

Der große Haufe, erbarmungslos wie die wilden Thiere, die ihre Beute nicht ſogleich tödten, ſondern erſt mit ihrer Angſt Kurzweil treiben, würde es nicht geduldet haben, daß man den Brauer-König ſo ohne weiteres getödtet hätte. Ihm verlangte nach einer Folge von blutigen Eindrücken, nach einer Progreſſion vielfacher Todesarten, nach einem lange währenden Mordſchauſpiel. So, vor dem ganzen verſammelten Volke, ſollte der Verurtheilte nicht bloß ſein Leben aushauchen, nein, ſein Tod ſollte das Feſt und das Spiel eines ganzen Tages für die Stadt abgeben.

— Platz für den Reward! Platz für den Reward!

So wiederholte man den Ruf der Bogenſchützen.

Dieſe bildeten, die Waffe im Arm, das Haupt gerichtet, einen Wall von Eiſen und Erz um Artevelle her. Als ſie über die Brücke zogen, waren ihnen einige Steine und einige Pfeile entgegengeflogen; aber die Anführer der Revolte hatten dies unterſagt, und die tapferen Engländer, entſchloſſen, ſich bis auf den letzten Mann zu wehren, bahnten ſich durch die tobende Maſſe, die vor ihren Lanzen zurückwich, wie die Aehren ſich unter dem Hauche des Sturmes beugen, ihren Weg.

Rewards glänzendes Hotel erhob ſich am äußerſten Ende des Platzes. Endlich war es dem Artevelle gelungen, alle Hinderniſſe zu überwinden: aber er hatte ſein Hotel nur mit einem Drittheil ſeiner Kohorte erreicht: ſechszig ſeiner Braven waren gefallen.

Er ſelbſt war unverwundet geblieben. Die große Pforte ſeines Hotels ward gleich hinter ihm geſchloſſen; doch durfte er ſich darum noch nicht für gerettet halten, indem ſeine Wohnung gänzlich umzingelt war und ſie weder einen geheimen Ausgang hatte noch Mittel zur Gegenwehr darbot. Die offene Seite ſeines Hofes ging nach dem Canal hinaus, und deſſen andern beiden Seiten waren durch eine hohe Mauer abgeſchloſſen, hinter welcher ſich eine belagernde Menge ſammelte. So war jede Flucht unmöglich.

Als der Brauer-König den Vorhof überſchritten hatte, eilte er raſch die große Treppe hinauf, die zu ſeinen Prunkſälen führte, und ſchaute

Digitized by Google

dort aus einem der hohen Fenster hinaus, die eine Uebersicht über einen Theil der Stadt gewährten. O gräuliches Bild! scheußliches Schauspiel! In das wilde Getümmel ist eine Art von Ordnung gekommen; die allgemeine Wuth, durch das Handgemenge der Studenten und das Treffen mit den Bogenschützen einen Augenblick abgelenkt von ihrem Ziel, hat sich mit neuer Stärke wieder gegen den Reward concentrirt. Tausende von Mördern rufen ihn bei seinem Namen.

Eine Revolutions-Sonne, eine glühende Juli-Sonne, stieg (am 17. Juli 1345) am wolkenlosen Himmel auf. Unbeweglich und erstarrt sah Jacob aufmerksam nach der Todes-Ovation hin, welche die Henker ihm bereiteten. Der, Angesichts seiner Wohnung aufgerichtete, Galgen hatte drei Arme, an deren Enden, in eisernen Ringen, Stricke mit Schleifen hingen; eine Folterbank und ein Rad, bestimmt, den Zuschauern das Schauspiel der Zuckungen des Geächteten zu gewähren, hatten ihren Platz neben dem Galgen. Nicht fern davon erhob sich ein Scheiterhaufen, dessen Gluth von den Henkern mit einem ungeheuren Blasebalg angefacht wurde, um lange Zangen darin glühend zu machen.

Die dort versammelten Kannibalen sangen patriotische Lieder und tanzten, sich die Hände gebend, um den Scheiterhaufen herum. Ein Theil von ihnen hatte Pechfackeln angezündet, deren schwarzer Qualm die Feuer-Runde der Dämonen in ein Halbdunkel hüllte.

Mehrere der englischen Bogenschützen kamen in größter Hast zu ihrem Chef und riefen ihm zu:

„Reward! es werden die Thüren eingeschlagen."

Artevelles Augen erloschen in ihren Höhlen; sein Gehirn war wie verkohlt, und auch die deutlichst ausgesprochenen Worte blieben ihm unverständlich. Die Hand unter der Kleidung, zerfleischte er sich in einer ohnmächtigen Wuth mit seinen Nägeln die eigene Brust.

— Was soll aus uns werden? — alles ist verloren!... schrie die Dienerschaft des Hauses. Hört Ihr nicht die dröhnenden Schläge der Art?

Durch das plötzliche Zusammenstürzen einer der Hofmauern erbebte nun das ganze Hotel. Ein Jubelgeschrei von der Straße her begleitete den donnernden Lärm. Die Mörder drangen durch die Bresche.

„Reward! wir wollen die Treppe vertheidigen," riefen die unerschütterlichen Bogenschützen ihm zu, „und während wir uns schlagen, macht Ihr den Versuch, mit dem Volke zu reden."

„„Wo?"" antwortete Artevelle.

„Vom Balcon herab."

Dort schleppte sich der Brauer-König nun hin. Wenige Schritte von sich vernahm er das Wuthgeheul der Angreifenden. Seine treuen Garden faßten oben auf der Treppe Posto, um sich einem gewissen Tode zu weihen.

So wie der Reward sich auf dem Balcon zeigte, erfolgte ein verhöhnendes Beifallklatschen. Er machte ein Zeichen, daß er reden wollte; seine Kniee schlotterten unter ihm; seine Hände klammerten sich krampfhaft an das eiserne Geländer des Balcons, um sich daran festzuhalten. Er grüßte rechts und links aus einer Art maschinenmäßigem Instincte, gleich den wilden Thieren in einem Käfig, welchen die Furcht ein solches Compliment eingeprägt hat. Seine vertrocknete Kehle ließ kaum einige undeutlich gesprochene Worte durch, die in einem wüthenden Gezisch untergingen. Er sagte:

„Ich habe Aller Glück gewollt. Ach! .... Ihr seyd im Begriff .... Flanderns Freiheit .... in meinem Blute zu ersäufen."

Tausend Stimmen unterbrachen ihn, wie folgt:

— Er nennt uns nicht mehr seine lieben Kameraden.

„Er wagt es noch, von Freiheit zu sprechen, der Tyrann!"

— Genug der Spiegelfechtereien, Du Räuber!

„Empörer! jetzt stirb durch die Empörung!"

— Du hast uns verrathen, dafür bist Du wieder verrathen worden!

„Du hast uns verkauft, dafür hat man Dich verkauft!"

Die Volkswuth schien sich jedoch ein wenig gelegt zu haben. Ein schwacher Hoffnungsschimmer leuchtete aus Jacobs Augen. Er wollte eben noch einmal reden, als plötzlich eine schwere und kalte Faust ihn im Nacken packte, gleich einer Geierklaue. Er sah sich erschrocken um.

Eine schwarze und colossale Gestalt stand mit aufgeschlagenem Visir neben ihm.

„„Da bin ich!""

Es war Wenemare.

Diese furchtbaren Worte, welche der Vertilger dem Opfer in der Todesstunde vernehmen zu lassen, versprochen hatte, gaben dem Reward den Rest. Es trat nun ein gräulicher Austausch von Blicken der Rache und der Feigheit ein. Das Gesicht dem Verdammten zugewendet, brannte Urbin diesem mit dem Feuer, das den seinigen entsprühte, die Augen aus. Jacob, der diesen Anblick nicht zu ertragen vermochte, hielt sich die Hände vor das Gesicht; Wenemare schnellte sie aber mit seinen Eisenfingern wieder weg und seine Stimme, die wie ein rollender Donner weithin ertönte, wiederholte die Worte:

„„Da bin ich!""

Das Gesicht im Staube, stürzte Artevelle erschöpft zu Boden.

„„Erinnerst Du Dich meiner beiden Schwüre?"" begann der Soldat von Oudenburg wieder, „„der eine ist erfüllt, der andere soll es werden. Das neue Blut wäscht das alte ab.""

Jacob murmelte nun:

„Gnade! Gnade!"

„„Als Ludwig, vom Dolche getroffen, zu Deinen Füßen seinen Geist aushauchte, Du scheußlicher Tyrann, wie stand es da um Deine Gnade?""

— Tödte ihn! tödte ihn! — schrie das Volk.

Heftiger noch fuhr der Vollstrecker der ird'schen Rache fort:

„„Als Du das Königreich unterdrücktest; als Du die Waise beraubtest; als Du die Wittwe einkerkertest; als Du durch Mordthat erbtetest und durch Verbrechen zur Regierung kamst, Usurpator! hast Du da Gnade gelten lassen?""

„Ha! gieb mir den Tod!" rief Artevelle aus. „Genug der Qualen! Tod! Tod! .... Ach! ...."

Und dieser letzte Ausruf erklang wie der letzte Hauch, den die Todesangst erpreßt.

Urbin wandte mit dem Ekel, den ein garstiges Gewürm erweckt, welches man zertreten will, sein Gesicht ab; sein Schwerdt war gezückt; aber der Ekel war größer als der Haß: er trat zurück.

Ein neuer Tumult, eine außerordentliche Bewegung gab der Scene eine neue Gestalt. Philipp Artevelle, von Hamstede unterstützt, und gefolgt von einem zahlreichen Trupp Arbeiter, hatte es unternommen, seinen Vater retten zu wollen. Er eilte herbei. Er war jung und herzhaft. Seine kindliche Liebe und sein kühnes Schritt imponirten dem Volke. Er sprach mit lauter Stimme, und man hörte ihn an. Er trotzte dem Tode, und man bewunderte ihn. Es ward ihm Platz gemacht und er drang ungehindert vorwärts.

Als Reward seinen Sohn erblickte, da leuchtete ihm ein neuer Strahl der Hoffnung — es war der letzte.

Als Wenemare des Verführers der Neolie ansichtig wurde, da entflammte seine eben etwas gedämpft gewesene Wuth mit einer Heftigkeit, die sich nicht beschreiben läßt. Er erfaßte mit seinen eisernen Handschuhen die ihm zu Füßen liegende bürgerliche Majestät, hob sie mit Riesengewalt hoch über den Balcon, und schleuderte sie dann mit dem Ausruf:

„„Da Philipp, hast Du Deinen Vater! Da, Bürger, habt Ihr Euren König!"" weit von sich.

Digitized by Google

Ein allgemeines Hurrah des Erstaunens begrüßte diese Kühnheit. Ihm folgte ein neuer Ausbruch des Enthusiasmus. Der colossale Todesengel, der diesen Aster-Monarchen einer menschlichen Meute als ihren Antheil zuwarf, wie wenn es ein Strohhalm gewesen wäre, den er dem Winde hätte preisgeben wollen, erschien der Menge als ein übernatürliches Wesen. Sie schaueten zu Wenemare mit einer abergläubischen Ehrfurcht auf. Dieser schwarze und riesige Krieger schien ihnen ein Bote des Höchsten, ein rächender Genius, fast ein Gott zu seyn.

Sogleich hatte die Menge ihren Sinn gewechselt, und sie brach mit dem Ausruf:

— Nieder mit Jacob! nieder mit Philipp! —

auf den Sohn des Rewards ein, der nun die Flucht ergeiff.

Der Bauer-König war wie eine leblose todte Masse in einer ziemlich großen Entfernung vom Balcon niedergefallen. Gierig, ihn seinen letzten Seufzer aushauchen zu sehen, hatte sich das Volk in Massen um den Körper her versammelt. Auch Gerard Denys war darunter.

„Jacob! aufgestanden!“ rief dieser ihm zu. Und er rüttelte das Opfer. „Komm, der Galgen wartet Deiner!“

Jacob war der Schenkel gebrochen.

— Ach! tödtet mich! um Gottes Willen, tödtet mich! Meine Glieder sind zerschmettert; ich bin im Sterben! —

Und dabei streckte der Reward einen Arm aus.

„Mein Säbel soll ihm die Hand geben,“ sagte ein Räuberähnlicher Possenreißer, und Artevelle's Arm flog vom Rumpfe.

— Er kann nicht gehen; wir wollen ihn ziehen.

„Und als einen großen Mann!“

— Als einen Triumphator!

„Als der Bürger Oberhaupt!“

— Als bürgerlichen König!

Der unglückliche Verstümmelte sträubte sich noch mit convulsivischer Angst unter den Händen der Rasenden, die ihn wie mit Harpunen gepackt hatten, um ihn in Stücken zu reißen. Ein höllisches Hohngelächter übertäubte seine letzten Seufzer. Seine zereissenen Glieder und sein noch zuckendes Fleisch wurden in den Koth getreten. Sein Haar, im Blute zusammenklebend, lag ausgerissen unter den Füßen. Das Herz schlug noch, aber Empfindung und Bewußtseyn waren entflohen. Plötzlich riß Gerard Denys, am Fuße des Galgens, aus einem sonderbaren und barbarischen Mitleiden der Leiche den Leib auf, um den letzten Lebensfunken in dem Innern auszulöschen. Der Bauer-König schlug noch einmal die Augen auf, zuckte mit den Lippen, gab einen unverständlichen Laut von sich — und alles war vorbei.

Fest der Nowruse oder der erste Tag des Jahres in Persien.

Aus der Reisebeschreibung von Sir Robert Ker Porter.

(Man vergl. Nr. 831 unsr. Bl.)

(2.)

Der 21. März, der so ungeduldig erwartete Tag, das größte Freudenfest in Persien, kam endlich; man nennt es das Fest der Nowruse oder des Anfangs des Jahres und seine Stiftung wird dem berühmten Jemsheed zugeschrieben, der, nach den Traditionen des Landes und den noch existirenden Fragmenten alter Geschichtschreiber, der sechste Descendent von Noah und der vierte König von Persien, von dem Stamme der Kaiomues, der Enkel Noah's, war. Diesem Jemsheed schreiben die Perser ihre besten Gesetze, den Ursprung nützlicher Künste und die Gründung ihrer vorzüglichsten Städte zu; endlich lassen sie ihn auf dem Throne länger als siebenhundert Jahre (!) leben. Bei folgender Gelegenheit wurde die Nowruse gestiftet: nachdem Jemsheed den Umlauf der Sonne in zwei Jahre, das bürgerliche Jahr und das religiöse, getheilt, welchen er einen Schalt-Monat hinzufügte, um den Calender in Uebereinstimmung mit den Jahreszeiten zu erhalten, stiftete er dieses Fest zum Andenken dieses großen Ereignisses. Es sollte am ersten Tage des Sonnen-Jahres gefeiert werden, welches, nach seinem System, zur Zeit der allgemeinen Wiedergeburt aller zum Leben der Menschen nothwendigen Dinge anfing (d. h. mit dem Eintritt des Frühlings).

Die Berechnung der jetzt in Persien üblichen Eintheilungen des Jahres richtet sich nach dem Umlauf des Mondes, welches das persische Jahr um einige Tage kürzer als das unsers Calenders macht. Jeder Monat beginnt und endet mit dem Monde, dessen Phasen die religiösen Fasten und die Feste ihrer Propheten regeln; aber das von Jemsheed geschaffene Sonnen-Jahr fängt mit dem Tage an, wo die Sonne in den Widder tritt (Frühlings-Anfang) und enthält zwölf Monate, jeden zu 29 und 30 Tagen.

Das Fest sollte sechs Tage dauern: am ersten Tage hielt der König, in Gegenwart des versammelten Volkes, folgende Rede: „Es ist heute „der erste Tag eines neuen Monats eines neuen Jahres! Diese Ein„theilung der Zeit ist mein Werk und ich habe sie so gemacht, um euch „in den Stand zu setzen, den Fortschritten der Natur besser zu folgen. „Diese Feier hat auch zum Zweck, die Bande enger zu knüpfen, die uns „bis dahin vereinigt haben, und so wie die unveränderliche Folge der „Jahreszeiten das allgemeine Wohlseyn hervorbringt, eben so wird uns „die vollkommene Uebereinstimmung unserer Gesinnungen und Gefühle der, „vereinigten Herzen versprochenen, Glückseligkeit genießen lassen.“

Am zweiten Tage des Festes ertheilte er seinen Räthen und Ministern Belohnungen; am dritten erhielten die Gelehrten und Künstler Gunstbezeugungen und Auszeichnungen; der vierte war bestimmt, die königliche Familie und den ganzen Adel zu empfangen; die zwei letzten waren öffentlichen Lustbarkeiten und Vergnügen geweiht.

Unter denen bei diesem Feste wechselseitig ausgetauschten Zeichen der Zuneigung stehen gemalte oder vergoldete Eier im ersten Rang. Derselbe Gebrauch gilt unter den Gliedern der griechischen Kirche zum Osterfeste. (Auch in einem Theile des protestantischen Deutschlands werden zum sogenannten grünen Donnerstage solche Eier, doch vorzüglich an Kinder, die sie dann gewöhnlich noch aus mancherlei Verstecken suchen müssen, ausgetheilt.)

Jetzt feiert man das große Fest der Perser auf folgende Weise. Am Abend des dem Feste vorhergehenden Tages läßt der König seine Kaalats, seine Shawls und andere Kostbarkeiten an die Personen, die er seiner Achtung am würdigsten hält, als Ehrenzeichen bringen; wie, der englische Gesandte und ich, wurden in diese Auszeichnung mit einbegriffen. Am andern Morgen legten wir die königlichen Insignien über unsere Uniform an und erwarteten den Hofbeamten, der uns zur Audienz führen sollte. Dieser Beamte oder Offizier war niemand anders als der oberste Scharfrichter; die Wahl dieses Mannes war das größte Zeichen von Aufmerksamkeit, das uns der persische Monarch geben konnte.

Der Morgen war herrlich und wir stiegen um acht Uhr zu Pferde. Nachdem wir durch das Fort der Citadelle eingezogen waren, führte man uns auf einen sehr weiten Platz, in dessen Mitte sich ein großes hölzernes Gebäude mit einer von oben beleuchteten Kuppel befand; an seinem Eingange stand eine enorme Kanone von Kupfer, die Chardin zu Ispahan, im Maidan-Shah, gesehen zu haben erzählt. Man hatte sie seit mehreren

Digitized by Google

Jahren in diese Hauptstadt geführt. Alte Flinten von verschiedenem Calibre, alle gleich bizarr und vermischt mit einigen andern von modernerer Fabrik, waren in diesem kreisförmigen Gebäude aufgehängt. Nicht weit von da bemerkte man eine Linie von zweihundert Steinstücken; es war die Artillerie des Corps der Kameele, das diesen Tag den Dienst hatte, um den König, bei seinem Eintritt in die große Volksversammlung, zu begrüßen. Und mit Recht konnte man dieser Menschenmenge diesen Titel geben; denn alle Stände waren da vermischt. Man sah da Bürger von den niedrigsten Volks-Classen; die einen anständig gekleidet, andere mit elenden Lumpen bedeckt; Khans in Kaalats (Ehrenkleidung) überladen mit Gold und reichen Verzierungen; Diener mit kostbaren Livreen und Soldaten in Uniform; alles das, sich unter einander drängend, bildete eine Menge, wo alle Stände sich gleich machten. Es war nicht möglich, durch einen solchen Haufen zu Pferde zu kommen; wir stiegen am Eingange des Platzes ab und fügten uns in die Nothwendigkeit, uns einen Weg mit den Ellenbogen und Schultern zu bahnen und so zu den Füßen des königlichen Thrones zu gelangen.

Aber weder die Furcht, die gewöhnlich der oberste Henker oder Scharfrichter einflößt, noch die verdoppelten Schläge, die die uns vorausgehenden Diener austheilten, nichts konnte unsern Weg um einen Zoll breit weiter und gangbarer oder die mindeste Breche in diese dichte Mauer machen. Nur mit unerhörter Mühe und auf Kosten unserer Shawls und Hofkleider, wovon uns nur Lumpen übrigblieben, gelang es uns, allmählig durchzukommen. Endlich dieser unermeßlichen Volksmenge entronnen, wendeten wir uns nach einem engen und dunkeln Bogengang und einer niedrigen Pforte, die uns den Eingang in das Quartier des Pallastes verschaffte. Das war ein weites Terrain, beschattet von landdichten Bäumen und von mehreren Springbrunnen erfrischt. Im Mittelpuncte sah man das prachtvolle Gebäude, in welchem Se. Majestät die Huldigungen seiner Unterthanen empfangen sollte. Wir wurden nach der Südseite des Pallastes geführt, wo im großen Saal die Ceremonie der Vorstellung stattfinden sollte und wir trugen Sorge, den möglichst bequemen Platz einzunehmen, um den großen König zu sehen und zu hören. Bevor Se. Majestät erschien, hatte ich Zeit, mich mit dem Schauplatz bekanntzumachen, in welchem der erlauchte Monarch eine so merkwürdige Rolle zu spielen im Begriff stand.

Allee'n von hohen Pappeln und andern Bäumen theilten diesen unermeßlichen Hof, oder vielmehr diesen prächtigen Garten, in mehrere Eingänge. Der in der Mitte ist der breiteste; seine grünenden Bäume schmücken die Ufer einer Art vor Bach oder Wasserbecken, dessen enges Bett diesem ganzen Eingang entlang läuft, aus welchem sich verschiedene Wässerstrahlen und Springbrunnen erheben. Orangen, Biruen, Aepfel, Weintrauben und getrocknete Früchte, auf einander sehr nah stehenden Tellern und Schüsseln aufgehäuft, bedeckten seine Ufer und bildeten darauf eine unendliche Kette. Ein anderer Wasserbehälter befand sich dem Pallast gegenüber; und da diese dem König unmittelbarer ins Auge fiel, so hatte man alle Hülfsmittel der Kunst erschöpft, um seine Wasserstrahlen zu vervollkommnen, die sich in Pyramiden zu der Höhe von drei bis vier (?) Fuß erhoben! Das ist das erhabene Resultat des Talents der Perser in der Wissenschaft der Hydraulik, worin, nach ihrer Meynung, kein anderes Volk ihnen gleichkommt. Zwischen jedem Teller mit Früchten standen Vasen mit Blumen aus Wachs, aber von so wunderbarer Arbeit, daß man sich einbilden konnte, den Duft davon zu riechen. Weiter im Hintergrunde gewahrte man eine lange Reihe der schönsten Gefäße von Porzellan, die Sorbets enthielten.

Man meldete die Familie an: die ältesten Söhne des Königs traten zuerst ein, und zwar nach der Seite hin, wo wir uns befanden; Abbas Mirza,*) sich links wendend, stellte sich zur Rechten des Thrones. Seine Brüder folgten ihm, bis sie uns ganz nah waren, und blieben hinter den älteren Prinzen stehen, die das männliche Alter erreicht hatten. Die jüngern Prinzen gingen auf die andere Seite des Bassins, sich nach der Reihefolge des Alters stellend. Alle waren prachtvoll gekleidet; ihre Westen waren von Goldstoff und aus den reichen Falten ihrer Umgürtungen von Cachemirs ragten reichbesetzte Dolche hervor. Der Meisten Ueberkleid war auch von nicht minder kostbarem Stoffe und überdies noch mit dem feinsten Pelzwerk aufgeschlagen und gefüttert. Um ihre schwarzen Mützen waren die seltensten Cachemirs in Turban-Form gewunden. Alle, von dem Jüngsten bis zum Aeltesten, trugen Armbinden von Rubinen und sehr großen Smaragden, die sich bis zum Ellenbogen erstreckten. Die persönliche Schönheit dieser Prinzen war vielleicht noch außerordentlicher, in den Augen eines Reisenden, als der Glanz ihrer Kleidung; es war auch nicht einer, der nicht in jedem Lande als sehr schön gegolten hätte. Sehr regelmäßige Züge; große blaue Augen voll sanften Feuers, eine graziöse Haltung, edle und würdige Gesichtszüge, alles das macht sie zum Gegenstand der lebhaftesten Bewunderung.

In einiger Entfernung und nicht weit von der Façade des Pallastes zeigte sich eine Reihe anderer hoher Personen, Mullahs, Astrologen und anderer Gelehrten des Landes; ihre dunkeln Kleidungen contrastirten mit dem Glanz alles dessen, was sie umgab. In ihren Reihen hörte man weder Lärm, noch selbst Geräusch; jeder hielt sich ruhig an seiner Stelle, ehrfurchtsvoll die Ankunft des Monarchen erwartend. Plötzlich verkündigten der gleichzeitige Donner von zweihundert Stücken, die scharfen Töne der Trompeten und die vermischten Töne rauschender Acclamationen den Eintritt Sr. Majestät in das Innere der Citadelle. Aber was in der Mitte dieses Geräusches und Gedränges am außerordentlichsten war, das war die Gegenwart zweier großer Elephanten, die ein schreckliches Geschrei ausstießen und ausdrücklich dazu dressirt waren, um Sr. Majestät die tiefen Gefühle der Ehrfurcht der Bürger für ihren Monarchen zu bezeugen.

Der Kaiser trat von der linken Seite in den Saal und schritt mit imponirendem Anstande vorwärts. Nie hatte ich vorher etwas gesehen, was mehr eine so vollkommene Majestät ausdrückte; dann setzte er sich auf den Thron mit derselben unaussprechlichen Würde, die doch ungezwungen und grazios war. Wenn ich in seinen Manieren nur irgend etwas affectirtes bemerkt hätte, so würde der Eindruck minder lebhaft gewesen seyn. Ich würde dann nichts als einen Menschen gesehen haben, der die Rolle des Königs, wie ein Schauspieler, spielt, während ich in diesem feierlichen Augenblicke einen großen Monarchen erblickte, durchdrungen von seiner Größe, und dessen edles Aeußere die höchste Majestät athmete.

Der Glanz der Juwelen, die ihn bedeckten, war blendend: eine Tiare von drei Stufen oder Erhöhungen, deren Form seit langer Zeit der Krone des großen Königs eigen gewesen zu seyn scheint, schmückte sein Haupt. Sie bestand ganz aus Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden, die mit so viel Kunst gefaßt waren, daß die geringste Bewegung zahllose Strahlen und Glanz von sich warf und diese Steine in allen Farben des Regenbogens spielten. Schwarze Reiherfedern wurden von glänzenden Agraffen dieses Diadems gehalten, das wahrhaft eines Kaisers würdig war; an jedem Ende derselben, das mit Grazie

*) Abbas Mirza, von dem hier die Rede ist, ist derselbe, der, während des letzten Krieges zwischen den Persern und Russen, die colossale Macht der letztern so lange im Zaume hielt, und zuletzt vom Kaiser Nicolas den für Persien vortheilhaftesten Tractat erlangte. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

sich herabneigte, waren mit sehr zarter Arbeit Perlen von außerordentlicher Größe befestigt. Seine Weste war von einem goldenen Gewebe, fast ganz wieder mit ähnlichen Juwelen bedeckt und seinen Hals umgab ein Band von zwei Reihen Perlen, wahrscheinlich die größten, die es je gegeben hat. Aber nichts kam dem Glanz der Armbänder gleich, die seine Arme umschlossen, und dem Gürtel, der seinen Leib umgab. Wenn die Sonne sich mit ihren Strahlen in ihrer glatten Oberfläche spiegelte, konnte man sie für eine vom Winde angefachte Flamme nehmen; und wenn man die bezeichnenden Namen dieses verschiedenen Schmucks erfährt, so wird man nicht mehr über ihre Wirkung erstaunt seyn. Das am rechten Arme getragene Armband wird Berg des Lichts und das der linken Hand Meer des Lichts genannt. Diese prachtvollen Diamanten sind die Frucht der Eroberungen von Nadir-Schach; er machte ein Kron-Eigenthum daraus, als er, nach der Plünderung von Delhi, Mahomed-Schach, elften Kaiser der Mongolen, aller seiner Reiche beraubte, und alle Provinzen Hindostans, die nördlich vom Indus liegen, Persien einverleibte.

Der berühmte Thron, den Schach Nadir von den mongolischen Kaisern eroberte, ward bei dieser Gelegenheit nicht ausgestellt; der, welcher Futteh Ali Shah zum Sitze diente, war dem friedlichen Motiv, das die Versammlung vereinigte, mehr angeeignet. Es war eine Plate-forme von Marmor, von einem reinen Weiß, Sinnbild des Friedens, einige Fuß über dem Boden erhaben und mit sechs Shawls und Goldstoff belegt, worauf nun der Kaiser nach orientalischer Weise saß; während er seinen Rücken an ein dickes Kissen lehnte, das mit einem Netz von Perlen überzogen war. Das Innere des Saales war reich mit Sculpturen, Vergoldungen, Arabesken und Spiegeln geziert; die letztern waren so angebracht, daß sie alles Schöne und Reiche dieses Saales tausendfach zurückwarfen. Gefäße voll Rosenwasser verbreiteten in dem ganzen Gemach einen süßen und erfrischenden Geruch.

Während der große König sich dem Throne näherte, berührte die ganze Versammlung einhellig die Erde mit ihrer Stirn, bis zu dem Augenblicke, wo er sich gesetzt hatte. Ein tiefes Schweigen trat unmittelbar ein: der Anblick, den diese Scene darbot, war prachtvoll. Die allgemeine Stille war so groß, in dieser so zahlreichen Versammlung, daß man die mindeste Bewegung der Blätter der Bäume deutlich hörte, und daß das leiseste Gemurmel der Springbrunnen zum Ohre drang. Da diese Unbeweglichkeit mehr als eine Minute dauerte, so hatte ich Zeit, die Person des Schachs im Detail zu betrachten und zu mustern. Sein Gesicht schien außerordentlich blaß und von der dem weißen, polirten Marmor eigenthümlichen Farbe; seine Züge von der ausgesuchtesten Reinheit wurden von geisterreichen und feurigen schwarzen Augen beseelt; sein Bart, schwarz wie Ebenholz, war von solcher Länge, daß er bis unter die Brust herabfiel und einen Theil des glänzenden Gürtels bedeckte, an welchem ein reich mit Diamanten besetzter Dolch befestigt war.

Mitten in diesem feierlichen Schweigen und während Aller Augen auf den glänzenden Gegenstand gerichtet waren, der alle Blicke so natürlich anzog, dessen Kopf so zu sagen von einer leuchtenden Glorie umgeben und dabei unbeweglich wie Mithra's Bild war, überraschte mich eine Explosion von Worten, die plötzlich aus dem Munde der Mullahs und Astrologen erschallte, und unterbrach mich in meinen Reflexionen. Dieses sonderbare Geschrei proclamirte die lange Reihe von Titeln, Besitzungen und glorreichen Thaten des großen Monarchen, begleitet von einem Panegyricus seines Muthes, seiner Freigebigkeit und seiner Macht. Als das Schweigen wiederhergestellt war, warfen sich alle von Neuem zur Erde und selbst die Luft schien sich nicht mehr zu bewegen; es trat eine Pause von ungefähr anderthalb Minuten ein, dann sprach Se. Majestät. Die Wirkung dieser Rede war ungeheuer; es war wie eine aus Gräbern emporsteigende Stimme, zugleich tief, feierlich und durchdringend. Nachdem die Anrede vollendet war, warf er einen Blick auf den Capitain Willock, den Gesandten Sr. brittischen Majestät, mit welchem ich da war und wir näherten uns dem Throne. Dieselbe Stimme, aber in einem sanfteren Tone, richtete das Wort an ihn und beehrte auch mich mit wohlwollenden Bemerkungen in Beziehung auf meine Erscheinung in seinem Gebiete. Nachdem der Monarch verschiedene Fragen an mich gerichtet und meine Antworten empfangen hatte, kehrten wir auf unsere Plätze zurück und in diesem Augenblicke bot man uns zwei Gefäße mit dem köstlichsten Sorbet dar. Dieser angenehmen Erfrischung folgte eine große silberne Schüssel, von einem Sclaven getragen, auf welcher ein Haufe kleiner silberner und goldener Münzen lag. Ich ahmte meinem Freund nach und nahm Theil an dieser königlichen Freigebigkeit; wir füllten unsere Taschen, so viel sie nur fassen konnten.

Als die wechselseitigen Glückwünsche zum ersten Tage des Jahres zwischen dem Monarchen und seinem versammelten Adel ihr Ende erreicht hatten, deutete uns der Scharfrichter, unser bestimmter Führer, an, daß, für diesen Morgen, alles zu Ende sey. Wir zogen uns zurück, wie wir gekommen waren, d. h. unter seiner Begleitung, aber durch einen noch größern Drang und bei noch größerer Hitze, wo möglich, als die war, welche wir bei unserer Ankunft ausgestanden.

Die Feier des Festes sollte bekanntlich sechs Tage dauern, während welcher man mehrere Abende damit hinbrachte, Feuerwerke abzubrennen; die Morgen waren zur Annahme der Geschenke bestimmt, die dem Kaiser von seinen Söhnen, den fürstlichen Gouverneuren der Provinzen, den Ministern, Khans ꝛc. dargebracht wurden. Diese Geschenke bestehen gemeiniglich in Ballen von Goldstoff, Shawls oder andern seltenen Waaren. Man hat mich versichert, daß die Summe, welche diese verschiedenen Tribute dem Schatze einbringen, enorm ist, und daß sie jedes Jahr eher wächst, als sich vermindert. Ein Tag ist zu einem Pferderennen bestimmt, aber ich weiß nicht, aus welcher Ursache diese Festlichkeit dieses mal verschoben wurde.

Abentheuer eines Engländers bei den Indianern.

(Memoirs of a captivity among the Indians of north America.)

(2.)

Es ist vor einigen Jahren zu London ein Werk erschienen, das unter den Weltleuten wie unter den Gelehrten viel Aufsehen gemacht hat, und wovon nächstens eine Uebersetzung in Frankreich erscheinen wird. Es ist der Bericht, den Herr Hunter von seinen Beobachtungen bei den Indianern von Nordamerika bekanntgemacht hat. Man findet darin wenige Abentheuer in der Art der Schicksale, die Le Vaillant in Afrika erlebt. Die Atala's dieser Gegenden sind ziemlich häßliche und unreinliche, aber keineswegs grausame Menschen, obgleich der Patriarch der romantischen Reisenden, Herr von Chateaubriand, das Gegentheil versichert hat.

Was aber das Werk des Herrn Hunter wirklich Außerordentliches hat, ist, daß der Verfasser versichert, seinen Aeltern in dem zartesten Alter entrissen worden zu seyn, seine ganze Jugend unter den Wilden verlebt zu haben und selbst nichts anderes als ein Wilder zu seyn. Man kann sich wohl vorstellen, daß das Publikum lange zwischen Glauben und Furcht,

Digitized by Google

getäuscht zu werden, schwankte. Die Reisebeschreibungen werden in England begierig gelesen, ob man gleich die Pseudo-Reisenden, wie z. B. der Verfasser der lettres persannes war, sehr fürchtet.

Unter den Einwürfen, die man Herrn Hunter macht, scheint folgender ihm sehr gefährlich. Man machte ihm bemerklich, daß er, für einen Wilden von Delaware, sehr hübsch englisch spreche. Man fand, daß er, für einen Indianer, viele allgemeine Kenntnisse habe, weil er ganz als Europäer raisonnire und selbst in der neuern Literatur bewandert sey; daß dies auffallen müsse bei einem Manne, der weder das Edinburgh Review noch die Revue encyclopédique, Journale, die ohne Zweifel wenig Abonnenten an den Ufern des Ohio und des Wabash haben, jemals gelesen habe.

Inzwischen sind alle Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Herrn Hunter gehoben worden. Er ist in England angekommen, versehen mit den ehrenwerthesten Zeugnissen amerikanischer Gelehrten. Seine Geschichte ist in den vereinigten Staaten allgemein und öffentlich bekannt. Er wurde von den Indianern Kichayoo zum Gefangenen gemacht bei einem der schnellen und mörderischen Einfälle, die diese Wilden von Zeit zu Zeit auf der Gränze des Landes unternehmen, die ihre Wälder von den Besitzungen der Amerikaner scheiden. Er wurde mit einem kleinen Mädchen seines Alters geraubt, deren fortdauerndes Geschrei den schweigenden Rückzug der Krieger zu verrathen drohte. Einer dieser grausamen Wilden spaltete ihr den Kopf mit seiner Streit-Axt oder Tomahawk. Von dieser Expedition erinnert sich Herr Hunter noch des Geheules der Wilden, des Schreckens der Opfer und der Feuersäule des Brandes, der das väterliche Haus verzehrte. Das verwaiste Kind wurde einem Häuptling, Namens Fongoh, anvertraut, der ihn als seinen Gefangenen reclamirte.

In seiner Jugend hatte Herr Hunter mehrere Kämpfe mit jungen indianischen Kriegern zu bestehen, die ihm seine Hautfarbe zum Vorwurf machten und ihn in beleidigender Absicht den weißen Mann nannten. Es scheint, daß er sich fast immer mit Ehren aus der Sache zog. Die Partie war übrigens gleich. Alte Krieger machten darüber, daß die Gesetze des Zweikampfes streng beobachtet wurden. Es ist merkwürdig, in der Mitte von Wilden, an den Ufern des Maramek und des Missuri, fast ritterliche Institutionen zu finden. Bei diesen nomadischen Indianern herrscht eine Art Feudalität. Jeder Stamm glaubt ein unbeschränktes Recht der Jagd in allen Wäldern zu haben. Jeder Tribus ist sehr eifersüchtig auf dieses Recht; daher immerwährende Kriege. Der Zustand dieser Indianer gleicht ein wenig der alten guten Zeit unsers Lehnwesens, wo jeder Gutsherr auf seinem Grund und Boden allein das Recht zu haben behauptete, die Vorüberziehenden auszuplündern und die andern Räuber gewissenhaft hängen ließ. In dieser Hinsicht beschränkt nichts die Ehrsucht der Indianer. Diese furchtlosen und unermüdlichen Jäger der Damhirsche und Büffel treffen oft bei ihren Streifzügen auf einander und dieses Zusammentreffen ist ein Kampf. In einem derselben wurde Herr Hunter von dem Stamme des Kansas zum Gefangenen gemacht. Man verbrannte ihn nicht, im Gegentheil wurde er mit der aufrichtigsten Gastfreiheit aufgenommen und von einer indianischen Frau adoptirt, deren neunsylbigen Namen wir nicht abschreiben wollen, um unsere Leser nicht zu quälen. Diese wilden Kansas haben besondere und ziemlich gute Gesetze. Folgendes ist eine Probe ihres Moralgesetzbuches, wie es Herrn Hunter von Tschut-che-nau, oder dem Vertheidiger des Volkes, mitgetheilt wurde.

„Bestiehl niemanden, wenn es nicht ein Feind ist; denn diesem alles mögliche Ueble anzuthun ist recht. Bist Du ein Mann, so sey tapfer und unternehmend im Kriege und vertheidige vor Allem Dein Jagdrecht. Mögen Deine Frauen und Deine Kinder Dich nie nein sagen hören. Beschütze gegen jede Beleidigung Deine Frau und den Fremden. Behalte das Schlimme im Gedächtniß. Räche Dich an Deinen Feinden. Trinke nie von dem starken Wasser, das die Weißen erfunden haben; der große Geist hat es uns geschickt zum Verderben der Indianer. Fürchte den Tod nicht; nur den Feigen flößt er Furcht ein. Ehre das Alter, vor Allem Deine Aeltern. Flehe den bösen Geist an, damit er Dir nichts Böses zufüge. Liebe den großen Geist und bete ihn an, damit er auf Dein Jagdrevier gutes Wildpret kommen lasse; der große Geist hat die Welt geschaffen und alles, was lebt."

Im Laufe seiner Gefangenschaft verlor Herr Hunter seine Adoptiv-Mutter. Man mißhandelte ihn, weil er weinte. Nach der Meynung der Indianer ist das eine des Kriegers unwürdige Schwäche. Bald reiste er zu einer großen Jagd-Expedition ab. Er durchstreifte während eines ganzen Jahres die Ufer des Missuri, wo er auf einen Tribus der Osagen traf. Zwei Krieger wurden an den Häuptling geschickt, um friedliche Worte an ihn zu richten. Der Anführer der Kansas ließ dem Häuptling der Osagen vermelden: „Es sind schon viele Monate her, daß ich unsern Stamm verlassen. Ich weiß jetzt nicht, was er macht, noch wo er sich aufhält. Damals war er im Frieden mit euch: wenn er jetzt im Kriege mit euch ist, so bin ich davon nicht benachrichtigt. Gewähret mir Gastfreundschaft." Seine Bitte wurde gewährt. Herr Hunter, der Kansa, wurde mit Zärtlichkeit von den osagischen Frauen aufgenommen und der junge Indianer drückt sich mit der größten Discretion über seine Erfolge in dem gastfreien Dorfe aus.

Obgleich in den Sitten der Eingebornen keine strenge Gewohnheit, keine gezwungene Einsperrung dem Umgange der Männer und Frauen Hindernisse in den Weg legt, so sind diese doch im Allgemeinen keusch und rein, zumal in den Stämmen, die nicht in großer Verbindung mit den Weißen stehen, denn diese verschlechtern alles, was mit ihnen in Berührung kommt!

Im Falle der Verführung eines jungen Mädchens fällt der Tadel hauptsächlich auf den Mann. Die Nachsicht wird dem Schwächern zu Theil; man interessirt sich für das Opfer, während der Verführer sich Mißtrauen und Verachtung zuzieht. Uebrigens würde ein Eingeborner niemals wagen, öffentlich einer Frau seine Liebe zu bezeugen, bevor er einigen Ruf als Krieger oder Jäger erlangt hat. Seine Aufmerksamkeiten sind auf seine Aeltern gerichtet. Für sie wählt er das seltenste und schmackhafteste Wildpret. Die Mutter wird gewöhnlich mit Geschenken überhäuft. Das junge Mädchen ihrerseits beweist ihre Geschicklichkeit durch die Bereitung dieses Wildprets, wovon sie ihrem Geliebten eine Portion schickt. Wenn dieser Liebhaber sich als Krieger oder Jäger einen Namen gemacht hat, so hat er nur die Verlegenheit der Wahl; niemand wird ihm seine Eroberung streitig machen.

Die Weiber, die bei uns sich so gut darum vertragen, betrachten die Wittwenschaft als ein Unglück. Die Wittwe eines indianischen Kriegers beschäftigt sich, nachdem sie sich die Haare ausgerissen und den Busen zerschlagen, unverzüglich damit, einen Rächer für ihn zu suchen. Diese Sorge übernehmen kommt einem Eheversprechen gleich.

Jeder junge Eingeborene führt den Namen seiner Mutter, bis eine ausgezeichnete Handlung ihn autorisirt, sich selbst einen zu geben. Wenn er dieses Recht nicht erringen kann, so fällt der Tadel davon auf die, die nichts weiter gethan, als ihm das Leben zu geben, aber nicht verstanden hat, ihm den Muth und die Tugenden einzuflößen, die das Erbtheil des Mannes seyn sollen.

Die Unterhaltung der Frauen dreht sich gewöhnlich um den Vorzug ihrer Männer oder Söhne im Kriege, auf der Jagd und im Laufen. Abwesende schmähen wird von ihnen als eine ehrlose Niederträchtigkeit betrachtet. Berufen, die National-Traditionen zu überliefern, ist es

Digitized by Google

ihnen Pflicht und Vergnügen, sie ihren Kindern mit den kleinsten Details zu erzählen, damit sie sie weiter überliefern, wie sie sie von ihnen überkommen. — Sie folgen ihren Männern in den Krieg und begleiten sie mit ihren Gesängen und Gebeten; aber ihr Betragen gegen die Gefangenen ist nicht großmüthig. Sie müssen zu einer Art von Asyl durch eine Doppelreihe mit Keulen, Peitschen und Feuerbränden bewaffneter Weiber gehen. Diejenigen, die ihren Streichen nicht erliegen, werden dann mit Güte behandelt; die Gebliebenen werden mit Ehren begraben in dem Verhältniß, wie sie Muth gezeigt haben.

Ein junger Maha wurde einst von seinen Peinigerinnen befreit durch die Tochter eines Kansa-Häuptlings, welche sich zu ihm mitten durch die Flammen gestürzt hatte, erklärend, daß sie mit ihm sterben wolle, wenn man ihn nicht verschone. Er wurde begnadigt. Schade, daß Herr Hunter nicht sagt, wie der Gefangene dieser zweiten Atala seine Dankbarkeit bezeugte.

Zu der Zeit, wie die Kickapoos Herrn Hunter raubten, wohnten sie an den Ufern des Flusses Illinois, nah bei den Quellen der Kuskakia. Seitdem sind sie an die Ufer des Flusses Gasanade ausgewandert und erhalten, obgleich geschwächt durch ihre innern Uneinigkeiten, doch noch ihre Unabhängigkeit. Vormals waren die Kickapoos eine mächtige Nation; jetzt sind sie auf weniger als vierhundert Krieger reducirt.

Die Kansas sind nicht zahlreicher; nach ihren Traditionen ist ihre Bevölkerung in der Vorzeit auch weit größer gewesen als jetzt: besiegt durch die Sioux, ihre unversöhnlichen Feinde, verließen sie das rechte Ufer des Missuri und zogen sich nach dem Flusse Kansas.

Die Osagen theilten sich in drei Stämme: die großen und die kleinen Osagen und die Osagen von Arkansas. Jeder dieser Stämme enthält kaum eine Bevölkerung von zweitausend Seelen, wovon der vierte Theil im Stande ist, die Waffen zu tragen.

Ueber Eisenwagen, gewöhnliche Straßen und Dampfwagen.

(N.)

Nicht ohne ein peinliches Gefühl sehen wir den fast fieberischen Eifer (heißt es in einem englischen Blatte), mit welchem man sich in Frankreich und auf dem Continente überhaupt, auf den Bau von Eisenbahnen legt. Nachdem man so lange gezögert hat, unserm Beispiele zu folgen, wäre es unsers Bedünkens verständiger und passender gewesen, man auch noch die definitive Lösung des Problems, ob Dampfwagen auf gewöhnlichen Wegen fahren können, abzuwarten. Warum so große Kosten aufwenden, wenn sich auf einfacherem und mindre kostspieligem Wege dasselbe Ziel erreichen läßt? Ueberdem sind die Eisenbahnen nur für kurze Distanzen, und wenn sie als Verbindungsmittel zwischen zwei einen lebhaften Handel treibenden Städten, die in einem ununterbrochenen Verkehr mit einander stehen, dienen, zweckmäßig und von reellem Nutzen. Seit 1830 hat die Anfertigung von Dampfwagen, um auf gewöhnlichen Wegen zu fahren, in England sehr große Fortschritte gemacht und es sind dort jetzt mehrere solcher Wagen in vollem Gange. Es ist der Ingenieur Gurney, dem man die ersten Versuche dieses neuen Transportmittels verdankt. Im Jahr 1827 zeigte er dies neue Fuhrwerk zu Windsor und in einigen öffentlichen Gärten. Bei diesen ersten Modellen hing die Dampfmaschine mit dem Sitz des Wagens zusammen, der sechs Räder hatte, von welchen die beiden Vorderräder zur Leitung dienten; aber einige Mängel, die dem Ensemble der Maschine anklebten, zwangen ihn, die Ausführung seines Projects in einem weiteren Umfange auszusetzen. Im Jahr 1829 modificirte er sein System und förderte ein Maschinenmodell zu Tage, das zum Bugsiren (das Fuhrwerk hinter sich herzuziehen) diente; sie befuhr die Straße von Melksham nach Cranford und legte diese, vierundachtzig Meilen weite, Strecke in zehn Stunden zurück. Seit 1829 sind noch verschiedene andere Versuche gemacht worden, die mehr oder minder gut einschlugen, namentlich zur Fahrt zwischen Greenwich und Brighton, Paddington und Hampstead und zwischen London und Southampton.

Herr Hankock, der die ersten beiden Straßen befahren läßt, hat in seinem, der Untersuchungs-Comität gegebenen, Antworten betheuert, daß seine Wagen in der Regel zehn Meilen (zwei deutsche) in einer Stunde zurücklegten; und die Wagen des Herrn Ogle, die zwischen London und Southampton fahren, machen gar zweiunddreißig bis fünfunddreißig Meilen in einer Stunde. Letzterer setzt hinzu, daß seine Wagen einen Hügel, dessen mittlere Höhe eine Meile von sechs Meilen beträgt, in einer Geschwindigkeit von sechszehn und einer Viertelmeile in einer Stunde hinangefahren wären. Im Allgemeinen können diese Wagen, die zur Aufnahme von zwölf bis sechsunddreißig Personen eingerichtet sind, drei- bis fünfmal ihr eigenes Gewicht transportiren. Herr Hankock hat berechnet, daß das Befahren von 3644 Meilen ihm an Brennmaterial nur 78 £ gekostet hat.

In dem gedachten Berichte, welchen die Comität, die mit der Untersuchung dieses neuen Transportmittels beauftragt worden, dem Parlamente eingegeben hat, heißt es: „Die Dampfwagen, welche auf den gewöhnlichen Straßen fahren, können in einer Stunde zehn bis zwölf Meilen zurücklegen und vierzehn bis dreißig Reisende fortschaffen. Diese Wagen, zwischen zwei und drei Tonnen schwer, sind den Reisenden in keiner Weise gefährlich, und können ohne alle Schwierigkeit die steilsten Anhöhen hinanfahren. Sie verdienen in jeglicher Beziehung vor den durch Pferde gezogenen Wagen den Vorzug, und weit entfernt, die Straßen zu ruiniren, tragen sie vielmehr zu deren Erhaltung bei."

Wir wollen diesen Aufschlüssen noch einige Details über Experimente hinzusetzen, die durch die Herren Heaton mit einer Dampfmaschine zum Schleppen eines gewöhnlichen Wagens auf der Straße von Bristol gemacht worden sind. Sie berichten: „Als wir von unserer in Shadwell-Street belegenen Manufactur abfuhren, befanden sich funfzehn Personen auf dem Wagen; als wir aber die Straße von Bristol erreicht hatten, da wurden wir noch um fünf andere Reisende verstärkt, und mit diesem Gewichte gelangten wir in sechsundfunfzig Minuten nach Bell-Inn, was eine Strecke von sieben Meilen war. Von dort aus passirten wir in weniger als zehn Minuten einen kleinen, aber ziemlich steilen Hügel; hier war der Weg so schlecht, daß die Räder eine mehr als drei Zoll tiefe Fährte machten. Endlich kehrten wir, nachdem wir neunundzwanzig Meilen zurückgelegt und doch nur für 2s 6d Kohlen verbraucht hatten, nach unserer Manufactur zurück. Da wir auf dieser ersten Versuchsfahrt mehrere Male angehalten haben, so können wir nicht genau die Durchschnittsgeschwindigkeit unsers Bugsirens angeben; jedenfalls ist sie jedoch nicht unter zwölf Meilen die Stunde gewesen, und bei der schlechten Beschaffenheit unserer Landstraße können wir dreist annehmen, daß unsere Zieh-Maschine auch auf den schlechtest unterhaltenen Wegen mit Erfolg zu gebrauchen seyn würde."

Aus allem diesen geht demnach hervor, daß man auch ohne die sehr kostspieligen Eisenbahnen einen sehr ersprießlichen Gebrauch von den Dampfwagen machen kann.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 884. Hamburg. Sonnabend, den 11. Januar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Räuber-Auberge zu Peyrabeille.

(Aus der Gazette des tribunaux.)

(R.)

Unlängst ist die Hinrichtung des Ehepaares Martin, Aubergisten zu Peyrabeille, und ihres Domestiken Rochette, von dem Assisenhofe der Ardeche wegen begangener Mordthaten zum Tode verurtheilt, gemeldet worden; nun giebt das obgenannte Blatt folgende Details über diese Mörder.

Nie ist die Einbildungskraft der Bewohner eines Landes durch eine gräulichere Folge von Verbrechen erschreckt worden. Wenn dem, durch die Zeugen-Aussagen zum Theil bestätigten, öffentlichen Gerüchte zu glauben ist, so haben Martin und dessen Weib, von subalternen Räubern unterstützt, seit dreiundzwanzig Jahren die Unglücklichen ermordet, die, von der Nacht überfallen, in ihrer Auberge einzukehren gezwungen gewesen waren.

Diese Auberge, oder vielmehr diese gräuliche Mörderhöhle, war an einer abgelegenen Stelle, außer dem Bereich aller menschlichen Hülfe, belegen. Martin hatte sie, wie es heißt, schon vor fünfundzwanzig Jahren zu dem Zweck erbauen lassen, den sie seitdem stets gehabt zu haben scheint. Er selbst hatte ihre innere Einrichtung angegeben. Diese war so beschaffen, daß keiner, der die Auberge einmal betreten hatte, sie anders als mit dem Willen des Wirths wieder verlassen konnte. Eiserne Gitter vor fast allen Fenstern, scheinbar in der Absicht, das Haus sicherzustellen, hatten in der Wirklichkeit nur den Zweck, ein Entkommen der Opfer unmöglich zu machen. Kurz, diese Auberge war nach der Angabe desjenigen, von dem wir diese Details haben, einer Feudal-Burg des Mittelalters nicht unähnlich.

Dort fanden alle die Unglücklichen ihr Grab, welche, einzeln ankommend, ihren schandbaren Wirthsleuten in einer Lage zu seyn schienen, um die Habgier zu reizen. Der Besitz von funfzig Franken soll hinreichend gewesen seyn, ihre Ermordung zu bestimmen.

Dreist gemacht durch eine lange Straflosigkeit, übermüthig durch die großen Reichthümer, die sie sich auf eine so gräuliche Weise erworben hatten, und ihre ziemlich, fast, öde Umgegend durch Bestrebung oder Schrecken dominirend, war es mit den Mördern zuletzt dahingekommen, daß sie die Fortsetzungen ihrer Räubereien als eine Art erworbenen Rechts betrachteten. Sie hielten es fast unter ihrer Würde, bei ihren gräulichen Opferungen sehr geheim zu Werke zu gehen, und waren nur wenig mehr auf ihrer Hut, deren Entdeckung abzuwenden. Sie tödteten — was unglaublich seyn würde, wenn es nicht durch unverwerfliche Zeugnisse erwiesen wäre — einen Reisenden auf acht oder zehn Schritte Entfernung von einem andern, den sie am Leben und aus ihrem Schlupfwinkel gehen ließen, ohne überzeugt zu seyn, daß er nicht hinter ihr furchtbares Geheimniß gekommen sey. Wenn ihnen durch Zufall ein Opfer entkam, so gaben sie sich nicht die Mühe, ihm nachzusehen; entlief ihnen auch Leute, ohne sie zu erschlagen, gewaltsam und unter Mißhandlungen aus, von welchen sie wußten, daß sie sie kennten und sie denunciiren konnten. Der Schrecken, den sie einflößten, oder auch die moralische Apathie, die Frucht der Unwissenheit und der äußersten Armuth jener Gegend, waren so groß, daß die Zeugen ihrer Mordthaten, die ihren blutigen Händen nur mit genauer Noth und wie durch ein Wunder entronnen waren, so wie diejenigen, welche sie gewaltsamer Weise beraubt hatten, erst dann ihre Stimmen wider sie zu erheben wagten, als sie sie in Fesseln sahen.

Um dies zu erklären, heißt es, Martin habe die Reisenden durch Provocirung seiner Töchter oder anderer Weibsbilder dahingebracht, ihm einen Vorwand, über sie herzufallen, an die Hand zu geben, deshalb hätten denn auch diejenigen, welche entkommen wären, sich geschent, klagbar zu werden, weil sie dann ihrer eigenen Schwäche hätten geständig seyn müssen.

Die Zahl der Angeklagten beläuft sich auf vier, als: Martin, dessen Frau, ein Neffe von ihm, der seinen Namen führt, und Rochette, sein Domestik. Es sind ihnen vier Defensoren gegeben.

Aller Blicke haften begierig auf ihnen; man sucht in ihrer Physiognomie das Bild ihrer scheußlichen Seele.

Martin ist ein Mann von mittlerem Wuchse, und von einer Gesichtsbildung, die für ihn einnehmen würde, wenn er nicht in einem so schrußlichen Rufe stände. Wenn man ihn jedoch mit Aufmerksamkeit betrachtet, so bilden seine schroffen Züge, seine lebhaften und durchdringlichen Augen, seine stets zusammengekniffenen Lippen, sein bitteres und sardonisches Lächeln ein Ensemble von Physiognomie, das Schrecken einflößt.

Auf die herkömmlichen Fragen des Präsidenten erklärt er, daß er Peter Martin, genannt Blanc, heiße, sechzig Jahre alt und von Geschäft ein Aubergist sey.

Es geht die Rede, daß einer seiner Brüder zur Galeere verdammt und sein Vater einer Mordthat wegen gehangen worden sey.

Martins Frau, geborne Marie Breysse, giebt ihr Alter auf vierundfunfzig Jahre an. Sie ist, gleich ihrem Manne, von gewöhnlichem Wuchse; ihre stark ausgedrückten Züge, ihre musculösen Glieder geben ihr ein stämmiges und männliches Ansehen. In ihren halbgeschlossenen und unter sich blickenden Augen spricht sich Falschheit und eine niedrige Denkungsart aus. Augenzeugen haben sie mindestens eben so scheußlich und so abschreckend von Gesicht gefunden, wie die Bancal, mit der sie einige Aehnlichkeit hat.

Johann Rochette, der dritte Angeklagte in der Reihenfolge der Instruction, ist siebenundvierzig Jahre alt. Er ist groß gewachsen und von starkem Körperbau; sein Haupthaar steht struppig empor; sein Blick ist durchbohrend, seine Physiognomie furchterweckend; alles offenbart in ihm einen Räuber: sein Anblick erfüllt mit Grausen.

Digitized by Google

Andreas Martin, der Neffe von Peter Martin, ist zweiunddreißig Jahre alt. Er ist von kleinem Wuchs und scheint eher schwach als kräftig zu seyn; seine Physiognomie hat nichts Ausgezeichnetes; sein niedergeschlagenes und scheues Wesen contrastirt mit der anmaßenden und verwegenen Haltung seiner Mitangeklagten. Er sagt aus, daß er ein Landmann sey, und setzt hinzu, daß sein Domicil in dem Augenblicke seiner Verhaftung in der Gemeinde von Larnas gewesen wäre.

Der Anzug der vier Angeklagten ist einfach, aber sauber. Sie gehen gekleidet wie die Bergbewohner im Departement der Ardeche.

Der Text der Anklage lautet, wie folgt:

„Am 12. October 1831 kehrte Anton Enjolras mit einer jungen Kuh, die er dort eingekauft hatte, von dem Jahrmarkt zu St. Eirgues zurück; es begegneten ihm auf verschiedenen Puncten des Weges mehrere Personen, die ihm die Bemerkung machten, es sey schon viel zu spät, um noch nach Hause zu gelangen, und er erwiederte, er wolle auch nur nach Peyrabeille gehen, wo er bei Peter Martin zu übernachten gedächte, mit dem er ohnehin noch Rechnungsgegenstände auszugleichen habe. Vermittelst der Zeugenaussagen kann man ihn bis nach Peyrabeille, ja selbst bis ins Haus des Peter Martin, folgen, indem mehrere Personen ihn bei einbrechender Nacht dort eintreten sahen, ohne daß er wieder zum Vorschein gekommen ist. Unruhig über sein Ausbleiben, stellte seine Familie vergebens die sorgsamsten Nachforschungen an; aber bald verbreitete sich das Gerücht von seiner Ermordung zu Peyrabeille, bei Peter Martin, so allgemein, daß der Friedensrichter von Concoures es für seine Pflicht erachtete (am 25. October), dort Nachforschungen anstellen zu lassen. Diese, schlecht unterrichtete, Magistratsperson ließ in der, damals einem Herrn Galand verpachteten, Auberge des Peter Martin eine Haussuchung vornehmen, aber nicht in dem Hause, welches von Peter Martin selbst bewohnt wurde, wo allem Anscheine nach der Mord vollzogen worden war und der Leichnam sich noch vorfand. Durch die angestellten Forschungen von der Gefahr unterrichtet, von der sie bedroht waren, beeilten die Mörder sich, den Erschlagenen in der Nacht vom 25. zum 26. October weit weg an das Ufer der Allier zu tragen, wo er am folgenden Tage gefunden ward. Die Leute vom Fach erkannten sofort, daß Enjolras eines gewaltsamen Todes gestorben war, und zwar vor vierzehn Tagen; auch erklärten sie, daß einige seiner Wunden ihm erst nach seinem Tode beigebracht worden wären, muthmaßlich in der Absicht, glauben zu machen, daß er durch einen Sturz von dem Felsen, an dessen Fuße man ihn gefunden, sein Leben eingebüßt habe. Peter Martin, sein Weib, und sein Domestik Rochette wurden allgemein dieser Mordthat beschuldigt. Man vernahm, daß Peter Martin und Rochette in der Nacht vom 25. zum 26. October erkannt worden seyen, als sie auf der Straße, welche nach der Allier führt, eine über den Rücken eines Pferdes gelegte Leiche transportirt hätten. Durch die wider sie eingeleiteten Untersuchungen ist man noch vielen andern Verbrechen auf die Spur gekommen, von welchen aber einige unbrachtet bleiben mußten, weil sie wegen Verjährung außer der Cathegorie der Straffälligkeit waren.

Am 1. September 1830 trafen Peter Martin, dessen Domestik Johann Rochette, und Andreas Martin, sein Neffe, auf dem Jahrmarkte von Lagagne den ihnen bekannten Herrn Johann Baptist Bourtoul an und gingen mit ihm nach einem Gasthofe, genannt la Foreskore. Nachdem sie ihn dort hatten spielen und trinken lassen, sagten Andreas Martin und Rochette zu ihm, sie hätten ihn dort nicht hingeführt, um ihn nur zu sehen, sondern um ihm das Geld für fünfunddreißig Hammel abzunehmen, die er gekauft, aber noch nicht bezahlt habe. Als Bourtoul, über diese Worte erschreckt, aus Fenster eilen und um Hülfe rufen wollte, ergriff Rochette ihn beim Halse und Andreas holte mit einem Dolche nach ihm aus, der ihm jedoch nur leicht den Unterleib streifte. Bourtoul sah sich nun gezwungen, ihnen seine Börse auszuliefern, die eine Summe von fünfhundert Franken enthielt, und wagte es nicht eher, dieses Vorfalls zu erwähnen, als bis er Kunde von der Verhaftung der Straffälligen erhielt.

Vor etwa zwei Jahren klopfte die Wittwe Bastidou, die von Mayres nach Peyrabeille gekommen war, an die Auberge des Peter Martin an. Während sie auf Einlaß wartete, war es ihr, als hörte sie mehrere Personen, von welchen sie den Peter Martin an der Stimme erkannte, leise mit einander sprechen und sich berathen. Dann hörte sie deutlicher, wie Peter Martin sagte: wohin damit? und eine andere Stimme antwortete: jedenfalls sind die Gräben um das Haus herum noch frisch, da müssen wir ihn einscharren. Da sie nicht wußte, wie sie diese Worte deuten sollte, und es ihr zu lange währte, bevor man sie einließ, so schlich sie sich in die Scheune der Auberge und übernachtete dort. Gegen Mitternacht hörte sie ein Angstgeschrei und die Worte: O! mein Gott! tödtet mich nicht! worauf Martin erwiederte: Du mußt daran glauben! Erschrocken kannte die Wittwe Bastidou davon, und kaum hatte sie die Scheune verlassen, als der Mann, dessen Angstruf sie gehört, aus dem Fenster des Hauses sprang und neben ihr niederfiel. Dieser Mann, in Hemdsermeln, etwa vierzig Jahre alt, sagte der Wittwe Bastidou weder, wie er hieß, noch wo er zu Hause gehörte; aber er erzählte ihr, Peter Martin und noch ein zweites Individuum wären, als er schon im Schlafe gelegen, mit Messern bewaffnet in seine Kammer eingedrungen, um ihn zu ermorden, und nur durch den Sprung aus dem Fenster habe er sich retten können.

Der Zeugen in dem Processe wider die Mörder waren 109, worunter 17, um zu ihren Gunsten zu sprechen.

Wir wollen hier die Aussagen von zweien dieser Zeugen mittheilen, welche einen Eindruck des Schreckens auf die Zuhörer hervorbrachten, der sich nicht wohl beschreiben läßt. Die erste machte ein Klempner, Vincent Boyer, neunundzwanzig Jahre alt. Nachdem er den herkömmlichen Eid geleistet hatte, erzählte er folgende Thatsachen:

„Als ich eines Tages, im Winter von 1824, auf dem Wege zu meiner Familie, zu Aubenas, war, überfiel mich böses Wetter, die Erde war mit Schnee bedeckt, so daß ich zu Peyrabeille, in der Auberge des Martin, einkehren mußte. Ich fand dort mehrere Leute vor, namentlich einen alten Mann, der auch daselbst übernachten wollte. Nachdem Martins Frau mich aufgefordert hatte, näher an den Heerd zu rücken, knüpfte sie ein Gespräch mit mir an; sie richtete eine Menge Fragen an mich, was ich wohl bei meinem Geschäfte verdiente, und ob ich Geld bei mir trüge. Sie sagte, es gäbe eine Räuberbande in der Umgegend, und fragte mich, was ich thun würde, wenn ich unterwegs durch sie angegriffen würde. — Ich würde ihnen, war meine Antwort, die einzigen dreißig Sous, die mir übrig bleiben, wenn ich mein Abendessen bezahlt habe, preisgeben. — Wenn man in einer Auberge jemand tödtete, Euch aber unangetastet ließe, wie würdet Ihr Euch dabei benehmen? — Ich würde den Angegriffenen mit Gefahr meines Lebens vertheidigen, wenn irgend eine Möglichkeit vorhanden wäre, ihn zu retten; wo nicht, so würde ich mich ruhig verhalten. — Habt Ihr einen schweren Schlaf? — Sehr schwer. Wenn ich schlafe, so könnte man das Haus forttragen. — Diese verfänglichen Fragen erschreckten mich; es ward mir klar, daß ich mich in einer Mörderhöhle befand; doch bemühte ich mich, so viel als möglich unbefangen zu erscheinen.

„Nachdem die Martin mich dergestalt ins Verhör genommen hatte, richtete sie das Wort an den Alten und fragte ihn nach dem Zweck seiner Reise. Dieser Unglückliche gestand sofort ohne Mißtrauen und mit großer Naivität, daß er eine Kuh verkauft habe und den Erlös dafür zu Hause brächte, um sich die Justizbeamten vom Halse zu halten. Als ich dies

Digitized by Google

Bekenntniß vernommen hatte, verdoppelte sich meine Besorgniß, und ich sah wohl ein, daß unser Leben an einem seidenen Faden hing. Ich bot noch einmal alles auf, die Furcht zu verhehlen, die sich meiner bemächtigt hatte, und hüthete mich von nun an, weiter ein Wort mit dem unvorsichtigen Fremden zu wechseln. Unterdessen war die Zeit des Schlafengehens herangerückt. Die Leute vom Hause hießen uns in einem gebieterischen Tone (denn sie verstellten sich schon nicht mehr), uns nach unsern respectiven Kammern zu begeben. Nun erst leuchtete dem Alten die große Unvorsichtigkeit seiner Indiscretion ein und es ward ihm klar, daß er sich in der Gewalt von Bösewichtern befinde; so wagte er es denn, den Vorschlag zu thun, mit mir in einem Gemach zu schlafen. Es ward ihm aber trocken angedeutet, das ginge nicht an. Ich hüthete mich wohl, an dieser Debatte Theil zu nehmen, weil ich einsah, welche Folgen das für mich haben konnte. So wurden wir denn zu verschiedenen, etwas von einander entfernten, Gemächern geführt. Als der Greis das seinige betreten hatte, hörte ich, wie er abermals, jedoch wieder vergebens, Einwürfe darwider machte, dort zu schlafen. Richte Dich ein, wie Du willst! antwortete ihm eine Stimme; es ist keine andere Kammer für Dich frei. Nachher hörte ich die Thür dieses Gemaches sich schließen und den Begleiter des Alten zu der unteren Etage hinabsteigen. Eine von den Töchtern Martins zeigte mich nach der mir vorbehaltenen Kammer, und empfahl mir, die Thür nicht offenstehen zu lassen. Diese Empfehlung geschah in einem Tone, den ich für einen Befehl nehmen mußte. Sobald Martins Tochter sich entfernt hatte, untersuchte ich mein Bett, und schauderte vor Schreck zusammen, als ich auf dem Kopfpfühl und auf den Bettlaken tellergroße Blutflecken wahrnahm. Ich legte mich mehr todt als lebend nieder. Nach Verlauf von etwa einer Stunde, trat jemand, in der Meynung, daß ich schliefe (indem ich mir das Ansehen gab, als ob ich in einem tiefen Schlafe läge) in meine Kammer, untersuchte meine Kleidungsstücke, und als sich nur, wie ich es gesagt, dreißig Sous darin vorfanden, so ließ man diese an ihrem Orte und entfernte sich wieder.

„Kaum zwei oder drei Stunden später hörte ich mit verdoppelten Schlägen an die Thür der Kammer klopfen, in welcher der Alte schlief. Aufgestanden! aufgestanden! es ist Zeit! ward ihm mehrere Male, aber vergebens, zugerufen. Diejenigen, die diesen Lärm machten, stiegen dann in das untere Geschoß hinunter. Nach Verlauf einer halben Stunde kehrten sie zurück. Sie pochten abermals an dieselbe Kammerthür an und wiederholten die schon gesagten Worte. Als sie aber sahen, daß der Fremde that, als hörte er sie nicht, da forcirten sie die Thür. Gleich darnach hörte ich den mehrere Male wiederholten Ruf: zu Hülfe! zu Hülfe! Bald aber ließ das Opfer nur noch ein unarticulirtes Stöhnen hören, das ich nicht besser zu vergleichen weiß als mit den letzten Lauten eines Schweins, das geschlachtet wird. (Ein tiefer Eindruck des Grausens unter dem Auditorium.) Während der Vollführung des Verbrechens, das heißt in dem Augenblicke, wo der unglückliche Greis nach Hülfe rief, hatten Martins Töchter, fünfundzwanzig bis dreißig Jahre alt, vor meiner Kammerthür Posto gefaßt, wie wenn sie mich im Auge behalten wollten; wobei sie aus vollem Halse lachten und sangen, so daß sie mir als ein paar Ungeheuer erschienen, welche die Hölle ausgespieen hatte. (Aller Blicke wandten sich nach den Bänken der Angeklagten, als ob sie fragen wollten, warum diese Mädchen dort nicht auch ihren Platz hätten.) Am andern Morgen stand ich etwas spät auf, um den Bösewichtern die Zeit zu geben, ihr Verbrechen zu verbergen und so meines Lebens sicherer zu seyn. Martins Frau nahm mich abermals ins Verhör und fragte mich, ob ich gut geschlafen, ob ich nichts gehört habe. Ich beeilte mich, ihr zu sagen, ich hätte in einem Zuge fortgeschlafen bis zu dem Augenblicke, wo ich aufgestanden sey. Ich war inzwischen so in Schrecken, daß ich, als ich etwa hundert Schritte vom Hause entfernt war, mich aufs Laufen legte, so schnell meine Beine mich tragen wollten, und nicht eher abließ, bis ich Ursache hatte, mich vor diesen Räubern völlig in Sicherheit zu halten."

Diese, in einem schlichten, aber doch bewegten Tone abgelegte, Aussage brachte eine anhaltende Aufregung unter den Zuhörern zuwege. Auch auf die Angeklagten wirkte sie niederschmetternd ein. Sie waren wie versteinert. Kaum vermochten sie ihr das vage und kalte Läugnen entgegenzusetzen, welches ihr alleiniges Vertheidigungsmittel ausmacht. Selbst ihre Defensoren verhielten sich schweigend.

Hier die äußerst umständliche Aussage des Laurent Chaze, sechsundfunfzig Jahre alt, vom Betteln lebend, wohnhaft zu la Souche im Canton Thuryis:

„Nächsten October wird es zwei Jahre, als ich, von einer Wanderung nach la Louvese zurückkehrend, Abends bei der Auberge von Petre Martin eintraf. Ich bat um Einlaß; Martins Frau sagte mir aber, es sey kein Platz für mich, ich müßte anderswo ein Unterkommen suchen. Ich antwortete ihr, ich wollte mein Heu-Lager, und das Bischen, was ich verzehrte, gern bezahlen. Da sagte sie: Nun, so kommt, und ihr Mann setzte hinzu: Wollt Ihr denn auf Heu schlafen? Ich erwiederte: ich werde schlafen, wohin Ihr mich betten werdet. Ich trat ein und fand die vier Angeklagten, die hier zugegen sind, und die Marie Aemand (einen der Zeugen) um das Feuer sitzen. An einem in der Nähe befindlichen Tische saßen noch drei Männer, von welchen der eine mich anredete und mich fragte, wer ich sey. Ich wohnte damals zu Saint-Cirgues-de-Prades, und sagte ihm das. Er seinerseits sagte dann zu mir, er kenne diesen Ort, und setzte hinzu, daß ihm an diesem Tage, auf dem Rückwege von dem Markte zu Saint-Cirgues-en-Montagne, eine Färse entlaufen sey, ohne daß er sie wieder habe auffinden können; nun wolle er bei Martin, was ein Freund von ihm sey, übernachten. Als einer der drei Fremden noch eine frische Flasche Wein verlangte, da weigerte Martins Frau sich dessen und sagte, es sey schon zu spät. Nun gingen zwei von diesen Männern fort; derjenige aber, der mich angeredet hatte, blieb noch, und aß einen ganzen Napf voll Suppe, wonach er sich ebenfalls zur Ruhe begeben wollte. Man sagte zu ihm: Euer Bett wißt Ihr ja? Er antwortete: ja wohl, und Martins Domestik stand bereit, ihm zu leuchten.

Enjolras (ich habe seinen Namen späterhin erfahren) sagte zu ihm: Heute Abend zahle ich nicht, ich werde morgen bezahlen; ich soll mit noch jemandem frühstücken. Peter Martin antwortete: Schon gut. Als der Domestik, der dem Enjolras geleuchtet hatte, zurückgekehrt war, sagte er, es sey Schlafenszeit, ich möchte mich nun auch nach dem Heuboden begeben. Er brachte mich dorthin und wies mir unfern der Treppe eine Stelle an, wo ich mich niederlegen sollte. Ich bemerkte bei dem Schein der Lampe die Stätte, wo Enjolras sein Lager hatte; es war auch im Heu, ungefähr auf sechs oder acht Schritte von meinem Lagerplatze. Einige Augenblicke später kamen die drei Männer die Treppe herauf und gingen nach dem Boden, wo Enjolras lag. Sie hatten kein Licht und einer von ihnen sagte: Wir müssen warten, bis die Lampe kommt.

„Wirklich erschien auch gleich darnach Martins Frau mit einer Lampe und einem Topfe, beides den drei Männern einhändigend, wonach sie sich gleich wieder entfernte. Ich that, als ob ich schlief, achtete jedoch in der Stille auf die Bewegungen dieser Männer, welches die hier gegenwärtigen Angeklagten waren. (Martins Messe hört mit großer Aufmerksamkeit auf die Aussage des Zeugen.) Sie fielen über Enjolras her und sagten zu ihm: Du mußt dies austrinken! Dann hörte ich einen Schlag, wie wenn einem Menschen mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen wird. Ich hörte in demselben Augenblicke ein ängstliches Stöhnen oh! —

Digitized by Google

oh! Gleich darnach kamen zwei jener Männer zu mir, untersuchten mich, und ich hörte dann, wie sie untereinander sagten: er schläft; ihn friert nicht. Sie gingen dann wieder zu dem Gemordeten, faßten alle drei die Leiche an, und trugen sie den Heuboden hinunter. Ich hörte noch, wie einer von den dreien sagte: Halt fest, laß nicht los! Hernach hörte ich noch, daß sie in der Küche zu einander sagten: Diese Nacht hat uns hundert Thaler gelohnt. (Die Küche lag unter der Stätte, die mir zum Nachtlager angewiesen worden war.) Nicht lange, so kamen dieselben Männer wieder nach dem Heuboden und hielten sich alle drei um die Lampe, die sie auf kleine Bretter gestellt hatten, damit keine Funken ins Heu fliegen sollten. Sie schienen mich zu beobachten und verhielten sich gänzlich still. Als sie abermals hinunter, zur Küche, gingen, hörte ich sie wieder reden und sagen, sie hätten nichts Großes ausgerichtet. In gleicher Weise kamen sie zwei- oder dreimal nach dem Heu.

„Als es endlich Tag geworden war, stand ich auf. Der Domestik war nun allein auf dem Boden, bei der eben erlöschenden Laterne. Ich dankte ihm für meine Beherbergung, und erbot mich, mein Nachtlager zu bezahlen; er bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er, um im Heu zu schlafen, bedürfe es keiner Bezahlung; hernach fragte er, ob ich gut geschlafen hätte; ich antwortete: gewiß, denn ich war sehr ermüdet. Ich ging nun zur Küche hinunter, wo ich Martins Frau und die Näherin vorfand, die ich schon Abends dort gesehen hatte. Ich dankte der Frau Martin, und erbot mich auch gegen sie, mein Heu-Lager zu bezahlen; sie antwortete mir nicht. Nun machte ich mich auf die Straße und schlug den Weg nach la Marce ein. Es begegneten mir mehrere Leute, deren Namen ich aber nicht weiß, welchen ich einen Theil dessen, was ich eben erlebt hatte, mittheilte."

Diese Aussage des Chaze, eines Greises mit ehrwürdigem Gesichte, obwohl gekleidet in den Lumpen des Elends, brachte auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck hervor. Ein Zufall, der noch dazu kam, mußte von einer großen Wirkung auf das Gemüth der Richter seyn. Marie Armand hatte in mehreren schriftlichen Aussagen und noch in der Audienz behauptet, daß sie an dem Tage des Mordes nicht in Martins Hause gewesen sey. Als diese Person nun mit Chaze confrontirt wurde, da sagte sie keck zu dem Alten, sie wäre es nicht gewesen, die er bei Martins gesehen hätte. Der Bettler antwortete aber, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte, mit feierlicher Stimme: „Doch, Du warst es!" Erbleichend und verwirrt, wie wenn sie die Obergewalt einer übernatürlichen Macht empfunden hätte, verstummte sie nun.

Eine Menge anderer Aussagen unterstützten noch, obwohl nicht so positiv, wie die vorhergehenden, die Hauptsache, den heillosen Gebrauch, welchen Martin von seiner Auberge gemacht hatte.

Unter den Zeugen, deren bedächtige Aeußerungen es verriethen, daß sie mehr gesehen oder gehört hatten, als sie aussagen mochten, zeichnete sich vor allen die schon erwähnte Marie Armand aus. Dies Frauenzimmer, ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, klein von Wuchs, aber von ausdrucksvoller Gesichtsbildung, offenbarte eine Intelligenz, eine Gegenwart des Geistes, eine Lebendigkeit in den Antworten, wie es bei Leuten ihrer Classe selten gefunden wird. Sie ist im Kleinen die geheimnißvolle Person, die Manson dieses gräulichen Dramas. Marie Armand scheint der Ermordung des Enjolras in der Nacht als Zuschauerin beigewohnt zu haben. So viel ist mindestens gewiß, daß sie die Nacht in Martins Auberge zugebracht hat, wo das Verbrechen dort verübt ward. Außer Chaze behaupten noch zwei andere Zeugen, Moulin und Reynaud, die auch in jener Nacht in der Auberge geschlafen, obwohl sie ebenfalls, gleich der Marie Armand, mit manchen Dingen in ihrer Aussage zurückhaltend sind, entschieden, daß sie dies Frauenzimmer dort gesehen haben. Die Autorität dieser Zeugnisse findet sich durch die Geständnisse bestätigt, welche sie selbst gemacht, als sie die gerichtliche Untersuchung für beendigt hielt und deshalb glaubte, sie könnte nun nicht mehr in Anspruch genommen werden. Durch den dazu beauftragten Friedensrichter des Orts abgehört, hatte sie behauptet, nie etwas gesagt zu haben, was sich auf das Verbrechen bezöge. Auch bei den Gerichtsverhandlungen blieb sie dabei, zu behaupten, sie wisse von nichts. Sie gab vor, daß sie in der Nacht, wo der Mord geschehen seyn sollte, in ihrer Wohnung geschlafen habe. Bei den Aussagen der Zeugen, welche mit ihrem Vorgeben im Widerspruch standen, antwortete sie mit einer Ruhe, die sich durch nichts stören ließ: Es scheint, daß die Leute drei zwei Seelen haben und daß sie meynen, eine davon preisgeben zu können. Ich weiß aber, daß ich deren nur eine habe, und die will ich nicht ins Verderben stürzen. Nur die energische Betheurung des Laurent Chaze, sie an dem Orte des Verbrechens gesehen zu haben, hatte sie, wie schon gesagt, Anfangs etwas verdutzt gemacht. Endlich, so zu sagen nach einem Kampfe Mann gegen Mann mit dem öffentlichen Ankläger und auch mit dem Präsidenten, erklärte sie zuletzt, es wäre wohl möglich, daß sie den Zeugen etwas von dem erzählt habe, was sie aussagten; darum brauchte das aber nicht wahr zu seyn, denn nur dem Gerichte sey sie in solchen Dingen Wahrheit schuldig, und gegen dieses habe sie solche stets treu beachtet.

Den folgenden Tag gestand Marie Armand ihre Anwesenheit in der Auberge von Peyrabeille jedoch ein, erklärte auch, daß sie einen bejahrten Mann dort habe einkehren sehen, der sich über den Verlust einer Färse beklagte; als derselbe zu Abend gegessen, hätte er sich nach dem Heuboden begeben, um dort zu übernachten. Auch eines alten Bettlers erinnere sie sich, dem ebenfalls der Heuboden als Nachtlager angewiesen worden; doch glaube sie, daß er von kleinerer Statur gewesen sey als Chaze, und minder markirt in seinen Gesichtszügen.

Die Abhörung der Zeugen kam erst am siebenten Tage zu Ende. An den vier ersten Tagen war es, als ob die Eheleute Martin und deren Domestik einem Triumphe beiwohnten und nicht, als ob sie vor Gericht ständen; man sah sie bei den schwersten Anklagen lächeln; ihre verwegenen, frechen Blicke schienen das Publikum herauszufordern: aber dieses Selbstvertrauen verlor sich in den letzteren drei Audienzen; ihre Haltung war nicht mehr dieselbe; Unruhe und Niedergeschlagenheit drückten sich auf ihren Gesichtern aus.

Was Martin den Aeltern betrifft, so hatte er sich immer minder arrogant bewiesen. Zuweilen sah man ihn von peinlichen Gefühlen überwältigt; zu einzeln waren ihm die Augen naß geworden.

Nach einer langen Berathung der Jury ward Martin allein freigesprochen und auf freien Fuß gestellt. (Er ist jedoch seitdem aufs Neue gerichtlich belangt worden; die Aussage des Bettlers Chaze hatte bei der ersten Anklage-Acte noch nicht stattgefunden.)

Peter Martin, dessen Weib, geborne Breysse, und Johan Rochette, sind, des Mordes an Enjolras schuldig erklärt, zum Tode verurtheilt worden.

Dem Urtheil zufolge sollten sie zu Peyrabeille hingerichtet werden. Da nun ihr Gnadengesuch verworfen worden war, so wurden sie am 1. October aus dem Gefängnisse zu Privas abgeführt.

Die Delinquenten wurden auf einem mit Stroh belegten Wagen gefahren. Je weiter sie kamen, je mehr vergrößerte sich die Zahl der von allen Seiten herbeiströmenden Neugierigen. An der Brücke von la Baume hatte ein Biersiedler die Genauigkeit, sich geigend an die Spitze des Zuges zu stellen, den er erst dann verließ, als man an einen Felsen kam, der die ganze Straße beherrschte; er nahm nämlich nun auf diesem Platz, und spielte fort, so lange er die Unglücklichen sehen und sie ihn hören konnten.

Digitized by Google

Die Verurtheilten brachten die folgende Nacht zu Mayres zu, wo abwechselnd drei Geistliche mit ihnen wachten.

Am folgenden Morgen ging es weiter, zur Richtstätte. Als Rochette unterwegs einen armen Knaben bemerkte, der ihm bekannt war, warf er ihm mit den Worten: „da, ich bedarf seiner nicht mehr; benutze Du ihn, und bete zu Gott für mich!“ seinen Mantel zu.

Martin sah mit Ruhe seinem nahen Tode entgegen; er zählte die Minuten und erkundigte sich, ob man ihm auch eine Bahre gäbe, und ob sein Körper auf dem gemeinschaftlichen Kirchhofe beerdigt werden würde. Gegen eilf Uhr war der schauerliche Zug beim Schaffotte angelangt; so wie Martin desselben ansichtig wurde, sagte er in der Landessprache: **vaqui nostro monort** (da ist unser Tod!).

Rechts vom Schaffotte standen drei mit Leinen ausgeschlagene Särge auf dem Grase: vom Schaffotte aus sah man die Auberge von Peyrabeille, das Domicil der Verurtheilten.

Martins Frau ward zuerst gerichtet; dann kam an ihn die Reihe. Er hatte der Hinrichtung seiner Frau mit der größtmöglichen Kaltblütigkeit zugesehen und unterwarf sich nun der seinigen eben so gefaßt. Am niedergeschlagensten bewies sich Rochette, der mit großer Langsamkeit das Gerüst bestieg. Bald rollte dann auch sein Kopf gleich den beiden andern vor ihm blutend hin auf dem Schaffotte.

Der Pfarrer Merino.

(Man vergl. Nr. 810 u. 819 unf. Bl.)

(L.)

Man hat oft von der Höhle Merino's, dieser sichern Zufluchtsstätte gegen alle menschlichen Verfolgungen, sprechen gehört. Das ist wahrlich ein merkwürdiger Ort; ein Schlupfwinkel, den der Himmel ganz besonders und wie mit Voraussicht für das Wesen, das ihn später zu bewohnen bestimmt war, geschaffen zu haben scheint. Nie waren Monstrositäten ausgewählter: es ist ein Scheerkensort, der sich in zwei Naturen zu theilen scheint, in eine lebende und in eine versteinerte Natur, aber die sich ganz in der Verbindung seiner beiden Individualitäten wiederfindet. Merino ohne seine Hülfe würde unvollständig seyn.

Wenn man dem Wege folgt, der nach dem kleinen Dorfe Cubillo führt, so gelangt man zu Bergen, die zwischen Tejada, Barbadillo, Retuerta und Quintana liegen; Berge mit Schnee bedeckt, der ewig der so schmelzenden Sonne Iberiens widersteht. Da muß man Merino suchen, wenn er die Menschen nicht auf der Straße von Madrid erwartet, um sie zu erschießen oder ihre Wagen zu verbrennen.

Aber wohin sich wenden? Ihr seht euch umgeben von zackigen Felsen und vor euch öffnen sich jähnend eine Menge Höhlen, deren schwarze und schweigende Tiefe das Auge nicht zu ermessen wagt. Es ist schwer, im Innern dieser unermeßlichen unterirdischen Räume die Existenz eines Wesens mit menschlichem Antlitz zu ahnen und diejenigen selbst, die es vermöchten, könnten gewiß nicht errathen, welches nun gerade der Ort ist, der ihm zum Asyl diente. Man muß öfter da gewesen und wohl orientirt seyn, um sich nicht in der Mitte dieser luftigen Scheerkensorte zu verirren. Der Oberst Pablos, die Capitaine Tomas, Anton, Lucio und Villaverde, seine Waffenbrüder und vertrauten Günstlinge, hatten Merino oft dahin begleitet, hatten auch wohl einen oder zwei Tage da verweilt, je nach der Wichtigkeit der Umstände, die sie nöthigten, sich da zu verbergen: glaubt man deshalb etwa, daß sie die Schluchten dieser schauerlich wilden Wohnung hätten wiedererkennen können? Nein, und das war ein Glück für sie. Merino, in seinem Mißtrauen, würde es ihnen schlecht vergolten haben, wenn sie das Unglück gehabt hätten, eine zu genaue Kenntniß der Oertlichkeit zu verrathen. Um sich von dem Grade der Geschicklichkeit zu versichern, die sie in dieser Hinsicht besitzen konnten, versammelte er sie bisweilen und sagte zu dem einen: „Gehe nach diesem Dorfe und befiehl dem Alcalden, so und so viele Rationen für mich in Bereitschaft zu halten;“ zu dem andern: „Du, suche mir viezig Pferde und dann benachrichtige mich zu der und der Stunde.“ So gab er jedem einen Befehl oder einen Auftrag, um zu sehen, ob sie im Stande wären, ihn in seiner Höhle wiederzufinden. Ich kann versichern, daß seine Gefährten nie haben zu ihm gelangen können; und in der That, wer die Orte kennt, wird sich nicht darüber wundern.

Diese Höhle liegt auf oder vielmehr in einem steilen, außerordentlich hohen Felsen. Sie hat keinen andern Eingang, als einen natürlichen Spalt, durch welchen man fast nicht schlüpfen kann, wenn man nicht so mager wie ein gewöhnlicher Bewohner ist, der mehr einem Gerippe als einem lebendigen Menschen gleicht. Man steigt durch diese enge Schlucht bis zu einer Tiefe von acht Fuß hinab; dann kommt man in einen gewölbeartigen Raum, der etwa dreißig Menschen fassen kann. Da angelangt kann man aller Wuth des Himmels und der Erde trotzen, der der Erde vor Allem: denn Soldaten müßten nicht nur eine Geduld ohne Gleichen und einen unerschütterlichen Muth, sondern außerdem noch die Schnelligkeit und Geschicklichkeit der Gemsen haben, um die von Abgründen umgebenen Felsenspitzen zu erklimmen, ohne zu erblassen.

In diesem höllischen Schlupfwinkel ist eine That von seltener Originalität geschehen. Ich will sie so klar als möglich erzählen; doch zwingt mich die Schicklichkeit, einen Theil davon errathen zu lassen. Die Leser müssen ein wenig Scharfsinn anwenden.

Zur Zeit der Constitution machte der Pöbel der Stadt Palenzuela einen Strohmann, als Conterfei von Merino, behieg ihn mit Lumpen, die eine Soutane vorstellen sollten, bedeckte den Kopf mit einem alten Priesterhut, setzte diese grotesque Figur auf einen Esel und führte diesen durch die Stadt unter dem Geschrei und Gelächter der Menge. Auf dem Rücken des künstlichen Merino hing eine Schrift mit den Worten: **Entre nosostros quien es mas burro?** Wer von uns beiden ist der größte Esel? Und nachdem das Volk seine Lust gebüßt, steckte es den Strohmann an und verbrannte ihn auf dem Marktplatz.

Der Urheber dieses gefährlichen Spaßes war ein Mensch, Namens Cipriano Redondo, seit kurzer Zeit mit der Tochter eines Apothekers dieser Stadt verheirathet.

Als Merino die Sache erfuhr, spie er Feuer und Flamme auf die schlechten Spaßmacher und beschloß, sich zu rächen. Aber damals waren die Umstände ungünstig für ihn: die constitutionellen Truppen drängten ihn in diesem Augenblicke von allen Seiten; er befand sich zu Pinilla de Monte, einem kleinen Flecken, zehn Stunden von Palenzuela. Erst nach mehr als fünf Monaten konnte er seinen Zorn an der strafbaren Stadt auslassen. Dies geschah auf folgende Weise:

Er überfiel Palenzuela mit seiner Bande, nahm etwa zwanzig Nationalgardisten gefangen, bemächtigte sich Cipriano's und seiner Frau und schleppte sie mit sich ins Gebirge. Die ganze Stadt betrauerte schon alle die Gefangenen; Merino hatte so oft geringere Vergehungen, als die hier vorzuwerfende, mit dem Tode bestraft! Aber diesmal beschränkte sich seine Rache nur auf zwei Opfer. Zu Peral angekommen hielt er an und wendete sich gegen die Nationalgarden: „He, seyd ihr müde?“ Sie wagten nicht zu antworten. „Nun, so kehrt um, packt euch fort, ihr Schelme — ich will von euch nur den Apothekergesellen und seine Frau.“

Die Gefangenen ließen sich das nicht zweimal sagen und die Bande schlug mit dem unglücklichen Paare den Weg von Torrepadre ein.

Digitized by Google

Als der Zug am Fuße der Felsen angekommen war, durch welche man zur Höhle gelangt, stieg Merino ab und befahl etwa dreißig von seinen Leuten, ihm zu folgen. Nach einem langen, langsamen und gefährlichen Marsch erreichte die Mannschaft endlich das furchtbare Gewölbe. Merino ließ sie in einen Kreis stellen und wendete sich gegen Cipriano: „Elender, wer hat Dir den Gedanken einer solchen Infamie eingegeben?“ — „Verzeihung, Don Geronimo, Verzeihung — meine Frau,“ sprach der Feige mit zitternder Stimme. Tiefes Schweigen folgte diesem Bekenntniß; Merino ging langsam auf Signora Cipriano zu, betrachtete sie einen Moment mit dem kalten und durchbohrenden Blick, der wie eine Dolchklinge schneidend ins Herz dringt, dann sie krampfhaft bei den Armen fassend, donnerte er ihr zu: „Also Sie, Madame?“ Und mit einer Miene verhaltener Wuth und höllischen Spottes verurtheilte er sie nun zu den schmählichsten Demüthigungen, die eine Frau nur unter einer Räuberbande erfahren kann. Als letzte Strafe ließ er Honig und Federn bringen, sie vom Kopf bis zu den Füßen damit beschmieren,*) ihren Gatten mit mehreren Zeichen des Schimpfes stempeln und schickte sie so unter Begleitung einer Wache bis an den Ausgang der Sierra zurück. — Wir wollen nicht weiter ins Detail gehen; aber davon kann man sich überzeugt halten, daß, wenn Merino bei dieser Gelegenheit kein Blut gewollt und vergossen hat, es in der Ueberzeugung geschah, daß diese Strafe grausamer war, als der Tod. So schrecklich sind Merino's Epigramme!

Man ist vielleicht geneigt, sich zu verwundern, wenn man liest, daß seit fünfundzwanzig Jahren dieser Guerillo nicht hat gefangen werden können, trotz aller Mühe, die man sich darum gegeben und aller Mittel, die man dazu gewählt. Aber man muß nicht glauben, daß diese Thatsache Folge einer übernatürlichen oder wundervollen Geschicklichkeit sey. Wenn allerdings einerseits Geschicklichkeit ihm nicht abzusprechen ist, so giebt es andererseits auch specielle Thatsachen, die dazu beitragen, ihn vor allen Verfolgungen sicher zu stellen. Zu den vorzüglichsten dieser Thatsachen muß man den geheimen Beistand zählen, den er vom Pallast selbst und vom Conseil der Minister erhält. Stets hat er treue Correspondenten in den höhern Verwaltungszweigen gehabt, die ihn von denen gegen ihn gegebenen Befehlen unterrichteten, bevor ihre Vollstreckung auch nur versucht oder begonnen werden konnte. Im Jahre 1823 beschwerte sich die Cortes-Regierung bei dem Präfecten von Burgos, keine Nachricht aus dieser Stadt über die Fortschritte der Bande von Merino noch selbst über die Verwaltungsangelegenheiten zu erhalten. Der Präfect antwortete, daß er an dem und dem Dato seine Depechen pünctlich abgesendet habe. Da begriff denn die Regierung die Nothwendigkeit, eine Correspondenz einzurichten, die nicht in die Hände der Insurgenten fallen könnte. Mit Geld gewann sie einen sehr liberalen Conducteur der Post, mit welchem sie übereinkam, einen geheimen Versteck für die officiellen Depechen zu erfinden und zu benutzen. Der Conducteur kommt ungehindert in Burgos an und übergiebt sein Paquet; der Präfect nimmt eilig davon Einsicht und sendet seine Antwort um zehn Uhr Abends auf demselben Wege ab. Am andern Morgen bei Tagesanbruch hält Merino den Wagen beim Ausgang von Behabon an, läßt alles aus- und abpacken und befiehlt, da er nicht findet, was er sucht, den Reisenden, auszusteigen, um die Diligence in Brand zu stecken. Alles wurde in Asche gelegt; es blieb nichts als das Eisenwerk übrig.

In demselben Jahre empfing er täglich Nachrichten von einem gewissen Don Lucas de Foronda, dessen Vermögen nicht weniger als vier Millionen beträgt. Da die constitutionellen Autoritäten Notiz von diesem reichen und mächtigen Spion erhalten hatten, so beschlossen sie, an ihm ein Beispiel exemplarischer Strafe zu üben. Aber Merino erfuhr es zu rechter Zeit und ehe irgend eine Maaßregel hatte genommen werden können, erschien er vor der Wohnung seines geheimen Spions, ließ das Haus von seiner Bande umzingeln, bemächtigte sich des Don Lucas, ließ ihn binden, und befahl, daß man einen Beichtiger für ihn rufe.

Don Lucas Gattin wirft sich in Thränen zu Merino's Füßen und fleht mit ihren Kindern um Gnade für ihren Vater, der an allen Gliedern zitterte und sich ein solches Verfahren gar nicht erklären konnte. Endlich nimmt Merino die Miene an, den Bitten nachzugeben; er hebt die junge Frau auf und sagt: „Sie verlangen das Leben eines Verräthers, eines Negro: ich gewähre es ihm unter der Bedingung, daß Sie mir auf der Stelle 60,000 Franken auszahlen; außerdem lasse ich seinen Kopf an die Thür des Hauses nageln.“

Die Summe, obgleich beträchtlich, wurde auf der Stelle übergeben und Merino marschirte ab. Aber in der Nacht ließ er die 60,000 Franken dem Don Lucas wieder einhändigen, mit einem Briefe, worin er ihm erklärte, daß er solche Strenge gegen ihn geheuchelt habe, um ihm das Leben zu retten, das, nach den Berichten, die ihn als einen Spion und Feind der Liberalen bezeichneten, von den Behörden bedroht sey. Die Autoritäten gingen in der That in diese Falle und hielten von dieser Zeit an Don Lucas für einen aufrichtigen Constitutionellen, da sie ihn mit dem Hasse der apostolischen Banden beehrt sahen.

Ich schließe mit der Mittheilung eines Briefes, den ich eben erhalte. Ich will ihn so buchstäblich als möglich übersetzen. Er kommt von dem Orte selbst, wo sich jetzt Merino befindet, der, wie man weiß, für den Augenblick die Waffen niedergelegt hat.

Tordueles, den 12. December 1838.

Wir sind sehr erstaunt gewesen, Merino gestern bei Nicasio Herrera ankommen zu sehen, gerade in dem Momente, wo er sich wie durch ein Wunder aus der Gefahr gerettet glaubte, die ihn zu Paules bei Agua bedroht hat. Nie habe ich einen Menschen in solcher Wuth gesehen. Die Veranlassung war folgende:

Er hatte beim Eintritt auf dem Tische die Journale von Madrid gesehen und irgend einer hatte die Ungeschicklichkeit gehabt, ihm ins Ohr zu sagen, daß darin die Rede von ihm sey. „Lesen Sie mir die Blätter vor,“ sagte er zu Herrera. — Es ist ein Gräuel, sagte der Sohn und weigerte sich zu lesen. — „Gleichviel, lesen Sie nur; ich will alles wissen, was man von mir sagt.“

Es war die Estrella, die von ihm sprach. Nachdem der Artikel gelesen war, sprang er wüthend auf: „Verflucht! Dahin also sind wir gekommen? Die Priester sind es, die mich so behandeln; der elende Lista ist es. Fragt in Madrid, wie in der kleinsten Hütte Spaniens, was Lista und seine Spießgesellen sind. Das sind die Menschen, die man jetzt bei Hofe duldet; nun, wir wollen sehen! — Die Verräther, sie wagen von meiner Treulosigkeit zu reden, weil ich mich ihren Befehlen nicht habe unterwerfen wollen. Nein, nein, ich werde mich nimmer unterwerfen; ich werde alles verwüsten, alles zerstören, bis sie verschwinden. Dann liegt mir wenig daran, welche Regierung folgen wird.“

Wir waren wie niedergedonnert. Er schien wahrhaft besessen, so schäumte, so schrie, so schwor und fluchte er. Keiner von uns hätte gewagt, ihn zu unterbrechen, um ihn zu beschwichtigen. Als er seine vehemente Apostrophe geendigt, riß er das Journal Herrera aus den Händen, steckte es in die Tasche und sagte: „Ich behalte es. Es kommt vielleicht der Tag, wo diese Elenden in meine Hände fallen, wie sie spöttisch sagen. Dann werde ich sie es verschlucken lassen.“

Wirklich schließt sich der Artikel der Estrella, der Merino und die andern Häuptlinge der Bande so heftig angriff, mit folgenden Worten:

*) Eine in mehreren Provinzen Spaniens übliche Strafe des größten Vergehens und der höchsten Entehrung der Frauen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

„Wenn unter den Priestern, die an der Spitze des Aufruhrs stehen, es einen einzigen giebt, der das kennt, wovon wir sprechen, so wollen wir uns dem größten Unglück unterwerfen, was uns begegnen könnte, dem nämlich, in ihre scheußlichen Hände zu fallen.“

Aber wahrlich, sie würden nicht gelacht haben, wenn sie Merino in seiner Wuth gesehen und gehört hätten; sie würden nicht ferner über seine Unwissenheit scherzen.

Schreckens-Scene des Sclavenhandels.

(Aus dem Journal de la Marine.)

(2.)

— Bei meiner Ankunft am Senegal erzählte man mir einen Auftritt, der sich kurze Zeit vorher zu Gandiole, in den Besitzungen Damels, zugetragen hatte. Derjenige, welcher mir die nachstehende Schilderung machte, war ein Piemonteser, Namens Boucalin, einer der Agenten der Sclavenhändler bei dem genannten Fürsten.

Der Subrecargo eines Negerhändlers, so begann der Erzähler, trug mir auf, ihm eine Ladung von 200 Gefangenen zu verschaffen. Der Erfolg dieser Unterhandlung hing von dem strengsten Geheimnisse ab, da die französische Station das Fahrzeug wachsam im Auge hielt, dessen ostensibler Zweck eine Ladung von Ochsenhäuten war. Als mein Handel gemacht und die Gewährschaft dafür geleistet war, schickte ich einen Marabu an den König Damel, um von ihm 200 Gefangene zu begehren und über den Preis übereinzukommen; zugleich bestimmte ich den Tag, wo die Gefangenen an der Küste überliefert werden sollten. Damel ließ mir antworten, daß wir darauf rechnen könnten; und sofort traf er Anstalten, eine gewisse Anzahl Sclaven zusammenzubringen, was durch ein in diesem Lande nur allzugewöhnliches Mittel geschah: er beschuldigte eine Menge Familien der Zauberei; dieses Verbrechen wurde mit Confiscation und dem Verlust der Freiheit bestraft und einem König (wir meynen, vorzüglich einen solchem!) ist es leicht, alles zu beweisen.

Als er ungefähr funfzig schöne Gefangene zusammengebracht hatte, ließ er mich von Neuem benachrichtigen, daß er sich mit ihnen am bestimmten Tage zu Gandiole einfinden würde. Es fehlten ihm noch 150, die er sich am Vorabend der Ablieferung auf folgende Weise verschaffte. Nachdem er die funfzig Sclaven, immer zu zehn an einander gefesselt, einstweilen vorausgesendet, brach er selbst, mit 200 Mann zu Pferde, auf, überfiel während der Nacht ein Dorf und ließ es an mehreren Orten zugleich in Brand stecken; als nun die Flammen die Einwohner heraustrieben, umzingelte er sie auf dem Felde und ließ sie in Ketten werfen. Beim Anblick ihrer im Feuer stehenden Wohnungen erkannten die Neger den ganzen Umfang ihres Unglücks und die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen, es zu beschwören. Die Greise und die Weiber ergaben sich ohne Kampf; sie schienen selbst ihr Leben nicht für der Mühe werth zu halten, es zu vertheidigen; aber die kräftigen und jungen Leute fochten, wie Verzweifelte, um ihre Aeltern zu schützen oder zu befreien. Aus den brennenden Hütten Pfähle reißend, fielen sie die Satelliten des Tyrannen an und brachten sie theilweise zum Weichen; aber da sie weder Schießgewehr noch Säbel und den ungleichen Kampf mit Menschen zu Pferde zu bestehen hatten, so unterlagen sie zuletzt doch und sanken, von Stichen durchbohrt, zur Erde. Alle, die nicht umkamen, wurden ergriffen und in Eisen gelegt. Die mehresten waren mit tiefen Wunden bedeckt. In der Wuth des Gefechtes sah man ganze Familien sich in ihre brennenden Hütten flüchten, um der Sclaverei durch den Tod zu entgehen. Die Mütter warfen ihre Kinder in die Flammen und stürzten sich dann selbst nach.

So ward denn dieses Dorf, einige Augenblicke vorher so friedlich und ruhig, nun der Schauplatz einer Mord-Scene und seine unschuldigen Bewohner wurden aus tiefem Schlafe geweckt, um unter dem Schwerdte der Barbaren zu fallen oder ein Opfer der Sclaverei zu werden!

Trotz dieses Blutbades hatte nun Damel mehr Sclaven, als er brauchte. Nachdem er die Kräftigsten ausgewählt und truppweise gefesselt hatte, übergab er sie bewaffneten Führern und ließ sie dem Meeresufer zuziehen, die andern, wie eine Heerde Vieh vor sich hertreibend, niemanden Gnade gebend, der die Anstrengung des Marsches nicht aushalten konnte. Der Greis, der seinen Schritt nicht beflügeln konnte, wurde ohne Barmherzigkeit niedergehauen. Den Müttern wurden die Kinder aus den Armen gerissen, weil sie ihnen das Gehen erschwerten, und die wilden Krieger tödteten sie augenblicklich oder warfen sie lebendig weit weg! Der Weg, auf dem die Unglücklichen fortgetrieben wurden, war mit geopferten Kindern und mit verstümmelten Greisen bedeckt, um nun die Beute wilder Thiere zu werden.

Boucalin war Damel entgegengegangen. Nachdem er zwei Stunden zurückgelegt, sah er von fern eine Staubwolke und hörte ein dumpfes Geräusch, welches in dem Verhältniß seiner Annäherung zunahm. Als er nah genug war, die Unglücklichen zu unterscheiden, welche die Soldaten Damels, den Säbel in der Faust, vor sich hertrieben, wurde er von Entsetzen ergriffen. Er zitterte am ganzen Leibe, mußte sich setzen und konnte (er, der gewiß nicht weiche Agent des Sclavenhandels!) die Thränen nicht zurückhalten. Um keinen Preis der Welt, sagte er mir, möchte ich noch einmal Zeuge eines solchen Schauspiels seyn; der ganze Haufe glich einer Heerde Schafe, die von Wölfen und Tigern verfolgt wird. Die Stärksten unterstützten die Alten und Schwachen im Gehen; kräftige Kinder trugen ihren alten Vater, ihre zitternde Mutter auf den Schultern; alle waren mit Schweiß, Staub und Blut bedeckt. Die Weiber stießen schreckliches Geheul aus, die Männer schienen größtentheils unempfindlich; alle trugen die Zeichen der tiefsten Verzweiflung und schienen den Tod anzuflehen, sie von den unerträglichen Qualen zu befreien.

Als sie an das Ufer, Angesichts des Meeres, kamen, das die mehresten zum erstenmale sahen, so wie die Fahrzeuge, die ihnen zum Gefängniß dienen sollten, malte sich Schrecken auf ihren Gesichtern: das war für sie eine so neue Strafe! aber keiner von ihnen brachte ein einziges Wort vor.

Diese Sclavenhändler beschäftigten sich rastlos mit der eiligen Einschiffung der Opfer, die man in drei Classen getheilt hatte. Man warf diese Unglücklichen ganz gebunden in die Schaluppen und zog sie am Bord in die Höhe wie die Saumthiere, sie in das Zwischendeck bringend, einen hart an den andern schichtend. Nachdem man beide Fahrzeuge gefüllt, blieben noch ungefähr dreißig Personen auf dem Platze, so zu sagen als Ausschuß, zurück. Das waren alte Frauen, unverkaufbare Greise, Menschen, welche ihre Wunden zur Arbeit unfähig machten, oder die einen baldigen Tod befürchten ließen. Als man diesen Unglücklichen begreiflich machte, daß sie nicht mit eingeschifft werden sollten, überließen sie sich der gräßlichsten Verzweiflung: der eine verlor seinen Vater, der andere eine Mutter, eine Schwester, einen Bruder; alle verlorene Verwandte, Freunde, Kinder und ihre Zärtlichkeit für diese Geliebten preßte ihnen herzzerreißende Klagen aus: sie hatten gehofft, mit ihnen zu sterben und selbst diese Gunst war ihnen versagt! Wie rührend war ihr Lebewohl! Brust an Brust umschlangen sie die, die man einschiffen wollte; man hatte Mühe, sie von ihnen loszureißen. Die Tiger, die diese Einschiffung leiteten, tödteten einige davon, die sich

Digitized by Google

freiwillig auf dem Leibe ihrer Freunde todtschlagen ließen. Endlich ist alles vollbracht, die Gefangenen sind eingeschifft und der bedungene Preis ist bezahlt; Damel nimmt sich den Antheil des Löwen und überläßt den Rest den Anführern seiner Truppen und den Prinzen seines Hauses, die über die Theilung beinah unter einander handgemein geworden wären. Was die zurückgelassenen Sclaven betrifft, so wollte man sie zuerst am Ufer erschießen, aber Bouculin widersetzte sich dem mit aller Kraft; so ließ man ihnen denn das Leben, und die Sclavenhändler gaben ihnen, auf seine Bitte, einige Lebensmittel, womit sie die Brandstätte ihres Dorfes wieder erreichten.

So groß sind die Gräuel des Sclavenhandels. Die Anhänger und Vertheidiger dieses abscheulichen Handels haben geglaubt, ihn durch die Grundsätze der Moral und selbst im Namen der so unwürdig verläumdeten Religion entschuldigen zu können. Sie behaupten, daß, wenn die Sclavenhändler die Neger nicht kauften, die Sieger die Besiegten tödten würden;*) aber sie stellen sich, als wüßten sie nicht, daß diese Kriege oder diese Streifzüge häufig nichts anderes zur Ursache und zum Motiv haben, als die Aussicht auf Gewinn und die verführerischen Anerbietungen der Verkäufer von Menschenfleisch. Sie fügen hinzu, daß man ihnen, indem man sie in die Sclaverei führt, die Wohlthaten des Christenthums verschafft. Kann man an die Aufrichtigkeit und Frömmigkeit von Menschen glauben, die ihre Bekehrung mit Grausamkeiten beginnen, die keine Worte beschreiben? Aber wenn euch die Bekehrung von eures Gleichen so sehr am Herzen liegt, warum raubt ihr denn nicht Muselmänner, Perser, Lappländer und Kirgisen? haben denn diese Völker nicht auch eine Seele, deren Rettung zu wünschen ist? Das Evangelium geht mit der Bekehrung der Menschen anders zu Werke; seine Mittel sind Ueberzeugung, gutes Beispiel und Wohlthaten; es verschmäht solche gehässige Mittel, wie Verwüstung, Raub, Plünderung und Mord.

Die Insel Bourbon.

(2.)

Die Insel Bourbon theilt sich in zwei verschiedene oder vielmehr sehr verschiedenartige Theile: der eine, durch einen immerwährenden Seewind bewegt, erhält die Dünste und die Regenschauer, die die Sonne der Tropenländer aus einer Meeresstrecke von mehreren tausend Meilen preßt; der andere, geschützt durch die hohe Gebirgskette, die die Salazes, den Volcan und den Piton des neiges mit einander verbindet, sieht nur selten einige Wolken. Diese spitzigen Berge und Felsen, die sich mehr als 1700 Toisen hoch in die Lüfte erheben, sind eben so viele Schwämme, die die Kühlung, den Thau und selbst die Luft einsaugen. Zu ihren Füßen breitet sich dieser zweite Theil der Insel aus, Arrondissement unter dem Winde genannt; ein wahres Schwitzbad, wo alles vertrocknet ist. Menschen und Vegetabilien — alles entbehrt Feuchtigkeit und Saft.

Herr Lemarchand, der Vater, schuf im Jahre 1789 auf dieser Insel Bourbon eine fruchtbare Wohnung mitten in den Gebirgen, wo man bis dahin nur die Fährte einiger wilder Ziegen gesehen hatte; Pulver, Feuer und Stahl hatten durch Abgründe einen Weg gebahnt, auf welchem später selbst Pferde diese Gipfel erreichten. Die englische Regierung, die damals diese Insel besaß, erklärte, voll Bewunderung für die riesige Schöpfung des Herrn Lemarchand, daß diese so zu sagen den Wolken abgerungene Besitzung von jeder Steuer und Abgabe für immer frei bleiben sollte. Die Schrift, welche diese Befreiung dem Eigenthümer von Seite des Gouverneurs der Insel meldete, hatte die Aufschrift: An Herrn Lemarchand, in den Wolken.

Der Sohn dieses großen und emsigen Colonisten ist würdig in seines Vaters Fußstapfen getreten. Von dem Flusse der Galets bis zum Quartier Sanct Paul existirten mehrere Meilen von Savanen oder Haiden, bedeckt hier und da mit einigem Gesträuch und Gras, das so vergelbt und vertrocknet war, daß der Feuerstahl des Tabackrauchers oder Flintenpfropf des Jägers öfters Brand erregten; und doch war diese Erde reich und tief; ein einziger Regentag war hinreichend, um Keime von Büschen und Pflanzen zu wecken, die am nächsten Morgen die Sonne freilich wieder verzehrte. Das Genie eines einzigen Mannes hat Teppiche von immerwährendem Grün mitten in diesen öden Flächen, die das Auge ermüdeten, aufgerollt; und Millionen Pfund Zucker gehen jetzt von den Wüsten aus, wo sonst das Wild selbst nicht leben konnte. Um zu diesem Resultate zu gelangen, wie viele Kenntnisse, wie viel Muth und wie viele Fonds waren dazu nöthig! man mußte das unnöthige Wasser des Flusses Galets, aus dem tiefen Bette, das dieser Strom mehr als 100 Toisen unter sich ausgehöhlt, herausziehen, es nach und nach durch eine sanfte Nivellirung heben und es endlich in die vertrockneten Ebenen leiten, wobei Felsen gesprengt, Berge durchstochen und tausend Hindernisse bekämpft werden mußten, die ein so vulkanischer Boden, wie der von Bourbon, bei jedem Schritte in den Weg legt.

Jetzt haben unermeßliche Producte das Werk des Herrn Lemarchand gekrönt; das Wasser, das er auf diesen vormals so unfruchtbaren Boden geleitet, hat nicht nur sein Eigenthum befruchtet, sondern auch noch das mehrerer Nachbaren, die über diesen unvorhergesehenen Reichthum ganz verwundert sind. Der Theil unter dem Winde ist dem Arrondissement des Windes an Ertrag gleich geworden. Die Metropole wird von Bourbon, von diesem Jahre an fünf Millionen (Kilogrammen?) Zucker mehr als in den vorhergehenden Jahren erhalten: die Douanen werden dabei ungefähr 200,000 Franken gewinnen; ein ganzes sechs Monate lang im Jahre des Wassers beraubtes Quartier, genöthigt, es aus den Felsenhöhlen zu schöpfen, ist jetzt von reichen Quellen bewässert, die jedenfalls zur Gesundheit des Ortes wesentlich beitragen werden.

Miscelle.

Unter den jetzigen Bewohnern Bedlams zu London befindet sich auch der Capitain Parry, welcher die Brigg des Lords Byron im mittelländischen Meere befehligte und der nachher eine geschichtliche Notiz über diesen berühmten Dichter drucken ließ. Dieser Unglückliche hat die fixe Idee, er habe keine Seele, und er könne nicht selig werden, wenn er nicht ein menschliches Wesen ums Leben brächte, um sich dessen Seele zu verschaffen.

*) Wäre auch der hier folgende Nachsatz nicht zur Genüge erwiesen, wie es der Fall ist, so wäre dies doch eine saubere Moral. Jede Sünde, jede Schändlichkeit wäre erlaubt, wenn es nur wahrscheinlich wäre, daß dadurch einem noch größern Verbrechen vorgebeugt würde; Verhehlung und Beförderung des Hausdiebstahls wäre tödlich, wenn dadurch der Einbruch und der Straßenraub, und dieser wiederum, wenn der Mord dadurch verhüthet würde.
Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 885. Hamburg. Mittwoch, den 15. Januar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Englische Stationen im Innern von Indien.

(Aus dem Journal Asiatique.)

(N.)

Die Jungles.

Das indische Wort Jungles (Waldung) bezeichnet nicht bloß das undurchdringliche Gehölz und Gestrüpp, womit die Natur die Ebenen von Hindustan ausgestattet hat, sondern auch jeden unangebauten und öden Landstrich in diesen weitläuftigen Regionen, und man nennt das Rothwild, welches darin hauset, so wie die Europäer, welche einzeln unter den Eingeborenen, oder auf den kleinen Stationen leben, Jungles Wallah (Waldbewohner).

Diese Lebensart hat auch ihre Annehmlichkeiten, und mit Ausnahme der Engländer, die zu Calcutta ansäßig sind, haben alle diejenigen, welche nach Hindustan kommen, indem sie die wüsten Strecken passiren, welche unsere Cantonnirungen von einander trennen, sie gekostet. Um sie aber recht zu genießen, ist es nicht genug, bloß durchzureisen, sondern man muß eine Zeitlang darin weilen. Wenn man keinen Gefallen an einem stubenhockenden oder nomadischen Leben findet, so ist die Gesellschaft, die man dort antrifft — wenn man die gezwungene Nachbarschaft von einer Handvoll Europäer oder Eingeborener so nennen darf — nur noch eine Plage mehr. Ueberdruß und Langeweile sind das Schicksal aller derer, die nicht Tugend aus der Nothwendigkeit zu machen wissen; wer z. B. die Sitten, die Gewohnheiten und die Ansprüche der großen Städte mit sich dahin bringt, wird oft den gesellschaftlichen Verkehr, den er sucht, und in welchem er eine angenehme Zerstreuung finden würde, wenn er einfacher in seinem Wesen wäre und mehr Hülfsquellen in seinem Geiste fände, unmöglich machen. Glücklich sind die Cantonnirungen zu nennen, wo die Gegenwart von Leuten dieses Schlages nicht die übrigen Familien, welche die Colonie bilden, zu einer absoluten Isolirung verdammt! Es giebt z. B. Stationen, die hundert Meilen von dem Hauptorte entlegen sind und die nicht über ein Dutzend Europäer zählen; sind diese nun guten Humors, dienstwillig, und geneigt, zum Wohl der Colonie von Herzen mitzuwirken, so können sie, aller Sorgen baar, aus ihrer Thebaïde ein Paradies des Weisen machen. Die Conversation vertritt die Stelle der Bücher, und die kleine Zahl derjenigen, die man besitzt, wird, pikanter und belehrender, durch die allerliebsten Plaudereien vermehrt, deren Grundtext sie bilden, und durch eine Kritik, deren Verständigkeit und Unparteilichkeit unsere besten kritischen Blätter in den Schatten stellt.

Wehe den jungen Männern, die keinen Sinn für das Studium haben! Was die Frauen betrifft, so gehen sie im Allgemeinen nur aus, um Besuche abzustatten, zu welchen sie eingeladen worden sind, wenn nicht eine Inclination sie zu andern Cirkeln ruft; in diesem Falle aber lassen sie sich nicht durch die stärksten Regengüsse, noch durch die heißglühenden Winde zurückhalten. Wenn eine Cantonnirung so glücklich ist, daß sich dort ein Cirkel liebenswürdiger Frauen bildet, die etwas auf einander halten, so werden die Männer bald von ihren kosenden Zerstreuungen abstehen, um sich ihnen anzuschließen. Dieses Salon-Leben hat, wenn nicht durch Herzens-Rivalitäten getrübt, unauslöschliche Annehmlichkeiten, und sein Einfluß auf das Gedeihen der Colonie ist so groß, daß man durch eine besondere Parlaments-Acte die Absendung eines jeden Frauenzimmers nach den Jungles verbieten sollte, von dem man nicht überzeugt wäre, daß sein Geist und seine Herzensgüte im Stande wären, deren trübe Einsamkeit zu verherrlichen.

Die Frauen haben wenig Gelegenheit, ihre Talente in unsern indischen Provinzen geltend zu machen. Nur zu Calcutta sieht man die milden Anstalten, deren Bedürfnisse in Europa so viele niedliche Finger in Bewegung setzen. In den Jungles ist an die theatralischen Vorstellungen, an die Bälle, deren Decorationen und Aufputz für die fruchtbare Einbildungskraft unserer Damen einen so hohen Reiz hat, nicht zu denken. Ueberdem ist das Clima in Indien für die Nadel-Arbeiten und im Allgemeinen für alle Arbeiten, deren Sauberkeit durch die stets transpirirenden Hände gefährdet wird, nicht gemacht. Mit dem Filet geht es schon besser; aber man findet nicht leicht Baumwollengarn, das stark und dick genug wäre, um zu großen Arbeiten dieser Art verwendet zu werden: im Allgemeinen nehmen die Eingeborenen, welche von den Vortheilen der Eintheilung der Arbeit wenig wissen, keine Vorbereitung mit ihrer Baumwolle vor, ehe sie dieselbe spinnen. Auch findet man, selbst zu Calcutta, selten alles dasjenige vor, was erforderlich ist, um nur die mindest zarten Nadelarbeiten zu vollenden. Ich habe gesehen, daß man zwölf Schillinge für eine Unze Baumwollengarn gefordert hat, die man in England für drei Pence würde haben kaufen können. An diesem Beispiele sieht man, wie schwer es hält, in einem Lande nicht in Müssiggang zu verfallen, das der weiblichen Industrie so wenig Ermunterung darbietet. Auch lassen die Damen fast alle ihre Kleidungsstücke und sonstigen Mode-Artikel durch Näherinnen anfertigen, die sie in ihrem Dienste haben.

Was die Frauen in den kleinen Cantonnirungen treiben, läßt sich nicht angeben; doch hört man immer die Kammerjungfern sagen: „Madam ist beschäftigt; Madam ist nicht zu sprechen.“ Beiläufig bemerken wir, daß das Verläugnen, dessen sich die Frauen auf den großen Stationen, wie zu Madras-Caunpure, wohl bedienen, um sich die Langeweile überlästiger Besuche zu ersparen, den Frauen in den Jungles nicht zu Statten kommt, weil dort ein jeder weiß, ob sie zu Hause sind oder nicht. Es giebt wenig Beamte der Compagnie, die eine offene Tafel halten können, vor allen in den nördlichen Provinzen, wo es sich so theuer lebt, daß die unteren Beamten selbst auf Bier und Wein verzichten

Digitized by Google

müssen. Wenn die Angestellten der mittleren Classe es nicht dabei bewenden lassen, ihre Gäste bloß mit Thee zu regaliren, so müssen sie mit ihren Einladungen schon sehr spärlich seyn; übrigens würden die großen Diners und die Prunkgesellschaften auf den kleinen Stationen auch nicht den Reiz wie in den großen Städten haben, wo Ostentation die Stelle der Freundschaft zu vertreten hat.

Die Familie des Commandanten einer kleinen Station hatte, als sie einsah, daß es unmöglich sey, die Einwohner dahin zu bringen, vor Nachts zu Mittag zu essen und die Mode der Soirée's wieder einzuführen, die Partei ergriffen, große Mahlzeiten und dann Thee's zu geben. Da hätte man sehen sollen, wie die Märtyrer der Mode um die Stunde, wo die Schakals und die Hyänen sich im Thale sammeln, nacheinander angefahren kamen, die Damen im Ball-Costüm, die Männer in großer Uniform: alle sehr mißvergnügt über den Zwang, welchen die Etikette ihnen auferlegte. Es sagt in der That nicht sehr zu, wenn man, statt zu Hause regalirt zu seyn, die steife Haltung der großen Welt annehmen soll, vor allem wenn man gewohnt ist, die Abendkühle im Negligee unter seinen Verandahs oder in seinen Gärten zu genießen. Was läßt sich überdem Trübseligeres denken, als die Diners, wo die Unterhaltung sich nur um Gemeinplätze dreht! Nach drei oder vier tödtlich langen Stunden, wo man sich vergebens abmüht, der Gesellschaft eine abwechselnde Erholung zu gewähren, tritt endlich der sehnlichst erwartete Augenblick des Aufbruchs ein, und man freut sich beim Scheiden, wenn man sobald nicht wieder solchen Festen beizuwohnen braucht. Die Männer von sanftem und friedfertigen Charakter trösten sich noch wohl mit dem Gedanken, es sey doch, alles erwogen, immer noch besser, so, nach der Etikette, zu vegetiren, als in einem Zustande steter Feindseligkeit zu leben.

Dennoch fühlen alle, so widerwärtig ihnen solche Prunkgesellschaften auch sind, sich sehr gekränkt, wenn sie nicht dazu eingeladen werden. Sie denken nicht an das Derangement, welches dem Amphitryon die Anwesenheit einer Menge von Personen verursacht, noch daß es ihm oft unmöglich ist, alle diejenigen schicklich aufzunehmen, die er sonst gern einladen möchte. Hier nur ein Beispiel aus Tausenden. Der Commandant einer kleinen Station war einst in einer höchst peinlichen Verlegenheit: er hatte nur einen Tisch zu zwanzig Gedecken; seines Grades halber mußte er den Stab eines Regiments bewirthen, das dort durchzog, und er konnte nicht umhin, auch seinen gewöhnlichen Cirkel dazu einzuladen. Und doch war die Sache materiell unmöglich, denn keiner der dort Ansäßigen würde eine Einladung für sich allein, zum Thee zu kommen, angenommen haben; am Ende verfiel er darauf, nur die verheiratheten Männer zu bitten; doch mußte auch dies Arrangement geheim gehalten werden, wenn sie nicht ausbleiben sollten.

Dieselbe Empfindlichkeit ist in allen englischen Besitzungen in Indien zu Hause; zu Calcutta ist es unmöglich, die Lücke einer ausgeschlagenen Einladung nachträglich zu ergänzen. Wenn solcher Lücken halber aus einer Partie nichts wird, so ist das ein sehr übles Ding; da mag der Herr vom Hause eine Krankheit, den Todesfall eines nahen Verwandten vorschützen, so sieht dennoch der nun abbestellte Gast, der sich in seiner Eitelkeit schon die Honneurs des Festes beigelegt hatte, die Sache als einen ihm angethanenen Affront an. Es ist als ob die Anglo-Hindoaner unter der Legislatur der Meder oder Perser ständen. Sie dulden keine Neuerung; junge Leute, die es sich in England zur Ehre rechnen würden, den Damen dienstbar zu seyn, die es über sich genommen, sie vorzustellen, verlangen hier, daß man sie mit der Achtung und dem Ansehen behandelt, welche ihrem Range zukommen; der geringste Verstoß beleidigt sie; so will ein bloßer Fähndrich unter denselben Förmlichkeiten und mit derselben Ceremonie eingeladen seyn als sein Obrist.

In den Jungles ist der Winter, wie auch anderer Orten, die Jahrszeit der großen Zusammenkünfte, hauptsächlich für die Stationen, welche an den großen Verbindungsstraßen liegen, welche Hindustan durchkreuzen. Die Milde des Climas gestattet es dann den Reisenden, das Land zu durchziehen, und ihre Ankunft ist das Signal eines Festes, dessen Glanz sich nach der Bedeutsamkeit der Personen richtet. Das Zusammentreffen zweier Reisenden inmitten dieser Wüsten, und die Gastfreiheit, die ihnen da zu Theil wird, legen oft zwischen ihnen und ihren Wirthen den Grund zu einer freimüthigen und soliden Freundschaft. Ein aufgeklärter Reisender, der zwei oder drei Kisten Bücher mit sich führt, ist ein wahrer Fund für eine Colonie. Ein jeder labt sich an der Annehmlichkeit seiner Unterhaltung, an den literarischen Reichthümern, die sich in seinem Gepäck befinden, und schließt ihm seinerseits die eigene Bibliothek auf. Das Lesen hat für die Engländer, die ihrer Functionen halber in den entlegenen Gegenden von Hindustan weilen müssen, einen solchen Reiz, daß sie willig alles Ungemach einer weiten Reise riskiren würden, wenn sie sich dadurch ein neues Buch verschaffen könnten. Ein gutes, belehrendes und vor allem unterhaltendes Buch ist an den Tagen ein unschätzbarer Schatz, wo glühende Winde in der Wüste wehen und der auf einer Ottomane festgebannten Familie keine andere Ressource bleibt, als von einem minder undankbaren Himmel zu träumen. Dann kommt es auch sehr gelegen, wenn die unerwartete Ankunft eines Reisenden den Gang dieser traurigen und stummen Meditationen unterbricht. Man erblickt auf der Landstraße einen den Staub aufwirbelnden Palankin; so wie er näher kommt, verkünden das Gepäck, die Utensilien, mit welchen er bepackt ist, das müde Ansehen und die dickbestäubte Kleidung seiner Träger, daß er einem Reisenden angehört. Er hält vor der Thür des Hauses an; die Dienerschaft, welche schon darnach ausgesehen hat, rennt eiligst herbei; auch der Herr vom Hause geht seinem Gaste entgegen, welcher der Hitze und der Ermüdung fast erliegt, so daß ihm die Beine unter dem Leibe zusammenbrechen wollen, und dessen Kleidung man vor Staub nicht erkennen kann. Er wird zuvörderst in das Badezimmer geführt, wo er sich von Grund aus säubert, seine Toilette erneuert, sich durch ein Glas mit Wasser verdünntem Liqueur stärkt, und dann der Frau vom Hause sein Compliment macht.

Nichts ist der Wonne zu vergleichen, die man empfindet, wenn man aus einem tragbaren Kerker, in welchem man unter der Wucht eines ehernen Himmels fast erstickt, in ein geräumiges Gemach kommt und dort eine reine, frische Luft einathmet. Dann vergißt man alle Strapazen des Weges, man fühlt sich wohlgemuth, der Geist bekommt seine Spannkraft wieder, man kann seinen Wirthen all das Angenehme vergelten, welches man ihnen verdankt, und man sieht ohne Zagen dem Augenblick entgegen, wo die Abendkühle die Fortsetzung der Reise gestattet.

Die Hindus wählen, um zu reisen, vorzugsweise die Zeit der größten Hitze, und an den Tagen die Stunden, wo die Sonne am schärfsten brennt. Dann sieht man auch die hochzeitlichen Aufzüge auf den Straßen, deren phantastischer Pomp einen so malerischen Anblick gewährt. An einem solchen Tage bringen die armen Familien allen ihren Flitterkram ans Licht; aber ihr bescheidener Aufzug zeichnet sich nur durch seine gelbe Bekleidung und durch das gellende Gelärm seiner Trompeten aus. Bei den Hochzeitfesten der Reichen sieht man eine lange Reihe mit großem Luxus aufgeputzter Kamehle, Pferde, Palankine und Wagen; noch prächtiger aber sind die Hochzeitfeste der Braminen.

Ich habe einem solchen Feste bei der Verheirathung oder vielmehr bei der Verlobung eines reichen Braminen mit einem acht- bis zehnjährigen Kinde beigewohnt, und kann wohl sagen, daß es der traurigsten unter allen Cantonnirungen das pompöseste aller Schauspiele gewährte.

Digitized by Google

Der Zug nahm eine unermeßliche Strecke Weges ein: ein Trupp Kamehle, die mit jedem Schritt, den sie thaten, das Halsband kleiner Glöckchen klingeln machten, eröffnete den Reigen; mehrere Wagen, mit Ochsen bespannt, die mit scharlachrothen Zeugen behangen waren, und eine Compagnie gravitätischer Personen zu Pferde, folgten jenen auf den Fersen; dann kamen drei offene Palankine mit dickbestickten Traghimmeln: in dem reichsten derselben brüstete sich die junge Verlobte, strahlend wie ein Diamentschmuck auf dem Sammt seines Kästchens. Hinter ihnen her marschirte ein in Silber aufgezäumter Elephant, dessen Kopf ein in tausend Farben spielender Atlas-Sonnenschirm beschattete; ihm folgte eine Schwadron schlecht montirter, schlecht berittener, schlecht bewaffneter Surwaren oder Soldaten, eine lange Reihe von Kamehlen, mit Ochsen bespannte Karren, Sclaven zu Fuß und zu Pferde, mit Lanzen oder Säbeln bewaffnet, ihnen voraus ein Trompeter-Corps, dann noch, ein bei ein und in gewissen Entfernungen ein Trupp Elephanten, ferner eine Menge offener oder geschlossener, mit Gold oder Silber garnirter Palankine. Den Beschluß des Zuges machte eins der alten englischen Fuhrwerke, die unter dem Namen Gigh bekannt sind, in welchem zwei Personen in grünen Gewändern und mit einem Turban auf dem Kopfe saßen, deren groteskes Ansehen mit dem Ernst des Aufzuges eben so sehr contrastirte, als das abgenutzte Gigh mit dem orientalischen Pomp der Ceremonie.

Wenn es Nacht geworden ist, und die junge Frau, um ihrem Gatten übergeben zu werden, nach ihrer neuen Wohnung geführt wird, so gewährt diese Procession einen Anblick, der wahrhaft ans Wunderbare gränzt. Die Glöckchen der Kamehle und der Elephanten verkünden ihre Annäherung. Bei dem Schein der Fackeln, welche ihr den Weg erhellen und alle die Krümmungen sichtbar machen, die sie bildet, erglänzen die Traghimmel in den lichten Räumen wie das bunte Gefieder von tausenderlei Vögeln; die Kamehle mit ihren flatternden Federbüschen, ihrem gebogenen Halse, ihren unförmlichen Höckern; die Elephanten erscheinen wie bewegliche Monumente aus grauem Marmor, während es einem bei der Bewegung ihrer Rüssel ist, als sähe man fabelhafte Ungeheuer ihr Wesen treiben; das verworrene Gemisch von Wagen und Reitern mit blitzenden Waffen; der Schall der Hörner und die Gegenwart einiger Magier, welche den Schutz guter Genien auf die neue Familie herbeirufen; alles dieses blendet den Zuschauer und versetzt ihn mitten in die Feenwelt der arabischen Mährchen.

Ueberall findet man in Indien dies Hinneigen zum Wunderbaren wieder vor, wodurch die Morgenländer sich unterscheiden. Hier Jongleurs, durch welche ein Theater sein Glück machen könnte; weiterhin, am Eingange eines Waldes, einen Anachoreten von wildem Ansehen, der unter seinen Lumpen ein Gegenstand der Verehrung im Lande ist. In der Tiefe des Hohlweges eine Gruppe halbnackter, geschwärzter Männer mit Fackeln in den Händen, die ihr heilloses Geschrei mit dem Lärm ihrer kupfernen Instrumente begleiten: man möchte sagen, ein böser Geist habe sie aus der Tiefe des Abgrundes heraufgeschickt. Es sind dieses meistens Indianer, die bei den religiösen Ceremonieen angestellt sind, welchen sie einen, ich weiß nicht welchen, Anstrich mysteriösen Grausens geben, welches ganz gut zu den schauerlichsten Beschreibungen passen würde, welche der nationale Genius ersonnen hat. Oft macht das Verbrechen einen Mißbrauch von dem Aberglauben unter diesen gräulichen Verkleidungen und es schleichen sich Räuberbanden mitten unter den religiösen Ceremonieen und dem hochzeitlichen Pompe ein. Diese Räuberei wird auch zuweilen auf die Fonds ausgeübt, welche die Einnehmer der öffentlichen Einkünfte von einem Orte nach dem andern transportiren. Solche Transporte geschehen unter dem Schutze einer Compagnie Sepoys, welche dann des Nachts auf offenem Felde, fern von den bewohnten Orten und an einer Stätte, die gegen jeden Ueberfall leicht zu vertheidigen ist, bivouakiren. Dennoch machte eine Räuberbande alle diese Vorsichtsmaaßregeln einst dadurch zu Schanden, daß sie sich unter einen hochzeitlichen Aufzug mischte, welcher an diesem Bivouak vorbei mußte. Nachdem sie so die Wachsamkeit der Schildwachen getäuscht hatte, fiel sie über das Lager her und bemächtigte sich der Gelder, welche der Compagnie angehörten.

Die europäischen Residenten unternehmen zum öftern während des Winters Jagd-Parthieen, zu welchen auch Damen zugelassen werden, die dann gern ihre Kaltblütigkeit und ihren Muth zeigen mögen. Da die Elephanten unentbehrlich sind, um das Wild, welches am furchtbarsten ist, aufzutreiben, ihre Unterhaltung aber gewöhnlichen Privatpersonen zu kostspielig ist, so leihet man sich deren wohl von der Militair-Intendanz oder auch selbst von den reichen Hindus, die sich ein Vergnügen daraus machen, sie herzuschicken. Auch die Falkenjagd ist im oberen Hindustan ein sehr gesuchtes Vergnügen, besonders von den Eingeborenen. Man weiß, daß sie im Allgemeinen einen großen Widerwillen gegen alles Blutvergießen haben; deshalb sind ihre Falken so abgerichtet, daß sie ihre Beute lebendig ergreifen und überbringen. Auch unsern Labys macht diese Art Jagd ein sehr großes Vergnügen und sie interessiren sich mehr dafür als für die Jagd auf wilde Schweine und Tiger.

Die Falkenjagd hat nichts Ermüdendes, während die Verfolgung des Rothwildes die Jäger viele Meilen weit von jeder menschlichen Wohnung verlockt. Obenan unter den Waldbewohnern, die man bis zu ihren Lagern aufspürt, glänzt der majestätische Nylghau: bald schießt er, wie beflügelt, über die Ebene dahin, bald rauscht das Unterholz unter ihm, wie wenn es vom Sturme gerüttelt würde. Weiterhin hüpfen Antilopen-Heerden in zierlichen Sprüngen über die Erde hin und bei jedem Schritte stöbert der Elephant einen Schwarm reichbefiederter Vögel, oder Myriaden vierfüßiger Thiere auf, deren plötzliches Erscheinen in Erstaunen setzt. Während die Wölfe und die Bären, über seine Annäherung erschreckt, quer über die lichten Stellen des Waldes rennen, um ein sicheres Lager zu suchen, stößt das Stachelschwein sein Allarm-Geschrei aus und läßt der Affe sein bizarres Glucksen im Gehölz erschallen.

Ein auch sehr merkwürdiges Ding ist es um die Jagd auf wilde Gänse, deren hoher und sehr schneller Flug dem Falken oft eine vergebene Mühr macht. Die kleineren Vögel, wie die Rebhühner, können ihm nicht entgehen; man hat sein Vergnügen daran, zu sehen, wie sie sich scheuen Fluges dicht über der Erde halten und im Dickicht des Gestrüppes ein Asyl suchen, während ihr Feind perpendiculair über ihren Köpfen schwebt, mit dem Auge allen ihren Bewegungen folgt, und dann, wie ein Blitz, auf die Beute herniederschießt und sie in seinen siegreichen Klauen seinem Gebieter zuführt. In einigen Cantonen werden große Falken auch zur Jagd auf Antilopen und auf Rehe abgerichtet. Da sieht man den verwegenen Vogel um das Haupt seines Feindes herumflattern, diesem durch seine Flügelschläge die Augen blenden, ihn dann mit dem Schnabel und den Klauen zerfleischen, und nicht eher von ihm ablassen, als bis er völlig todt ist.

Diese Jagd ist in Hindustan sehr selten, und nur den Großen des Landes vorbehalten; die, welche man vermittelst Leoparden macht, ist minder edel, aber sie hat das Verdienst, den Beobachter mit dem Instinct und den Gewohnheiten dieses Thieres bekannt zu machen. Die, gleich den Falken, behandten Leoparden sind auf einem Ochsenkarren angebunden. Die Antilopen, welche vor diesen keine Scheu haben, lassen sie sich ziemlich nahe kommen; wenn nun ein solcher Karren die paßliche Distanz erreicht hat, so werden die Leoparden losgelassen, die dann, spähend über die Erde hinwegstreifend, in einiger Entfernung bedächtig, so daß sie nicht gesehen

Digitized by Google

weeden können, Posto fassen; sie schleichen sich hinter Gebüschen, Erdhaufen und hohem Grase weg und halten zuweilen an, um ihee Beute nicht zu allarmiren: wenn sie aber ihre Distanz gut genommen haben, so wählt ein jeder sich sein Opfer aus und sitzt ihm mit einem tüchtigen Satze im Nacken. In zwei oder drei solcher Sätze muß er seine Beute erhascht haben, sonst giebt er die Sache auf und kehet knurrend zu seinem Herrn zurück. Die armen Hindus, die Jäger von Profession sind, bedienen sich oft eines Ochsen, um der Antilope nahe zu kommen. Wenn der Eigenthümer dieses werthvollen Thieees es gehörig abgerichtet hat, so treibt er es nach den Jungles und hält sich, während der Ochse langsam, rechts und links grasend, weiter geht, dicht hinter ihm, um ungesehen zu bleiben. Wenn der Ochse der Antilope nahe genug gekommen ist, so bleibt er stehen, der Jäger legt sein Gewehe über dessen Rücken zum Anschlag an, brennt los, und erlegt in der Regel das Thier, auf welches er gezielt hat, während der Rest der Heerde entspeingt und unsichtbar wird.

Diese veeschiedenen Jagd-Unteenehmungen wüeden zuweilen kein Resultat geben, wenn nicht die Verschlagenheit der Menschen statt des Instincts der zur Jagd gebrauchten Thiere aushülfe. So hält man sich z. B. in Ermangelung von Elephanten, um den Tiger anzugeeifen, in einem hohlen Baum auf den Anstand, und wartet es ab, bis er des Abends kommt, um das als Atzung hingeworfene Fleisch in Ruhe zu verzeheen. Die kühnsten, oder vielmehr die verwegensten Jäger, gehen dem Tiger offen und zu Pferde zu Leibe. Die Angst des Thieres, selbst wenn in einem Stalle, deutet es an, wenn ein Tigee in dee Nähe ist. In offenem Felde scheint es ein Vorgefühl von seiner Annäherung zu haben: es bäumt sich, es wiehert; sein Athem wird zitternd und abgebrochen; wenn es aber den Muth hat, seinem fuechtbaren Feinde unter die Augen zu teeten, so muß der Jäger, um Sieger zu bleiben, mit einer außerordentlichen Wachsamkeit, Kaltblütigkeit und Kühnheit zu Werke gehen. Nachdem er auf den Tiger eingeritten ist, umschwärmt er ihn mit der größtmöglichen Geschwindigkeit, so daß derselde nicht die Zeit behält, seinen Satz zu machen; und wenn der Tiger dann, duech dies Manöver iere gemacht, eine Blöße giebt, so nagelt der Jäger ihn durch einen geschickten Wurf mit seinem Speer an den Boden fest. Den Gefahren dieser Jagd stellt man sich übeigens selten bloß, es sey als handelnde Person oder als Zuschauer; um ihnen Teotz zu bieten, ist schon eine höchst lebendige Leidenschaft füe dergleichen Exercitien und eine Todesverachtung vonnöthen, die man nicht leicht außerhalb des Gefühls antrifft, welches den Menschen üdeeall vorwärts treibt, wo er Ruhm erwerben kann oder seine Ehee zu veetheidigen hat.

Doch findet dieser Duest nach Gefahren, welcher die Helden gebiert, auch unter den Offizieren unserer Aemee'n in Indien seine Paladins.

Sie machen sich eine Ehre daraus, Kamehle zu zähmen, sie mit Grazie zu eeiten, und sie ohne Halt in gesteeckten Lauf zu setzen. Während unserer Feldzüge wider die Maheatten hatten wir zwei Dromedar-Corps, wo zwei wohldewaffnete Soldaten auf einem dieser Thiere ritten. Diese Truppen kamen rasch vom Fleck, leisteten aber doch wenig, weil sie durch den schweren Gang der Dromedare nach einem Ritt von ein paar Stunden völlig erschöpft waren. Europäischen Offizieren ist es jedoch gelungen, die Dromedare so abzurichten, daß sie ohne zu ermüden und mit großer Geschwindigkeit weite Steecken Weges in einem Lauf zueücklegen, was füe die Beförderung dee Depeschen höchst ersprießlich und sehr bequem für die Unteehaltung des Verkehrs zwischen den verschiedenen Stationen ist, die durch weite Sandwüsten von einandee getrennt sind.

Es ist ein drolliges Schauspiel für einen Eueopäer, der sich plötzlich nach Mittel-Indien versetzt sieht, die sonderbare und bizarre Foem der Trachten unserer schönen Landsmänninnen zu sehen. Da ist nicht mehr von dem eleganten und anmuthigen Zuschnitt, von den in tausend Farben glänzenden Zeugen, von dem durch Blumengewinde ausgeschmückten Kopfputz die Rede; nein, es ist alles altväterisch und verschossen; man möchte glauben, es gehörte der Garderobe irgend einer Person aus den Zeiten vor der Sündfluth an. Mit den Männern steht es hinsichtlich der Mode auch noch nicht besser, als mit den Frauen. Einige gehen in asiatischem Costüm und mit langem Barte einhee; andere, namentlich die älteren Civilbeamten, tragen Kleider, die von inländischen Schneidern nach einem europäischen Muster angefertigt worden sind. Die Form und der Zeug zu ihrer Kopfbedeckung ist nicht minder verschieden als die ihrer Kleider. Die Einen tragen eine baumwollene Mütze, die Andern einen Strohhut und selbst eine Kapuze. Der eben gelandete Stutzer steht wie versteinert vor diesen sonderbaren Coeffirungen; aber, es wird ihm schon nicht besser gehen! Sein elegantee Anzug wied bald seinen Glanz verlieren, und wenn die Zeit gekommen ist, ihn zu erneuern, so wird ihm nichts übeig bleiben, als sich auch mit der Landeskleidung zu begnügen und die abgelegte einem Trödler zu überlassen, der sie, als Muster, mit großem Vortheile, an Reisende aus dem oberen Hindustan absetzt, welche sie als eine Teophäe der Künste und der Civilisation mit sich foetführen.

Umgegenden der Ufer des Ganges.

(2.)

Gazypur.

— Die Umgegenden von Gazypur sind köstlich und mit üppigen Wäldern depflanzt, die von tausend Gattungen schöner Vögel bewohnt werden; der Plattmönch mit rother Krone wiegt sich in ihren Zweigen und die blaue Elster irrt in der Nachbaeschaft des Ganges umher; oft zu ihrem Verderben, denn man wählt sie oft, um sie bei einem baebarisch religiösen Feste der grausamen Dooega zu opfern. Wenn das Jahresfest dieser unmenschlichen Gebeäuche kommt, so wied dieser schöne Vogel in den Fluß geworfen und wenn ihn gleich bisweilen Europäer wieder heeausziehen, die den Aberglauben nicht theilen, welcher bei dem Opferdienst der Göttin der Rache vorwaltet, so überlebt er doch selten diese Untertauchung. Man findet bei Gazypue einige alte Paradiesfeigenbäume von großee Schönheit. Einer von ihnen, der in einem benachbarten Dorfe steht, veedient besonders den Namen, Monarch des Ganges. Dieser Baum ist heilig, wie die Pappel, und wenn ein Beahmine seine Wohnung unter seinen Zweigen aufschlägt, so wird er ein sicheres Asyl für alle Gattungen von Thieeen. Der alte Patriarch der Wäldee von Gazypur wird von einer Menge Affen bewohnt, die auf seinen Zweigen auf- und absteigen und in der vollkommensten Sicheeheit alle ihee Sprünge machen und ihre Spiele treiben; sie sind so zahleeich, wie die Kaninchen in unsern Felsen- und Bergschluchten.

Auch die Schlangen sind sehr häufig in diesem Theile Indiens und man sieht sehr oft den Mungoo, iheen Todtfeind, seine Opfer mit unermüdlicher Begierde verfolgen. Die Eingeborenen und die Europäer, welche Zeugen der Kämpfe dieses außeeordentlichen Thiers mit den giftigen Reptilien gewesen, sind überzeugt, daß der Mungoo ein Gegenmittel gegen ihr Gift besitzt, was die Aerzte füe tödtlich eeklärt haben. Der Mungoo erhält oft schwere Bisse; aber so wie er sich veewundet fühlt, zieht er sich zurück, sichtlich um sein Mittel anzuwenden und kehrt dann mit einer Wuth zurück, die nichts zu schwächen vermag, nicht eher von seinem Gegner ablassend, bis er ihn erdrosselt hat. Man zieht bisweilen einige Mungoo's in den Häusern auf, um sich voe den Schlangen zu

Digitized by Google

bewahren; auf diese Weise haben dann die Liebhaber öftere Gelegenheit, Zeugen ihrer Kämpfe zu seyn. Ihre Bewegungen sind so schnell, daß noch niemand ihnen bis zu der Pflanze hat folgen können, die ihnen wahrscheinlich als Gegengift dient, und die Gelehrten haben versäumt, über diesen Punct sichere Data zu suchen und zu erlangen, wie es durch eine lange Reihe von Experimenten doch vielleicht möglich gewesen wäre.

Gazypur ist die Garnison eines königlichen Infanterie-Regiments; diese Stadt wird als ein sehr gutes Quartier betrachtet, wegen des leichten Dienstes, den die Soldaten da zu versehen haben und wegen der Gesundheit des Klima's. Der Unterhalt der königlichen Truppen kommt der ostindischen Compagnie sehr theuer zu stehen. Die Sorgfalt und Pflege, die man auf sie verwendet, haben im Allgemeinen die Wirkung, sie unfähig für die Pflichten zu machen, die ein Soldat in einem minder heißen Klima zu erfüllen hat; inzwischen ist, trotz der Mühe, die man sich giebt, um ihre Gesundheit zu erhalten und ihr Wohlseyn zu fördern, ihr Aufenthalt in Indien doch minder angenehm für sie, als es ein beschwerliches und arbeitsvolles Leben unter einem hiteren Himmel seyn würde. Mehrere Monate lang sind sie genöthigt, ihre Zeit in der Wache oder mit Nichtsthun zuzubringen; die Parade ist Morgens sehr früh und nach dem Exerciren zwingt man sie, sich in ihre Baracken zurückzuziehen, mit dem Befehl, nicht während der großen Sonnenhitze, mindestens nicht ohne Sonnenschirm, auszugehen; auch ist es nicht selten, einem gemeinen Soldaten zu begegnen, von einem Neger gefolgt, welcher über seinem Kopfe einen Chattah (eine Art von Thronhimmel oder Schirm) trägt.

Die Tages-Literatur (d. h. wohl Zeitungen), in unsern Tagen so wohlfeil, würde jeden Preis übersteigen, wenn sie überhaupt bis zu den Garnisonen der europäischen Soldaten in Indien gelangen könnte, denn die Lectüre ist ihre vorzügliche Aushülfe. Glücklich diejenigen, die eine Bibel haben, die ihnen dann die Stelle jedes andern Buches ersetzt! Die religiösen Uebungen machen die Beschäftigung und den Trost einer großen Anzahl aus; aber es giebt dennoch noch viele, die auch andere Mittel suchen, sich die Zeit zu vertreiben. Bücher sind wie natürlich eine Seltenheit und ungeachtet der Errichtung einiger Buchhandlungen setzt der Mangel an nöthigen Fonds die Lieferungen außer Verhältniß mit der Nachfrage. Während der Administration eines der Gouverneure versuchte man ungeschickterweise das dürftige Vergnügen dieser unglücklichen Verbannten noch zu schmälern, indem man ihnen alle Journale (die etwa noch dahin kamen) entzog; die verbotene Frucht wurde nur um so eifriger gesucht und strengere Befehle würden ein ernstliches Mißvergnügen unter Menschen erzeugt haben, in welchen man den so natürlichen Wunsch unmöglich ersticken kann, Nachrichten aus ihrem Vaterlande zu erfahren. Die Commandanten haben im Allgemeinen den gesunden Verstand, die intellectuellen Vergnügungen aufzumuntern oder mindestens doch zu sanctioniren. An einigen Orten hat man den Soldaten erlaubt, ein Theater zu erbauen, um da Stücke selbst aufzuführen und an andern giebt man ihnen das Recht, sich des Theaters der Garnison zu bedienen. Der Eintrittspreis reicht gewöhnlich aus, um die Kosten zu decken, obgleich in Indien, wie in England, die dramatischen Speculationen ein böses Handel sind und die Directoren oft schlechte Geschäfte machen. Man giebt sich unendliche Mühe, um das Theater von allen Liebes-Scenen zwischen verheiratheten Frauen und Lovelace's zu reinigen. Die Frauen der Soldaten dürfen nicht die Heldinnen spielen, aus Furcht, daß sie das verleiten könne, von dem Pfade der Pflicht abzuweichen, und wenn man denn keine Personen weiblichen Geschlechts aufbringen kann, so läßt man ihre Rollen durch junge unbärtige Leute darstellen, zum großen Nachtheil des Stückes, da der Grundsatz, der das Theater der Anziehungskraft des Geschlechts beraubt, in artistischer Hinsicht mindestens, nicht gebilligt werden kann. Diejenigen, welche einigermaaßen den Pinsel zu führen wissen, müssen die Decorationen malen; die minder Geschickten verstehen sich dazu, sie aufzustellen und die Maschinerie nach Kräften zu lenken; das Orchester ist den Officieren der Garnison geöffnet, die, trotz des gewöhnlich unreinen Spiels der Instrumente und wie weit sie auch oft aus einander seyn mögen, doch die Langeweile vieler Stunden kürzen, sich bemühend, allmählig durch Uebung die Fähigkeit zu größern Leistungen und bedeutenderen Vorstellungen zu gewinnen.

Das Aufziehen der Hausthiere ist auch für die Soldaten eine Quelle des Vergnügens; man findet in den Baracken eine Menge englisch sprechender Papageyen und der Lehrmeister gewinnt zuweilen für einen gelehrigen und fleißigen Schüler eine solche Liebe und Anhänglichkeit, daß er sich um keinen Preis von ihm trennen will; 20 Rupieen (2 Pfund) sind gewöhnlich der Preis eines gut eingelernten Vogels. Es bedarf einer fortdauernden Aufmerksamkeit und einer probehaltigen Geduld, um die befiederte Race zu unterrichten, und da das Organ der Beredtsamkeit an dem Cranio gewisser Papageyen bei weitem hervorstehender ist als bei andern, so würden einige Kenntnisse in der Phrenologie ihren Lehrern viele Mühe und Arbeit ersparen. Man stellt den Bauer des Papageyen an einen dunklen Ort, zuweilen auf den Grund einer Grube, während der Herr, über den Rand hinabgebeugt, dieselbe Phrase ganze Stunden lang, bis zum Ekel, wiederholt. Die Europäer allein befassen sich mit der Erziehung dieser Vögel und obgleich die Hindu's mehrere Castes sie im Käfig halten und große Vorliebe für sie haben, so lehren sie sie doch selten sprechen. Sie wenden alle ihre Sorgfalt auf den Myna, einen schönen schwarzen Vogel, mit einem gelben Fleck an jeder Seite des Kopfes, welcher leicht eine große Menge Künste lernt und ein besserer Redner wird als die Papageyen.

Das Uebel des Landes, das, in gefühlvollen Herzen, oft den Saamen von Krankheit und Tod ausstreut, wird von einem großen Theil dieser Soldaten tief empfunden, deren Dienstzeit, selten kürzer als zwanzig Jahre, fast einer immerwährenden Verbannung gleichkommt. Eines jeden Erregungsmittels entbehrend, sind diese Menschen von Muth und Energie auf ein müssiges und ruhmloses Leben reducirt; ihre Existenz ist ein künstlich; sie werden, so zu sagen, unter Glas so lange bewahrt, bis man ihrer bedarf. Ihre Lebensweise ist ausschließlich militairisch; man erlaubt ihnen nicht, sich in Caffeehäusern zu versammeln; sie dürfen an Festtagen die Märkte nicht besuchen; man sorgt für ihre Bedürfnisse, aber ihre Vergnügungen sind desto beschränkter; Bier ist ein Gegenstand des Luxus, den ihnen zu verschaffen ihr Beutel selten ausreicht; sie haben wenig Gelegenheit, sich mit Frauen von ihrer Farbe zu verheirathen und das Leben muß denjenigen zur Last werden, die sich nicht einer sitzenden Lebensart widmen können. Lange Gewohnheit hilft vielen den Zustand eines wahrhaften Vegetirens ertragen; sie haben die Ueberzeugung erlangt, daß ein verlängerter Aufenthalt in Indien sie unfähig gemacht hat, die Pflichten eines Soldaten anderswo zu erfüllen und wenn endlich ein Regiment den Befehl erhält, sich nach England einzuschiffen, so verlangen gewöhnlich mehrere, als Freiwillige in dem Lande zu bleiben, wo sie einmal den schönsten Theil ihres Lebens verloren haben.

Die Bande, die sie an ihr Vaterland knüpften, sind alle zerrissen; die schönen Hoffnungen, die sie genährt, bald zurückzukommen, beladen mit reicher Beute besiegter Völker, sind verschwunden, und sie fühlen sich am Ende glücklich, ihre schönen Visionen von Vaterland und Glück für die feste und sichere Stellung aufzugeben, die sie sich in Indien versprechen können.

Digitized by Google

Diejenigen, die diesen Entschluß fassen, sind gewöhnlich kalte oder doch gemäßigte Menschen, die von den Illusionen ihrer Jugend zurückgekommen und zufrieden sind, von zweien Uebeln das kleinste zu wählen. Feurigere Temperamente fühlen lebhafter und denken minder weise: auf sie wirkt der Name Vaterland mit unwiderstehlichem Zauber; die traurige Erfahrung der Vergangenheit hat sie noch nicht gelehrt, zu ahnen, was ihrer wartet, und dieselbe täuschende Hoffnung, die sie in ein Land getrieben hatte, das seine glänzenden Versprechungen nicht gehalten, begleitet sie auch auf ihrer Rückkehr. Andere, zur Verzweiflung getrieben durch die traurige Perspective eines Exils, dessen Ende sie nicht sehen, unfähig außerdem das entfernte Ziel ihrer Zurückberufung abzuwarten, und verführt durch die glänzenden Beschreibungen Australiens, werden Verbrecher, um eine ehrenvolle Knechtschaft in Indien gegen das Loos eines Strafbaren in einem Klima, das dem Englands gleicht, zu vertauschen. Es ist nicht selten, daß ein Soldat das Leben seines Offiziers oder seines Cameraden antastet, einzig in der Hoffnung, in ein Land transportirt zu werden, das so viel Aehnlichkeit mit dem hat, das ihn geboren werden sah, und die Todesstrafe selbst ist minder schrecklich für diese Unglücklichen, als die Aussicht auf ein ewiges Exil, fern von dem Vaterlande, das sie doch einst ohne Bedauern verlassen haben.

In keinem Lande der Welt können die Frauen und die Kinder der europäischen Soldaten ein Wohlseyn hoffen, das dem gleich wäre, was ihrer in Indien wartet. Das Loos der letztern ist vor Allem beneidenswerth, denn keine Erinnerung an ein anderes Land vergiftet ihr Glück.

In jedem Regimente sind Schulen für den Unterricht der Kinder beiderlei Geschlechts. Die Kindererziehung dieser Classe wird so weit getrieben, als nur immer in England geschehen kann. Man lehrt sie, sich nützlich zu machen: die Knaben in der Absicht, Unteroffiziere zu werden, und die Mädchen, um geschickte Mägde oder Gattinnen von Männern zu werden, die einem höhern Stande, als dem ihrigen, angehören. Die europäischen Damen nehmen gern die so erzogenen jungen Mädchen in ihren Dienst und wenn sie nicht lange in diesen Stellen bleiben, so kommt das daher, weil sie von den Cameraden ihrer Väter oder von in ihrer Nachbarschaft wohnenden Kaufleuten sehr zur Heirath gesucht werden. Die Töchter der Dragoner machen bisweilen auf den Namen der Eleganten Anspruch; sie copiren die Moden, welche die vornehmen Damen aus Europa mitbringen, und machen Sensation auf den Bällen, die, bei festlichen Gelegenheiten, von der Elite der Unteroffiziere des Corps gegeben werden.

Die Frauen der Soldaten in Indien sind von allen den beschwerlichen Arbeiten und beständigen Plackereien frei, denen sie sich in den Ländern unterwerfen müssen, wo der Sold ihrer Männer zu ihrem Lebensunterhalt nicht ausreicht. Sind sie mäßig und fleißig, so können sie bequem so viel sammeln, um im Alter davon zu leben. Die Kenntniß und Uebung irgend einer nützlichen Kunst oder Fertigkeit, z. B. Damenkleider zu machen, Federn zu reinigen, Spitzen wiederherzurichten, seidene Strümpfe zu waschen ꝛc., wird für sie sehr lucrativ; und der enorme Lohn, den eine europäische Frau fordert, wenn sie bei einer vornehmen Dame als Kammerfrau oder Amme in Dienst geht (sie fordern nicht weniger als 50—100 Rupieen monatlich), beweist, wie gleichgültig ihnen die Mittel sind, durch persönliche Arbeiten Geld zu erwerben.

Wenigen Damen gelingt es, sich weiße Kammerfrauen zu verschaffen und der ungewohnte Luxus, dessen die letztern genießen, wenn sie reichen Familien dienen, macht sie, unglücklicherweise nur zu oft, so träge, unverschämt und mürrisch, daß sie ganz unausstehlich werden; auch ist es selten, deren außer den Barracken zu finden. Die Soldaten in England sind nicht sehr bedenklich in der Wahl ihrer Frauen: und unter denen, die nach Indien kommen, widerstehen sehr wenige den schlechten Beispielen und dem gefährlichen Einfluß der Feldzüge und langen Reisen. Sie sind nicht unerläßlich verbunden, irgend etwas außer der Sorge für ihre Familie zu unternehmen und viele ziehen die Trägheit der leichtesten Arbeit vor. Man theilt jeden Tag Rationen für sie und ihre Kinder unter sie aus. Wenn das Regiment auf dem Marsche ist, liefert man ihnen bequeme Wagen; während der brennenden Winde sind ihre Wohnungen von Tatties umgeben und wenn man durch die Reihen geht, so sieht man oft Sclaven die Zimmer der Barracke des Sergeanten lüften, während andere seiner großen und breiten Ehehälfte Luft zuwedeln, die, in einer weißen, fliegenden Robe, sich in einem Armstuhl dem Genusse der Siesta überläßt.

Für die Engländer, denen die Erinnerung an ihr Vaterland theuer ist und die alles entflammt, was es ihnen zurückruft, ist es ein außerordentliches Glück, in der Nachbarschaft eines königlichen Regiments oder eines Corps europäischer Truppen im Dienste der Compagnie stationirt zu seyn. Nach langer Abwesenheit von ihrem Geburtslande hallen die Accente eines Landsmannes in ihren Ohren wie bezaubernde Musik wieder, wecken in ihnen eine Menge süßer und zugleich trauriger Empfindungen, erinnern sie an die Tage schöner Vergangenheit und geben ihnen, leider! freilich für eine nur allzukurze Zeit, Jugend, Hoffnung, Gesundheit und Glück wieder.

Man macht in Indien keinen Unterschied des Ranges (nämlich unter den Europäern); diejenigen, welche sich durch Liebenswürdigkeit und angenehme Manieren auszeichnen, genießen immer der ihrem Verdienste schuldigen Achtung; schöne Häuser, elegante Equipagen und gute Mahlzeiten sind nicht, wie in England, ein wesentliches Erforderniß, um Zutritt in die gute Gesellschaft zu erlangen, obgleich diese Dinge, wie in jedem andern Lande, diejenigen populair machen können, die nur sie zur Empfehlung haben. Es genügt, um überall wohl aufgenommen zu werden, im Hause des Gouverneurs eingeführt zu seyn; das gilt für den besten Beweis des guten Tons in Indien. Inzwischen ist auch diese Bedingung bei vorurtheilsfreien Menschen nicht unerläßlich und viele Familien zu Mosussil und Calcutta sehen die gute Gesellschaft, obgleich ihr Stand und Gewerbe sie von dem Hofe des Vicekönigs ausschließen.

Die ostindische Compagnie besitzt einen Haras, in der Nachbarschaft von Gazypur, unter der Aufsicht europäischer Offiziere. Die Pferde, die sie ziehen, obgleich an Schönheit der englischen oder arabischen Race nicht gleich, sind doch von großer Nützlichkeit und ein in dieser Stuterei gezogenes Pferd, von dem eine günstige Genealogie nachgewiesen werden kann, wird immer gut verkauft, wenn auch minder theuer als ein Pferd von gleichem Verdienst in England. Trotz der Sorgfalt, die man auf die Pferde in Indien wendet, ist ein Stall doch ein Luxus, der ihnen oft versagt ist. Wenn sie im Lager oder auf langen Märschen sind, so binden sie ihre Führer oft an Bäumen an; aber da sie nur eine Decke haben, um sie gegen die Kälte zu schützen, und sie sehr geneigt sind, es sich zu ihrem Nachtheil bequem zu machen (d. h. wohl sich zu legen), so ist es zweckmäßig, sich hinlänglich mit Kleidern und Mänteln zu versehen, um Mann und Pferd damit zu versorgen.

Ein indischer Stallmeister ist gewöhnlich dem seiner Sorge anvertrauten Thier sehr zugethan; es ist unter den Lords, welche reisen, im Gebrauch, ihre schönsten Pferde der Obhuth ihrer Grooms anzuvertrauen, die allein die Districte Indiens durchziehen und sie in zwei oder drei Monaten, je nach der Entfernung, in gutem Stande und ohne sie je bestiegen zu haben, an den Ort ihrer Bestimmung bringen. Bisweilen wird der Führer unterwegs krank; dann schleppt er sich mit

Digitized by Google

Mühe zu irgend einem Posten und vertraut das Pferd einem englischen Eigenthümer an. Wenn der Kranke seine Reise nicht fortsetzen kann, so miethet ersterer einen neuen Groom und schickt ihn mit dem deponirten Pferde fort, gewiß, daß er die Pflichten seines Dienstes treu und pünctlich erfüllen wird. Man hat wenige Beispiele, daß Pferde, während noch so langer Reisen, darauf gegangen oder auch nur schlecht besorgt worden wären; und wenn man einige anführen kann, so dürfen sie doch dem National-Charakter nicht zur Last gelegt werden.

Wenn die Indier, welche Geld escortiren, von bewaffneten Räubern angegriffen werden und ihnen an Zahl nicht gleich sind, so leisten sie dennoch einen, wenn auch unnützen, doch verzweifelten Widerstand und lassen sich, bis auf den letzten Mann, eher tödten, als daß sie ihren Posten verlassen, obgleich der Rückzug, unter solchen Umständen, nicht entehrend wäre. Es giebt wenige Diener, die, wenn sie wollten, sich nicht dessen bemeistern könnten, was sie versucht; alles ist ihnen preisgegeben und sie haben tausend Mittel, den Verfolgungen der Justiz zu entgehen: aber es ist ein sehr seltener Fall, daß selbst die Aermsten das ihnen von den Herren geschenkte Zutrauen mißbrauchen. Schlechte Behandlung allein ist fähig, die Domestiquen dahin zu bringen, ihre Herren zu bestehlen, und oft vermögen sie es doch nicht. Bisweilen entfliehen sie während der Nacht, aber ohne etwas mitzunehmen, ob ihnen die Herrschaft gleich selbst noch den Lohn schuldig ist, den sie nicht zu fordern wagen.

Inzwischen wird, trotz der Notorietät dieser Thatsachen und des unbegränzten Vertrauens der Europäer in ihre Domestiquen, niemand, mehr verläumdet und gekränkt, als sie. Zwar giebt es allerdings gewisse Vortheile, die sie sich als ihnen gebührend zu Nutze machen, wenn sie nicht streng beaufsichtigt werden; aber wenn die Hausherren nicht solche Unordnungen bei ihren Untergebenen durch Sorglosigkeit und Nachlässigkeit veranlassen und ermuthigen, so ist ihr Gewinn stets sehr gering und verdient die entehrenden Benennungen nicht, womit Leute die kleinen Uebervortheilungen ihrer indischen Dienerschaft charakterisiren, die nicht an die Betrügereien und Ränke der europäischen Domestiquen gewöhnt sind. Wenn die niedrigen Volks-Classen in England dieselbe Gelegenheit hätten, so würden sie sie viel öfter mißbrauchen; aber Personen, die jung und ohne Erfahrung nach Indien gekommen sind, und oft ein Vorurtheil gegen farbige Menschen haben, sind geneigt, in der dienenden Classe ihres Vaterlandes eine Trefflichkeit und Vollkommenheit vorauszusetzen, die nur in ihrer Einbildung existirt: eine Wahrheit, wovon sie auf eine traurige Weise bei ihrer Rückkehr nach England überzeugt werden.

Man findet alle Tage in Indien außerordentliche Beispiele von Redlichkeit; beträchtliche Summen, die man zufällig auf dem Tische liegen läßt, werden sorgfältig von dem ersten Diener, der sie gewahrt, aufgehoben und ihrem Besitzer ohne die mindeste Ostentation zurückgegeben. Derjenige, welcher den Sirdar (eine Art Säbel) seines Herrn trägt, hat auch seinen Beutel in den Händen und wenn die Wahl dieses Menschen nicht ein ganz besonderer Mißgriff ist, so kann man ihm Gold in Fülle anvertrauen, ohne es zu zählen. Die Coolie's (arme Arbeiter und Taglöhner) werden oft beauftragt, von Calcutta in die Central-Provinzen Kisten oder Packete von beträchtlichem Werthe zu transportiren; sie empfangen ihre Bezahlung voraus bei der Abreise, denn außerdem würden sie nicht die Mittel haben, unterwegs ihren Unterhalt zu bestreiten. Man giebt ihnen funfzehn bis zwanzig Rupieen, wenn die Reise lang ist, und man läuft nie die mindeste Gefahr, daß die ihnen anvertraute Summe vergeudet wird. Nichts würde dennoch leichter für sie seyn, als sich die Kiste und das Geld zuzueignen, um sich für die Strapazen eines beschwerlichen Weges zu entschädigen und durch die Flucht in einen benachbarten District könnten sie leicht allen Nachforschungen der Justiz entgehen; aber das fällt niemals vor. Das einzige, was zu fürchten steht, ist, daß der Coolie durch die Räuberbanden von Profession, die Hindostan überschwemmen, erworben werde.

Gazypur ist berühmt durch seine Räuber; viele von ihnen verbergen ihr Gewerbe unter einem frommen Aeußern und locken, unter dem Kleid der Goffeins (Betrelmönche), ihre Opfer in die Pagoden, wo sie sie ermorden. Die Dacoits, minder grausame Räuber, sind so zahlreich, daß kein Reisender ihnen entgehen kann, wenn sie nicht einen oder zwei Chokeydars, eine Art Leute, die eine doppelte Rolle spielen und Räuber sind, wenn sie nicht Sicherheitswächter seyn können, in ihren Dienst nehmen. Sie offenbaren ihre Wachsamkeit und ihren Eifer durch lautes und fortdauerndes Geschrei: Khaubdar daur, gebt Acht, oder, nehmt euch in Acht! Wenn sie nicht selbst schlafen, so scheinen sie auch keinen von denen schlafen lassen zu wollen, die sich im Bereich ihrer Stimme befinden. Alle Viertelstunden wiederholen sie die Warnung mit solcher Kraft der Lungen, daß keine Hoffnung bleibt, endlich diese Stentorstimme verstummen und die Ruhe wiederkehren zu sehen.

Der Ort, wo die Verbrecher aller Art zu Gazypur gefangen gehalten werden, ist räumlich, lustig, bequem, befestigt und gewöhnlich mit Schuldigen aller Castes und aller Benennungen überladen: es sind ungläubige Muselmänner, rebellische Sclaven, indische Fanatiker, deren Verbrechen oft aus mißverstandenem Religionseifer entspringen. Nicht zufrieden, sich selbst den Hungertod aufzulegen, um sich an ihren Gegnern in einer andern Welt zu rächen, tödten diese Unglücklichen oft ein Glied ihrer eignen Familie, in dem Gedanken, daß das Blut des Opfers auf das Haupt ihrer Feinde zurückfallen werde. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Barbarei ereignete sich vor Kurzem in Gazypur. Ein Greis, der ein Recht auf den Besitz eines Stück Landes zu haben glaubte, das seinem Nachbar zugesprochen worden war, führte seine schon betagte Frau an Ort und Stelle, zwang sie, mit Hülfe seiner Freunde und Verwandten, in eine von Stroh erbaute Hütte zu kriechen und verbrannte Hütte und Frau in der Hoffnung, daß der Boden verflucht seyn und dem Feinde, welcher den Sieg über ihn davongetragen, keine Früchte mehr tragen würde.

Die Criminal-Gerichtshöfe verdammen die Eingeborenen selten zur Todesstrafe. Das Gesetz, das man dabei anwendet, macht es sehr schwer, den Mord zu beweisen, wenn er gleich ganz offen begangen worden ist, und die gewöhnlichste Verurtheilung ist die zu Zwangsarbeiten auf den Straßen, auf eine gewisse Reihe von Jahren oder auf Lebenszeit, je nach der Größe des Verbrechens. Die Schuldigbefundenen arbeiten auch in den Bergwerken und werden bisweilen auch angestellt, die Wege um die Häuser vornehmer Leute zu reinigen. Ein Fremder, der sich nach dem Audienzzimmer eines Offiziers von hohem Range begab, war sehr verwundert, rufen zu hören: Qui hi? punkah tannah! (Wer ist da? Herein!) und zwar von wem? von einem Verbrecher in Ketten, der ruhig auf der Erde saß und bei der Ankunft jedes Besuchenden die Glocke zog, zugleich mit den Ketten rasselnd, womit er beladen war. Im Hause betrachtete man das als höchst natürlich und ganz in der Ordnung und man war der Meynung, daß, wenn nur die Thür offen stände, der Charakter und das Verhältniß des Portier weiter keine Folge noch Wichtigkeit hätte; ein Beweis der vollkommenen Nichtachtung der Schicklichkeit in den englischen Niederlassungen.

Die Häuser der Rechtsgelehrten von Gazypur sind räumlich, wohlgebaut, von schönen Gärten umgeben und von romantischer Lage. Aber die Wohnungen der Militair-Residenten sind abscheulich; die breiten Strohdächer, die bei diesen Gebäuden gewöhnlich sind, werden durch Ziegeln von blendendem Roth ersetzt, die noch schlechter aussehen (warum?).

Digitized by Google

Uebrigens sind sie von umhergepflanzten Bäumen beschattet und das Innere ist bequem, obgleich von Ratten und Mäusen heimgesucht, welche zu vertreiben wenige Europäer sich die Mühe nehmen, trotz der Unreinlichkeit, die von diesen Thieren verursacht wird, und des Schmutzes, den sie in Mobilien, Garderoben und Speisekammern zurücklassen. Es wäre leicht, dieses Ungeziefer auszurotten; aber wenn man bei den indischen Domestiquen nicht steeng darauf besteht, die Häuser rein zu halten, so werden sie die Zimmer davon wimmeln lassen und die Gewohnheit söhnt viele Personen mit dieser Art von Gästen aus. Diejenigen, welche einen Widerwillen gegen diese unangenehmen Thiere haben, fühlen sich von denen doch immer sehr beschwert, die ihnen überall nahen, wenn sie Freunde besuchen.

Gazypur bewahrt die Reste eines Kriegers, der durch die Eroberung einiger der schönsten Theile des Gebiets der Compagnie berühmt geworden ist; ich spreche nämlich vom großen Cornwallis: nach seinen glorreichen Thaten in Indien starb er während einer Reise und wurde nah an dem Marktplatz von Gazypur begraben. Das Mausoleum, das auf seinem Grabe errichtet worden ist, ist dessen wenig würdig, der darin ruht und verschwindet vor den Grabmälern der Muselmänner, die in so großer Anzahl in den benachbarten Ebenen zerstreut liegen. Der Architect hat verschmäht, ein Beispiel an den Ruinen der schönen Monumente zu nehmen, die man im Lande findet und hat ein Gebäude ohne Charakter errichtet, mit großen Kosten, nach einem Modell des Tempels der Sybille, entstellt durch die kleinlichen Pfeiler und einem antiquen Styl im Mißverhältniß mit seinen Trägern. Die Materialien dazu sind übrigens vortrefflich und versprechen dem Monument eine lange Dauer; und die Kuppel, die man mit dem Deckel einer Gewürzschachtel verglichen hat, ist das schönste Stück und macht den herrlichsten Effect, vom Flusse aus gesehen. Das Mausoleum ist ein Vereinigungspunct für die Garnison; die Musik, die stets ein königliches Regiment begleitet, spielt da alle Abende und die ganze Bevölkerung strömt dahin zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, um der erfrischenden Abendluft und der angenehmen und mannichfaltigen Gesellschaft zu genießen, die sich da versammelt und die man immer da zu finden im Voraus gewiß ist.

Verminderung der scheinbaren Sonnenscheibe.

Zu den verschiedenen Erscheinungen, welche auf eine Abweichung der Erde von der Sonne schließen lassen, gehört auch die bedeutende Verminderung des Durchmessers der Sonne. Die alten Aegyptier haben nach ihrer Angabe die Sonne doppelt so groß gesehen, als sie uns jetzt erscheint. Die Astronomie der Chinesen liefert eine ähnliche Sage. Die genauesten Beobachtungen, die wir seit siebenzehnhundert Jahren besitzen, liefern eine nicht geringe Verminderung. Der scheinbare Durchmesser der Sonne war in ihrer mittleren Entfernung von der Erde:

im	Jahr	140	nach	Ptolomäus	32′ 18″
"	"	1646	"	Riccioli	31′ 56″
"	"	1670	"	Piccard	31′ 42″
"	"	1673	"	Flamsted	31′ 40″
"	"	1719	"	Halley	31′ 36″
"	"	1740	"	Cassini	31′ 35″
"	"	1800	"	Herschel	31′ 30″
"	"	1820	"	Piazz	31′ 20″

Wenn so die Scheibe der Sonne um eine Secunde in fünf Jahren in unsern Augen kleiner wird, wie aus diesen zuverlässigen und nicht schwierigen Beobachtungen von Riccioli bis Piazzi hervorgeht, so muß diese Verminderung während sechstausend Jahren zwanzig Minuten betragen haben, und es darf uns nicht mehr unmöglich scheinen, daß die alten Aegyptier, die wir in ein sehr fernes Zeitalter hinaufsetzen können, die Sonnenscheibe beinahe in der Größe eines ganzen Grades gesehen hätten.

Setzen wir aber hingegen diese beständige Verminderung um sechstausend Jahre voraus, so finden wir, daß dann die Sonne von der Erde aus nur noch in der Größe eines Drittels ihres jetzigen Durchmessers, oder etwa eines Achtels ihrer jetzigen Fläche gesehen werden wird. Wenn sie dann auch nur ein Achtel der jetzigen Wärme auf die Erde ergießt, so wird es keine guten Weinjahre mehr geben. Die ganze Erde wird alsdann auf einer Entfernung von sechshundert Millionen Meilen von der Sonne, eben so wie jetzt schon die beiden Pole, mit ewigem Eise bedeckt seyn. Nach viertausend und fünfhundert Jahren, wo die Erde sich in der jetzigen Bahn des Uranus befinden kann, wird sie den Durchmesser der Sonne auf die Hälfte und ihre Fläche auf beinahe ein Viertel der jetzigen Größe vermindert sehen. Wenn diese Verminderung nun etwa mit der Verminderung der Wärme in Verhältniß steht, so wären zweitausend Jahre hinreichend, die Erde ganz unfruchtbar zu machen.

J. W. Schmitz.

Industrie von neuer Erfindung.

(L.)

Jüngst trat in London, in der Woodstock-Street, eine wohlgekleidete Dame von feinem Anstande in das Gewölbe eines reichen Kaufmannes ein und sagte ihm: sie habe von einem Hülfs-Verein, dessen Mitglied sie sey, den Auftrag, an Arme zu niedrigem Preise Feuerung zu ertheilen und wende sich deshalb an ihn mit der Frage, ob er nicht in seiner Nachbarschaft eine rechtliche Familie wisse, die dieser Unterstützung bedürftig sey? Der Kaufmann, erfreut über eine solche Wohlthätigkeit, nannte ihr eine arme Frau, die in einem Dachstübchen des Nachbarhauses wohnte. Die mitleidige Dame steigt zu der Frau herauf und findet sie arbeitend in einem ziemlich reinlichen aber ungeheizten Zimmer; sie theilt ihr die Ursache ihres Besuches mit und meldet ihr, nachdem sie sie über ihren Erwerb und selbst über ihre Religion befragt, daß die wohlthätigen Personen, mit welchen sie in Gemeinschaft wirke, ihr einen Sack Steinkohlen für einen Schilling senden werden. Die gute Frau nimmt dankbar das Anerbieten an, und zieht ein Kästchen aus der Commode, worin sie ihre kleine Ersparniß von lauter neuen Schillingen bewahrte, und giebt einen davon für die Steinkohlen her, die sie noch im Laufe des Tages erhalten soll. Im Begriff zu gehen, kehrt die schöne Dame um und sagt: „Es ist doch sonderbar, ich fühle mich von den hohen Treppen ganz angegriffen; könnten Sie mir nicht ein Glas Bier verschaffen?“ — „„Gern,““ antwortet die arme Frau, springt dienstfertig die Treppe hinab und kehrt nach einigen Minuten mit dem verlangten Bier wieder; aber man denke sich ihren Schrecken! Die wohlthätige Dame war — verschwunden mit, wie unsere Leser wohl errathen werden, der kleinen Sparbüchse und den neuen Schillingen der Armen.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 886. Hamburg. Sonnabend, den 18. Januar. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Erinnerungen aus der Revolution.

Von
Charles Nodier.
(Aus der Revue de Paris.)
(N.)

Saint-Just und Pichegru.

Ich setze, indem ich beginne, voraus, was freilich meinerseits wohl etwas verwegen ist, daß man es noch nicht vergessen hat, wie der Schüler von Eulogius Schneider zu Straßburg dem doppelten Studium der griechischen Sprache und der Experimental-Politik obgelegen, oder vielmehr mit Ungeduld die Langeweile seines Müssiggangs bekämpft hat, denn bei der unvorhergesehenen Catastrophe meines Professors bin ich nicht über das Alphabet hinweggekommen. Obwohl ich nicht in dem Alter war, die sonderbaren Begebenheiten zu beurtheilen, die unter meinen Augen vorgingen, konnte ich es mir doch nicht erwehren, einiges Interesse daran zu nehmen, um die Leere meiner langen Tage auszufüllen; und mein Gedächtniß hat aus jener Zeit Erinnerungen bewahrt, die klarer und lebendiger sind, als andere aus meinem reifen Alter. Ich kann indessen nicht sagen, ob sie der Art sind, daß sie auf andere eben die Wirkung haben, wie auf mich, wenn irgend eine träumerische Idee'n-Verbindung sie meinem Geiste vorführt; denn allee Wahrscheinlichkeit nach habe ich nicht aufgehört, sie nach den hyperbolischen Gefühlen eines Kindes zu beurtheilen, das nichts gesehen hatte, und die Art dieser Eindrücke kann mich über ihren Werth täuschen. Doch habe ich gedacht, daß meine Erinnerungen sich unter den Empfehlungsschreiben einiger geschichtlichee Namen, die ihnen zufällig aufgeprägt sind, in die große Welt wagen dürften. Aber ich muß dabei noch etwas über das Ereigniß hinaus gehen, welches, um mich eines Ausdruckes zu bedienen, der ihm seitdem durch Carrier entlehnt worden ist, d. h. aus der Zeit seiner tragischen Excursionen im Gefolge der siegreichen Armee'n, Schneider's Lobeeren in Cypressen verwandelte.

Unter den großen politischen Processen, die sich vor den beiden revolutionairen Commissionen ohne Unterlaß einander folgten, war einer, der bei mir eine tiefe Theilnahme erregt hatte. Es war dieses der Proceß des General-Adjudanten Charles Perrin, der einige Monate früher dee Garnison von Mainz beigegeben worden und seit Kurzem unter der Wucht einer Anklage auf Leben und Tod ins Innere zurückgekehrt war. Zwei höhere Offiziere, Namens Mainoni und Wilvotte, klagten ihn an, ee habe die Belagerten aufgefordert, die weiße Fahne aufzustecken und feierlichst die durch den 10. August entthronte constitutionelle Dynastie anzuerkennen. Zu seinem Glücke hatte der Angeklagte sich wie durch ein Wunder den unfehlbaren Folgen dieses durch zwei Feinde betheuerten Verbrechens entzogen. So viel war nicht vonnöthen, um zum Tode verurtheilt zu werden, was denn auch mit ihm in contumaciam geschah.

Ich kannte Charles Perrin, so weit ein Schüler von zwölf Jahren einen General von achtundzwanzig Jahren kennen kann. Es war ein schöner und sanfter junger Mann, der große Sprachkenntnisse hatte und sehr bewandert in den mathematischen Wissenschaften war. Anfangs zu Missionen im Auslande bestimmt, hatte er einen Theil des Orients besucht und sprach von seinen fernen Wanderungen mit einer Poesie des Ausdrucks, die schon eher mein Ohr entzückte, ehe sie meinem Verstande faßlich war. Die Revolution hatte ihn nach Frankreich zurückgeführt und er beeilte sich, gleich den meisten derjenigen jungen Leute, die sich gern über ein gewöhnliches Geschick hinausschwingen wollten, eher ihre Principien anzunehmen, als ihre Resultate abzuwägen. Erst Soldat, dann Sergeant, hernach binnen wenigen Monaten Offizier beim ersten Artillerie-Regiment und dazu noch ein zierlicher Redner, einnehmend und populair, zu einer Zeit, wo man es durchs Wort und durch den Degen zum Höchsten bringen konnte, war er im Avancement dem raschen Laufe Pichegru's, seines Herzens- und Waffenbruders, gefolgt. Alle beide waren die besten Freunde meines Vaters und ich hatte mehr als einmal stolz mit ihren Epauletten und ihrer Degenkoppel gespielt.

Das erste Artillerie-Regiment erinnerte sich mit einer Art von Stolz des Carl Perrin's. Auch die Volks-Gesellschaft vergaß seiner nicht. Es wurden außerordentliche Commissarien von Besançon nach Straßburg berufen, um ihn zu vertheidigen; aber in demselben Augenblicke, wo sie eintrafen, wurde sein Contumaz-Todesurtheil an den Pfosten der Guillotine genagelt.

Meine Landsleute compromittirten sich durch einige kecke Worte; sie wurden verdächtig, und wenn man verdächtig war, war man auch proscribirt.

Ich logirte noch bei Madam Tesch, der wackern Wirthin zur Laterne; aber ich ging immer früh aus und kehrte erst spät nach meinee Wohnung zurück. Mein Vater hatte sehr weise bedacht, daß die Gesellschaft eines ihm bekannten braven Mannes meiner Unerfahrenheit besser zu Gute kommen würde als die zweideutige Gesellschaft an den Wirthstafeln, und so brachte ich meine Tage fast gänzlich bei einem rechtlichen Franc-Comtoiser zu, der eine liebenswürdige Familie und belehrende Bücher besaß, und wo ich einer sehr angenehmen Unterhaltung genoß. Der glücklichste Zufall meines Lebens verschaffte mir dort einen Freund. Herr Guenot, der mir diese erwünschte Gastfreiheit gewährte, war Bataillonschef von Freiwilligen gewesen und war darnach in den Staab eines berühmten Generals eingetreten, den der schnelle Wechsel der revolutionairen Schwingungen aus den Ehren des Commandos in die Angst der Proscription oder doch in die Nothwendigkeit versetzte, sich vertheidigen und rechtfertigen zu müssen, falls er Gehör erlangte. Sein Sohn hatte sich nach Straßburg begeben, um dort Actenstücke zu sammeln, die geeignet waren, die militairischen Operationen, die zwar nicht immer glücklich gewesen waren, über welche aber die bekannte Rechtlichkeit des

Digitized by Google

Generals gar keinen Zweifel hätte sollen aufkommen lassen, ins hellste Licht zu stellen. Herr Guenot, Augenzeuge und Vertrauter von allen Thatsachen, war mehr als irgend jemand im Stande, ihn in diesen Nachforschungen zu unterstützen; diese Nachforschungen gaben aber eine solche Masse Documente, daß wir, so emsig wir auch daran arbeiteten, mit der Umschreibung allee dieser Acten drei Wochen lang vollauf zu thun hatten. Und all diese schwere Mühe war vergebens! Der ungeheuere Actenpack blieb nutzlos in den Händen des Generals vor einem blutdurstigen Tribunale, das sich kaum die Zeit ließ, die Identität der Angeklagten zu verificiren, auch ward dies große Opfee wenige Tage vor Robespierre's Sturz, am 23. Juli 1794, auf das Schaffott geschickt.

Der oben erwähnte junge Freund, den ich mir erworben hatte, war kein anderer, als Eugen Beauharnais, nachdem Vice-König von Italien und Fürst von Leuchtenberg. Auch auf dem hohen Posten, zu welchem das Schicksal ihn berufen hatte, geruhte er noch, mir einiges Andenken zu bewahren. Sein Name wird in meinen Erzählungen — wenn meine Plaudereien diesen heheen Titel verdienen — nicht weitee vorkommen, und ich muß selbst gestehen, daß ee nue einer unbedeutenden und überflüssigen Episode wegen eine Stelle darin gefunden hat; abee in der Laufbahn, die ich zurücklege, und genöthigt, alle Augenblicke auf die Spuren eines obscuren Lebens zurückzukommen, reißt meine Eitelkeit mich wider meinen Willen hin, diesem durch einige berühmte Namen mehr Wichtigkeit zu geben.

Eugen war nicht über drittehalb Jahre älter als ich, aber eine sehr vorgeeilte Organisation und das Leben in vornehmer Gesellschaft gaben ihm selbst über die jungen Leute seines Alters unermeßliche Vortheile, die ich mir bei etwas stärkern Studien bei weitem nicht zu erkaufen vermochte. Was mir bei ihm das Privilegium einer fast brüderlichen Vertraulichkeit verschaffte, war folglich seinerseits eine höchst liebreiche Nachsicht, die gleich sehr von der Artigkeit seines Wesens und von dem Wohlwollen seines Herzens herrührte; meinerseits war es das große Interesse, welches mir sofort sein kindliches Gemüth eingeflößt hatte. Auch waren wir fast unzertrennlich, und ich nahm an seinen Zerstreuungen wie an seinen Arbeiten Theil. Einen Theil unserer Abende brachten wir bei liebenswürdigen Modehändlerinnen in dee Straße de la Mesange zu, wo er täglich neue Bänder und neuen Putz für seine Schwester Hortense einkaufte, abee ohne Abbruch des Reizes einer andern Art, welche auch die unempfindlichsten Seelen den sanften und blauen Augen der kleinen Henriette Carl, der jüngsten dieser Demoiselles, unterworfen haben würde.

Ein anderes Mal wurden die letzten Stunden des Tages im Schauspiel zugebracht, welches für mich ein fast eben so neuer, mir aber weit verständlicherer Eindruck war. Ha! wee kann mir die kleinste dee soliden und nützlichen Idee'n wiedergeben, die ich um den Preis so vieler frivolen Reminiscenzen, die mir geblieben sind, vergessen habe? Es giebt nicht einen Schauspieler und voe allem nicht eine Schauspielerin von der Truppe de Bergere, deren Namen mie entfallen wäee, und ich zweifle sehr, ob es zu Straßburg noch einen alten Liebhabee giebt, der sich mit deeselben Lebendigkeit des kräftigen tiefen Tenors des dicken Allans und des pikanten und geistreichen Spiels von la Bergere selbst erinnert, dessen Abgang von der theatralischen Laufbahn, in Folge der gefährlichen Functionen der Departemental-Administratur, von den Theaterbesuchern so sehr bedauert ward.

An dem Taze, auf welchen mich diese Erzählung von geeingem Werthe, die nur für mich Erfreuliches und Interessantes hat, gebracht, hatte der Feind eine wilde Diversion auf den Brückenkopf von Kehl versucht. Die Nationalgarde hatte ihn, um den Preis großer und blutigee Opfer, in Unordnung zurückgeworfen, und der Donner dee Kanonen rollte noch fort, als das Haus du Breuil schon voll war. Man gab den Brutus, in welchem ein junger, ziemlich ausgezeichneter Schauspieler, ein Bruder der Mamsell Fleuri, damals berühmt im Theatre-Français, die Titel-Rolle hatte. Dem Fleuri war in dem Scharmützel jenes Abends ein Arm durch eine Kugel verwundet worden, und als er in dem zweiten Act des ersten Aufzuges diesen in einer schwarzen Binde tragend auftrat, da erfolgte ein easeuder Applaus des Publikums. Es war nun ein ganz anderes Ding, als er von den Triumphbogen sprach, die seinem Ruhme errichtet worden, und unter welchen das Volk ihn erwarte, um feierliche Schwüre für die Freiheit zu wiederholen. Ich zweifle, ob Titus selbst im Forum mit einem rauschenderen Beifall würde empfangen worden seyn. Das Ab- und Zugehen der aufgeregten Bürger, die außerhalb des Hauses Erkundigungen über die Lage der Truppen einzogen und diese von Zeit zu Zeit in den beiden Sprachen des Landes dem Publikum mittheilten; die ruhige und doch martialische Haltung der Zuhörer, welche ihre Aufmerksamkeit zwischen dee Handlung auf der Bühne und den Nachrichten von Außen theilten; die Explosion des Kampfes- und Ruhmgeschreies, welches sich jede Minute den weit minder wohlberedten Versen des tragischen Dichters beimischte; alles dieses trug dazu bei, dieser merkwürdigen Vorstellung einen bis zur Illusion getriebenen Schein der Waheheit zu verleihen. Ich fragte mich unaufhörlich, ob ich mich zu Straßburg odee zu Rom befände, und ob es die Ufer der Tiber oder die des Rheins wären, welchen der verwegene Angriff der Fremden drohe.

Die Gemüthsaufregung im zweiten Stücke war noch ergreifender. Da waren wir weder mehr zu Straßburg noch zu Rom; wir waren sicherlich in Sparta, was Ihnen zu glauben schwer fallen würde, wenn Sie, wie ich, wüßten, daß hier nue von der ersten örtlichen Aufführung einee lustigen, fast obscönen Idylle des guten Herren Demoustier die Rede ist, dessen classische Briefe über die Mythologie Sie vielleicht unter Ihrer Amme buchstabirt haben. Dieser dramatische Plunder hieß *das Holzbein*. Als der kaum gefallene Vorhang wieder aufgezogen war, trat Fleuri, noch einmal die Huldigungen des Parterre empfangend, vor und zeigte in einem edlen und gerührten Tone an, die Administration ersuche das Publikum, da Madam Fromont, welche in dem neuen Stücke die einzige weibliche Rolle hatte, ihren Vater und ihren Gatten bei der Vertheidigung des Kehler Brückenkopfes voe wenigen Stunden veeloren habe, für diesen Abend mit der kleinen Oper Rose und Colas, für welche ich, wenn man mich um meine Meynung gefragt hätte, geen das ganze Theater des Herrn Demoustier und die fünf Bände seiner tölpischen Madrigalle an Emilie in den Kauf gegeben hätte, vorlieb zu nehmen. Die Madam Fromont war eine kleine, recht appetitliche Schauspielerin, die braune blitzende Augen, eine niedliche und perlende Stimme, etwas Geist und viel Gemüth hatte. Die Einwilligung wae einstimmig oder fast einstimmig, und Fleuri wollte schon abtreten, als ein Mann auf dem Balcon erklärte, daß er sprechen wolle. Es war einer der Jacobiner von entschiedener Farbe, die Saint-Just erst jüngst aus der Volksgesellschaft fortgeschafft hatte, die aber, obwohl besiegt, dennoch der Gewalt des Convents-Dictators die Waage hielten. „Es ist Tetrell, Tetrell, der Freund des Volks, der Schrecken der Aristokraten und dee Schrecken der Propaganda! es ist Tetrell!“ wiederholten tausend Stimmen, und die Menge verstummte. Tetrell war in der That ein beredter Mann, der vielleicht seine Meynungen und selbst seinen Namen unter den Dehors eines herben und wilden Patriotismus barg. Sorgsamer in seiner Toilette als der Rest Seinesgleichen, prunkte er ohne Scheu auf seinen Kleidern mit Gold und Seide, und sein Säbel so wie seine Pistolen waren Stücke von Werth, auch waren seine Hunde und seine Pferde ein Gegenstand, der zu Straßburg besprochen wurde. Dieser Mann hatte den Luxus des *Sans-Culotismus* erfunden. Dennoch zeichnete sich in seiner abgezehrten und finsteren Physiognomie nichts als der Vorsprung einer maaß-

Digitized by Google

losen riesigen Nase aus, welche das ganze Gesicht einnahm und die den Saint-Just einst, wo er sich zum Lachen aufgelegt fühlte, sagen ließ: „Schafft mir den Tetrell weg; seine Nase stellt mich in Schatten!“

Tetrell stand aufrecht; sein Säbel hing über den Balcon hinaus und dessen stählerne Scheide klapperte an diesem. Er schlug mit der Faust auf das Geländer der Gallerie und rief mit einer Stimme des Zornes aus: „Wie! vor Republikanern wagt man es, sich solcher feigen Ausreden zu bedienen! Will man Euch, Bürger, den sclavischen Hunden auf der andern Seite des Flusses gleichstellen, die aus vollem Halse ihe Libera heulen, wenn wir sie gepeitscht haben? Zwei Männer sind für das Vaterland gestorben! unsterblicher Ruhm ihrem Andenken! Die Frauen der Lacedämonier legten ihre Festkleider an, wenn ihre Väter, ihre Gatten oder ihre Kinder auf dem Schlachtfelde gefallen waren. Die da ist hübsch, es wird ihr nicht an Liebhabern fehlen. Es sind nicht alle hübschen Bursche Straßburgs bei dem Brückenkopfe von Kehl geblieben. Was ihren Vater betrifft, so giebt es nicht einen alten Patrioten, der nicht die Ehre in Anspruch nähme, bei ihr dessen Stelle zu vertreten. Hoffe also nicht, uns über das angebliche Unglück einer Bürgerin zum Mitleid zu bewegen, die durch das Geschick der Schlachten begünstigt worden ist, die durch eine einzige Kanonenkugel eine Krone zur Mitgift bekommen hat, eine Krone für ihr Witthum und ein großes Volk als ihre Familie. Geht und sagt ihr, daß sie auftreeten, daß sie singen müsse; sagt ihr vor allem, daß sie uns mit ihren Thränen verschonen solle. Es ist heute ein Tag des Sieges, und ihre Thränen sind Aristokraten.“

Einen Augenblick später begann das Stück, und der Clas der Truppe girrte in flötenden Tönen die naiven Worte:

Jünglinge, pflücket die duftenden Rosen,
Schmücket der Schäferin schwellende Brust;
Sehet, Euch winkt unter zärtlichem Kosen,
Liebe um Liebe zu himmlischer Lust.

Die Wirkung dieses bizarren Contrastes in dee Aufführung war der Art, daß es mir nicht einfällt, zu glauben, ich könnte sie in der Beschreibung wiedergeben. Man denke sich arkadische Schäfer, die auf ihren Schalmeien schmelzende Cadenzen voetragen, nach welchen Wilde am Ende eines blutigen Banketts tanzen sollen, und man wied höchstens einen schwachen Begriff davon bekommen. Die herzzerreißenden Tändeleien der Madam Fromont wurden wüthend beklascht; aber wie weh that es mir, sie anzusehen! wie teaurig war das Lächeln ihrer Lippen unter den unversiegbaren Thränen, die ihre Augen näßten! Wie schrecklich war dem Gemüthe die lebhafte und kosende Note, die sich in einem Schluchzen verlor! Es kommt in dem Stücke eine Scene vor, wo das junge Mädchen in der Begleitung eines Liebhabers ausgeht, ihren Vater aufzusuchen, der sich in einem Gebirge veriert hat. Sie ist sicher, ihn wiederzufinden, sie ruft ihn an, sie lächelt ihm schon zu. Diese Lage ist lieblich und fröhlich. Die arme Frau stürzte halbtodt in den Coulissen nieder, und wir erfuhren dies durch einen Schrei. Die Verbrechen dieser Republikaner waren scheußlich, doch erinnere ich mich nichts, das empörender gewesen wäre als ihr Jubel.

Wir konnten es nicht länger aushalten. Eugen und ich wie gingen nach la Breuil und spazierten dort, ohne ein Wort zu wechseln, eine lange Zeit mit hastigen Scheitten umher. Der Worte bedurfte es nicht, wir verstanden uns schon so.

Darnach drückten wir uns, wie gewöhnlich, die Hände zum Abschied auf den folgenden Tag. Am andern Tage kam er mie nicht zu Gesicht; ich sah ihn nicht wiedee, oder ich sah ihn nue wiedee auf einem Thron, und man kann schon denken, daß ich es nicht versuchte, dessen Barrieeen zu überschreiten. Sechszehn Jahre später ward mir bei meinee Durchreise duech Italien die Erlaubniß, die Gärten einer prachtvollen Villa zu besuchen, wo er in den kurzen Augenblicken der Ruhe, welche die Regierungsangelegenheiten und die Arbeiten des Krieges ihm ließen, gern weilte. Er schaute aus einem der Fenster des Pallastes heraus; dann ging er hinunter und machte zweimal allein einen Spaziergang längs der ganzen Terrasse, indem er zeestreut nach den Neugierigen hinsah. Es war dieses der einzige Augenblick meines Lebens, wo ich über den Zufall des Geschickes grollte: Eugen war in der Nähe; aber Eugen war Vice-König, und ich wollte lieber nicht erkannt seyn, als ihn nicht ans Herz drücken dürfen.

Madam Tesch erwartete mich in meinem Zimmer in einer sehr ängstlichen Stimmung, deren Grund ich lange nicht errathen konnte; denn die zwanzig oder dreißig französischen Worte, die sie so in der Conversation der Reisenden aufgefangen hatte, waren, ich weiß nicht wie das gekommen seyn mochte, die seltsamsten in der Sprache; und da sie sich ihrer doch bedienen mußte, um die ganze Combination dessen, was sie sagen wollte, auszudrücken, so wandte sie deren Sinn und Bedeutung in einer so wunderlichen Weise an, daß der Commentator des Lycophron sein Griechisch dabei eingebüßt haben würde. Nachdem ich vergebens zahllose Uebersetzungen versucht hatte, gelang es mir endlich, die rechte zu finden, und ziemlich klar dahinter zu kommen, was sie mir so Angelegentliches zu sagen hatte. Ich habe schon erwähnt, daß die aus meinem Departement abgesandten Commissaeien, um Charles Perrin zu vertheidigen, nicht ohne Unwillen die Nachricht von seiner Verurtheilung erhalten hatten. Ihre Klagen und ihr Zoen, welche unstreitig höchst natürlich waren, die sich aber ohne die äußerste Unvoesichtigkeit nicht kundgeben konnten, waren dem Spähen der luchsäugigen Vertrauten der Propaganda nicht entgangen, und man hatte sie in dem Hotel, das sie, so wie ich, bewohnten, aufheben wollen. Zum Glück für sie waren sie auf einen ihnen gegebenen Wink, nachdem sie zuvor ihre Rechnung mit Madam Tesch geordnet hatten, schon vor mehreren Stunden unsichtbar geworden. Am meisten ging es der wackern Frau zu Herzen, daß man auch mir nachzuforschen schien, indem die revolutionairen Sbirren sich nach mir erkundigt und einstweilen meine Papiere in Beschlag genommen hatten. „Ich fürchte nichts, wegen meinee Papiere,“ sagte ich, sie beruhigend, zu ihr, „außer daß sie verloren gehen möchten; denn es düefte sehr schwer halten, daß ich in meinem Gedächtnisse die vierhundert ersten Verse meiner Tragödie Theramen, welche ein hübsches Werk werden wied, wiederfände. Was die Conjugation des Veebums typto betrifft, so würde ich sie, wenn ich sie nicht unverrückbar auswendig wüßte, in meinem Donat wieder vornehmen. Eben so wenig laufe ich persönlich Gefahe. Der Straf-Coder ist, wie Sie wissen, sehr bündig in Betreff des für die Guillotine nothwendigen Alters. Freilich müssen wohl manche daran glauben, die gleich mir vor Gott sicut infantes sind, die aber nicht den Voetheil haben, es durch ihren Taufschein zu beweisen, und ich habe noch ganzer vier Jahre Respit, um meine Vorsichtsmaaßregeln zu treffen. Uebrigens hat der Repräsentant Saint-Just, mit Recht unwillig über Attentate derselben Art, die täglich hinsichtlich Reisender ausgeübt werden, durch einen Beschluß von gestern, den ich an allen Straßenecken angeschlagen gesehen habe, verboten, inskünftig irgend einen Verhaftsbefehl, von welcher Magistratsperson er auch erlassen seyn möchte, in Ausführung zu bringen, bevor er die Acten eingesehen und den Angeklagten abgehört hätte. Das sind seine eigenen Worte, und ich wüßte niemand zu Straßburg, selbst den Bürger Schneider nicht ausgenommen, der seinen Kopf auf den Schultern für fest genug hielte, um wider seinen Willen zu handeln. Sie können also ruhig schlafen gehen,“ setzte ich, sie umarmend, hinzu, „und ich will das auch thun.“

Ich legte mich in der That ganz ruhig zu Bett und schlief auch bis den andern Morgen um sechs Uhr, wo ich festgenommen ward.

Digitized by Google

Obwohl fest überzeugt, daß mein unschuldiges Schülerleben dem Verdachte nicht die geringste Blöße gäbe, alterirte meine Ruhe sich jedoch bei jedem Schritte mehr und mehe, den ich inmitten einer Escorte that, die ohnehin nicht geeignet war, zue Beruhigung zu stimmen. Ich sollte Saint-Just, den furchtbaren Saint-Just, sehen, dessen Name nie anders als in dee Begleitung von noch bedrohlicheren Beinamen an mein Ohr geschlagen hatte. Mir pochte das Herz gewaltig und die Kniee wollten untee mir einbeechen, als ich in sein Cabinet trat. Ich veesuchte es jedoch, meinee Beklommenheit Heee zu weeden, und gewann so wieder ein wenig Muth, aber von dem erkünstelten und schlecht abgemessenen Muthe, den man in Ermangelung eines andern affectirt, und welcher Leuten, die sich daeauf verstehen, dee Wahrheit gemäß nur als die Schminke der Furcht eescheint. Saint-Just nahm keine Notiz von mir.

Er kehrte mie den Rücken zu und schaute in den Spiegel seines Kamins, um zwischen zwei mit Wachskerzen besetzten Girandolen mit prätiöser Sorgfalt die Falten der hohen und breiten Halsbinde zu ordnen, aus welcher sein unbeweglicher Kopf nach dem cynischen Ausdruck des Camille Desmoulins als eine Monstranz hervorguckte, und die dee Nachahmungsinstinct der sonderbaren Stutzee jener Zeit in die Mode zu bringen suchte. Ich benutzte die Zeit, welche dies währte, und die im Veehältniß zu meiner Ungeduld und Unruhe lang genug war, um in dem Resier des Spiegels die Physiognomie des obeesten Richters zu studieen, der übee mein Schicksal entscheiden sollte; ich überließ mich diesee Forschung, ohne Furcht, daß meine Blicke mit den seinigen zusammentreffen möchten, denn ich stand im Schatten und ee sah nur auf sich selbst. Das Gesicht des Saint-Just hatte bei weitem die anmuthige Combination zarter Züge nicht, womit wir es durch den nach einer Prämie buhlenden Crayon eines Lithographen ausgestattet gesehen haben; doch wae es nicht übel, obwohl sein staekes und ziemlich unförmliches Kinn dem gefälligen Stoffe einige Verpflichtung hatte, dee es in seinen vielfachen Windungen zur Hälfte barg. Statt sich in regelmäßigen Halbkreisen zu ründen, näherte der Bogen seinee Augenbrauen sich mehr einee geaden Linie, und seine inneren, buschigten und finsteren Winkel stießen bei dem kleinsten ernsten Gedanken, den man über seine Stirn hingleiten sah, zusammen; sein Auge war groß, und gewöhnlich in Gedanken vertieft, und seine Hautfarbe blaß und grau, wie bei den meisten deejenigen, die in der Revolution eine Rolle gespielt haben, was wohl die Wiekung eines beschäftigten Nachtwachens und schweree Geistesanstrengnng seyn mag. Nur zeugten seine weichen und vollen Lippen — diese Wahrnehmung ist mir erst wieder beigefallen, als ich nachdem in den Systemen der Physiognomen blätteete — von einem fast unüberwindlichen Hange zur Trägheit nnd zue Wollust. Hat er ihn empfunden, wie alles, was wie von seinee ersten Jugend wissen, was uns von seinen ersten Schriften geblieben ist, uns glauben macht, so hat er mit einer seltenen Gewalt von dem Augenblicke an darüber triumphirt, wo sein Leben eine Rolle geworden war; und nichts macht vielleicht bessee als dies die Incohäeenz seinee philantropischen Theorieen und seinee revolutionairen Raserein erkläelich. Derjenige, der da meynt, er müsse sich für Umstände, die seiner Natur entgegen sind, einen neuen Charaktee schaffen, muß nothwendig einen falschen Weg einschlagen, und diesee falsche Weg ist dann das schaffende Princip aller Verbrechen und Irrthümer.

Eben in dem Augenblicke, von welchem ich spreche, war Saint-Just sicher mit ganz etwas anderem als mit seiner Halsbinde beschäftigt. Ein junger Mann, der neben ihm vor einem durch zwei Lichtee erleuchteten Tische saß, war kaum im Stande, seinem schnellen und fast brutalen Dictieen zu folgen, in welchem sich alle Idee'n in einem Steahl ausgossen. Es war ihm schon eine zweite Phrase zu Ohren gekommen, ehe ee noch ein frisches Blatt zur Hand genommen hatte, und dies wiederholte sich, während ich wartete, mehr als zwanzigmal, indem eine jede diesee lakonischen Phrasen, in welchen man vergebens ein Perioden- oder ein Punctationszeichen gesucht haben würde, ein besonderes Blatt erfordeete. Diese Blätter gingen dann dutzendweise hinüber in das Cabinet des deutschen Uebersetzers, der, wenn es möglich war, sie eben so schnell fodeeete; hiernach vertheilten sie sich in zwei Spalten untee einer nie rastenden Peesse, welche seine Peoducte noch ganz naß den Herumträgern überlieferte. Was Saint-Just deegestalt improvisirte, während ee in sein Madrastuch künstliche Schleifen band, das waren unwiederrufliche Gesetze, oder Urtheile, gegen welche nicht zu appelliren war; denn das war der wirkliche Gehalt dee Ausspeüche eines auf Mission in einer belagerten Stadt befindlichen Volks-Repräsentanten: ein temporairee aber unumschränkter Monarch, der sein Schwerdt übee die Bevölkernng schalten und walten ließ, wie der Schnitter seine Sense über das gereifte Geteaide, und der über das Blut, von wem es auch sey, niemandem Rechenschaft schuldig war als Gott, wenn ee an Religion glaubte, und an sich selbst, wenn er ein Gewissen hatte. Ich bin weit entfernt, die Wichtigkeit dee Dienste zu bestreiten, welche damals die scharfe Strenge des Saint-Just in vom Feinde berennten Provinzen und bei Armee'n auf flüchtigem Fuße gehabt haben mag; abee es ist mie nie etwas gräulicher eescheinen als die schmähliche Küeze der nue eine Zeile langen Peosceiptionen, welche zuweilen mit einem Schlage plötzlich, unerwartet und tödtlich, gleich der Kugel einer Pistole in Mdeders Hand, eine ganze Classe Bürger traf; es ist mir als hdete ich sie noch jetzt in dem kurzen, sonoren und vibrirenden Sprechen des jungen schönen Mannes ertönen, den die Natne geschaffen hatte, um die Liebe und die Poesie zu kosten; nicht ohne Schaudeen erinnere ich mich der häufigen Wiedeeholung des grausamen Wortes: der Tod, welches sie alle am Schlusse wappnete, wie der Stachel des Scoepions, und das auf mich die Wirkung irgend eines gräulichen Endeeims machte, dessen monotone und empöeende Endung der Henkee vorgeschrieben hätte.

Saint-Just war währenddem mit seinee Toilette und mit seiner Schlachterei zu Ende gekommen. Er kehrte sich mit seinem Körper zu mir um, indem das undiegsame Gestell, auf welchem sein Haupt enhte, ihm keine schräge Bewegung gestattete. Er erkundigte sich nach der Ursache meinee Verhaftung, die ich eben so wenig kannte als er, dann nach meinem Namen, meinem Lande und meinem Alter. Bei meinee letzten Antwort sprang er rasch auf mich ein, ergriff mich beim Arm und zog mich näher an das Licht nach der Stelle, wo ee eben gestanden. „Es hat seine Richtigkeit," sagte er, „eilf, höchstens zwölf Jahre. Ee sieht aus, wie ein kleines Mädchen. — Sind Deine Eltern ausgewandert?" — „„Nein, Büeger,"" antwortete ich, „„das werden sie bleiben lassen: mein Vater präsidirt einem Geeichtshofe und mein Onkel befehligt ein Bataillon.""

Saint-Just's Aufwallung zeigte sich in einer sichtbaren Steigerung, doch gewahrte ich schon, daß deeen Resultate mir nicht ungünstig seyn würden. Mein Verhaftsbefehl enthielt nichts, das mich persönlich betroffen hätte. Motivirt durch die indiscrete Explosion von Gefühlen der Indignation, die meine Landsleute ausgesprochen hatten, als sie die Verurtheilung von Charles Perrin eefahren, traf er in mir nur einen Franc-Comtoiser-Schülee, dee gleich ihnen in dem Gasthofe zue Lateene wohnte, und der sie wenig oder gae nicht kannte. Ich hatte sie kaum gesehen; und obschon von Herzen ein Complice in dem Verbrechen ihres Bedauerns, hatte ich doch keine Gelegenheit gehabt, meine desfallsigen Gesinnungen laut auszusprechen. Ich hatte in meinem Herzen alles aufkochen gefühlt, was an Kummer und Zorn vonnöthen war, um mich des Sterbens mit Charles Perrin würdig zu machen; aber mein Herz,

Digitized by Google

der stumme Zeuge dieser Gedanken, war allein mit deren Geheimniß vertraut. So beruhigte ich mich denn völlig.

„Ein Verhaftsbefehl wider ein Kind!“ rief Saint-Just aus, indem er aufgebracht das Papier zerknüllte, „ein Verhaftsbefehl, weil es aus der Franche-Comté ist und der Zufall ihm eine Wohnung in einem Gasthofe angewiesen hat, wo die Propaganda einige verdächtige Reisende signalisirte! Und so meynen die Elenden, dem Beege Verehrer zu verschaffen! Ha! ich werde diesen Attentaten, welche täglich unsere kostbaesten Freiheiten in Gefahr setzen, bald ihr Recht anthun! Es soll eine exemplarische und furchtbare Justiz geübt werden! Sie wagen es, mir zu drohen, wenn ich ihnen nicht Blut gebe! Nun, die Propaganda soll schon Blut haben, das gelobe ich ihr! ich werde sie in dem Blute der neuen Tyrannen baden, die sie auf das Vaterland losläßt! ich werde sie zwingen, es zu trinken!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Merkwürdigkeiten der Musik.

(2.)

Unter dieser Ueberschrift giebt die Revue musicale folgenden Artikel:

Keine Epoche ist fruchtbarer an wundervollen Traditionen und unglaublichen Legenden, als das Mittelalter; und wenn der religiöse Aberglaube zunächst einen Theil dieser Wunder gebar, so hatte die Kunst doch auch die ihrigen; unwiderlegliche Zeugnisse ihrer Macht und der Herrschaft, die sie auf ganze Nationen ausübte. Man begreift z. B., daß die ersten Versuche der Harmonie, so roh und ungebildet sie auch noch waren, einen so lebendigen und gewaltigen Eindruck auf sie haben hervorbringen müssen, daß der heilsame Einfluß und die wohlthätigen Wirkungen der Musik in ihren Augen übernatürliche Erscheinungen, wundervolle Kuren bewirkten.

Unter den zahlreichen Thatsachen, die die Geschichte der Musik darbietet, ist ohne Widerspruch die angebliche Heilung von dem Bisse der Tarantel durch die Musik einer der sonderbarsten. Man glaubte lange Zeit, daß der Biß oder Stich dieser Spinne, mit dem Namen **phalangium apulum** bezeichnet, eine Krankheit hervorbrächte, wovon eins der Symptome eine beständige Lust oder vielmehr Manie zu tanzen sey, die nur durch die Musik geheilt werden könne.

Von diesem Tarantel-Uebel findet man vor dem funfzehnten Jahrhundert keine Spur; aber lange vor dieser Epoche hatte man ganze Truppen von krankhaften Tänzern erscheinen sehen, deren Wuth, Wahnwitz und Ausschweifungen ganze Gegenden in Allarm setzten. Man berichtet, daß im Jahre 1021 achtzehn Bauern durch ihre Tänze und ihr Geschrei den Gottesdienst in der Weihnachts-Nacht in der Klosterkirche von Coswig bei Beenburg störten. Der Priester Ruprecht legte ihnen als Fluch auf, ein ganzes Jahr tanzen und schreien zu müssen; was denn auch wirklich geschah.

Der Norden Deutschlands und die Niederlande waren fast zweihundert Jahre lang von Truppen von Tanzenden heimgesucht, deren Tanz unter dem Namen Johannis- oder Veits-Tanz bekannt war; die Unordnungen und Thorheiten, die sie begingen, zogen bald die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich, die dann Musiker in Sold nahmen, um die Heilung dieser Elenden zu bewirken. Geiopuntus, ein Arzt des eilften Jahrhunderts, aus der Schule von Salerno, spricht von einer ähnlichen Krankheit, **anteneasmus** genannt; die, welche davon befallen wurden, konnten nicht widerstehen, beim Schall eines Instrumentes zu tanzen. Dieses Uebel scheint der Vorläufer der Tarantel-Krankheit gewesen zu seyn.

Nicolaus Perotti, ein berühmter Philolog des funfzehnten Jahrhunderts (1430—1480), ist wahrscheinlich der erste Schriftsteller, der von der Tarantel und von der Krankheit gesprochen, welche der Biß dieser Spinne verursachte.

Man sieht aus dem, was er erzählt, daß schon zu jener Zeit diese Krankheit zum Vorwand und zur Entschuldigung der schändlichsten Excesse diente, die sich oft während des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts erneuerten. Es hält indessen schwer, zu begreifen, daß unter den Betrogenen, die dieses angebliche Uebel machte, sich auch die berühmten Namen Perotti, Alexanderab, Alexandro, Cardan, Scaliger, J. B. Porta, Kircher und andere finden.

Der Biß der Tarantel erzeugte, nach dem Bericht dieser Schriftsteller, sehr verschiedene Wirkungen; die einen sanken unter dem Gewicht eines erdrückenden Schlafes, andere dagegen litten an grausamer Schlaflosigkeit; diese sangen und gaben alle Zeichen unmäßiger Freude, jene überließen sich dem Schmerz. Diese Symptome kehrten mehrere Jahre wieder und die Wirkungen davon waren so heftig, sagt Kircher, daß sonst ehebare Frauen sich aller Schaam und Sitte entkleideten und in die abscheulichste Ausgelassenheit verfielen.

Sobald ein Einwohner von dieser Krankheit befallen wurde, so wurde sein Haus der Sammelplatz der jungen Leute der Nachbarschaft, die den Zufall benutzten, um sich auf Kosten derer zu amüsiren, die sie heilen sollten. Bei diesen Orgien wurden dann vorzüglich Volkslieder aus vollem Halse abgesungen.

Aeltern und Verwandte trugen Sorge, das Zimmer des Kranken mit Blumenkränzen zu schmücken und ihm seine schönsten Kleider anzulegen. Dann führte man verschiedene bei dergleichen Fällen gebräuchliche Musikstücke auf und der Patient fing an zu tanzen und rasete zwei Stunden herum, bis man ihn ganz erschöpft in sein Bett trug. Diese Behandlung wurde drei Tage lang wiederholt und nach dieser Frist war der Kranke gewöhnlich geheilt; aber zu derselben Zeit im nächsten Jahre kehrten die Anfälle wieder und mit ihnen auch die gebräuchlichen Ceremonieen.

Die Aerzte, die diese Krankheit aufmerksam studirten, erkannten, daß sie in einer Art hysterischer Hypochondrie, aus folgenden Ursachen erzeugt, bestehe: dieses Uebel herrscht zu Tarent, einer großen und volkreichen Stadt, wo man mehr Unreinlichkeit als in irgend einer andern Stadt des Königreichs Neapel findet und wo die Frauen eine sehr sitzende Lebensart führen. Der angebliche Stich der Tarantel ist nur ein Volks-Aberglaube und es ist jetzt klar bewiesen, daß diese Spinne an den Uebeln völlig unschuldig ist, deren man sie ehedem anklagte.

Wie dem übrigens auch sey, die Krankheit hat existirt und wenn man sie als eine Art örtlicher Hypochondrie betrachtet, so kann man ihre Heilung durch die vereinte Wirkung der Musik und des Tanzes wohl erklären.

Die Musik, die man bei dieser Gelegenheit anwendete, wurde mit dem Namen **aria turchesca** (türkischer Gesang) bezeichnet; damit verband man noch alte Nationalgesänge der Bewohner von Apulien. Die Wahl der Instrumente verdiente noch besondere Aufmerksamkeit; unter den Kranken zogen die einen die Trommel, die andern Saiten-Instrumente, wieder andere Blas-Instrumente vor.

Im siebenzehnten Jahrhundert war die angebliche Tarantel-Krankheit am häufigsten in Italien verbreitet und damals durchzogen Musikanten Apulien am Ende des Sommers und bewirkten (nach dem Volksglauben) zahlreiche Heilungen. Die Unordnungen und Ausschweifungen, die in diesem Zeitraume begangen wurden, erhielten bald den Beinamen: **Carneval der Damen.**

Nach den Berichten mehrerer Reisender existirt noch in unsern Tagen in Abyssinien eine Krankheit unter dem Volke, Tigritier genannt, die

Digitized by Google

einige Aehnlichkeit mit der Tarantel-Krankheit zu haben scheint. Diese Krankheit findet sich auch an den Küsten von Afrika, nach dem Bericht von St. Gervais und Schöngast behauptet selbst, daß man Beispiele davon in Persien finde.

Der Reisende Pearce erzählt, daß er, während seines Aufenthaltes in Abyssinien, die Existenz dieses Uebels und die Wirksamkeit der Musik zur Heilung desselben anfänglich als Fabel und Täuschung betrachtet habe, bis er einige Fälle selbst untersucht und sich durch das Beispiel seiner eigenen Frau, die heftig davon befallen wurde, davon überzeugte; der Ton der Instrumente und die bei ihr ausgeführte Musik bewirkten ihre Heilung; man bediente sich bei dieser Gelegenheit einer Art Trompeten, die aus Elephantenhaut (?) verfertigt waren, der Pfeifen und Trommeln. Nach und nach machte die Kranke, die vorher in völliger Betäubung lag, einige convulsivische Bewegungen und begann einen abyssinischen Tanz mit großen Sprüngen. Die Behandlung wurde nun so oft wiederholt, bis Madame Pearce wirklich **dadurch** (?) ganz hergestellt war.

Die Eisenbahn von Liverpool.

(2.)

Ich komme eben (schreibt ein französischer Reisender aus Liverpool) von Manchester **auf der Eisenbahn** hierher zurück. Das ist eine schöne Arbeit; man kann wohl wenige nennen, die einen so hohen Begriff von der Macht des Menschen erwecken. Es giebt Eindrücke, die man nicht beschreiben kann; dazu gehört z. B. der, den man empfindet, wenn man sich mit einer Geschwindigkeit von einer halben Meile in der Minute oder von zwölf französischen Meilen in der Stunde *) fortgeführt sieht, und zwar ohne das mindeste Mißgefühl und mit der vollkommensten Sicherheit; denn es ist, seit die Eisenbahn befahren wird, nur **ein** wichtiger Unglücksfall geschehen und zwar durch die Unvorsichtigkeit des Unglücklichen (des Herrn Huskisson), der dabei umkam. Man passirt über Straßen, Flüsse, Kanäle; man fährt unter ihnen hindurch. Man durchschneidet andere Eisenbahnen und viele andere Wege mit einer Leichtigkeit, die in Erstaunen setzt. Eine außerordentliche Voraussicht und der Geist der Ordnung, den man in England mit der Muttermilch einsaugt, walten bei allen diesen Combinationen vor, wodurch denn das Zusammentreffen mit andern Zügen, und der Stoß der Wagen an ungeschickten Vorübergehenden oder an Karren der Landbauer unmöglich wird. Ueberall sind Barrièren, die sich zu rechter Zeit öffnen und schließen; überall Aufseher und Wächter, wo es nöthig ist. Wahrlich, unsere Landsleute (und manche andere) sollten schon darum diese Fahrt machen, um eine gute Lehre in Ordnung und Vorsicht zu erhalten. Uebrdem kann der Tunnel von Wapping die Parallele mit den Grotten des Campaner Thals wohl aushalten; die über den Sumpf von Chat geführte Chaussee hat, dünkt mich, eben so viel Interesse, als die Reste der berühmtesten römischen Straßen, selbst der via Appia. Manche Säule, die nur zum Kamin (und Rauchfang) einer Dampfmaschine dient, hat eben so elegante Proportionen, als die Säule des Pompejus. Viele Reisende, selbst diejenigen, die nicht den Geschmack an den Wundern der Schweiz und Italien verloren haben, dürften finden, daß die Brücke von Sankey, selbst nach der Teufelsbrücke, noch gesehen zu werden verdient; ohne noch in Anschlag zu bringen, daß, wenn man die Feuerflocken sieht, die die Maschine auf der Straße ausstreut, man sich ohne allzulebhafte Einbildungskraft überreden kann, auf einem Feuerwagen (wie Elias) dahinzufahren, was gewiß von allen Fuhrwerken das poetischeste ist.

(Wir übergehen hier einiges, was der Verfasser des Briefes in specieller Beziehung auf Frankreich sagt, um dort zu ähnlichen Unternehmungen aufzumuntern, und fahren in dem zur Sache Gehörigen fort, wie folgt:)

— Der Verlust der Kräfte auf einem gepflasterten oder macadamisirten Wege ist sechs- bis zehnmal stärker, als auf einem Wege mit eisernen Gleisen, d. h. ein Pferd zieht auf letzterem so viel, als sechs bis zehn Pferde auf einer gewöhnlichen Straße, so daß die Anwendung des Dampfes, die sehr vortheilhaft auf den Nebenlinien seyn wird, niemals dieselben Dienste wie die railway's leisten und sie nie auf den großen Linien ersetzen kann.

— Während der neue Dampfwagen zu einem regelmäßigen Dienste vorbereitet wird, sind die Compagnien für die Eisenbahnen schon ans Werk gegangen und organisiren sich von allen Seiten. Man erbaut jetzt eine, die Liverpool und Manchester mit London verbinden soll, über Birmingham, auf einer Strecke von 85—90 französischen Meilen. — Eine andere Compagnie, deren Ingenieur Herr Brunel der Sohn ist, ist im Begriff, die Linie von London nach Bath und nach Bristol zu unternehmen, eine Länge von funfzig Stunden. Noch giebt es eine Compagnie für den Weg von London nach Southampton, Straße von Paris über Havre; eine andere für die Verbindung zwischen London und Brighton, Straße von Paris über Dieppe. Eben so will man London und Windsor, London und Greenwich verbinden; im Norden von England sind schon verschiedene Eisenbahnen in voller Ausübung und Gebrauch, deren Namen in Frankreich unbekannt sind. —

— Der **Railway** von Manchester nach Liverpool verdankt seinen glänzenden Erfolg der innigen Solidarität, welche das Schicksal dieser beiden Städte verbindet. Es ist unmöglich, eine tiefer begründete Theilung der Arbeit zu sehen. Manchester, mit seiner Umgegend auf acht bis zehn Stunden in die Runde, ist nichts als eine große Werkstatt. Liverpool fabricirt nichts; es verkauft das, was seine Nachbaren producirt haben. Liverpool ist nicht, was auch der Cicerone des Orts sagen möge, ein zweites Venedig, das sich über den Wellen erhebt; es ist ein Comptoir und nichts als ein Comptoir; aber das umfassendste und beststringirteste Comptoir der Welt. Alle Geschäfte werden dort in einem nicht größern Raume gemacht, als der Platz des Carousels ist, ein Raum, der das prächtige Gebäude der Börse, das Stadthaus und alle Bureaux in sich begreift. **) Nachmittags um vier Uhr ist alles beendigt; jeder schließt seine Zelle zu (die Bureaux verdienen in der That diesen Namen) und kehrt nach seiner Stadtwohnung oder selbst auf sein Landhaus zurück; denn es giebt viele Wohnungen auf der andern Seite der Mersey. Liverpool und Manchester haben einen doppelten und dreifachen Umkreis von Kanälen; den Kanal des Herzogs von Bridge-Water, den von Leeds nach Liverpool, die von Sankey, Leigh, Bolton und Bury, der Mersey und Irwell, ohne die kleinsten Flüsse zu zählen, die eine Art Baien an ihrer Mündung bilden, aber die oberhalb nur schmale Wasserfaden, nichtsdestoweniger jedoch regelmäßiger schiffbar sind, als unsere stolzen Flüsse, die Irwell, die Mersey, die Weaver; und der Dienst dieser Schiffahrt wird mit einer in Frankreich unbekannten Geschwindigkeit

*) Die mittlere Geschwindigkeit ist zehn französische Meilen in der Stunde; für dreizehn Meilen 1 Stunde 15—20 Minuten. Die Fahrt dauert aber 1 Stunde 20—25 Minuten, weil man einige Augenblicke zu Newton anhält und bei der Ankunft die Geschwindigkeit etwas vermindert.

Anm. d. Verf.

**) Um einen Begriff von der Masse von Geschäften zu geben, die in einem so engen Raum verhandelt werden, genügt es, zu sagen, daß kürzlich von diesem Terrain die Pariser Toise zu 10,000 Franken verkauft worden ist. Ich glaube nicht, daß in irgend einem Quartier von Paris der Grund und Boden nur um die Hälfte dieses Preises verkauft worden ist. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

geleitet. Aber seit dem Frieden hat der Flor dieser beiden Städte so zugenommen, daß bereits vor zehn Jahren die Communicationsmittel, verbunden mit einer prächtigen Straße, unzureichend befunden wurden, da Comptoir und Fabrik sich einander möglichst nähern wollten. Am 20. Mai 1824 constatirte eine von hundertundfunfzig Kaufleuten unterschriebene Erklärung das Bedürfniß neuer Wege und die Anlegung einer Eisenbahn wurde beschlossen. Die Arbeiten begannen im Juni 1826 und am 15. September 1830 wurde sie feierlich eröffnet. Man weiß, durch welchen Unfall Herr Huskisson, Repräsentant von Liverpool und Minister des Handels, bei dieser Ceremonie sein Leben verlor. Man vollendet jetzt einen unterirdischen Gang, der die Eisenbahn in das Centrum von Liverpool führen wird.

Der vorzüglichste Handel Englands, derjenige, in welchem es keine Nebenbuhler hat und der ihm alle Häfen der Welt öffnet, besteht in baumwollenen Zeugen aller Art. Der Totalwerth der Ackerbau- und Manufactur-Ausfuhr der vereinigten Königreiche beläuft sich ziemlich regelmäßig seit zehn Jahren auf 900—920 Millionen Franken.*) Die baumwollenen Zeuge sind darunter mit 420—450 Millionen begriffen; und der größte Theil der englischen baumwollenen Zeuge wird in Manchester oder der Umgegend fabricirt.**) Diese einzige Thatsache erklärt die commerzielle Wichtigkeit des Hafens von Liverpool hinlänglich;***) dazu nehme man noch, daß Liverpool in der Nähe der Gießereien und Eisenhammer von Staffordshire und Shropshire, von den Fabriken aller Art von Birmingham und Sheffields liegt, daß die schmale Gestalt Englands im 53. Grade der Breite zugleich die beiden Küsten, die westliche und die östliche, in Liverpools Hände giebt; daß es der Mittelpunct der Verbindungen zwischen Irland und England ist; daß es zugleich an Schottland und an Wallis gränzt; daß es endlich das Hauptquartier, der Stapelplatz der englischen Dampfschiffe ist, und man wird begreifen, daß Liverpool der Sitz eines riesenmäßigen Handels seyn muß, der allein dem von London nachsteht. Eilftausend Schiffe verschiedener Größe, die 1,400,000 Tonnen repräsentiren, laufen alle Jahre in seinen neuen Bassins ein. Zwei Fünftheile der ganzen englischen Ausfuhr gehen von Liverpool aus. Mehr als der fünfte Theil des Ertrags der brittischen Douanen wird da eingenommen (nah an 100 Millionen, d. h. so viel als alle französischen Douanen abwerfen); und seit der Revision der Charte der ostindischen Compagnie hoffen die Kaufleute von Liverpool, sich eines großen Theils des asiatischen Handels zu bemächtigen, der bis dahin fast ausschließlich von London aus betrieben worden ist. Sie streben nach nichts Geringerem, als dem Handel von London gleich zu kommen und man muß einräumen, daß sie auf dem Wege dazu sind.†)

Forscht man der historischen Reihefolge der Entwickelungen von Liverpool, von Manchester oder jeder andern Stadt Englands nach, so erkennt man bald eine Thatsache, die von guter Vorbedeutung für das Frankreich von 1830 ist; ein Volk nämlich beschäftigt sich nur mit Eifer und Erfolg mit Handel und Industrie, wenn es sich vor jedem politischen oder religiösen Despotismus sicher fühlt; einmal aber ruhig über diesen Punct, schreitet es rasch auf dem commerziellen und industriellen Wege vorwärts. Die Volksstämme, von denen wir abstammen, (wir, alle Völker des westlichen Europa), haben auf uns eine solche Liebe zur Freiheit vererbt, daß sie für uns die Bedingung aller andern Güter ist, und daß wir jedes andere Interesse aufopfern, um sie zu erobern, wenn sie uns fehlt, oder um sie zu sichern, wenn sie bedroht ist. Diese allgemeine Regel hat sich durch die Hansa, in den freien Städten Deutschlands, in den vereinigten Provinzen verificirt und durch die Geschichte Englands eine glänzende Bestätigung erhalten. So lange sich England in seinen Freiheiten oder in seinem Glauben gefesselt fühlte, war es von einer fixen Idee besessen: das Hinderniß zurückzustoßen, es zum Weichen zu bringen oder es umzustürzen. Einmal frei von dieser Sorge, hat es einen Handel und eine Industrie erreicht, wie noch kein Volk vor ihm. Im Anfang des letzten Jahrhunderts, nach der Vertreibung der Stuarts, hatte Liverpool nicht mehr als 5000 Einwohner, ohne andere Geschäfte als ein wenig Küstenhandel, da faßten einige Bürger den Plan, nach der Concurrenz mit Bristol zu streben, welches damals das Monopol des westindischen Handels hatte. Bristol führte nach Amerika, mit den Producten der Fischerei in der Nord-See, gestreifte und gewürfelte Stoffe, die in Deutschland fabricirt wurden, aus; die Büeger von Liverpool nahmen schottische Zeuge in Ladung. Aber ihr Debut war nicht glücklich: die schottischen Producte waren von geringerer Qualität. Manchester zog sie aus der Verlegenheit. Es waren in dieser Stadt schon einige Fabrikanten, die die deutschen Zeuge nachahmten und bald übertrafen. Mittelst dieser Producte gelang es den Kaufleuten von Liverpool, eine glückliche Concurrenz mit denen von Bristol zu eröffnen. Das ist der Ursprung der immer enger werdenden Solidarität, die Liverpool und Manchester verbindet. Der Schleichhandel mit den spanischen Colonieen, und auch der Sclavenhandel, Unternehmungen, worin man auch mit Bristol rivalisirte, fuhren fort, Liverpool und Manchester zu bereichern. Im Jahre 1764, während Bristol 32 Schiffe für Afrika und 74 für Amerika ausrüstete, sendete Liverpool zu denselben Bestimmungen 105 und 141 ab. In demselben Jahre nahm der Hafen von Liverpool 1589 Schiffe auf, während zu Bristol nur 675 einliefen. Jetzt ist Bristol nur noch ein secundairer Hafen im Vergleich mit Liverpool. Nicht als ob Bristol abgenommen hätte oder in Verfall gerathen wäre: es ist im Gegentheil eine opulente Stadt, dessen Handel sich, seit einem Jahrhundert, vielleicht verzehnfacht hat. Aber unter dem allgemeinen Fortschreiten hat Liverpool eine Entwickelung erlangt, die an Wunder gränzt. Man zählt daselbst 180,000 Einwohner, ohne die Fremden und die Matrosen zu rechnen, und 225,000 mit den Vorstädten. Diese Stadt, die zur Zeit der Belagerung von Calais, als Eduard III. alle Streitkräfte Englands sammelte,*) kaum eine Barque liefern und sie mit sechs Matrosen bemannen konnte,

*) Frankreichs Ausfuhr beträgt nur etwas über die Hälfte dieser Zahl. Anm. d. Verf.

**) Von 1801—1831 hat sich die Bevölkerung der Grafschaft Lancaster, worin Liverpool und Manchester liegen, von 672,731 Bewohnern auf 1,336,854 Seelen vermehrt, d. h. sie hat sich verdoppelt. Die Mittelzahl der Vermehrung der ganzen Bevölkerung Brittanniens in derselben Zeit kann man auf 50 pCt. anschlagen. Anm. d. Verf.

***) Vom 5. December 1830 bis 5. Januar 1831 hat sich der Werth der von Liverpool ausgeführten baumwollenen Zeuge auf 37,500,000 Fr. belaufen. Anm. d. Verf.

†) Folgende kurze Uebersicht enthält die Vergleichung zwischen den Häfen von London und Liverpool in den Jahren 1821 und 1831. Es ist dabei nur vom äußern Handel die Rede:

	London.		Liverpool.	
Jahre	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt	Zahl der Schiffe	Tonnengehalt
1821.	4,210.	880,000.	1,781.	395,056.
1831.	5,697.	1,050,147.	2,840.	678,945.

So hat sich, in zehn Jahren, der Tonnengehalt der Fahrzeuge, die, vom Auslande kommend, in London eingelaufen sind, um ein Fünftheil vermehrt. In Liverpool hat der Zuwachs drei Viertheile betragen. Der Vergleich der beiden Tonnengehalte, der 1821 nicht ½ war, steigt 1831 auf mehr als ¾.

Der ganze Tonnengehalt der Fahrzeuge des äußern Handels, die in die Häfen von Frankreich im Jahre 1831 eingelaufen, hat in 794,410 Tonnen bestanden. Anm. d. Verf.

*) Die Flotte Eduards bestand aus nicht weniger als 700 Segeln; sie war mit 14,151 Matrosen bemannt. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

besaß im Jahre 1829 806 Schiffe, im Ganzen 161,663 Tonnen trächtig, mit 9,091 Mann. Während der Kriege der französischen Revolution hat sie ihren Antheil an den England aufgelegten Lasten tragen und jährlich noch eine Summe von 880,000 Franken auf Bane und öffentliche Verschönerungen verwenden können: sie hat überdies freiwillig im Jahre 1797 eine Schwadron Reiterei und acht Compagnieen Fußvolk auf eigene Kosten gestellt; 1798 ein Regiment Freiwilliger und eine Summe von 425,000 Franken; 1803,*) als Napoleon England mit einer Invasion bedrohte, zwei Regimenter Infanterie und sechshundert Artilleristen, eine Menge nützlicher und wohlthätiger öffentlicher Anstalten ungerechnet, die durch Subscription zu Stande gekommen sind, wie die Börse, die nah an drei Millionen gekostet hat; ein Jahrhundert hat zu dieser Schöpfung zugereicht. Bald nach der Thronbesteigung der neuen Dynastie (Jacob II. war kaum zu Saint-Germain) wurde der erste Dock oder Schiffswerft zu Liverpool eröffnet. Dreißig Jahre nachher war die Mersey und Irwell kanalisirt. Dasselbe war der Fall in ganz England: man muß die historischen Analogieen nicht mißbrauchen — dennoch kann man sich nicht enthalten, vielfache Vergleiche zwischen der Lage Englands nach dem Falle der Stuarts und der Frankreichs seit 1830 zu machen. Bei beiden Völkern findet man ein tiefes Gefühl der Sicherheit ihrer Freiheiten, eine innige Ueberzeugung, daß es eine definitiv begründete Eroberung ist, welche weder die Regierung noch irgend eine religiöse Corporation verletzen wollte oder könnte. Sie hegen beide denselben Wunsch, die politischen Verbesserungen in materielle, handgreifliche Verbesserungen verwandelt zu sehen; die Regierungen haben denselben guten Willen, um diesen Wunsch zu beleuchten und zu verwirklichen.

Die alten Dynastieen von Frankreich und England sind gefallen, mehr vielleicht, weil sie der Geistlichkeit einen politischen Einfluß haben geben wollen, der doch die Negation des Christianismus gewesen wäre, als weil sie versucht, die Feudalität mit ihrer Brutalität und ihren Erpressungen zu restauriren; denn die gefallenen Prinzen des einen und des andern Landes waren weder gewaltthätig noch geldgierig. Man würde sich indessen doch täuschen, wenn man glaubte, daß die englische Revolution Irreligion und Unglauben erzeugt habe. Liverpool kann zum Gegenbeweis dienen, diese Stadt, die so zu sagen von gestern ist, die nicht der Rester von dem ist, was England im sechszehnten oder viezehnten Jahrhundert war, sondern von dem, was es im achtzehnten gewesen und noch in unsern Tagen gewesen ist. Es giebt keine Stadt in Frankreich, die so viele Kirchen hätte, wie Liverpool: man zählt deren siebenunddreißig von der anglikanischen Religion, ungerechnet dreiundvierzig Kirchen, Tempel und Kapellen der verschiedenen Secten der Dissidenten und Anabaptisten, der Methodisten, Unitarier, Quäker, Juden und Katholiken; diese letztern haben fünf Kapellen. Die Erbauung der mehresten anglikanischen Kirchen steigt nicht über 1750 hinauf; und viele, fast die Hälfte, sind erst nach dem Jahre 1800 entstanden. Ich habe das Verzeichniß davon unter Augen, und sehe darin folgende Daten: 1803. 1810. 1813. 1814. 1815. 1815. 1815. 1816. 1821. 1826. 1826. 1827. 1827. 1830 und 1831. Darf man glauben, daß auf diesem Boden die Analogie fortdauern und Frankreich, indem es sich durch Arbeit bereichert, auch zum religiösen Sinne zurückkehren wird? Ich wünsche und hoffe es. Schon sind wir weit von der Zeit entfernt, wo der Atheismus zum guten Geschmacke in Frankreich gehörte; aber gewiß wird sich Frankreich nicht unter der Fahne der anglikanischen Kirche, noch unter der irgend einer andern protestantischen Secte (?) sammeln. Es bedarf eines prachtvollern und feierlichern Cultus.*)

*) Soll wohl 1805 heißen, wo diese Rüstungen und das Lager von Boulogne erst ein ernstliches Ansehen gewannen, vor dem österreichischen Kriege, den man auch deshalb als vorzüglich von England angeregt hat betrachten wollen. Anm. d. Red.

*) Aber der Cultus ist doch nur die äußere Form des Gottesdienstes und nicht die Religion selbst; was letztere betrifft, so sind wir überzeugt, daß die Mehrheit der gebildeten Franzosen mehr Protestanten, als Katholiken zu nennen sind — erstere nämlich in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes verstanden, nicht wie man sie jetzt wieder in die Schranken blinden Glaubens einzwängen und gegen die oberstrichterliche Vernunft protestiren lassen will. Dabei hätten wir nichts voraus vor dem Katholicismus und allerdings den ansprechenden Cultus desselben noch obenein verloren. Anm. d. Red.

Wiedergefundener und ungleich getheilter Schatz.

(Aus der Gazette du Languedoc.)

(2.)

Man schreibt aus Meausac (Tarn-et-Garonne):

In einer schon ziemlich entfernten Epoche wurde Herr von Guilhemain, Parlamentsrath zu Toulouse und Gutsherr von Meausac, in seiner Küche ermordet, während er schlief und zwar durch vier Menschen von Moissac, deren einer sein Verbrechen auf dem Schaffott büßte. Man wußte durch Tradition, daß Herr von Guilhemain, Besitzer eines großen Vermögens und dessen Geiz in dieser Gegend notorisch war, bedeutende Summen in seinem Schlosse vergraben hatte. Man hatte bis jetzt fruchtlose Nachsuchungen angestellt, um sie zu entdecken. Versichert nichtsdestoweniger von der Wahrheit dieser Tradition, behielten sich die Herren von Cassan von Toulouse, als sie vor einigen Monaten das Schloß Meausac an die Herren Aché und Fallieres verkauften, die Hälfte des Schatzes vor, der beim Niederreißen dieses Gebäudes gefunden werden dürfte. Der Erfolg hat diesen Vorbehalt gerechtfertigt: am 12. August v. J. fanden die Herren Aché und Fallieres den Schatz, dessen Existenz die Sage behauptet hatte. Die Herren von Cassan wurden nur auf indirectem Wege und durch die Mittheilungen der Local-Behörde davon unterrichtet. Erst nach längerem Läugnen gestanden die Herren Aché und Fallieres dem Maire von Meausac, daß sie unter dem Gemäuer einer alten Küche einen Schatz gefunden hätten, den sie nicht in natura vorzeigen könnten, weil sie die Münzen desselben umgesetzt und der in hundertundneunzig Louisd'or zu 24 Livres, drei Louisd'or zu 48 Livres und in vierhundertfünfundneunzig Thalern von 6 Livres aus der Regierungszeit Ludwigs XV. bestanden habe. Man sagt, daß die Herren von Cassan von diesen Geständnissen nicht befriedigt waren und, wie es scheint, mit Recht: wenn man der öffentlichen Meynung glauben darf, so haben die Herren Aché und Fallieres das Schweigen der bei der Entdeckung des Schatzes gegenwärtigen Personen erkauft.

Verschiedene Summen, die dazu gehörten, sind zu Notarien und Einnehmern gebracht worden; man hat dabei bemerkt, daß die Gold- und Silberstücke so nett waren, als wenn sie eben aus der Münze kämen. Die Herren von Cassan erbieten sich zum Beweis vor dem Gerichtshof von Castel-Sarrasin, durch Augenzeugen, daß der Schatz, in dem Augenblicke, wo er gefunden wurde, ein Viertel-Hectolitre in Thalern zu 6 Livres und zwei Schriffel (?) voll Goldmünzen enthielt. Sie verlangen achtzigtausend Franken für ihren Antheil mit allem möglichen Vorbehalt für dessen Vermehrung. Es ist bewiesen, daß der Schatz eine weit größere Summe als hundertundsechszigtausend Franken enthielt, auf welche sie ihn für den Augenblick schätzen.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 887. Hamburg. Mittwoch, den 22. Januar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath. Dr. Ludwig.

Erinnerungen aus der Revolution.

Von

Charles Nodier.

(N.)

Saint-Just und Pichegru.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke der Exaltation, zu welcher mein Verhaftsbefehl nur von weitem Anlaß gegeben hatte, in der sich aber wider seinen Willen eine bittere und grausame Stimmung wider die Factionisten aussprach, hatte Saint-Just, im höchsten Grade aufgeregt, doch fast nichts von seiner äußeren Unempfindlichkeit verloren. Seine Hand war krampfhaft eingeklemmt, aber sein Gesicht war ruhig. Was ich schaudernd niederschreibe, sagte er mit einer Kälte, als ob er noch dictirt hätte. Merkwürdig! ein Heißhunger für Gerechtigkeit, eine unwiderstehliche Liebe der Humanität waren zuweilen in diesem wilden Gemüthe vorherrschend, aus welchem jedes Gefühl für Recht und Menschlichkeit noch nicht entschwunden war. Gleich den Andern wußte er, ach! erbarmungslos zu tödten; aber der Unglückliche that dies unstreitig in seiner Täuschung; er glaubte dessenungeachtet menschlich und gerecht zu seyn. Die Gewalt ist so unglücklich! alle ihre Fehler sind Verbrechen!

„Was treibst Du in Straßburg?“ begann er noch einmal, indem er mich von der Thür zurückrief, deren Schwelle zu überschreiten ich einen Augenblick unschlüssig gewesen war.

— Ich studire, Bürger. Ich bin vor einigen Monaten dahingekommen, um Griechisch zu lernen.

„Griechisch? mir däucht, es wäre natürlicher gewesen, des Deutschlernens wegen dahinzukommen. — Und wozu soll das Griechisch helfen, da doch die Lacedämonier nicht geschrieben haben. — Wer ist denn der Gelehrte, der sich zu Straßburg mit dem griechischen Unterricht befaßt?“

— Eulogius Schneider, Bürger, der elegante Uebersetzer des Anakreon, einer der ersten Hellenisten Deutschlands.

„Wie! der Edlner Kapuziner?“ rief Saint-Just aus, „Eulogius Schneider anakreontisch! — Geh, geh!“ setzte er dann mit einem ironischen und bitteren Lächeln hinzu, „geh und lerne Griechisch bei Eulogius Schneider. Wenn ich dächte, daß Du von ihm anderes lerntest, würde ich Dich erwürgen lassen.“

Ich ging, meine Papiere in der Hand, die mir im Secretariat wieder zugestellt worden waren, meines Weges. In diesen Papieren fand ich alles wieder vor: die weisen Rathschläge meines Vaters, zu deren täglichen Lesung ich mich verpflichtet hatte; das Verzeichniß meiner Effecten; mein kleines Ausgabenbuch; die vierhundert Verse meiner Tragödie Theramen und das Verbum typto. Indem ich sie eiligst durchblätterte, entfiel ihnen ein Brief. Dieser Brief war noch uneröffnet, und sein Umschlag, auf dem sich der Name des Generals Pichegru befand, erinnerte mich daran, daß er Empfehlungen meiner Familie für den Fall enthalten mußte, daß meinen Studien irgend ein unerwarteter Zufall in die Quere käme. Ich sah diesen zufälligen Fund als einen Wink der Vorsehung an. Mein Verhör im Cabinet von Saint-Just, oder meine Unterredung mit ihm, wie man es nennen mag, hatte mich zum Nachdenken gebracht. Ich zitterte noch darüber an allen Gliedern, als Madam Tesch, eben so aufgeregt als ich — denn sie meynte, man könnte einer solchen Gefahr nur so rasch und so glücklich entrinnen, um ein zweites Mal, und dann rettungslos, darein zu gerathen — zu mir kam. Ich verstand ihre Aengstlichkeit, die ich von ganzem Herzen theilte, und machte sie mit dem plötzlichen Entschluß bekannt, den das Ungefähr mir eingeflößt hatte. Sie genehmigte diesen dermaßen, daß ich mich nicht länger darüber bedachte. Straßburgs Thore hatten sich kaum wie gewöhnlich, in dem Augenblicke, wo die aufgehende Sonne sich in ihrem vollen Glanze am Horizonte zeigte, geöffnet, als ich schon in dem leichten und zierlichen Fuhrwerke eines Studiosen von Familie, der Ferien hat, unterwegs war. Der Stab, Anfangs bis nach Schilichheim zurückgedrängt, welches an das Glacis der Stadt gränzt, war seitdem wieder bis Bichwiller (Bischweiler) und dann noch einmal so weit, bis Hoenheim (Hohenheim) vorgerückt, wo er, es abwartend, durch ein neues Kriegsereigniß in den Stand gesetzt zu seyn, weiter gegen den Feind vorzudringen, seine letzte Station hatte. An dem in Rede stehenden Tage hatte Frankreichs erstes Bollwerk zu jeder Stunde des Tages eine Communication mit seinen Vertheidigern, wie Paris mit Vincennes. Der Leser kann mich also ohne zu ermüden auf meiner militairischen Odyssee begleiten, deren Charte sehr begränzt ist, was jedoch nicht hindert, daß ich dessen ganze Nachsicht in Betreff der Rechtschreibung der Ortsnamen in Anspruch nehmen muß, die ich nie geschrieben gesehen und seit vierzig Jahren nicht habe nennen hören.*) Das Merkwürdigste einer geographischen Terminologie, die sich aus jener Zeit herschreibt, ist es nicht, wenn ich mir dabei einige lächerliche Fehler zu Schulden kommen lasse, die nur in den Postbüchern schädlich seyn könnten, sondern wohl eher, daß ich mich ihrer noch entsinnen konnte.

Der letzte Theil des Weges von Hohenheim nach Straßburg hatte eine ziemlich breite Baum-Allee, die bei schöner Jahrszeit einen lieblichen Spaziergang darbieten mußte. An diesem Tage, einer des Nivose, und der kältesten eines strengen Winters, war dies Bild einer aller ihrer Reize beraubten Natur dennoch von einem gewissen malerischen Effect. Der, durch eine Kälte von achtzehn Graden, feststehende Schnee entfaltete sich darauf wie ein weißsammtener, mit Flittern überstreuter Teppich, den man absichtlich unter den Füßen der Reisenden ausgebreitet hatte, und die, an ihrer glatten und gebänderten Rinde, leicht zu erkennenden,

*) So gewissenhaft sind die Landleute des Herrn Charles Nodier in der Regel nicht; nur zu oft corrumpiren sie fremde Ortsnamen ꝛc., ohne sich zu entschuldigen, in einer Weise, die es fast unmöglich macht, sie wiederzuerkennen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Platanen hatten nicht einen Zweig, an welchem nicht durch den Rauhfrost erzeugte lange und schillernde Krystall-Zapfen gehangen hätten, wie wenn es ein Opernlustre gewesen wäre. Ich würde bis Abends gegangen seyn, ohne an etwas anderes zu denken; denn von allen Träumereien, die mein junges Gemüth eingenommen haben, hat mir keiner einen so lieblichen Genuß gewähret, als diejenigen, in welchen sich das Schauspiel von Natur-Schönheiten wiegten. Ich mußte jedoch darauf verzichten, weil ich nicht mehr allein war. Da ich nicht eilte, so war ich von einem Reiter eingeholt worden, der sorglos im Schritte reitend, seine Pfeife rauchte und dem in zwei Reihen auf beiden Seiten der Allee etwa zwanzig Soldaten folgten. Dieser Offizier war mir wohlbekannt, weil ich ihn einigemal in der Ausübung seiner furchtbaren Functionen gesehen hatte: es war der Capitain-Rapporteur beim Kriegsgericht, der Bürger Brüat. Was ihn betraf, so wären seine Blicke sicher nie auf mich gefallen und ich freute mich bei der philosophischen und voesichtigen Abneigung, die ich wider alle Gewalten hatte, insgeheim darüber. Doch kam ich mit dem bloßen Austausch einer militairischen Begrüßung nicht davon und mußte auf eine ziemlich unerhebliche Frage, die er so aus schlichter Urbanität an mich that, antworten.

„Wo ich hingehe, Bürger? nach Hohenheim, in das Hauptquartier von Pichegru. Ich glaube, das wird nicht mehr weit seyn...."

— Nur noch zweihundert Schritte, antwortete ein junger Mann, den ich noch nicht bemerkt hatte, und der sich gleich mir in der Mitte der Allee hielt. Ich will auch nach Hohenheim und wenn Sie sich zu uns halten wollen, so werde ich Zeit haben, mich bei Ihnen nach Neuigkeiten aus dem Lande zu erkundigen.

„Aus welchem Lande, Bürger?" erwiederte ich, indem ich ihn mit Aufmerksamkeit betrachtete. Seine edle und sanfte Physiognomie verdiente das schon.

— Nun, sagte er zu mir, unser National-Accent verläugnet sich schon nicht. Ich bin Franc-Comtoiser wie Sie, und ich rechne mir das zur Ehre.

Ich war über diese etwas epigrammatische Eröffnung der Conversation keineswegs pikirt; mußte ich doch, daß Theophrast an seiner Art zu sprechen von einer Krauthändlerin als Lesbier erkannt worden war, nachdem er schon fast funfzig Jahre zu Athen gelebt hatte.

Der Bürger Brüat ritt vor uns vorauf, sich mit den Fingern den Reif aus seinem Schnauzbart streifend und ohne sehr auf uns zu achten. So plauderten wir denn recht offenherzig und zu meiner großen Zufriedenheit; denn mein Reisegefährte war sehr liebenswürdig und seine Unterhaltung war so geistreich als munter. Ich begann eine wahre Zuneigung zu ihm zu fassen.

Ich hatte vernommen, daß er sich Bobilier nannte und daß er aus Besoul gebürtig war. Nun fragte ich ihn noch, ob er bei der Administration oder bei der Armee attachirt sey.

— Attachirt? ja gewiß, erwiederte er lächelnd, aber weder bei der Armee noch bei der Administration. Wenn meine Geschichte Sie interessiet, so will ich keinen Hehl daraus machen, und daß ich mit Ihnen zusammengetroffen bin, ist mir erwünscht, weil dies mir eine sichere Gelegenheit verschafft, meiner Familie und meinen Freunden einige Auskunft über mein Geschick zu hinterlassen. Es ist mit einigen Worten abgethan. Ich war Seconde-Lieutenant bei einem Infanterie-Regiment, das zu Nancy in Garnison lag. Ich verliebte mich dort heftig (Sie wissen nicht, was das sagen will) in ein junges edles Mädchen, das mir durch Gegenliebe lohnte. Meine Familie galt wohl eben so viel als die ihrige, aber sie war ohne Titel, und dieses war im Jahr 1789 noch ein unübersteigliches Hinderniß für das Glück von einem Paar Wesen, welche die Natur für einander geschaffen zu haben schien. Da brach die Revolution aus; sie eröffnete mir eine glänzende Laufbahn, in die ich mich unter allen andern Umständen wohl geworfen haben würde: aber die Liebe zog mich davon zurück. Die Hand meiner Geliebten war der Preis meiner Emigration, und der Rechnung ihrer Eltern zufolge, konnte unsere Trennung nicht von langer Dauer seyn: ganz Frankreich harrte ja der Rückkunft seiner Fürsten mit solcher Sehnsucht! Wenn man verliebt ist, so glaubt man alles, was man wünscht, und ich war verliebt zum Närrischweeden. Was brauche ich Ihnen da mehr zu sagen! ich ließ mich von der Hoffnung verlocken; ich wanderte aus.

„Sprechen Sie nicht so laut," unterbrach ich ihn mit gedämpfter Stimme, „es ist hier nicht der Ort, dies einzugestehen."

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die algierische Administration vor der Eroberung der Regentschaft durch die Franzosen.

(Aus einem Werke des Sidi Hamdam-Ben-Othman-Khoja, Sohn des ehemaligen algierischen Staatssecretairs.)

(M.)

Die algierischen Kaper.

Die Idee, zu Algier Kaper auszurüsten, entsprang aus dem Wunsche, sich zu rächen. Die Resultate solcher Verfügungen sollten vielmehr der Gewaltthätigkeit und der Wuth wider die Spanier, über welche man sich zu beklagen hatte, freien Lauf lassen, als auf irgend eine andere fremde Nation gemünzt seyn. Diese nämlichen Kaper haben den Algierern späterhin in ihren Religionsstreitigkeiten gedient.

Sie rüsteten kleine Fahrzeuge, denen der Spanier ähnlich, aus; damit kundschafteten sie die Küste aus, trieben eine Art von Handel und nahmen die spanischen Schiffe weg, um sie nach Algier einzubringen. Gewöhnlich währete ein solcher Kreuzzug höchstens fünf bis sechs Tage, und obgleich die Capitains dieser Kaper in der Schiffahrtskunst nicht bewandert waren, war es, um ihren Feinden großen Schaden zu thun, für sie schon hinreichend, zu wissen, daß die spanische Küste im Norden, die afrikanische Küste im Süden liege, und der Gipfel der Berge diente ihnen als Compaß, um ihren Gang zu leiten und ans Ziel zu gelangen.

Dem Marine-System gemäß, welches von der Regentschaft eingeführt worden war, und in der Absicht, diejenigen anzufeuern, welche dieser Laufbahn folgten, konnten sie es bis zum Admiral bringen; sie gehörten mit zu den Conseils, um über Krieg oder Frieden mit dieser oder jener Nation zu deliberiren, und der Dey selbst hatte in diesem Conseil nur eine berathende Stimme.

Wakil-el-Kharge war der Titel, der demjenigen beigelgt wurde, welcher das Ministerium der Marine führte. Er hatte zu Algier kein anderes Attribut, als daß er die Zahlungen für die Kriegsmunitionen der Regentschaft machte und die Controlle über die Arbeiten des Arsenals hatte.

Wenn Prisen gemacht worden waren, so wurden sie nach ihrer Ankunft zu Algier an die Einwohner der Stadt verkauft und ihr Werth ward unmittelbar an diejenigen ausgetheilt, die ein Anrecht daeauf hatten. Dem öffentlichen Schatze fiel, dem Reglement unsers Grundgesetzes gemäß, der fünfte Theil zu, der aber nie war, was er hätte seyn sollen, weil man die werthvollen Gegenstände schon vor der Constatirung der Prisen auf die Seite geschafft hatte. Oft bemerkte die Regierung solche Unterschleife wohl, verschloß aber davor die Augen, um die armen Teufel, welche entweder aus Fanatismus oder in der Hoffnung auf Beute ihr Leben in die Waage setzten, nicht zu entmuthigen.

Bei dem ersten Entstehen der Regentschaft bestand die Miliz aus Türken und deren mit arabischen Frauen, die sie geehelicht hatten, gezeugten Kindern.

Digitized by Google

Die Türken sind ein mäßiges und von edlen und wohlwollenden Gesinnungen beseeltes Volk. Sobald einer von ihnen sich einiges Vermögen erworben hatte, machte er eine Reise nach der Türkei, um sein Geburtsland wiederzusehen, und nahm kostbare Kleidungsstücke mit sich, um unter seinen Landsleuten mit den Insignien des Reichthums und des Luxus aufzutreten und sie so für sein neues Vaterland zu gewinnen; denn er selbst war vielleicht als Tagelöhner oder Bauer geboren. Wenn er nach Algier zurückkehrte, wo sich seine Familie befand, so brachte er einige Einwohner seines Geburtslandes mit sich, die er zum Defter (der Stätte, wo man sich zur Miliz einschreiben läßt) führete und die denn auf seine Garantie unter der Miliz aufgenommen wurden. Dieser Türke übernahm es dann auch, diese neuen Soldaten zu unterrichten und sie mit ihren Pflichten bekanntzumachen. Er sagte ihnen, daß sie Hoffnung hätten, einst zu den höchsten Aemtern zu gelangen, und daß sie, gleich ihm, nach den Kriegs-Strapazen, einer süßen Ruhe pflegen, ungetrübt und behaglich in der Gesellschaft leben, auch ihrerseits eheliche Verbindungen mit den Eingeborenen knüpfen könnten.

Selten ward unter diesen Soldaten ein Dieb oder ein Mörder gefunden. Sie machten es sich zum Gesetz, die Gebräuche des Landes zu respectiren, um sich bei den Bewohnern der Regentschaft geachtet und beliebt zu machen; diejenigen, die irgend eine Untugend an sich hatten, suchten sie abzulegen oder verheimlichten sie doch, aus eben angegebenen Gründen und weil ihr zukünftiges Geschick durch ihr Benehmen bedingt war.

Ueber den Bestand des Divans.

Die Bulcabaschys sind es, welche den Divan bilden. Der Divan besteht aus sechszig solcher Bulcabaschys, die sich jeden Morgen bei Tagesanbruch in einem zu ihren Berathungen bestimmten Local versammeln, um sich selbst über die Handlungen der Administration Rechenschaft abzulegen, das heißt, um, laut der ihnen verliehenen Vollmacht, da sie ein höheres, aus den Häuptern der Armee zusammengesetztes, Corps bilden, die Regierung zu controlliren.

Der Dey oder Pascha kann mit dieser Würde nicht anders als durch sie und in ihrer Gegenwart bekleidet werden, und selbst wenn der Kaftan und der Firman der ottomannischen Pforte ankommen, sind sie es, die, da sie die Wahl gemacht haben, die Person des Herrschers dem Abgesandten der Pforte, der die Ernennung desjenigen überbringt, den sie bereits ernannt haben, bezeichnen.

Bei jedem Bairam (oder Feste) wird diese Ceremonie in folgender Weise erneuert: man versammelt sich in einem Saale; der schon ernannte Dey stellt sich mitten unter sie; man trägt auf seine Wiedererwählung an, und wenn diese geschehen ist, so wird ihm sein Diplom zurückbehändigt; wenn aber eine Meynungsverschiedenheit stattfindet, so wird ein anderer Dey an seine Stelle ernannt.

Man kann kein Divans-Mitglied werden, bevor man nicht gewisse, reglementarisch vorgeschriebene, Bedingungen erfüllt hat. Man muß Beweise der Erfahrung und der Fähigkeit abgelegt und in der Armee wie in der Marine gedient haben. Fast alle, die dazu gehören, sind von gereiftem Alter und mit Eingeborenen verheirathet. Das Oberhaupt dieses Divans nennt sich Aga-el-askar; es trägt einen Säbel und eine Art Reliquie, in welcher sich das Reglement der Regentschaft (ihre Charte) befindet; diese Reliquie muß der Aga stets bei sich führen und er darf sich nicht davon trennen. Er reitet ein mit Zierrathen bedecktes Pferd und präsidirt, wie schon gesagt, jeden Morgen im Divan. Die Auszahlung an die Soldaten geschieht nur in Gegenwart dieses Präsidenten oder dieses Chefs; denn der Staatsschatz zu Algier wird nur im Beisein des Khoja oder Staats-Notars und einer besondern Commission geöffnet, von welcher jedes Mitglied einen Schlüssel hat. Ein jedes Mitglied dieser Commission nun stellt sich mit seinem Buche ein, um das Eingehen und das Weggehen der Fonds des Schatzes zu constatiren. Selbst der Dey kann nicht über den öffentlichen Schatz verfügen; er meldet sich gleich dem gemeinen Soldaten, um seinen Sold oder die Civilliste in Empfang zu nehmen.

Das Amt der Präsidentschaft des Divans dauert nur zwei Monate; es geht, nach der Ancienneität, der Reihe nach unter den Beisitzern um, und wenn Contestationen stattfinden, so werden sie durch Stimmenmehrheit entschieden.

Jedes Mitglied des Divans erhält doppelten Sold, wenn es mit der Präsidentenwürde bekleidet ist.

Der Dey hat keine andere Autorität als die, die Anwendung der Civil- und Militairgesetze zu befehlen, die Festungsarbeiten der Stadt zu leiten, Truppen zu organisiren, und eine Correspondenz mit den verschiedenen Stämmen zu unterhalten, um Frieden zu stiften und die Ordnung zu bewahren und sie vor jedem Druck zu schirmen, indem er ihnen die Segnungen des Friedens und die Nachtheile des Krieges bemerklich macht.

Die öffentlichen Finanzen, die für diese Administration erforderliche Organisirung und die Ernennungen der Minister und der anderen Häupter seines Hofes gehören auch noch zu seinen Attributen.

Grundsätze der türkischen Herrschaft.

Die türkische Regierung hat ihre Gewalt in Afrika nur durch Billigkeit, unterstützt von dem politischen System, das ich eben beschreiben will, gegründet.

Meine Lage zu Algier hat es mir möglich gemacht, alle diese Details mit Genauigkeit zu geben. Mein Vater war Legislator und Ausleger der Gesetze, und er hat das Amt eines Makatagy oder ersten Secretairs bekleidet. Durch ihn habe ich meine Kenntniß von dem Regierungsprincip der Türken und bei seinen Lebzeiten habe ich unsere Legislation studirt. Ich habe selbst nach seinem Tode einen Lehrstuhl inne gehabt.

Im Verlauf meiner Reise in Europa habe ich die Grundsätze der europäischen Freiheit studirt, welche die Grundlage einer repräsentativen und republikanischen Regierung bildet. Ich habe gefunden, daß diese Grundsätze den Fundamental-Principien unserer Legislatur gleich waren, außer daß vielleicht ein unmerklicher Unterschied in der Anwendung besteht; es würde demnach ein jeder, der einen richtigen Begriff von den beiden Legislaturen hätte, sie miteinander verträglich machen können, eine Wahrheit, die nicht abzuläugnen ist. Ueberdem besagt eins der Elementar-Principien unserer Religion: „Die Zeit und die Bedürfnisse des Menschen bringen Umstände zuwege, welche in den Gesetzen nicht vorbedacht worden sind; der Gesetzgeber muß demnach diese Nothwendigkeit combiniren und stets die Anwendung dieser Gesetze in seiner Weisheit zu finden wissen.“ Da aber die Principien dieser Gesetze in Europa leider verkannt werden, so wird deshalb der Orient von Europa wegen seiner Legislatur getadelt.

Einfluß der Juden.

Die Juden haben, was das Interesse betrifft, sich den Türken angeschlossen und sich unter diesen Umständen bedeutende Reichthümer erworben; ich will nur den Juden Bacry nennen, dessen Bruder Michael nur eine kleine Krambude inne hatte, als er sich zu Algier niederließ, in welcher er Quincaillerie-Waaren im Kleinen verkaufte. Seine Bude war in der Nähe von Bab-Azuun belegen. Seitdem hat dies Haus Bacry, welches durch das Interesse mit Hussan-Pascha und Mustapha-Pascha verbunden war, sich Millionen erworben. Ich will nur ein einziges Beispiel zur Verdeutlichung dessen, wie es möglich war, daß sie in so kurzer Zeit ein so großes Vermögen zusammenbringen konnten, anführen.

Digitized by Google

Dem Herkommen gemäß fand der Bey von Constantineh sich zu Algier ein. Da er der Gattin des Deys ein prächtiges Geschenk machen wollte, so wandte er sich an einen Juden, Namens Nephtaly Abusnach, ein Associé des Bacry, um einen Schmuck von Werth zu bekommen. Dieser zeigte ihm einen mit Diamanten besetzten Sarmat, für den er sechszigtausend Piaster verlangte. Der Bey kaufte diesen Schmuck und machte sich anheischig, da er kein baares Geld hatte, ihn in Getraide, das Maaß von vierzig Kilogrammen Gewicht, zu vier Franken gerechnet, zu bezahlen. Nach der Ernte schickten die Bacrys nun Schiffe hin, um von diesem Korn fünfundsiebenzigtausend Sahs oder vorgedachte Maaße abzuholen, die sie zur Zeit der englischen Blokade nach Frankreich verluden; dort verkauften sie jedes Maaß, welches ihnen vier Franken gekostet hatte, für funfzig Franken, so daß sie einen Erlös von 3,730,000 Franken machten. Der Schmuck soll zu Paris verfertigt worden seyn und nur dreißigtausend Franken gekostet haben. Einer ihrer Associés, derselbe, welcher den Schmuck zu Paris eingekauft hatte, war, weil man ihn von den ungeheueren Vortheilen nichts hatte zukommen lassen, nach Algier gereist, um seinen Antheil zu reclamiren, hatte aber nichts ausrichten können. Von diesem Associé selbst habe ich diese Details erfahren. Dies Geld war die Quelle und eine der Grund-Ursachen des unglücklichen Krieges mit Frankreich und des Sturzes der türkischen Regierung in diesem Theile von Afrika.

Ueber den Krieg und dessen Ursachen.

Hussein-Pascha war der letzte türkische Dey zu Algier. Dieser höchst rechtschaffene Mann gehört einer guten Familie an und ist im Besitz von umfassenden Kenntnissen; er hat der Regentschaft länger als dreißig Jahre in verschiedenen Regierungs-Aemtern gedient. Bekannt mit seinem Charakter, kann ich wohl sagen, daß er noch von dem guten Schlage der alten Türken, das heißt hochherzig und gefühlvoll ist. Ich glaube nicht, daß ihn jemand der Habgier beschuldigen kann; auch hat er es sich stets angelegen seyn lassen, Menschenblut zu sparen und seine Treue in der Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten ist in Europa wohlbekannt. Und da kein Hof sich darüber beklagen kann, daß Hussein-Pascha Tractate gebrochen, die er, mit dem Starken oder mit dem Schwachen, abgeschlossen hatte, so halte ich mich überzeugt, daß man ihm in dieser Hinsicht die Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird, die er verdient.

Eine der ersten Ursachen dieses Krieges war die Reclamation des Bacry bei der französischen Regierung, die sich seit der Revolution, noch vor dem Kaiserreiche, herschrieb und auf gewisse Getraide-Lieferungen begründet war.

Die französische Regierung bestimmte die Bezahlung dieser Lieferungen durch einen Beschluß auf sieben Millionen Franken. Diese Liquidirung hat sich in die Länge gezogen und mehrere Jahre gewährt. Die Anerkennung ward Namens Bacry und dessen Compagnons Michael Busnach stipulirt. Dieser Bacry nun, der dem algierischen Schatze bedeutende Summen für Wolle schuldig war, welche der Staat ihm verkauft hatte, rechnete stets auf diese Liquidirung, um die ebenerwähnte Schuld, so wie auch andere Schulden, die er in Frankreich gemacht, abzutragen. Bacry's Gläubiger drängten sich aber haufenweise zum Schatze, um wider die Zahlung Einspruch zu thun, durch welche Einsprüche dann die Liquidirung noch complicirter ward.

Als diese Juden in dieser Angelegenheit kein Ende sahen, da ließen sie sich auf verderbliche Manöver ein; sie unterzeichneten Verschreibungen für hunderttausend Franken, die sie für zwanzigtausend Franken weggaben; denn diesen Juden liegt es nur daran, baar Geld in Händen zu haben, um welchen Preis sie zu allem fähig sind. Damals suchte Bacry auch Zutritt bei dem französischen Consul, Herrn Deval, und versprach ihm eine bedeutende Summe, wenn er zur Förderung seiner Liquidirung zu Paris behülflich seyn wollte. Einige wollen wissen, besagter Consul habe baar Geld erhalten, nach Andern aber wären ihm nur Versprechungen gemacht worden. Was mich betrifft, so weiß ich darüber nichts Positives, und wiederhole nur, was darüber im Publicum gesagt worden ist; bekannt ist mir jedoch, daß man in dieser Angelegenheit so sehr intriguirt hat, daß Hussein-Pascha dadurch bewogen ward, zur Beschleunigung dieser Liquidirung persönlich Vorstellungen bei der französischen Regierung zu machen, ohne daß er von den wenig zarten Schritten etwas wußte, die in dieser Sache geschehen waren. Er hatte keinen andern Grund, sich darein zu mischen, als daß Bacry ein Algierer und ein Schuldner des Schatzes der Regentschaft war, welchem letzteren er so zu seinen Fonds zu verhelfen gedachte.

Die Förderung der Liquidirung in Paris betreibend, und in der Hoffnung, die Regierung aus Rücksicht für den Dey zur Bezahlung zu bewegen, hatte Herr Deval versprochen, er würde diesem Souverain in Kurzem die Summe verschaffen, welche Bacry dem Schatze schuldig war. Aber obgleich der Dey dem Herrn Deval die Depesche, welche er zu haben gewünscht, behändigt hatte, war doch nichts von dem, was er versprochen, geschehen; auch hatte der Dey seitdem ohne allen Erfolg neue Depeschen an die französische Regierung und auf verschiedenen Wegen, gelangen lassen. Natürlich mußte der Dey darüber empfindlich werden, daß er von der französischen Regierung keine Antwort erhielt, da es ihm unbekannt war, daß diese von den verschiedenen Anforderungen, die schon an sie ergangen waren, nichts wußte.

Es war der Brauch, daß die Consuln der europäischen Mächte am algierischen Hofe dem Dey am ersten Tage des Bairam einen Etiketten-Besuch abstatteten. Der englische Consul und der französische Consul zankten sich bei solchen Gelegenheiten stets um den Vortritt; um nun jedem desfallsigen Streite ein Ende zu machen, hatte der Dey entschieden, daß er den Einen am Tage vor dem Feste und den Andern an dem festlichen Tage selbst empfangen wolle. Demzufolge fand Herr Deval sich also am Tage vor dem Bairamsfeste ein, um dem Dey in Gegenwart seines gesammten Hofhalts seinen Besuch abzulegen. Dieser Consul sprach das Türkische so schlecht, wie ich das Französische, und kannte weder die Nüancen noch die Zartheit dieser Sprache. Als der Pascha ihn nun, nach beendigter Ceremonie, fragte, wie es zuginge, daß er auf seine vielfachen Depeschen hinsichtlich der Reclamationen des Bacry keine Antwort von der französischen Regierung bekäme, da erfolgte abseiten des Herrn Deval folgende insolente Erwiederung:

„Meine Regierung würdigt einen Mann, wie Ihr seyd, keiner Antwort.“

Man kann wohl zu Gunsten des Herrn Deval sagen, daß er nur aus Unbekanntschaft mit der Sprache sich so ausgedrückt habe; denn kein Franzose von Bildung würde sich eine solche Grobheit gegen den gemeinsten Menschen, vielweniger gegen das Oberhaupt einer Regentschaft erlauben. Bei jeder andern Gelegenheit würde der Dey den Herrn Deval sicher entschuldigt haben, aber Angesichts seines ganzen Hofhalts verletzten diese Worte seine Eigenliebe in einem solchen Grade, daß er die erste Aufwallung des Zorns nicht zu unterdrücken vermochte und dem Consul einen Schlag mit seinem Fächer versetzte. (Dieser Fächer ist von Dattelstroh gemacht.) Hussein-Pascha ist keineswegs ein grober Mensch. Keiner von allen, die ihn kennen, wird ihn einer brutalen Handlung beschuldigen können; ich berufe mich deshalb auf alle fremden Consuls.

Der Consul soll sich diesen Umstand zu Nutz gemacht, und, um sein Benehmen zu bemänteln und seine insolenten Worte in Vergessenheit zu bringen, diesen Fächerschlag in einer dem Dey ungünstigen Weise vorgebracht haben.

Digitized by Google

Was die leidigen Kanonenschüsse betrifft, die auf das Schiff la Provence gefeuert worden, und die, als eine Hauptbeschwerde, den Krieg mit Frankreich herbeigeführt und unsern Untergang beschleunigt haben, so kann ich betheuern, daß Hussein-Pascha nicht darum gewußt hat. Aber es heißt bei uns auf Arabisch: „Was der Diener sündigt, dafür hat der Herr zu büßen." Wenn der Dey einen Mann als Marineminister angestellt gehabt hätte, der dieses Amtes würdig gewesen wäre, so wäre es vielleicht nicht zum Kriege gekommen und das geheiligte Parlamentairerecht nicht verletzt worden. (Die Absetzung dieses Ministers und die über den Chef der Kanoniere, der diese Kanonenschüsse befohlen hatte, verhängte Ungnade, hatten für uns kein Resultat.) Ich hatte mich sogleich zum Aga begeben, um ihn aufzufordern, daß er dem Pascha wissen lassen möchte, ich sey der Meynung, daß die eben begangene Handlung als ein Verrath, als unsern Institutionen, den Gesetzen der Gesellschaft und der Civilisation zuwider, angesehen werden würde.

Um diesen uns zur Last fallenden Flecken abzuwaschen, hätte der Pascha sofort einen Gesandten nach Frankreich absenden müssen, um den Verlauf der Sache zu erklären, unser Unrecht öffentlich einzugestehen, und die Absetzung des Ministers so wie die Ungnade des Obersten der Kanoniere anzuzeigen. In dem Falle, wo die französische Regierung von dem Gesandten eine Explication über das Princip des Krieges verlangt hätte, hätte er sich darauf beschränken müssen, zu antworten: „Meine Mission ist speciell; sie hat nur den Zweck, unser Unrecht einzugestehen und über die Ursachen dieses Unrechts Auskunft zu geben; was die Frage wegen Krieg betrifft, so glauben wir Recht zu haben; inzwischen ist es Eure Sache, bei dem Dey die Vorstellungen zu machen, die Ihr für angemessen haltet, und das Beispiel unserer Unparteilichkeit zu befolgen." Dieser Abgesandte hätte damit endigen müssen, daß er sagte, der Dey halte sich überzeugt, daß die französische Regierung mit der Genugthuung zufrieden seyn würde, die er zu geben den Auftrag habe, und er hoffe, sich wegen der Angelegenheit verständigen zu können, welche von dem Herrn Deval dadurch complicirt worden sey, daß er seine Regierung durch seine Bestechungen und durch das Auffangen der Depeschen des Dey's compromittirt habe.

Wenn die Sache so angefangen worden wäre, so hätte man erwarten dürfen, daß das gute Einverständniß mit Frankreich fortbestanden hätte und daß viel Unglück vermieden worden wäre.

Anecdote aus dem Privatleben Mirabeau's.

(Aus der Revue du Midi.)

(2.)

Fast jedermann kennt jetzt die vorzüglichsten Thatsachen aus dem Leben Mirabeau's, selbst aus seinem Privatleben, das so bewegt und stürmisch war. Dennoch giebt es noch merkwürdige und characteristische Züge in diesem Leben, die nicht bekannt sind und es ist eine Freude für das Publikum, sie zu erfahren.

Mirabeau, wie jedermann weiß, hatte keinen schlimmern Feind, als — seinen eigenen Vater. Der vorgebliche oder vielmehr seyn wollende Menschenfreund war ein geiziger, eifersüchtiger, unnatürlicher Vater. Seine Auslieferung von Holland und seine Gefangenschaft zu Vincennes, die ihm so unheilbringend werden konnten, weil ein Urtheil ihn verdammte, den Kopf zu verlieren, waren zum Theil das Werk des Marquis von Mirabeau.

Endlich hatte der Menschenfreund seinem Sohne den Versöhnungskuß gegeben, d. h. er hatte einen Waffenstillstand in seinen Verfolgungen gemacht. Mirabeau war, um die Bedingungen dieses vorübergehenden Vergleichs zu erfüllen, nach Limousin gegangen; er hatte sich auf einige Zeit bei dem Grafen von Saillant, seinem Schwager, niedergelassen, dessen Gut gleiches Namens einige Meilen von Limoges lag.

Aber die Langeweile plagte ihn oft. Um sie zu verscheuchen und sich, nach seinen Stuben-Arbeiten, Bewegung zu machen, bewaffnete er sich mit einer Flinte, nach Landes-Sitte, steckte ein Buch in seine Jagdtasche und machte so weite Spaziergänge in allen Richtungen. Er kehrte gewöhnlich spät zurück. Die Wirkungen der einbrechenden Nacht gefielen ihm: die schönen Kastanien-Wälder, die das Limousin bedecken, die unermeßlichen Wiesen, wo kräftiges Vieh weidete, die Quellen und Bäche, die in jedem Sinne dieses pittoresque Land durchkreuzen, erhoben seinen Geist und entflammten seine Einbildungskraft.

Gewöhnlich kam er lange nach Sonnen-Untergang, zur Zeit des Abendessens, nach Hause und da, während und nach der Mahlzeit, die sonst so angenehm auf dem Lande war, fanden die Unterhaltungen statt, deren Würze er fast ausschließlich machte, aber wobei er die Kunst besaß, Einwürfe zu veranlassen, um sie dann mit einer logischen Kraft und Energie zu bestreiten, die für ihn eine Uebung seines Genie's und der Beredtsamkeit war und wobei es ihm wenig darauf ankam, ob die Zuhörer sich dafür interessirten.

Damals ging das Gerücht im Lande von einigen Ueberfällen, die in einer gewissen Entfernung vom Schlosse stattgefunden hatten. Vier oder fünf Personen waren, auf der Rückkehr von Märkten, angefallen worden und hatten ihre Börse hergegeben, indem sie lieber eine kleine Summe aufgeopfert, statt sich einem zweifelhaften Kampfe in einem Lande auszusetzen, das von Sümpfen und Gräben durchschnitten und mit dichtem Buschholz bedeckt war, das Räubern so günstig ist. Diese Gerüchte hörten einige Zeit auf, aber begannen bald nachher wieder. Man erhielt keine Aufklärung über die Urheber dieser Unthaten; diejenigen, welche die Opfer davon gewesen waren, hatten nicht gewagt, sie bei der Polizei anzugeben.

Eines Abends kam ein Freund des Grafen von Saillant eine Stunde nach Sonnen-Untergang, auf der Rückkehr von einem Jahrmarkt, an, mit einem so zerstörten Ansehen, daß die Einwohner des Schlosses und die Nachbaren, die sich gerade da befanden, um so mehr überrascht waren, als dieser Herr als ein Spaßvogel und selbst lustiger Gesellschafter ihnen allen bekannt war. Seine Witze hatten sonst selbst die Gewalt, Mirabeau aus seinen Träumen zu wecken und zu erheitern, worauf dieser Landedelmann nicht wenig stolz war. Sein Muth war gerade eben nicht erwiesen: inzwischen sprach er, wie alle Poltrons, oft von seinen Thaten, aber man konnte ohne Rückhalt über seine Siege lachen. Herr von Saillant, neugierig, die Ursache einer solchen Veränderung seines Freundes zu erfahren, zog ihn nach Tische in ein Nebenzimmer bei Seite und suchte ihm sein Geständniß zu entreißen. — Nein, nein, sagte Herr **, Sie würden mir nicht glauben, Sie würden behaupten, daß ich Ihnen ein Mährchen erzählte und wir würden uns vielleicht darüber entzweien. — Ei, erwiderte Herr von Saillant, die Sache ist also ernstlich? Und ich bin bei Ihrer Verstimmung interessirt? — Nicht gerade Sie, aber — Was will dieses aber sagen? Sollte die Frage von Frau von Saillant seyn? erklären Sie sich. — Nicht im Geringsten, Frau von Saillant geht die Sache nichts an, aber — Aber, aber, Sie machen mich ungeduldig mit Ihrem ewigen aber; Sie scheinen mich mit Ihrer Zurückhaltung zum Besten haben zu wollen. Sagen Sie mir, was vorgeht, was Ihnen begegnet ist? — Nichts, gar nichts; es ist vielleicht nur eitle Furcht. — Furcht? und vor was? vor wem? Im Ernst, lieber Freund, lassen Sie mich nicht länger in Ungewißheit. — Sie wollen es? — Ich thue noch mehr, ich fordere es von Ihrer

Digitized by Google

Freundschaft. — Nun wohl, ich bin eine halbe Stunde von Ihrem Schlosse angehalten worden. — Angehalten, wie, durch wen? — Angehalten, wie man einen anhält: man hat auf mich angelegt und meinen Beutel gefordert; ich habe ihn hingeworfen und meinem Pferde die Sporren gegeben; fragen Sie mich nicht weiter. — Warum nicht? ich will alles wissen; haben Sie den Räuber erkannt? — Es war Nacht, ich habe ihn nicht genau erkennen können; ich kann nicht mit Gewißheit sagen — inzwischen schien mir — Was schien Ihnen? Was haben Sie zu sehen geglaubt? — Ich würde niemals wagen, es Ihnen zu sagen. — Sprechen Sie, reden Sie, wollen Sie denn einen Schuldigen der Gerechtigkeit entziehen? — Nein, aber wenn nun der Schuldige — Und wenn er mein Sohn wäre, so fordere ich, daß Sie mir ihn nennen. — Nun, ich habe Ihren Schwager zu erkennen geglaubt. — Mirabeau! — Ihn selbst, aber ohne Zweifel habe ich mich getäuscht und wie ich Ihnen sagte, die Furcht — Es ist nicht möglich. — Nein, gewiß nicht. — Mirabeau Sie angehalten, unmöglich; ja, ja, Sie haben sich getäuscht. — Gewiß. — Sprechen wir denn nicht mehr davon; kehren wir zur Gesellschaft zurück, seyn Sie heiter, wie gewöhnlich. — Seyn Sie ruhig, ich werde mir nichts merken lassen. — Beide traten, kurz nach einander, wie nach einer zufälligen Abwesenheit, wieder in den Saal.

Herr ** gewann wirklich seinen gewöhnlichen Ton in der Unterhaltung wieder. Herr von Saillant bemühte sich aber vergebens, unbefangen zu scheinen; der Gedanke an das, was er erfahren, verließ ihn nicht. Er sachte von Neuem an seinen Freund zu kommen und nach vielen Fragen kam er mit ihm überein, daß Herr ** ohne Affectation der Gesellschaft von einer Partie, zu welcher er für einen bestimmten Tag eingeladen sey, erzählen sollte, hinzusetzend, daß er nachher auf dem Schlosse Saillant zu übernachten und gegen neun Uhr Abends einzutreffen gedenke. Die Gelegenheit ergab sich nach Wunsch, daß Herr ** die Notiz gesprächsweise hinwerfen konnte, wobei er es so einrichtete, daß es Herr von Mirabeau hören mußte, der in diesem Augenblicke mit dem Pfarrer des Ortes Schach spielte.

Acht Tage nachher (es war in der Zwischenzeit ein Pachter angehalten worden) kam Herr ** im Schlosse, ein wenig später als er versprochen, an. Herr von Saillant fuß und stand auf Dornen. Mirabeau war noch nicht nach Hause: das Wetter war stürmisch, der Himmel von Blitzen zerrissen. Der Regen stürzte in Strömen herab. Das Schloßthor öffnet sich und Herr von Saillant eilt herbei: der Ankommende ist der mit Ungeduld erwartete Freund. Kaum steigt er vom Pferde und bevor noch der Stallknecht herbeikommt, bestürmt ihn Herr von Saillant schon mit Fragen; nun, antwortet dieser, ich bin wieder angefallen worden, und er war es wirklich, ich habe ihn heute deutlich erkannt. — Als das Pferd abgeführt war, erzählt Herr ** den Hergang ausführlicher. Man hatte ihm, wie das erstemal, befohlen, seinen Beutel von sich zu werfen. Der Mensch, der ihm dieses zurief, stand hinter einem dicken Baume. Ein Blitz hatte die Hälfte der Person erleuchtet. Als Herr ** hierauf das Pferd gegen ihn gewendet, war der Räuber einige Schritte zurückgewichen und hatte ihm, auf ihn anlegend, mit starker Stimme, so daß er sie nicht verkennen konnte, zugerufen: Setzen Sie Ihren Weg fort oder Sie sind des Todes. Ein neuer Blitz hatte ihn Herrn von Mirabeau, der sich schon durch die Stimme verrathen, ganz unzweifelhaft erkennen lassen. Fürchtend, daß er wirklich Feuer geben möchte, wenn er weiter sich im näherte, hatte er sein Pferd gewendet, und war nach dem Schlosse geeilt.

Herr von Saillant empfahl seinem Freunde das tiefste Schweigen über Alles und besonders, nicht bestürzt zu scheinen. Dieser trat in den Saal und Herr von Saillant befahl seinem Kammerdiener, ihn zu benachrichtigen, wenn Mirabeau nach Hause käme, ohne es ihm jedoch merken zu lassen und überhaupt ohne die geringste Aufmerksamkeit zu erregen. Eine halbe Stunde nachher kehrte Mirabeau sehr durchnäßt zurück. Er ging auf sein Zimmer, befahl, ihm das Abendessen dahin zu bringen und seinem Schwager zu sagen, daß er nicht zu Tische käme, und legte sich nach dem Essen unmittelbar zu Bette.

Im Salon speiste man wie gewöhnlich. Nur Herr ** affectirte ein wenig mehr Lustigkeit wie gewöhnlich. Nachdem sich jedermann zurückgezogen, ging Herr von Saillant allein auf das Zimmer seines Schwagers. Er fand ihn in tiefem Schlafe und mußte ihn stark schütteln, um ihn zu wecken. — Wer ist da? Nun, was ists? Was wollen Sie? rief Mirabeau, als er die Augen öffnete und seinen Wirth erkannte, der ihn mit zornigen Blicken ansah. — Was ich will? kannst Du das noch fragen? Ich will Dir sagen, daß Du ein Elender bist. — Sehr schmeichelhaft, in der That. Es lohnte wohl der Mühe, mich zu wecken, um mir Beleidigungen zu sagen. Packe Dich fort und laß mich schlafen. — Kannst Du schlafen nach so gräßlicher Handlung? Sprich, wo hast Du den Abend zugebracht? Warum bist Du nach der Rückkehr nicht zu Tische gekommen? — Ich war naß, ermüdet, das Gewitter hatte mich überrascht. Bist Du damit zufrieden? Mache, daß Du fortkommst und laß mich schlafen. Soll ich die ganze Nacht mit Dir plaudern? — Du sollst mir Dein seltsames Betragen erklären. Du hast Herrn ** eine halbe Stunde von hier angehalten. Es ist das zweitemal, daß dies geschieht, ich darf nicht mehr zweifeln: er hat Dich erkannt. Du bist also ein Straßenräuber geworden? — Wäre es nicht Zeit gewesen, mir alles das morgen früh zu sagen? Und wenn es denn wahr wäre, daß ich ihn angehalten, was würde daraus folgen? — Daß Du ein Elender bist! — Und daß Du ein Narr bist, mein lieber Saillant. Denkst Du, daß ich den armen Krautjunker angehalten habe, um ihm sein Geld zu nehmen? Ich habe ihn auf die Probe stellen wollen und mich zugleich mit. Ich habe den Grad der Entschlossenheit kennen lernen wollen, der nöthig wäre, um sich in förmlichen Widerstreit mit den heiligsten Gesetzen der Gesellschaft zu stellen. Die Probe ist gefährlich; ich habe sie mehreremale gemacht und bin zufrieden mit mir gewesen; aber Dein Freund ist nichts als ein Poltron. Nimm diesen Schlüssel, fügte er hinzu, auf den auf seinem Leuchter liegenden Pultschlüssel zeigend, öffne mein Bureau und bringe mir das zweite Fach darin zur Linken. Saillant, überrascht von solcher Kaltblütigkeit und von einer unwiderstehlichen Gewalt hingerissen, denn Mirabeau sprach mit Festigkeit, ging sofort, die Schublade zu holen. Sie enthielt, in besondere Papiere gewickelt, neun Beutel, die einen von Leder, die andern von Seide. Jedes Paquet führte ein Datum: es war der Tag, an welchem der Beutel geraubt worden und die Zahl der Summe, die er enthielt. „Du siehst," sagte Mirabeau, „daß ich von meinen Expeditionen keinen Gewinn habe ziehen wollen. Man muß nicht furchtsam seyn, mein lieber Freund, um jemanden auf der Landstraße anzufallen. Ein Soldat hat nicht so viel Muth nöthig, um sich in Reihe und Glied zu schlagen. Du bist nicht der Mann, der mich begreift; ich will also nicht versuchen, mich verständlich zu machen. Sage mir aber, lieber Saillant, wenn Du Dein Regiment ins Feuer führst, um eine Provinz zu erobern, auf welche derjenige, den Du Deinen Herrn nennst, nicht das geringste Recht hat, meynst Du da eine bessere Handlung als die meinige zu begehen, als ich Deinen Freund anfiel und seinen Beutel forderte? — Ich gehorche, ohne zu vernünfteln. — Und ich, ich raisonnire, ohne zu gehorchen, wenn mir der Gehorsam der Vernunft zu widersprechen scheint. Ich studiere alle sociellen Lagen und Stellungen, um sie würdigen zu können. Dabei umgehe ich selbst diejenigen nicht, die in förmlicher Opposition mit der bestehenden Ordnung sind, denn die bestehende Ordnung ist nur eine Uebereinkunft, die man ändern kann, wenn man einsieht, daß sie

Digitized by Google

schlecht ist. Ein solches Studium ist gefährlich, aber es ist dem nothwendig, der den Werth der Menschen und der Dinge gründlich kennen lernen will. Du lebst innerhalb des Gesetzes, mag es gut oder schlecht seyn; ich aber studiere es und suche die nöthige Kraft zu erlangen, um es zu bestreiten, wenn es schlecht ist und die Zeit dazu gekommen seyn wird. — Du willst also einen Umsturz (des Bestehenden)? — Ich will ihn weder, noch wünsche ich ihn selbst; aber wenn die öffentliche Meynung ihn bewirkt, so werde ich ihn mit allen meinen Kräften unterstützen und in diesem Falle wirst Du von mir sprechen hören. Adio! ich verlasse Dich morgen; aber nun sey so barmherzig und laß mich schlafen."

Herr von Saillant, ganz versteinert, ging ohne ein Wort zu sagen und am frühen Morgen des folgenden Tages war Mirabeau schon unterwegs, um nach Paris zu gehen, wo neue Ereignisse ihn bald nöthigen sollten, in die Provence zurückzukehren. *)

Gemälde des ottomannischen Reiches.

(2.)

In einer Rede, welche (der als Dichter berühmte) Herr A. Lamartine in der Deputirten-Kammer über die orientalische Frage gehalten hat, findet man folgende interessante Details über die moralische und materielle Lage des türkischen Reichs, denen die neuerliche Reise des Verfassers in jenen Ländern um so mehr Autorität giebt, als er sichtlich die dichterische Phantasie mit der Ruhe des nüchternen Beobachters zu zügeln gestrebt hat und an seinem Willen, Wahrheit zu sagen, mindestens nicht zu zweifeln ist.

Wenn man von einer Nation, von einem Kaiserreich, von einem unermeßlichen Staate sprechen hört, der mit seinem Namen die beiden schönsten Theile von Europa und Asien bedeckt und der mehr als die Hälfte des Littorales des mittelländischen umfaßt, so geben uns die Worte: Nation und Reich, natürlich den Begriff von etwas Analogem mit dem, was wir darunter verstehen. Man denkt sich ein Vaterland, Familien, Eigenthum und angebautes Land, durch die Hand des Menschen verschönert; man sieht im Geiste permanente Wohnungen, wo eine Familie sich vermehrt und der andern folgt, eine Verwandtschaft des Menschen mit dem Boden, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, und daher das Gefühl des Eigenthums, zweite Natur des socialen Menschen, woraus denn das fernere Gefühl collectiven Eigenthums entspringt, das wir Vaterlandsliebe nennen. Irrthum über Irrthum! Nichts von Allem dem existirt in der Türkei. Einige auf den Boden verpflanzte Horden, die nie darin Wurzel fassen, wie unsere Bevölkerungen des Occidents, Völkerstämme, verschieden in Namen, Sitten, Ursprung und Religion, die einen in die Wüsten Arabiens oder Aegyptens geworfen, die andern auf den Gipfeln des Libanons und des Taurus hausend; hier, in den Einöden des innern Syriens, Aleppo oder Damascus, diese beiden großen Caravanserails an den Gränzen der Wüste von Bagdad, für die Caravanen von Indien; dort in den fruchtbaren Thälern Macedoniens und Thraciens, Griechen, Araber, Armenier, Bulgaren, Juden, Druzen, Servier — da und dort lebend, wohin der Wind des Schicksals sie geführt, ohne Gedanken, ohne Anhänglichkeit, ohne Sitten, ohne Gesetze, ohne Religion, ohne gemeinschaftliches Vaterland, heute unterworfen, morgen in Aufstand. Constantinopel schickt wechselsweise Pascha's, um die Todesstrafe zu erleiden oder zu vollstrecken, ohne eine andere Mission, als diesen Bevölkerungen die precairen Hülfsmittel zu entreißen, die sie durch harte Arbeit sich errungen und um die Wüste um sie her zu erhalten, durchstreifen zuchtlose Banden, unter dem Namen von Soldaten, Provinzen, deren zerstreute Bewohner bei ihrer Annäherung fliehen; herumirrende Völkerstämme, heute da, morgen dort, damit die Tyrannei nicht wisse, wo sie sie fassen soll; Ebenen ohne Pflug, Meere ohne Schiffe, Flüsse ohne Brücken, Güter ohne Besitzer, Dörfer von Lehm und Flechten gebaut, eine Hauptstadt von Holz — Ruinen und Jammer von allen Seiten: das ist das ottomannische Kaiserreich. Mitten in diesen Resten, in diesem Elend, das sie geschaffen haben und ohne Unterlaß erneuern, einige tausend Türken in den Städten concentrirt, unthätig und muthlos, niemals arbeitend, elend lebend von den gesetzlichen Plünderungen, durch welche sie sich die Frucht der Arbeit der fleißigen christlichen Bewohner zueignen — das sind die Bewohner und die Herren dieses Reiches. Und dieses Reich ist allein ganz Europa gleich: sein Himmel ist schöner, sein Boden fruchtbarer, seine Häfen größer und sicherer, seine Erzeugnisse kostbarer und mannichfaltiger; es enthält 60,000 französische Quadrat-Meilen.

Will man nun seine militairische und politische Lage kennen lernen? Hier ist sie: Die Wallachei und die Moldau erkennen nur dem Namen nach seine Souveraimität an und sind, unter russischem Schutze, fast unabhängig. Servien, das allein mindestens den dritten Theil der europäischen Türkei bildet, mehrmals empört und von Christen bewohnt, hat seine Trennung und seine Unabhängigkeit unter der Regierung des Fürsten Milosch definitiv beschlossen und erlangt, eines geschickten und muthigen Patrioten, würdig, ein Volk zu befreien und zu civilisiren. Die Bulgaren, die die beiden Seiten des Balkans mit ihren großen und zahlreichen Dörfern bedecken, und die sich bis in die Umgegend von Adrianopel ausdehnen, ein zahlreiches, redliches und arbeitsames Volk, verstatten nur wenigen Türken den Zugang in ihre Mitte und streben dahin, sie ganz zu vertreiben. Die Gebirge von Macedonien sind von Griechen, Albanesern und Arnauten bevölkert, die größtentheils auch Christen sind und sich bei jeder günstigen Gelegenheit erheben, um die stürmische Freiheit zu erobern, wovon Morea ihnen das Beispiel giebt. Morea und Negropont sind schon völlig befreit, unter der Vormundschaft der europäischen Mächte; die Ebenen von Adrianopel bis Constantinopel sind ganz entvölkert; man findet oft auf eine Tagereise weit nur einige verödete Khans, oder verfallene Flecken von Türken und Griechen bewohnt. Die Griechen allein bebauen einige Felder, die man ihnen in der Umgegend dieser Schutthaufen überläßt.

Was die Inseln des Archipelagus anbetrifft, so besitzen die Engländer die sieben ionischen Inseln, die Griechen haben alle diejenigen, die auf ihrer Seite liegen, unter ihre Botmäßigkeit gebracht; die beiden schönsten, Candia und Cypern-Candia, gehören dem Pascha von Aegypten; das eigentliche Cypern ist den Türken geblieben, aber diese Besitzung von 80 französischen Meilen Länge und 20—25 Breite, gut anzubauen, fruchtbar an tropischen Erzeugnissen, nährt nur eine Bevölkerung von 25—30,000 cypriotischen Griechen, von einigen hundert Türken beherrscht. Aufstände brechen öfters da aus und nichts hindert die Bewohner, ihre Unabhängigkeit zu proclamiren, als der Mangel an Verbürgung, sie behaupten zu können. Rhodos ist in demselben Falle; Stanchis, Mytilene, Chios, alle von Griechen bevölkert, sind zur Unterwürfigkeit unter die Pforte nur seufzend zurückgekehrt und Samos widersteht noch allein den Flotten des Großherrn.

Der größte Theil von Klein-Asien, dessen Küsten allein bewohnt sind, das unermeßliche Caramanien, das vormals mehrere Königreiche in sich

*) Diese Anecdote gehört zu denen dem Herrn von Salizane, General-Advocaten des Parlaments der Provence, mitgetheilten Notizen, als dieser in dem Scheidungs-Processe Mirabeau's mit seiner Frau (gebornen Marignagne) gegen ihn sprechen mußte. Man hatte sie ihm im Interesse der Madame Mirabeau gegeben, um vor den Richtern die Moralität des Mannes zu charakterisiren und in ein eben nicht günstiges Licht zu stellen.
Anm. des Verf.

Digitized by Google

schloß, bietet jetzt nur noch Wüsten dar. Da findet sich inzwischen doch noch die mahomedanische Bevölkerung in den größten Massen. Aber wenn man Brussa, Smyrna, Konieh und Kutaya ausnimmt, vier große Städte, wo die türkische Bevölkerung vorherrscht, so ist der Rest in der Gewalt der Turkomannen, eines wilden, heerumschweifenden Stammes, welcher die Seiten des Berges Taurus bewohnt, sich da vor der Tyrannei des Pascha's birgt und von Zeit zu Zeit herabsteigt, mit seinen Banden die Ebenen zu verwüsten, wenn man sie ihnen streitig macht. Man wird einen Begriff von der Festigkeit des Nationalbandes erhalten, welches diese Länder und diese Städte an die Hauptstadt knüpft, wenn man weiß und erwägt, daß im letzten Kriege zwei Offiziere, die Ibrahim Pascha funfzig Stunden weit nach Smyrna schickte, die Anerkennung seiner Autorität in dieser Stadt von hunderttausend Seelen bewirkten und daß alle Völkerschaften Caramaniens nicht einen Soldaten gegen ihn stellten. Syrien, dieser Garten der Welt, ist noch das schönste und fruchtbarste Land des Orients. Die nomadischen und ackerbauenden Araber, die Druzen, die Metualis, die Maroniten und die Muselmanen, die syrischen Griechen leben da und theilen sich darein; die Türken machen kaum den zwanzigsten Theil der Bevölkerung aus. Die Städte des Littorales, Alexandrette, Larakia, Tripolis, Bayrath-Saide, Jaffa und Gaza, zählen viele Christen unter ihrer Einwohner.

Fast der ganze Libanon ist in der Gewalt der Maroniten, einer arabischen und katholischen Nation von zwei Millionen Menschen, die durch ihren Muth und ihre Tugenden eine factische Unabhängigkeit errungen hat, die Land besitzt und anbaut, den Handel und die Civilisation liebt und die, glaube ich, der Keim einer rechtlichen Race seyn und diesen Theil der Welt einst beherrschen wird. Sie erkennt die Hoheit des Groß-Emirs der Druzen, des Emirs Beschir, an, eines politischen und kriegerischen Greises, den die Türken und die Aegyptier gleichsehr geschont haben, der durch einen einzigen Befehl 50,000 Streiter ausheben kann, der wechselsweise Aleppo, Damascus, Jerusalem und die Küsten zittern macht und hernach in seinen Pallast von Pleden oder Dachel-el-Kamar, im Herzen seiner Herrschaft, eine unzugängliche Festung von hundert Stunden im Umkreis, zurückkehrt. Er gehorcht den Türken nur ungefähr, wie mächtige Vasallen des Mittelalters ihrem Lehnsherrn gehorchten. Damascus schimmert in der Mitte der Wüste öde und isolirt stehend. Seine Bevölkerung ist türkisch, aber sie schließt doch hunderttausend christliche Armenier und viele Juden in sich. Der Rest des Gebietes ist mehr eine Beute als der Besitz arabischer Stämme, unabhängiger Zweige der großen muselmannischen Familie, die nach dem wechselnden Zwecke ihrer Raubgier oder ihrer Laune von einer Herrschaft unter die andere übergehen.

Jerusalem erhebt sich an den Gränzen Syriens, zwischen dem steinigen Arabien und den Wüsten Aegyptens, eine arme, ohnmächtige, an jedes Joch gewöhnte Stadt, gemeinschaftlicher Mittelpunct aller christlichen Secten und zugleich auch heilige Stadt für die Muselmänner, die Osmanns Moschee auf die Grundlage von Salomons Tempel gebaut haben; dann kommt Aegypten. Da sieht man in diesem Augenblicke einen der wunderbarsten Auftritte der vorübergehenden Dramen des Orients. Man kennt die Empörung Mehemet-Ali's und den Ruhm seines Sohnes Ibrahim, große Männer alle beide, der Vater durch die Politik, der Sohn durch sein Schwerdt. Ich war Zeuge von des Letzteren Triumphen; ich sah, wie er die Mauern von Jaffa *) stürzte, die Napoleon selbst nicht hatte erschüttern können, wie er als Eroberer ganz Syrien durchzog, Damascus und Aleppo unterwarf, zweimal die beiden letzten Armee'n des Sultans zerstreute, den Großvezier gefangen nahm und, nur einige Tagemärsche von Constantinopel, allein von einem Briefe eines europäischen Gesandten (?) sich aufhalten ließ. Er würde ohne Hinderniß eingerückt seyn, in der Hauptstadt selbst triumphirt und da eine neue, obwohl von den Gesetzen und Sitten verschmähte, Dynastie gegründet haben. Der ganze Orient schwieg vor ihm, wie vor Alexander, aber ein Wort des Abendlandes hielt ihn auf; er wich zurück und ließ sein Werk der Macht und des Ruhmes unvollendet. *) Dieser Zug allein beweist die Gewalt der Civilisation über die Barbarei: selbst die triumphirende Barbarei fühlt ihre Schwäche. Das spricht deutlich aus, was Europa thun kann, wenn es Einsicht und Gefühl seines Berufs hat. — Ibrahim civilisirt nicht, er siegt, er erobert nur; er unterwirft durch Genie und Kühnheit zitternde Völkerschaften, denen der Name ihres Unterdrückers nicht imponirt. Er beschäftigt sich nur mit seinen Soldaten; er kennt keine Administration als für seine Armee: alles bleibt in Aegypten und Syrien auf demselben Fuße der Barbarei, wie vor seiner Herrschaft. Er gleicht einem glänzenden aber vorübergehenden Meteor, das nicht begründet, sondern verheert und wird bei seinem Tode nur die Sagen und die Blendung eines Meteors hinterlassen. Seine Eroberungen erklären die Alexanders. In Ländern, wo weder Nationalität, noch Eigenthum, noch Vaterland ist, findet der Eroberer nur Sclaven, die dem Sieger immer huldigen.

Man sieht aus diesem flüchtigen Gemälde, daß das türkische Reich kein Reich ist, sondern eine unförmliche Agglomeration verschiedener Volksstämme ohne Zusammenhang unter sich, ohne gemeinschaftliches Interesse, Sprache, Gesetze, Religion und Sitten und ohne Uebereinstimmung und feste Begründung der Gewalt. Man sieht, daß es die umfassendeste constituirte Anarchie ist, wovon politische Phänomene nur jemals ein Vorbild dargeboten haben. Man sieht endlich, daß der Lebenshauch, der es beseelte, der religiöse Fanatismus, entwichen ist; daß seine unheilbringende und blinde Administration den Stamm der Sieger selbst aufgerieben und daß die Türkei untergeht aus Mangel an Türken!

*) Soll wohl heißen Acre, denn Jaffa hatte Napoleon allerdings erstürmt; ersteres aber zu erobern, war Ibrahim vorbehalten. Anm. d. Red.

*) Hier scheine die National-Eitelkeit Herrn Lamartine etwas zu weit geführt zu haben; außerhalb Frankreichs hat man eher gefunden, daß Admiral Roussin, auf welchen doch wohl diese Stelle geht, sich bei dieser Gelegenheit ein Dementi gegeben und sich mehr lächerlich als wichtig gemacht habe. Nach unserer Meynung kommt Frankreich jetzt mit seinen wörtlichen und factischen Demonstrationen in den orientalischen Angelegenheiten zu spät. Glaubte man einmal noch an einen möglichen Bestand des türkischen Reiches, als Gegengewicht im Orient gegen die russische Uebermacht, und wollte seine Unabhängigkeit erhalten, so mußte man Ibrahim nicht über Acre hinauskommen lassen, damit dem Sultan eine festgewurzelte und unantastbare Zufluchtsstätte in Asien bleibe, wenn die nicht mehr so zu nennende Hauptstadt bedroht wäre, oder Frankreich mußte Ibrahim selbst den Weg nach Constantinopel bahnen und auf den von Mahmud feig aufgegebenen Thron des großen Selim setzen. Statt dessen aber beschränkte es sich auf Declamationen, die Hände in den Schooß gelegt und warf, durch lächerliche Rodomontaden seines Gesandten ohne Flotte und ohne Armee, den Sultan selbst in die Arme Rußlands, das thörigt, ja selbst grausam gehandelt haben würde, die unverlangten Vortheile zu verschmähen, die ein verlorener Fürst um den Preis der einzigen augenblicklichen Rettung freiwillig entgegenbrachte.

Was übrigens das Stillstehen Ibrahims auf dem Wege nach Constantinopel und seine Entsagung auf diese Eroberung betrifft, so mögen doch wohl noch andere sachliche Gründe als diplomatische Briefe vorhanden gewesen seyn. Angenommen selbst, daß der triumphirende Einzug in Constantinopel ihm, nebst allen dazu nöthigen materiellen Mitteln, vor der Ankunft der Russen, so unzweifelhaft zu Gebote gestanden hätte, wie Herr Lamartine versichert, so ist es eine zweite Frage, ob die Hauptstadt und ein verhältnißmäßiges Gebiet auf der europäischen Seite des Bosphorus auch eben so leicht zu behaupten waren. Wir glauben, daß Ibrahim die Zeit noch nicht für gekommen hielt, ohne deßhalb den Plan darauf aufgegeben zu haben. Ob eine solche günstige Gelegenheit sich ihm wieder darbieten werde — ist eine Frage, die, im Schooße der Zukunft ruhend, uns hier zu weit führen würde. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 888. Hamburg. Sonnabend, den 25. Januar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Erinnerungen aus der Revolution.

Von

Charles Nodier.

(N.)

Saint-Just und Pichegeu.

(Beschluß.)

Er that, als hätte er mich nicht verstanden, und fuhr fort:

— Ich kam zu Coblenz an, wo man mich nach meiner Familie fragte. Ich zeigte auf meinen Degen, da lachte man mir ins Gesicht und kehrte mir den Rücken zu. Das Recht, dem Könige zu dienen, ward mir nicht positiv gegeben; ich nahm es mir verstohlen. Der Feind zapfte mir Blut ab. Dies war vonnöthen, um meine Kränkungen abzuwaschen. Ich trat, den rechten Arm in der Binde, wieder in die Welt auf, man nahm aber nur mit der Bemerkung Notiz davon, ich würde noch lange nicht im Stande seyn, im Vingt-et-un die Bank zu halten. Von allen meinen Illusionen blieb mir keine mehr als die Liebe, und auch die Liebe schlug den Weg der übrigen ein: ein heillos dienstfertiges Schreiben kündigte mir an, daß meiner Braut die Geduld vergangen sey, den nahen Triumph der Monarchie abzuwarten; sie habe einen Strohjunker geheirathet, der seine Ahnen dutzendweise und seine Ridicules nach Millionen zählt. Ueber die Großen und über die Weiber etwas zu spät enttäuscht, besann ich mich nicht einen Augenblick, nach Frankreich zurückzukehren, das mir trotz seiner Uebertreibungen und seiner Ausbrüche der Wuth doch lieb geblieben war. Ich bin vor drei Tagen dahin zurückgekehret; das ist alles.

Ich war froh, daß er am Ende war. „Ei," sagte ich zu ihm, „verschließen Sie in die tiefsten Tiefe Ihres Herzens alle die Umstände dieser Erzählung, deren furchtbare Folgen Sie nicht ahnen, weil Sie durch Ihre Abwesenheit dasjenige aus dem Gesicht verloren haben, was bei uns vorgeht. Wenn der Bürger Brüat, den Sie dort vor uns sehen, ein einziges Wort gehört hätte, so würde Ihre Indiscretion Ihnen theuer zu stehen kommen."

— Meynen Sie, Freund? antwortete der Emigrant, noch lächelnd; ha! nicht theurer, das schwöre ich Ihnen, als ich es will.

„Wie so?" rief ich aus, „wie meynen Sie das?"

— Ich werde in der Redoute zu Hohenheim sterben, antwortete er, und wenn ich nicht irre, so sehe ich diese schon.

Indem er diese Worte sprach, hatte er durch eine plötzliche Bewegung sich beide Flügel seines Mantels über die Schulter geworfen und ich gewahrte nun, daß ihm die Hände gebunden waren.

Die Escorte setzte ihren Marsch fort, aber ich folgte ihr nicht. Ich war, von Erstaunen und von Schreck versteinert, auf meiner Stelle geblieben.

Einige Augenblicke später ward ich aus meiner Betäubung gerissen: ein Knall verkündigte mir, daß er nicht mehr unter den Lebenden sey.

Dergleichen Hinrichtungen fielen tagtäglich auf Pistolenschußweite vom Hauptquartiere vor. Am nächsten Tage war ich fast Zeuge derjenigen vom General Eisenberg und seines Stabes, und ich muß ein wenig in der Zeitordnung anticipiren, um nicht Dinge zu trennen, die in so naher Berührung mit einander stehen. Der General Eisenberg war, wie dies schon sein Name verräth, ein gedienter Krieger aus der Schule des alten Luckner. Man sagte, er habe den Parteigänger-Krieg mit einigem Glücke geführt, die Operationen seines Armee-Corps hätten dem aber nicht ein einzigesmal entsprochen. Der letzte Unfall, den er erlitten, ward im Allgemeinen einer unverzeihlichen Nachlässigkeit zugeschrieben, die als Verrath galt. Alle seine vorgeschobenen Truppen waren in ihren Quartieren überfallen worden, während er in dem seinigen friedlich schlummerte, und er nebst vielen höheren Offizieren waren nur mit genauer Noth dem nachsetzenden Feinde entgangen; aber es wäre für die Armen besser gewesen, den Oesterreichern in die Hände zu fallen, als der erbarmungslosen Republik in die Klauen zu gerathen. Saint-Just hatte sie in seinem Zorn dem expeditiven Kriegsgerichte zugesandt, welches man die außerordentliche Militair-Commission nannte, und diese außerordentliche Militair-Commission sandte sie wieder nach der Hohenheimer Schanze, wo, wie schon gesagt, in der Regel die letzte Scene dieser blutigen Tragödien gespielt ward. Vierzehn Angeklagte, aus welchen die flüchtige Cavalcade bestanden, erschienen vor Gericht. Vierzehn Verurtheilte zogen am folgenden Tage, so wie dieser anbrach, der verhängnißvollen Redoute zu. Der Ausspruch des Gerichts hatte selbst zweier Stallknechte nicht verschont, Leute, die selten für die Mißgriffe in der Strategie verantwortlich gemacht werden und die es einer guten Logik zufolge auch nie sollten. Es war eine strenge Jurisprudenz!

Die Ortslage hatte uns bis dahin diesen scheußlichen Apparatus verborgen; aber es handelte sich darum, an diesem denkwürdigen Tage einen Schlag zu thun, der bis ins Herz der Armee wiederhallte. Die Delinquenten sollten, zwei und zwei zusammengebunden, vor allem, was wir an Soldaten um unsere Station hatten, vorbeigeführt werden, und die gerichtliche Massacrirung eines Stabes war ein so gutes Exempel für einen Stab, daß man es für gut befunden hatte, dem unseligen die ersten Honneurs dieses brüllenden Schauspiels zu machen. Pichegru nahm, wie er das gewohnt war, stehend und in Eile, mitten unter seinen Adjudanten sein Frühstück ein, während die Pferde gesattelt und gezäumt wurden und die meisten schon vor Ungeduld und ihres Herrn gewärtig in den Boden scharrten. Plötzlich drang ein tosendes Geräusch bis zu uns, und ich war keiner der Letzten, die da eilten, zu sehen, was es zu bedeuten habe. Dies zu errathen, ward mir nicht schwer, als ich den mörderischen Zug erblickte, der sich auf dem Platze deployirte, nur daß er in der Zahl, in der Haltung und in der Feierlichkeit bei weitem denjenigen übertraf, der zwei Tage zuvor den Franc-Comtoiser getödtet hatte. Ich wollte mich Anfangs zurückziehen, ward aber plötzlich durch eine unüberwindliche

Digitized by Google

Neugierde zurückgehalten, als ich ein betäubendes Gelächter aus der Menge vernahm, welches das Geräusch der Waffen und das verworrene Gesumme der Volksmasse übertönte. Es war dieses jedoch nicht die insultirende Trunkenheit einer wilden Freude, der Cannibalen würdig, welche den Scheiterhaufen ihrer Feinde umtanzen, und die man nur zu oft bei den revolutionairen Hochgerichten ausbrechen sah; es war der Ausbruch einer natürlichen Lustigkeit.

Unter den obscuren Verurtheilten, welche mit ihrem General zur Hinrichtung gingen, befand sich ein junger gascognischer Chirurgenmajor, dessen unversiegbare Lustigkeit es in närrischen Einfällen mit den ausgezeichnetesten Witzbolden aufgenommen haben würde, ein wahrer Lustigmacher des Regiments, der überall Stoff zum Lachen fand, der über alles lachte, und der zu seiner großen Freude nun auch dem Tode eine lächerliche Seite abgewonnen hatte. Nie war er in seinen Albernheiten fruchtbarer, in seinen Lazzis grotesker gewesen, und man ward von dieser Expansion, die nichts Erzwungenes, nichts Zugestutztes, nichts Erkünsteltes hatte, die nur eine Organisation bekundete, über welche die Furcht keine Gewalt hatte und die unempfindlich gegen den Schmerz war, fortgerissen, man mochte wollen oder nicht.

Pichegru hatte sich gleich den übrigen maschinenmäßig dem Fenster genähert. Als er sah, daß es sich um eine Hinrichtung handelte, trat er zwei oder drei Schritte zurück; aber der General Eisenberg rief ihn mit kräftiger Stimme an, und nun blieb er stehen, um ihn anzuhören.

„Lebe wohl, Pichegru!“ sagte Eisenberg mit einer Energie, deren deutsche Betonung dem Ausdruck keinen Eintrag that. „Ich gehe zum Tode und lasse Dich mit Freuden auf dem Gipfel der Ehren zurück, auf den Dein Muth Dich gestellt hat; ich weiß, daß Dein Herz meiner durch das Kriegsglück verrathenen Loyalität Gerechtigkeit wiederfahren läßt und daß es insgeheim mein Unglück bedauert. Ich möchte, daß ich Dir, indem ich Dich verlasse, ein besseres Ende prophezeihen könnte, als es das meinige ist; aber gieb Dich dieser Hoffnung nicht hin. Das Volk, dem Du Deinen Arm geliehen hast, ist nicht spärlich mit dem Blute seiner Vertheidiger, und wenn das fremde Eisen Deiner schont, dürftest Du vielleicht dem Eisen der Henkee nicht entgehen. Der Himmel möge Dich, Freund, vor der Eifersucht der Tyrannen, vor der Verläumdung der Boshaften und vor der falschen Gerechtigkeit der Mörder bewahren. Lebe wohl, Pichegru! — Vorwärts!“

Pichegru grüßte ihn mit der Hand, machte das Fenster zu, kehrte ins Zimmer zurück und ging zweimal darin auf und nieder, ohne jemandem ein Wort zu sagen.

„Ich gäbe meine schönste Meerschaumpfeife daeum,“ sagte er endlich, „wenn ich mich des Namens des griechischen Autoren entsinnen könnte, dee über die Weissagungen der Sterbenden gesprochen hat.“

— Es ist Aristophanes, General, antwortete ich sofort; es heißt bei ihm nach der Uebersetzung meiner alten Grammatik, wie folgt:

„„Die eisgrauen Sterbenden haben einen sibyllischen Geist.““

„Schon recht,“ erwiederte Pichegru, indem er mich liebkosend auf die Wange klopfte, „eine Pfeife ist Dir nichts nutz, aber ich will Dir was anderes geben und in zwei Jahren einen Degen. — Kommt, Kinder,“ fuhr er dann, sich zu seinen Offizieren wendend, fort, „wir haben heute noch einen tüchtigen Weg zu machen, denn ich rechne darauf, meine Vorposten nach Druſenheim vorzuschieben. Das Würgen zu Straßburg habe ich satt, und es verlangt mich, das Quartier zu wechseln. Was den Tod betrifft, das sagt überall nur wenig, und auf dem Schlachtfelde ists damit eine Lust.“

Warum habe ich nicht die Mauer durchbrechen können, die uns in seinem letzten Gefängnisse schied, und die Mittheilung seines letzten Gedankens empfangen! Man wird es mir schwerlich ausreden können, daß ihm nicht in jenem Augenblicke der General Eisenberg in Erinnerung gekommen sey, wie der vertraute Geist des Brutus in seinem Zelte auf den Feldern Philipps, um ihn zu mahnen, daß seine Stunde geschlagen habe und daß er aufbrechen müsse.

Ich komme wieder zurück auf meine Ankunft zu Hohenheim. Der Staab war seühzeitig aufgebrochen. Der Kanonendonner ertönte längs der ganzen Linie, entfernte sich aber mehr und mehr. Es war der Tag des denkwürdigen Treffens bei Wanzenau, welches den rechten Flügel der Armee vollends frei machte und das glückliche Vorspiel der Wiedereinnahme der wichtigen Stellungen unsers beeennten Gebietes war. Das Hauptquartier war jedoch noch nicht völlig verlassen; ich fand dort noch die Franc-Comtoiser Commissarien vor, nach welchen man vergebens zu Straßburg suchte, und die sich unter dem Schutz der Fähne ein unverletzliches Asyl gewählt hatten. Wie viele proscribirte Köpfe ruheten friedlich in ihrem Schatten in diesen Tagen der Bedrängniß! Ich zweifelte nicht, daß selbst Charles Perrin sich dort vor dem Geschick in Sicherheit gesetzt hatte, das ihn bedrohte, und ich hatte bald Gelegenheit, über diese Muthmaßung ins Klare zu kommen, ohne etwas davon zu verrathen. Ohne eine andere Anweisung als die der Umstände, leuchtete damals einem jeden die Nothwendigkeie der Geheimhaltung ein, und dieses Aufwachsen unter dem Unglück war für unsere Generation eine besondere Wohlthat der Vorsehung. Es gab unter denjenigen, welche damals die Schule des Lebens durchmachten, so wenige, die nicht wechselsweise genöthigt gewesen wären, sich mit gleichen Vorsichtsmaaßregeln wider die Parteienwuth zuwaffnen!

Pichegru empfing mich nach seiner Rückkunft gleich einem Sohn. „Du sollst sehen,“ sagte er, indem er mich liebevoll in seine Arme schloß, „wie wir unsere Feinde behandeln.“ Das Wohlwollen dieser gastlichen Aufnahme beseitigte völlig meine ängstliche Schüchternheit; es war mir, als befände ich mich wieder unter den Meinigen.

Pichegru ist zu bekannt, als daß ich es mir herausnehmen dürfte, ihn schildern zu wollen, aber doch nicht bekannt genug, um nicht eines eifrigen Vertheidigers zu bedürfen. Das Schicksal, welches Eisenberg ihm geweissagt hatte, ist genugsam in Erfüllung gegangen. Ehrlose Verläumdungen, auf vorgebliche geheime Actenstücke begründet, deren Verfertiger jedermann kennt, haben sich an die Erinnerung dieses Helden geknüpft, von dem keine Partei eine richtige Meynung hat; der von seinen Enthusiasten wie von seinen Verläumdern in seinen Absichten verkannt und gröblich beleidigt worden ist, und der nur eine getreue und muthige Stimme hinterlassen hat, um seinen Ruhm zu vertheidigen, weil er, ach! zu arm, zu unabhängig und zu stolz gelebt, um sich Creaturen zu schaffen. Wenn die Zeit, die mir entflieht, wenn das Geschick, welches mich an Arbeiten ohne Glanz und ohne Früchte kettet, mir einst in meinem Alter die Muße läßt, ein wahrhaftes Werk zu Ende zu bringen, das ich seit zwanzig Jahren begonnen habe, so führe ich dem Epaminondas meiner edlen Berge vielleicht ein Denkmal auf, wild und plump, aber einfach, imposirend, und dauerhaft wie sie. Ich werde den Royalisten beweisen, daß sie im Irrthum sind, wenn sie Pichegru diese oder jene Dienste in Rechnung bringen, die er ihnen zu erweisen nie den Willen gehabt hat; den Revolutionairen, daß sie sich irren, oder daß sie, eines Besseren unterrichtet, schamlos lügen, wenn sie ihm Verrätherein schuldgeben, deren seine große Seele nie fähig war. Zwischen Pichegru und dem Gedanken eines Verraths war eine eben so große Kluft als sie sich zwischen den beiden Polen des Unendlichen ergeben würde, wenn diese zu messen wäre. Im Uebrigen läßt sich auch nicht wohl Verrath bei

Digitized by Google

einem General erklären, der sein Vaterland von der Gegenwart der Fremden befreit, den Schrecken seiner Waffen in Feindes Land getragen hat, und der nie in einer Schlacht aufgetreten ist, wo die Ehre der Republik compromittirt worden wäre! Es verlohnte sich der Mühe nicht, zu conspiriren! Ich werde diese Auseinandersetzung durch Notizen unterstützen, die so klar sind, daß dem Argwohn kein Vorwand, der Treulosigkeit kein Schlupfweg, der crassen Tollheit der Pöbelhefe, welche nach dem Willen ihrer Häupter den Ostracismus und den Tod spendet, keine Entschuldigung bleiben soll! Ich werde es, das schwöre ich! und die Nachwelt, eine ruhige und unparteiische Richterin der Gegenwart, wird die profanirte Statue des reinsten und des wahrhaft großen Feldherrn auf einer unsterblichen Basis herstellen.

Diese Arbeit ist zu umfassend, um auf einigen flüchtigen Blättern skizzirt zu werden; sie ist zu feierlich, um dem zweideutigen Schicksal eines Fragments meiner Denkwürdigkeiten zugesellt zu werden; und welcher Denkwürdigkeiten? den Reminiscenzen eines Schülers! Ich werde demnach eine andere Gelegenheit abwarten, um Pichegru zu schildern, wie ich ihn in meiner Kindheit gesehen habe, ehe ich, zu meinem Unglück, in die verderblichen Geheimnisse eingeweiht ward, welche der bittere Haß der Republikaner ihm vermöge einer willkührlichen Beschuldigung als Verbrechen anrechnet. Ich werde ihn da stolz und sanft, imponirend und einfach, gerecht und nachsichtig, geschickt und loyal, der Tapferste unter den Soldaten und der Bescheidenste unter den Bürgern, wohlwollend, menschlich, großmüthig gegen alle, streng gegen sich selbst, die Rechtschaffenheit des Aristides, die Unbestechlichkeit des Fabricius, die Mäßigung des Scipio, den unbeugsamen Stoicismus des Catto von Utika in sich vereinend, zeigen, und dieses in einer Epoche, wo fast ganz Frankreich sich überglücklich geschätzt hätte, wenn es sich in die beschützenden Arme eines Marius oder eines Octavius hätte werfen können. — Hier habe ich höchstens nur die Zeit, ihn zu nennen.

Das Abendessen versammelte uns sehr spät um einen nur höchst mittelmäßig servirten Tisch, und so blieb es auch alle die folgenden Tage. Man zählte an demselben mehrere mehr oder minder in Ruf stehende Generale jener Zeit, als: Liber, Boursier, Michaud, Hermann, den guten und gelehrten Hermann, der bald nachher starb, und noch eine weit größere Anzahl von Offizieren des Staabes und Adjudanten. Pichegru hatte deren vier, und zwei darunter, die mir schon wohlbekannt waren: der Eine, Herr Gaume, von Besançon, den die asiatische Pest jüngst seiner Familie und seinen Freunden geraubt hat; der Andere, der sich durch viel Geist und durch vortreffliche Manieren in der Garnison derselben Stadt bemerkbar gemacht, Herr Chaumette, Dragoner-Capitain, außer Dienst, wie ich glaube, seit der holländischen Campagne, und seitdem Maire zu Issoire, wo er noch jetzt, in einem nicht sehr vorgerückten Alter, einer allgemeinen Achtung und Liebe genießt. Er hat mich sicherlich vergessen, und man muß gestehen, daß er dazu die Zeit gehabt hat; aber mir werden die besonderen Beweise von Güte, welche diese Herren mir gegeben haben, nie aus dem Gedächtnisse entschwinden. Die Namen der beiden andern werden den Lesern, welche an unsere neueren Biographieen gewöhnt sind, schon bekannter seyn. Um den Einen allen Franzosen wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, braucht man nur den Artillerie-Capitain Abatucci zu nennen, der im nächsten Jahre General war und der im Jahr 1796 bei der Vertheidigung von Hüningen getödtet wurde, wo die National-Dankbarkeit ihm auf die Verwendung Moreau's ein Denkmal setzte. Er war ein Corse, und, wie ich nachher habe sagen hören, von der Familie Napoleons. Die Kugel, die ihn traf, hat ihm vielleicht eine Krone geraubt. Es war ein schöner junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, groß, schlank, gewandt, kräftig und von erprobter Unerschrockenheit. Seine, mit aller Regelmäßigkeit des griechischen Gallia gezeichneten, Züge hatten etwas Numismatisches an sich, und dieser Eindruck ward noch durch seinen bronzenen Teint verstärkt. Dieser Anschein äußerer Würde hatte keinen merklichen Einfluß auf seinen Charakter, der sich durch eine ungebundene, treuherzige, ja fast kindische Lustigkeit, aber ohne große Begeisterung und Glanz, kundgab. Diese letzteren Vortheile fanden sich im höchsten Grade bei seinem Kameraden, dem Cavallerie-Capitain, Herrn Doumerc, vereint, in gleichem Alter mit Abatucci, und ein noch hübscherer junger Mann, der überdem alle die Eigenschaften besaß, welche als das vollkommene Ideal eines glänzenden Offiziers gelten können. Sein schwarzes, von großen Brauen überschattetes Auge, beweglich und voller Ausdruck, sprühete den feurigsten Muth und kündigte schon damals einen der Helden an, welche den Erfolg der Schlacht von Austerlitz entscheiden sollten. Auch sprudelte er in penetranten witzigen Einfällen, und der ziemlich kräftige Ton des jungen Doumerc verlieh den Ausbrüchen seiner südlichen Lebhaftigkeit einen unendlichen Reiz. Der Generallieutenant Doumerc wird jetzt in der Zurückgezogenheit des Weisen leben, in die er sich nach fünfundzwanzig Jahren des Kampfes und des Ruhmes zurückgezogen; und ich glaube, ohne ihm zu nahe zu treten, wohl annehmen zu dürfen, daß er sich ein wenig verändert hat, denn es werden, wie ich meyne, bis auf einige Wochen vierzig Jahre seyn, daß ich ihn nicht gesehen habe. Er ist mir noch so gegenwärtig, als ob ich ihn gestern gesehen, gestern gehört hätte.

Nach dem Charakter der Gäste Pichegru's ist es begreiflich, daß es an seiner Tafel sehr munter hergehen mußte; eine sonderbare und doch höchst vollständige und höchst freimüthige Fröhlichkeit, die Fröhlichkeit dieser Gefährten edler Gefahren, die, kaum dem Tode entronnen, sich ihm gleich wieder preisgaben. Es verging keine Woche, wo nicht ein Platz beim Bankett vacant geworden wäre. Der General bezeichnete ihn, indem er die Stirn runzelte, und auf ein Zeichen, dessen die Dienerschaft kundig war, ward das überflüssige Gedeck weggenommen; dann setzte man sich, und nun ward gelacht, von schönen Waffen, von schönen Pferden, von Frauen und von Lustbarkeiten gesprochen; philosophiren that man nicht. Pichegru nahm wenig Theil an der Unterhaltung und lachte fast nie, außer dem Seelenlächeln, welches fast immer um seine Lippen schwebte und das zur Fröhlichkeit stimmte. Wenn seine Stirn nicht düster war, ließ man der frohen Laune freien Lauf, und ich erinnere mich nicht, sie irgend anderswo belebter, ungestümer und possierlicher gesehen zu haben, ohne darum einen Augenblick den guten Geschmack zu verletzen. Es ist oft des letzten Festes der Lacedämonier vor dem Tage der Thermopylen erwähnt worden; aber es giebt nicht einen französischen Offizier, der nicht zwischen zwei Schlachtfeldern einem ähnlichen Feste beigewohnt hätte; und um das Passende dieses Vergleiches zu würdigen, darf man nur bedenken, daß die enggeschlossenen Linien der Armee, welche damals die Mauern von Straßburg deckte; die Thermopylen Frankreichs waren.

Ich habe es schon angedeutet, daß unser Bleiben zu Hohenheim nur von kurzer Dauer war. In weniger als acht Tagen war der rechte Flügel der Armee gänzlich freigemacht und der Staab begab sich ins Centrum, dem Hauptquartier zu Windenheim oder Findenhein, oder wie es sonst heißen mag. Der größte Theil desselben setzte sich in den Besitz eines alten Schlosses Wurmser's, das ganz von Kartätschen zerschossen war. Der General Pichegru quartierte sich nebst seinen Adjudanten und seinen Bureau's bei dem Prediger des Dorfes ein. Ich war so glücklich, ihn dahinzubegleiten, und ich rechne dies nicht ohne Grund zu den glücklichen Ereignissen meines Lebens, weil ich ihm eine köstliche Liebhaberei verdanke, die dieses noch jetzt verschönert. Der Prediger zu Windenheim war ein Coloß von sechs Fuß, von einem dieser Größe entsprechenden Körperbau, und wenn seine Nase auch im Vorsprung kleiner als die des Bürgers Tetrell war, deren ich schon erwähnt habe, so ward diese unbedeutende Inferiorität

Digitized by Google

doch reichlich durch den Umfang ihrer Basis ausgeglichen, welche zu beiden Seiten über den horizontalen Durchmesser des kupferigen Gesichtes hinauszutreten drohte. Unter der eben beschriebenen ziemlich plumpen Hülle war der Prediger zu Windenheim jedoch einer der besten Menschen, dienstfertig, gastfrei, aufrichtig mit Höflichkeit, aufgeweckt mit Beobachtung der Rücksichten, die er seinem Stande schuldig war; er trank gern ein Gläschen des herrlichen Rheinweins, und freute sich, daß er ihn vor den Deutschen verborgen gehalten, weil sie zu arge Trinker waren; überdem war er noch in verschiedenen Studien bewandert. Ich kann es gar nicht sagen, mit welcher Freude ich sein mit schönen Schmetterlingskästchen aufgeputztes Zimmer sah, die zu betrachten ich nicht müde ward. Ich hatte immer einigen Sinn für dies niedliche Steckenpferd gehabt; aber ich wußte nicht, daß die Wissenschaft der Menschen die Insecten selbst den Gesetzen unserer gesellschaftlichen Ordnung unterworfen und einer jeden Art ihren eigenthümlichen Namen gegeben hatte. Gott weiß es, mit welcher Lebendigkeit ich mich in diesen merkwürdigen Wundern zu unterrichten bemüht war. Es ist mir, als sähe ich noch von hier aus die prachtvollen Lichnee'n, die unter einem bescheidenen und obscuren Mantel so reiche Purpur-Draperieen bergen, diese furchtbare Sphynx Atropos, auf deren Rücken über zwei kreuzweis gelegten Knochen ein Todtenkopf abgedruckt ist, und die glänzenden kleinen Arguse, so häufig im Elsaß, deren Flügel durch eine Lage Lack wie glasirt sind, oder die durch eine Lapis-Incrustation gehoben werden, solide und strahlend wie Crystall. Weit entfernt, mich zu Windenheim zu langweilen, hätte ich dort gern zehn Jahre verlebt: aber zehn Jahre, das wäre ja so lange gewesen, als die Belagerung von Troja gewährt hat, und mein General war rühriger in seinen Unternehmungen als Agamemnon.

Ich hatte überdem ein Mittel gefunden, meine Zeit nützlich, und so, daß es Pichegru angenehm war, anzuwenden. Er hatte, wie das von allen großen Feldherren gesagt wird, seine Lieblings-Lectüre. Es waren dies die Denkwürdigkeiten des Montecuculli, die ich jedoch trotz einer für mich so gewichtigen Empfehlung nie gelesen habe. Er trug immer einen Band davon bei sich, und seit einiger Zeit hätte er es auch gern so mit einem Autor ähnlichen Genres gemacht, der sich in seiner Achtung mindestens einen gleichen Platz erworben hatte. Das ging aber leider nicht an. Der General Custines, der vor Pichegru den Befehl über die Rhein-Armee geführt hatte, und der, eben so wie er, unermüdlich im Arbeiten war, schien alle Augenblicke, welche der Krieg ihm gelassen hatte, zur Abfassung der Geschichte seiner Feldzüge angewandt zu haben. Da war nicht eine Thatsache, die vergessen, nicht eine Operation, die nicht auf das Ausführlichste erläutert, nicht ein Resultat, das nicht im Voraus genau angedeutet worden, und auf welches er nicht bedächtig am Rande zurückgekommen wäre, um sich über Umstände Rechenschaft abzulegen, die es mehr oder minder modificirt hatten, wenn die fast unfehlbare Genauigkeit seiner Berechnungen in einigen unerheblichen Dingen durch einen Zufall nicht zugetroffen hatte. Noch mehr, man sah sogar seine Fehler darin, die er mit einer edlen Aufrichtigkeit angab, und deren Würdigung eine nicht geringe Lehre für einen jeden seyn mußte, der berufen war, dieselbe Laufbahn zurückzulegen. Aber diesem bewundernswerthen Manuscripte klebten die Mängel eines in der Eile abgefaßten Werkes an: es war verworren, weitschweifig, überladen mit überflüssigen Dingen und ermüdenden Wiederholungen, besonders für einen Leser, dem jede Minute kostbar ist; und man wird dies noch besser einsehen, wenn ich hinzusetze, daß es drei Folio-Bände im Format der Atlasse und der Polyglotten füllte.

Ich hatte Pichegru es oft beklagen hören, daß das Gewühl der laufenden Arbeiten des Secretariats es ihm nicht möglich machte, eine tüchtige Feder zu dieser Umschreibung anzustellen, die übrigens seiner Meynung nach auch mehr Tact und Analysirungsgeist erforderte, als er es von gewöhnlichen Schreibern hätte erwarten dürfen. Da er es nicht litt, daß ich dem Staabe auf den gefahrvollen Excursionen folgte, so schätzte ich mich glücklich, die viele Muße meiner Tage dazu zu verwenden, daß ich einige Auszüge versuchte, die seine Vorarbeit mir überdem leicht gemacht hatte; denn er bezeichnete in der Regel die wesentlichsten Stellen mit Bleifeder, und jede wichtige Passage war nach außen durch einen eingelegten Zettel nachgewiesen, auf welchem sich der Inhalt summarisch angegeben fand. Ich war mit dieser Art analytischer Ausarbeitung ziemlich vertraut, weil mein Vater sie zum wesentlichsten Gegenstand meiner Schulstudien gemacht hatte, und sonach ist es wahrscheinlich, daß ich mich ihrer nicht ganz übel entledigte; aber es kam nun darauf an, sie in den Augen des alleinigen Richters, dessen Beifall ihr einigen Werth geben konnte, geltend zu machen. Nach Verlauf von acht Tagen, als ich meine Abschriften für hinlänglich gesäubert und geordnet hielt, legte ich sie an den entsprechenden Stellen dem Manuscripte Custine's bei, überzeugt, daß sie dort über kurz oder lang Pichegru's Aufmerksamkeit auf sich ziehen müßten, da er jeden Abend darin blätterte. Zehnmal sah ich ihn mit großem Herzklopfen ein eingelegtes Blatt in die Hand nehmen und es mit dem Original vergleichen; doch äußerte er sich nicht darüber gegen mich. Er schien bloß mehr Interesse an meinem Geplauder zu nehmen und angelegentlicher den Punct zu erforschen, bis zu welchem meine Erziehung gediehen war. Einst rief er mich endlich unter dem Vorwande, daß jedermann abwesend oder doch beschäftigt sey, zu sich, um unter seinem Dictiren einige undedeutende Zeilen aufzuschreiben, die er dann hinter meinem Rücken mit einer der vielen Ausarbeitungen verglich, die ich ihm seit einiger Zeit gemacht hatte. „Also Du bist es," sagte er zu mir, „der so ganz nach meinem Sinn die Denkwürdigkeiten Custine's analysirte? Das geht über Dein Alter hinaus, und so muß das denn auch mit Deiner Stellung geschehen. Sieh einmal, ob Dir dieser Frack gut steht."

Dieser, über einen Stuhl geworfene, Frack war ein hübsches, nationalblaues Kleid mit himmelblauen Aufschlägen und Kragen; er saß mir wie angegossen, denn das Maaß dazu war nach einem meiner Kleider genommen worden. Mit der kleinen rothen Ordonnanz-Mütze der Secretaire vom Staabe, die ich daneben gefunden hatte, gab er mir ein Relief, daß ich fast vor Freuden in Ohnmacht gefallen wäre, und es frägt sich, ob ich gegenwärtig selbst eine Generals-Uniform mit ihren blitzenden Epauletten und all ihren Decorationen und Vergoldungen mit mehr Stolz anlegen würde. Der Eindruck der menschlichen Eitelkeiten ist gänzlich relativ, und die ersten Eindrücke sind die ergreifendsten. Wenn ich mich in dieser zu sehr gefallen habe, so kömmt dies vielleicht daher, daß man mich seitdem nie für gut genug gefunden hat, ein neues officielles Kleidungsstück zu tragen, das mich leicht meinen kleinen blauen Frack hätte vergessen machen; es ist überdem Pichegru, dem ich diese einzige Auszeichnung meines Lebens verdanke. Man soll dem Kaiser geben, was des Kaisers ist!

Außer einem großen Arbeitstische, auf welchem nun und immer die Denkwürdigkeiten des Montecuculli und die des Custine's lagen, bestand das ganze Mobiliar von Pichegru's Zimmer in seinem Hauptquartier zu Windenheim aus einem Lehnstuhl und drei Matratzen ohne Laken und Decken. Diese, auf ebenen Boden hingelegten, Matratzen ließen kaum so viel Platz übrig, als der General zu seinen nächtlichen Promenaden gebrauchte. Die Erste war für ihn, doch schlief er selten darauf, indem er lieber in dem Sessel die fünf bis sechs Viertelstunden zubrachte, welche er des Nachts in mehreren Absätzen dem Schlafe widmete; die Zweite nahm Herr von Reignac, der erste Secretair des Staabes, ein, und die Dritte war für mich. Wir schliefen dort weit besser, als ich je wieder geschlafen habe, und wir wurden nur im äußersten Nothfall geweckt, wenn Pichegru irgend ein sehr dringliches Geschäft bekam, mit welchem

Digitized by Google

er nicht allein fertig werden konnte. Um vier Uhr Morgens war Pichegru wach, dann wusch er sich in einem Eimer kalten Wassers, den er unter seinem Bureau stehen hatte, den Kopf, Hände und Füße, rauchte eine Pfeife, und spülte sich den Mund mit einigen Tropfen Branntwein aus; darnach gab er bis sieben Uhr Audienzen. Dann nahmen wir mit ihm ein sehr mäßiges Frühstück ein, wozu wir auch keiner großen Vorrichtung bedurften, indem wir bis auf Mütze und Stiefeln, laut einer Vorschrift des St. Just, der dieses seit dem Ueberfall bei Bischweiler, welcher dem General Eisenberg so verderblich geworden war, der ganzen Armee bei Todesstrafe geboten hatte, völlig angekleidet schliefen. Um acht oder acht und ein halb Uhr saß jedermann zu Pferde. Eine Viertelstunde später hörte man von allen Seiten Kanonendonner, und wieder eine Viertelstunde später war der Feind geschlagen.

Ich bin in alle diese Einzelnheiten nur deshalb eingegangen, weil sie zum Verständniß einer Anecdote vonnöthen sind, die an und für sich wenig wichtig ist, die mir aber doch seit der furchtbaren Catastrophe eines der Menschen, die mir auf Erden am liebsten gewesen, viel zu denken gegeben hat. Ich trug in der Regel, eben so wie Pichegru, eine knapp anliegende schwarze Halsbinde, im Widerspiel mit den Stutzern der Stadt, welche in höfischer Weise um die Wette die wulstige Cravatte des Proconsuls adoptirt hatten; da ich nun auch einen angeborenen Hang zur Schmeichelei hatte — denn ich habe stets denen gern geschmeichelt, die mir lieb waren — so hatte ich mir Mühe gegeben, sie ebenfalls mit einer einzigen Schleife zur Rechten zuzubinden, eine Methode, die in der That nicht auf Coquetterie berechnet ist, und die ich noch jetzt, aber, man kann es mir glauben, ohne die geringste Prätension, beibehalte. Eine Nacht, als ich einen unruhigen Schlaf, und unstreitig ein lästiges Alpdrücken hatte, fühlte ich plötzlich, wie eine Hand in diese Schleife faßte, sie löfete, und mir dann meinen Kopf zurechtlegte, der in meinem unruhigen Schlummer auf den Boden herabgesunken war. Ich war wach geworden. „Wie! Sie, General?“ rief ich aus; „bedürfen Sie Meiner?“ — Nein, antwortete er, aber Du bedurftest Meiner. Du stöhntest so ängstlich, und ich sah bald, woher das rührte. Wenn man eine enge Binde trägt, so muß man sie etwas lüften, ehe man sich schlafen legt, und ich will es Dir ein anderesmal erklären, wie ein Unterlassen dieser Vorsicht Schlagfluß und einen plötzlichen Tod zur Folge haben kann. Es ist ein Mittel des Selbstmordes.“ Ich drückte seine edle Hand an meine Lippen und schlief erleichtert wieder ein.

Ich gebe dies Histörchen nebst allen seinen Inductionen als das, was es werth ist, doch glaube ich, daß man sich nicht darüber wundern wird, daß ich mich zehn Jahre später seiner noch erinnerte. Möge es Napoleons Andenken von der feigherzigsten und scheußlichsten aller Mordthaten befreien!

Da Pichegru überall, wohin er sein Hauptquartier verlegte, von Rechts wegen die hohe Gerichtsbarkeit hatte, so waren wir von Hohenheim ab, welches noch in den Militairgränzen von Straßburg einbegriffen war, des widerlichen Uebellaufens der Henker überhoben, die Schneider stets um sich hatte. Der Propagandist des Todes ließ sich bei uns nicht blicken; er folgte uns aber auf der Ferse, um die Köpfe abzumähen, welche der Krieg verschont hatte, den Geiern ähnlich, die sich auf ein Schlachtfeld niederlassen. Unsere Armee ward dadurch dermaßen mit Flüchtlingen vermehrt, daß ihre Bewegungen darunter litten. Was Saint-Just betrifft, der nie ruhte, und der ohne Unterlaß den Muth der Streiter anfachte, so wurden wir seiner oft ansichtig, und dieses unter andern noch an dem Tage des ruhmvollen Gefechtes auf den Anhöhen von Brumpt, welches das nahe Vorspiel der Wiedereinnahme der beiden Ufer der Motter und der wichtigen Stellung von Hagenau war. Im Laufe der folgenden Nacht trug sich ein Vorfall zu, der es wohl verdient, von den Biographen aufgenommen zu werden. Saint-Just hatte sich in der Komthurei Brumpt eingestellt, welche Station, Tags zuvor im ersten Range, nun in der letzten Vertheidigungslinie lag, folglich vor jedem Ueberfall gesichert war. Ich weiß nicht, welch ein heilloses Ungefähr ihn davon in Kenntniß setzte, daß ein junger Offizier von Noyon, der sein Studien-Kamerad gewesen war und den er wie einen Bruder liebte, nicht fern davon in einer der Hütten seyn mußte, welche die Soldaten sich mühsam mit den Säbeln oder mit der Art in einer steinhart gefrorenen Erde ausgehölt hatten. Er ließ sich dahin führen, kam dort an, rief seinen Freund bei Namen, und dieser eilte der ihm wohlbekannten Stimme entgegen, ohne sich die Zeit genommen zu haben, irgend ein Kleidungsstück anzulegen. Er war fast nackend. Saint-Just drückte ihn ans Herz, und rief dann aus: „Der Himmel sey zwiefach gelobt, weil ich Dich noch einmal gesehen habe und weil ich in einem Manne, der mir so theuer ist, eine denkwürdige Lehre der Disciplin und ein großes Beispiel der Gerechtigkeit geben kann, indem ich Dich dem öffentlichen Besten opfere.“ Dann sagte er, sich zu den Leuten wendend, die ihm zur Escorte dienten: „Thut Eure Pflicht!“ Bei diesen Worten umarmte der Offizier ihn noch einmal, brachte der Freiheit ein Lebehoch! gab das Signal zum Feuern, und sank todt zu Boden.

Diese Handlung eines lacedämonischen Heroismus (Gott wolle unsere Nachkommen vor solchen Tugenden bewahren) ward der Armee in einem Tagsbefehl mitgetheilt und von ihr verschieden beurtheilt; aber läugnen läßt es sich nicht, daß sie sehr vortheilhaft auf die Moral der Truppen einwirkte, was denn auch wohl ihr Hauptzweck war, indem die Erzählung davon überall hin verbreitet wurde.

Von der Lage, in welche die Neger zu setzen räthlich ist, indem man sie befreit.

(L.)

Das ist der Titel, unter welchem neuerlich die Revue mensuelle d'économie politique einen sehr merkwürdigen Artikel vom Herrn von Sismondi, über die Abschaffung der Sclaverei in den französischen Colonieen, bekanntgemacht hat.

Der Verfasser, geleitet durch die Grundsätze der wahren Moral und Humanität, wie auch durch einen Geist der Gerechtigkeit gegen die Bewohner der Colonieen, hat seine Schreibart von der Bitterkeit frei zu halten gewußt, von welcher unglücklicherweise alle Schriften, die über diese Frage erschienen, nur zu lange durchdrungen gewesen sind und welche ihnen den Charakter von Gerechtigkeit, Weisheit und Mäßigung geraubt hat, die bei der Lösung einer Frage vorwalten sollte, die so zart ist, wie die, womit wir uns beschäftigen.

Es ist nur zu wahr, daß die Geldgier einiger Colonisten, der Despotismus, den sie über ihre Schwarzen ausüben, sie Handlungen der Grausamkeit haben begehen lassen, die die Menschlichkeit beklagt und wir begreifen, daß sich edle Herzen beim Anblick der Entwürdigung empört gefühlt haben, in welcher die Schwarzen in allen Theilen Amerika's gehalten werden, eine Lage, die der Moral und den Gesetzen der modernen Civilisation so sehr widerspricht; aber muß man wegen der Verbrechen Einzelner ganze Bevölkerungen anklagen und beweisen nicht die Acten aller Gerichtshöfe, daß es leider! kein Land giebt, wo man keine Verbrechen zu beklagen hätte?

Digitized by Google

Das Gefühl gerecht würdigend, das die brittische Regierung bei der Abfassung der Bill über die Abschaffung der Sclaverei geleitet hat; wie gleichfalls den Geist der Gerechtigkeit nicht verkennend, der sie bewogen, eine Summe von fünfhundert Millionen Franken zur Entschädigung für das Eigenthum zu votiren, dessen Besitz die Bewohner der Colonieen verlieren, glaubt Herr von Sismondi dennoch, daß die Ausführung der Bill zahllose Schwierigkeiten darbieten wird und daß die Schwarzen, wenn sie Taglöhner geworden, sich in einer bei weitem nuvortheilhaftern Lage befinden können, als die ist, aus welcher man sie mit einem so ungeheueren Opfer gezogen haben wird. Hierin stimmt der Verfasser, obwohl aus sehr veeschiedenen Gründen, wie man ausdrücklich bemerken muß, mit der Meynung vieler Personen überein, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben; und die Schwarzen selbst, wenn man verschiedenen an uns gelangten Briefen glauben darf, würden nicht ohne ein Gefühl von Unruhe die Veränderung sehen, die in ihrer Lage bewirkt werden soll.

„Die Freilassung der Schwarzen in den französischen Colonieen," sagt Herr von Sismondi, „ist eine nahbevorstehende Thatsache, die nicht mehr in Zweifel gezogen, nicht mehr verzögert werden kann."

Einverstanden mit ihm über diesen letzten Schlußsatz, glauben wir inzwischen dennoch nicht, daß Frankreich, bei der Lösung dieser Frage, mit der Uebereilung verfahren müsse, mit welcher England gehandelt, weil die Irrthümer, denen man sich aussetzen würde, schreckliche und zugleich nicht wieder gutzumachende Folgen haben könnten.

Glücklicherweise wird unsere (d. h. die französische) Regierung nicht durch eine öffentliche Meynung beheerscht, wie sie in England, schon lange in Bewegung und noch durch religiösen Fanatismus aufgeregt, sich der Frage der Befreiung der Neger bemächtigt hat.

„Sie wird nicht getrieben (nach den Ausdrücken des Verfassers) durch Associationen von Frauen, welche in allen Provinzen Petitionen sammeln, sich über das Leiden ihres Nächsten eraltiren und die Redlichkeit und Menschlichkeit aller derer verdächtig machen, die ihnen einen Zweifel entgegensetzen — Frauen, die weder Prüfung noch Berathung gestatten."

Sie (die französische Regierung) steht mit keiner commerziellen Rivalität in Conflict, die seit langer Zeit zwischen Indien und Ameeika, London und Liverpool herrscht.

Frei von jeder Verpflichtung, von aller Bekehrungssucht, von jedem Motiv pecuniairen Eigennutzes, muß Frankeeich bei der Lösung einer so zarten, so verwickelten Frage die Weisheit anwenden und die Reife abwarten, die nöthig sind, um nicht darin zu scheitern.

Und gewiß muß man sich Zeit zur Erwägung nehmen, wo es sich für die Nation von einem Aufwande handelt, der, um es England gleich zu thun, nicht, wie Herr Sismondi berechnet, nur in hundertvierzig Millionen, sondern wohl in zweihundert Millionen Franken bestehen würde, weil die Vertheilung in England siebenhundert Franken für den Kopf beträgt, und die Sclaven-Bevölkerung unserer Colonieen noch jetzt zweimalhundertsiebenzigtausend Seelen ist. Eine solche den Steuerpflichtigen aufzulegende Last verdient wohl, daß man die Sache von allen Seiten betrachtet und sich Zeit zur Ueberlegung nimmt.

Außerdem fragt es sich: können wir sagen, daß die Sclaven-Bevölkerung unserer Colonieen der der englischen Colonieen gleichzustellen sey? hat sie dieselben Fortschritte gemacht und ist sie eben so weit in der Civilisation? Es ist erlaubt, daran zu zweifeln, weil es anerkannt ist, daß die Berührung mit den afrikanischen Schwarzen immer zum Resultat gehabt hat, die Erziehung des creolischen oder seit mehreren Jahren in die Colonieen eingeführten Negers aufzuhalten und weil leider! der Negerhandel auf unsern Inseln erst seit 1830 wirklich aufgehört hat, während er in den englischen Besitzungen seit 1808 verboten war. Das ist ein Unglück, das man beklagen muß, einer der schweren Vorwürfe, die man der trügerischen Regierung der Restauration machen kann; inzwischen ist und bleibt es eine Thatsache, die man bei der Lösung dieser wichtigen Frage in Rechnung bringen muß.

Unglücklicherweise muß man einräumen, daß bis auf den heutigen Tag die Versuche, die man für die Freilassung der schwarzen Bevölkerung in Amerika gemacht hat, nicht mit allem dem Erfolge gekrönt worden sind, den man wünschen konnte. St. Domingo sei seit vierzig Jahren, aber noch zuckend auf seinen Ruinen, hat noch kein Zeichen des Fortschreitens geben können; *) Guiana, dem Decret von 1794 — 1802 unterworfen, hat acht Jahre lang Auftritte der Unordnung und des Verderbens gehabt; früher hat sich der Staat von Virginien, nachdem er der erste gewesen, den Negeehandel zu verbieten, genöthigt gesehen, die Deportation aller neu Freigelassenen anzuordnen; endlich erhält die eben in England votirte Bill, die doch durch die öffentliche Meynung seit dreißig Jahren vorbereitet worden ist; nicht die Billigung selbst der wärmsten Anhänger der Emancipation und setzt der Ausführung solche Schwierigkeiten entgegen, daß sie noch fürchten, sie scheitern zu sehen. **)

Wie sollte man nach solchen Thatsachen nicht durch ein Gefühl von Besorgniß und Vorsicht zu Gunsten der Einwohner unserer Colonieen Anstand nehmen und nicht wünschen, die Lehren der Erfahrung zu benutzen, ehe wir voreilig den Weg betreten, auf welchen uns England hinreißen zu wollen scheint? — Könnte man fürchten, daß das Beispiel ihrer Nachbaren die Schwarzen unserer Colonieen dahin bringen möchte, sich selbst zu emancipiren? Aber Domingo, das seit dreißig Jahren ihnen vor Augen liegt, ***) hätte diese Befürchtungen schon verwirklichen müssen, wenn sie gegründet wären. Haben wir außerdem nicht die Beispiele von Cayenne und Guadeloupe, wo die Sclaveeei acht Jahre lang abgeschafft war und dann, ohne die mindeste Schwierigkeit (?), wieder hergestellt wurde? †) Alles beweist daher im Gegentheil, daß die Sclaven-Bevölkerung unserer Colonieen, seit langer Zeit an das Joch gewöhnt,

*) Noch gar kein Zeichen des Fortschreitens? dem widersprechen alle Augenzeugen aus der letzten Zeit; und seit vierzig Jahren wäre es frei? hat denn der Verfasser vergessen, daß, nach dem Frieden von Amiens, Buonaparte seinen Schwager Leclerc mit vierzigtausend Franzosen hinschickte, um die kaum zu Menschen gewordenen Schwarzen wieder zu unterjochen? daß mehrere Jahre lang Krankheit, Fieber und Schwerdt die kaum entsprossene Saat wieder vernichtete und die Verzweiflung, selbst um den Preis der Menschlichkeit, der europäischen Kriegskunst die blutbefleckte Unabhängigkeit und das früher freiwillig gewährte Menschenrecht von Neuem abringen mußte? Und mußte nicht Domingo, bis zur Anerkennung Frankreichs, alle Mittel zur Selbsterhaltung verwenden? Erst von dieser ganz neuen Epoche an, seit dem Ministerium Villèle, kann von sicherer und freier Entwickelung in Domingo die Rede seyn. Anm. d. Red.

**) Dieser Behauptung widersprechen doch die directen Nachrichten, selbst aus Jamaica, wo man den schwierigsten Widerstand fürchtete. Anm. d. Red.

***) Hier werden dreißig, weiter oben vierzig Jahre Freiheit Domingo zugeschrieben. Wir beziehen uns übrigens auf unsere dabei gemachte Note, woraus sich vielleicht zugleich ergiebt, daß dies Beispiel consequenterweise auch nicht zu der hier gemachten Folgerung führen kann. Es dürfte nicht an Gründen fehlen, warum die englische Emancipations-Bill weit eher zur Selbsthülfe die Schwarzen der französischen Colonieen aufreizen könnte, wenn die französische Regierung ihnen gleiche Menschlichkeit versagte. Die Schwarzen errangen factisch und gewaltsam, zum Theil durch die Zügung der Ereignisse gedrängt, ihre Unabhängigkeit; jetzt ist von einer Rechtsfrage die Rede, die die englische Regierung mit Gerechtigkeit gelöst und dadurch das freie Frankreich zu gleicher Gerechtigkeit herausgefordert hat. Anm. d. Red.

†) Dies wurde hauptsächlich durch vertragswidrige neue Sclaven-Einführung aus Afrika, besonders während der Restauration, bewirkt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

das auf ihnen lastet, ruhig die Entscheidung über ihr Schicksal abwarten wird. So soll denn kein anderes Motiv, als das Interesse der Menschheit und der Menschlichkeit unsere Regierung drängen, die alle nöthige Zeit hat, sich mit Weisheit zu entscheiden.

Was uns betrifft, die wir seit langer Zeit die Abschaffung der Sclaverei in unsern Colonieen wünschten, so ihnen wie uns fortdauernd nach dem Augenblicke, wo wir diesen großen Act der National-Gerechtigkeit werden proclamiren sehen, aber wir werden dabei nicht vergessen, daß die Colonieen von Franzosen, wie wir, bewohnt sind, deren Eigenthums-Recht unter dem Schutze der Gesetze steht,*) und indem wir unsere Idee'n in dem Geiste resumiren, der die weisen Beschlüsse dictirt hatte, welche Herr Canning im Jahre 1826 von dem englischen Parlamente annehmen ließ, sagen wir mit ihm:

„Daß wir wünschen, die Freilassung der Sclaven in unsern Colonieen proclamiren zu sehen, in der nächsten Periode, die mit dem Wohl der Sclaven selbst, der Sicherheit der Colonieen und den dem Eigenthums-Recht schuldigen Rücksichten verträglich seyn wird."

Unter der Inspiration dieser Idee'n hat Herr Sismondi den Artikel geschrieben, womit wir uns beschäftigen, in welchem, nachdem er die englische Emancipations-Bill kritisirt, er für Frankreich ein anderes Mittel vorschlägt, das hier zu untersuchen uns die Gränzen des Raumes, die wir uns auflegen müssen, nicht erlauben.**)

Wir wünschen jedenfalls den Bewohnern der Colonieen Glück, daß sich ein Publicist von Verdienst, wie Herr von Sismondi, sich mit ihren Interessen beschäftigt hat und über den Geist, in welchem er es gethan hat; es ist für sie eine Bürgschaft, daß ihre Lage anfängt, von Männern von Talent und Mäßigung gewürdigt zu werden und daß, wenn der Augenblick gekommen seyn wird, die Frage zu lösen, dies mit Weisheit und Gerechtigkeit geschehen wird.

Der Tower von London.

(Aus dem Journal la Propriété.)

(2.)

Dieses Gebäude verdient, durch sein Alterthum, seine Wichtigkeit und den verschiedenen Gebrauch, wozu es gedient, gewiß zuerst die Aufmerksamkeit des Reisenden, der London besucht, auf sich zu ziehen. Welche Auftritte der Unterdrückung und des Leidens haben seine Mauern in ihrer Mitte erblickt! Wie viele Gefangene haben, im Laufe von Jahrhunderten, in diesen engen Zellen geschmachtet, in welche kaum ein trauriges Dämmerlicht drang! Und wenn noch alle durch ihre Verbrechen diese schreckliche Einkerkerung verdient hätten! Aber nein, unter ihnen waren rechtliche Männer, Opfer irgend einer Hof-Intrigue oder irgend einer unvorhergesehenen Veränderung in der Volks-Laune. Uebrigens weckt der Tower von London jetzt nicht mehr ähnliche Reflexionen; mit einer Empfindung von Neugierde, von keinem schmerzlichen Gedanken gestört, betrachtet man den großen, massiven Bau und durchscheeitet hernach die zahlreichen Details seiner innern Eintheilung. Beginnen wir zunächst mit der historischen Uebersicht der Thatsachen, die sich an seine Erbauung und die Bestimmungen knüpft, die er, seit jener Epoche bis auf unsere Tage, successiv erhalten hat.

Man glaubt, daß die Römer eine Festung auf derselben Stelle erbaut hatten; aber dies ist nur eine Conjectur, die keine genügende Autorität hat. Römische Münzen und andere Alterthümer, die aus derselben Quelle herrühren, sind zwar wirklich hier, bei Aufgrabung des Bodens, gefunden worden; aber der Zufall kann sie dahin gebracht haben; sie bieten keine Beziehung auf das Gebäude selbst dar und so schwache Zeugnisse könnten dem Schweigen nicht entgegengestellt werden, das alle Geschichtschreiber über diese angebliche Festung beobachtet haben. Einige Personen, unter andern der Dichter Gray, haben Julius Cäsar die Gründung des ältesten Theils dieses Monumentes zugeschrieben. Aber das ist einer der Irrthümer, welche schöne Geese entschuldigen, aber nicht zu glauben verpflichten.

Im Jahre 1080, unter Wilhelm I., wurde Gundolph, Bischof von Rochester, der trotz seiner heiligen Functionen als Soldat und Architect sehr berühmt war, beauftragt, the white Tower, den weißen Thurm, zu erbauen, eine Farbe, die noch der charakteristische Hauptzug des ganzen Gebäudes ist.

Dahin nun zog sich, während der Bürgerkriege von 1140, der König Stephan zurück. Man glaubt, daß er der erste war, der in diesem Thurm von London eine königliche Residenz aufschlug. Die Bewachung dieses Thurmes sollte erblich einer französischen Familie, Namens Mandeville, die im Gefolge des Eroberers nach England gekommen war, anvertraut werden; aber die Ereignisse brachten es anders. Im Jahre 1143 wurde Geoffroy von Mandeville, der damals in dem Thurme commandirte, von den Bürgern von London belagert und gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Richard Löwenherz ließ, als er nach Palästina zog, den Befehl zurück, die Befestigungswerke des Thurmes zu vermehren und umgab ihn mit einem tiefen Graben. Unter dem König Johann und während der Kriege, die er mit seinen Baronen zu führen hatte, wurde der Thurm der Huth des Prinzen Ludwig von Frankreich übergeben, den sie zu Hülfe gerufen hatten; aber er wurde bei der friedlichen Thronbesteigung Heinrichs III. im Jahre 1217 zurückgegeben. Dieser Fürst ließ abermals die Festungswerke sehr verstärken und fügte dem Hauptgebäude mehrere neue hinzu. Zu den Vermehrungen dieser Art zählt man die königliche Kapelle, die große Halle oder Gallerie und den Staats-Saal. Heinrich III. hielt im Jahre 1220 noch seinen Hof in diesem Gebäude mit aller der Pracht, deren diese so weit hinter uns liegende Epoche fähig war. Es war auch sein Zufluchtsort, wenn ihm, in den wiederholten Kämpfen, die er, wie seine Vorgänger, gegen seine Barone auszufechten hatte, das Schicksal ungünstig war.

Im Jahre 1306 wurde der berüchtigte Wallace, bis zu dem für seine Hinrichtung bestimmten Augenblicke, in den Thurm eingekerkert. Bei der Invasion Frankreichs durch Eduard III. wurden viele vornehme Franzosen, die als Gefangene nach London kamen, in demselben verwahrt. Unter ihnen befanden sich die Grafen d'Eu und von Tomcarville und mehr als dreihundert Bürger von Caen, die mit ihnen in dieser Stadt gefangengenommen worden waren. Der Prinz Charles de Blois, der tapfere Jean de Vienne, Gouverneur von Calais, und zwölf der vornehmsten Einwohner der letztern Stadt kamen bald nach ihren unglück-

---

*) Auf Grund und Boden ohne Zweifel; das wird ihnen niemand streitig machen, aber abgesehen ob Sclavenbesitz je ein Recht seyn konnte, so ist ihnen doch das heimlicher und vertragswidriger Einführung neuer Sclaven sicher abzusprechen; und dennoch verlangt ja niemand die Emancipation ganz ohne Entschädigung. Anm. d. Red.

**) Da es indessen gerade wesentlich darauf ankommt, dieses Mittel zu kennen, und zwar um so mehr, als uns, bei aller Achtung für Herrn Sismondi, die obigen Einwürfe gegen die englische Bill nicht überall genügen wollen, so wollen wir hoffen, daß uns das französische Blatt, welchem wir, da uns die angeführte Monatzschrift nicht zur Hand ist, diesen Artikel entnommen, bald eine Fortsetzung liefern möge, welche wir dann nicht ermangeln werden, unsern Lesern mitzutheilen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

lichen Landsleuten nach London nach. Im Jahre 1359 nahm dasselbe Gefängniß den König Johann von Frankreich und seinen Sohn auf, die anfänglich im Schlosse zu Windsor in minder strenger Gefangenschaft gesessen hatten.

Von dieser Epoche an bis zum Jahre 1747 alle Einkerkerungen und alle Hinrichtungen aufzuzählen, die in dem Tower stattgehabt, würde zu weitläuftig seyn. Nur einige der berühmtesten Namen wollen wir anführen: den Herzog von Clarence, Bruder des Königs Eduard IV., von welchem man behauptet, daß er in einem Fasse Malvoisier erstickt worden sey; den König selbst, dessen Tod den Herzog von Gloceſter auf den Thron führte, der den Titel Protector annahm; im Jahre 1534 den tugendhaften und gelehrten Thomas Moore; 1536 Anna von Boulen; unter der Regierung der Elisabeth, Devereux, Grafen von Esser; 1640 den Grafen von Strafford, Rath und treuen Freund des unglücklichen Königs Carls I.; den Herzog von Monmouth 1681; und im Jahre 1747 den Lord Loval, der dieses lange Verzeichniß von Hinrichtungen beschloß, durch eine mit Edelmuth verdiente Strafe, indem der Versuch seiner Treue, die verbannte Königs-Familie auf den Thron von England zurückzuführen, ihn auf das Schaffott führte. Nachdem wir so die Hauptzüge der historischen Physiognomie des Thurmes von London flüchtig skizzirt haben, gehen wir zur Untersuchung seiner Architectur über und wollen die merkwürdigsten Gebäude aufzählen, die in seinem weiten Umfang begriffen sind.

Der Platz, auf welchem sich dieses unermeßliche Gebäude mit allem Zubehör erhebt und der dazu gehörige Umkreis von Terrain, bildet einen besondern District, den man die Freiheit des Towers nennt. Die Jurisdiction und sonstigen Vorrechte des Districts sind unabhängig von der City von London. Man hat lange Zeit gestritten und streitet noch über die genauen Gränzen dieses Districts, so wie über die Natur der Rechte, die er verleiht; weder die einen noch die andern werden wahrscheinlich ganz bekannt werden. Die Wache des Thurmes ist einem Ober-Constabler verteaut; das ist eine sehr ehrenvolle und sehr einträgliche Stelle, die daher die vornehmsten Personen suchen; jetzt ist der Herzog von Wellington damit bekleidet. Seit Geoffroy von Mandeville, der, im Jahre 1066, zuerst das Amt des Constablers des Thurmes erhielt, zählt man hundertachtzehn einander folgende Titulaeien; in dieser Zahl befinden sich Erzbischöfe, Bischöfe, kurz Menschen vom höchsten Range, wie von dem ausgezeichnetesten und ehrenwerthesten Charakter.

Eine sehr zahlreiche Garnison hält immer das Innere des Gebäudes besetzt und könnte von da aus die Stadt leicht beherrschen und zügeln (?), wenn Unruhen oder irgend eine Rebellion da ausbrächen.

Der innere Umfang begreift über zwölf Acres Terrain. Die Gruben, die das Ganze umgeben, haben ungefähr tausend Fuß Ausdehnung und an einigen Stellen neunzig bis hundert Fuß Breite. Auf einer sehr räumlichen Plate-Forme, die der Themse zugewendet ist, steht die Artillerie, die an Tagen öffentlicher Feste abgefeuert wird. Bevor man in die Festung tritt, muß man, außer den Mauern, die man anfänglich gleich sieht, noch eine andere sehr starke Mauer und Verschanzungen oder hölzerne Pallisaden passiren.

Man findet auf der Seite des Flusses den Thurm des heiligen Thomas, gemeiniglich Traitors gate (Thor der Verräther) genannt, ein Name, den er von einem gewölbten Durchgang oder Thor erhalten, durch welches man zu Wasser die Gefangenen in das Innere der Citadelle brachte. Dieses Thor hat keine wesentliche Veränderung erlitten; es bietet noch ein merkwürdiges Musterbild der Architectur dar, die unter der Regierung Heinrichs III. gewöhnlich war. Man hat aufgehört, Gebrauch davon zu machen und hat da eine Dampfmaschine erbaut, die in das Innere die Quantität von Wasser aus der Themse bringt, die zu den Bedürfnissen der Bewohner und der Garnison nöthig ist.

Das, was man the white Tower, den weißen Thurm, nennt, ist das Hauptgebäude; auch steht es im Mittelpuncte aller andern. Seine Form ist dreieckig; es ist hundertundzehn Fuß lang, neunzig Fuß breit und ungefähr zweiundneunzig Fuß hoch. Es besteht aus drei Stockwerken, deren jedes durch eine Reihe Fenster erleuchtet wird. Die Mauern sind, am Boden, nicht weniger als vierzehn Fuß dick und in den beiden obern Stockwerken doch immer noch zehn. Von allen Sälen, welche der weiße Thurm enthält, ist keiner größer und merkwürdiger, als der, den man Arsenal der Freiwilligen nennt. Man findet darin mehr als dreißigtausend Gattungen von Waffen, die in der Gestalt von Sonnen, Monden, Sternen und Kreuzen, mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Geschmack, geordnet und aufgehängt sind. Hernach kommt der the tool room, oder Saal der Werkzeuge; diese Instrumente sind eben so sorgfältig und zweckmäßig zusammengestellt, als die Waffen in ihrer Art. Diese beiden großen Gemächer sind im Erdgeschoß.

Im ersten Stock sind die zum Seedienst und zum Gebrauch der Reiterei noch geeigneten Waffensammlungen oder Rüstkammern. Sie enthalten Waffen genug, um auf der Stelle eine Armee von mehr als funfzigtausend Mann auszurüsten. Auch hier werden noch außerdem eine große Menge alter sehr merkwürdiger Rüstungen und andere ähnliche Antiquitäten aufbewahrt. Die dem heiligen Johannes, dem Evangelisten, gewidmete Kapelle nimmt den Rest dieses Stockwerks ein. Die beiden andern (d. h. das zweite und dritte) sind minder wichtig; es würde sich nicht der Mühe lohnen, eine Beschreibung davon zu liefern und wir schweigen daher davon.

Ausgrabungen in Pompeji.

(Aus dem Diario di Roma.)

(L.)

— Die Ausgrabungen, die man jetzt in Pompeji, in Gegenwart mehrerer Gelehrten, macht, sind bis jetzt nicht so fruchtbringend gewesen, als diejenigen, welche vor einigen Monaten gemacht wurden, als man vier Zimmer und eine Küche in der Casa dell' Ancosa öffnete. Man fand da verschiedene Gefäße von Bronze und mehrere Utensilien von Eisen, aber die merkwürdigsten von allen diesen Gegenständen waren große Amphoren zu Wein, die man in einem untern Saale entdeckte. Mehrere haben eine ganz neue Form und sind mit griechischen und lateinischen Inschriften, von einer Art schwarzer Tinte, bedeckt. Man hat auch noch einige Krüge gefunden, in welchen getrockneter, fast zu Stand gewordener Wein war; in Wasser aufgelöst hatte er aber noch einen guten Geschmack. In der Küche waren noch einige Stücken Kohlen und ein Piedestal von Giallo antico, auf dem eine Lampe von terra cotta stand, die einen knieenden Jüngling vorstellte, der eine Opferschaale in der linken Hand hielt. Das Frauen-Gerippe, das man im Winkel am Heerde fand, ist ohne Zweifel das einer Sclavin, die die Aufsicht in der Küche hielt.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 889. Hamburg. Mittwoch, den 29. Januar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstruy. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Carl X. und dessen Umgebung im Exil.

(Aus dem Musée des Familles.)

(M.)

Das Schloß Headschin, welches die verbannte Königsfamilie während des Winters bewohnt, dient dem Kaiser von Oesterreich zum Aufenthalt, wenn er nach Böhmen kommt.

Der Headschin nimmt die ganze Anhöhe des Berges ein, an welchem die Altstadt von Prag liegt, und lehnt sich an die Vorstadt an. Unermeßlich und reich, herrscht jedoch auch hier dieselbe Einsamkeit und Stille, welche Prag zu charakterisiren scheint, und nichts war seiner Traurigkeit zu vergleichen, als Carl X. und das kleine Gefolge, welches ihn begleitete, einige Zimmer dieses unermeßlichen Pallastes bezogen, in dem sie sich zu verlieren schienen.

An den Hradschin knüpfen sich viele geschichtliche Erinnerungen. Von Wenzel gegründet und im Jahr 1316 niedergebrannt, ward er im Jahr 1353 nach dem Modell des Louvre wieder aufgebaut. Im Jahr 1378, nach dem Tode des Kaisers Carl, hörte man auf, ihn zu bewohnen und ließ ihn ein ganzes Jahrhundert leer stehen, bis Rudolph II. dies schöne Denkmal vor einem sonst unvermeidlichen Untergange bewahrte, es mit Statuen schmückte, und eine Menge Arbeiten zu seiner Verschönerung daein vornehmen ließ. Sechsundfunfzig Jahre später (1652) belagerte der Churfürst von Sachsen, Johann Georg, Prag und beraubte den Headschin seiner Reichthümer; bald darnach hinterließ der Schwede Königsmark dort nur Ruinen, und schickte die Gemälde und Statuen, die nicht von den Bomben zerschmettert und vernichtet worden waren, nach Stockholm. Christine vollendete das Zerstörungswerk, indem sie ohne Erbarmen den auf diesen Gemälden, meistens Meisterwerken des Correggio, dargestellten Personen die Beine und die Köpfe abschneiden ließ. Maria Theresia stellte den Hradschin aus seinen Trümmern wieder her und ließ ihn nach einem Riß des Architecten Banosky neu aufbauen. Diese Arbeiten wurden erst im Jahr 1771 zu Ende gebracht.

Um zu der königlichen Familie gelangen zu können, muß man sich entweder an den Herrn von Montbel zu Wien, oder zu Prag selbst an den Herrn von Blacas wenden. Dieser Letztere zeigt sich sehr schwierig, Fremde zuzulassen. Ehe er die Erlaubniß dazu ertheilt, läßt er sich von dem Ansuchenden schriftlich dessen Namen, Titel, den Ort, woher er kommt, den Weg, welchen er eingeschlagen, die Gründe, weswegen er die Reise unternommen hat, was er zu thun beabsichtiget, und wohin er zu gehen gedenkt, wenn er wieder von Buschtiehrad abreist, angeben. Wenn die Antworten hierauf befriedigend lauten, und nach ein, zwei, ja selbst drei Tagen Verzugs, bewilligt er den Zutritt und giebt genau die Stunde an, wo man sich zu Buschtiehrad einfinden muß; denn es geht alles nach der Regelmäßigkeit und nach der pünctlichen Genauigkeit, die in der Etikette der Tuilerieen eingeführt war.

Zwanzig Mann deutsches Militair, die alle vierundzwanzig Stunden abgelöst werden, versehen den Dienst im Schlosse und erweisen den Prinzen die militairischen Honneurs. Das Schloß ist deutsch möblirt, das heißt sehr spärlich und dazu höchst einfach. Genau zur angegebenen Stunde eröffnen sich die Thüren des Empfang-Salons und man wird in ein Gemach geführet, in welchem Carl X. an einem Tische sitzt. Wenn der Besuchende ihm bekannt ist, so reicht er ihm die Hand zum Kuß; kennt er ihn nur wenig oder gar nicht, so grüßt er durch ein leichtes Nicken mit dem Kopfe. Man bleibt stehend, so lange die Audienz währt, das heißt acht bis zehn Minuten. Herr von Blacas ist stets zugegen, es sey denn, daß man sich eine Privat-Audienz erbeten habe, die immer erst für den nächsten Tag bewilligt wird. Carl X. richtet eine Menge Fragen an die Besuchenden; aber die Antworten, welche ihm gegeben werden, ändern nichts an den Begriffen, die er sich von der Lage Frankreichs gemacht hat. Wenn man es wagt, seinen Ansichten zu widersprechen, so hört er dies ohne zu unterbrechen, aber mit einem zweifelnden Lächeln an; und wenn man die eigene Meynung verfechten will, so antwortet er: Sie sind nicht gut unterrichtet, und geht dann auf ein anderes Thema über.

Die gewöhnliche Kleidung des Königs ist ein braunes Kleid, das er in den Tuilerieen getragen hat und welches, obwohl höchst sauber gehalten, doch schon kahl zu werden beginnt. Das erlebte Unglück hat auf die Gesundheit des Fürsten durchaus keinen Einfluß gehabt; er ist noch immer derselbe, lebhaft, hager, voll guten Willens. Seine Liebhaberei für die Jagd scheint ganz von ihm gewichen zu seyn und es geschieht höchst selten, daß er einmal eine Flinte zur Hand nimmt. Tagtäglich macht er eine zwei- bis dreistündige Fußpromenade ohne alle Begleitung; reiten thut er selten. Er führt die oberste Aufsicht über sein Hauswesen, dessen sämmtliche Kosten er bestreitet. Seine Dienerschaft trägt keine Livree und ist mit einem einfachen Frack bekleidet.

Präcise um zehn Uhr versammelt die königliche Familie sich, um zu frühstücken, und um sechs Uhr wird das Mittagsmahl eingenommen.

Die Mittagstafel besteht in der Regel aus höchstens zehn Gedecken. Sie ist ohne Luxus, aber reichlich und auch in einer päßlichen Weise servirt.

Herr Sosthene de Larochefoucault hat in einer Beschreibung eines Besuchs zu Buschtiehrad die Dispositionen der Tafel angegeben, zu welcher er mehreremale gezogen worden war. Es war dieses auf dem Lande, wo die Dispositionen anders sind als die, welche man für die Zeit des Aufenthalts in der Stadt adoptirt hat. Zu Buschtiehrad hat der König seinen Platz in der Mitte; die Herzogin von Angouleme sitzt ihm zur Rechten, Mademoiselle zur Linken; bei der Dauphine sitzt der Herzog von Bordeaux, der Dauphin neben Mademoiselle; dann kommt die Frau von Gontaut; der Herzog von Blacas, Carl X. gegenüber, der Herr von Latil und die Vicomtesse d'Agouts zu beiden Seiten neben ihm; endlich die Herren O'Hegerthy Vater und Sohn, von welchen der Eine Stallmeister des Königs, der Andere Stallmeister der Dauphine ist, und

Digitized by Google

wer als Gast eingeladen worden. Das Frühstücken und die nachherige Conversation währt eine Stunde. Daraach trennt die königliche Familie sich und nimmt privatim die Wallfahrer an, welche sie zu besuchen kommen.

Die Honneurs an der Tafel werden von Carl X. und von all den andern fürstlichen Personen, den Herzog von Bordeaux und Mademoiselle mit einbegriffen, die sich ihrer mit vieler Grazie und Anmuth entledigen, gemacht. Die Unterhaltung während des Mahles ist jetzt nicht zu ernst und zu schüchtern; man macht sich hier zuweilen von der Strenge einer übermäßigen Etikette frei, und nicht selten verbreitet ein Scherz Gelächter unter all den Anwesenden, selbst den König nicht ausgenommen.

Die Einkünfte Carls X. belaufen sich auf ungefähr achtmalhunderttausend Franken. Ein großer Theil seines Capitals ist in französischen fünfprocentigen Renten belegt und einem berühmten Banquier anvertraut, unter dessen Namen diese Renten eingetragen stehen. Mit dieser Summe bestreitet der Fürst die Ausgaben seines Haushalts und bezahlt davon die, zum Theil sehr bedeutenden, Gehalte der Personen, die um ihn sind.

Der Dauphin und die Dauphine wohnen in demselben Stock, das heißt in dem zweiten; ihre Zimmer sind durch einen langen Corridor miteinander verbunden, der von einem Ende bis zum andern des Schlosses läuft. Der Herzog von Angouleme hat sich in gar nichts in seinem Charaktee und in seinem Wesen geändert; er ist noch immer so gleichgültig, wie er es gewesen ist; es ist als ob er nichts verloren, nichts zu bedauern hätte. Der Dauphine hingegen treten jedesmal die Thränen in die Augen, so oft sie von Frankreich spricht. Sie ergiebt sich in ihr Geschick, aber es ist eine melancholische Ergebung; selten sieht man sie lächeln. Täglich, um zwei Uhr, fährt diese Fürstin, tête-à-tête mit dem Dauphin, in einer Calesche spazieren; oder dieser Prinz begleitet auch, im Schritte reitend, die Herzogin von Angouleme auf ihren Promenaden zu Fuß, die sie gerne macht.

Carl X. zeigt sich unerweichlich hinsichtlich der Herzogin von Berry und er hat in Bezug auf sie die strengsten Maaßregeln nehmen lassen. Zu Leoben, nur hundert und einige Lieues von Prag entfernt, darf sie nach dieser Stadt nicht kommen, und sie sieht sich dort so strenge beaufsichtiget, daß sie auf keinen der an sie gerichteten Briefe antworten kann. Unlängst sollen diejenigen, die mit ihren Angelegenheiten zu Paris beauftragt sind, vergebens auf Briefe von ihr gewartet haben, die zur Bewerkstelligung mehrerer Verkäufe, die gemacht werden sollten, unerläßlich waren. Die Dauphine theilt diese große Erbitterung nicht; wenn sie von ihrer Schwiegerin spricht, so thut sie es mit dem Ausdruck eines unzweideutigen Wohlwollens.

Der junge Prinz und seine Schwester sind über den Zimmern des Dauphins und der Dauphine logirt; sie haben beide ihren besonderen, aus sehr wenigen Personen bestehenden Hofhalt. Mademoiselle hat höchstens drei oder vier Damen um sich; sie bekommt auch nur fünftausend Franken monatlich.

Beide haben ihren besonderen Tisch. Nur an Festtagen und auch auf dem Lande erscheinen sie an der Tafel des Königs, wo Herr de Larochefoucauld sie wirklich gesehen hat.

Erst vierzehn Jahre alt, hat Mademoiselle das Ansehen, als ob sie achtzehn Jahre zählte; sie ist keine Schönheit, aber sie hat viele Grazie: sie hat einige Aehnlichkeit mit ihrer Mutter; in ihrer Kleidung hält sie sich sehr einfach und in der Regel trägt sie ein weißes Kleid, welches ihrem zierlichen und geschmeidigen Bau gut steht. Sie zeichnet mit Talent, spielt die schwersten Compositionen vom Blatte, spricht geläufig mehrere Sprachen, und ist wegen der natürlichen Heiterkeit ihres Charakters beliebt.

Dem Schloßthore gegenüber liegt ein schöner Garten, wo sie ihre Erholungsstunden zubringt; eine kleine Hütte dient ihr als Asyl, wenn der Regen sie dort überrascht. Der Name Frankreich macht sie weinen, und sie fühlt sich eben so ergriffen wie ihre Tante, wenn sie mit irgend jemandem wieder zusammentrifft, der zu Paris in ihrer Nähe gewesen. Jeden Abend um acht ein halb Uhr verläßt Mademoiselle die königliche Familie, um sich auf ihr eigenes Zimmer zu begeben.

Der Herzog von Bordeaux excellirt in allen Leibesübungen, Exercitien, für die er leidenschaftlich eingenommen ist. Ein kühner Reiter, setzt er dreist über alle Barrièren weg, die ihm in der Reitbahn vorkommen; er macht sich nichts daraus, wenn er einmal vom Pferde fällt, und sitzt rasch und fröhlich wieder auf. Mit den scholastischen Studien, geht es minder gut, und nur ungern geht er an die deutschen, italienischen und lateinischen Stunden. Dagegen schießt er auf dreißig Schritte mit der Pistole einen Puppenkopf entzwei, klettert wie ein Eichhörnchen auf die höchsten Bäume, und ist leidenschaftlich für die Fechtübungen eingenommen. Unter den Spielen ist ihm das Billardspiel das liebste. Er ist fröhlich, freimüthig, offen und loyal. Für sein Alter von mittelmäßiger Größe, ist er dem Bildnisse ziemlich ähnlich, das Grevedon von ihm herausgegeben hat, aber er ist schmächtiger und minder elegant.

Seine gewöhnliche Tracht besteht aus einem grünen Jäckchen, weißem oder grauem Pantalon, je nach der Jahreszeit. Er geht täglich aus, ohne Rücksicht auf das Wetter, bleibt Abends bis acht Uhr bei seinem Großvater, und begiebt sich dann auf sein Zimmer.

Seit dem 1. November ist die Erziehung des Herzogs von Bordeaux dem Bischof von Hermopolis und dem General Marquis von Haütpoult anvertraut worden, welche die Stelle des Barons de Damas und der Geistlichen Drouillet und Deplace eingenommen haben.

Carl X. sieht den Herzog von Bordeaux nicht als Heinrich V. an, indem er seine Abdication für nichtig hält, da sie unter den von ihm gestellten Bedingungen nicht angenommen worden. Dieses ist den Projecten und den Hoffnungen der Legitimisten sehr in die Quere gekommen, die eine Reise nach Prag unternommen hatten. Der alte König hat nichts von der Mündigkeits-Erklärung seines Großsohns genehmigt. Vergebens haben die Herzogin von Angouleme und alle, die um ihn waren, sich bemüht, ihn in diesem Puncte zur Nachgiebigkeit zu vermögen; er blieb unerschütterlich.

Dieser Umstand hat den Aufenthalt zu Buschtigerad noch trauriger gemacht und dort, wenn auch nicht Zwiespalt, doch mindestens ein gezwungenes Wesen hervorgebracht.

Die Bewohner des Schlosses Buschtigerad erhalten nur wenige französische Zeitungen, indem den meisten der Eingang in die Staaten des Kaisers verboten ist; doch erhält Carl X. die an ihn gerichteten uneröffnet. Unter denjenigen, die man am häufigsten auf seinem Tische liegen sieht, ist auch das Journal des Debats.

Das Schloß Buschtigerad, welches fünf Stunden weit von Prag entfernt liegt, dient der verbannten Familie zum Sommeraufenthalt. Um von dieser Stadt dahinzukommen, muß man eine einförmige, flache Straße passiren, deren langweilige Ansicht den Weg noch einmal so lang macht. Am Ende dieser Straße sieht man das Schloß sich aus einem halbkreisförmigen Thale erheben, in dessen Hintergrund sich ein von Bäumen eingeschlossener Teich inmitten eines üppigen Wiesengrundes befindet.

Buschtigerad liegt abgesondert von jeder andern Wohnung und man findet in der Umgebung nur eine kleine Anzahl Bauerhäuser, die von Leuten bewohnt sind, welche von den Arbeiten leben, die die Bedürfnisse des Schlosses erheischen. Vorn mit einer langen Allee von Apfelbäumen, und einem Hofe, der zugleich eine Art von Garten ist, zeigt diese sich übel ausnehmende Residenz plötzlich zwei hohe Flügel, die eine Art von Kloster einschließen. Der linke Flügel stößt an eine große Meierey, die mit dem Schlosse verbunden ist; der andere dient als Eingang. Auf

Digitized by Google

der entgegengesetzten Seite des Hofes, hinter der Art von Kloster, ist ein kleiner Garten, in welchem vorzugsweise der alte König spazieren geht. Buschtirerad war bekanntlich ein Eigenthum des Herzogs von Toscana, der es Carl X. verkauft hat.

Die Niger-Expedition.

(Aus der Literary Gazette.)

(N.)

Richard Lander befand sich am 21. Juli vorigen Jahres (diese Nachricht ist mit dem am 1. d. M. in England zurückgekommenen Schiffe Columbine, das mit zu jener Expedition gehörte, eingegangen) zu Atta, und zwar, wie wir mit Vergnügen hinzusetzen, im besten Wohlseyn. Er schickte sich an, in Gesellschaft des Lieutenants Allen und eines Arztes in dem Dampfboote Albuera den Fluß hinaufzufahren. Auf seiner Reise von der Küste in einem Boote hatte er zweiunddreißig Tage zugebracht. Es ist uns aus einem Schreiben an seinen Bruder von oberwähntem Datum ein köstlicher Auszug gegeben worden, den wir hiermit unsern Lesern mittheilen. Es heißt darin:

„Du weißt, daß damals, wo wir beide hier waren, der Häuptling von Damaggu, Abucco, seit mehreren Jahren mit seinem Bruder, dem Beherrscher von Atta, in Feindschaft lebte. Als ich von der Küste am ersteren Orte ankam, da sah ich mit Leidwesen, daß die Brüder nebst ihren respectiven Unterthanen noch immer in dem kleinen, aber hartnäckigen und grausamen Kriege verwickelt waren, den ihre Spannung gleich Anfangs entzündet hatte. Entschlossen, wo möglich eine Aussöhnung unter ihnen zu Stande zu bringen, bewog ich unsern alten Freund Abucco, mich nach Atta zu begleiten, wo ich ihn bei seinem Bruder einzuführen versprach und mich mit meinem Leben verbürgte, daß ihm kein Leids geschehen solle.

„Diese Zusammenkunft fand am 22. November statt und war, das versichere ich Dir, höchst interessant. Unser Trupp, dem Jowdie und einige wenige Trommelschläger voraufgingen, ward in ein großes viereckigtes Gehäge eingeführt. Der Häuptling, welcher auf einer Art von Thron saß, war von seinen sämmtlichen Mallams und von einer großen Dienerschaft umgeben. Seine Frauen saßen unter einer Verandah, die mit mehreren hübschen türkischen Teppichen behangen war. Abucco wich unwillkührlich zurück, als er sich dem Throne nähern wollte, ich faßte ihn aber bei der Hand und führte oder schob ihn vielmehr nach seinem Bruder hin. Als er vor diesem stand, schien alles Vertrauen von ihm gewichen zu seyn; er ließ den Kopf auf die Brust sinken, und ich fühlte, wie sehr er zitterte. Während ich meine Geschenke vor dem Häuptling von Atta ausbreitete, sah ich, wie er zuweilen einen hastigen und zürnenden Blick auf seinen Bruder warf, der meine Hand losgelassen und auf dem Boden Platz genommen hatte. Obgleich sieben Jahre verflossen waren, seit sie sich nicht gesehen, sprach doch keiner von ihnen ein Wort zu dem andern. Als die Neugierde von Atta einigermaßen befriedigt worden war, machte ich ihn sofort auf die Anwesenheit seines Bruders aufmerksam, indem ich ihn sehr belobte, was Abucco auch sicherlich verdiente. Dann äußerte ich, wie sehr ich es bedauert hätte, die Wirkungen des Mißverständnisses zu sehen, welches schon so viele Jahre unter ihnen bestanden, und erklärte, nachdem ich mich über die Nothwendigkeit, daß Brüder miteinander in Eintracht leben müßten, ausgesprochen hatte, daß ich nicht eher weichen würde, bis ich eine völlige Aussöhnung unter ihnen zuwegegebracht hätte.

„Der Häuptling war höchst betroffen, erwiederte aber nichts. Nun forderte ich den Abucco auf, sich zu erheben, und ihn seinem Bruder zuführend nahm ich beider Hände, legte sie ineinander, und sagte: „„Ihr seyd nun Freunde, und Gott wolle es Euch bleiben lassen.““ Die Brüder waren tief ergriffen und es währte mehrere Secunden, ehe einer oder der andere eine Sylbe hervorbringen konnte. Aus allen Gesichtern strahlte Freude über den glücklichen Ausgang der Zusammenkunft, und die Menge machte ihren Gefühlen durch ein lautes, langes und allgemeines Jubelgeschrei Luft. Was mich betrifft, so kann ich die Wonne gar nicht ausdrücken, die mich in diesem Augenblicke beseelte.

„Seit undenklichen Zeiten ist es bei den Beherrschern von Atta der Brauch gewesen, an festlichen Tagen und bei allen öffentlichen Gelegenheiten Menschen zu opfern. So wurden denn auch nach der ebenbeschriebenen Zusammenkunft ein paar unglückliche Geschöpfe herbeigeführt, die erschlagen werden sollten, um mit ihrem Blute den Raum im Gehege zu besprengen. Es überlief mich ein Schauder, als ich dies hörte, und ich machte nun dringende Vorstellungen, nichts dergleichen zu unternehmen. Ich stellte dem Häuptling vor, daß er einst Gott Rechenschaft für jedes Leben würde geben müssen, das er muthwillig vernichtet hätte, und machte es ihm begreiflich, daß, wenn auch sein Leib nach seinem Tode in Staub zerfiele, doch seine Seele fortlebe und glücklich oder elend seyn würde, je nachdem er auf Erden Gutes oder Böses gethan hätte oder thäte. Meine Worte hatten sichtlich einen tiefen Eindruck auf den Häuptling gemacht, und er hieß seinen Leuten, die beabsichtigten Menschenopfer loszubinden und gehen zu lassen. Dann gelobte er feierlichst, den Brauch, menschliche Wesen zu opfern, abzuschaffen. So wie diese seine Erklärung den Mallams und allen Dienern ꝛc. bekanntgemacht worden war, streckten alle als Zeichen ihres Beifalls die Hände aus und erhoben ein lautes Jubelgeschrei. Es sind nun sieben oder acht Monate verstrichen, seit dies Gelübde gethan worden ist, und ich kann zu meiner unendlichen Zufriedenheit bezeugen, daß man sich streng daran gehalten hat.“

Ueber den thierischen Magnetismus.

(N.)

Ein Herr J. B. spricht sich in einem der neuesten Blätter des Journal du Commerce, auf Veranlassung der Anzeige des bei dem Buchhändler Baillere zu Paris erschienenen neuen Werkes des Doctors Foissac, betitelt Rapports et discussions de l'Academie de médecine sur le magnetisme animal, etc., folgendermaßen aus:

Thierischer Magnetismus — das ist einer der Gegenstände, welcher in der Regel alle Intelligenzen in Harnisch setzt. Es ist in der That betrübend, ja demüthigend, eine Folge von Phänomenen zugeben zu müssen, die ein jeder sehen und sich davon überzeugen kann, ohne sie vermittelst der erworbenen Kenntnisse, und vor allem unter Beihülfe der auserwählten tiefen Scharfsichtigkeit, welche in Ermangelung des Wissens fast immer das verführerische Attribut der Leute von Welt ist, befriedigend erklären zu können. Es vergessend, daß man, wenn bei dem Studium der einfachsten Naturgesetze von der Wirkung zur Ursache übergegangen wird, bald in das Gebiet des Unbekannten geräth, verfehlt ein anmaßender Scepticismus nicht, in den Ausruf auszubrechen, daß es mehr als lächerlich sey, zuzugeben, daß ein Individuum, indem es einem andern Individuum leicht die Hand eine gewisse Zeit lang auf die Stirn oder auf die Magenhöhle lege, dann damit von oben nach unten auf dessen beiden Armen herniederfahre, bei diesem den Sinn des Gefühls erlöschen, die Action des geistigen Vermögens verhundertfachen, die wunderbare Anschauung, die übernatürliche Vorhersagung entwickeln könne, welches alles jedoch so viele glaubwürdige Beobachter wahrgenommen haben. Aber sind denn alle diese Dinge, an die zu glauben es einem selbst dann schwer

Digitized by Google

fällt, wenn man sie gesehen hat, weil sie modestee Weise nur durch einen guten und gläubigen Willen erzeugt werden, und vor allem weil sie neu sind, wohl erstaunenswürdiger als das Licht, welches vier Millionen Lieues in einer Minute durchläuft und uns in den Stand setzt, Gegenstände zu sehen, die Milliarden Lieues von uns entfernt sind, und zwar in einem Augenblick, indem wir, wie Herr Rostan sagt, das Schauspiel der Unermeßlichkeit der ganzen Natur vermittelst einer Oeffnung von der Größe eines Nadelknopfes (der Pupille) genießen? Ist nicht die Anziehungskraft, welche das Universum regiert, und die sich in den ungeheuren Weiten von einem Gestirn zum andern bekundet, indem sie dergestalt die Himmelsgloben hält und ihren unveränderlichen Lauf regelt, ein weit erstaunenswürdigeres Wunder, als der Einfluß eines Individuums auf ein anderes in der Entfernung von nur wenigen Schritten? Und wie Wenige giebt es dennoch, die auf die wunderbaren Wirkungen des Lichts und der Attraction achten! Kaum daß sich einige Gelehrte damit beschäftigen.

Voltaire hat irgendwo gesagt: „So oft Ihr von etwas hört, das nicht mit den Gesetzen des Weltalls im Einklange ist, so zweifelt; ist es aber in offenbarem Widerspruch mit diesen Gesetzen, so nennt es geradezu eine Lüge.“ Statt aber alles das, was Absolutes in diesem Ausspruch liegt, zuzugeben, was glauben hieße, daß der Mensch die unermeßliche Macht der Natur kenne, daß er ihre Gränzen messen könne, scheint es mir jedenfalls besser zu seyn, sich erst von der Richtigkeit des Thatbestandes zu überzeugen, dann ihn zu studiren, und, nach der Beschaffenheit der Wissenschaften, ihn mit schon bekannten analogen Gegenständen in Verbindung zu bringen.

Die Einwirkung des thierischen Magnetismus zeigt sich außer allem Zweifel in den Organen des Empfindungsvermögens, die es in einen ungewöhnlichen anomalen Zustand versetzt, dessen Hauptphänomene Bewußtlosigkeit, Schlaf, und ein mehr oder minder convulsivischer Somnambulismus sind. Alle diese Wirkungen können der Modificirung, der natürlichen Ausdehnung der Eigenthümlichkeiten des Nervensystems zugeschrieben werden, vor allem wenn man annimmt, daß von dem Gehirn das Etwas ausgeht, welches das Wollen und das Empfinden schafft, und das dem Nervenwege zu folgen scheint. In der That bringt der Wille, wenn man ein Bein, einen Arm, eine Hand ꝛc. bewegen will, diese Bewegung durch einen Nerv zuwege, der, wenn man alle die Theile lähmen wollte, auf die er einwirkt, nur abgebunden zu werden brauchte. Welcher Art ist aber nun dies Etwas, dies in Rede stehende nervöse Agenz? Alles läßt glauben, daß es, in dieser Hinsicht im Einklange mit den Herren Prevost und Dumas, deren geistreiche Arbeiten sie dahingebracht haben, jede Muskel-Contraction als eine electrische Erschütterung anzusehen, die größte Analogie mit dem electrischen Fluidum hat.

Diese Ansicht wird noch durch eine Wahrnehmung Beclards unterstützt. Nachdem dieser Professor bei einem lebenden Thier einen ziemlich starken Nerv bloßgelegt und durchschnitten hatte, brachte er eine Magnetnadel zum Abweichen von ihrer eigentlichen Richtung, indem er sie mit diesem Nerv in Rapport setzte. Dem Petetion zufolge wäre dies ein Factum, das sich leicht verificiren ließe; jeder Rapport hörte auf, wenn er einen isolirenden Körper zwischen sich und seine Cataleptici brachte. Bekanntlich haben gewisse Thiere, als der Krampffisch und der Zitteraal, die sonderbare Eigenschaft, so viel electrisches Fluidum abzusetzen, um in einer gewissen Entfernung Erschütterungen hervorzubringen, die andere Fische, ja selbst Menschen tödten können; man hat indessen bemerkt, daß die Wirkungen, welche eine Berührung mit dem Krampffisch hervorbringt, minder heftig sind, wenn diese Berührung unversehens stattfindet, als dann, wenn dieser Fisch zuvor seinen Feind gesehen hat und nun vermöge seines Willens alle seine electrische Kraft auf ihn losläßt.

Uebrigens sey dem, wie ihm wolle, genug, das Werk des Herrn Foissac bietet, ohne sich auf die gewagten allgemeinen Sätze einzulassen, die einen unerschöpflichen Stoff der Controverse abgeben, eine interessante und vollständige Sammlung der merkwürdigsten Wahrnehmungen dar, die über den Magnetismus publicirt worden sind. Es ist wahrhaft interessant, zu sehen, mit welcher logischen Kraft der Referent der academischen Commission die spitzfindigen Witzeleien und die sonderbaren Seitensprünge der ungläubigen Gelehrten zu Boden schlägt, von welchen man fast glauben möchte, daß sie es systematisch darauf angelegt hätten, das Vorhandenseyn alles dessen abzuläugnen, was in einer nicht zu erklärenden Weise die Sinne berührt, wenn sie nicht Sympathieen und sympathetische Wirkungen zugäben, vermittelst deren sie sich alles zu erklären und nöthigenfalls das Unzulängliche der Physiologie zu ergänzen wissen; wenn sie nicht ferner ein epigastrisches Centrum zugäben, in welchem alle Gemüthsbewegungen in einer beängstigenden oder lieblichen Weise wiedertönen, je nachdem die Leidenschaft anmuthiger oder gehässiger Art ist; und wenn sie sich auch der Evidenz des natürlichen Somnambulismus fügen müssen, so würden sie sich doch schämen, zu glauben, daß das nervöse, das geistige Fluidum sich von einem Individuum, das der Wille thätig macht, auf ein anderes übertragen ließe, welches durch das Vertrauen und durch die Krankheit passiv gemacht worden.

Mehrere sehr merkwürdige Notizen über den Heren Paysegur und andere berühmte Verbreiter des Magnetismus theilen dem Werke des Herrn Foissac ein mächtiges Interesse mit. Man findet darin außerdem eine Menge Citate, die den Griechen und den Römern oder der heiligen Schrift entlehnt worden sind, um zu beweisen, daß gewisse Magnetisirungen schon lange vorher wirksam befunden worden sind, ehe man das Vorhandenseyn der Sache ahnete, ehe sie definirt worden war, ehe man ihr einen Namen gegeben hatte. Endlich bezeugen eine Menge gut zusammengestellter Thatsachen, daß sehr viele Krankheiten noch durch den Magnetismus, wenn nicht geheilt, doch gemildert werden können, nachdem alle Hülfsmittel der Arzneikunde vergebens dazu in Anspruch genommen worden. Dies beweiset u. a. der Fall mit einem Doctor D....., welcher seine Gattin, als sie von mehreren seiner Collegen als rettungslos aufgegeben worden, als sie, beinahe schon kalt und eine völlige Leiche war, wieder ins Leben zurückrief, indem er sie magnetisirte.

Erinnerungen einer Dame an Napoleon zu St. Helena.

(Aus Blackwood's Magazine.)

(2.)

Während der zwei Jahre, die ich zu St. Helena zubrachte, war es mir so leicht, den Kaiser Napoleon zu sehen, daß ich ganze Bände hätte anfüllen können von den kleinen Umständen seines Privatlebens, die in den Augen vieler Leute von großem Interesse gewesen wären, denn während der Jahre 1815, 1816 und 1817 war man unersättlich in Anecdoten über den Gefangenen von St. Helena. Ich erinnere mich vollkommen, daß, bei unserer Ankunft zu Portsmouth im Sept. 1817, sobald man in der Stadt erfahren hatte, daß das eben ausgeschiffte Regiment zwei Jahre bei dem Ex-Kaiser zugebracht habe, Personen aller Stände über uns herfielen, um Nachrichten über ihn zu erfahren; und ich war kaum zwei Stunden im Hotel der Krone, als eine Menge Menschen mir Bildnisse von Napoleon brachten, um zu erfahren, ob sie ihm glichen. Dieses Fieber ist jetzt vorübergegangen, der Held, welcher der Gegenstand desselben war, ist nicht mehr, große Veränderungen haben stattgefunden und was in jener Epoche alle Welt beschäftigte,

Digitized by Google

liegt jetzt in ferner Vergangenheit; ich kann daher, ohne besondere Folgen, einige Worte über den berühmten Gefangenen sagen, mit welchem ich auf dem Boden der Verbannung gelebt habe.

Es war im Monat December 1815, als ich den Kaiser Napoleon zu St. Helena zum erstenmale sah. Er war ungefähr seit sechs Wochen angekommen und ich verdankte es dem Zufall, ihm vorgestellt zu werden. Ich war zum Mittagsessen bei zwei jungen Engländerinnen eingeladen, den Töchtern des Eigenthümers desjenigen Theils der Insel, den man the Briers nennt, wo er sich einstweilen aufhielt, bis Longwood in den Stand gesetzt seyn würde, ihn aufzunehmen. Als wir im Garten am Hause spazieren gingen, trat der Kaiser aus seinem Zelt, das ganz nah dabei aufgerichtet war; der Graf von Las Cases begleitete ihn. Napoleon trug einen grünen Rock, seidene Strümpfe und Schuhe mit großen goldenen Schnallen; in einem Knopfloch sah man ein rothes Band. Die beiden jungen Mädchen, deren eine etwa dreizehn, die andere funfzehn Jahre alt war, liefen ihm entgegen, sobald sie ihn erblickten, zogen mich mit sich fort, redeten ihn ohne Ceremonie an und sagten, indem sie mich vorstellten: „Diese Dame ist die Mutter des kleinen Mädchens, das Ihnen jüngst die italienischen Lieder vorsang." Er grüßte mich und ich erwiderte seinen Gruß mit Ehrfurcht, aber zugleich mit Verlegenheit, einem solchen Manne so plötzlich und ohne alle Umstände vorgeführt worden zu seyn.

„Madame," sagte er, „Ihre Tochter ist ein reizendes Kind; wo hat sie die Canzonetten gelernt?" Ich antwortete ihm, daß ich selbst ihre Gesang-Lehrerin sey. — Ei, erwiderte er, aus welchem Lande sind Sie? — Ich bin Engländerin. — Und wo sind Sie erzogen? — Zu London. — Auf welchem Schiffe sind Sie nach St. Helena gekommen? In welchem Regimente dient Ihr Mann? Welchen Grad hat er? und so folgten eine Menge Fragen immer in italienischer Sprache. Während der Zeit sprangen die beiden jungen Mädchen und meine Tochter um uns herum, bisweilen den außerordentlichen Mann in ihre Spiele mischend, dem ihre Fröhlichkeit und ihre vertraulichen Manieren zu gefallen schienen. Nachdem wir einigemale auf- und abgegangen waren, bat mich der Kaiser, mit ihm ins Haus zu treten und ihm einige italienische Arien zu singen. Ich setzte mich ans Piano und er sich zu mir. Ich zitterte wie ein Baumblatt im Winde und glaubte kaum einen Ton herausbringen zu können. Nachdem ich mich ein wenig gesammelt hatte, begann ich die Arie: Ah! che nell petto! — Schön! rief der Kaiser aus, als ich geendigt hatte; das ist von Paesiello. Ach! als ich jung war, habe ich auch Piano gespielt" — und er machte einige Läufe auf der Tastatur, die mich überzeugten, daß er die Wahrheit gesagt. „Die Italiener," fuhr er hierauf fort, „sind die ersten Musiker der Welt; nach ihnen kommen die Deutschen, dann die Portugiesen und die Spanier, dann die Franzosen und endlich die Engländer, aber ich weiß in der That nicht, welches von den beiden letztern Völkern den schlechtesten Geschmack in der Musik hat. Auch die Schotten haben einige ganz gute National-Lieder." Alles dieses sprach er auf französisch und mit der Schnelligkeit, die ihm eigenthümlich war. „Madame," sagte er, „Sie lieben ohne Zweifel Gesang und Musik?" Ich neigte mich bejahend. „Das kann nicht fehlen," setzte er hinzu, „man thut eine Sache immer gern, die man gut macht;" damit verbeugte er sich leicht und zog sich zurück.

Einige Zeit nachher lud mich die Gräfin Bertrand Namens des Kaisers zum Mittagsmahle ein. Am bestimmten Tage begab ich mich nach Hutts-Gate, wo sie wohnte und wo der Wagen Napoleons, mit vier Pferden bespannt, uns abholte und nach Longwood führte. Wir fanden den Grafen und die Gräfin Montholon, den Baron Gourgaud, den Grafen von Las Cases und Sir George Bingham im Saale. Buonaparte trat einige Augenblicke nachher ein und setzte sich an einen Tisch, wo ein Schachspiel stand, denn er hatte die Gewohnheit, regelmäßig vor Tische eine Partie zu machen. Er schlug mir vor, mit ihm zu spielen, was ich wegen meiner Ungeschicklichkeit ablehnte. Darauf fragte er, ob ich Trie-Trac spielte., „Sie werden mich unterrichten," sagte er, „denn ich bin nicht sehr stark in diesem Spiel." Ich setzte mich ihm sehr verlegen gegenüber, aber glücklicherweise hatten wir kaum angefangen, als ein Diener erschien, um zu melden, daß aufgetragen sey. Wir traten in den Speise-Saal und sobald sich der Kaiser gesetzt, brachte ihm ein Diener ein Glas Wein, das er trank, ehe er etwas anders genommen. Das Diner wurde in prachtvollen Gefäßen von chinesischem Porzellan servirt, die Diener trugen grüne, mit Gold brsetzte Livree; der Kaiser aß von verschiedenen Schüsseln mit Appetit, und plauderte viel mit mir über Indien und die Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner. „Die Engländer," sagte er, „bringen eine unbegreifliche Zeit bei Tische zu und bleiben nachher noch sitzen, um zu trinken, wenn die Damen sich entfernt; ich halte mich höchstens zwanzig Minuten bei Tische auf und gebe etwa noch fünf Minuten dem General Bertrand zu Liebe zu, der gern Bonbons ißt." So sprechend stand er auf und jedermann folgte ihm in den Saal, wo Caffee herumgereicht wurde. Ich konnte nicht umhin, meine Bewunderung des Porzellan-Services zu äußern; der Kaiser nahm eine Tasse und Unter-Tasse und trat damit ans Fenster, um mir die ganze Schönheit davon sehen zu lassen; die Gemälde darauf stellten Gegenden von Aegypten vor und die Portraits die vornehmsten Landes-Häuptlinge. „Dieses Service," sagte er, indem er die Tassen wegstellte, „hat mir die Stadt Paris, nach meiner Rückkehr aus Aegypten, zum Geschenk gemacht." In der Folge schenkte er eine dieser prächtigen Tassen der Lady Malcolm, Gemahlin des Admirals Sir Pulteney Malcolm, als sie St. Helena verließ.

Napoleon bat mich dann, ihm einige italienische Lieder zu singen und die Gräfin Montholon sang nach mir zwei oder drei französische Lieder, deren Melodie er in den Zähnen mitbrummte.

Man arrangirte hernach ein Spiel Reversis; der Kaiser schien sehr heiter, er gewann und man weiß, daß er sehr gern im Kartenspiel gewann; immer dem Spiele folgend, trällerte er kleine französische Lieder. Gegen zehn Uhr stand er auf, grüßte die Damen und zog sich mit dem Grafen von Las Cases in seine Privatzimmer zurück.

Das zweitemal, daß ich mit dem Kaiser in Longwood speiste, hatte er mich selbst eingeladen. Ich machte nämlich mit meinem Mann und meiner Tochter der Gräfin Bertrand einen Besuch, welche Hutts-Gate verlassen hatte, um das Haus zu bewohnen, das die Regierung für ihren Mann bei Longwood hatte bauen lassen. Nachdem unser Besuch vorüber war, trafen wir auf Napoleon, der mit dem General Bertrand im Garten spazieren ging; als er uns entdeckte, ging er auf uns zu, sprach einen Augenblick mit uns und richtete einige Worte an meine Tochter, welcher er unter andern sagte, daß sie einer Spanierin gliche. Im Augenblicke, als wir Abschied nahmen, lud er uns zur Mittagstafel ein und, „was die Kleine betrifft," setzte er hinzu, auf meine Tochter zeigend, „so wird sie bei den Kindern der Madame Bertrand bleiben und mit ihnen essen." In diesem Augenblicke hielt sein Wagen vor der Thür und er lud uns ein, Madame Bertrand und mich, mit ihm einzusteigen, um eine kleine Spazierfahrt um Longwood herum zu machen. „Während dieser Zeit wird Ihr Mann seine Toilette machen und die Ihrige hierher bringen." So fuhren wir denn ab, der Kaiser, Madame Bertrand und ich; die Pferde liefen außerordentlich schnell und da die Straße ziemlich holperich war, so meynte ich, es könnte mir recht gut begegnen, daß ich in Gesellschaft des Weltbesiegers den Hals bräche. Napoleon war zerstreut und schweigsam während der ganzen Spazierfahrt. Bei Tische sprach er lange von den Damen, die St. Helena bewohnten; die jungen Mädchen des Landes sind im Allge-

Digitized by Google

meinen sehr hübsch — einer von ihnen hatte er den Namen Rosenknospe gegeben, eine andere nannte er die Nymphe. Diese letztere, Miß R..., war in der That von großer Schönheit und heirathete in der Folge einen Schiffs-Capitain von der ostindischen Compagnie. Als dieser Gegenstand der Unterhaltung erschöpft war, fragte er mich, ob ich auch etwas von der Wirthschaft verstände; „z. B.," sagte er, „würden Sie wohl einen Pouding machen können?" Ich antwortete ihm, daß ich, seit meiner Ankunft auf St. Helena, gelernt hätte, Pouding zu machen und zu backen, denn, da ich bloß die Frau eines Soldaten zu meiner Bedienung hätte, so sey ich genöthigt, viele Sachen selbst zu machen. Diese Antwort schien ihn zu befriedigen und beim Nachtisch nahm er einen Teller mit Gefrorenem und Confect, rief einen Bedienten und befahl ihm: „Bringe das dem jungen Mädchen, das so schön singt." Meine Tochter nahm die Bonbons und hat sie sorglich mehrere Jahre bewahrt.

Eines Tages, als ich die Gräfin Bertrand mit meiner Tochter besucht hatte und den Garten von Longwood passirte, um nach Hause zu gehen, traf ich den Kaiser, der mit dem General Bertrand spazieren ging. Nach einigen gewechselten Worten fing er an von Religion zu sprechen: „Ich glaube," sagte er, „Sie sind Puritanerin! — Warum das? rief ich aus. — Weil Personen, die in Ihrem Lager in der Messe gewesen sind, mir gesagt haben, daß Sie ganz zur Erde gebeugt knieeten.— Der Grund, warum ich so handelte, erwiderte ich, ist, daß wir im Lager weder Kissen, noch Teppiche, noch selbst Matten haben und daß ich, von Jugend auf gewöhnt bei gewissen Theilen des Gottesdienstes niederzuknieen, fortgefahren habe, dies zu thun, ohne zu bemerken, daß ich auf bloßer Erde knieete. — Wohl, antwortete er, aber sagen Sie mir, was Sie von uns Katholiken denken? Glauben Sie, daß wir einige Hoffnung haben, in den Himmel zu kommen? — Ich bin der Meynung, antwortete ich. — „Nun," rief er lachend aus, „so sind Sie toleranter als wir, denn, nach unserm Glauben, müssen Sie alle in der Hölle brennen."

Darauf fragte er mich, ob ich ritt, und ohne meine Antwort abzuwarten, sprach er von dem Vergnügen, das er in dieser Leibesübung finde. „Ich habe oft zwanzig Stunden zu Pferde vor dem Frühstücke gemacht," äußerte er; „aber jetzt (und das sagte er mit einem halb scherzhaften, halb zornigen Tone) würde ich das nicht mehr versuchen können."

Ungefähr vierzehn Tage vor der Ankunft von Sir Hudson Lowe bat mich Madame Wilks, Frau des Gouverneurs, an dessen Stelle er trat, ihre Tochter zu begleiten, die dem Kaiser mit ihrem Vater einen Besuch machen sollte; Miß Wilks war damals in voller Blüthe der Jugend und der Schönheit, sie war das reizendeste junge Mädchen, das man sehen konnte. Wir machten uns alle drei von der Wohnung des Gouverneurs Wilks aus auf den Weg in einem großen von sechs Ochsen gezogenen Wagen, denn auf St. Helena sind die meisten Wege so schlecht und so gefährlich, daß es unklug, wenn nicht unmöglich seyn würde, daselbst mit Pferden zu reisen. Drei Menschen leiteten unsere Bespannung und nach einer eben so langen als beschwerlichen Reise kamen wir zu Longwood an. Wir gingen zunächst zu Madame Bertrand, die uns zum Kaiser begleitete; wir fanden ihn in seinem Saal, festlich gekleidet, um den Gouverneur zu empfangen. Der Graf von Las Casas, der ihm zum Dollmetscher dienen sollte, war bei ihm.

Nachdem der Gouverneur Wilks ihm seine Tochter vorgestellt, betrachtete sie der Kaiser lächelnd und sagte zu ihm: „Ich habe oft von der Schönheit der Miß Wilks gehört; jetzt sehe ich selbst, daß man ihr kaum Gerechtigkeit widerfahren läßt;" und er grüßte sie auf eine graziöse Weise. Eine lange und interessante Unterhaltung knüpfte sich nun zwischen dem Kaiser und dem Gouverneur an und nach einem Besuch von wohl zwei Stunden beurlaubten wir uns erst.

Es war im Monat Juli 1817, daß das dreiundfunfzigste Regiment, in welchem mein Mann diente, in St. Helena von dem sechsundsechszigsten abgelöst wurde und den Befehl erhielt, sich einzuschiffen. Einige Tage vor ihrer Abreise gingen die Offiziere in corpore nach Longwood, um von dem erlauchten Gefangenen Abschied zu nehmen. Napoleon empfing sie sehr gut. Am folgenden Tage kehrten diejenigen Offiziere, die verheirathet waren, nochmals dahin zurück, von ihren Frauen und Kindern begleitet. Er bemerkte meine Tochter, näherte sich ihr und richtete seine gewöhnliche Frage an sie: „Sind Sie auch recht artig und verständig?" Dann fügte er hinzu: „Wie alt sind Sie jetzt?" — Zehn Jahre, antwortete sie. — „Dann sind Sie kein Kind mehr und müssen verständig seyn," und bei diesen Worten legte er eine seiner Hände sanft auf ihr kleines Haupt und lächelte ihr freundlich zu, mit dem reizenden Lächeln, das seinem Gesichte einen unbeschreiblichen Ausdruck von Milde und Güte gab.

Er zeigte hierauf den Damen eine Büste seines Sohnes, die er ganz neuerlich empfangen. Diese Büste war von weißem Marmor und von der schönsten Arbeit. Jeder drückte seine Bewunderung über die Vollendung des Werkes aus und man war einig darüber, daß die Büste dem Kaiser sehr gleiche: „Ja," sagte er, aber die Nase ist die der Kaiserin."

Kurz darauf nahmen wir Abschied und mit innigem Bedauern und wahrhafter tiefer Trauer entfernten wir uns von der Wohnung dieses wundervollen Mannes, dessen Name für alle künftige Zeiten ein Gegenstand der Verwunderung und der Bewunderung seyn wird.

Tod des Majors Alexander Campbell.

(Aus Dublin university Magazine.)

(L.)

Der Major Alexander Campbell stammte von einer alten schottischen Familie ab; er trat früh in die Armee und machte, unter dem Oberbefehl des Sir Ralph Abercrombie, den Feldzug von Aegypten mit, wo er sich auszeichnete. Einige Zeit nachher verließ er das Corps der Highlanders, in welchem er diente, und trat als Major in das einundzwanzigste Regiment der Füseliere über. Seine Beförderung zu diesem Grade war dem ältesten Capitain dieses Regiments in den Weg getreten. Bald äußerte sich die Uneinigkeit zwischen den beiden Offizieren und da sie ihren gegenseitigen Widerwillen nicht im geringsten verhehlten, so fanden öftere und lebhafte Wortwechsel zwischen ihnen statt und machten sie immer mehr zu unversöhnlichen Feinden.

Ihr Regiment lag zu Newry in Garnison, als die Epoche der dreimonatlichen Inspection eintrat: als der älteste Offizier hatte Campbell das Commando bei dieser Gelegenheit. Als nach Tische die Unterhaltung auf die Exercitien des Tages fiel, behauptete der Capitain Boyd, daß Campbell bei der Parade einen Fehler gemacht; dies führte eine hitzige Discussion herbei und da unglücklicherweise die andern Offiziere die Tafel verlassen hatten, um ins Theater zu gehen, so blieben die beide Feinde sich selbst überlassen in einem Moment, wo die Gegenwart und Dazwischenkunft eines Dritten vielleicht die Katastrophe verhindert hätte. Erhitzt vom Wein, wüthend über den vermeintlichen schweren Schimpf, stand Campbell vom Tische auf, lief nach seinem Zimmer, lud seine Pistolen, kam zurück, schloß die Thür hinter sich zu und forderte, ohne daran zu denken, Zeugen (Secundanten) zu nehmen, den Capitain auf, ihm unmittelbar Genugthuung zu geben. Sie schossen zu gleicher Zeit und Boyd fiel tödtlich getroffen. Der Verwundete wurde alsobald nach Hause gebracht und Campbell entfernte sich. Aber sein Zorn war plötzlich

Digitized by Google

verflogen und der Anblick des Blutes seines Feindes hatte seinen Haß in Reue verwandelt; er kehrte auf der Stelle zurück und stürzte sich, wie ein Wahnsinniger, in das Zimmer, wo sein Opfer fast leblos lag, umgeben von seiner Frau und seinen noch kleinen Kindern. Campbell fiel auf die Knie, flehte unter Thränen um Verzeihung und bat Boyd, zu erklären, daß die Sache rechtlich unter ihnen hergegangen. Der Sterbende, dessen Schmerzen überschwenglich waren, antwortete endlich auf die dringenden Bitten seines Gegners: „Ja, der Zweikampf ist loyal gewesen, aber Campbell, Sie sind dennoch ein schlechter Mensch, Sie haben die Sache übereilt, wie nicht recht war;" und kurz nachher gab er seinen Geist auf.

Sobald sich die Nachricht von diesem unglücklichen Ereigniß verbreitete, brachten die Freunde Campbells ihn aus der Stadt; und da kein Versuch ihn zu verhaften, gemacht, noch eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, so wäre er gerettet gewesen, wenn er in seiner Zufluchtsstätte hätte verborgen bleiben und die Sache hätte einschlummern lassen wollen; aber dazu war er zu stolz und trotz der Bitten seiner Familie, trotz des Rathes seiner Freunde, bestand er hartnäckig darauf, sich einem Richterspruche bloßzustellen und überlieferte sich selbst den Händen der Gerechtigkeit.

Ich kam zu Armagh in der Nacht vom 13. August 1808 an. Dieser Tag wird nie aus meinem Gedächtnisse kommen; es ist der des über den Major gehaltenen Gerichts. Ich begab mich sofort in den Pallast. Im Augenblicke, wo ich in den Saal der Assisen trat, zogen sich die Geschworenen zurück, um zu deliberiren. Die Debatten dauerten sehr lange; es war schon mehr als Mitternacht und die wenigen Lichter, die bei der Bank brannten, worauf der Richter Mayne saß, ließen den unermeßlichen Saal, worin ich mich befand, noch düsterer erscheinen. Meine Blicke schweiften auf denen mich umgebenden Menschen umher, unter welchen ein trauriges Schweigen herrschte; die Angst drückte auf allen Gesichtern sich aus; man hörte in der ganzen, großen Versammlung kaum athmen. Ich fühlte ein unbekanntes Schrecken, mein Herz zog sich krampfhaft zusammen und es war mir, als sollte ich ersticken. Meine Augen hafteten endlich auf dem Richter; es war ein kleiner, magerer Mann; der durch die zufällige Lichterstellung geworfene Schatten gab seinem, schon von Natur blassen und strengen, Gesichte eine so leichenähnliche Farbe, daß der Anblick übel machte; ich schauderte, denn, indem ich ihn betrachtete, kam mir der Gedanke, daß das Schicksal eines menschlichen Wesens von den ersten Worten abhänge, welche die Lippen dieses starren und kalten Greises aussprechen würden. Ich sah dann den Beklagten an; welcher Contrast! An der Barre sitzend, mit Trauerkleidern bedeckt, die Arme über der Brust gekreuzt, erwartete der unglückliche Mörder still und traurig das Wort, das über sein Schicksal entscheiden sollte. Seine Haltung war edel und imponirend; man konnte auf seinem angenehmen und würdevollen Gesicht zwar die ängstliche Spannung sehen, in welcher ihn die Erwartung dessen, was kommen sollte, erhielt; aber nicht ein Blick, nicht eine Bewegung der Lippen verrieth nur den mindesten Schein von Bestürzung oder Furcht. Plötzlich ließ sich ein leises Geräusch hören, eine Thür öffnet sich langsam und die Geschworenen traten heraus und nahmen ihre Plätze ein. Die gewöhnliche Frage wurde von dem Anwald der Krone gethan und das Wort — **Schuldig** schwach ausgesprochen.

Eine Pause von einigen Secunden folgte; der Gerichtshof schwieg wie das Grab. — Der Verurtheilte grüßte die Geschworenen mit Achtung, dann erhob er sich, alle seine Kraft sammelnd, mit Würde und machte sich gefaßt, sein Urtheil zu hören. Der Richter Mayne, bedeckte sich langsam mit der unseligen schwarzen Mütze und sprach die Sentenz aus, ohne daß sich eine einzige Bewegung in der Versammlung kundthat, aber als die Worte: „Gott sey eurer Seele gnädig," von den blassen Lippen des Greises gingen, da wurden Seufzer und Murren in der Menge hörbar und das Wort **Amen** wurde traurig und dumpf von den **Highlanders** ausgesprochen, die sehr zahlreich zur Audienz gekommen waren und deren von Zorn und Ungeduld glänzende Augen hinlänglich zeigten, wie tief ergriffen sie von dem Schicksal ihres Landsmannes waren.

Bei seiner Rückkehr ins Gefängniß ließ man den Major versprechen, daß er keinen Versuch zur Flucht machen wolle, worauf man ihn alle Freiheit und alle Annehmlichkeit genießen ließ, die man sich nur im Gefängnisse verschaffen kann.

Verschiedene Versuche wurden noch gemacht, um ihn zu retten; die Geschwornen reichten Petitionen zu seinen Gunsten ein; die Einwohner von Armagh ließen den Lord-Lieutenant um seine Begnadigung bitten, aber da der Richter sich geweigert hatte, den Verurtheilten zu empfehlen, so wollte die irländische Regierung nicht in der Sache einschreiten. Sir willigte bloß in einen Aufschub, um dem Major Zeit zu gönnen, die Gnade des Königs in Anspruch zu nehmen. Seine Gemahlin reiste alsobald ab, um sich der Königin zu Füßen zu werfen.

Vor der Erfindung der Dampfböte war die Ueberfahrt über den Kanal bisweilen sehr lang und geschah unregelmäßig; als sie an den Punct kam, wo sie sich einschiffen sollte, wurde ihre Reise unterbrochen, denn ein außerordentlich heftiger Wind hielt alle Paquetboote am entgegengesetzten Ufer zurück. Die arme Frau wartete auf dem Damm in einem schwer zu beschreibenden Zustande. Die Tage ihres Mannes waren gezählt und sie sah sich in der Unmöglichkeit, den Ort zu erreichen, wo seine Begnadigung ihr vielleicht gewährt werden würde. Inzwischen vermehrte sich der Sturm immer und das Meer brach sich am Ufer mit einer Wuth, die sich mit jedem Augenblick verdoppelte. Plötzlich entdeckte man einen Fischer-Kahn, der muthig mit den Wellen kämpfte; eine unermeßliche Volksmenge hatte sich am Ufer versammelt und folgte mit unruhigen Blicken den Bewegungen des kleinen Fahrzeugs, das man bald erscheinen, bald verschwinden sah und das, nach einem langen, gefährlichen Kampfe, zuletzt den Hafen gewann, wo seine Matrosen unter dem Jubelruf der Menge ans Land stiegen. Nun sprach sich die Verzweiflung der Frau des Majors Campbell aus; sie sprach seinen Namen aus und ihre Thränen erregten allgemeines Mitleiden. Ein alter Seemann, den sie fragte, ob er glaube, daß der Sturm bald nachlassen werde, schaute aufmerksam nach dem Himmel und zuckte traurig die Achseln: „O Gott! So ist er denn verloren," murmelte sie, „ich hätte ihn vielleicht gerettet, wenn ich hätte über diesen Meeres-Arm kommen können." Diese Worte hörten die Seeleute des eben angekommenen Fahrzeugs; sie beriethen sich einen Augenblick und boten ihr einstimmig an, die Ueberfahrt zu versuchen. „Das ist ein Wahnsinn," sagte der Greis, „kein Fahrzeug kann in diesem Augenblicke See halten." Aber diese braven Leute verließen, ohne auf diese Worte zu achten, von Neuem den Hafen und errichten, nach tausend Gefahren, frisch und gesund das Ufer Schottlands.

Während der Zeit, die zwischen dem Urtheil und dem Tode verfloß, empfing Campbell wiederholte Beweise von Mitleiden und Bedauern. Seine Freunde besuchten ihn täglich in seinem Gefängnisse und seine letzten Augenblicke mußten ihm durch die vielfachen Beweise von Anhänglichkeit, die er erhielt, versüßt werden. Als die Nachricht ankam, daß seine Begnadigung verweigert worden sey und die Gerechtigkeit ihren Lauf haben solle, stieg ihm eine Dame, die Frau des Capitains ***, vor, ihn entschlüpfen zu lassen. — „Wie?" rief er aus, „wollen Sie, daß ich mein Wort breche? Ich weiß, welches Schicksal meiner wartet und ich bin gefaßt, es als Mann von Gefühl wie von Muth zu tragen; aber nie werde ich jemand täuschen, der sich meinem Schwur vertraut."

Digitized by Google

Zwei Tage vor seiner Hiarichtung erneuerte dieselbe Frau ihre Vorstellungen und Bitten; abee er blieb unerschütterlich. Sie verließ ihn trostlos über den Nicht-Erfolg ihrer Versuche; Campbell begleitete sie bis zur Thür des Gefängnisses, wie er zu thun pflegte, wenn sie ihn besuchte. Es war sehr spät. Als sie in der Stube des Kerkermeisters ankamen, fanden sie ihn fest eingeschlafen. Der Major legte den Finger auf den Mund und sagte mit leiser Stimme zu seiner Freundin: „Der arme Mann! wäre es nicht grausam, ihn zu wecken?“ Darauf nahm er die Schlüssel vom Tische und öffnete die Thür. — „Campbell,“ sagte die Dame, „das ist der Augenblick zur Flucht — Pferde stehen für Sie bereit; kommen Sie, ich beschwöre Sie.— Nein, nein, sagte er, ich will mein gegebenes Woet nicht brechen. Leben Sie wohl.“ Und er schloß die Thür des Gefängnisses wieder zu, legte die Schlüssel wieder an ihren Ort und ging in sein Zimmee.

Der Muth und die Ruhe, die ee während seiner Gefangenschaft gezeigt hatte, verläugnete sich auch in seinen letzten Augenblicken nicht. Der Geistliche brachte die ganze Nacht, die seiner Hinrichtung voranging, bei ihm zu; dieser würdige Mann, der wiederholte Schritte gethan hatte, die Begnadigung des Verurtheilten zu erlangen, wollte, als er alle Hoffnung verloren sah, mindestens ihn zu dem entscheidenden Augenblick vorbereiten, der seiner wartete: er wachte bis zum Morgen, während Campbell so ruhig schlief, als wenn nichts Außerordentliches bei seinem Erwachen vorfallen sollte. Sein Muth war bis aus Ende unerschütteelich und wäheend seine Feeunde ihren Schmerz nicht mäßigea konnten, ließ er kein Zeichen von Schwäche blicken. Er bestieg das Schaffott mit festem und gemessenem Tritte, das Haupt stolz gehobea; er sah den Strick herrichten, ohne zu erblassen, ohne daß die mindeste Unruhe auf seinem Gesichte zu erkennen war. Er starb als Soldat!

Ein seltener Zufall bei diesem traurigen Ereigniß war, daß das zweiundvierzigste Regimeat, in welchem er seiaen ersten Feldzug in Aegypten gemacht, gerade in der Stadt Armagh zu der Zeit in Garnison lag, wo er verurtheilt wurde und dieselben Menschen, die er auf dem Schlachtfelde commandirt, die Wache bildeten, welche bei der Hineichtung den Dienst hatte. Es ist unmöglich, den Schmerz und die Bestüezung zu beschreibea, die das traurige Ende ihres Waffenbruders bei diesen Highlanders erregte; sobald er erschien, erscholl ein Angstruf in ihren Reihen und sie entblößten zum Zeichen der Ehrfurcht das Haupt. Als Campbell einige Worte in gaelischer Sprache an sie richtete, blickten alle gen Himmel, Thränen stürzten aus ihren Augen und jeder flüsterte ein Gebet; und als das durch den Fall der Klappe entstandene Geräusch verkündigte, daß alles vorbei sey, so stießen sie lange schmerzliche Seufzer aus und zogen mit gesenktem Haupte und zerrissenem Herzen ab.

Die Reste des Majors Campbell wurden nach Schottland gebracht. Seine Verwandte und der Clan, wozu er gehörte, erwarteten sie, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Eine bedeutende Anzahl ehrenwerther Personen folgte dem Leichenzuge zu seinem Familien-Begräbniß, wo seine Hülle nun ruht.

Wir möchten dieser nicht uninteressanten Erzählung des traurigen Resultates eines Augenblicks zorniger Uebereilung zwei Bemerkungen hinzufügen, die unsere Leser, glauben wir, mit uns theilen werden, die erste die Sache, die zweite die Form angehend. Wie begreifen, selbst bei der Buchstäblichkeit der englischen Criminalgesetze, deren zeitgemäße Veränderung endlich als Bedürfniß zur Sprache gekommen ist, nicht, wie, nach der eigenen Erklärung des tödtlich Verwundeten, der Major Campbell nicht nur zum Tode, sondern selbst zum schimpflichen Tode eiaes gemeinen Mörders, zum Strange, verurtheilt werden konnte. — Was die Erzählung aber betrifft, so würde das Interesse weit größer seyn, wenn man nicht die ihn retten wollende Gattin so schnell und völlig aus dem Auge verlöre. Man möchte ihr nach London folgen und erfahren, warum ihre gerechtea Bitten keinen Eingang fanden; man vermißt endlich ihre Gegenwart schmerzlich in den letzten Stunden des edeln Unglücklichen und fragt sich vergebens: wo ist sie geblieben?

Ein merkwürdiger Catalog.

(M.)

Ein französisches Blatt hat sich den Spaß gemacht, die Eide aufzuzählen, welche die ersten Personen des jetzigen Frankreichs geleistet haben. Dies moralische Exposé nun lautet, wie folgt:

Ludwig Philipp I., König der Franzosen und Mitglied der Ehrenlegion. Eid der Republik, Ludwig XVIII., Carl X., der Eheenlegion, specielle Eide der Ordea des heiligen Geistes und des heiligen Ludwigs, beide der Person der Könige Ludwig XVIII. und Carl X. geschworen. Sieben Eide.

Rosalie Herzog von Orleans. Eid Carl X., dem heiligen Geist-Orden, als Pair von Frankeeich voe 1830. Drei Eide.

Der Herzog von Nemours. Eid dem heiligen Geist-Orden, der Person Carl X. geleistet.

Der Marschall Soult. Eid der Republik, dem Kaiser, Ludwig XVIII., noch einmal Napoleon im Jahe 1815, so auch Ludwig XVIII. im nämlichen Jahre, Carl X., dem Ehrenkreuz, den Orden des heiligen Geistes und des heiligen Ludwigs, Philipp I., als Pair von Frankreich. Eilf Eide.

De Rigny. Eid der Republik, dem Kaiserreiche, den beidea Restaurationen, dem Ehrenkreuze, Ludwig Philipp, als Pair von Frankreich. Acht Eide.

De Broglie. Eid als Pair von Frankreich den beiden Restaurationea, Eid als Pair voa Frankreich uad Jnhaber des Eheenkreuzes an Ludwig Philipp. Vier Eide.

Humann. Eid als Deputirter und Jnhaber des Ehrenkreuzes der Restauration, Eid als Minister Ludwig Philipps. Drei Eide.

Sebastiaai. Eid der Republik, dem Kaiserreiche, den hundert Tagen, den beiden Restaarationen, dem St. Ludwigs-Orden und dem Ehrenkreuze, Ludwig Philipp I. Acht Eide.

Guizot. Eid den beiden Restaurationea, dem Ehrenkreuze, Ludwig Philipp I. Vier Eide.

Dupin. Eid dem Kaiserreiche, den beiden Restaurationen, dem Ehrenkreuze, Ludwig Philipp I. Sechs Eide.

Barthe. Eid den beiden Restaueationen, dem Ehrenkreuze, Ludwig Philipp I. und den Carbonari. Fünf Eide.

D'Argout. Eid der Republik, dem Kaiserreiche, den hundert Tagen, den beiden Restaurationen, Luwig Philpp I. und dem Ehrenkreuze. Sieben Eide.

Pasquier. Eide für all und jeden, der es verlangt hat.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 890. Hamburg. Sonnabend, den 1. Februar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Academien der Mauren.

(Aus dem neueren Werke des Herrn Viardot: Scènes de Moeurs au dixième siècle.)

(N.)

Nach seinem Siege von Tormes, der ihm den Weg in die spanischen Provinzen gebahnt, war Almansor, nachdem er am Ende des Feldzuges seine Armee aufgelöset hatte, nach seinem Pallaste zu Cordova zurückgekehrt. Ein Winter ohne Schnee und Reif hatte auch die edlen Familien dieser Hauptstadt wieder zugeführt, die sich, während der Jahrszeit der Blumen und Früchte, über das weite Damdrett der von Aloe-Hecken eingefaßten Gärten zerstreuen, welches sich von Cordova bis nach Medynat-al-Zorah, von dem Gestade des Flusses bis zu dem Gipfel der ersten Anhöhen der Sierra-Morena ausbreitet. Alle reichen Araber hatten sich, während die Natur ruhte, den, vielleicht minder nützlicheren, aber weit glänzenderen und edleren Wissenschaften wieder zugewendet, die in den Städten cultivirt werden. Almansor hielt es für eine seiner ersten Pflichten, den Geschmack seiner Landsleute an geistigen Beschäftigungen zu begünstigen und unter den verschiedenen Nationen, die er im Namen des Kalifen regierte, die Einsichten und die Wohlthaten der Gesittigung zu verbreiten. Oft kam er unversehens nach den Collegien und den Madrezahs, mischte sich unter die Schüler, um ihrem Unterrichte beizuwohnen, belobte die Lehrer, theilte Prämien unter die Schüler aus, und wählte mit Scharfsinn die Kadis, die Mokrys und die Khatybs (die Richter, die Vorleser und die Prediger) unter ihnen.

Einst verließ Almansor frühzeitig seinen Pallast. Er hatte das prächtige Gewand eines Hagib abgelegt, um einen schlichten Dienermantel umzuwerfen, und stattete nun, bloß von seinen beiden Söhnen Abdal-Malek und Abdal-Rhaman begleitet, den Academien einen Besuch ab, die, indem sie ihn als ihr Mitglied gewählt, seine vielen Titel noch um denjenigen vermehrt hatten, auf welchen er den meisten Werth legte.

In der Nähe des morgenländischen Thores, auf dem Gipfel des Amphitheaters von weißen Häusern, welche vor dem Flusse in nivellirten Terrassen erscheinen, den übereinander gebaueten Sitzen eines Circus ähnlich, erhebt sich, isolirt inmitten der anderen Wohnungen, die Wohnung eines edlen und reichen Arabers. Der obere Stock bildet durch sein Vortreten über die niedrigeren Wohnungen eine von weißen Marmorsäulen getragene viereckige Gallerie. Mitten aus einer ähnlichen Marmor-Mosaik steigt ein Springbrunnen frischen Wassers in die Höhe, der von einem Lustwäldchen von Citronen-, Granatäpfelbäumen und Myrthen eingeschlossen ist. Im Sommer wird dieser Hof gegen die zu starke Tagesshitze durch ein sehr großes Leinendach geschirmt, welches in der Höhe der Terrassen ausgespannt ist, und welches, vermittelst einer besonderen Vorrichtung, von einem einzigen Manne gleich einem Schiffssegel eingerefft werden kann. Gleich nach Sonnenuntergang, sobald die Abendkühle dazu auffordert, die verschlossenen und düsteren Gemächer zu verlassen, in denen man sich während des Tages verborgen hält, wird dies Velarium eingezogen, um die erquickende Nachtluft zuzulassen; zugleich werden die silbernen Lampen angezündet, die zwischen den Säulen der Gallerie hängen, und die arabische Familie versammelt sich mit ihren Freunden und Verwandten in dieser Art häuslichen Tempels.

In diesem Empfangzimmer war es, wo der Greis Mohamed Abu-Amer den Mitgliedern der Academie der Geschichte, die er in den letzten Jahren der Regierung Alakhems II. zu Xativa gestiftet hatte, Vorlesungen hielt. Seine Gäste zum geistigen Schmause saßen mit untergeschlagenen Beinen auf dem dicken Kissen eines kreisförmigen Divans. Beim Erscheinen des Almansors mit seinen Söhnen erhoben die Akademiker sich und machten vor dem Hagib eine tiefe Verbeugung, indem sie die linke Hand aufs Herz, die rechte Hand an die Stirn legten. Es war dieses zugleich der Gruß der Liebe und der Ehrerbietung; der Gruß, den man Freunden giebt, und der, den man Vorgesetzten darbringt. Almansor nahm seinen Platz in der Folge des Letztgekommenen, und die durch seine Ankunft einen Augenblick unterbrochen gewesene Conferenz ging sofort wieder ihren Gang.

Ein Greis erhob sich, und sagte: „Es giebt wohl wenig Beispiele von einer sinnreicheren List als diejenige war, deren sich der Christ Tadmir (der Graf Theodomir) zu der Zeit bediente, wo der Säbel unserer Krieger, den heiligen Worten des Buches die Bahn brechend, dem Abendlande das Licht des Morgenlandes brachte. Besiegt, wie der König Roderich, von den Seinigen verlassen, hatte er sich in den Mauern von Lorca eingeschlossen und sah schon in der Ebene den Staub unter den Füßen der Reiter des Abd-al-Azyz aufwirbeln. Da er keine bewaffnete Leute mehr hatte, um die Mauern seiner letzten Feste zu vertheidigen, so besetzte er sie mit Matronen und Jungfrauen, die sich ihr langes Haar unter das Kinn und um die Lippen binden mußten, um so wirklichen Kriegern ähnlich zu sehen. Dann ging er den Anrückenden entgegen, wie ein General, der dem Feinde zwischen Krieg und Frieden die Wahl läßt, und statt um sein Lösegeld zu unterhandeln, schloß er einen Allianz-Tractat mit ihnen ab. Der hochherzige Sohn des Muza bewunderte die Schlauheit des Christen und ließ ihm die Regierung des Landes, welches wir seitdem das Land Tadmirs nennen."

Andere gaben auf diesen Anlaß auch noch Beispiele von Kriegslisten zum Besten, die sich dergestalt dann dem Gedächtniß der Zuhörer einprägten. Ein Kaufmann, der unlängst von Aegypten gekommen war, beschrieb in pomphaften, jedoch wahren Worten die Wunder der periodischen Ueberschwemmungen des Nils.

Wir wollen dem Almansor nicht nach der Academie der Al-Koranisten folgen, wo man jedoch zweien Wissenschaften obliegt, die bei den Muselmännern unzertrennlich sind: der Theologie und der Jurisprudenz. Der, verständig ausgelegte, Koran ist die Seele dieser doppelten Unterweisung.

Digitized by Google

Wir wollen dem Beispiele des Monarchen folgen, der doch lieber im Schooße der Gelehrten weilte.

Von den siebenzig öffentlichen Bibliotheken, welche die Kalifen Spaniens in ihrem Reiche gegründet haben, ist die von Cordova die bedeutendste. Dort finden sich alle die Werke der Wissenschaft oder der Erfindungsgabe beisammen, die von den Arabern geschrieben oder übersetzt worden sind, seit bei ihnen die Leidenschaft des Wissens die Stelle der Leidenschaft des Erwerbens eingenommen hat, seit der Eifer des Proselytismus und der Vergrößerung dem Sinn für Arbeit und für geistige Eroberungen Platz gemacht. Die Reisen zur Belehrung, welche alle diejenigen gleich einer Art von Observanz unternehmen, die sich den schönen Wissenschaften widmen, und die von dem Kalifen in allen asiatischen Städten unterhaltenen Missionen, um ihm die erscheinenden Bücher und die Erfindungen der Gelehrten zu besorgen, haben allmählig den Werken der andalusischen Araber die Werke der syrischen Araber beigesellt, so, daß alle eigenen oder erworbenen Reichthümer, welche die Sprache Mahomeds besitzt, sich wie in einem großen und allgemeinen Schatze beisammen befinden. Abhandlungen über alle Wissenschaften, über Landbau, Astronomie, Mathematik, Arzeneikunde, Chemie, Musik; Commentare über alle Fragen der Theologie und der Jurisprudenz; Bücher über alle Gegenstände, Geschichte, Reisen, Romane, Reden; endlich die unermeßlichen Sammlungen der Poesieen einer Nation, die schon Verse machte, ehe sie noch schreiben konnte, bei der das Gedächtniß und die Tradition eine lange Zeit statt der Feder und des Papiers dienten, welcher der Rhythmus und der Reim so geläufig und so ansprechend sind, daß sie die gewöhnlichsten Unterhaltungen oft mit poetischen Improvisationen untermengen;*) alle diese so mannichfachen, ernsten oder leichten Werke, die Früchte der Arbeit oder der Muße, zum Studium oder zur Zerstreuung gemacht, und deren Zahl so groß ist, daß allein ihr Catalog vierundvierzig Bände**) füllt: alle diese Werke finden sich in den unermeßlichen Gallerieen eines einzigen Gebäudes versammelt.

Dort befinden sich die Bücher in einer so vollkommenen Ordnung aufgestellt, daß jeder Saal eine Wissenschaft repräsentirt und darnach benannt wird; auch ist es im Pallaste Merwan, unter den Werken ihrer Vorfahren und ihrer Zeitgenossen, wo die Academie der Gelehrten ihre Sitzungen hält.

In einer großen Rotunde in der Mitte der Gallerieen, über den rothen Sammtkissen, auf welchen die Academiker saßen, breiteten sich drei Reihen Borte von Cedernholz längs der kreisförmigen Mauer aus, auf welchen die kostbarsten Werke der riesigen Bibliothek, diejenigen, welche man die Perlen des Geistesschatzes nannte, aufgestellt waren. Unter dieser Zahl figurirten nur wenig arabische Bücher; das meiste waren Werke des alten Griechenlands und des alten Roms. Die griechischen Manuscripte, die Quelle, aus welcher die Araber alle ihre ersten Kenntnisse sammelten, waren die zahlreichsten. Einige darunter, die seltensten und gesuchtesten, kamen von Constantinopel, wo die Copisten sich einen großen Handel damit, hauptsächlich nach den muselmännischen Ländern, eröffnet hatten. Die Eroberung dieser kostbaren Beute datirte sich von der Zeit her, wo der große Al-Mamun, der Sieger des Kaisers Michael III., diesem als Preis des Friedens einen Tribut in griechischen Büchern auferlegte und so seine Nation mit einem Schlage alle Schätze des Alterthums eröffnete. Die andern Manuscripte, die Werke der arabischen Copisten, waren auf langen Blättern Seidenpapier, glatt und glänzend wie Atlas, mit schwarzen Buchstaben geschrieben, aus welchen das lebhafte Carmin der Titel und der Punctation hervorschimmerte.

Es waren schon mehrere Reden gehalten worden: der gelehrte Aben-Zakariah hatte zuerst einige Auszüge aus seinem großen Werke, Abhandlung über den Ackerbau, die Wässerung der Reisfelder und den Bau des Zuckerrohrs*) betreffend, verlesen; dann hatte er interessante Bemerkungen über das Geschlecht und die Liebe der Pflanzen hinzugefügt.**) Hernach gab der junge Syrier, Aben-Aly Al-Hassan,***) nachdem er verschiedene Bruchstücke seiner Uebersetzung des Ptolomäus verlesen, Kenntniß von den letzten Arbeiten des arabischen Ptolomäus, des berühmten Mohamed-ben-Djabre Al-Batany, der, in der Blüthe des Alters verstorben, doch viele Verfinsterungen vorausgesagt, die Bewegung der Sonnenferne berechnet und die Schiefheit der Sonnenbahn gemessen hatte.

Man ging nun zu den leichteren Gegenständen der Literatur und der Dichtkunst über. Was diesen zweiten Theil betrifft, so waren die sämmtlichen Mitglieder gleich sehr competent darin; denn bei den Arabern befaßte sich ein jeder gebildete Mann, er mochte nun Astronom, Mediciner oder Chemiker seyn, auch mit den schönen Wissenschaften und verband mit seinem speciellen Talente das allgemeine Talent eines Dichters. Wenn man, aus dem besonderen Reiz, den fremde und entfernte Dinge haben, in der Academie zu Bagdad vorzugsweise die Werke der spanischen Schriftsteller suchte, so zeigte man in der Academie von Cordova ein eben so dringendes Verlangen nach den Werken der asiatischen Dichter. Diese gegenseitige Geschmack war leicht zu befriedigen, denn die wissenschaftlichen Reisen führten unaufhörlich von einem nach dem andern Lande ausgezeichnete Männer, deren edler Wetteifer einen steten Austausch der Einsichten zwischen dem Morgen- und dem Abendlande unterhielt. Um sie nicht zu verlieren, schritt man selbst zu Gewaltthätigkeiten, wie dies der arme Dichter von Hemese erfahren hat, den Alhahem II. gefangensetzen ließ, damit er nicht nach Asien zurückkehren sollte, und von dem man sagte: „Es ist eine Nachtigall, die ihres Gesanges wegen die Freiheit eingebüßt hat."

Auf die Bitte des Königs der Weisheit hatte sich Abu Thayb erhoben, um irgend ein Stück aus seinem Divan der Poesieen zum Besten zu geben; als er aber in demselben Augenblick den Almansor eintreten sah, der ihn aufs herrlichste empfangen hatte, da begrüßte der syrische Dichter den Hagib sofort mit folgenden improvisirten Strophen:†)

*) Hammad, der Erzähler, rühmte sich, daß er auf den Reim eines jeden Buchstaben des Alphabets hundert arabische Gedichte aus den Zeiten des Heidenthums auswendig hersagen könne, ungerechnet eine Menge kleinerer Stücke und größerer Werke der muselmännischen arabischen Dichter. Anm. des Verf.

**) Hier eine zweite Thatsache, die einen Begriff von dem Reichthum der arabischen Bibliotheken zu geben vermag. Von den bekannten dreundzwanzig Werken des Makrizi ist dasjenige, welches den Titel führt: Sammlung nützlicher Dinge und Quellen wichtiger Beobachtungen, allein achtzig Bände stark. Anm. d. Verf.

*) Die Araber und deren Nachkommen betrieben den Bau des Zuckerrohrs in Spanien bis zur Zeit der Vertreibung der Mauren unter Philipp III., im Jahr 1610. Anm. d. Verf.

**) Man hat Linnée die Ehre angethan, der Entdecker der Geschlechtseigenschaft der Pflanzen zu seyn. Aber Al-Amam hat schon mehrere Jahrhunderte vor dem schwedischen Naturkundigen geschrieben: „Wenn man die männlichen Palmbäume in die Nähe der weiblichen setzt, so tragen letztere in großem Ueberfluß Früchte, weil diese Nähe ihre Liebe begünstiget. Wenn hingegen ein weiblicher Baum von den männlichen Bäumen entfernt gesetzt wird, so wird er keine Früchte tragen. Wenn man einen männlichen Baum mitten unter weibliche Bäume setzt, und diesen durch den Luftzug der Geruch der Blüthen des ersteren zugeweht wird, so ist dieser allein schon hinreichend, alle die weiblichen Palmbäume zu befruchten. Anm. d. Verf.

***) Alhacen, ein Astronom, dessen Werke von Kepler benutzt wurden. Anm. d. Verf.

†) Diese Piece und die andern Poesieen, die in diesem Capitel vorkommen, sind wörtlich unsern besten orientalischen Dichtern entlehnt, aber meistens aus mehreren Bruchstücken zusammengesetzt. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

„Ich habe weder Renner noch Schätze anzubieten, darum mag mir denn die Beredsamkeit zu Hülfe kommen, da das Glück mir nicht gewogen ist.

„Wenn ich, gleich dem Renner, dessen Feuer durch starke Bande gezügelt wird, mich nicht in die Rennbahn werfen kann, so kann ich mindestens mein Wiehern ertönen lassen.

„Ich will dem glorreichen Hagib, der Wohlthaten spendet, ohne daß er sie verheißen hat, und der seine Reichthümer nur dann als eine Wohlthat betrachtet, wenn er sie ausgetheilet hat, den Tribut des Lobes abtragen.

„Wenn ich meine Dankbarkeit ausspreche, so geschieht das nicht aus Anlaß der Freude, welche die Reichthümer mir machen, mit welchen ich überhäuft worden bin; denn ich mache mir gleich viel aus Ueberfluß und aus Mangel.

„Aber ich fühle, wie schmählich es seyn würde, wenn ich, mit Wohlthaten überhäuft, mich geizig im Danke bewiese.

„Ich war gleich einer Pflanze, die im Raudh-Al-Haze wächst: früh Morgens ward ich durch einen Regen getränkt, der nicht auf ein unfruchtbares Land gefallen ist.

„Der Ruhm gebührt nur dem Helden, der dem Almansor gleicht. Aber hat die Sonne denn auch Ihresgleichen?"

Ein Anderer verlas moralische Gedanken, in welchen die Poesie der Philosophie die Sprache leiht.

„Ich zähle die Dauer meines Lebens nur nach den Tagen meiner Jugend; ich rechne weder die Tage der Kindheit noch die des weißen Haares dazu. Mit unserm Leben ist es wie mit dem Feuer: erst Rauch, zuletzt Asche.

„Fliehe ein Land, wo Du verachtet bist und gräme Dich nicht, von den Deinigen getrennt zu seyn. Der rohe Ambra ist gemein, wie der Dünger an der Stätte, wo er gesammelt wird; aber wenn er erst versandt worden ist, so hängt jeder ihn sich mit Lust an den Hals. Das Sollprium ist eine Art von Stein, welches in seinem Vaterlande unter die Füße getreten wird, das aber im Auslande als ein wirksames Augenmittel im größten Rufe steht.

„Der beste Platz in der Welt ist der Sattel eines schnellfüßigen Renners, und der werthvollste Freund eines Jahrhunderts ist ein gutes Buch.

„Lebe wo Du willst und erwirb Dir Wissenschaft und Tugenden: sie werden Dir die Stelle der Vorfahren vertreten. Der ist wahrlich noch kein Mann, der da sagt: dies und das ist mein Vater gewesen; nein der ist es, der da sagen kann: was ich bin, das bin ich aus mir selber.

„Je näher man dem Ziele ist, je größer scheint die Schwierigkeit zu seyn, es zu erreichen; so daß man, wenn zehn Schritte zu machen sind, erst den neunten als die zurückgelegte Hälfte betrachten muß.

„Dein Leben, o Pilger der Erde, ist in zwei Hälften abgetheilt: was vergangen ist, ist ein Traum, was nachbleibt, ist ein Wunsch."

Nun erhoben sich die sämmtlichen Academiker, und nachdem sie im Stillen ein Gebet hergesagt hatten, entfernten sie sich schweigend, verrichteten aber noch eine zweite religiöse Pflicht, indem sie sich in dem Springbrunnen vor dem Festsaale reinigten.

Dieser Saal, der ein länglichtes Viereck bildete, ward fast ganz von einem nur anderthalb Fuß hohen Tisch von derselben Form eingenommen, um welchen sich Kissen von mindestens gleicher Höhe aufthürmten. Zwischen diesen Kissen und den an den Wänden herunterhängenden Teppichen war Raum genug, daß die vielen aufgeschürzten Diener ihres Amtes ordentlich und rasch wahrnehmen konnten. Zwei Lustres mit hundert Lichtern erhellten vom Plafond herab den Saal, in welchem vier an dessen Ecken aufgestellte Räuchpfannen ihren Duft verbreiteten, und in einem anstoßenden Saale ließen sich zum öfteren, von Instrumenten begleitet, griechische Sänger hören, die auf den Schiffen des Kalifen von Constantinopel gekommen waren. Um seinen Pflichten als Gastgeber zu genügen, und zu sehen, ob seinen Gästen auch ihr Recht geschehe, setzte Abd-al-Azyz sich an das oberste Ende der Tafel. Die Gäste saßen mit untergeschlagenen Beinen auf ihren Kissen und hatten die Gerichte in der Höhe ihrer Sandalen vor sich stehen.

Die Tafel war mit einer Unzahl von verschiedenen Gerichten besetzt. Unter all den Arten von Gebäcken Meideh genannt, unter den Gefäßen mit Reis in Milch oder in Bouillon gekocht, welches als die Vorkost zu den andern Schüsseln diente, sah man symmetrisch Fische aus dem Flusse und aus den beiden Meeren, gebratenes oder gekochtes Lamm- und Ziegenfleisch, Rebhühner, den Goldvogel, die schwere afrikanische Trappe, die gebratenen Klöße aus Hackfleisch, und Gurken, welchen man die Form verschiedener Thiere gegeben, indem man sie, noch jung, in dergleichen Kapseln hatte wachsen lassen, aufgestellt. Mitten auf der Tafel breitete ein schöner spritzender Pfau, auf einer goldenen Schüssel liegend, seine bewegliche Federkrone und seinen in tausend Farben glänzenden Schweif aus. Obgleich ein großer Theil der Gäste ihren Durst nur mit Wasser stillten, waren die Getränke fast eben so mannichfaltig als die Speisen. Außer den verschiedenen Sorbets boten die Diener einen süßen Liqueur herum, der aus Dattelnsaft gezogen war, und einen bitteren und feurigeren Trank, aus gedörrter Gerste bereitet.

Wenn die Fleischspeisen abgetragen worden waren, bedeckte sich die Tafel mit einer Unzahl von Früchten und eingemachten Dingen. Da sah man in silbernen Körben die Valencia-Melonen aufgeschichtet, die sich bei ihrer harten und glatten Rinde von einer Jahrszeit bis zur andern halten; die Trauben aus Malaga; die Orangen aus Tanger, die Apfelsinen aus Fez, die Datteln aus Tunis, die Granatäpfel von den Ufern des Nils, die Frucht der Steineiche, die, in Asche gebraten, den Geschmack der Nüsse annimmt. Zwischen den sauber ausgearbeiteten Körben standen eben so viele durchsichtige chinesische Vasen mit andern eingemachten Früchten. Die Diener theilten auch in kleineren Gefäßen von dem Kali-Pulver aus, dessen sich die Gäste am Ende des Mahles bedienten, um sich den Mund zu reinigen. Mit dem Fleische waren auch alle die gewöhnlichen Getränke abgetragen worden, es kamen aber mit dem Nachtisch, jedoch mit einer Art von Heimlichkeit, einige Flaschen des famösen Anna- und Schiraz-Weines mit auf die Tafel. Anfangs begnügte man sich damit, ihn als zur Erfüllung einer Pflicht der Artigkeit, den Fremden anzubieten; bald griff man aber auch selbst dazu, um, ebenfalls aus Urbanität, die von diesen ausgebrachten Gesundheiten zu erwiedern. Zu groß, um anders als öffentlich den kleinen Observanzen des Cultus nachzuleben, ging Almansor mit dem Beispiel der zwölften Hauptsünde flott voran, während der König der Weisheit, trotz seiner weißen Haare und seines vielsagenden Titels, den Gästen zuredete, ihre Becher fleißig zu leeren. „In Spanien," sagte er, „pflanzen die Muselmänner die Reben und erlauben sich den Genuß des Weines. Stets mit den Ungläubigen im Kriege, ist es wohl nicht mehr als recht und billig, daß sie, um Gott zu dienen, sich Kraft und Muth aus diesem Getränke sammeln." Wenn man die Weisen, die eben noch so ernst auf den Bänken der Academie gesessen hatten, nun unter Gläserklang und lautem Gelächter toben und schäkern sah, so hätte man sie für einen Trupp Eingeweihter halten mögen, die in der Schwelgerei einer Agape die Mysterien der alten Isis endigen wollten.

Digitized by Google

Der Berg Sinai.

(Auszug aus einem Schreiben des Paters Marie-Joseph de Geramb vom Trappisten-Orden, datirt aus Cairo vom 4. Juni 1833.)

(M.)

Nachdem ich fünf Monate lang zu Jerusalem gelebt, alle durch das Blut des Heilands bezeichnete Stätten besucht und zu Bethlehem so wie zu Nazareth ꝛc. gewallt hatte, wünschte ich auch noch das Land der Pharaonen, dies durch so viele Wunder berühmte Land, zu sehen; ich wollte in die Wüste eindringen, wo Gott seine Stimme dem Moses hören ließ. Ich reiste also nach Aegypten.

Die Wüste ist das Erste, was einem in die Augen fällt, so wie man aus Cairo herauskommt: sie stößt bis an die Stadt. Eine Stunde davon, zur Linken, kam uns der Obelisk von Heliopolis, einziges Ueberbleibsel einer so berühmten Stadt, zu Gesicht. Dort war es, wo Kleber über die ihm in der Zahl zehnfach überlegenen Türken einen Sieg erfocht, der ihm eine Zeitlang den Besitz von Aegypten sicherte. Unter diesem Maulbeerfeigenbaum, nicht fern von dem Obelisken, soll der Sage nach die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten ausgeruht haben. Ich hatte während meines Aufenthalts zu Cairo diesen Baum, ein Phänomen der Vegetation, und der nicht bloß von den Christen, sondern auch von den Türken heilig gehalten wird, besucht.

Nach einer Reise von drei Tagen, während welcher man nur Sand und Steine zu sehen bekommt, erblickten wir das befestigte Schloß Adschemun, von wo aus man Suez und des rothen Meeres ansichtig wird. Dies Meer erinnert an eine der denkwürdigsten Begebenheiten der Geschichte, welche die neuere Philosophie vergebens in Schatten zu stellen bemüht gewesen ist. Suez und seine Umgebungen sind von einer Traurigkeit, von welcher nichts einen Begriff zu geben vermag. Stundenweit in der Runde findet man auch nicht einen einzigen Grashalm: die ganze Natur ist dort grau und trübe. Die Umgegend von Suez erinnert an die öden Ufer des todten Meeres; alles ist dort düster; die Stadt hat weder Wasser, noch Baum, noch Pflanze; die Einwohner sterben hin, ohne eine Frucht gepflückt, ohne eine Blume gerochen zu haben. Das Wasser muß zwei Stunden weit hergeholt werden; man transportirt es in Schläuchen; es ist sehr theuer und schmeckt dennoch brackigt. Die Häuser der Stadt sind schlecht gebaut und es herrscht dort die äußerste Armuth. Die älteren Einwohner gehen halbnackend und die Kinder sind gänzlich entblößt; diese sind, wie durch ganz Aegypten, häßlich, haben ein leichenhaftes Ansehen und blöde Augen.

Ich trat bei dem Herrn Manula, Agenten der indischen Compagnie, ab, an den ich empfohlen worden war. Es ist dieses ein griechischer Schismatiker, der nur Arabisch und ein wenig Englisch spricht. Er zeigte mir in seinem Hause das Zimmer, welches von dem General Bonaparte bewohnt worden war, den Divan, auf welchem er geruht, den Tisch, an dem er geschrieben hatte. Ich bat ihn, mir dies Zimmer zur Wohnung zu geben. Vom Fenster aus sah ich die Stelle der Bucht, wo Bonaparte, als er, von den Quellen Mosis zurückkehrend, um zwei Stunden Weges zu ersparen und nicht die Spitze der Bucht zu umgehen, durch die Furt in der Nähe von Suez eilt. Er hatte Führer aus dem Lande bei sich, wäre aber dennoch nebst seinem Gefolge fast ertrunken, indem die Nacht schon eingebrochen und die Fluth im Steigen war.

Wir reiseten den andern Tag wieder von Suez ab, indem wir bei den Mosesbrunnen übernachten und früh Morgens die Stätte besuchen wollten, wo, wie man glaubt, der Durchgang durch das rothe Meer stattgefunden hat. Ich bestieg mit dem Agenten der Compagnie eine Barke; die Fahrt ging ziemlich rasch von statten. Wenn man den Arm des rothen Meeres passirt ist, befindet man sich in dem steinigten Arabien und sieht sich folglich aus Afrika nach Asien versetzt. Nach einem fünfstündigen Marsche auf steinigtem und sandigem Boden kamen wir zu den Palmbäumen, welche die Mosesbrunnen bezeichnen. Eine Karavane Beduinen brachte dort die Nacht neben uns zu; man sagte ihnen, ich wäre ein Hadji oder Wallfahrer. Nichts ist im Stande, ein getreues Bild der schönen Nächte der Wüste zu geben, die so erquickend nach der glühenden Tageshitze, so imponierend durch den außerordentlichen Glanz der Gestirne, so geeignet, durch die tiefe Stille, welche weithin herrscht, zur Sammlung der Gedanken sind. Wie groß erscheint doch Gott in diesen hehren Einöden, und wie gern überläßt man sich dort dem Nachdenken über seine Macht!

Am andern Morgen, als es kaum Tag geworden war, besuchte ich die Mosesbrunnen. Die Tradition, welche ihnen diesen Namen beilegt, verliert sich in die entferntesten Zeiten. Das Wasser dieser Quellen ist schwefelicht und nicht angenehm von Geschmack, doch trinken die Thiere es ohne Widerwillen. Es giebt dort etwa acht Quellen, die den Beduinen vom Berge Sinai, welche daselbst auf ihrer Reise nach Cairo, wohin sie Kohlen, ihren Haupthandelsartikel, bringen, Halt machen, sehr zu statten kommen. Nachdem ich diese Quellen besucht hatte, näherte ich mich, die Bibel in der Hand, dem Meere. Ich befand mich der Stelle gegenüber, wo Gott dem Moses gebot, daß er seine Hand über die Gewässer ausstrecken sollte und wo das Meer auf die Stimme des Allmächtigen zurückwich; ich las hier laut das prächtige Dankgebet Mosis und der Kinder Israels; jedes Wort ergriff mich tief, und es war mir als hörte ich, wie das ganze hebräische Volk seinen Dank aussprach und wie die Echos der Felsen die frommen Accorde repetirte.

Am 23. Februar, zehn Tage nach unserer Abreise von Cairo, erblickten wir, um halb zwei Uhr, den Berg Sinai, den Gegenstand meiner Pilgerfahrt. Ich war noch sechs Stunden weit davon entfernt, und da es nicht möglich war, noch denselben Tag dahinzukommen, so ließ ich frühzeitig Halt machen und das Zelt aufschlagen. Nach zwei Stunden gelangten wir durch einen Hohlweg in eine große Ebene, die in einer allmähligen schrägen Richtung, nach einer halben Stunde, zu einem engen Thale führte, in dessen Mitte das Kloster der Verklärung, und nicht das der heiligen Catharina, wie so viele Reisende es berichtet haben, liegt.

Dies Kloster wird von schismatischen griechischen Mönchen bewohnt. Es liegt, 5120 Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres erhaben, hart am Berge Sinai, der noch um 2020 Fuß höher ist. Dies Kloster gleicht von weitem einer kleinen Kirche; seine äußeren Mauern bilden ein Viereck. Kaum war ich unten angekommen, als die Mönche an einer sehr hohen Art von Dachfenster erschienen, aus welchem sie einen Strick herunterließen, in welchem am unteren Ende ein Knotenring geschürzt war, in den ich, wie sie mir durch Zeichen zu verstehen gaben, mich setzen sollte. In dieser Weise ward ich fünfunddreißig bis vierzig Fuß hoch hinauf- und dann in das Dachfenster hereingezogen, welches sich am Eingange des Klosters befindet. Wenn man den Strick losließe, oder wenn er risse, so würde man auf einen Steinhaufen niederstürzen. Die Klostermauer hat allerdings eine Pforte, aber diese wird nur dann geöffnet, wenn der Patriarch dem Kloster einen Besuch ablegt. Es empfing mich die ganze Brüderschaft, indem man schon seit drei Wochen von meiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet war. Es ward mir ein Gemach angewiesen, in welchem sich das Bild der heiligen Jungfrau befand, vor welchem eine Lampe brannte.

Es war am 28, als ich den Berg erklomm, den die Araber Gebel-Mussa oder Berg Mosis nennen. Ein Geistlicher aus dem Kloster nebst einem Janitscharen und einem Araber waren meine Begleiter. Das Aufwärtssteigen, welches ungefähr vierhundert Schritte vom Kloster

Digitized by Google

beginnt, geht sehr steil und ist höchst ermüdend. Nur Steine und Felsen bietet der Weg dar, und überdem hat man auch noch mit dem Schnee zu kämpfen. Nach Verlauf einer Stunde war ich abgemattet, und wie im Schweiß gebadet; es war all meine Entschlossenheit vonnöthen, um mich durch die großen Hindernisse nicht abschrecken zu lassen. Alles, was mich umgab, hatte einen ganz eigenthümlichen Charakter: nirgends ein Grün; überall Granitblöcke, Eis und Schnee. Kein anderes Geräusch ließ sich vernehmen, als das Gepraſſel von Steinen, die unter unsern Füßen in den Abgrund hinabrolleten. Auf dem halben Wege findet man eine dem Elias geweihte Kapelle vor; man sieht dort eine Grotte, in welcher er ausgeruht haben soll, nachdem er vierzig Tage und vierzig Nächte unterwegs gewesen. Vor derselben wächst eine Cypresse von der größten Schönheit, die man hier mitten unter diesen Felsen nie erwartet haben würde. Ich ruhte mich hier ein wenig aus. Der Weg blieb sich immer gleich, und der Schnee war an einigen Stellen so tief, daß er weggeräumt werden mußte. Endlich erblickte ich den Gipfel, und von einem lebendigen Enthusiasmus angefeuert, verdoppelte ich meine Schritte. Bald war ich oben, und warf mich, alle Welt vergessend, nieder aufs Antlitz, um den Ewigen im Staube anzubeten. Wir hatten im Ersteigen des Berges vier Stunden zugebracht; ein Araber legt den Weg gewöhnlich in der halben Zeit zurück.

Ich blieb fast drei Stunden lang auf dem Gipfel, und betrachtete vor Allem die Oeffnung in dem Felsen, in welche Gott, wie es im 33. Capitel des zweiten Buches Mosis heißt, den Moses treten ließ, als seine Glorie dort vorüber ging. Wenn man die Stätte selbst sieht, so kann es nicht fehlen, daß man sich von Ehrfurcht durchdrungen fühlt. Die Trümmer einer Kirche, welche die Kirche der Verklärung genannt worden, hatten die Oeffnung sehr ausgefüllt; doch begab ich mich dahinein und weilte eine ziemliche Zeit darin. Auch eine Moschee giebt es auf dem Berge Sinai; denn Moses steht auch bei den Türken in großen Ehren. Unter dieser Moschee befindet sich eine Art von Höhle, die in der Tradition für die Stätte gilt, wo Moses vierzig Tage zugebracht hat. Der Granit des Felsens, in welchem sich die Oeffnung befindet, ist so hart, daß es mir nur mit vieler Mühe gelungen ist, einige kleine Stücke loszubrechen, obgleich meine Begleiter mir dabei behülflich waren.

Dem Berge Sinai gegenüber liegt der St. Catharinen-Berg, der sehr jäh und noch tausend Fuß höher ist. Man sieht dort einen Felsen, in welchen, wie behauptet wird, der Köper der heiligen Jungfrau abgedrückt ist; der Schnee hinderte uns aber, dahinzugelangen. Der Augenblick meiner Abreise rückte heran, doch ward es mir schwer, diesen geheiligten Gipfel zu verlassen, wo die Stimme des Allerhöchsten erschollen war. Alles flößt dort den Gedanken an Gott ein, und diese Stelle ist gleich dem Oelberge eine Art von Tempel, zum Ruhme des Allmächtigen aufgeführt.

Nekrologie. — Jean De Bry.

(2.)

Diesem einstigen Mitgliede des National-Convents, der aus jener Zeit der Exaltation her noch bis in sein Greisen-Alter von vielen verrufen und verfolgt wurde, setzt der rühmlich bekannte Charles Nodier folgendes ehrenvolle Denkmal in kurzen aber gewichtigen Worten, die die fanatischen Ultra's hinlänglich widerlegen:

Jean De Bry, geboren zu Vervins im Jahre 1760, vormaliger Deputirter im National-Convent, einstiger Präfect du Doubs et du Bas-Rhin, ist zu Paris am 6. Januar gestorben.

Im Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, trägt man ihn seiner letzten Wohnung entgegen, wohin seine Freunde zu begleiten ich nicht die Kraft fühle; aber ich will meine Thränen nicht alle unterdrücken — mögen einige dieses Blatt benetzen.

Die unparteiische Geschichte wird den jungen Deputirten von Vervins richten; sie wird dem Alter und den Umständen ihren Antheil geben.

Besançon wird sich stets des weisesten und toleranteſten seiner Administratoren erinneen.

Das Exil wird erzählen, mit welchen nützlichen Lehren es sein gesundes und kräftiges Alter genährt hat.

Mir ziemt es nur, ihn zu beweinen. Das Feuer, vielleicht die Verirrungen einer stürmischen Jugend, hatten den Zorn und die Strafe der Gewalt mir zugezogen. Ich wurde auf drei Jahre unter die Aufsicht von Jean De Bry gestellt und ich fand in ihm einen Beschützer. Ich verlor meinen Vater und ich fand in ihm die Zärtlichkeit und die Fürsorge eines Vaters. Wir wurden seitdem durch den Raum getrennt, wie wir es durch die Meynung waren, und nie trübte die geringste Wolke unsere Freundschaft.

Am letzten 26. December erfreute ich mich eines unverhofften Glückes, und das Jean De Bry eben so tief zu empfinden schien. Der ehrwürdige Greis erwartete mich auf meiner Durchreise, um mich zu umarmen, und ich ahnete nicht, daß ich ihn zum letztenmale an meine Brust drückte!

Doch nein, ich werde ihn wiedersehen. Jean De Bry glaubte an den Gott, dem ich glaube und nie hat vielleicht eine menschliche Stimme den Glauben des Weisen mit größerer Innigkeit und tieferer Empfindung ausgesprochen.

Jean De Bry, Convents-Mitglied, Gesandter,*) Administrator während zwanzig Jahren, Jean De Bry ist arm gestorben. So viel von seiner practischen Philosophie.

Jean De Bry, erleuchtet durch die Erfahrung und durch die Vernunft über alle Wahrheiten des Lebens, hatte von der Proscription nur Idee'n politischer Mäßigung, wohlwollenden Mitleids für jedes Unglück, und milder Nachsicht für alle Fehler mitgebracht. Darin bestanden seine philosophischen Theorieen.

Mit dem höchsten Talente zu schreiben und die edelsten Gedanken auf eine beredte Weise auszudrücken, begabt, hat Jean De Bry doch kein zusammenhängendes, größeres Werk hinterlassen, weil er, in seiner bescheidenen Weisheit, noch in seine Unparteilichkeit Mißtrauen setzte; aber er hat doch Seiten voll hochsinniger Gedanken und erhabener Gefühle hinterlassen und die unvergleichliche Frau, die so würdig seinen Namen trug, kann sie der Zukunft unmöglich entziehen.

Da wird man Jean De Bry ganz finden, d. h. eine Seele von Allem gereinigt, was schlecht war und vervollkommnet in Allem, was er als gut erkannte, einen Geist, der, in der Aeußerung seiner Idee'n, mit einem stets erhabenen Begriff eine immer glückliche Form verband und der die Lehren Marc Aurels und Epiktets in die Farben Fenelons zu kleiden wußte.

Dieser treffliche Mensch ist todt; möge der Haß die Waffen auf seinem Grabe niederlegen! In seinem künftigen Aufenthalte hat er keinen zu fürchten. Seit langer Zeit war des Himmels Zorn durch seine Tugenden versöhnt. Er ruhe in Frieden!"

---

*) Er war bekanntlich der einzige von seinen Collegen, der dem berüchtigten Rastadter Gesandten-Morde entging. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Versuche des Menschen zu fliegen und zwar mit Flügeln.

(L.)

Der Mensch hat der Wuth der Winde getrotzt und die Meere durchschnitten, um die Continente und die Inseln mit einander zu verbinden, die die Hand der Natur getrennt hatte; er hat das Feuer gezwungen, seine Macht ihm für seine Zwecke zu leihen; er hat selbst den Dampf genöthigt, ihm unermeßliche Dienste zu leisten. Nachdem er das Mögliche erschöpft, hat er das Unmögliche versucht und sehr oft haben die Resultate, die er erlangt, seine Hoffnungen übertroffen. Selbst der Vogel hat ihm den Gedanken eingegeben, seinen leichten und schnellen Flug nachzuahmen. Zahlreiche und zuweilen bizarre Versuche sind hierzu gemacht worden; es dürfte nicht uninteressant seyn, die vorzüglichsten davon aufzuzählen.

Ohne von der Fabel von Dedalus und Ikarus zu sprechen, welcher inzwischen doch wohl eine Thatsache von hohem Alterthum und ein erstes Experiment, mit Flügeln zu fliegen, zum Grunde liegt, noch von dem Scythen Abaris, der, nach dem Bericht des Geschichtschreibers Diodor von Sicilien, in die Lüfte stieg auf einem goldenen Pfeil, getragen und gehalten durch Flügel von einer eigenthümlichen Construction, ohne uns bei den Flug-Versuchen der Capnobaten aufzuhalten, deren Strabo erwähnt, und welche ihre Flügel mit Rauch (vielleicht Dampf) füllten, noch bei denen des berühmten griechischen Geometers, Archytas von Tarent, der das Opfer seiner Kühnheit wurde; endlich ohne an den englischen Mönch des dreizehnten Jahrhunderts, Roger Bacon, zu erinnern, der sich eine Maschine ausdachte, in welcher ein Individuum sitzend, mittelst an den Armen und an den Beinen befestigter Flügel, sich eine progressive Bewegung geben und, gleich einem Vogel, in die höhern Regionen aufsteigen könnte, bald fliegend, bald schwebend — wollen wir sofort zum funfzehnten Jahrhunderte übergehen, weil, von dieser denkwürdigen Epoche an, die Arbeiten der Physiker in dieser Gattung uns, in gleichzeitig gedruckten Büchern, mit Details aufbewahret worden sind. (Indem wir diese Zeugnisse anführen, maaßen wir uns übrigens nicht an, die Authenticität der Thatsachen zu verbürgen.)

Im Jahre 1460 flog, nach zahlreichen, sämmtlich glücklichen, Versuchen, J. B. Dante, von Perugia in Toscana, mit dem Beinamen der neue Dedalus, von dem höchsten Thurm dieser Stadt 97½ Metres oder 300 Fuß hoch herab, schwebte einige Augenblicke über den Häusern und nahm dann seine Richtung nach dem schönen Trasimener See, drei Meilen weit, den er mehrmals hin und wieder passirte zum großen Erstaunen des Volkes, welches Zeuge eines so neuen Schauspiels war; als er aber nach seiner Vaterstadt zurücklam, brach ein Eisen im linken Flügel, womit er diesen leitete (ohne Zweifel eine Feder, oder ein Druckweck, womit er ihn in Bewegung setzte); er fiel auf die Platteforme einer Kirche und zerbrach einen Schenkel. Einige Zeit nachher erschien er auf dem Lehrstuhl der Mathematik wieder, den er mit Erfolg in Venedig einnahm; er erzählte gutmüthig seinen Unfall und lehrte seinen zahlreichen Schülern die Mittel, es besser zu machen. (Oldoni Athenaeum Histor. p. 168 u. 169; Fernignioli, Perugae illustrat. T. II. p. 41.)

Ihm verdankt man die Studien, denen sich über diesen Gegenstand Italiener und Deutsche widmeten, so wie den Eifer, den sie nach ihm zeigten, um die Lösung dieses großen Problems zu finden.

In der Panoplia physico-vulcania pag. 52 von J. C. Burgrav lesen wir, daß ein Greis, Musiker zu Nürnberg, in den letzten Jahren des funfzehnten Jahrhunderts, das Talent hatte, sich mit zwei großen Flügeln in freier Luft zu bewegen, die er mit vieler Geschicklichkeit schlug, und daß der Italiener Burattini seine Entdeckung nach Frankreich brachte; aber daß kein Physiker jener Zeit den Versuch wagen wollte.

Im sechszehnten Jahrhundert gelang es Besori, einem italienischen Uhrmacher, der sich zu Troyes niedergelassen, nach langen Versuchen, sich Flügel zu verfertigen, die, nach einem aufmerksamen Studio des Fluges der Vögel, aus mit vieler Kunst combinirten Ressorts zusammengesetzt waren; er flog von einem Thurme der gothischen Domkirche dieser Stadt herab, wiegte sich lange in den Lüften und flog dreimal über die verschiedenen Arme der Seine; aber plötzlich hemmte ein heftiger Ostwind seinen Flug und führte, trotz unerhörten Anstrengungen, seinen Sturz herbei, der dem muthigen Mensch-Vogel (homme-oiseau), wie ihn das Volk nannte, das Leben kostete. (Grosley Hist. de Troyes.)

Dieses beklagenswerthe Ereigniß hielt indessen den abentheuerlichen Genius der neuen Dedalen nicht auf. Verschiedene andere Versuche wurden nach und nach gemacht; aber, durch eine Art von unseligem Fatum, kamen alle die, welche sie wagten, auf eine elende Art um.

Man verzweifelte fast, neue Luftreisen, sich verwirklichen zu sehen, als, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, Besnier, Schlosser zu Sablé, jetzt Departement der Sarthe, Maschinen zum Verkauf ausbot, um mit Flügeln zu fliegen, deren er sich selbst bediente, um sich mehr als 32½ Metres (über 100 Fuß) zu erheben und ohne Unfall sich wieder herabzusenken.

Im Jahre 1660 stiegen zwei Engländer, Cook und Olivier, von Malmesbury, ziemlich hoch und erhielten sich einige Zeit in der Luft mit Hülfe von Flügeln, die sie an den Armen und an den Beinen trugen. Ein spanischer Mönch, Cimero de Malameria, wollte ihr Beispiel nachahmen; aber er bezahlte mit seinem Leben eine Unternehmung, deren Gefahren er jedoch wohl berechnet zu haben schien.

Don Francisco Guzmann, von Lissabon, erhob sich, im Jahre 1715, emporgetragen auf einer Art von Adler, dessen Flügel er in Bewegung setzte; man behauptet, daß er über den Tajo flog und daß er, ohne die Inquisition, die ihn mit ihren Torturen bedrohte, seine Experimente noch weiter getrieben haben würde. Diese aber bezeichnete ihn öffentlich als mit höllischen Geistern in Gemeinschaft stehend; auch sein Bruder, obgleich Staats-Secretair und Günstling Johanns V., rieth ihm, für sein Leben besorgt, klüglich die Flucht zu nehmen; dieser schwache Monarch (der ihn ja freilich hätte schützen können und sollen, aber vermuthlich sich nicht mit der Inquisition zu verfeinden wagte) war es selbst, der ihm die Mittel verschaffte, Portugal zu verlassen.

Im Jahre 1772 erlangte auch der Abbé Desforges, von Etampes, eben so wenig Erfolg von seiner Gondel, über welcher ein großer Fallschirm angebracht war, als von Flügeln, die er zusammengesetzt, welche in der Form mehr denen der Insecten als denen der Vögel glichen.

Ein Jahr nachher schwang sich Heer von Bacqueville vom Dache seines Hauses zu Paris, am Quai Malaquais, im Winkel der Straße des Saints-Peres; er hielt sich einige Augenblicke schwebend über dem Flusse, aber in Folge einer Unachtsamkeit, die ihm theuer zu stehen kam, fiel er auf einen Kahn und verwundete sich schwer. Ein Jesuit von Padua und ein Theatiner von Paris waren nicht glücklicher als er. (Rozier; Journal de Physique, année 1778.)

Nun vergingen vierundzwanzig Jahre zwischen diesen letzten Versuchen und dem, welchen im Jahre 1797 der junge Calais zu Paris machte. An den Schultern zwei Flügel, die er mittelst der Arme und der Füße in Bewegung setzte und versehen noch mit einem fächerartig ausgebreitetem Schwanze, stieg er auf eine hohe Säule, die in der Mitte des

Digitized by Google

Gartens Marbeuf aufgerichtet war; das Aufsteigen (und resp. beabsichtigte Fliegen) war von kurzer Dauer und der Fall, der darauf folgte, schnell und grausam. Trotz dieser schrecklichen Verrechnung hatte Calais noch die Geistesgegenwart, zu befehlen, daß jedem Zuschauer sein Geld wiedererstattet und so wie er geheilt war, trennte er sich von allen denen, die ihn liebten, und ging nach Amerika, wo das Glück ihm bald Genugthuung bot, indem es ihm eine sehr glänzende gesellschaftliche Stellung sicherte.

Im Jahre 1808 stieg ein geschickter Uhrmacher von Wien, Jacob Degen, öffentlich mehrmals in die Luft und flog nach allen Richtungen, zuerst 17½ Metres (54 Fuß) hoch, dann doppelt und zuletzt dreimal so hoch. (Morgenblatt 1808, 1809, 1810 u. 1811.)

Mitten zwischen seinen Flügeln, welche in ihrer größten Breite oder Ausbreitung 7½ Metres (22 Fuß) betrugen, stieg oder flog der muthige und geschickte Mechanikus nach Willkühr auf und nieder; und er konnte, wie man behauptet, wenn ihm der Wind nicht entgegen war, vierzehn französische Meilen in der Stunde zurücklegen. Jede Bewegung, die er mit den Flügeln machte, verdrängte mehr als 42 Metres (130 Quadratfuß) atmosphärische Luft und die Kraft jedes Flügelschlags kam einem Gewicht von 78 Kilogrammen oder 156 Pfund gleich.

Degen ist am 10. Juni 1812 aus den Gärten von Tivoli zu Paris zu einer Höhe von 58½ Metres (150 Fuß) über die höchsten Gebäude emporgestiegen; er ist über die ganze Hauptstadt hingeschwebt und hat sich ohne Unfall zu Chatenay, bei Sceaux, 3½ Stunden von dem Puncte seines Ausflugs, niedergelassen; aber man muß dabei bemerken, daß ein kleiner aerostatischer Ballon zu den Vorrichtungen des Herrn Degen gehörte, und es ist wahrscheinlich, daß ohne diese Beihülfe der Aeronaut sich nicht würde in der Luft haben erhalten können.*)

Der Flug mit Flügeln setzt im Menschen eine weit größere Kraft voraus, als nothwendig ist, das Gewicht seines Körpers zu tragen. Ist nun der Mensch wohl fähig, eine solche Anstrengung lange auszuhalten? — —

Im Jahre 1813 machte ein Geistlicher von Arvert auf der Saudre (Arrondissement de Marennes) einen Versuch des Fliegens mit Flügeln. Er flog von dem Mastbaum einer Galliote herab und es gelang ihm, sich über eine halbe Stunde in der Luft zu erhalten. Er war absichtlich der Richtung der Saudre gefolgt, um nicht auf das feste Land zu fallen. Wirklich kam er in einen Meeres-Arm herab (und wie er behauptete freiwillig) und erreichte das Ufer schwimmend. Seine ziemlich grob gearbeiteten Flügel waren großentheils von Adler-Federn, außerdem aber auch noch von Federn anderer Vögel, zusammengesetzt.

*) Herr Degen stellte bekanntlich seine ersten Versuche in Wien in einer großen Reitbahn an, wo er, durch einen Ring an einer an der Decke befestigten Stange hängend, die Flügel entfaltete und in der Richtung der Stange auf- und abflog. Das Gewicht, um welches er zu schwer war, um von den Flügeln allein getragen zu werden, soll indessen nur etwas über 20 Pfund betragen haben. Sehr zweckmäßig nun ließ er einen kleinen Ballon, der gerade die Differenz zog, sich zum Träger dienen, der gleichwohl ihn nicht hinderte, die Richtung in seinem Fluge zu nehmen, die er wollte. Nach der Beschreibung eines Augenzeugen saß Herr Degen in einer Maschine, die ganz der Gestalt eines Vogels nachgebildet war, um dasselbe Gleichgewichte zu haben und mit den Armen handhabte er ein Druckwerk, das die Flügel in Bewegung setzte — einen ganz natürlichen Flügelschlag bewirkend. Die Flügel selbst hatten Nerven von Rohr oder Stäbe, die, stark wie Federn bedeckt, mit seidenem Bande durchflochten waren.

Anm. d. Red.

Ceylon. — Zustand der Religion.

(Aus dem Journal Asiatique.)

(L.)

Die von den anglicanischen Missionarien zu Ceylon eingesendeten Berichte melden, daß man auf dieser Insel anfängt, eine Abneigung gegen den Buddhaismus und einige Neigung für das Christenthum zu erkennen zu geben. Gewiß ist, daß die Singalesen von ihrem Eifer für Buddha viel nachzulassen scheinen und daß ihre Priester selbst einen gewissen Scepticismus hinsichtlich der Dogmen ihrer Religion angenommen haben, wovon sie den Ritus nur wegen der mit ihrer Stellung verbundenen zeitlichen Vortheile beibehalten. Ein Missionair von Baddagame wurde selbst, im Monat September 1832, von einem Ober-Peristee berufen, um ihm, in Gegenwart anderer Priester und des versammelten Volkes, Erklärungen über die christliche Religion zu geben. Auf seine Einladung, sagt er, begab ich mich nach Bana maduoua, das zwei Meilen von Baddagame entfernt liegt.

Ein Bana manduoua ist ein gewölbtes, großes, viereckiges Dach, bedeckt mit Cajans oder Blättern von Cocosnußbaum, die künstlich in einander verschlungen sind, und gestützt auf plumpe Pfeiler, die in der Regel aus Stämmen desselben Baumes gezimmert sind. Da versammeln sich die Buddhaisten, um da den bana, oder die heilige Rede des Buddha, vorlesen zu hören. Der Maduoua, oder geistliche Zufluchtsort, war, mit viel Eleganz und Geschicklichkeit, durch frische grüne Blätter geschmückt und sorgfältig erleuchtet. Das Innere des Daches war mit Stoffen von verschiedener Farbe ausgelegt. Im Mittelpuncte des Bana manduoua war der heilige Bereich oder Kreis, dessen Mauern ungefähr 4 Fuß hoch und von Lehm erbaut sind. Man bemerkt auf ihrer Oberfläche eine große Menge von Zeichnungen, die Vögel, Schlangen ꝛc. vorstellen.

In diesem geheiligten Kreise sind zwei Gattungen von Kanzel oder Rednerbühne, die eine für den Priester, der den bana liest, die andere für den, welcher den Commentar mittheilt. In den Kanzeln befanden sich zwei Priester vor einem Tische, oder Pult, mit lieser Stimme die Stellen durchgehend, welche an demselben Abend gesungen werden sollten, denn die Singalesen und die mehresten Orientalen lesen ihre Bücher nicht wie wir, sondern tragen sie in einem singenden und jämmerlichen Ton vor. Darauf knüpfte sich eine Discussion an, in welcher der Missionair, unterstützt von einem Pundit, die Oberhand behalten, oder doch den Vortheil auf seiner Seite gehabt zu haben scheint; mindestens schienen seine Lehren nach dem Geschmacke des Ober-Priesters, derer, die ihn assistirten und der zahlreichen Zuhörer, die diesem eigenthümlichen Auftritte beiwohnten.

Von der Heirath und der Trennung oder vielmehr der Verstoßung bei den Türken.

(L.)

Man hat sich viel mit dem Serail und dem Harem beschäftigt; man hat sich lang und breit von der Vielweiberei unterhalten, aber man hat sich nicht beeilt, uns die Gesetze, Gewohnheiten und Gebräuche kennen zu lehren, die bei den Heirathen der Ottomannen stattfinden. Wir könnten hundert Reisebeschreibungen anführen, wo die Bedingungen des ehrlichen Bandes nicht den kleinsten Platz gefunden haben und man kann sich nicht verwundern, so viele Leute ernstlich fragen zu hören: Verheirathet man sich denn in der Türkei?

Digitized by Google

Ja, man verheirathet sich in der Türkei und, was mehr ist, man scheidet sich auch, was man in Frankreich sobald nicht sehen wird, so lange die Herren vom Luxembourg taub gegen die Abstimmung der Kammer der Deputirten seyn werden.*)

Wir sind darüber einig, daß die Türken Barbaren sind; das Wort ist angenommen; aber ist es auch wahr? — Was mich betrifft, so zweifle ich sehr daran, denn ich habe mehr Weisheit und Civilisation (?) in den Gesetzen des Islamismus gefunden, als in den Gesetzbüchern der Nation, welche sich anmaaßend einbildet, den ersten Platz in der gesellschaftlichen Organisation einzunehmen. Man fühlt, daß es nicht mein Vaterland ist, auf welches ich anspiele; aber wir haben Nachbaren und jeder von uns kennt ihre Anmaaßungen.

Von der Heirath. — Das türkische Gesetz bestimmt Bedingungen für die Heirath und setzt zahlreiche Beschränkungen fest. Die vorzüglichsten Bedingungen sind die Mündigkeit der Contrahirenden und vor Allem ihre freie Einwilligung: damit diese Einwilligung nie das Werk einer Ueberraschung oder Ueberredung werden könne, hat der türkische Gesetzgeber gefordert, daß jedes Individuum, welches eine Ehe schließt, bei vollem Verstande sey. Diese letztre, in mehr als einer Beziehung sehr weise, Bedingung würde in Frankreich gefährlich gefunden und übel aufgenommen werden, denn mittelst einer möglichen Deutung **) könnte sie der Freiheit verderblich werden. In der That, was würde ein Greis, der ein junges Opfer von sechszehn Jahren zum Altar schleppt, der Magistrats-Person antworten können, die ihm sagte: „Gehen Sie, Sie sind nicht bei Sinnen!" Endlich muß die Einwilligung in von dem Gesetz bestimmten Worten ausgedrückt werden und die Vollziehung der Heirath ist an Formen gebunden, denen man nicht ausweichen kann. Der Gesetzgeber hat sich wohl gehüthet, eine letzte Bedingung zu vergessen, über deren Erfüllung er in eigenthümliche Details eingeht: uns genügt, hier zu sagen, daß es dieselbe ist, die, nach der Genesis, der Schöpfer Adam und Eva auflegte, als er zu ihnen sprach: „Seyd fruchtbar und mehret euch."

Das Gesetz Mahomeds erlaubt dem Manne, vier Frauen zu nehmen, doch ist zu bemerken, daß hier nur die Rede von legitimen Frauen ist; was die Sclavinnen und Concubinen betrifft, so ist ihre Zahl durch das Gesetz nicht bestimmt und es steht frei, deren so viele zu halten, als man ernähren kann. Uebrigens gebrauchen wir hier mit Unrecht das Wort Sclavin; die türkische Sprache bedient sich eines andern Ausdrucks, um die in den Harem zugelassene Frau zu qualificiren; sie sagt: die auf eine unvollkommene Weise freigelassene Frau.

Das Gelübde der Ehe ist: daß die beiden Gatten für ihr ganzes Leben vereinigt seyen; inzwischen kann der Mann seine Frau verstoßen, sobald es ihm gutdünkt.***)

Es würde einem Franzosen schwer werden, welcher vier Frauen hätte, sich dem Willen des Gesetzes zu fügen, welches fordert, daß sie, was Nahrung und Kleidung und selbst Achtung und Aufmerksamkeiten betrifft, mit voller Gleichheit behandelt werden. Er würde Mühe haben, tausend Umständen zu entgehen, die eine Vorliebe erzeugen; aber entgeht ihnen denn der Türke selbst, trotz seines Flegma's und des Gesetzes Mahomeds? Wir müssen daran zweifeln, wenn wir das glauben dürfen, was man uns von Unanständigkeiten berichtet, die zuweilen die Harems in Bewegung setzen.

Im Falle einer Reise kann der türkische Mann alle seine Frauen mit sich nehmen, doch steht es ihm auch frei, unter ihnen zu wählen; inzwischen, fügt das Gesetz hinzu, würde er besser thun, zum Loosen zu greifen.

Wenn er eine Wittwe oder eine verstoßene Frau heirathet, muß er drei Tage und drei Nächte hinter einander mit ihr zubringen; aber wenn er eine Jungfrau ehelicht, so muß er ihr deren sieben widmen.

Der Mann übt über seine Frau eine unbeschränkte Herrschaft; sie darf, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß, nicht ausgehen, er kann sie in einem Hause oder Quartier wohnen lassen, wo und wie es ihm gefällt, wenn er selbst vor der Heirath das Gegentheil versprochen hätte. Es hängt selbst von ihm ab, ob sie ihre nächsten Verwandten oft sehen darf oder nicht.

Er hat das Recht, ihr ihren Unterhalt zu versagen, wenn sie sich einfallen läßt, ihm, selbst in den geringfügigsten Dingen, nicht zu gehorchen. Nur die Weigerung des Mannes, seiner Frau das Heirathe-Geschenk auszuhändigen, kann ihn seiner Gewalt über sie verlustig machen.

Beschäftigen wir uns jetzt mit den Verboten der Heirath; wir können sie nicht alle hier auseinandersetzen, denn die Sitte der Sprache verstattet nicht, die Ausdrücke und Details zu reproduciren, die sich in dem muselmannischen Gesetze befinden; doch wollen wir genau und wahr seyn, während wir die Schicklichkeit beobachten.

Der Muselmann kann 1) mit seinen nächsten Verwandtinnen keine Ehe schließen, namentlich mit seiner Mutter, mit seiner Großmutter, seiner Tochter, seiner Enkelin, seiner Schwester, seiner Tante und seiner Nichte;

2) Er kann nicht ehelichen die angeheiratheten Verwandten in directer Linie, d. h. die Mutter der Frau (Schwiegermutter), die gewesene Schwiegertochter, die Stiefmutter und Stieftochter;

3) Die in demselben Grade Verwandten einer Frau, die ihn gesäugt hat (mit andern Worten: seiner Amme);

4) Die Verwandten der Frau, gegen die er sich vergessen; ein einziger Kuß, eine einzige sinnliche Berührung reicht hin, um dieses Verbot zu begründen und da dergleichen selten notorisch ist, so appellirt das Gesetz oder vielmehr die Religion an das Gewissen;

5) Seine eigene Sclavin;

6) Die fremde Sclavin, wenn er schon mit einer freien Frau verheirathet ist;

7) Die nicht muselmannische Frau;

8) Die Frau, die schon durch ein erstes Versprechen gebunden ist;

9) Die verwittwete oder verstoßene Frau, die ihren Rücktritt noch nicht vollendet hat (dies wird weiter unten erklärt werden) oder die schwanger ist;

10) Jede Frau, welche es auch sey, wenn er schon vier legitime Gattinnen hat;

Endlich ist auch jede Heirath zwischen einer Muselmannin und einem Nicht-Muselmann eben so förmlich verboten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bekanntlich stimmte letztere in neuerer Zeit, d. h. nach der Juli-Revolution, für die Wiedereinführung oder Zulässigkeit der Ehescheidung, wie sie vor der Restauration bestanden; die Pairs-Kammer aber verwarf das Project aus canonischen Gründen, da bei den Katholiken die Ehe, als ein Sacrament, für unauflöslich gehalten wird. Anm. d. Red.

**) Wir möchten fragen: welcher Deutung? denn bei allen westeuropäischen, und überhaupt allen civilisirten Nationen älterer und neuerer Zeit, gehörte ja stets zu jedem Contract freie Einwilligung und zu dieser voller Gebrauch des Verstandes und jeder unter Geisteskrankheit abgeschlossene Vertrag war eo ipso null und nichtig. Das hierauf angeführte Beispiel scheint daher fast mehr Ironie zu seyn. Anm. d. Red.

***) Das heißt doch also nach Willkühr und Laune! Und diese Gesetze, wenn dies anders den Namen eines Gesetzes verdient, wo unter Contrahirenden keine Gleichheit der Rechte ist, zieht der Verfasser unsern Gesetzen vor? Bequem ist es freilich für die Männer! Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 891. Hamburg. Mittwoch, den 5. Februar. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Ein Besuch bei Ibrahim Pascha.

Von

einem englischen Offizier.

(Aus dem Metropolitan.)

(M.)

Ich befand mich im Monat Mai 1833 zu Constantinopel. Auf die Kunde, daß Ibrahim Pascha mit seinen Arabern zu Kutahia, der Hauptstadt von Anatolien, wohin der Weg ungefähr hundert Meilen betrug, campire, eilete ich dahin, um ihn zu sehen, nachdem ich mir zuvor einen kaiserlichen Firman hatte geben lassen, um unterwegs keine Unbill zu erleiden. Eine große Segel-Coike setzte uns nach Modena, nach der asiatischen Küste, über. Dort erhielten wir Pferde für Brussa, wo wir nach einer Reise von achtzehn Meilen durch ein gebirgigtes, mit Weinreben und Maulbeerbäumen besetztes, Land eintrafen. Wir rasteten eine ganze Nacht zu Innigual, wo der Aga mir für den nächsten Morgen frische Pferde geben ließ und ich bei einem alten Türken der Gastfreiheit genoß, ohne daß dieser irgend eine Remuneration dafür annehmen wollte. Von Innigual bis nach Damalish und von Damalish bis nach Kutahia bekommt die Landschaft oft ein anderes Ansehen; doch ist das Land durchgängig fruchtbar und gut angebaut. Da wir unsern Kutahia den rechten Weg verfehlt hatten und die Nacht eingebrochen war, so machten wir in einem kleinen Dorfe Halt. Unsere europäische Kleidung schien die Ur-Einwohner dieses Cantons in Erstaunen zu setzen; ich hatte ein förmliches Levee von Neugierigen, die mich zu Abend essen sehen wollten; ich dürfte mich übrigens über keinen unter ihnen beschweren, daß er im geringsten von der diesem Volke angeborenen Gravität und Zurückhaltung abgewichen wäre. Die Türken jeder Classe haben unstreitig die würdevollste Haltung unter allen Nationen von Europa. Sie haben, ob Emporkömmlinge oder nicht, ein ungezwungenes Wesen, wie man es unter uns nur bei der Elite der Gesellschaft findet.

Sechs Meilen von Kutahia befindet sich ein kleines Bad, dem eine Mineralquelle ihr Wasser giebt, um welche herum sich ein Dorf von einem Dutzend Häusern gebildet hat. In dem besten dieser Häuser nun hatte Ibrahim, unter Bedeckung von einem Garde-Detaschement, nebst Osman-Bey, seinem Groß-Admiral, und Nadir-Bey, dem Oberbefehlshaber seiner Cavallerie, sein Quartier genommen. Ich wandte mich nach meiner Ankunft an den Letzteren und sagte, ich sey englischer Offizier und wäre ausdrücklich von Constantinopel hieher gereiset, um Sr. Hoheit mein Compliment zu machen. Während ich mich ankleidete, meldete er mich bei seinem Chef, der mich dann auch mit der Audienz nicht warten ließ. In einem kleinen finsteren Gemache, mit abgenutzten Teppichen belegt, fand ich diesen Helden des Morgenlandes, der den Sultan in seiner Hauptstadt erzittern machte, und dessen Siege die Diplomatik aller unserer europäischen Cabinette beschäftigte, auf einer niedrigen Ottomanne sitzend vor. Ibrahim ist ein untersetzter Mann von kleinem Wuchs, mit einer Physiognomie, die keineswegs angenehm ist, obgleich sich Geist und Entschlossenheit darin ausspricht. Er war einfach, in seiner Landestracht, ohne Verzierung, gekleidet. Ich ward von ihm sehr leutselig empfangen; er hieß mich sitzen und begann sofort, durch das Intermedium seiner beiden Beys, eine Conversation in französischer Sprache. Er zeigte vielen Scharfsinn und war sehr erbittert wider die Russen, deren tödtlichen Feind er sich nannte, mit dem Zusatz, er würde auf den ersten Kanonenschuß, der auf das Signal eines allgemeinen Krieges in Europa gelöset würde, mit hunderttausend Mann wieder sie ausziehen, um sie aus Asien zu verjagen, indem er es sich eidlich gelobet habe, bis zu seinem sechszigsten Jahre stets bereit zu seyn, sie persönlich zu bekämpfen. Ibrahim zählt gegenwärtig erst fünfundvierzig Jahre. Was den Sultan und dessen Truppen betrifft, so erwähnte er ihrer natürlich nur mit Verachtung, und behauptete, er würde, wenn die andern Mächte nicht eingeschritten wären, gegenwärtig trotz der Russen zu Constantinopel seyn, wo das Volk ihn mit Sehnsucht erwartet hätte.*) Seine Hauptleidenschaften sind der Krieg und die Freiheit. (!!!) Als ich von seinen Thaten sprach, da antwortete er mir: „Ei, das ist nichts im Verhältniß dessen, was ich noch zu thun gedenke, ehe ich den Säbel wieder in die Scheide stecke; ich habe Soldaten genug für meine Plane, es fehlt mir nur an Waffen.“ Dann richtete er mehrere Fragen an mich hinsichtlich der politischen Denkungsart der europäischen Mächte mit Bezug auf die Gegenwart der Russen am Bosphorus. „Glauben Sie,“ fragte er mich, „daß man die ganze Wichtigkeit dieses Umstandes einsieht? Die Russen haben sich bei dieser Gelegenheit als sehr geschickte Diplomatiker bewiesen; ich zweifle, daß sie so unsinnig seyn werden, ihre jetzige Stellung zu verlassen? Dem sey übrigens, wie ihm wolle, so ist ein jeder moralisch überzeugt, daß der Krieg über lang oder kurz unvermeidlich ist; Rußland macht sich schon verdächtig; seine Ansprüche werden den andern Höfen am Ende den Wunsch einflößen, es zu demüthigen.**) Rußland selbst kann die Eifersucht nicht unbekannt seyn, die es erregt; es muß den unvermeidlichen Ausgang der neuen politischen Lage voraussehen, in die es sich versetzt; es ist demnach in seinem Interesse, den Krieg zu beginnen, sobald es sich dazu gehörig vorbereitet hat. Ehe Frankreich und England ihre Armeen zu sammeln im Stande sind, kann Rußland mit der Eroberung von Constantinopel fertig seyn, und wenn es erst im völligen Besitz des Bosphorus ist,

*) Da die Conversation französisch gehalten worden, mag der gute Engländer sich wohl verhört oder die Worte mißverstanden haben; denn dem tapferen und scharfsinnigen Ibrahim ist wohl in dem, was das Einschreiten betrifft, kein so arger Verstoß wider eine Thatsache, in welcher er eine der Hauptpersonen gewesen, zuzutrauen. Eingeschritten sind nur die Russen; drein geredet haben auch Andere, z. B. Rousssin, rc. Anm. d. Red.

**) Sonderbar! der Ibrahim führt fast dieselbe Sprache, wie in jüngster Zeit einige englische und französische Zeitungen. Sollte das vielleicht die Analogie der Leidenschaftlichkeit für die Freiheit seyn? Anm. d. Red.

Digitized by Google

so dürfte es fast unmöglich seyn, es wieder daraus zu vertreiben. Jedenfalls kann ich es mir gar nicht denken, wie Rußland Anstand nehmen sollte, eine Stellung zu behaupten, die es je wieder zu gewinnen sich keine Hoffnung machen darf; eine Stellung, durch die es den Schauplatz des Krieges von seinem eigenen Gebiete ableitet, und die ihm fast sicher den Bosphorus, den Gegenstand seiner ehesüchtigen Politik seit fast einem Jahrhundert, in die Hände liefert."

Es standen damals funfzehntausend Russen auf dem asiatischen Ufer des Bosphorus im Lager. Ibrahim war den Russen fast eben so feind wegen ihrer Mäßigung als wegen ihrer Intervention, und fühlte Muth, ja auch Kraft genug in sich, ihnen mindestens diese reiche Beute streitig zu machen, welche die europäische Diplomatik den beiden Antagonisten zugleich entriß.

Nach dieser Unterredung sagte Ibrahim zu mir, daß er mit seinen beiden Beys ins Bad gehen wollte und that mir den Vorschlag, ihn dahin zu begleiten. Eine Viertelmeile von dem Hause, in welchem ich empfangen worden war, befand sich ein kleines Gebäude, das in einer Kuppel auslief und welches ein Marmorbad mit Sitzen im Wasser und ein Cabinet zum An- und Auskleiden enthielt. Wir hingen, nach türkischer Sitte, Bademäntel um und warfen uns dann in das lange Schwimm-Bassin, in dessen schönem und warmen Wasser wir uns nun mit Schwimmen und Untertauchen ergötzten. Während wir uns badeten, spielte Ibrahims europäisches Musik-Corps außerhalb des Gebäudes mehrere Piecen, unter andern den Walzer aus dem Freischützen und verschiedene Arien der französischen Revolution, vor allem die famöse Marseillaise. Nach dem Bade gingen wir zu Tisch. Die Gerichte wurden bei einzelnen Schüsseln aufgetragen. Die Küche schien mir sehr einfach zu seyn und bestand hauptsächlich aus Pillau, Ragouts und Hülsenfrüchten. Das einzige Getränk war Wasser. Man aß in Feldmanier aus einer großen Schüssel von Weißblech; nur die Löffel und die Becher waren silbern. Es heißt übrigens, daß Ibrahim in Betreff geistiger Getränke eine Mäßigkeit affectire, die er nicht immer übe; sein Wesen ist jedoch einfach, ohne daß es ihm an Adel gebräche; sein prunkloses Leben und seine Thaten tragen gleich sehr dazu bei, ihn als den würdigen Repräsentanten der alten Eroberer der morgenländischen Welt darzustellen. Nach dem Mittagsmahle ließ man die ägyptische Musik Ibrahims eintreten; sie bestand aus zwei Clarinetten, einer Flöte, einer Harfe, einem Tambourin, einer Art dreisaitiger Violine und einer Trommel. Im Allgemeinen waren alle diese Instrumente in der Form und in dem Bau von den Instrumenten verschieden, die in Europa denselben Namen führen. Die Musiker spielten einige National-Arien, klagend und monoton; sie begleiteten ihr Spiel auch mit Gesang, aber ihr näselnder Accent war nichts weniger als angenehm. Unter andern Stücken gaben sie uns auch die Marseillaise, und zwar in französischer Sprache zum Besten; doch würde ich diese darin nie erkannt haben, wenn man es mir nicht im Voraus gesagt hätte.

Nach dem Mittagsmahle begaben wir uns nach einem Zelte, welches in der Nähe des Badehauses auf dem Rasen aufgeschlagen war. Dort nahm Ibrahim, auf einem Sopha sitzend, die Bittschriften in Empfang. Mehrere Bauern suchten ihrem Anliegen durch kleine Geschenke ein günstigeres Gehör zu verschaffen; den Augenblick wahrnehmend, wo die Schildwache das Gesicht weggewandt hatte, stürzten sie ins Zelt, dem Pascha zu Füßen, küßten ihm den Saum seiner Kleider, und traten, nachdem sie ihre Gaben und ihre Bitte angebracht, auf die Seite, um seine Antwort abzuwarten. Einer von ihnen gab einen niedlichen Rehbock ab, die übrigen opferten minder werthvolle Gaben, z. B. einen Korb voll Kastanien, eine Mütze aus dem Filz des Landes angefertigt, ja selbst ein Stückchen Schnee, um den Sorbet damit abzukühlen. Ibrahim behandelte sie alle mit gleichem Wohlwollen und sie gingen zufrieden fort, oder schienen es doch mindestens zu seyn. Das Kind eines Armen, das gekommen war, um sich vollends von den Folgen der Blattern zu heilen, trat, nach Landesbrauch die Hände mit Leinen bewickelt, um nicht Andere anzustecken, in das Zelt. Ibrahim rief es zu sich, ließ es neben sich auf dem Sopha sitzen, und liebkoste es aufs gütigste. Hernach pflegte der Pascha einige Stunden der Ruhe und ich vertrieb mir die Zeit damit, daß ich mir seine arabische Garde besah. Die Uniform dieser Garde besteht aus einer schmucklosen, bis unter das Kinn zugeknöpften Montur; aus dem weiten orientalischen Pantalon, der sich unter dem Kniee verengt und sich bis unter die Knöchel den Beinen eng anschließt; aus einer weißen Schärpe um die Hüften, und aus einem rothfilzenen Hute mit einem purpurnen Pompon; ihre Waffen sind Gewehr und Säbel. Das Zeuch der Uniform ist im Sommer weiße Leinewand, und im Winter Tuch nebst einer Art von Kapotte zum Schutz wider die Kälte.

Nadir-Bey, ein Pole von Geburt, ist einer der geschicktesten Rathgeber des Paschas; er hat merkwürdige Schicksale erlebt. Er diente Anfangs den Russen in einem Feldzuge gegen die Perser, schloß sich aber beim Ausbruch der letzten polnischen Revolution seinen Landsleuten an. Nach dem Fall von Warschau trat er in die Dienste des Sultans; hier aber in Ungnade gefallen, wechselte er noch einmal die Fahne, und ging zu Ibrahim über, der ihn als Oberbefehlshaber seiner Cavallerie anstellte. Osman-Bey, der mit Nadir-Bey die Gunst des Paschas theilt, ist Großadmiral der Flotte und Türke von Geburt. Er ist in Frankreich erzogen worden und hat das südliche Europa bereiset. Sie sprechen beide sehr correct italienisch und französisch. Ibrahim ist brav und ein Mann von Geist; er hat große militairische Talente und die seltene Tugend, daß er gern auf den Rath seiner europäischen Offiziere achtet. Seine Soldaten hängen ihm sehr an, auch hat er bis jetzt alle die Truppen geschlagen, welche der Sultan wider ihn ausgesandt hat.

Gegen Abend ward ich zu einem Abendessen eingeladen, an welchem Ibrahim nicht Theil nahm, und Osman-Bey ließ uns dazu eine Flasche köstlichen Bordeauxer auftischen, die wir miteinander austranken.

Ibrahim macht sich über die neuen europäischen Costüme des Sultans lustig und verhehlt seine Verachtung für dessen fehlgegriffene Maaßregeln der Civilisation nicht. Dagegen hegt er die größte Hochachtung vor dem Andenken an Selim III., dem weisesten und unglücklichsten aller Sultane. Ibrahim handelt und spricht endlich als ein Mann, der sich seiner Wichtigkeit und seiner Popularität in der europäischen Türkei bewußt ist. Er scheint sich sehr für die griechischen Angelegenheiten zu interessiren: er meint, der König Otto sey großen Gefahren bloßgestellt.

Am andern Morgen ließ Nadir-Bey mir Pferde geben, damit ich nach Kutahia kommen konnte, wo das Armee-Corps stationirt war. Leider kam ich zu spät, um dort die arabische Cavallerie zu sehen, welche die schönste in der Welt seyn soll. Wenn ich dem Nadir-Bey glauben darf, so ist mehr als ein Pferd darunter, das, selbst im Lande, seine viertausend Franken werth ist. Den Pferden nach zu urtheilen, die Ibrahim selbst hat, könnte Nadir-Bey wohl Recht haben. Ich habe nie einen schöneren Renner gesehen, als der ist, mit welchem der Pascha diese ganze Campagne gemacht hat. Es war ein wahres Muster von einem Pferde.

Die Armee von Kutahia bestand aus ungefähr viertausend Mann, fast lauter Araber, in derselben Uniform wie die Garde, nur von ziegelrother Farbe. Diese Leute sind im Allgemeinen von schönem Wuchs, gut eingeübt und ziemlich disciplinirt. Während der drei Monate, welche sie bei den Einwohnern der Stadt einquartirt gewesen waren, konnte man ihnen keine Handlung der Gewaltsamkeit oder der Unterdrückung vorwerfen. Unter den Offizieren, namentlich unter denen vom ersten Range, waren mehrere der europäischen Sprachen kundig. Nadir-Bey versicherte mir,

Digitized by Google

er habe nie tapferere Soldaten gesehen, als die Araber, nur hapere es noch ein wenig mit ihrer Disciplin. Ibrahims Armée ist in französischer Weise organisirt. Am Morgen nach meiner Ankunft verließ ein Detaschement die Stadt; und als es nun den Hügel hinanzog, da machten die Kamehle, die Weiber und das Gepäck des Nachtrabes einen höchst malerischen Effect.

Kutahia, die Hauptstadt von Natolien, enthält fünfundsechzigtausend Einwohner; sie liegt am Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel man die Trümmer der alten Citadelle sieht. Ihre langen, von Schießscharten durchlöcherten Mauern zeugen noch jetzt von dem Umfang und der Größe, welche sie gehabt, ehe sie in die Gewalt Bajazet's geriethen; die Straßen sind eng und schmutzig, die Häuser durch Ruinen von einander getrennt. Die Frauen zu Kutahia sind mehr darauf bedacht, ihre Gesichter zu verbergen, als die der europäischen Türkei, und wenn ein Fremder ihres Weges kommt, so setzen sie sich, ihm den Rücken zukehrend, nieder. Es hat hier alles mehr ein türkisches Ansehen als zu Constantinopel. Die Griechen bilden nur ein Zwölftheil der gesammten Bevölkerung und haben nur eine kleine unterirdische Kirche, die ich besucht habe. Sie war mit plumpen Bildern der heiligen Jungfrau und des Christkindes, ganz vergoldet, verziert. Die berühmteste Merkwürdigkeit der Stadt besteht in einem ausgehauenen alten Löwen in der Nähe des Castells, über welchen eine Menge Traditionen in Umlauf sind. Ich besuchte auch den Pascha von Kutahia, den ich in einem Kiosk antraf, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befand. Er hatte einige alte Türken mit gut gefärbten Bärten bei sich; einige aßen Eier, die in einer und derselben Schüssel gebacken worden waren; andere schnitten sich die Nägel mit einer unverrückbaren Gravität. Der Pascha selbst, ein Prachtexemplar eines alten Türken, beschäftigte sich mit administrativen Angelegenheiten und nahm die zahlreichen Bittsteller oder Hofmacher seines Levees an.

Als ich nach Constantinopel zurückreiste, verschaffte mir mein Firman noch, als ob es ein Talisman gewesen wäre, eine freundliche Behandlung der Paschas unterwegs, gute Pferde, gute Nachtlager und alle die Annehmlichkeiten der muselmännischen Gastfreiheit.

Erinnerungen aus Afrika.

Von

Theodore Bidault,

Ex-Unter-Intendant im Civilfache zu Algier.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Ein unsern Lagerplätzen benachbarter Stamm verlockte unsere Soldaten, hieb ohne Erbarmen alle diejenigen nieder, welche sich über den Gesichtskreis eines Postens oder einer Schildwache hinaus entfernten.

Grausam aus Fanatismus, lechzend nach Christenblut, lag der wilde Cabaile Tag und Nacht auf der Lauer.

Der Obergeneral verhehlte seine Erbitterung, zog insgeheim sichere Erkundigungen ein, und als sein im Stillen combinirter Plan zur Reife gediehen war und einen sichern Erfolg verhieß, da ordnete er eine Expedition an.

Der straffällige Stamm ward gezüchtigt; einige mit nach der Stadt gebrachte Gefangene wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, von welchen man jedoch nur zwei, worunter ein Scheik oder Stammhaupt, zur Enthauptung verurtheilte, die übrigen aber, etwa funfzehn, zu ihrem Stamm zurücksandte.

Dieser Act der Gnade gegen die Letzteren, ein Act, dessen sie keineswegs gewärtig waren, sollte eine Gewähr der Sicherheit für die Folge seyn.

Man irrte sich: so rasch geht es bei diesen Barbaren, welchen die Dankbarkeit und die Redlichkeit gleich fremde Dinge sind, nicht mit den Fortschritten der Gesittigung.

Einige Zeit darnach ward eine Compagnie (?) von fünfundzwanzig Mann Infanterie unter dem Befehl eines Offiziers ausgesandt, um eine Stunde weit von unsern Posten einen Punct zu recognosciren. Ein Staabsoffizier und einige Cavalleristen zogen mit der kleinen Truppe.

Kaum hatte sie die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, als sie plötzlich einige Hunderte von berittenen Arabern aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen sah; unsere Cavalleristen hatten kaum die Zeit, ihre Pferde zu wenden und in gestrecktem Galopp davonzusprengen, um Verstärkung zu holen; denn diese detaschirte Compagnie war wirklich nur der Vortrab eines Bataillons, welches ihr in einer nahen Distanz folgen sollte. Aber in Folge einer grausamen Fatalität hatte das Bataillon in den Gebirgen einen falschen Weg eingeschlagen und ward deshalb von dem Staabs-Offizier und seiner Escorte erst nach langem Suchen aufgefunden. Die durch sie gebrachte gräuliche Kunde stählte die erschöpften Kräfte mehr als es die Ruhe vermocht haben würde: man flog der angegriffenen Compagnie zu Hülfe .... kam aber dennoch zu spät.

Das verlassene Schlachtfeld war mit den verstümmelten Leichen unserer Soldaten bedeckt; denn die Araber hatten, ihrer Gewohnheit nach, diejenigen, die ihrerseits im Treffen gefallen oder verwundet worden waren, mit sich fortgenommen.

Das Blut rauchte noch, und die vom Pulver geschwärzten Lippen bewiesen, daß diese Braven, ehe sie erlegen waren, noch ihre letzte Patrone verschossen hatten.

Die noch zuckenden Reste wurden aufs sorgfältigste aufgelesen und unter militairischen Ehren zur Erde bestattet.

Bald ertönte nun das Rachegeschrei durch die ganze Armee; kaum waren die Offiziere noch im Stande, ihre Soldaten im Zaum zu halten und es zu verhindern, daß sie nicht blutige Repressalien an den Arabern nahmen, die sich in der Stadt befanden oder die auf der Heimkehr zu ihren Stämmen begriffen waren. Die Erbitterung ward nur durch die Zusage einer nahen Expedition beschwichtiget.

Ueberall in den Lagern, auf den Posten verdoppelte man die Wachsamkeit; die Aufmerksamkeit war nicht mehr eine bloße Schildwachen-Ordre, nein, es war eine Ehrensache, also dem Soldaten heilig.

Eines Morgens, als der Tag kaum graute, gewahrte eine unserer vorgeschobenen Schildwachen durch ein Gebüsch einen Araber, der mehr kroch als ging, und der verstohlen und lauschend um sich schaute. Diese Aengstlichkeit, ungesehen zu bleiben, so nahe bei uns und zu solcher Stunde, barg, das war nicht zu bezweifeln, böse Anschläge.

Auf das Wer da! der Wache, warf der Beduine, ohne zu antworten, sich nieder in das Gestrüpp; nun gab sie Feuer, worauf sofort ein Unter-Offizier und einige Mann herbei und auf den Araber zu eilten. Ein Bayonnetstich entreißt ihm einen Schrei, und, o Wunder! es ist einer der Unsrigen. Nachdem er die Umstehenden einige Secunden mit verstörtem Blicke angestarrt hatte, fiel er, ohne ein einziges Wort hervorzubringen, hintenüber in Ohnmacht, so daß man ihn tödtlich verwundet glauben mußte.

Nach dem Posten getragen und hier entkleidet (wobei es sich auswies, daß er kaum getroffen worden war), ward er endlich wieder ins Leben zurückgerufen.

Er blickte stumm zu seinen Kameraden auf und drückte ihnen, so weit es seine Kräfte gestatteten, die Hand.

„Es ist Stilman, Stilman!" riefen diese nun aus, „unser wackerer Freund, einer von denen, die wir so sehr beweint haben." Und Thränen rieselten über die erstaunten Gesichter, auf welchen Freude und Kummer

Digitized by Google

mit einander conferirten. „Stilman, wie durch ein Wunder entronnen!“ Der Soldat machte ein beifälliges Zeichen, wollte sprechen, aber die Worte erstarrten ihm auf den Lippen. Endlich, nachdem er einige Stunden tiefen Schlafes genossen, fühlte er sich stark genug, um uns Folgendes zu erzählen.

„„Sobald wir es inne geworden, in welch eine heillose Schlinge wir gerathen waren; sobald wir uns von allen Seiten umzingelt sahen, erscholl, ohne daß wir die Zeit gehabt hatten, uns zu besprechen, der einstimmige Ruf: „Laßt uns den Heldentod sterben!“ Der Kampf begann, furchtbar in der Wirklichkeit, furchtbarer noch in der Erinnerung! Haß, Grausamkeit, Tapferkeit, Verzweiflung: alles war im Kampfe: die Menschen, die Pferde, das Schlachtfeld war mit Blut bedeckt. Schwer verwundet, war ich einer der Ersten, die fielen, und unstreitig aus dem Instincte der Selbsterhaltung, welcher in dem Menschen wieder auflebt, wenn er nicht mehr kämpfen kann, suchte ich nicht, mir das Leben zu nehmen.

„„Ihr wißt es, Freund, dem Tode Trotz bieten, das ist nichts; aber ihn zu Boden geworfen erwarten, ihn aus den Händen dieser Barbaren erwarten; einen Tod mit all den Qualen, welche diese scharfsinnige Grausamkeit der Cabaylen zu ersinnen vermag; Zeuge seiner Beerdigung beiwohnen: das ist eine gräuliche Agonie, grausamer als der Tod selbst.

„„Diese furchtbaren Reflexionen, flüchtig wie ein Gedanke, wurden durch eine plötzliche Stille unterbrochen.

„„Alle die Unsrigen waren gefallen: mitten unter ihren Leichen, mitten unter den Arabern, stand nur noch ein Einziger, den Säbel in der Faust: es war unser Offizier, unser braver Lieutenant.

„„Erstaunt, daß der Tod so diejenigen geschont, der eben so mit der Stimme, wie mit dem Arm und stets mit der größten Erbitterung, gekämpft hatte, glaubten unsere Feinde, das sey ein Wink von Mahomed, diesen christlichen Anführer leben zu lassen, wenn er die muselmännische Religion annehmen wollte.

„„Zugleich warfen sie sich auf die Knie und riefen, die Augen gen Himmel gewandt, die Arme über der Brust gekreuzt: „Mahomed! Mahomed!“

„„Sie verblieben eine Zeitlang in dieser Stellung und forderten unsern Offizier auf, ihrem Beispiele nachzuahmen, in welchem Falle ihm das Leben geschenkt seyn solle. „Nimmermehr!“ rief der Brave, „ich meinen Gott verläugnen? nimmer!“ Da sich in seiner Geberde, in dem Ausdruck seines Gesichts dasjenige aussprach, was er gesagt hatte, so streckte ihn nun ein Hagel von Kugeln todt zu Boden; dann fielen die Mörder über seinen Leichnam her, und in einem Nu war ihm das Haupt vom Rumpfe getrennt.

„„Dies so muthige Benehmen unsers Chefs stählte auch mein Gemüth. „Du sollst mir nicht umsonst mir einem so edlen Beispiel vorangegangen seyn,“ sagte ich zu mir selbst; „welch eine Ehre, so, wie Du, Gott und dem Vaterlande getreu, zu sterben, nachdem man unter Dir gekämpft!“ — Eine plötzliche Ruhe verbreitete sich über mein ganzes Wesen.

„„Die Araber begannen nun, ihre Todten und ihre Verwundeten aufzulesen, die sie auf Pferde festbanden; dann zogen sie unsern Kameraden die Kleidung aus, blutige Trophäen, die sie, so wie die Waffen, mit sich nahmen.

„„Endlich kamen sie auch zu mir; ich nahm alle meine Kräfte zusammen, um mich aufzurichten, doch gelang mir dieses nur zur Hälfte. Nun, dachte ich, hat dein letztes Stündlein geschlagen, und so empfahl ich meine Seele Gott.

„„Sie richteten mich völlig auf und hielten mich in dieser Stellung, während einer von ihnen einen blutgetränkten Strick losband, den einer seiner Kameraden, der todt neben mir lag, um seine Stirn trug. Ich dachte, sie würden mich erdrosseln wollen, um eine Abwechselung in ihre grausame Lust zu bringen; aber sie fesselten mir die Hände und banden mich dann zwischen zwei mit Beute beladene Pferde.

„„Nun erscholl ein gellender Schrei; ich glaubte, Ihr wäret im Anzuge: aber ach! ich sah mich bald grausam enttäuscht — dieser, von allen repetirte Schrei des Scheiks war das Signal zum Aufbruch.

„„Man setzte sich in Marsch: mich hatten sie unstreitig zu einer außerordentlichen Peinigung aufbewahrt. Wir marschirten die ganze Nacht und noch einen großen Theil des folgenden Tages; wir passirten mehrere Stämme, bei welchen Halt gemacht wurde, um ein wenig zu rasten und einige Nahrung zu sich zu nehmen. Ich hatte den Schmerz, dort fünf unserer ehemaligen Kameraden anzutreffen, die sich dieses Namens aber unwürdig gemacht hatten, indem sie unsere Reihen verlassen, ihren Gott verläugnet; dennoch rührte mich ihre Reue, die Schilderung, wie übel man sie behandelte, bis zu Thränen. Sie erzählten mir, daß einige unter ihnen aus Verzweiflung entlaufen, aber, nachdem sie eine Zeitlang umhergeirret, bald wieder eingefangen und aufs grausamste zu Tode gepeinigt worden wären. Und dies Geschick steht ihnen allen bevor! Für sie giebt es nur Gewissensbisse und Schrecken in der Vergangenheit wie in der Zukunft, ihnen ist alles, selbst das Wort Vaterland, der Trost des treuen Soldaten, das Todesurtheil eines Verbrechers!

„„Gegen Ende des Tages machten wir noch einmal auf einer Anhöhe Halt. Hier ward die Beute vertheilt, dann löste sich der Trupp auf und ein jeder zog seinem Stamme zu. Es war mitten in der Nacht, als ich bei dem des Scheiks eintraf.

„„Nach der gänzlichen Heilung meiner Wunde ward ich Anfangs zu einigen häuslichen Arbeiten verwendet, unstreitig, damit man mich besser im Auge behalten konnte; und trotz der vielen Schläge, die ich bekam, wenn ich nicht gleich errieth, was der Barbar, dem ich angehörte, von mir verlangte, zeigte ich stets den besten Willen und Humor. Ich verbiß die innere Wuth, die hundertmal auszubrechen drohte; denn ich sah ein, daß nur Verstellung mir eine Möglichkeit der Rettung offen ließ. So begründete sich denn vermöge einer scheinbaren Ergebung das Vertrauen.

„„Von den Arbeiten im Innern ging ich zum Aufgeben der Ländereien über, Anfangs in Gesellschaft der Sclaven, hernach allein; und schon dieses Alleinseyn war wie eine große Erleichterung. Ich konnte mich meinen Gedanken hingeben, ohne Argwohn zu erwecken; ich dachte über meine beabsichtigte Flucht nach: ihre Ausführung war gefährlich, und unerhört schwierig; denn, sobald meine Abwesenheit kund ward, setzte sich der ganze Stamm zu Pferde, um, wie auf ein wildes Thier, Jagd auf mich zu machen und mich dann aufs grausamste zu martern. Aber die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit überwindet jede Furcht und bringt übermenschliche Anstrengungen zuwege. Mit der Vorstellung des Todes vertraut, würde nur die getäuschte Hoffnung meine Brüder wiederzusehen, mir meine letzten Augenblicke verbittert haben.

„„Nun, sagte ich eines Abends zu mir, ist es Zeit. Ich eilte nach dem Gesträuche, welches den Dolch barg, den ich einige Tage zuvor auf die Seite geschafft hatte; und nachdem ich mich überzeugt, daß ich von niemandem gesehen sey, machte ich mich auf den Weg, ohne eigentlich zu wissen, in welcher Richtung. Ich marschirte die ganze Nacht. Mein einziger Zweck war nun, dem Stamme einen so großen Vorsprung abzugewinnen, als es meine Kräfte zuließen.

„„Als es tagte, verbarg ich mich im Gesträuche, auf jedes Geräusch horchend. Meinen Dolch steckte ich vor mir in die Erde, entschlossen, den Arabern nicht lebend in die Hände zu fallen.

„„Ich hatte ein wenig Gerstenmehl, die gewöhnliche Kost der Araber, ein schales Essen, das nur der Hunger zu würzen vermag, mitgenommen.

„„Ha! wie lange währte mir dieser Tag! ein Tag der Bangigkeit, der Furcht und Hoffnung! und der, sonst so liebliche, Schlummer war für mich nur ein Feind mehr, den ich zu bekämpfen hatte.

Digitized by Google

„„Als es Nacht geworden war, verließ ich mein Versteck. Aber welche Richtung sollte ich einschlagen? War ich sicher, daß ich nicht denselben Weg wählte, den ich gekommen war, und daß ich mich so selbst meinen Henkern überantwortete? Hätte ich das Meer sehen können, so würde ich aufs Gerathewohl darauf zugegangen seyn; aber ich wagte es kaum, die kleinste Anhöhe zu besteigen. Ich ging den niedrigsten Stellen der Thäler nach, mich duckend wie ein Haase, der nicht gern die Beute eines Schakals werden will.

„„Da mein kleiner Proviantvorrath schon am zweiten Tage aufgezehrt war, so nährte ich mich von den Wurzeln der Zwergpalme, von Gras und wilden Früchten. Unter der Wucht so vielen Elends und einer so ängstlichen Spannung verließ mich jedoch mein treuer Gefährte, der Muth, nicht.

„„So bin ich zwölf Nächte hindurch gegangen, indem ich mich bei Tage versteckt hielt und mich trotz der Gefahr, die ich lief, dem Schlummer hingab.

„„Endlich ward die Stille um mich her durch eine menschliche Stimme unterbrochen: ich erkannte die Stimme, ohne ihr antworten zu können. Kaum schlug sie an mein Ohr, als ich ein Gefühl empfand, das sich nicht beschreiben läßt: all mein Blut drängte sich mit Gewalt zum Herzen, meine Zunge war wie gelähmt, mir schwanden alle Sinne.....

„„O köstliches Erwachen! ich sehe mich wieder mitten unter meinen Brüdern. Das Glück, wieder bei Euch zu seyn, ist selbst um den Preis so vieler Leiden nicht zu theuer erkauft.

„„Und Du, Allmächtiger, der Du über mich gewacht, meine Schritte geleitet, die Waffe abgewendet hast, die mich fast an der Schwelle des Vaterlandes getödtet hätte, Du Gott der Güte, sey gedankt, gepriesen!““

Stilman und seine Kameraden warfen sich auf die Kniee, dem Ewigen zu danken, und waren so ergriffen, daß ihnen die heißen Thränen über die gebräunten Wangen perlten.

Von der Heirath und der Trennung oder vielmehr der Verstoßung bei den Türken.

(Beschluß.)

(2.)

Wir haben so eben vom Heirathsgeschenk geredet. Dieses Geschenk ist ein Theil des Eigenthums des Mannes, den er der Frau durch den Ehe-Contract cedirt und worüber diese ohne die Controle ihres Mannes und selbst trotz seiner Reclamationen oder derer seiner Gläubiger verfügen kann. Die Unabhängigkeit der Frauen in dieser Hinsicht ist so groß, sagt Ch. Mills, in seiner Geschichte des Mahomedismus, daß oft Mütter ihren Söhnen das Heirathsgeschenk zuschreiben lassen oder überweisen, nachdem sie die Bezahlung desselben von ihrem Manne gefordert. Dieses Recht bietet einen seltsamen Contrast mit der Lage der mahomedanischen Frauen im Allgemeinen dar.

Man muß das Heirathsgeschenk nicht mit der Aussteuer oder Mitgabe verwechseln; das Heirathsgeschenk ist allgemeiner Gebrauch, die Aussteuer dagegen gehört unter die Ausnahmefälle. Die Verwandtinnen des Sultans und die Frauen der höchsten Classen allein bringen ihren Männern eine Aussteuer mit, aber diese verpflichten sich zur Compensation, nur eine Frau zu haben und verzichten auf das Recht, Concubinen zu halten.

Von der Trennung oder Verstoßung. Die Verstoßung ist ein dem Manne vorbehaltener Act, dem es freisteht, das eheliche Band zu zerreißen, wenn es ihm gutdünkt; aber die öffentliche Meynung ist nicht immer mit dem Gesetze im Einklang. „Im ganzen Orient," sagt Burke, „ist die Ehescheidung im Mißcredit und die Sitten verbessern die Gesetze." Inzwischen muß man eine Unterscheidung machen; das Volk ist der Ehescheidung nicht abgeneigt und nur in den höhern Classen findet man das orientalische Zartgefühl, welches macht, daß ein Mann sich bei dem Gedanken empört fühlt, daß ein anderer Mann mit einer Frau in Verbindung treten könne, welche ihm angehört hat.

Die Ausübung des Rechtes der Verstoßung steht nur würdigen und bei vollem Verstande befindlichen Personen zu.

Die Formel der Verstoßung ist einfach: „Ich verstoße Dich," oder auch: „Fern sey von mir Deine Fruchtbarkeit," das sind sacramentalische Worte; sobald der Mann sie ausgesprochen hat, ist es den Gatten verboten, zusammen zu wohnen. Von diesem Augenblicke an ist die Frau auf drei Monate zu einem Zustande völliger Abgeschiedenheit verdammt. Während dieser Zwischenzeit behält das eheliche Band, das wechselseitige Erbschaftsrecht und die Gewalt des Mannes, mit alleiniger Ausnahme des Rechts des Zusammenwohnens, volle Kraft. Dem Manne steht es, während dieser Absonderung, noch immer frei, seine Frau wiederzunehmen ohne einen neuen Act der Heirath und selbst ohne die Einwilligung derselben.

Nach drei Monaten ist die Trennung der Ehe vollendet; wenn dann die Parteien wieder in den vorherigen Stand treten wollen, so ist eine neue Hochzeitfeier nothwendig.

Dasselbe ist nach einer zweiten Verstoßung der Fall; aber nach einer dritten kann der Mann seine Frau nicht wiedernehmen, ohne daß sie an einen andern Mann verheirathet gewesen ist und daß eine Verstoßung oder Wittwenschaft sie wieder frei gemacht.

Wir sagten so eben, nach Burke, daß die Verstoßung in den höhern Classen selten sey; wir wünschten diese Thatsache, wie dieser Schriftsteller, einem ehrenwerthen Gefühle zuschreiben zu können, aber die Zeugnisse von Niebuhr, Thornton und Russel geben ihm eine ganz andere Quelle. Die reichen Muselmänner, sagen sie, sind nicht minder verdorben, als ihre Landsleute der niedern Classen, aber der Geiz ist ein Hinderniß für den Bruch ihrer Ehen. In den höhern Classen bringen, wie schon bemerkt, die Frauen gewöhnlich ein Heirathsgut oder eine Aussteuer mit, die ihnen das Recht sichert, keine Nebenbuhlerin in der Ehe zu haben; wenn nun die Ehescheidung auf Veranlassung des Mannes stattfindet, so hat die Frau das Recht, diese Mitgabe zu reclamiren und darin liegt das Geheimniß der Abneigung gegen die Verstoßung: es ist nicht die Handlung, es sind nur die Folgen, die man vermeiden will.

Wir schließen diesen Artikel mit einem Auszuge aus einem Gesetze, das in einigen Puncten den eben abgehandelten Gegenstand berührt. Der Ehebruch wurde bei den alten Arabern mit vieler Strenge bestraft; die Schuldigen, in vier Mauern geworfen (soll wohl bedeuten eingemauert), erlagen da der schrecklichen Strafe des Hungertodes. Mahomed modificirte diese Sentenz; die verheirathete Frau und der verheirathete Mann wurden verurtheilt, gesteinigt zu werden. Für den ledigen Mann hielt es der Gesetzgeber für hinreichend, ihn zu verbannen, nachdem er ausgepeitscht worden war.

Bei den Türken schadete die Strenge dieser Gesetze ihrer Anwendung: man verurtheilte niemanden, weil man zu viele hätte verdammen müssen. Aber am Tage nach einer Niederlage bildete der große Soliman sich ein, daß dieser Unfall die Folge der Sünden seiner Unterthanen sey, und imprevisirte ein vollständiges Strafgesetzbuch gegen Ausschweiflinge, Trunkenbolde und Räuber. Folgendes sind einige Fragmente aus dem Gesetz gegen die Unmäßigkeit und den Ehebruch:

„Nach dem gerichtlichen Beweis soll die Unmäßigkeit, wenn sie von einem Großen und einem Bey begangen werden, mit 1000 Aspres Geldbuße bestraft werden; diese Summe ist für minder reiche und minder

Digitized by Google

vornehme Personen auf 200, 100, 50 oder 40 Aspres zu vermindern oder zu mäßigen; die Armen sollen nur 20 geben.

„Die Reichen, deren Frauen der Unkeuschheit überwiesen werden, sollen, unter dem Titel: kuftichorlik kanlichi, eine Strafe von 100 Aspres bezahlen. Männer von mittelmäßigem Vermögen zahlen 50, Arme 20 Aspres. Die Ausschweifungen der Kinder werden nach derselben Grundlage bestraft und die Aeltern sind dafür verantwortlich; was die Sclaven betrifft, so findet die Hälfte der Strafe statt, zur Last des Herrn.

Die Räuber werden streng bestraft: ein wenig Geld reicht nicht hin, sie von dem Verbrechen zu entbinden und das Gesetz befiehlt eine gräßliche Verstümmelung.

„Eine strenge Zurechtweisung vom Richter soll jeder erhalten, der der Frau oder Tochter eines andern einen Kuß geben oder ihr in den Weg treten wird, um mit ihr zu sprechen; der Delinquent muß außerdem noch einen Aspre Strafe für jeden Kuß oder jedes Wort bezahlen; wenn er sich mit der Sclavin einer andern diese Fehler erlaubt hat, so bezahlt er nur die Hälfte, d. h. einen Aspre für zwei Küsse oder zwei Worte.

„Wenn ein Mann von einer Frau oder einem Mädchen angeklagt wird, daß er sie habe verführen wollen, so wird diese Anklage nur zugelassen, wenn sie von Zeugen unterstützt und bekräftigt wird. Wenn der Angeklagte förmlich beschwört, daß er unschuldig sey, so wird die Klageführende abgewiesen mit richterlichem Verweis und einem Aspre Strafe. Dasselbe gilt für denjenigen, der irgend jemanden anklagt, sich mit seiner Frau oder seiner Tochter vergessen zu haben, ohne es beweisen zu können."

Wilhelm IV. und die Torie's.

(2.)

Unter dieser Rubrik liest man im Temps folgenden nicht uninteressanten Artikel, dessen Inhalt wir übrigens auf sich beruhen lassen:

Ein englisches Journal (der Sun), welches dafür gilt, zuweilen Communicationen mit den Whigs des Cabinets zu haben, giebt jetzt einige interessante Aufklärungen über die aristokratischen Intriguen, die den König von Großbrittannien umgeben.

Es ist außer Zweifel, daß die Vertagung der bewaffneten Einschreitung in Portugal von dem persönlichen Widerstand Wilhelms IV. herrührt. Dieser Widerstand ist ihm von der Coterie Wellington und von den Gliedern der königlichen Familie selbst, welche ihre Vorurtheile in den Reihen der Torie's figuriren lassen, eingegeben worden.

Wir sind nicht Verfechter der englischen Intervention in Portugal. Wir kennen die Macht der Traditionen der commerziellen Diplomatie, das Erbtheil aller Ministerien in England, zu gut, um nicht zu fürchten, daß die Gegenwart brittischer Truppen in Lissabon das Signal zur Wiederherstellung des Fremden-Monopols und der Erschütterung der constitutionellen Institutionen, die diesem Monopol entgegen sind, seyn möge.

Andererseits aber sehen wir mit Bedauern die Art von Niederlage, die Lord Grey erlitten, eine Niederlage, die unausweichlich seinem Uebergewicht im Conseil schadet und darauf hinausläuft, den Gang der Politik nur schwieriger zu machen.

Es ist betrübt, einen so aufgeklärten, so populairen Fürsten, wie Wilhelm IV., bei welchem das Alter die Gefühle einer langen, ganz bürgerlichen Laufbahn noch nicht unterdrückt hat, sein Ohr ehrsüchtigen und treulosen Räthen, die die großen Reformen und das Gedeihen seiner Regierung mit eifersüchtigem Auge betrachten, leihen zu sehen.

Wie dem aber auch sey, Lord Grey hat, als erfahrener und kluger Mann, augenblicklich der königlichen Laune nachgegeben und das um so mehr, als die Nachrichten aus Portugal jetzt jeden Vorwand zur Intervention nahmen. Aber nach der Andeutung eines Journals, das unter seinem Schutze und Einfluß steht (der Globe), hat er für die Zukunft noch keineswegs auf diese Maaßregel verzichtet, die er als die einzige entscheidende betrachtet. Darum ist denen Corps der Urlaub verweigert worden, die ursprünglich bestimmt waren, Antheil an der Expedition von Portugal zu nehmen.

Das Wünschenswertheste in dieser Angelegenheit ist, daß die neuesten Ereignisse von Spanien und die guten Maaßregeln Don Pedro's hinreichen mögen, dem Bürgerkriege ein Ziel zu setzen. Wir wollen nicht gegen die Menschenliebe verstoßen, sonst würden wir hinzufügen, daß man auch ein wenig auf den Typhus rechnen müsse, von welchem Don Miguel befallen seyn soll.

Samnium.

(Aus dem Monthly Magazine.)

(2.)

Nach meiner Rückkehr von einer Excursion nach Sicilien, im Herbst 1831, ließ ich mich durch meine classischen Erinnerungen bestimmen, einen Theil des Königreichs Neapel zu durchwandern, den die Reisenden selten besuchen. Statt daher meine Richtung von Palermo nach Neapel zu nehmen, verlor ich mich in Calabrien und nach einem Aufenthalte von einigen Wochen in wilden Umgebungen erreichte ich das Ziel meiner Reise, das Samnium des Alterthums, das Grab der Freiheit des vorzeitlichen Italiens.

Eingeschlossen zwischen Apulien und den Abruzzen, wird Samnium, jetzt die Provinz Molise, durch den Biforno in zwei Theile geschieden: auf der einen Seite dehnt sich der Molese aus, von der andern die kleinen Inseln des adriatischen Meeres.

In diesem Winkel der Erde, auf diesen nackten und unfruchtbaren Felsen bestand einst die Republik der Samniten, die allein den Römern trotzten, und die, ohne Heere, ohne Verbündete, ohne Häuptlinge, zwei Jahrhunderte lang, einen glorreichen Kampf bestanden, um ihre Unabhängigkeit zu erhalten.

Wie ihre Ahnherren, sind die modernen Samniten roh und wild, aber diese wilde Energie, die zu einer Zeit ein großes Volk constituirt, macht oft zu einer andern nur eine Bevölkerung von Banditen aus. Das hat sich denn auch mit diesem kleinen Lande zugetragen, dessen Wälder und Berge jeden Augenblick der Schauplatz von Räube und Mord sind.

Als ich den Molese passirte, war er von einer Bande dieser Räuber durchschwärmt, deren Hauptmann seit zwanzig Jahren das Schrecken des Landes war. Man sagte, daß er mit eigner Hand vierzig Personen umgebracht habe; nur fünf weniger, als der berüchtigte römische Bandit, Garberoni, ermordet hat, der gegenwärtig in Civita-Vecchia gefangen gehalten wird und den die Fremden als Gegenstand der Neugierde besuchen. Am Tage vorher hatte dieser Banditen-Häuptling einen Priester in dem Gebirge überfallen und aus Rache verbrannt. Einige Zeit vorher hatte mein Wirth seinen Intendanten an seiner Seite tödten gesehen; er kannte den Mörder, aber er wußte auch, daß sein Leben nur so lange sicher war, als er tiefes Stillschweigen beobachtete.

Hier folgt ununterbrochen eine Mordthat der andern, aber an keinem Orte sind sie so häufig, als in dem District von Larino. Larino ist eine kleine Stadt, arm und elend, die viel zu leiden gehabt hat von den Banditen-Haufen, die in der Umgegend auf einander gefolgt sind; eine

Digitized by Google

vor Allen, die die Kühnheit gehabt hatte, ihre Streifzüge bis zu den Thoren zu treiben, hatte ihr bedeutende Verluste verursacht: auf folgende Weise gelang es ihr endlich, sich ihrer zu entledigen. Vier Mitglieder der Bande waren aus dem Distrikt; man unterhandelte mit ihren Familien und brachte endlich Uneinigkeit unter sie. Die Folge davon war, daß sie den Hauptmann umbrachten, sich unter einander mordeten, und daß nur zwei übrigblieben, welche kamen, den Preis ihrer Treulosigkeit zu fordern. Man verurtheilte sie zum Tode, der Form wegen, und man erwartet täglich, sie begnadigt zu sehen; aber ich würde nicht verwundert seyn, wenn die Polizei, trotz ihrer Versprechungen, sie hinrichten ließ.

Dieses Trauerspiel fiel in einem in der Nachbarschaft der Stadt gelegenen Walde, im Monat August 1829, vor. Man begreift, welche Nachtheile die öffentliche Moral von solchen Beispielen empfinden muß.

Drei Brüder von Larino, Namens Ruggieri, hatten sich den allgemeinen Haß durch ihre Ausgelassenheit und Ausschweifungen zugezogen, aber tapfer und entschlossen, wie sie waren, fürchtete man sie noch mehr, als man sie verabscheute. Diese Unglücklichen raubten verheirathete Frauen, nachdem sie ihre Männer ganz oder fast umgebracht, schlugen des Nachts die Thüren ein, drangen am Tage bei Privatpersonen ein und begingen ungestraft alle Arten von Unordnungen. Endlich ermüdete die Geduld der Einwohner. Sie vor den Richterstuhl zu laden wäre unnütz gewesen und da überdies die Beleidigung persönlich war, so mußte es die Rache auch seyn. Aber da niemand die Ruggieri's offen anzugreifen wagte, so conspirirte man insgeheim gegen sie. Einer wurde auf der Jagd getödtet, der andere in einer Schenke ermordet. Der dritte flüchtete sich in die Bude eines Seifensieders, verbarricadirte sich da und vertheidigte sich drei Tage lang gegen die ganze Bevölkerung; endlich, von allen Seiten gedrängt, stürzte er sich in die Menge und öffnete sich mit heroischer Unerschrockenheit einen Weg, aber im Augenblicke, wo er auf dem Puncte war, zu entschlüpfen, wurde er von einer Kugel getroffen und stürzte todt zur Erde.

Die Gewohnheit, sich selbst Recht zu nehmen, ist bei diesem Volke so eingewurzelt, daß sie bei jeder Gelegenheit hervorbricht. Zwei Dörfer, Compotieto und Repabottoni, waren wegen eines Waldes im Streit; des Zögerns der Justiz müde, warfen die Einwohner handgemein und schlugen sich einen ganzen Tag. Es giebt keine Stadt, kein Dorf, deren Annalen nicht etwas Aehnliches enthalten.

Alle diese Auftritte wurden mir erzählt von Personen, die theils Handelnde, theils Zeugen dabei gewesen waren; den Antheil gewahrend, den ich daran nahm, schlugen sie mir vor, mich mit einem Manne bekannt zu machen, unter dessen Anführung die Vardarelli, die zahlreichste und furchtbarste der Banden, die das Land verwüstet hatten, ausgerottet worden waren. Nicola Campofreda, so hieß dieser Mann, wohnte zu Porto-Canone, einem kleinen Dorfe bei Termoly. Ich begab mich dahin und fand einen Mann nah an sechs Fuß, stark wie ein Herkules, aber von einem sanften und ruhigen Charakter. Unterrichtet von der Ursache meiner Reise bereitete er sich sehr gefällig, meiner Neugierde zu genügen; doch ich will ihn selbst sprechen lassen.

„Die Vardarelli übten seit beinah zehn Jahren Verheerungen im Lande, brannten die Güter nieder, mordeten und raubten die Eigenthümer, wie der Einnehmer Ihnen hat sagen können, denn sie nahmen ihn in dem Thale von Bovino gefangen, schleppten ihn in den Wald und ließen ihn fünftausend Ducaten Lösegeld bezahlen.

„Die Regierung sendete einen Hauptmann mit einer Compagnie von 120 Mann gegen sie, aber die Vardarelli machten sie zu Gefangenen; sie entließen die Soldaten mit allen Kriegsehren und schenkten einem jeden einen Piaster; aber sie behielten den Commandanten zurück und ließen ihm alle Arten von Mißhandlung widerfahren.

„Hier nun fange ich an, eine Rolle in dem Drama zu spielen. Kurze Zeit darauf ermordeten sie meinen Vater (und er wiederholte diese Worte zweimal mit fürchterlicher Energie, wobei seine schwarzen Augen Flammen sprühten), sie ermordeten meinen Vater, mein Herr! und unsere Maxime ist: sangue lava sangue. Ich beklagte mich nicht bei der Justiz, das wäre eine Niederträchtigkeit gewesen; die Sache war die meinige; überdies, wozu hätte das mir geholfen? Ich stieg zu Pferde, ritt über den Marktplatz und rief: Sie haben meinen Vater ermordet! Rache! Einige folgten mir und wir reisten ab.

„In diesem Augenblicke wurde die Bande nicht von den Lazaroni's unterstützt und fürchtete sich. Wir durchstreiften lange die Wälder, ohne irgend etwas zu finden; die Banditen flohen vor uns und verbargen sich sorgfältig. Aber ich wollte mich rächen, ich lechzte nach ihrem Blute um jeden Preis. — Einst trafen wir unversehens in der Nacht auf sie, sie entschlüpften uns aber in der Dunkelheit. Da wir sie nun nicht erreichen konnten, so beschlossen wir, ihnen eine Schlinge zu legen. Wir verständigten uns mit den Einwohnern von Ururi, die viel von ihren Räubereien zu leiden gehabt hatten. Unsere Sache war die ihrige, sie verbanden sich daher eifrig mit uns zu ihrer Ausrottung.

„In einer sehr dunkeln Nacht verbargen wir uns in dem Dorfe und die Einwohner von Ururi lockten sie dahin; sie kamen alle zu Pferde und stiegen auf dem großen Platze ab. Auf der Stelle umzingelten wir sie und das Feuer fing in der Finsterniß an; es dauerte einige Zeit; aber ungeduldig, zu Ende zu kommen, stürzten wir uns auf sie, das Messer in der Hand; in diesem Augenblicke nahmen selbst die Weiber und Kinder Antheil am Kampfe. Wir schlugen uns die ganze Nacht Mann gegen Mann; und am Morgen verfolgte ich den Rest der Bande bis an die Gränze von Apulien.

„Hierauf," fügte er hinzu, „kehrte ich nach Porto-Canone zurück. Ich war befriedigt, denn der Tod meines Vaters war geächtet!"

Geschichte der Reisen und Entdeckungen der Gefährten von Christoph Columbus.

Von

Washington Irving.

(2.)

Man erinnert sich, daß Herr Washington Irving, vor einigen Jahren, eine Geschichte von Christoph Columbus, seinen Entdeckungen, seinen Anstrengungen und den zahllosen Hindernissen herausgab, die er überwinden mußte, um Europa eine neue Welt zu geben, und endlich von dem unerhörten Unglück, das sein einziger Lohn war.*) Der Verfasser, einer der Söhne Amerika's, worauf es stolz ist, hatte, um dem Andenken des ersten Entdeckers seines Landes eine National-Schuld zu bezahlen, die Materialien seiner Chronik in der alten Bibliothek des Escurials gesucht, wo Spanien seit langer Zeit den fast fabelhaften Ruhm seiner Seeheldenthaten des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, so wie die Schande seiner Undankbarkeit begraben hielt. Auf diese Weise hat er eine Geschichte des großen Mannes, der ohne Vaterland lebte und den zwei Welten adoptirt haben, liefern können, die seines Lebens voll Wunder und Elends nicht unwürdig ist. Aber von diesem reichen Stoffe, aus welchem er sein erstes Werk zusammengesetzt, bleiben ihm einige köstliche Stücke übrig, hinlänglich durchdrungen von der Farbe des Mittelalters

*) Diese Geschichte des Columbus ist bereits auch ins Deutsche übersetzt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

und von den exotischen Düften des neuen Continents: da hat er denn leicht mehrere andere Figuren auswählen und schildern können, zwar minder schön, minder streng und minder poetisch ohne Zweifel als die des Columbus, die man aber doch ihm in der Geschichte zu Begleitern geben muß; denn sie sind unmittelbar nach ihm und in seinem Gefolge erschienen, in der Wirklichkeit ihrer stürmischen Existenz, in der feurigen Verfolgung unbekannter Abentheuer und Reichthümer.

So werden wir denn, unter andern Gefährten oder Nachfolgern von Columbus, vor unsern Blicken vorüberziehen sehen Juan de la Cosa, seinen alten Steuermann; Americus Vesputius, ihn, der einen so schönen Namen in den Annalen der Entdeckungen haben würde, wenn er nicht betrügerischerweise den seinigen der neuen Hemisphäre gegeben hätte; wir werden Vincente Yagnez Pinzon sehen, einen der drei Brüder, Seeleute des kleinen Hafens von Palos, die zuerst an das prophetische Wort des genuesischen Abentheuerers glaubten; Diego von Nicuesa; den Astrologen Micer Codro (denn sehr natürlich mußte der Aberglaube mit den Spaniern auch über die Meere wandern); Vasco Nugnez de Balboa, den berühmtesten von allen den Glücksrittern, den Mann, der, indem er die Existenz des stillen Meeres bewies, der Entdeckung des Columbus ihren realen Werth und wahren Sinn gab, weil es von da an nicht mehr problematisch war, ob Amerika ein neues Land oder eine Verlängerung von Asien sey; endlich Juan Ponce de Leon, den Eroberer von Porto-Rico und Entdecker von Florida.

Selbst dem Hunde Berezillo ist in dem Werke des Herrn Irwing eine biographische Note gewidmet; und Herr Irwing denkt selbst nicht daran, sich deshalb zu entschuldigen, daß er denselben unter die Begleiter Christoph Columbus aufgenommen, dessen menschliche und fromme Seele nie eine so unwürdige Hülfe gegen die Indianer angenommen haben würde. Dieser furchtbare Hund des Krieges diente unter den Befehlen des Juan Ponce de Leon, seines Herrn und sein Muth, seine Kraft, sein wunderbarer Scharfblick, wie man sagt, diejenigen unter den Indianern zu erkennen, die den Spaniern treu und die, welche ihnen feindlich gesinnt waren, hatten ihm den Sold, die Ration und den Beute-Antheil eines Armbrustschützen erworben, d. h. den höchsten Sold und die größten Vortheile, die damals irgend einem spanischen Krieger verwilligt wurden. Berezillo, das vernehmen wir von Herrn Irwing mit lebhaftem Interesse, hinterließ einen berühmten Namen und was noch mehr ist, eine zahlreiche Nachkommenschaft. Seine Dienste und seine Heldenthaten waren lange Zeit der Gegenstand aller Unterhaltungen unter den europäischen Colonisten. Er war der Vater des treuen Hundes von Vasco Nugnez, des famösen Leonico, der ihm im Aeußern glich und ihm an Bravour gleichkam.

Indem Herr Irwing, nach der Geschichte des Columbus, uns die Abentheuer aller der subalternen Helden erzählt, die ihm in derselben Laufbahn des Ruhmes, der Gefahren und des Unglücks folgten, hat er nicht einer bloßen Laune des Künstlers und des Chronikenschreibers nachgegeben, der keins der poetischen Details verlieren will, die er in alten Archiven gefunden, mit Mühe entdeckt und lange mit Liebe durchgeblättert hat. Er ist ohne Zweifel auch einem philosophischen Gedanken gefolgt, einer Nothwendigkeit des Gegenstandes, dessen Exposition er einmal angefangen. Wirklich hätte es auf dem halben Wege stehen bleiben heißen, wenn er die Annalen des aufkeimenden Amerika auf dem Puncte hätte verlassen wollen, wo die Bemühungen Columbus sie gelassen. Dieser große Mann, unvollkommen wie alle andern, wie die Menschheit selbst, hatte auch nur ein unvollständiges Werk vollbracht; er glaubte, und die europäische Welt glaubte es mit ihm bis zu seinem Tode und noch darüber hinaus, daß er nichts anderes als die östliche Küste von Asien entdeckt habe. Man mußte natürlich diesem Glauben zugethan seyn, so lange noch niemand das unbekannte Land in seiner ganzen Breite durchschnitten, das den unbestimmten Lauf der ersten kleinen Schiffe Spaniens aufgehalten hatte. Es mußte erst jemand jenseits dieses Landes einen neuen Ocean entdecken: dieser Mensch war Vasco Nugnez de Balboa. Nach ihm blieb ohne Zweifel noch viel zu thun übrig, um den Continent kennen zu lernen und in allen Richtungen zu durchwandern, dessen abgesonderte Existenz nun außer Zweifel war; aber man wußte doch nun, daß es ein Continent war, man wußte, auf welchem Schauplatze man lebte und wirkte: der Erfolg war von nun an die Sache der Zeit und ein großes Problem war gelöst. Herr Irwing mußte daher nothwendigerweise seine Geschichte mindestens bis auf Nugnez de Balboa fortsetzen, um seinem geschriebenen Werke die Vervollständigung und Vollendung zu geben, welche Nugnez selbst dem Werke der Entdeckung Amerika's gab.

Eine erste Sache ergreift uns in der Geschichte des Columbus, wie in der seiner muthigen Nachfolger, ein erster Zug der Aehnlichkeit bietet sich uns dar, das ist die Geneigtheit aller dieser Abentheurer, grobe Irrthümer für Wahrheiten zu nehmen, Irrthümer, die aber doch dazu dienen, ihren Muth zu entflammen und die sie zu gigantischen Resultaten führen: geographischen Irrthum, der sie überredet, daß sie in Asien seyen, und daß, um endlich die orientalischen Reichthümer zu finden, wovon die fabelhaften Berichte des Mittelalters voll waren, um an der Quelle der Schätze zu schöpfen, die zum Schmucke des Tempels Salamonis dienten, es nur darauf ankomme, vorwärts zu marschiren, vor und neben sich das Land zu erforschen, wo man das Glück gehabt hat, zu landen; politischen Irrthum, der in ihren Augen alle Macht Spaniens von einer unbegränzten Vergrößerung des Gebiets und von einer übertriebenen Anhäufung kostbarer Metalle abhängen läßt, aber der, während die gelehrten Oekonomisten unsers Zeitalters die Achseln darüber zucken, nicht minder eine Aufregung zu großen Dingen wird, deren wir, mit allem unserm Wissen, mit aller unserer so stolzen Meynung wahr zu seyn, unfähig geworden sind; den Irrthum endlich der religiösen Propaganda durch alle möglichen Mittel; von allen Irrthümern des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts derjenige, der sie die größten Wunder, zugleich aber auch die größten Grausamkeiten vollbringen ließ und der, von welchem unser Jahrhundert, zu seinem Glücke und Frieden, sicherlich aber nicht für seine Energie und seinen Ruhm, am gründlichsten geheilt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Seltener Vogel.

(Aus dem Giornale delle Due Sicilie.)

(L.)

Am 18. December des eben verflossenen Jahres ist im Norden des weißen Thurmes zu Neapel eine Art von Möve geschossen worden, deren ausgebreitete Flügel fünf Fuß zwei Zoll maaßen und die drei und ein halbes Pfund wog. Dieser monströse Vogel, den man für unbekannt in Europa hält, ist jetzt im Besitz eines sicilischen Edelmannes, der bereits Sammlungen, im Fache der Naturgeschichte, von großer Seltenheit und Schönheit besitzt.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 892. Hamburg. Sonnabend, den 8. Februar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von B. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Mirabeau.

(Aus Victor Hugo's: Etude sur Mirabeau.)

(M.)

Im Jahr 1781 fand in Frankreich, zwischen einem Vater und einem Onkel eine ernste Familien-Debatte statt. Es handelte sich um ein ungerathenes Subject, mit welchem diese Familie nichts mehr aufzustellen wußte. Dieser Mann, schon über den ersten Strudel der Jugend hinaus, aber dennoch in allen Tollheiten des leidenschaftlichen Alters befangen, in Schulden steckend, in dummen Streichen verloren, hatte seine Frau verlassen, die Frau eines Andern entführt, war deswegen zum Tode verurtheilt und, da er sich aus Frankreich geflüchtet hatte, in Effigie enthauptet worden; doch kehrte er, gebessert und reuig, wie er sagte, dahin zurück, und bat, als er seine Contumaz bestanden, daß ihn die Seinigen wieder aufnehmen möchten und er sich wieder mit seiner Frau vereinigen dürfe. Dem Vater war dies schon recht, weil er Enkel zu sehen und seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen wünschte; auch versprach er sich wohl mehr Glück als Großvater als er als Vater gehabt hatte. Aber der ungerathene Bursche war dreiunddreißig Jahre alt. Er mußte ganz umgeschmolzen werden, und das war ein schwieriges Unternehmen. Welchen Händen war er, wenn der Gesellschaft wiedergegeben, anzuvertrauen? Wer hätte es wohl übernehmen mögen, einen so verdorbenen Charakter wieder ins rechte Geleis zu bringen? Das war die Controverse zwischen den beiden Alten. Der Vater hätte ihn gern dem Onkel abgestanden, der Onkel wollte ihn lieber dem Vater lassen.

„Nimm ihn," sagte der Vater.

— Ich mag ihn nicht, erwiederte der Onkel.

„Nimm einmal an," begann der Vater wieder, „der Mensch sey nichts, rein gar nichts. Er hat Geschmack, Charlatanismus, Regsamkeit, Ungestüm, Keckheit, einen aufgeweckten Sinn, zuweilen auch Würde. Er ist weder hart noch gehässig im Befehlen. Nun, alles dieses scheint nur da zu seyn, damit er heute vergesse, was gestern geschehen, unbekümmert um den nächsten Tag, sich dem Impuls des Augenblickes hingebend, ein mißrathener Range, der weder das Mögliche noch das Unmögliche, weder die Unbehaglichkeit noch die Bequemlichkeit, weder die Lust noch die Unlust, weder das Handeln noch die Ruhe kennt, und der gleich von einer Sache absteht, wenn er Widerstand findet. Doch denke ich, daß sich noch ein tüchtiges Werkzeug daraus machen läßt, wenn man ihn bei der Handhabe der Eitelkeit ansaßt. Dir wird das schon gelingen.

„Ich lasse es früh Morgens an Ermahnungen nicht fehlen. Er faßt meine wohlunterstützte Moral und meine stets lebendigen Lehren ganz gut, weil sie sich um eine stets reelle Achse drehen, die nämlich, daß man wohl selten seine Natur ändern könne, daß aber die Vernunft bestimmt sey, die schwache Seite zu bedecken und sie gehörig kennen zu lernen, damit man ihr nicht so leicht beikommen könne."

— So willst Du wirklich bei einem Büschchen von dreiunddreißig Jahren noch den Lehrer spielen? bemerkte der Onkel darauf. Ein sauberes Stück Arbeit, einen Charakter glätten zu wollen, der struppig wie ein Igel ist und wenig Körper darbietet!

„Erbarme Dich doch Deines Neffen!" flehte der Vater inständig, „er gesteht ja alle seine Dummheiten ein, und im Eingestehen thut es ihm keiner auf dem Erdball gleich; dabei ist es nicht möglich, daß jemand mehr Geläufigkeit und Geist haben könnte, als er hat. Er ist wie ein Blitz in der Arbeit und im Expediren. Aber regiert muß er werden. Er weiß, daß Du stets mein Lootse, mein Compaß gewesen bist und es ihm ebenfalls seyn wirst. Er ist stolz auf seinen Onkel. Es kann noch einmal etwas Tüchtiges aus ihm werden. Du hast den wahren Niederschlag seines Quecksilbers. Aber wenn Du ihn gefaßt hast, laß ihn nicht los. Und wenn er Wunder thäte, halte ihn fest, zieh ihn am Ermel; der arme Schelm bedarf dessen. Wenn Du ihm Vater bist, wirst Du Ursache haben, zufrieden zu seyn; aber trittst Du bei ihm als Onkel auf, so ist er verloren. Gewinn ihn lieb, den jungen Mann!"

— Nein, sagte der Onkel; ich weiß wohl, daß Subjecte gewissen Schlages eine Zeitlang ein Sammtpfötchen zeigen können, und er selbst war damals, als ich ihn bei mir hatte, wie ein scheues Mädchen, wenn ich die Stirn runzelte. Aber ich mag nichts mit ihm zu thun haben. Ich bin nicht mehr in dem Alter und nicht mehr aufgelegt, mich mit unmöglichen Dingen zu befassen.

„Ei, Bruder," jammerte der Alte, „wenn dies verrenkte Geschöpf je wieder in Ordnung zu bringen ist, so kann es nur durch Dich geschehen. Nur Du vermagst ihn umzuwandeln. Nimm ihn zu Dir, sey ihm gut und fest, und Du wirst sein Retter seyn, er Dein Meisterstück. Laß ihn wissen, daß unter der rauhen und kalten Miene der beste Mensch steckt, den es je gegeben hat, eine Art von Engel. Sondire sein Herz, richte sein Haupt auf."

— Nein; erwiederte der Onkel. Nicht, daß ich glaubte, als hätte er unter den Umständen ein so gar großes Verbrechen begangen; das sollte kein Anstoß seyn. Ein junges und hübsches Weib trifft mit einem jungen Manne von sechsundzwanzig Jahren zusammen; und da möchte ich den jungen Mann sehen, der nicht zu sich nähme, was er in dieser Weise auf seinem Wege findet. Aber es ist ein ungestümer, hochfahrender, an keine Subordination gewöhnter Geist; ein boßhaftes und lasterhaftes Temperament! Warum sollte ich ihn mir aufladen? Er mag Dir in seinem ungehobelten Wesen besser gefallen; schon gut. Ich weiß schon, daß er verführerisch, daß er die aufgehende Sonne ist. Aber das ist eben eine Ursache mehr, daß ich mich hüthe, von ihm hinter das Licht geführt zu werden. Die Jugend hat gegen die Alten immer Recht.

„So dachtest Du nicht immer," antwortete der Vater traurig. „Es gab eine Zeit, wo Du mir schriebst: Was mich betrifft, so ist das Kind mir ans Herz gewachsen."

Digitized by Google

— Ja, sagte der Onkel, und Du antwortetest mir: Tenne ihm nicht; hüthe Dich vor der Beegoldung seines Schnabels.

„Was soll ich denn aber beginnen?“ rief der Vater aus, als er sich auch in seinen letzten Argumenten geschlagen sah. „Du denkst zu billig, um nicht einzusehen, daß man sich nicht einen Sohn ablösen läßt, wie einen Arm. Wenn dem so wäre, so wäre ich längst einarmig. Aber, Bruder, wir haben ihn ja nun einmal so und nicht andees. Meine Zeit die geht schon dahin. Wenn ich Dich nicht hätte, so wäre ich ein armee geschlagener alter Mann. Aber helfen müssen wir ihm, so lange wir noch für ihn da sind.“

Aber der Onkel, ein peremtorischee Mann, machte endlich all dem Bitten ein Ende, indem ee eund heraus erklärte: „Ich will nicht. Es ist ein Unsinn, aus diesem Menschen etwas machen wollen. Man sollte ihn, wie seine gute Frau sagt, zu den Insurgenten schicken, um sich den Kopf brechen zu lassen. Du bist gut, abee Dein Sohn taugt nichts. Die Wuth, Nachkommen zu haben, hält Dich augenblicklich; aber Du solltest bedenken, daß Cyrus und Marc-Aurelius sehe glücklich gewesen seyn würden, wenn sie weder einen Cambyses noch Commodus gehabt hätten.“

Scheint es nicht, wenn man dies liest, als wohnte man einee der schönen Scenen des hohen häuslichen Lustspiels bei, wo Molière's Gravität fast dee Größe des Corneille gleichkommt? Giebt es bei Molière wohl etwas, das auffallender im schönen Styl und im großen Wesen, etwas, das tief menschlicher und wahree wäre, als diese beiden imponieenden Alten, die das siebenzehnte Jahrhundert im achtzehnten vergessen zu haben scheint, wie ein paar Proben besseeer Sitten? Sieht man sie nicht beide, geschäftig und ernst, gestützt auf ihren langen Stöcken einherschreiten, durch ihr Costüm mehe an Ludwig XIV. als an Ludwig XV., mehr an Ludwig XIII. als an Ludwig XIV. erinnernd? Ist nicht ihee Sprache dieselbe Sprache, welche Molière und Saint-Simon speechen? Dieser Vater und dieser Onkel, das sind die beiden ewigen Musterbildee der Komödie, das sind die beiden ernsten Munde, durch die sie inmitten so vieler anderen Munde, die nichts thun als lachen, keift, belehrt und Moral ptedigt; es ist dee Marquis und der Commandeur, Ormonte und Aristes, die Güte und die Weisheit, das bewunderuswürdige Duo, auf welches Molièee immee wieder zurückkommt.

Der Onkel. „Wohin denn so eilig?“

Der Vater. „„Ei, was weiß ich's?““

Dee Onkel. „Ich meyne doch, man müßte vor allem erst miteinander betathen, was unter diesen Umständen zu thun sey.“

Die Scene ist vollständig; es fehlt nichts daran, selbst nicht der gottlose Neffe.

Das Merkwürdige bei dem vorliegenden Falle ist die Wirklichkeit der eben geschildeeten Scene. Der oben gegebene Dialog hat in Briefen, die das Publikum noch diesen Augenblick lesen kann, wörtlich stattgefunden; der Marquis und der Commandeur sind hier ein wirklicher Marquis und ein wirklicher Commandeur. Der Eine nannte sich Victor de Riquetti, Marquis von Mirabeau, dee Andere, Johann Anton von Mirabeau, Balley vom Malteser-Orden. Der gottlose Neffe wae Honoré Gabriel de Riquetti, den seine Familie im Jahr 1781 den Brausewind nannte und den die Welt nun unter dem Namen Mirabeau kennt.

So war Mirabeau also im Jahr 1781 füe seine Familie ein ungerathener Bube, ein verrenktes Geschöpf, ein Subject, aus welchem nichts zu machen war, ein Kopf, nur gut, um von den Insurgenten eingeschlagen zu werden, ein von der Justiz gebrandmarkte Verbrecher, ein wahrer Abschaum sonst.

Zehn Jahre später, am 1. April 1791, deängte sich eine zahllose Menge um ein Haus in der Chaussé d'Antin. Diese Menge wae düstee, schweigend, bestürzt, tief ergriffen. In dem Hause lag ein Mann im Sterben.

Alle diese Menschen nahmen die Straße, den Hofplatz, die Treppe, das Vorzimmer ein. Mehrere weilten dort seit drei Tagen. Man sprach leise, man hielt den Athem an sich, man befragte höchst ängstlich alle diejenigen, die ab- und zugingen. Die Menschenmenge war diesem Manne, was eine Mutter ihrem Kinde ist. Von Zeit zu Zeit wurden Bulletins unter die Haufen vertheilt, um die sich tausend Hände riffen, und man hörte Frauen schluchzen. Ein junger Mann rief in dee Verzweiflung des Grams, man sollte ihm sein ereines und reines Blut abzapfen, um damit die erschlafften Adern des Sterbenden zu beleben. Es war als ob alle dee Vorstellung erlägen, es stüebe nicht bloß ein Mensch, nein ein ganzes Volk dahin.

Durch die ganze Stadt vernahm man immer nur die eine Frage: „Sollte er wohl sterben?“

Einige Minuten nachdem, wo dee Aezt, der am Kopfkissen des Bettes stand, gesagt hatte: ee ist nicht mehr, erhob sich der Präsident der National-Versammlung von seinem Sitze und sagte: er ist dahin! — So schnell hatte sich die böse Kunde über ganz Paris verbreitet. Einer der Hauptredner der Veesammlung, Herr Bareeee de Vieuzac, stand weinend auf und sagte mit so bewegter Stimme, daß man voe Schluchzen kaum die Woete vernehmen konnte: „Ich trage darauf an, daß die Veesammlung in dem Protocolle dieses Traueetages den Kummer verzeichne, den sie über den Veeluft dieses großen Mannes empfindet, und das alle Mitglieder der Versammlung im Namen des Vaterlandes aufgefordeet werden, seinem Leichenbegängnisse beizuwohnen.“

Ein Priester, ein Mitglied der Rechten, rief aus: „Gestern, mitten unter seinen Schmerzen, hat er den Bischof von Autun holen lassen und ihn, indem er ihm eine eben beendigte Uebeit über die Erbfolge behändigt, als letzten Beweis seiner Freundschaft gebeten, solche der Versammlung vorlesen zu wollen. Es ist dieses eine heilige Pflicht. Der Herr Bischof von Autun wird hiee als der Testamentsvollstrecker des großen Mannes fungiren, den wie alle beweinen.“

Tronchet, der Präsident, trug darauf an, daß eine Deputation den Trauerzug begleiten solle, aber die Versammlung antwortete: wir alle folgen.

Die Pariser Sectionen verlangten seine Beerdigung auf dem Bundesfelde, unter dem Altar des Vaterlandes.

Das Departements-Directorium stellte den Antrag, ihn „in der neuen St. Genoveva-Kirche beizusetzen und zu decretiren: daß dies Gebäude künftig zur Aufnahme der sterblichen Hülle großee Männer bestimmt seyn sollte.“— In dieser Beziehung nun sagte Herr Pastoret, der General-Procureur-Syndicus der Gemeinde: „Die Thränen über den Verlust eines großen Mannes dürfen nicht nutzlos fließen. Mehrere Völker des Alterthums schlossen ihre Priestee und ihee Helden in besonderen Denkmälern ein. Wir wollen nun diese Art von Cultus, die sie der Frömmigkeit und dem Muthe erwiesen, dee Liebe füe das Glück und die Freiheit der Menschen darbringen. Möge der Tempel der Religion ein Tempel des Vaterlandes, das Grab eines großen Mannes, dee Altae der Freiheit weeden!“

Die Versammlung applaudirte.

Barnave rief aus: „Er hat sich in der That der Ehre würdig gemacht, welche die Nation den großen Männern zuerkennen muß, die ihr gut gedient haben.“

Auch Robespierre, der personificirte Neid, erhob sich, und sagte: „Man würde in dem Augenblicke, wo man von allen Seiten den Jammer um den Veeluft des berühmten Mannes vernähme, der in den kritischesten Zeiten so vielen Muth widee den Despotismus bewiesen habe, sich nicht daewidee auflehnen können, daß ihm Ehrenbezeugungen zuerkannt würden; deshalb unterstütze auch er aus allen Kräften edee vielmehr aus aller Sensibilität den Antreg.

Digitized by Google

An diesem Tage gab sich kein Unterschied von einer rechten und von einer linken Seite in der National-Versammlung kund und sie nahm einstimmig folgenden Beschluß:

„Das neue Gebäude St. Genoveva soll bestimmt seyn, die Asche der großen Männer aufzunehmen.

„Ueber dem Frontispice sollen die Worte:

Den großen Männern
Das dankbare Vaterland.

eingehauen werden.

„Nur allein das gesetzgebende Corps soll entscheiden, welchen Männern diese Ehre zuerkannt werden soll.

„Honoré Riquetti Mirabeau ist würdig befunden worden, dieser Ehre theilhaftig zu werden."

Honoré de Mirabeau war der Mann, der eben gestorben war. Der große Mann von 1791 und der ungezogene Range von 1781 waren eine und dieselbe Person.

Am andern Tage bildete das Volk bei seinem Leichenbegängnisse eine Folge, die mehr als eine Stunde Weges einnahm, bei welcher aber sein Vater, der am 13. Juli 1789, am Tage vor dem Fall der Bastille, gestorben war, wie es einem Edelmanne seines Schlages zukam, fehlte.

Nicht ohne Absicht haben wir die beiden Daten von 1781 und 1791, die Memoires und die Geschichte, Mirabeau wie er war und Mirabeau wie er geworden, Mirabeau unter dem Urtheil der Seinigen und Mirabeau unter dem Urtheil des Volkes, zusammengestellt. In diesem Contraste liegt ein unerschöpflicher Stoff zu Betrachtungen. Wie hat dieser Höllenbrand der Seinigen binnen zehn Jahren der Abgott einer Nation werden können? Das ist eine inhaltsschwere Frage.

Man muß jedoch nicht glauben, als sey dieser Mann sogleich, als er aus dem Kreis seiner Familie getreten, um sich unter dem Volke zu zeigen, von diesem pr. Acclamation als eine Gottheit acceptirt worden. Da, wo das Genie sich erhebt, richtet sich auch sofort der Neid auf. Auch ist wohl nie ein Mensch mehr und stèter bis zum Tode in jeder Beziehung beneidet worden als eben dieser Mirabeau.

Als er zuerst als Deputirter von Aix auftrat, erregte er Niemandes Neid. Obscur und in üblen Ruf, nahmen die Leute von besserem Ruf wenig Notiz von ihm; häßlich und übel gebaut, war er den besser von der Natur bedachten Herren nur ein Gegenstand des Bedauerns. Sein Adel verlor sich unter seinem schwarzen Frack, seine Physiognomie unter der Verwüstung, welche die Blattern angerichtet hatten. Wem hätte es also wohl einfallen sollen, neidisch auf diese Art von Abenteurer zu seyn, der schon in den Händen der Justiz gewesen, der ungestaltet an Körper und Gesicht, auch sonst zu Grunde gerichtet war, den die kleinen Leute von Aix nur in einem Anfall vom Fieber, unstreitig aus Versehen und ohne zu wissen warum, zu der allgemeinen Ständeversammlung als Deputirten geschickt hatten. Ein Mann, wie er, zählte für nichts. Jeder andere, ihm zur Seite gestellt, war schön, reich und von Gewicht. Er trat keiner Eitelkeit zu nah; er kam keiner Prätension in die Quere. Er war eine Zahl, welche die Ehrsüchtigen, die sich einander beneideten, kaum brachteten.

Allmählig aber, wie die Dämmerung aller älteren Dinge eintrat, warf er Schatten genug um die Monarchie her, daß der düstere Glanz, welcher den großen revolutionairen Männern eigen ist, den Augen sichtbar ward. Mirabeau begann Strahlen zu werfen.

Dies Strahlen nun lockte, wie jedes Licht, die Nachtvögel, den Neid, herbei. Von diesem Augenblicke an hing sich der Neid an Mirabeau, um ihn nicht wieder zu verlassen. Was vor allem merkwürdig scheint, ohne es zu seyn, ist, daß derselbe ihn bis zum letzten Hauche gerade dasjenige, was ihm bei der Nachwelt die Krone aufsetzt, sein Rednertalent, streitig machte, es ihm stets ins Gesicht abläugnete, ohne ihn deshalb mit anderweitigen Kränkungen zu verschonen. Es ist dieses der Weg, den der Neid immer einschlägt. Es ist stets die schönste Façade des Gebäudes, gegen die er seine Steine schleudert. Und, das ist nicht zu läugnen, der Neid war in Bezug auf Mirabeau unerschöpflich in seinen Argumenten. Probitas, auf dem Redner soll kein Makel haften, bei dem Herrn von Mirabeau ist dieses aber in allen Beziehungen der Fall. Praestantia, ein Redner soll schön seyn, Herr von Mirabeau aber ist häßlich. Vox amoena, der Redner soll ein liebliches Organ haben, aber Herr von Mirabeau hat eine harte, trockne, gellende Stimme, die immer donnert, nie spricht. Subrisus audientium, der Redner muß von seinem Auditorium gern gesehen seyn, aber Herr von Mirabeau ist der Versammlung verhaßt, ꝛc. So folgerten viele selbstzufriedene Leute: ein Redner ist Herr von Mirabeau nicht.

Weit entfernt dies zu beweisen, lieferten alle diese Raisonnements nur den einen Beweis, daß die Ciceronе an Leute, wie ein Mirabeau, nicht gedacht haben.

Allerdings war er kein Redner in der Weise, wie diese Raisonneurs es meynten, er war ein Redner nach seiner Art, nach seiner Organisation, nach seiner Seele, nach seinem Leben. Er war ein Redner, weil er gehaßt wurde, wie Cicero ein Redner war, weil man ihn liebte. Er war ein Redner, weil er häßlich war, so wie Hortensius, weil er schön war. Er war ein Redner, weil er geduldet hatte, weil er, noch sehr jung und in dem Alter, wo sich das Herz so willig erschließt, zurückgestoßen, verspottet, gedemüthigt, verachtet, verläumdet, vertrieben, ausgeraubt, verbannt, eingekerkert, verurtheilt worden war; weil man ihn gleich dem Volke von 1789, dessen vollständiges Symbol er war, über das Alter der Vernunft hinaus in der Minorität und unter der Vormundschaft gehalten hatte; weil das väterliche Ansehen schwer auf ihm gelastet hatte, wie das Königsthum auf dem Volke; weil er gleich dem Volke schlecht erzogen worden war und weil eine verkehrte Erziehung ihm, eben wie beim Volke, ein Laster auf den Stamm einer jeden Tugend eingepfropft hatte. Er war Redner, weil er endlich Dank der weiten Spalten, welche die Erschütterungen von 1789 geöffnet, die volle Gluth, welche von seiner Familie gedämpft worden, in die Gesellschaft ausströmen konnte; weil er, ungestüm, ungleich, leidenschaftlich, lasterhaft, cynisch, erhaben, verworren, unzusammenhängend, mehr vom Instinct als von Gedanken getrieben, die Füße im Kothe, das Haupt strahlend, in allem den Jahren der Gluth ähnlich war, in welchen er geleuchtet und von welchen kein Tag verging, der nicht sein Wort an der Stirn getragen hätte. Endlich hätte er den Dummköpfen, die so wenig ihre Zeit begriffen, daß sie ihm unter tausend, übrigens oft sinnreichen, Einwürfen die Frage stellten, ob er sich denn wirklich für einen Redner hielte, mit den wenigen Worten Rede stehen können: „Fragt nur die Monarchie, die auf der Neige ist; fragt die Revolution, die da beginnt."

Es fällt jetzt, nach abgeurtheilter Sache, schwer, zu glauben, daß im Jahr 1790 viele Leute, und darunter holdselige Freunde, dem Mirabeau riethen, er möchte doch seines eigenen Besten wegen die Tribune verlassen, wo er nie sein Glück machen würde; oder sie doch mindestens seltener betreten. Wir haben dergleichen Briefe unter Augen. Man kann sich kaum die Möglichkeit denken, daß in jenen merkwürdigen Sitzungen, wo er die Versammlung aufrüttelte, wie Wasser in einem Gefäße, wo er in seiner Hand alle die sonoren Idee'n des Augenblickes so mächtig zusammenwarf, wo er so geschickt in seinem Worte die eigene Leidenschaft mit der Leidenschaft aller verschmolz, das Applaudiren, nachdem er gesprochen, während er gesprochen und ehe er gesprochen hatte, stets von Zischen, Pfeifen und Gelächter begleitet war. Die Zeitungen und Pamphlete jener Zeit sind immer nur Injurien und

Digitized by Google

Gewaltthätigkeiten wider das Genie dieses Mannes. Man machte ihm bei allem alles zum Vorwurf, aber immer wiederkehrend, wie aus Manie, war der Vorwurf, seine Stimme sey hart und rauh, und sein Wort stets donnernd. Was darauf antworten? Seine Stimme ist rauh, weil es am Tage liegt, daß die Zeit der süßen Worte vorüber ist. Er führt ein donnerndes Wort, weil auch die Begebenheiten donnernd sind und weil es den großen Leuten eigen ist, sich mit großen Dingen auf gleiche Höhe zu stellen.

Barnave und Mirabeau standen übrigens in einem völligen Contrast zu einander. Wenn einer oder der andere sich in der Versammlung erhob, so ward Barnave stets mit einem Lächeln, Mirabeau mit Sturm begrüßt. Barnave hatte die Ovation des Augenblickes, den Triumph einer Viertelstunde, den Applaus aller, selbst der rechten Seite für sich. Mirabeau hatte den Kampf und den Sturm. Barnave war ein ziemlich schöner junger Mann, der seine Worte gut zu stellen wußte. Mirabeau war, wie Rivarol sich geistreich ausdrückte, ein monstroser Schwätzer. Barnave gehörte zu denjenigen, die jeden Morgen ihrem Auditorium das Maaß nehmen; die ihrem Publikum nach dem Puls fühlen, es nie darauf ankommen lassen, einmal nicht applaudirt zu werden; die stets demüthig die Ferse des Erfolgs küssen, zuweilen mit der gegenwärtigen Idee, öfter noch mit der Idee des vorherigen Tages, nie mit der Idee des nächsten Morgens, aus Furcht, die Umstände könnten sich verändern, die Tribune betreten; die eine gut nivellirte, recht glatte Beredsamkeit haben, auf welcher alle Idee'n, die eben gangbar sind, mit ihrem Gepäck leise einher rollen; die, aus Furcht, ihre Gedanken möchten nicht genug von der Atmosphäre aller geschwängert seyn, ihr Urtheil stets auf die Straße hängen, so wie ihr Thermometer an das Fenster. Mirabeau hingegen war der Mann einer neuen Idee, einer plötzlichen Eingebung, einer gewagten Proposition; feurig, unbedacht, immer überall unerwartet, alles vor sich niederwerfend, nur den eigenen Eingebungen folgend, sicher nach Erfolg, aber auch nach vielen andern Dingen ringend, und mehr nach dem eigenen Beifall als nach dem Beifall des Volkes auf den Tribunen strebend; tosend, wirbelnd, rasch, tief, selten durchsichtig, nie seicht, und in seinem Schaume die, oft von den eigenen hart angerannten, Idee'n seiner Epoche mit fortreißend. Die Beredsamkeit des Barnave neben der Beredsamkeit des Mirabeau war wie eine Heerstraße, neben welcher ein Strom hinschießt.

Heutzutage, wo Mirabeau's Name so groß dasteht, kann man es sich kaum denken, in welch scheußlicher Weise er von seinen Collegen und Zeitgenossen behandelt worden ist. So rief Herr von Guillermy, als jener noch im Reden war, aus: Der Mirabeau ist ein Bube, ein Mörder. Die Herren von Ambly und von Lautrec schrieen erbost: Dieser Mirabeau ist ein Lumpenkerl, und Herr von Foucault zeigte ihm die geballte Faust. Wenn der Haß schwieg, so sprach sich die Verachtung aus. Der kleine Mirabeau, sagte Herr von Castellanet auf der Rechten; der Narr, sagte Heer Lapoule auf der Linken, und als Mirabeau ausgesprochen hatte, da murmelte Robespierre vor sich hin: es taugt nichts.

Außerhalb der Versammlung ward er mit der größten Wuth von der Presse angefallen. Die Pamphlete hagelten auf ihn hernieder. Die entgegengesetztesten Parteien stellten ihn an einen und denselben Pranger. Der Name Mirabeau ward mit einer und derselben Betonung in der Kaserne der Garden und im Club der Cordeliers ausgesprochen. Herr von Champcenetz sagte: dieser Mensch hat Eiterbeulen an der Seele. Herr von Lambese that den Vorschlag, ihn durch zwanzig Reiter aufheben und nach den Galeeren abführen zu lassen. Marat schrieb: „Bürger, richtet achthundert Galgen auf, hängt alle Verräther daran, und zuvörderst den schandbaren Riquetti den Aeltesten."

So war Mirabeau denn bis zum 1. April 1791 ein Lumpenkerl, ein Bube, ein Narr, ein mittelmäßiger Mensch, ein Redner zweiten Ranges, ein monstroser Schwätzer, ausgezischt, ausgepfiffen, mehr angespieen als applaudirt, den Lambese auf die Galeeren, Marat zum Galgen schicken wollte. Aber am 2. April ward das Pantheon für ihn erfunden.

Wenn Ihr, große Männer, also morgen Recht haben wollt, so müßt Ihr heute sterben.

Geschichte der Reisen und Entdeckungen der Gefährten von Christoph Columbus.

Von

Washington Irving.

(Beschluß.)

(2.)

Man würde eine schöne Recapitulation der Großthaten, die in dieser Welt vollbracht worden sind, liefern können unter der Inspiration und der mächtigen Mitwirkung irgend eines allgemein angenommenen Irrthums. Vielleicht ist die Wahrheit bis jetzt nicht so fruchtbar gewesen (?!) und hat keine solche Vital-Wirkung gehabt. Das Menschengeschlecht in Masse genommen, beträgt sich und muß sich ohne Zweifel benehmen, wie jedes der Individuen, aus welchen sie besteht; in der Jugend, in der Zeit der Leidenschaften und der falschen Ansichten entwickelt der Mensch die meiste Kraft und blinde Hingebung für seine Idee'n und Phantasieen. Später rechnet, vernünftelt er besser und dann handelt er weniger und mit weniger Größe, vor Allem mit weniger Kühnheit. Man sehe z. B., wohin uns logisch die Gewohnheit führen soll, die wir jetzt haben, die nützlichen Resultate jeder Unternehmung zu wägen und alles auf die Verhältnisse eines Calculs des Interesse zu reduciren. Die ökonomische Wissenschaft lehrt uns, daß die vortheilhaftesten Verbindungen und Beziehungen für ein Volk diejenigen sind, die es mit denen in der Civilisation und der Industrie am weitesten vorgeschrittenen Staaten anknüpfen kann: daraus folgt, daß wir unsern Vortheil dabei finden werden, den Handel der übrigen Welt zu vernachlässigen, um vorzugsweise mit denen Nationen Geschäfte zu machen, die unsere nächsten Nachbaren und im Allgemeinen die industriösesten und reichsten sind. Diese Wahrheiten sind unbestreitbar; aber was wird daraus resultiren? Daß die große Schiffahrt einem Volke, das seine Angelegenheiten versteht, minder zusagt, als die Küsten-Schiffahrt; daß man die kleinen Reisen zwischen den Häfen von Frankreich und England und mehr noch zwischen den verschiedenen Häfen unsres eigenen Gebiets, zwischen Marseille und Havre und nicht mehr die langen und beschwerlichen Expeditionen nach China und Indien aufmuntern muß. Die Folgerung ist streng und die Berechnung weise; aber indem wir diesen Gang immer befolgen, nähern wir uns der vielleicht nicht mehr fernen Epoche, wo wir nur noch ein Volk von Handwerkern, gewissermaaßen eine Familie von Bibern seyn werden, jeder individuell und maschinenmäßig nur an seiner Sache arbeitend, ohne etwas den Idee'n von Größe zu opfern, statt der Denkmäler, die uns ein kühneres und jugendlicheres Geschlecht hinterlassen, bequeme, aber kleinliche, einförmige, zerbrechliche Hütten bauend, die eben zureichen, um unser einsömiges Leben darin zu schützen und zu vollenden.

Im sechszehnten Jahrhundert folgten die Spanier nur ihrer Unerfahrenheit und stürzten sich mit falschen Begriffen von allen Dingen

Digitized by Google

auf Amerika; aber gerade dadurch, mit dem Enthusiasmus, den ihnen ihre irrigen Ansichten eingeflößt, haben sie das Land durchgraben und durchpflügt, wo wir jetzt Bevölkerungen europäischen Ursprungs sehen, die nicht existiren würden, wenn ihre Vorfahren über ihr eignes Interesse besser raisonnirt und, bevor sie handelten, überlegt hätten. Unter diesem Gesichtspuncte sind die Irrthümer der ersten Eroberer von Amerika würdig, die wohlwollende Aufmerksamkeit der Geschichte auf sich zu ziehen.

In dem Uebermaaß der Freude, die in Spanien das ungehoffte Glück der ersten Reise des Columbus verursachte, waren Privilegien von unvorsichtiger Uebertriebenheit zu seinen Gunsten stipulirt worden, und man hatte ihm z. B. versprochen, künftig keine Entdeckungsreise, die durch bloße Abentheurer versucht werden möchte, zu autorisiren. Das hieß unklugerweise auf das sicherste Mittel verzichten, neue Aufklärungen ohne Kosten und Gefahren für die Krone zu erlangen. Auch beeilte sich der Bischof Fonseca, mit der Leitung aller Angelegenheiten der neuen Welt beauftragt, und in dieser Beziehung der Feind und Neider Columbus, Don Alonzo de Ojeda einen besondern Auftrag für eine Entdeckungsreise zu octroyiren. Er rechnete darauf, daß diese auffallende Wortlosigkeit vor Ferdinand Gnade finden würde, beseelt, wie er war, von dem unersättlichen Wunsch, seine überseeischen Besitzungen auszudehnen und in einer unbegränzten Progression zu entwickeln. Er täuschte sich nicht; er wurde von Ferdinand und auch von der öffentlichen Meynung unterstützt.

So groß war damals die Leidenschaft für Entdeckungen und die Begierde, sich alle Länder des neuen Continents zuzueignen, daß da Ojeda, in seinem Reisebericht, seinem Monarchen gemeldet, daß er englische Reisende angetroffen, die auf denselben Zweck ausgingen, die spanische Regierung sich ernstlich damit beschäftigte, die Concurrenz Englands zu beseitigen. Es schien, daß auf dem unermeßlichen Continent nicht Raum genug sey, daß zwei Nationen bequem und ohne Eifersucht leben könnten: keine von ihnen wollte der andern ein wenig Platz in der schönen Sonne Westindiens gönnen, die doch eine so große Fläche bescheint. Man war überall in Europa von der Thorheit besessen, mehr zusammen zu bringen, als man behaupten konnte. Was ist Spanien von so vielen eroberten Ländern geblieben? Ist es nicht schwächer, verarmter und entvölkerter, als wenn es sich auf die Benutzung seines eigenen Bodens beschränkt hätte, auf seine reichen Felder zwischen den Pyrenäen, dem Ocean und dem mittelländischen Meere, ohne in der Ferne seine Kräfte zu zersplittern und zu verlieren, indem es chimärischen Schätzen nachjagte? So raisonniren wir jetzt und der Irrthum Spaniens im Mittelalter ist handgreiflich geworden. Aber es mußte sich auf diesen Weg verirren, damit Amerika durchzogen und in jedem Sinne studirt wurde; diese eifersüchtige Manie entfernter Besitzungen, die uns so abgeschmackt erscheint, war nöthig, um ohne Unterlaß neue Reise- und Entdeckungslustige, jung an Hoffnungen wie an Jahren, nach den ersten entmuthigten und alt gewordenen Eroberern, aufzuregen und zu wecken. Spanien ist, trotz so vieler Plünderungen, arm und hat seine künstlichen und eingebildeten Reichthümer unter den Händen verschwinden sehen; aber es hat für seinen Theil zur Erneuerung der Oberfläche einer Welt beigetragen und das Licht, das seit langer Zeit vom Norden kommt, ist in die finstern Gegenden des Occidents gedrungen. Mit dieser Erinnerung bleiben die Spanier immer eine große Nation.

In dieser Zeit gingen die erstaunenswerthesten Wunder von unwürdigen oder irrigen Ursachen aus. Die bedeutendeste Thatsache der Erforschung Amerika's, die Entdeckung des stillen Meeres, hatte keine reinere Quelle. Vasco Nugnez de Balboa irrte, ohne festen Plan, unter den verschiedenen indischen Stämmen umher, die den Isthmus des Darien bevölkerten, als eines Tages ein Cazike, sein Freund, verwundert und indignirt von dem wüthenden Golddurst der Spanier ihm diese Worte sagte: „Sehen Sie die hohen Gebirge im Süden; hinter ihnen ist ein großes Meer, das man von ihrem Gipfel aus erblickt. Alle Flüsse, die in dieses Meer ausströmen, sind mit Gold angefüllt und die Könige, die an ihren Ufern herrschen, essen und trinken aus goldenen Gefäßen. Kurz, das Gold ist unter diesen Völkern des Südens in eben solchem Ueberflusse vorhanden, als das Eisen unter den Spaniern."

Von diesem Augenblicke an zögerte Nugnez nicht mehr; jede Unentschlossenheit hörte auf und machte einem einzigen Gedanken Platz, dem nämlich, den Weg nach dem südlichen Meere zu finden, dem Meere, wo die Perlen und das Gold im Ueberflusse seyn sollten, und das, an einer Stelle des Werkes von Herrn Irwing, sich als eine sehr vortheilhafte Fischerei abgebildet findet. Das stille Meer, eine Fischerei! Das Wort ist kostbar; es ist charakteristisch; wir müssen es behalten. Auf diesen Gesichtspunct übrigens stellt sich Peter der Märtyrer, einer der weisesten und gelehrtesten Männer jener Zeit, um in einem Briefe an den Papst Leo X. die Wichtigkeit der Entdeckung eines neuen Oceans zu würdigen. „Spanien," sagt er, „wird künftig im Stande seyn, mit Perlen den Heißhunger derjenigen zu stillen, die bei ihren prunkenden Gastmahlen die Cleopatra werden nachahmen wollen und künftig werden wir die Fruchtbarkeit Taprobane's oder des rothen Meeres nicht beneiden dürfen. Die Spanier werden von nun an nicht nöthig haben, die Erde zu durchwühlen oder Berge zu sprengen, um Gold darin zu suchen: sie werden dessen im Ueberflusse auf der Oberfläche der Erde oder im Sande der durch die Sonnenhitze ausgetrockneten Flüsse finden. Gewiß kann sich das ehrwürdige Alterthum einer so großen Wohlthat der Natur nicht rühmen."

Sonderbar! mit dem Golddurst, der ihre herrschende Leidenschaft ist, verbanden diese Abentheurer, bei tausend Gelegenheiten, einen bewundernswerthen Charakter von Größe. Gewiß kann man Nugnez de Balboa die Größe nicht absprechen, wenn er, schon auf einen hohen Punct des Berges gelangt, der ihm den Anblick des Südmeers noch verbirgt, indem er nur noch einen letzten, öden Gipfel zu erklimmen hat, seinen Begleitern Halt zu machen befiehlt, allein mit klopfendem Herzen den Felsen ersteigt, wo ein großes Geheimniß ihm enthüllt werden soll, sich auf die Kniee wirft vor Gott und vor dem prachtvollen Schauspiel der Wälder, der Savanen und der Flüsse, die sich zu seinen Füßen ausbreiten, mit dem Meere in der Ferne als Gränze des Gemäldes. Man findet auch Größe in seinen Gefährten; Zeuge davon ist Alonzo Martin, der, sich zuerst einer schwachen indischen Barke vertrauend, flott gemacht durch die Fluth, nicht will, daß man es vergesse, daß er der erste europäische Schiffer auf diesem Ocean ist; Zeuge ferner Blas de Etienza, der seinem Beispiele folgt und, nach ihm als der zweite kommend, von seinen Cameraden mindestens den zweiten Platz in diesem ruhmvollen Andenken reclamirt.

Dieses ganze Gemisch großer Eigenschaften und niedriger oder grausamer Leidenschaften ist in der Chronik des Herrn Irwing sehr gut dargestellt. Ein Zug vor Allem, den er nicht ausgelassen, vollendet die Schilderung dieser Epoche; das ist die Armuth, in welcher alle diese Abentheurer, mordbrennerische Plünderer der neuen Welt, starben, alle diejenigen mindestens, die nicht noch unglücklicher umkamen, Opfer der Feindschaft ihrer Gefährten oder der Undankbarkeit ihres Monarchen. Es scheint, daß das Schicksal ihre Dürftigkeit Spanien habe vor Augen legen wollen, als eine Weissagung der Lage, die es erwartete, wenn es in die europäische Circulation alle die kostbaren Metalle gebracht haben würde, den unproductiven Reichthum, der für einmal geschaffen ist, und sich nie von selbst erneuert, wie die einfachsten Gaben, welche die menschliche Arbeit jährlich der Erde entlockt.

Digitized by Google

Die Saint-Simonisten in Aegypten.

(2.)

Indem sie von dem politischen Schauplatz in Frankreich verschwanden, haben die Saint-Simonisten deshalb nicht auf ihr Utopien verzichtet. Sie haben nur den Schauplatz verändert. Jetzt suchen sie in Aegypten die ökonomischen Theorieen anzuwenden, die sie in Frankreich gepredigt haben. Verschiedene Briefe, wovon wir einen Auszug geben, sagen uns, daß der brennende Boden des Orients mächtig dazu beiträgt, die Exaltation dieser jungen Schwärmer zu erhalten. Möchten sie klug geworden seyn, um nicht Täuschungen zu erfahren, die, dem muselmännischen Despotismus gegenüber, zu weit wichtigern und ernsteren Resultaten führen könnten, als sie in Frankreich gehabt haben.

Lambert, Ingenieur der Bergwerke, schreibt von Alexandrien und giebt folgenden Bericht von der Ueberfahrt von Frankreich nach Aegypten:

„Wenn unsere Fahrt das gewesen wäre, was unser Capitain wollte, so würde ich fast nichts von dem, was wir gesehen haben, sagen können. Die Küsten Sardiniens in der Entfernung, die kleine Insel Pontalerio, Maritimo vorher, dann Malta und unbestimmte Umrisse von Bergen Siciliens — das wäre alles Land gewesen, das in unsern Gesichtskreis gekommen. Aber am 8. October wurde der Sirocco (das ist sein Name auf dem mittelländischen Meere), der Wind von Süd-Osten, sehr unangenehm. Man mußte darauf verzichten, in den Kanal von Malta zu gehen, aus Furcht, auf die Küste von Sicilien geworfen zu werden, nach Maritimo zurückkehren und längs dem ganzen nördlichen Theile von Sicilien vorbeischiffen zu müssen. Der Anblick dieses schönen Landes tröstete uns ein wenig. Der Aetna in der Ferne, dieser rauchende Vulkan, mit ewigem Schnee bedeckt, und Stromboli, eine der liparischen Inseln, ein anderer Vulkan; das schöne Messina, und die eeichen und grünenden Küsten, die die niedliche Stadt Reggio in Calabrien umgeben; alles das gefiel uns. Ollivier landete selbst mit dem Unter-Capitain. Er brachte einige Provisionen von Messina mit und wollte einige Briefe abgeben; aber das war vergebens; man nimmt keine Briefe von einem Schiffe an, das nicht vor Anker gegangen ist.

„Die Meerenge von Messina ist, in der alten Geschichte der Schiffahrt, durch ihre Gefahren berühmt. Man wird sich des Sprichworts von Scylla in Charybdis fallen erinnern: ich habe diesen berüchtigten Felsen gesehen, an welchem die Fahrzeuge scheiterten; jetzt ist das nur ein Spiel; die Lootsen von Messina, welche Fahrzeuge für zwanzig Franken geleiten, bringen die Reisenden, ohne die geringste Gefahr, durch den einst so verderblichen Paß. Außerdem ist im Allgemeinen die Ueberfahrt von Marseille nach Alexandrien jetzt so gut bekannt, und folglich in den gewöhnlichen Fällen so wenig gefährlich, daß seit zehn Jahren kein Beispiel eines gescheiterten Schiffes vorgekommen ist: das hat uns ein Rheder von Alexandrien versichert. Unsere Ueberschiffung gehörte zwar nicht ganz zu den gewöhnlichen, und wir haben mehrere sehr unangenehme Augenblicke gehabt: am 10. October z. B. nach einem Unwetter und Sturm, der seit dreißig Stunden daueete, brach unser Steuerruder; ich versichere, daß der drohende Charakter dieser Thatsache, die sehr üble Nacht, die darauf folgte, selbst nach glücklich ausgebesserter Havarie, nicht geeignet war, uns sehr heiter zu stimmen. Am andern Tage, den 11., hörte der Sturm um 7 Uhr des Morgens auf; der Neumond trat am 13. ein und obgleich die Wissenschaft über die Veränderung des Wetters, die jeder Phase des Mondes folgt oder über den meteorologischen Einfluß desselben, nichts bestimmtes ausspricht, so setzten wir doch, dem gewöhnlichen Glauben und der Erfahrung nach, einige Hoffnung darauf und sie täuschte uns nicht ganz. Mittwochs, den 16. October, drohte zwar ein Sturm, aber es blieb auch bei der Drohung; der Wind wurde milder, legte um und war am 18. günstig.

„Jetzt einige Worte über unsere Ankunft und unsern Aufenthalt.

„Bei unserm Einlaufen in den Hafen wurden wir von Duguet empfangen. Bald nachher kamen Barrault, Charpin, de Combes, David, Granat ꝛc. und zwei junge Franzosen, die in Alexandrien wohnen, zu uns an Bord. Während wir uns umarmten und nach Allem fragten, was uns gegenseitig interessirte, warf der Capitain die Anker aus und drückte uns dann mit großer Freude die Hand; niemals hatte er eine so vielem Wechsel unterworfene Reise gemacht.

„Barrault hatte, während er den Vater (nämlich den Pater oder Oberhaupt der Saint-Simonisten) noch in Alexandrien erwartete, drei Concerte veranstaltet und gegeben, wo einige neue Gesänge Davids allgemein gefallen hatten. Urban und Cognat, Collin und Alric *) waren und sind noch in Cairo, um Erkundigungen, zum Besten unseres Werkes, einzuziehen.

„Machereau und Lamy waren am Lande geblieben. Capol ist nach Frankreich zurückgekehrt. Prax ist zu Constantinopel, wahrscheinlich in großem Mangel und Hülflosigkeit; Rigaud, Tochè, Jans sind, sagt man, in Griechenland.**)

„Die beiden jungen Leute, die mit zu uns am Bord gekommen waren, führten uns nun durch schmutzige Straßen mit halbverfallenen Häusern, unter widerwärtigem Geschrei der Eseltreiber, die uns mit Gewalt ihre Esel vermiethen wollten, die in Menge sich hier im Lande befinden.

„Der französische Consul hat uns sehr gut empfangen; der Vice-König war von unserer Ankunft unterrichtet: wir haben von seiner Seite kein Hinderniß zu befürchten, aber wir müssen auch seine Unterstützung zu erlangen suchen. Einige Eingeborene haben uns sehr gut aufgenommen und haben uns versichert, was wir schon im Voraus glaubten, daß der Pascha keine Abneigung gegen eine Unternehmung hege, die seinem Ruhme und seinem Lande wahren Nutzen bringen wird."

Dieser von Herrn Lambert an seine Mutter gerichtete Brief ist nicht an seine Adresse gelangt. Die arme Mutter hat sich über die Gefahren, die ihrem Sohne drohen könnten, so sehr beunruhigt und gegrämt, daß sie an demselben Tage gestorben ist, wo der Brief ankam.

Ein anderer Brief von einem Saint-Simonisten, der den Pater Enfantin begleitet hat, lautet wie folgt:

„Wir stehen uns auf das Beßte mit den Bewohnern dieses alten Landes der Offenbarung und der Civilisation. Die sehr wohlwollende Bevölkerung macht uns die Gewaltthätigkeiten vergessen, die in Frankreich an unsern Personen begangen woeden sind von Leuten, denen wir die Vervollständigung des Gesetzes Jesu, d. h. die Wissenschaft, die Kunst, die Industrie und die Macht unserer gesellschaftlichen Doctrinen begreiflich machen wollten. Der Pater (Enfantin?) wohnt bei Soliman Bei, der ihm ein reich gezäumtes Pferd, zu seinem Einzug in Cairo, entgegenschickte. Cognat hat, mit seiner Erlaubniß, Dienste als Arzt unter den Truppen Achmets, die nach Yemen ziehen, genommen. Der Pascha scheint sehr geneigt, Fournel als Ingenieur und Aufseher in den Bergwerken anzustellen. David fährt fort, mit seinem Piano und seiner köstlichen Musik, die Freude aller Gesellschaften und Versammlungen zu machen und hat alle Welt für uns gewonnen."

---

*) Es bedarf wohl der Bemerkung kaum, daß diese, so wie die genannten Männer, alle Saint-Simonisten sind. Anm. d. Red.

**) Rigaud ist nach Frankreich zurückgekehrt, Tochè begleitet die Damen Fournel und Rogé. Anm. d. franz. Red.

Digitized by Google

Nachstehender Brief ist von Machereau, einem jungen Maler von Paris, dem es weder an Talent noch an Originalität fehlt.

„Seit ich den Fuß in Aegypten ans Land gesetzt, habe ich, das Gewehr im Arm, gewartet und warte noch; ich hoffte, daß Barrault, bei seiner Rückkehr nach Alexandrien, wo er uns Rendezvous gegeben, ein zu vollbringendes Werk anzeigen, überhaupt etwas Bestimmtes mittheilen würde. Er hat uns nur wiedergesehen, um uns zu sagen, daß jede Mission der Verkündigung beendigt sey, mindestens für Aegypten. Er hat uns zur Pflicht gemacht, mit ihm den Vater zu erwarten; ich glaubte, daß, wenn dieser angekommen wäre, ich Ihnen endlich etwas zu schreiben haben würde. Der Vater bereitet sich und uns langsam vor, um mit Weisheit zu handeln; die Zeit ist noch nicht gekommen; doch leben wir mehr als jemals im Vorgefühl, daß sie bald kommen werde. Inzwischen sind doch jetzt wichtige Thatsachen eingetreten, besonders hinsichtlich meiner persönlichen Stellung. Seit meiner Ankunft hier, machte ich einige Portraits, unter andern das des Vice-Consuls; ich gebe seitdem auch fortdauernd Unterricht. Neben dem Bestreben, mir eine unabhängige Existenz zu erwerben, die ich bloß meiner Arbeit verdanke, unterstütze ich nach Kräften Fournel und Lambert in ihrer Wirksamkeit. Fournel ist im Begriffe, in den Dienst des Pascha als Ingenieur zu treten; ich werde ihm nützlich seyn können, wenn ich bei ihm und für ihn zeichne. Cognat ist schon als Arzt bei der Expedition, die nach Mecca geschickt wird, installiet. Granat wird auch bald untergebracht seyn.

„Nach und nach werden wir uns in Aegypten einheimisch machen und in dem Boden Wurzel fassen; und nur auf diese Weise können wir dem Lande und der Welt wahrhafte Dienste leisten.

„Einige ungeduldigere und lebhaftere Menschen können sich zu leicht von der alten Welt trennen und in die neue stürzen; aber die mehresten müssen ja in der alten Welt bleiben, um sie zu ihrer Umwandlung und ihrer künftigen Verschmelzung mit der neu entstehenden Welt vorzubereiten. Vielleicht haben wir uns zu voreilig und zu kühn den Namen Apostel gegeben. Das Volk und vor Allem die Frauen müssen es seyn, die uns diesen Namen geben, wenn wir Werke vollbracht haben werden, wodurch wir ihn verdienen. Vielleicht sind wir nur die Vorläufer eines Apostolats, das eben zu entstehen im Begriffe ist.

„Wenn ich diese Zweifel ausdrücke, so glauben Sie nicht, daß mein Glaube erschüttert sey; er wächst im Gegentheil nach Verhältniß, wie ich mich freier von einer Exaltation fühle, die mir die Rolle größer vorspiegeln konnte, die ich in dem großen Menschen- oder Menschheits-Drama gespielt habe. Ich fühle, daß ich als positiver Mensch urtheile und handle. Glauben Sie eben so wenig, daß ich deshalb einen Rückschritt gemacht habe und daß ich wieder Machereau der Bürger geworden bin. Sehen Sie auf meinen Schultern nicht mehr das zweckwidrige enge Costume. Ich nehme die orientalische Kleidung an, wie Urban die der Beduinen annehmen wird. Ich thue dies, um in das Herz des Orients dringen und da ein Leben schöpfen zu können, das mich würdiger macht, geliebt zu werden.

„Der Pater Enfantin ist jetzt in Cairo nebst denen, die mit ihm aus Frankreich gekommen sind; Fournel und Lambert sind fortdauernd in Alexandrien, von einem Tage zum andern die Damen Rogé und Fournel*) erwartend.

„Im Orient giebt es köstliche Wohlgerüche, Leckerbissen, Genüsse und Freuden für — eine kleine Anzahl; aber für die Menge nur Elend, schauderhaftes Elend! Unter den Menschen vom Volke sind die Galeeren-Sclaven die glücklichsten; die Frauen gehen nur verschleiert aus, so daß man bloß ihre Augen voll Feuer sehen kann, wenn sie nicht durch die orientalische Eifersucht zur immerwährenden Gefangenschaft verdammt sind; dennoch ist dieses Volk gut und diese Frauen scheinen so schön!!

„Der Pascha ist ein Mann von Genie und von Hochherzigkeit ꝛc.“

Schade, daß dieser Brief gerade hier abgebrochen ist, wo man gern ausführliche Thatsachen und Belege, mindestens für die letzteren, haben möchte! Herr Machereau scheint übrigens unter seinen Secten-Brüdern, wenigstens unter den angeführten Briefstellern, der nüchternste und ruhigste Beobachter zu seyn, während jene noch viel schwärmerische Befangenheit verrathen und sich noch mit überspannten Hoffnungen zu schmeicheln scheinen. Jedenfalls ist es interessant, diese in mancher Hinsicht räthselhafte Secte (ein eigenes Zeichen der Zeit, wenn nicht vielleicht unter fictiver Hülle tiefer liegende Zwecke bergend), nachdem sie in Frankreich für den Augenblick ihre Rolle ausgespielt, ihre Versuche im Orient renoviren zu sehen und ihr weiteres Schicksal nicht ganz aus den Augen zu verlieren. Vorläufig scheint es ihnen in Aegypten mindestens besser zu gehen, als sie, öffentlichen Blättern zufolge, in Constantinopel aufgenommen worden sind.

*) Nachdem diese beiden Damen durch Sturm genöthigt worden, in Tunis einzulaufen, haben sie sich gegen Ende Novembers wieder eingeschifft: aber neue Gefahren erwarteten sie. Einige Zeit auf eine schreckliche Weise umhergetrieben, bot ihnen endlich Navarin einen Rettungshafen dar. Von da aus haben sie im December geschrieben; ihre Gesundheit war gut, aber ihr Muth ein wenig erschüttert. Anm. d. franz. Red.

Die Marronen-Neger.

(L.)

Ein Brief aus Cayenne vom 20. November an einen Einwohner von Nantes berichtet ein merkwürdiges Ereigniß, das einem jungen Franzosen begegnet ist. Folgendes ist die Thatsache:

Herr Franconie, der Vater, der auf dem Platze große Einkäufe von Oel und Mehl gemacht und sie während der langen Zeit, die zu ihrem Verkaufe nöthig wäre, zu verlieren fürchtete, verlud sie auf eine Goelette und schickte damit seinen Sohn nach Surinam. Die Reise war glücklich; die Waaren wurden zu gutem Preis verkauft; andere wurden dagegen gekauft und in Rückfracht genommen, so daß gute Aussicht auf beträchtlichen Gewinn vorhanden war; alles mit einem Worte gelang fast über Erwarten. Gustav Franconie dachte daher an seine Rückkehr. Er besucht nun den Gouverneur, um Abschied von ihm zu nehmen; dieser schlägt ihm vor, drei Neger nach Cayenne mitzunehmen, die, öfters entronnen, seit langer Zeit in Surinam verhaftet waren; er lehnt das ab und geht, um seinem Consignator Lebewohl zu sagen.

Während dieser Zeit erhält der Capitain der Goelette auch den Vorschlag des Gouverneurs und der Reiz des angebotenen Ueberfahrtsgeldes von sechshundert Franken läßt ihn denselben annehmen; die drei Neger werden daher an Bord gebracht und gefesselt, aber sehr leicht. Nun kommt Franconie und will zuerst die Neger zurückschicken; inzwischen giebt er endlich den Thränen (?) des Capitains nach, der ihn beschwört, ihm diese Summe gewinnen zu lassen, um seine Frau und seine Kinder ernähren zu können. So geht man denn unter Segel; die Equipage bestand aus dem Capitain, einem weißen Matrosen, der die Functionen eines Unter-Befehlshabers versah, zwei schwarzen Matrosen und einem Koch, der Mulatte war.

Kaum von Surinam ausgelaufen, zerbrechen die drei Neger ihre Ketten, tödten den Capitain und den weißen Matrosen, werfen einen Neger ins Meer, schließen den andern ein, versetzen dem Koch

Digitized by Google

einen Schlag mit der Art, dem es indessen gelingt, sich in Wasser zu stürzen und sich am Steuerruder anzuklammern, und steigen nun in die Cajüte herab, um Franconie zu ermorden. Der junge Mann, vom Geräusch erwacht, erräth die Absicht der Mörder und hat noch Zeit genug, sich, unter dem Geschrei: meine Pistolen! meine Pistolen! in dem Zimmer zu verbarricadiren. Unglücklicherweise hatte er aber keine Waffen. Die Mörder steigen wieder auf das Verdeck, um sich zu berathen; da sie das Schiff nicht zu leiten verstehen, so setzen sie den Matrosen ans Ruder, den sie eingeschlossen hatten; von da kehren sie zu Franconie zurück, der, von ihnen erfahrend, daß der Capitain und der andere Weiße von ihnen getödtet waren, zu capitulieen anfing. Sey es nun, daß sie von Blut gesättigt waren, sey es Furcht vor den Pistolen, genug, sie versprachen, ihm das Leben zu schenken unter der Bedingung, daß sie ihn an Händen und Füßen binden würden; so wurde er denn in die Höhe gezogen und auf dem Deck angebunden; als der Mulatte, der sich an dem Steuerruder fest gehalten, sah, daß man Franconie leben ließ, so bat er auch für sich und erhielt unter derselben Bedingung Gewährung.

Von diesen auf solche Weise Uebriggebliebenen nun nichts mehr zu fürchten habend, setzten diese Ruchlosen ihren Weg fort und liefen, nach vier Tagen, unter dem Wind von Surinam auf den Sand. Da hat sie eine holländische Kriegsbrigg, die den Gouverneur von Surinam in die verschiedenen Quartiere der Colonie führte, gesehen. Wenn, im Vorbeigehen sey das gesagt, diese Brigg ein Boot ausgesendet hätte, um dieser Goelette Hülfe zu leisten, die man ja gescheitert sah, so hätte man vielleicht diese Neger ergriffen, oder wenigstens die Gefangenschaft Franconie's geendigt; aber sie segelte vorbei.

Einige Zeit nachher nahmen die Mörder alles, was ihnen anstand, gingen mit ihren Gefangenen ans Land und zwangen sie, nachdem sie die Goelette in Brand gesteckt, um keine Spur ihres Verbrechens zurückzulassen, ihnen in die Wälder zu folgen. So marschirten sie sechszehn Tage lang, ohne einem bestimmten Wege zu folgen, mit Franconie, dem Mulatten und dem Neger, den sie gezwungen hatten, ihnen als Steuermann zu dienen, sie immer fest geknebelt haltend, und die Nacht abwechselnd wachend, aus Furcht, daß einer von ihnen entwischen möchte; diese Bewachung genirte sie sehr; auch sagte einer von ihnen jeden Augenblick in seinem creolischen Platt: Finis donc qué petit blanc-la; auch wurde oft die Art über dem Haupte Franconie's geschwungen.

Als sie die Goelette verlassen, hatten sie Sorge getragen, Lebensmittel mitzunehmen, aber endlich fehlte das Wasser; zwei der Mörder entfernten sich daher während der Nacht, um, ungefähr eine Meile weit, aus einem Flusse Wasser zu holen; da wurden sie zwei Fischer gewahr, die eine Laterne hatten; glaubend, daß ein Detachement sie verfolge und befürchtend, verhaftet zu werden, kehrten sie in vollem Laufe zu ihrem Cameraden zurück, theilen ihm mit, was sie gesehen, binden ihre Gefangenen los, um ihnen die Bewegung leichter zu machen und befehlen ihnen, ihnen zu folgen.

Wirklich laufen die Gefangenen einige Minuten lang den Mördern nach, lassen sie einen Vorsprung gewinnen und fliehen dann in vollem Laufe nach der Seite, welche die Neger in ihrem panischen Schrecken bezeichnet hatten. Bald erreichten sie, mittelst des Scheines der Lampe, die beiden Fischer und von dem Augenblicke an waren sie frei. Sie gingen nach Surinam, wo man ihnen die nöthigen Mittel zur Rückkehr nach Cayenne verschaffte.

Ueber die Blatternimpfung und deren Einfluß auf die Lebensdauer.

(Aus dem Englischen.)

(N.)

Unter den merkwürdigen Documenten, welche dem Unterhause während seiner vorigen Sitzung eingegeben worden sind, findet sich auch folgende

Tabelle der Sterblichkeit zu London, in zehnjährigen Perioden, von 1720 bis 1830 einschließlich, mit besonderer Angabe der Todesfälle durch die Blattern.

Zehnjährige Perioden.	Mittlere Sterblichkeit. pr. Jahr.	Sterbefälle durch die Blattern.
Von 1720 bis 1730	27,861	2,257.
= 1730 = 1740	26,047	1,978.
= 1740 = 1750	25,060	2,002.
= 1750 = 1760	20,849	1,957.
= 1820 = 1830	20,600	715.

Aus dieser Tabelle ergiebt sich, daß die Sterblichkeit zu London seit 1720, wo man zu impfen angefangen, unausgesetzt abgenommen hat, so wie auch die Verheerung durch das Blatterngift. Obwohl die Etats von 1830 bis 1832 nicht officiell bekanntgemacht worden sind, läßt sich doch mit Sicherheit annehmen, daß die Sterblichkeit durch die Blattern sich in diesen drei Jahren noch bedeutend verringert hat; denn man zählt für diese Periode nur 26 Todte auf 1000 Blatterkranke. Uebrigens macht das Impfen, Dank der zu dessen Verbreitung eingesetzten Commitée, täglich neue Fortschritte. Von 35,000 Kindern, die im Jahr 1832 geboren worden, wurden 23,000 in den öffentlichen Anstalten geimpft, und es steht zu glauben, daß die übrigen in der Wohnung ihrer Eltern werden geimpft worden seyn.

Wenn wir nun, um die Resultate der verschiedenen gesellschaftlichen Verbesserungen positiv zu würdigen, untersuchen, welchen Einfluß sie während des letzten Jahrhunderts auf die Sterblichkeit gehabt haben; und dazu die drei Länder in Europa wählen, wo die Fortschritte am merklichsten gewesen sind, so finden wir, Frankreich England und Deutschland zusammengenommen, daß die Durchschnittszahl der Sterblichkeit, die ehemals 1 zu 30 gewesen ist, jetzt nur noch 1 zu 48 ist. Dieser Unterschied reducirt die Gesammt-Sterbefälle dieser drei Länder mindestens von 1,900,000 auf 1,200,000. Demnach ist das menschliche Leben nicht bloß durch die Fortschritte der Civilisation verschönert, sondern auch noch verlängert und minder ungewiß gemacht worden.

Geographie des Pflanzenreichs.

(N.)

Es ist berechnet worden, daß man auf Spitzbergen, welches im 20° nördlicher Breite liegt, nur 30 Arten verschiedener Pflanzen findet; auf Lappland, unterm 60°, ungefähr 343; auf Island, unterm 63°, 353; in Schweden, das sich von den südlichen Theilen Lapplands bis zum 53° erstreckt, 1300; im Brandenburgischen, zwischen dem 52 und 54°, 2000; im Pirmonteſischen, zwischen dem 43 und 46°, 2800; auf Jamaica, zwischen dem 17 und 19°, 5000; auf Madagascar, unter dem Wendekreis des Krebses, zwischen dem 13 und 14°, mehr als 5000.

Gedruckt in der Böesen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 894. Hamburg. Sonnabend, den 15. Februar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Eine Seefahrt in Gesellschaft des Lord Byron.

(Aus Blackwood's Magazine.)

(N.)

Was ist nicht alles über Lord Byron gesagt, welch unnütze Erläuterungen sind nicht über diesen so complicirten Charaktee gegeben worden! wie hat man nicht die Leiche des Dichters analysirt, der für Griechenland gestorben ist! Ein Methodisten-Missionair hat beschrieben, was er versucht habe, den Lord Byron zu bekehren. Eine Dame hat sich der Mühe unterzogen, uns zu sagen, daß sie dies Ungeheuer geliebt habe, und daß sie von diesem Ungeheuer hintergangen worden. Goethe hat in den Versen des Childe-Harald die Stimme der Verzweiflung, den Schrei eines hinsterbenden Jahrhunderts erkannt. Die Einen haben Lord Byron mit Bonaparte verglichen, die Andern haben ihn den verworfensten Menschen zur Seite gestellt. Seine sonderbaren Sitten und seine Phantasieen jeder Art sind den Commentatoren zu Statten gekommen. Sie haben Byron nach ihrer Laune erklären, ihn nach allen Seiten umkehren, bald einen Helden, bald einen Gecken, bald einen Banditen aus ihm machen können. Was mich betrifft, so will ich bloß der Umstände erwähnen, die mich auf einige Wochen in seine Nähe gebracht haben. Wir waren miteinander am Bord eines und desselben Schiffes, was eine Gelegenheit ist, um mit einem Charaktee gut bekannt zu werden. Ein Schiff ist ein Gefängniß, wo die Insassen bald die gegenseitigen Mängel, Thorheiten und Schwächen kennen lernen. Der Lord Byron, von dem ich sprechen werde, wird demnach weder so gehässig noch so bewundernswürdig seyn, als die verschiedenen Lords Byron, von welchen man das Publikum bis auf den heutigen Tag unterhalten hat, dagegen aber wahrer. Die Stärke dieses ungewöhnlichen Mannes beruhte in seiner Denkkraft, seine Schwäche in seinem Charaktee, sein Unglück in seiner Lebensweise. Er hatte einige der Mängel des schönen Geschlechts, aber auch dessen meiste Tugenden; er war tief leidenschaftlich, aber auch kokett, prätiös, indiscret und eitel.

Pisa ist eine klösterliche Stadt, eine Stadt der Einsamkeit und des Nachdenkens, die ich allen zärtlichen und leidenden Seelen als Wohnort empfehlen möchte. Dort bringt man die Menschen kaum in Anschlag: der Anblick der Denkmäler, die Schönheit des Himmels und die Atmosphäre der Schwärmerei, in der man sich befindet, nehmen den Reisenden ein und verbreiten eine Art melancholischen Dunstgewölkes um ihn her.

Damals, als die Sache Griechenlands so viele Theilnahme und Interesse in ganz Europa erregte, befand ich mich zu Pisa. Dort war es, wo ich zu dem Entschluß kam, nach den ionischen Inseln zu reisen, von dort nach Morea zu gehen, und mich mit dem Schwerte des Hermodius und des Aristogiton zu waffnen; ich beauftragte deshalb einen Freund von mir, der zu Livorno wohnte, sich nach einem Schiffe umzusehen, das nach Zante oder Cephalonien in Ladung läge; aber er erkundigte sich vergebens daenach und rieth mir dann, mich an Lord Byron zu wenden, der diese Fahrt zu machen im Begriff stände und der es wohl nicht verweigern würde, mich mit an Bord zu nehmen. Lord Byron, an den ich mich nun schriftlich wandte, gab mir dann eine sehr höfliche Antwort und stellte es in meine Wahl, ob ich zu Genua zu ihm stoßen oder mich zu Livorno einschiffen wollte. Es war dieses eine reine Gefälligkeit seinerseits; er hatte durchaus keine Veranlassung, in Livorno anzulaufen. Ich zog das Letztere vor und äußerte in meiner Antwort all die Dankbarkeit, die ich dem illustren Schiffspatron schuldig war.

Der Hercules, eine zu Genua gemiethete englische Brigg, sollte den Lord Byron nebst Gefolge, nach den ionischen Inseln übersetzen; meine Freunde, die Herren Jackson und Lloyd, begleiteten mich ans Ufer und schieden von mir Angesichts des Schiffes. Es war mir bekannt, daß Lord Byron wenig auf die Besuche seiner Landsleute gab und wie lästig und unangenehm ihm diese Art Inquisition war; doch äußerte er ein lebhaftes Bedauern, als ich ihm den Herrn Jackson, Sohn des Doctors Jackson, der sich um nichts und wieder nichts der Freiheit Irlands aufgeopfert, nannte, daß ich ihn nicht mit an Bord gebracht; er war mit all den romantischen und furchtbarrn Umständen bekannt, die mit dem Leben und dem Tode des Doctoes Jackson verknüpft waren. Durch einen Schwur in den irländischen Aufstand verwickelt und zum Strange verurtheilt, hatte er aus den Händen seiner Gattin, die ihn im Gefängnisse besuchte, ein starkes Gift erhalten, das er ohne sich zu bedenken zu sich nahm. Diese Frau, der Bonaparte eine kleine Pension ausgesetzt, lebt noch diesen Augenblick in Frankreich. Lord Byron unterhielt mich eine geraume Zeit und mit einer lebhaften Theilnahme von diesen verschiedenen Einzelnheiten.

Ich hatte ihn nie gesehen; sein erstes Begegnen schien mir verführerisch zu seyn. In seinem Blick und in seiner Annäherung lag etwas Zauberisches; seine Physiognomie war mehr auffallend und edel als regelmäßig; man konnte nicht umhin, auf seine weiße, reine und wie Alabastee glatte Stirn aufmerksam zu werden; ein kleiner, hellcastanienbrauner Knebelbart gab seinen zarten, von weiblicher Affectation nicht freien, Zügen einen etwas männlicheren Ausdruck; seine himmelblauen und sehr vorspringenden Augen schienen in der vagen und wollüstigen Feuchtigkeit zu schwimmen, welche bei den empfindsamen und nervösen Frauen oft unsere Bewunderung in Anspruch nimmt. Unter seinem außerordentlich zarten Hautgewebe schimmerten lange lichtblaue Fasern hervor, die, sich unter seiner Stirn und um seine Schläfe hinschlängelnd, den Lauf des Bluts in seinen Adern bezeichneten. Sein Lächeln war gleich dem Napoleons unwiderstehlich; aber kaum hatte er gelächelt, so verzog er den Mund gleich einem trotzigen Kinde oder einer schmollenden Schönen, die ihren Gatten oder ihre Liebhaber ein wenig quälen will. Auch Bonaparten kam das Lächeln nur wie ein Anfall. Seine Lustigkeit

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

entsprang aus dem Ernst und trat in den Ernst zurück, was, wie die Frau von Stael sagt, den sonderbarsten Effect machte. Der diesen Männern eigenthümliche Stolz ließ es nicht zu, daß sie sich ganz einer Fröhlichkeit hingaben, die ihnen iheer unwürdig zu seyn schien. Byron's Haarwuchs, von Natur lockigt, begann zu ergrauen; was seine Rede betrifft, so hielt es schwer, ihn zu veestehen, besonders am Ende seiner Phrasen; denn er hatte es sich angewöhnt, die Zähne zusammenzuknicifen, wenn er sprach, und wenn ee im Reden warm wurde, so bildeten die Worte, die in seinem Munde kolleeten, nur noch einen vagen und undeutlichen Laut, ein veeworrenes Gemurmel. Was seine Physiognomie beteifft, so hat ein einziger Bildhauer, Heee Thoewäldsen, deren Hauptzüge eefaßt, und dessen Maemorbüste, die ich bei dem eheenwerthen Douglos Minkaird gesehen habe, giebt ein zimlich geteeues Bild von dem Kopfe Byron's; aber die Nuancen, das Coloeit, die Zartheit, die tausenderlei Veränderungen des Ausdrucks, welche dies Gesicht charakterisirten, hat nie ein Moler erreicht noch erreichen können. Sein Anzug war wundeelich und geckenhaft: eine kurze Weste von brodirtem Nankin ließ ein Gilet von weißem Basin-Piqué, kaum zugeknöpft, durchblicken; ein Hemd von sehr feiner Leinewand, dessen zueückgeschlagener Kragen den ganzen Hals frei ließ; ein an den Knöcheln eng auslaufender Nankin-Pantalon; sehr schmucke Stiefeln, und zuweilen auch Kamaschen; endlich ein toscanischer Strohhut. Unsauberkeit war ihm im höchsten Grade zuwider, dagegen überteieb er es fast in peätiöser Delicatesse und in Lappalien des Raffinements.

Er hatte eben sein Mittagsmahl beendigt; es wurde ihm eine Flasche Clorett gebracht, die mit ihm zu theilen er mich einlud. Ein über dem Verdeck ausgespanntes Leinen gab uns Schatten und ich nahm dem berühmten Manne gegenüber Platz, bereit, seine Meynung und seinen Claeett zu prüfen.

„Ich glaube nicht," sagte Lord Byron zu mir, „daß ich in Griechenland von großem Nutzen seyn werde; aber der Ausschuß wünscht es, daß ich dahinkomme, und so gehorche ich ihm."

Wir bekamen zugleich die Insel Corsica und die Insel Elba zu Gesicht. Lord Byron machte mich aufmerksam darauf und begann, freilich ohne sonderlichen Respect, von Napoleon zu sprechen.

„Wie bin ich getäuscht worden," sagte er zu mir, „wie sehr habe ich mich in diesem erstaunlichen Manne geiret! Diese beiden Inseln demüthigen mich tief, so oft ich nach ihnen hinüberschaue, indem sie mich an die ganze Schwäche unseeer menschlichen Natur erinnern. Ich habe diesen Mann vergöttert, obwohl ich nicht alles billigte, was es that. Aber warum stürzte er sich nicht, als sein Glücksstern ihn verließ, als alles verloren schien, ins dichteste Handgemenge? worum starb er nicht edel unter den Kanonen von Leipzig oder Waterloo, statt so zollweise, langsam, schimpflich, den Quaalen seines Felsens preisgegeben, seinen Feinden ein Gelächter, hinzusterben, indem er der Welt das schimpfliche Schauspiel seiner Hausstreitigkeiten und seines unmächtigen Zornes wider seine Kerkermeister daebot? Und hätte er sich nur in seinem Schweigen, in seiner Größe, in seiner Einsamkeit verschlossen; hätte er durch seine Verachtung die Verfolgungen niedergeschmetteet, deren Opfer er zu seyn klagte, so hätte ich es ihm noch veezeihen können, daß er am Leben geblieben: aber die Jämmerlichkeit seiner Zänkereien hat ihn mir veeleidet."

Ich hatte geglaubt, einen misanteopischen, cynischen und scheuen Lord Byron zu finden; statt dessen sah ich einen Mann von Geist, feuchtbar an Anecdoten, freundlich und liebeeich in seinem Empfange, voller Egards und Artigkeit. Ich war in Trauer, indem ich eine mir sehr theuee Person verloren hatte, daher ich Byron bat, er möchte den etwas weetkargen und düsteen Humor seines Gastes entschuldigen. Ee wollte sich meinem Kummer anschließen, und so zeigte ee in seinen Beziehungen zu mir all das Zartgefühl und alle die Rücksichten eines Mannes von Welt oder vielmehr einer geisteeichen oder sensiblen Frau; stets werde ich mich seines Strebens, mich zu zeestreuen, meine Gedanken zu beschäftigen und mich unwillkührlich plaudern zu machen, erinneen. Er hatte eben von Thomas Moore und von Goethe Briefe erhalten, die ee mir zeigte.

„Dieser da," sagte er, indem er von Moore sprach, „ist der amüsanteste, der glänzendste und der geistreichste meiner Coreespondenten. Was Goethe, diesen Patriaechen, der mir als Patron und Protector dient, betrifft, so thut es mir unendlich leid, daß ich seine Meisterwerkr nicht in ihree Oeiginalsprache lesen kann; aber nie werde ich mich dazu entschließen können, die Speache der Barbaren (?) zu eelernen."

Dee, bis dahin ungünstig gewesene, Wind schlug endlich um, und nun kehrte Byron's Gefolge, das am Lande geblieben war, zurück an Boerd. Ich wae verwundert zu heeen, daß alle Freunde des Dichtees seinen Namen in einee sonderbaren und von ihm selbst gewählten Weise aussprachen; sie nannten ihn nämlich nicht Beiron, wie es die englische Aussprache mit sich beingt, sondeen Beuene. Ich glaube, daß diese sonderbaee und affectirte Ausspeache in den aristokratischen Erinnerungen Byron's ihren Geund hatte, indem er von einer normandischen, d. h. französischen Familie breastammt. Unfähig, den Namen Bieon so, wie Franzosen, auszusprechen, verstümmelten die Freunde des Dichters nun seinen Nomen und travestirten ihn in Börne.

Ungerechnet fünf Domestiken, einen schönen Teeeanova-Hund, einen Hofhund, und fünf Pferde, hatten wir mit uns den Geafen Pietro Gamba, Bruder der Signora Guiccioli, welchee Lord Byron immer anhing; Eduard Teelawney, den Piraten, dee seitdem seine Denkwürdigkeiten hrausgegeben hat; einen jungen Aezt Namens Bruno, gebürtig aus Alexandrien de la Paille; einen Griechen Schilizzi aus Conßantinopel, der sich für einen Fürsten ausgab; endlich einen Griechen Namens Vitali, der sich Capitain nennen ließ. Unser kleines, nur hundert Tonnen trächtiges Schiff, hatte demnoch, wie man sieht, seine volle Ladung.

Loed Byron dichtete damals seinen Don Juan, und all sein Lesen hatte auf das ironische Werk Bezug, an welchem ee eben arbeitete; er machte Excerpte aus Swift und las regelmäßig jeden Tag ein oder ein paar Versuche von Montaigne.

„Es ist dieses der unterhaltendste von allen Autoren," sagte er zu mir, „aus langen Studien läßt sich das nicht lernen, was man durch das Lesen seiner geschwätzigsten und alleee Prätensionen bagren Capitel profitirt."

Alles andeee Lesen des Lord Byron's hatte auf dieselben Idee'n von Skepticismus und gesellschaftlicher Satyre Bezug. Es bestand aus der Correspondenz Grimm's, dem Versuche über die Sitten, dem philosophischen Dictionnaire von Voltaire, den Maximen von la Rochefoucauld. So hatte Byron, indem er, sich für Griechenland aufopfernd, eine heroische That vollführete, Bücher von Schriftstellern zu vertrauten Rathgebern gewählt, welche den Heroismus am meisten entzaubeet und die Illusionen des Enthusiasmus zerstöet haben. Ich daef einen dicken Band nicht unerwähnt lassen, den srin Kammerdiener Fletcher ihm täglich bringen mußte, und der eine ganz eigenthümliche Bestimmung hatte. Es war eine beeite Geschichte des südameeikanischen Unabhängigkeitskrieges, von einem gewissen Hippisbley geschrieben, der sich Obeist titulirt, und der seine Epaulette von Gott weiß welcher Regierung bekommen hat. Einst fragte ich den Lord Byeon, wozu dieser ungeheure Band, der immer offen voe ihm läge, ihm denn diente.

„Meine Siesta ist darin," antwoetete er mir lächelnd, „selbst wenn ich mißlaunig und verstimmt bin, beingt dieser Wundee-Band mich gleich in Schlof. Wenn Fletchee es vergäße, ihn mir zu bringen, so gäbe ich ihm auf der Stelle seinen Abschied."

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Zweikampf auf den Degen zwischen zwei Frauen.

(R.)

Zwei Frauen zu Dublin, die schon lange eifersüchtig auf einander waren, begegneten sich am 5. December v. J. auf dem Marktplatze dieser Stadt, nachdem sie sich seit fast einem Monate gegenseitig ausgewichen waren; denn ihrer Erbitterung war so groß, daß sie deren Ausbruch immer gefürchtet hatten. Nun aber einander gegenüber, holte die Eine die Andere an, und da keine von beiden die Segel streichen wollte, so mußte es nothwendiger Weise zum Treffen kommen. Die Eine versetzte der Andern einen Backenstreich, und diese forderte nun blutige Genugthuung, indem sie der Angreifenden die Wahl der Waffen überließ.

Vier Tage später ward der Todtenbeschauer (Coroner) herbeigerufen, um die Leiche der Frau Margarethe Sylvian zu besichtigen, die, kaum erkrankt, plötzlich verstorben war. Er bemerkte unter der rechten Brust eine viertehalb Zoll tiefe Wunde, die schräg bis ins Herz gedrungen war. Nachdem er dem Präsidenten des Criminalgerichtshofes zu Dublin hiervon sofort die Anzeige gemacht hatte, verfügte dieser sich mit seinem Schreiber nach der Wohnung der Verblichenen und schritt zum Verhör der Individuen, die er dort vorfand.

Eine Madam Melchior erklärte, eine Person ihrer Bekanntschaft würde der Justiz schon Auskunft über die Ursachen geben können, welche den Tod der Frau Sylvian herbeigeführt hätten. Der Präsident befahl sogleich, daß man sie holen sollte, und in Folge dieser Aussagen erschien dann folgenden Tages Jessy Rosa Cranby vor den Assisen von Leinster in außerordentlicher Sitzung zu Dublin.

Die Angeklagte mißt nicht weniger als fünf Fuß vier Zoll, sie hat eine kräftige Stimme, einen stämmigen Wuchs, kräftige Schultern von ungleicher Höhe, einen dicken und kurzen Hals, ein rundes Kinn, lebhafte Augen und blondes Haar. Sie antwortet entschlossen, doch ohne Effronterie, auf die an sie gerichteten Fragen.

Der Präsident. Wie alt sind Sie?

Die Angeklagte. Das ist eine Frage, die nicht sehr galant ist.

Der Präsident. Hier handele es sich nicht um Galanterie; wir haben es mit ernsteren Dingen zu thun.

Die Angeklagte. Da die Antworten, so viel ich weiß, nicht obligatorisch sind, so werden Sie mir erlauben, Herr Präsident, daß ich mich dieserhalb meiner Freiheit bediene.

Der Präsident. Sie wollen mir also nicht sagen, wie alt Sie sind?

Die Angeklagte. Ich weigere mich dessen nicht; aber ich sehe nicht ein, daß es nothwendig wäre, alle die Neugierigen davon zu unterrichten, die hier versammelt sind. Lassen Sie Ihren Schreiber zu mir kommen und ich will es ihm ins Ohr raunen.

Um dem Eigensinn der Angeklagten zu genügen, mußte der Schreiber sich schon von seinem Platze bemühen, die vertrauliche Mittheilung entgegennehmen und den Präsidenten damit bekanntmachen, der sie dann niederschrieb. Hiernach ward das Verhör, wie folgt, fortgesetzt.

Frage. Welch Geschäft hat Ihr Mann?

Antwort. Gar keins.

Fr. Er muß doch etwas treiben?

Antw. Nein, mein Herr, er hat gar kein Geschäft, es wäre denn, daß Sie die Quälereien, die er an seiner unglücklichen Lebensgefährtin verübt und sein Hofiren anderer Frauen dafür rechnen wollten.

Fr. Ihr Mann ist also ein Liebhaber der Frauen?

Antw. Ja, Herr, mehr als es mir möglich ist, Ihnen zu sagen.

Fr. Das ist höchst unrecht, wenn er die Seinige darüber vernachlässigt. Heinrich Edward Cranby, treten Sie vor.

Auf diese Aufforderung nähert sich ein ziemlich wohlgekleideter Mann von etwa vierzig Jahren. Der Präsident nimmt ihn ins Verhör, wie folgt:

Fr. Ihre Frau behauptet, daß sie Ursache hätte, sich über Sie zu beschweren.

Antw. Kann sein.

Fr. Finden Sie ihre Beschwerden gegründet?

Antw. Es ist mir nie eingefallen, darüber nachzudenken.

Fr. Schlagen Sie sie zuweilen?

Antw. Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen; das sind häusliche Geheimnisse, die man nicht an die große Glocke zu hängen braucht. Wenn ich es mir einfallen ließe, Sie zu fragen, ob Sie die Ihrige schlagen, da würden Sie mir sicher auch keine Antwort darauf geben.

Fr. Ist Ihre Frau nicht sehr eifersüchtig auf Sie?

Antw. Gewiß; denn sie hat schon oft Leute besoldet, mir nachzugehen, wenn sie sich nicht selbst da introduciren konnte, wohin ich ging.

Fr. Sind Sie ihr denn nicht untreu gewesen?

Antw. Das hat mit dem Procesſe nichts zu thun.

Fr. Allerdings kommt es sehr darauf an, zu erfahren, ob Ihre Frau Ursache hatte, auf Sie eifersüchtig zu sein oder nicht. Sind Sie ihr irgend untreu gewesen? frage ich Sie noch einmal.

Antw. Mein Herr, am Ende möchten Sie mich wohl gar fragen, wie ich mich bei der Liebe benehme!

Der Defensor. Es ist ohne Beispiel, daß ein Präsident je solche Fragen an einen Zeugen richtete. Ich erkläre, daß ich mich der Fortsetzung dieses Verhörs widersetze; es ist meines Bedünkens illegal, indem es in dem 15. Art. §. 2 des Gesetzbuches vom 10. Mai 1708 heißt, „daß das „Zeugniß eines jeden Bürgers, der im Genusse seiner bürgerlichen Rechte „ist, nicht gelten soll, wenn er mit dem Angeklagten in einer nahen Ver„wandtschaft steht."

Der Präsident. Ich antworte auf den unziemlichen Ausfall des Defensors durch den Art. 8 §. 1 desselben Gesetzes, das er zu seinen Gunsten anruft: „Doch kann der Präsident eines oberen Gerichtshofes, „um Aufschluß zu erhalten, die Aussage eines nahen Verwandten des „Angeklagten entgegennehmen, wenn die vor diesem Gerichtshof anhän„gige Sache nicht eine Ehescheidung oder eine Scheidung von Tisch und „Bett betrifft."

Der Defensor. Als bloßen Aufschluß, wohlverstanden, und nicht als Zeugniß. Ueberdem haben Sie vergessen, den Schluß des Artikels mitzutheilen, den Sie eben angeführt haben; dieser lautet: „In „letzterem Falle soll der Präsident zuvor das Gutachten der Geschwornen „einholen." So ist denn, wie das am Tage liegt, das Gesetz nicht beachtet worden; denn man hat nicht allein die Geschwornen nicht um ihre Meinung befragt, sondern auch dem Gesetze vom 10. Mai 1708 zuwider, die Aussage einer Person vernommen, deren Stimme an dieser Stätte nicht hätte laut werden sollen. Um diese beiden handgreiflichen Verstöße wider die Gesetze, welche gegenwärtig im Vereinigten Königreiche existiren und in Kraft sind, wieder gut zu machen, verlange ich, daß die schon begonnene Procedur von Rechts wegen für null und nichtig erklärt werde.

Nachdem der Gerichtshof über diesen Vorfall deliberirt hatte, entschied er, daß den Conclusionen des Defensors zufolge Herr Heinrich Eduard Cranby nicht weiter vernommen, aber die vorhergegangenen Debatten nicht annullirt werden sollten, da sie weder eine Anklage noch eine Lossprechung enthielten, folglich also der Angeklagten weder schaden noch nützen könnten.

Der Präsident gab nun den Befehl, daß die Angeklagte abtreten sollte; doch ward die Audienz nicht aufgehoben.

Der Herr General-Procurator verlangt die Vernehmung der Zeugen.

Der Präsident. Wir wollen den Hervey und den Dickson hören. Gerichtsbote ruft sie auf.

Digitized by Google

Ein Gerichtsbote. Im Namen des Gesetzes und von wegen des Königs sollt Ihr, James Nick Heevey und Georges Arthur Ned Dickson erscheinen!

Auf diesen Anruf treten die beiden Zeugen vor, und Ned Dickson sagt aus:

„Es ist mir bekannt, daß die Eheleute Crauby seit langer Zeit sehr uneinig mit einander leben; der Mann gilt für ausschweifend und die Frau für sehr eifersüchtig. Als ich am 6. d. über den Markt ging, hörte ich, wie diese Letztere, an einem aufgestapelten Haufen Kornsäcke gelehnt, die Wittwe Sylvian mit den heftigsten Redensarten überschüttete. Neugierig, zu erfahren, warum es sich handelte, da beide Frauen sich spinnefeind waren und sonst nie ein Wort mit einander wechselten, trat ich hinter die Säcke. Es war ungefähr halb sieben Uhr Abends; die ambulanten Feilbieter hatten sich zurückgezogen und der Platz war auf dieser Seite menschenleer. — Du hast ihn mir genommen, sagte die Erstere, es ist mein Mann; jetzt liebt er mich nicht mehr, sieht nicht mehr auf seine Kinder. — Wenn er zu Hause kommt, sieht er finster aus; wenn ich ihn anrede, antwortet er mir nicht; wenn ich ihn umarmen will, stößt er mich zurück. Du hast mich zum unglücklichsten Weibe gemacht und Du bist mir für alle diese Leiden Genugthuung schuldig. — Meine Schuld ist es nicht, antwortete ihre Nebenbuhlerin, wenn Dein Mann mich leiden mag und mein Charakter ihm besser zusagt als der Deinige. — Schämst Du Dich nicht, fiel Rosa Crauby wieder ein, einen Familienvater von seinen Pflichten und von der Liebe abwendig zu machen, die er für seine Frau und für die armen Unschuldigen hatte, die ihm das Leben verdanken?

„In diesem Tone fuhr sie noch einige Minuten fort. Auf alle ihre Vorwürfe antwortete die Wittwe Sylvian nur durch ein geringschätziges Schweigen oder durch ein boshaftes Hohngelächter. Endlich brach Rosa in den Ausruf aus: so kann ich nicht mehr leben; Du mußt entweder zur Stadt hinaus, oder ich muß Dich tödten: jetzt wähle! — Ich lasse mir von niemandem befehlen, erwiederte die Wittwe stolz. — Wohl, begann Rosa wieder, so läßt Du Die doch wohl durch die Sorge für Deine Erhaltung rathen, und so erkläre ich Dir hiemit, daß, wenn ich Dich nach acht Tagen noch zu Dublin vorfinde, Du am neunten nicht mehr athmest. — Was! Du wolltest mich ermorden? — Ich will Alles, ich kenne mich nicht mehr, ich würde nicht Anstand nehmen, Dich in seinen Armen zu erdrosseln! — Ich werde das bei der Justiz melden. — Thue das nicht, sonst erwürge ich Dich mit eigenen Händen. — Nie habe ich solche Drohungen gehört. — Nie habe ich solche Verdorbenheit gesehen. — Du insultiest mich. — Hast Du mich nicht insultirt, mich nicht in dem verletzt, was mir das Theuerste ist? Und glaubst Du, daß ich das Gewicht der Qualen, das Du mir auflegtest, lange tragen könnte, ohne zu murren, ohne zu klagen und vor allem ohne mich zu rächen? Nur ein einziges Mittel ist noch übrig, uns zu verständigen: Du willst Deinen Ansprüchen auf meinen Mann nicht entsagen, und ich will ihn nicht aufgeben; Du hast fechten gelernt, ich nicht — aber meine Erbitterung wird meinem Muthe eine Stütze seyn und der Himmel wird mir meiner gerechten Sache wegen die erforderliche Geschicklichkeit verleihen. Entschließe Dich schnell. Morgen, frühzeitig, wollen wir, wenn Du einwilligst, uns auf dem Felde der beiden Pfähle, eine Viertelstunde von Leixlip, treffen. Wenn es seyn muß, will ich Dich selbst bitten, dies Mittel, unsern Zwist zu enden, nicht auszuschlagen; ich will mich vor Dir auf die Knie niederwerfen und es im Namen Gottes von Dir als eine Gnade erflehen, mir einen Mord zu ersparen; denn ich bin halbverwirrt und weiß nicht, wozu die Verzweiflung mich treiben könnte."

Die Angeklagte tritt wieder ein: ihre Augen sind geröthet und angeschwollen; sie scheint viel geweint zu haben. Der Herr Präsident redet ihr zu, daß sie sich beruhigen solle, und sagt dann: „Sie haben uns eben versprochen, uns entdecken zu wollen, in welcher Weise Sie sich Ihrer Nebenbuhlerin zu entledigen dachten. Ich mahne Sie an Ihr Versprechen."

Die Angeklagte. Anfangs wollte ich sie auf offener Straße mit einem Pistol erschießen und mich dann auch tödten; doch habe ich diese Idee wieder aufgegeben.

Fr. Weshalb?

Antw. Weil dies Schimpf und Schande auf meine Kinder gebracht haben würde.

Fr. Wozu entschieden Sie sich denn nachher?

Antw. Zum Duell. Die Männer, sagte ich zu mir selber, duelliren sich um Lappalien, warum sollten die Frauen sich nicht auch schlagen, besonders wenn sie den ernstesten Anlaß dazu haben. Es fehlt ihnen nicht an Muth, nur ist es das Ungewohnte, das sie in Erstaunen setzt und sie oft abschreckt; denn der Tod erscheint ihnen nicht greller als er den Männern erscheint. Ueberdem schien mir der Zweikampf die Gewaltthätigkeit des Mittels auszugleichen, zu welchem ich meine Zuflucht nahm.

Fr. Können Sie fechten?

Antw. Nein, mein Herr.

Fr. Doch haben Sie sich auf den Degen geschlagen?

Antw. Allerdings.

Fr. Warum aber eine Waffe wählen, deren Führung Ihnen unbekannt war?

Antw. Wenn man nur tödten oder getödtet seyn will, so ist es überflüssig, dabei Talent oder Anstand zu zeigen.

Fr. Warum wählten Sie nicht lieber Pistolen? Um im Schießen zu excelliren, braucht man nur ein gutes Augenmaaß zu haben, während zur Führung des Degens schon mehr gehört.

Antw. Stockend: ich ... ich ... ich mag die Waffen nicht, die ... Feuergewehre.

Fr. Wie? Sie scheuten es nicht, zu tödten oder getödtet zu werden, wie Sie sich selbst ausgedrückt haben, und doch hatten Sie Furcht, sich eines Pistols zu bedienen? — Die Angeklagte antwortet nicht.

Der Präsident. Wer hat zuerst ausgelegt?

Antw. Das kann ich nicht sagen, ich war zu aufgeregt. Wir haben beide zugleich begonnen. Mein Herz pochte Anfangs heftig und es flimmerte mir vor den Augen; nachdem ich aber eine ziemlich tiefe Wunde in die linke Schulter bekommen hatte, gewann ich meine volle Standhaftigkeit wieder und drang wüthend auf meine Feindin ein, die mir eine zweite Wunde an der rechten Hand beibrachte. Ich verdoppelte meine Kraft und versetzte ihr einen Streich, der sicher nicht getroffen hätte, hätte sie ihn nicht zu ihrem Unglück ausparirt wollen, wodurch sie ihn sich gerade auf die Brust lenkte. Sie stieß einen lauten Schrei aus und fiel hintenüber. In der Meynung, daß sie todt sey, entfloh ich, ohne mich umzusehen. Ich weiß nicht, wie sie hat ihr Haus erreichen können.

Der Generalanwald suchte nun in einer Rede, die länger als zwei Stunden währte, den Beweis zu führen, daß hier Mord vorwalte, indem der Todtschlag längst vorbedacht gewesen sey und die Angeklagte selbst ihre Absicht erkläre, daß sie sich um jeden Preis der Wittwe Sylvian habe entledigen wollen.

Der Defensor aber machte die Freimüthigkeit der Geständnisse seiner Clientin und die Umstände geltend, die zu ihren Gunsten sprachen; dann bewies er, daß sie nicht auf Mord anzuklagen sey: 1) weil sie sich eben so sehr und mehr noch als ihre Nebenbuhlerin exponirt habe, indem diese den unermeßlichen Vortheil über sie gehabt, eine Waffe gehörig führen zu können, deren Handhabung der Rosa fremd gewesen wäre; 2) weil sie nur des Duells überwiesen werden könnte, das Gesetz aber ein Duell zwischen Frauen nicht vorbedacht habe, und sie folglich freigesprochen werden müsse.

Digitized by Google

Die Geschwornen sprachen Jeffy Rosa Crauby auch nach einer sehr kurzen Berathung mit einer Mehrheit von zehn gegen zwei Stimmen frei.

Dieser Ausspruch war kaum bekannt geworden, als ein einstimmiges vivat! erschall. Acht Männer, welche die Angeklagte am Ausgange des Audienzsaales erwarteten, bemächtigten sich ihrer, hoben sie trotz ihres Sträubens in einen Tragsessel, und trugen sie unter dem Applaus der Menge nach ihrer Wohnung.

Von der Invasion und der Vertheidigung Indiens.

(Beschluß.)

(L.)

Aber man wird ohne Zweifel die Frage aufwerfen: Welcher Mittel anzuwenden seyen, um diesen Isthmus für eine feindliche Armee unwegsam zu machen?

Der ganze Lauf des Suttlp kann befestigt werden, von dem Punct aus, wo er vom Himalaya ausgeht bis nach Loodhiana, und mit Vortheil, denn kaum ist diese Fluß an einigen Orten zu durchwaten, selbst im Sommer und seine Ufer sind sehr felsig. Aber, wird man noch sagen, außer daß eine so lange Linie nothwendig einige schwache Puncte darbieten muß, die ein muthiger und unternehmender Feind benutzen kann, würde es nicht sehr schwer seyn, eine zahlreiche Armee in einem Lande voll Wüsten zu erhalten, das 150 Meilen von dem feuchtbaren Gebiet von Doab entfernt liegt, woher man allein die nöthigen Provisionen beziehen könnte? Würde da nicht ein offenbarer Vortheil auf Seite des Feindes seyn? Denn obgleich das Land zwischen dem Beya und dem Suttlp nicht eben fruchtbar genannt zu werden verdient, so bringt dieses Thal doch mehr Früchte hervor, als die Districte zwischen dem Suttlp und dem Jumna und man findet da alles, was eine Armee bedarf.

Wir antworten, daß unser vorzüglichster Zweck seyn würde, den Feind zu zwingen, eben dieses Land zwischen dem Suttlp und dem Jumna zu besetzen und ihn da lange genug aufzuhalten, um seine Armee zu schwächen und den größten Theil derselben unfähig zum Kampfe zu machen und ihn so ohne Schlacht zum Rückzuge zu zwingen. Diesen Zweck könnte man leicht durch eine Reihe oder Linie von Festungswerken und durch Erbauung mächtiger und imponirender Forts auf den Felsen von Caggar oder Sreeswati, in Nordwesten von Karnaul, erreichen. Diese Festungen müßten nicht sehr weit von der gewöhnlichen Straße von Penjaub nach Delhi seyn, und würden die Wirkung haben, die Operationen des Feindes gänzlich zu paralysiren und ihn zuletzt zum Rückzuge nöthigen.

In dem Falle, wo der Feind eine Schlacht verlöre, würden diese Festungen unvermeidlich das Verderben der ganzen Armee herbeiführen, denn sie würden die ganze Straße, auf welche er sich zurückziehen müßte, beherrschen. Diese Betrachtungen würden ihn nöthigen, sie zu belagern oder vielmehr zu blokiren; für die Belagerungsarbeiten würde ihm aber das Holz fehlen. Wenn, wie wir voraussetzen, diese Festungen bedeutend wären und 20—30,000 Mann zu ihrer Vertheidigung forderten, so müßte der Feind mindestens 50,000 Mann vor ihnen lassen, um sie zu belagern. Noch schwerer würde es ihm werden, seine Operationen zu decken, er würde entweder in einer geringen Entfernung, mit seiner ganzen Armee, in einem öden Lande an den Ufern des Jumna bleiben, oder die Passagen des Himalaya, welche nach den Thälern von Sirmor und Gharwal führen, besetzen müssen. Wenn er das erstere wählt, welche Schwierigkeiten wird er nicht finden, um die Subsistenz einer zahlreichen Armee in einem unfruchtbaren Lande zu sichern, das sich in seinem Rücken und auf einer seiner Flanken ausdehnt, auf einem Raume von mehr als 100 Meilen!

Im Falle eines langen Widerstandes der Festungen, den man vernünftigerweise voraussetzen kann, so würde er genöthigt seyn, Indien zu verlassen, ohne eine Schlacht geliefert zu haben, und mit einer zu Grunde gerichteten Armee. Wenn, um diesen Unfällen zuvorzukommen, er vorzieht, die Passagen von Sirmor nach Gharwal zu besetzen, so wird er genöthigt seyn, von seiner Armee ein bedeutendes Corps von 100,000 Mann mindestens (?) zu detachiren, wenn er auf unsere Armee vor den Thoren von Delhi trifft, vorausgesetzt immer, daß seine Armee das Doppelte an wirklichen Combattanten zählt. Wir haben vorausgesetzt, daß der Eroberer mit einer Armee von 200,000 Mann in Indien eindringt; aber man braucht das Land im Westen und Norden des Indus eben nicht genau zu kennen, um überzeugt zu seyn, daß es so gut wie unmöglich ist, dies Land mit einer nur halb so starken Armee zu durchziehen; es könnte inzwischen geschehen, das es dem Feind gelänge, die Einwohner von Penjaub für sich zu gewinnen, was ihm vielleicht eine Verstärkung von 50,000 Mann verschaffen würde. In diesem Falle könnte er vor Delhi erscheinen; aber er würde dann, wie wir schon gesagt, nur noch die Hälfte seiner vorausgesetzten Armee mit dahin bringen.

Wenn man sich gegen einen Eroberer zu vertheidigen hätte, so wäre das ein anderer Fall. Ein Feldherr, welchem ununterbrochene Erfolge in seinen kriegerischen Unternehmungen ein unbegränztes Zutrauen in sein Glück erworben haben, könnte keck die Festungen passiren und in den Ebenen des Jumna und des Ganges eine Schlacht liefern. Die Festungen würden dann ohne Nutzen seyn. Aber wer kann die Kühnheit eines überlegenen Genie's voraussehen? Würde ein Timur nicht die Gipfel des Hindu-Coosh, die höher sind, als der St. Bernhard, mit seiner Armee übersteigen? Es ist ein großes Glück für die Menschheit, daß solche Genie's immer nur einmal in mehreren Jahrhunderten erscheinen. Unsere Berechnungen und Behauptungen sind daher nur auf gewöhnliche Generale und Armee'n anzuwenden.

Die Erbauung der angedeuteten Festungen würde große Kosten erfordern; aber wir müssen glauben, daß man damit wahrscheinlich den Frieden der großen Bevölkerung von Indien sicherte. Alle Hülfsquellen eines Landes müssen der Sicherung dieses seines Friedens gewidmet werden und Indien ist eins der Länder, die solche Kosten am besten aufbringen können.

Bevor wir schließen, wollen wir noch bemerklich machen, daß die Militair-Gränzen Indiens nicht durch den Sind oder durch irgend ein anderes im Osten von diesem Flusse gelegenes Land, sondern durch den Maroost'hali und das Terrain zwischen dem Suttlp und dem Jumna bezeichnet sind. Die englische Herrschaft könnte sich wohl noch über das Penjaub ausdehnen und die pecuniairen Hülfsquellen würden sich dadurch noch vermehren; aber im Falle einer Invasion würden die Engländer genöthigt seyn, entweder dem Feind einen beträchtlichen Theil ihres Gebiets zu überlassen oder ihn unter sehr günstigen Umständen zu vertheidigen.

Digitized by Google

Vorlesungen des Herrn Th. Jauffroy über Philosophie.

(2.)

Wenn die Philosophie nichts wäre als Theodicee und Psychologie, nur dahin strebte, Gott und die Seele zu finden, das allgemeine Princip der Welt und das Phänomen des Gedankens zu creathen und zu erfassen, wenn sie nur die Wesenheit des reinen Geistes, den Grund von dem, was kein fühlbares Element hat und das Gesetz eines immateriellen Mechanismus suchte, so würde die Philosophie noch die verschlossene Wissenschaft einiger Intelligenzen, die sich gern in Abstractionen versenken, und ein nur einer kleinen Zahl von Eingeweihten zugängliches Studium seyn. Ohne die großartigen Ansichten, die mehrere geniale Menschen aufgefunden und aufgestellt haben, ihre glänzenden und kühnen Systeme und den vielumfassenden und tiefen Idealismus, den sie darauf gebaut, zu würdigen, würde man immer fragen, was sie will und man würde sie immer einer unnehelten Metaphysik und eines geheheten Kleinigkeitsgeistes anklagen, wo viel Kraft und Geist fruchtlos aufgewendet wird.*)

Aber seit vielen Jahrhunderten ist sie bereits besser begriffen und auf die eigentliche Frage zurückgeführet worden. Seit Sokrates, der sie, wie man gesagt hat, vom Himmel zur Erde hat niedersteigen lassen, was ohne Zweifel so viel sagen will, daß er sie dem Volke zugewendet, daß er sie ganz mit uns selbst, unsern Bedürfnissen, unsern Interessen, unserer gesellschaftlichen Existenz beschäftigt hat, ist die Philosophie, die Weisheit, die Moral, eine positive und practische Wissenschaft, nicht mehr eine leere Contemplation oder trockene Uebung der Intelligenz; sie ist eine fortgesetzte Protestation gegen den Irrthum und das Uebel, sie ist die Freiheit des menschlichen Geistes, der Adel des Menschen, das Ziel seiner Bestimmung; sie ist eine bessere Religion, immer in Arbeit, eine unermüdliche Reformation, eine höchste und permanente Gesetzgebung, welche die Gesellschaft bildet und auflöst, sie umfaßt unsere Rechte und unsere Pflichten. Was hat Plato anders gethan, als die Lehre des Sokrates, seines Meisters, zu formuliren und den Gedanken durch das Wort zum Gesetz zu erheben? Diese Philosophie, die Aristophanes in den Wolken lächerlich zu machen suchte, erschütterte demnach die Erde tief genug und drohte, Griechenland und die alte Welt zu erneuern.

In den folgenden Jahrhunderten hatte die Philosophie denselben Sinn und dieselbe Rolle. Der Geist der Prüfung und des freien Gedankens, die insurrectionelle und neuerungssüchtige Bewegung der Idee'n, die Macht des moralischen Gefühls, waren unter verschiedenen Formen und trotz der Verschiedenheit der Zeiten und der Oerter vor: die Lehre Jesu, die Ketzer, die Scholastiker, Luther, Descartes, Voltaire, Rousseau — alles das ist eine Appellation an die Vernunft, an die Würde und die unveräußerlichen Rechte der menschlichen Natur; es ist immer die Philosophie, welche erleuchtet, regelt und bezweckt, die Menschen und die Institutionen besser zu machen. Diese Philosophie zählt noch die Metaphysik zu ihren Bestandtheilen: sie sucht Gott, aber um die Gesellschaft nach seinem Bilde zu gestalten, um in ihm die großen Idee'n der Einheit, des höchsten Gutes und des Gesetzes zu finden; sie studiert den Menschen und die wunderbaren Fähigkeiten seiner Seele, nicht mehr als einen seltsamen Gegenstand der Analyse oder als ein Räthsel, das man sinnreich lösen muß, sondern als einen edel, frei und moralisch Handelnden, gebunden von Pflichten und für welchen die Gesellschaft gemacht ist, wenn er für sie gemacht ist. In unsern Tagen hat die schottische Schule diesen Weg betreten. Man sieht, daß es eine wohlthuende Mission, eine Art moralischer Priesterschaft ist, welche die Philosophie übernimmt.

Der Cursus des Herrn Jauffroy hat diesen Charakter. Scharfsinniger Psychologist, voll lebendiger Bilder und so gründlich als natürlich, kluger Spiritualist, erprobt durch Beobachtung und Erfahrung, nichts wagend außerhalb der Thatsachen, Moralist und Publicist, der das Recht und die Moral nicht trennt und das eine wie die andere aus der innigen Würdigung unserer Natur, aus dem vollen Bewußtseyn des Ichs schöpft, giebt er seinen Vorlesungen über Philosophie eine wissenschaftliche Gründlichkeit, eine moralische Erhebung und eine merkwürdige Nützlichkeit für die Anwendung.

„Die Grundlagen des natürlichen Rechts aufzusuchen und eine kritische „Exposition der vorzüglichsten Systeme der modernen Philosophie über diesen „Theil der Wissenschaft zu geben," das ist der Gegenstand dieses Cursus. Folgendes ist ungefähr das Wesentlichste der letzten Vorlesung:

Da die Idee des Rechts und die der Pflicht die Idee des Ichs in sich begreift oder voraussetzt: und die des Ichs die der Verbindlichkeit so heißt fragen, ob es Rechte oder Pflichten gebe? eben so viel, als fragen, ob es für den Menschen eine verbindende Regel gebe? Daraus ergeben sich denn zwei Fragen: Giebt es für den Menschen ein verbindendes Gesetz? und welches ist dies Gesetz?

Einige Philosophen haben geantwortet: Nein, auf die erste Frage und andere sind über die zweite verschiedener Meynung gewesen. Die divergirenden Systeme, die über die Lösung dieser doppelten Schwierigkeit entstanden sind, können in drei Classen resumirt werden. Die einen haben gesagt: Es kann kein verbindendes Gesetz geben und diese Denker stellen dies a priori fest vor aller Untersuchung, bestimmt allein durch die Kraft ihrer Fundamental-Idee: so Hobbes, der die menschliche Freiheit läugnet; so Spinoza, für welchen alles Gott und der Mensch folglich ein Fragment Gottes ist; und wie ist ein verbindendes Gesetz möglich, wenn man nicht frei und wenn man Gott ist? Die andern haben es finden wollen, sie haben es in der Natur, in uns, außer uns und überall gesucht; sie haben es nirgends gesehen noch erfaßt und haben gesagt: Es giebt, der That nach, kein verbindendes Gesetz. Die letzten endlich haben es allen Abweichungen und Veränderungen ihrer vermeyntlichen Entdeckungen unterworfen; sie haben es zu finden geglaubt und haben es verfehlt, sie haben es verfälscht, sie haben es ganz nach Willkühr gemacht und variirt. Und alle, mögen sie es nun im Princip oder der That nach läugnen oder es entstellen, alle haben es zerstört und haben, indem sie es zerstörten, jede Wissenschaft der Rechte und Pflichten vernichtet, haben das natürliche Recht auf seiner Grundlage umgestürzt. Man muß daher diese Wissenschaft restituiren, diese Grundlage wieder feststellen, indem man beweist, daß es ein verbindendes Gesetz gebe und bestimmt, welches dieses Gesetz ist.

Was Herrn Jauffroy betrifft, so befolgt er hier, wie immer, die Methode der Beobachtung und einer strengen Analyse; Fragen der Thatsachen, nicht der auf das Leere gebauten Raisonnements, verdäch-

*) Daran würde man doch sehr Unrecht thun. Allerdings soll die Philosophie keine unfruchtbare Speculation bleiben; ihre Resultate sollen ins Leben als regelnde Vorschriften eingreifen, aber jede Populair-Philosophie, deren Starrheit in diesem Sinne wir nicht ableugnen, muß doch ihre Wurzel in Principien a priori haben, die, wenn überhaupt je, doch noch lange nicht Eigenthum der Massen seyn können und werden. Das will aber durchaus nicht so viel sagen, daß das himmlische Licht, was der Menschheit zu jeder Zeit und unter allen Umständen Noth thut, nur ein Eigenthum einer privilegirten Minderzahl je seyn könne oder gar solle; was aller Philosophie Anfangs- und Endpunct ist, was der Weise durch jahrelanges Nachdenken erforsche, das spricht in jedem unverdorbenen Herzen, in jedem nicht durch Erziehung verkehrten Geiste und gesunden Verstande zulänglich und beruhigend sich aus und eine erhabene Wahrheit liegt in dem kurzen aber von oben inspirirten Worte unsers großen National-Dichters:

— Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

riger und gewagter Abstractionen. Er hat sich im Mittelpunct seiner selbst gestellt, er hat sich gefühlt, gehört und lange Zeit beurtheilt; er hat lange seine Reflexion auf sich selbst gerichtet, alle Bewegungen und alle Acte unsers innern Lebens studiert und erforscht, bevor er von sich auf den Menschen schloß. In der That, der Mensch ist frei, er handelt, er bestimmt sich. Er bestimmt sich, aber nach welchem Gesetze? Es giebt keine Moralität, wenn es kein verbindendes Gesetz giebt, ist dieses unterdrückt, so giebt es auch keine Pflicht mehr: Uebereinstimmung unserer Entschlüsse und Absichten mit diesem Gesetz, das ist die Moralität und dann ist der Mensch ein frei handelnder. Existirt nun dieses Gesetz? Die Lösung dieser Frage muß man abermals in Thatsachen, in den moralischen Thatsachen der menschlichen Natur, suchen. Herr Jauffroy definirt die moralischen Thatsachen: als das Ganze unserer Entschlüsse und die vollständige Entwickelung unserer Thätigkeit. Er läßt uns sonach der allmähligen Entstehung dieser Thatsachen beiwohnen, weiht uns in Alles ein, was in uns bei der Thatsache unserer Entschlüsse vorgeht, enthüllt das Spiel und die Springfedern dieses innern Mechanismus, durch dessen Macht wir auf die Außenwelt wirken, erfaßt alle Principien und alle Elemente der menschlichen Natur, alle Phasen und alle Manifestationen unsers moralischen Lebens und dadurch selbst alle die Ursachen, die zu unsern Entschlüssen mitwirken. Das Gesetz, wenn es eins giebt, was uns regiert, muß erscheinen.

Wenn unsere ganze Natur, unsere ganze Thätigkeit sich plötzlich und ganz zeigte und entwickelte in der ersten Stunde unsers Daseyns, so würde es für uns nur einen moralischen Zustand geben. Aber es giebt Elemente unserer Natur, die zurückbleiben und erst später als andere in Wirksamkeit treten; wir leben anfänglich theilweise und progressiv. Daraus folgen drei moralische Zustände, durch welche wir hindurchgehen, indem wir uns mehr und mehr vervollständigen und in jedem thut sich ein Princip der Entschließung kund. Unsere Natur besteht aus vier Elementen: 1) instinctmäßigen und ursprünglichen Tendenzen; 2) Fähigkeiten; 3) Freiheit oder Gewalt, über unsere Fähigkeiten zu verfügen; 4) Vernunft oder die Kraft zu begreifen. Ihre isolirte oder gleichzeitige Wirksamkeit ist es, welche die drei moralischen Zustände constituirt, wovon wir gesprochen haben.

Herr Jauffroy hat sich bemüht, diese Elemente bei ihrer ersten Erscheinung in uns und in ihrer successiven Ordnung zu erfassen, dann zu definiren und sie zu würdigen, wie viel Antheil sie an unsern Entschlüssen haben. 1) Instinctive Tendenzen: Von der Geburt an treibt uns eine instinctmäßige Bewegung, je nach unserer Organisation, dem Zwecke des Lebens entgegen, der Thätigkeit, die in uns ist, die nie ruht, weder im Schlafe noch im Wachen und uns nicht einen Augenblick unsers Daseyns ohne Leben läßt. Leben (in der starken und philosophischen Bedeutung des Wortes), leben heißt für den Menschen, sein Ziel aussprechen, indem man darnach strebt und dieses Ziel oder dieser Zweck ist, die Bedürfnisse zu befriedigen, die ihn drängen und die unermeßlichen Wünsche zu erfüllen, die ihn verzehren. Dieses Motiv in uns ist das erste Element unserer Entschlüsse. 2) Fähigkeiten: Die instinctiven Tendenzen bedürfen der Werkzeuge, der Mittel; das sind die Fähigkeiten, die unmittelbar in ihren Dienst treten. Diese Fähigkeiten der menschlichen Natur sind immer in Bewegung, nie unthätig oder gehemmt, sondern circuliren wie das Blut oder wachen wie das Leben, ohne Unterlaß. Inzwischen muß man diese vollziehende Gewalt, wie sie Herr Jauffroy nennt, nicht mit der Freiheit verwechseln, welche die Kraft ist, sie zu leiten, so zu sagen die regierende Gewalt. Es giebt in uns Momente, wo wir nicht regieren, wo die Freiheit und die Intelligenz abwesend scheinen (d. h. sich nicht äußern). Das ist der erste moralische Zustand, worin wir gewesen, ein Zustand der Anarchie und der Leidenschaften, wo die instinctiven Tendenzen, das blinde Mobile, regieren; wo die Fähigkeiten ihre Sclaven sind und von ihren Launen und Zügellosigkeiten unterjocht werden. Damit haben wir das zweite Element unserer Selbstbestimmung oder Entschlüsse. 3) Freiheit: Der moralische Zustand, wovon wir so eben gesprochen, ist für den Menschen nicht lange haltbar; Spiel seiner eigenen Entschlüsse, deren einer den andern zerstört, nach dem Antrieb der instinctiven Tendenzen, die abwechselnd vorherrschen oder ihn zugleich bestürmen, weiß er nicht, welchem Wunsch oder welcher Leidenschaft er sein Ohr leihen soll, oder er sieht sich außer Stand, irgend eine zu befriedigen, weil die schlecht geleiteten Fähigkeiten ihn im Stiche lassen und an den Hindernissen und Unmöglichkeiten scheitern. Dann kommt ihm die Gewalt, sie zu leiten, ihre Wirksamkeit zu concentriren und endlich das zu erfüllen, was der Instinct verlangt, zu Hülfe; dann erscheint die regierende Gewalt, die Freiheit. Aber da der Widerstand fortdauert, so erlahmt die Federkraft oft und die Freiheit selbst ist ohnmächtig ohne die Vernunft. Drittes Element unserer Entschließungen. 4) Die Vernunft: Sie findet im Menschen schon Instincte, Fähigkeiten und die Freiheit vor, drei Elemente, die wir in uns fast von der Geburt an haben, aber die uns oft nach Zufall, folglich schlecht bestimmten, die uns einem mechanischen Impuls hingaben oder uns täuschten, weil die Instincte die Fähigkeiten berauschten und die Freiheit lähmten oder irreleiteten, weil die bewegende Kraft die vollziehende und regierende Kraft brach. Da tritt endlich die Vernunft ein, d. h. ein klares Motiv und ein sicheres Mittel zu handeln. Durch sie begreifen wir, daß unserer Natur genügen das Wohlseyn constituirt und daß dieses Wohl uns entschlüpfte, aus Mangel an richtigen Mitteln. Die Vernunft erhebt sich zu dem Begriff unsers wohlverstandenen Interesses; sie berechnet die besten Mittel, diesen Zweck zu erreichen, sie bemächtigt sich der Fähigkeiten, kommt der Freiheit zu Hülfe, überwältigt das rohe, thierische Motiv und ergreift die Zügel. Dann ist ein System des Betragens, eine Regel gegeben, eine Regel, die noch nichts moralisches hat, weil sie nur noch dahin strebt, dem wohlverstandenen Interesse zu genügen. Es ist ohne Zweifel mehr als der Mechanismus des Instincts und der ungeordnete Zug der ursprünglichen Tendenzen, welche die Fähigkeiten und die Freiheit irreführten und neutralisirten: es ist die beginnende Wirksamkeit der Vernunft, es ist ein Motiv, aber noch kein moralisches Motiv, noch kein Gesetz. Dabei bleibt aber auch die Vernunft nicht stehen: es kommt der Moment, wo sie sich von dem Begriff unsers Wohls, selbst der Idee des absoluten Gutes, losmacht und von da an erscheint ihr ein neues Motiv zu handeln, ein moralisches Motiv, ein verbindendes Princip, das Gesetz. Nun hat das natürliche Recht seine Grundlage und es giebt Principien.

Das ist denn der Mechanismus unserer Entschlüsse und vier active Principien bestimmen sie. Wir schreiten vorwärts durch die drei Zustände: vom ursprünglichen Zustand, wo wir den instinctiven Tendenzen hingegeben sind, zu dem Mobile, dessen Sclaven die Fähigkeiten sind, wo die Leidenschaften allein herrschen; dann zu einem Zustand des Egoismus, wo, um unser Wohl zu begründen und den Instinct zu befriedigen, die Fähigkeiten, die Freiheit und die Vernunft, auf ihrem niedrigen Standpunct, zusammenwirken; endlich zu dem moralischen Zustand, wo die Verpflichtung entsteht, wo, in voller und ganzer Thätigkeit der menschlichen Natur, der Tendenzen, der Fähigkeiten, der Freiheit und der Vernunft, wir das Gute an sich uns zum Ziel und Zweck setzen. In diesem Zustande hat die Vernunft ihre ganze Höhe, ihre ganze Würde erreicht, hat sich von aller Persönlichkeit frei gemacht und wirkt bloß im Interesse des Guten; in dem vorhergehenden war sie noch persönlich, sie handelte nur für uns, für unser wohlverstandenes Interesse.

Mögen wir nun aber aus wohlverstandenem Interesse oder aus Pflicht handeln, in beiden Fällen sind wir mit Schwierigkeiten und Hindernissen

Digitized by Google

umgeben; unser Leben, eine Reihe von Entschlüssen, ist ein immerwährender Kampf, welches auch der Schauplatz desselben sey: in dem ersten Zustande Kampf zwischen unsern Tendenzen und unsern Leidenschaften; in dem zweiten, Kampf zwischen unsern Leidenschaften und dem wohlverstandenen Interesse; in dem dritten, Kampf zwischen unserm (individuellen) Wohl und dem absoluten, d. h. dem höchsten Gut, oder dem unbedingt Guten. Aber es ist möglich, alles dieses in Einklang zu bringen. Schließt nicht die Befriedigung des wohlverstandenen Interesses die Befriedigung der instinctiven Tendenzen, weit entfernt sie auszuschließen, vielmehr in sich? Eben so wenig widerstreiten sich (recht verstanden) das wahre Interesse und die Pflicht. Was will die Pflicht? Die Erfüllung unserer Bestimmung. Wenn es persönliche Instincte und Leidenschaften giebt, so giebt es auch allgemeine, die unsern Nächsten mit umfassen: Wenn Du leidest, so leide ich. In der Sache ist also Uebereinstimmung, nur nicht im Motiv, denn man ist moralisch, nicht, wenn man die Vernunft hört, sondern wenn man nur das Gute und das Gesetz will. —

In den Gränzen unserer Analyse eingeschlossen, haben wir diese Vorlesung trockener und schmuckloser wiedergegeben, als sie in dem klaren und eleganten freien Vortrag des Herrn Jauffroy war. Dem schwierigsten philosophischen Stoff weiß er eine natürliche Wendung und eine anziehende Form zu geben. Ob er sich gleich selbst am Schlusse beklagte, nicht ihm genügende Worte zu finden für die Klarheit und Lebendigkeit seiner Begriffe und daß er nicht vermocht habe, seinen Gedanken so auszudrücken, wie er ihm vor der Seele stehe, so hat es uns doch geschienen, daß die Sprache seinen Idee'n nicht fehle, daß sie sich durch viel Einfachheit und Geschmeidigkeit auszeichne und daß sie oft mit Glück die zartesten Gegenstände der Analyse, schwer zu erfassende Beobachtungen und alle Schwierigkeiten der philosophischen Wissenschaft verständlich zu machen wisse.

Die Bibliothek des Serails zu Constantinopel.

(2.)

Drei Geistliche, ein Franzose, ein Italiener und ein Engländer, der Abbé Sevin, der Abbate Toderini und der Domherr Carlysle, machten die Reise nach Constantinopel, um zu entdecken, ob die Bücher und Manuscripte, von denen man sagte, daß sie in dem kaiserlichen Schatze (Chasine) aufbewahrt würden, die nämlichen seyen, die zur Zeit der Eroberung von Constantinopel zur Bibliothek der griechischen Kaiser gehörten. Der Abbé Sevin kam von seiner bibliographischen Pilgerschaft mit der Ueberzeugung zurück, daß alle griechischen Bücher und Manuscripte verbrannt worden seyen. Diese wurde indessen bald in Zweifel gezogen, als der Gesandte Girardin schrieb, daß sie in den Händen der Juden von Pera seyen, die sie gekauft hätten. Der Abbate Toderini verschaffte sich den Katalog einer orientalischen Bibliothek, die im Serail sich befindet, und dem Domherrn Carlysle gelang es durch die Protection des Lord Elgin, eine andere Bibliothek zu sehen, die zur Moschee Bostand dschamissi gehört und in den Gärten auf der Hafenseite liegt. Aber der Erfolg krönte das Werk nicht; in dem Katalog des Abbate Toderini, wie in der Bibliothek der Moschee, fand sich nicht ein einziges Buch, noch ein einziges Manuscript, dessen Ursprung man den byzantinischen Epochen hätte zuschreiben können.

Herr von Hammer konnte den bibliographischen Untersuchungen, die wir so eben erwähnt haben, nicht fremd bleiben; er suchte die Quelle des Gerüchtes zu entdecken, welches zu der Voraussetzung veranlaßt hatte, daß der kaiserliche Schatz griechische Bücher bewahre; seine ersten Nachforschungen führten ihn zu der Vermuthung, daß die Tradition eine große Menge Bücher und Manuscripte in europäischen Sprachen, die aus der Bibliothek des Mathias Corvinus herrührten, und die 1526 bei der Eroberung von Ofen durch Soleiman den Gesetzgeber, aus dieser Stadt weggeführt worden waren, für die Reste der Bibliothek der alten griechischen Kaiser genommen hätte.

Als er aber später die Chroniken des Reichs durchsuchte, überzeugte er sich, daß man kein genügendes Resultat erlangen würde, und blieb bei der Meynung, daß die im Schatz des Serails verschlossenen Bücher weder griechisch noch lateinisch seyen. Folgendes ist die Uebersetzung von zwei Fragmenten aus der türkischen Geschichte, Fragmente, die ihn glauben lassen, daß alle Bücher und Manuscripte des Serails in türkischer oder arabischer Sprache geschrieben sind.

Erste Gründung der Bibliothek im kaiserlichen Serail.

(Raschid III. S. 38.)

„Da es geschehen ist, daß die unzähligen und kostbaren Bücher, so wie schöne Manuscripte, die seit der Gründung des ottomannischen Reiches, theils durch Schenkung, theils durch Kauf, von allen Seiten acquirirt worden sind, und welche bis jetzt (im Jahre der Hegira 1131—1718) im Innern des kaiserlichen Schatzes aufbewahret wurden, in den Schränken durch den Staub der Vergessenheit, durch die Würmer und Milben zernagt worden sind; daß diese Bücher dadurch zu Grunde gehen und übrigens auch den Studierenden und Wißbegierigen des innern Hofes, durch die Unmöglichkeit selbst, sie nur leihen zu können, unzugänglich geworden sind; so betrachtete Se. Majestät, der Kaiser, erleuchtet von Gott, der alles weiß, es als eine Ungerechtigkeit, daß so viele wichtige Bücher so sorglos in der Finsterniß der Vergessenheit begraben seyn und den Blicken der Wißbegierigen entzogen werden sollten; in Betracht überdies, daß weise Männer sich nicht aussetzen, am Tage des Gerichts Rechenschaft zu geben von der sorglosen Aufbewahrung und strafbaren Zurückhaltung von Büchern, hielt er es für unerläßlich, im Innern des kaiserlichen Hofes eine Bibliothek zu bauen und da alle die prächtigen Bücher und Manuscripte vollständig niederzulegen, die sich in den Gemächern des kaiserlichen Schatzes befinden und den unterrichteten Personen des Innern zu erlauben, Kenntniß davon zu nehmen und sie zu benutzen. In Folge dessen und in dieser Ueberzeugung und Absicht wurde das Werk auf Befehl des Kaisers begonnen und die Ausführung desselben dem Großvezier übertragen. Nach den nöthigen Vorbereitungen zum Bau wurden im Monat Rebiounwwol (der im türkischen Text in blanco gelassen) der Großvezier, der Mufti, die zwei Kriegsrichter und das Haupt der Emirs in das kaiserliche Serail gerufen. Se. Majestät der Kaiser selbst nahm in seine erlauchte Hand einen Stein, um den Grund zu legen, und seine Begleiter folgten dem erhabenen Beispiel, indem auch sie mit andern Steinen die Grundlegung vermehrten. So wurde denn mit der Erbauung der kaiserlichen Bibliothek der Anfang gemacht an der Stelle des Kiosks, der vor zweihundert Jahren auf marmornen Säulen errichtet wurde für das Vergnügen und den Genuß der Padischas. — Die Gebete und allgemeinen Segnungen des Volkes waren der verdiente Lohn solcher guten Werke.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 895. Hamburg. Mittwoch, den 19. Februar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Eine Seefahrt in Gesellschaft des Lord Byron.

(Beschluß.)

(M.)

Die Diät, welcher Byron sich freiwillig unterzogen hatte, dürfte nur Wenigen zusagen, und ich kenne Leute, die um diesen Preis all den Ruhm nicht erkaufen möchten, dessen der Dichter bei Lebzeiten und nach seinem Tode genossen hat. Er frühstückte nicht und aß auch nicht zu Abend; sein einziges Mahl, das er sein Mittagsessen nannte, das diesen Titel aber wenig verdiente, bestand aus altem, völlig in Fäulniß übergegangenen, Cheshire-Käse, und in Essig eingemachten Gurken und rothen Kohl; von diesem Käse, den er mit Cyder oder mit Burton-Ale näßte, aß er viel. Läßt sich aber wohl eine Lebensweise denken, die unter einem glühenden Himmel und mitten im Sommer der Gesundheit hätte nachtheiliger seyn können? Einmal habe ich Byron, als eine außergewöhnliche Ausnahme, einen kleinen gebratenen Fisch essen sehen. Er trank vielen und starken Thee, und gleich nach dem Essen hielt er seine Sieste. Wenn er ausgeruht hatte, kam er wieder aufs Verdeck und trank Wein und Liqueur mit uns. Dies war die Stunde, wo er sich durch Fröhlichkeit auszeichnete, wo seine Unterredung voller witziger Einfälle und mit Anecdoten untermischt war; oft verstummte er auch plötzlich, kehrte sich um, schien eine traurige und plötzliche Aufwallung verbergen zu wollen, die ihn befiel, verließ uns, und schloß sich in seine Kajüte ein. Irgend eine schmerzliche Erinnerung hatte sein empfängliches Gemüth, seine unruhige Einbildungskraft berührt. Von Natur zart, weichlich und weibisch organisirt, hatte er diese fast krankhafte Disposition noch durch die Regellosigkeit seiner Lebensweise und Diät gesteigert.

Ein Fond bizarren Aberglaubens fand sich mit dem ironischen Scepticismus seines Denkens verschmolzen; so hätte er sicher nie etwas Wichtiges an einem Freitage begonnen; Salz oder Oel verschütten, schien ihm von der übelsten Vordedeutung zu seyn; gleich den Türken und Griechen leitete er eine widrige Prophezeihung aus umgestoßenen Wein ab: er machte kein Hehl aus all diesen Schwächen und schien mit seinen geheimen abergläubischen Begeiffen eher zu prunken als ein Geheimniß daraus zu machen.

Er hatte sich auf seinen Reisen durch die Welt ein Register von Flüchen aller Länder gesammelt und bediente sich ihrer ohne Rücksicht auf die Sprache, bei der er sie anwandte. Seine Manieren waren zugleich englisch, italienisch und morgenländisch. Wenn er im Zorn war, so spuckte er mit Heftigkeit auf das Verdeck; in dieser Weise gab er seine größte Verachtung zu erkennen. Ungestüm, eigensinnig, wunderlich, redwerte sein ganzer Atheismus sich auf eine epigrammatische und nicht sehr heftige Ironie: er war im Grunde religiös, und scheute sich nicht, zu sagen, daß man sehr einfältig seyn müßte, wenn man das Daseyn einer höchsten, allgegenwärtigen und wohlthuenden Ursache in Abrede stellen wollte. Ich bin überzeugt, daß er, wenn er länger am Leben geblieben wäre, sich irgend einer religiösen, wohl gar fanatischen Secte angeschlossen haben würde, gleich den Frauen, die nach einer flott verlebten Jugend Betschwestern werden. Er bezeugte eine große Achtung für die religiösen Vorurtheile anderer, nur mußte er die Gewißheit haben, daß sie ernst gemeynt seyen. Worüber er sich gern lustig machte, das war die, unter uns so häufige Scheinheiligkeit, und der Drang, andern die Tyrannei unserer eigenen Liebhabereeien, unsers Glaubens und unsers Geschmackes aufzubürden. Die Schranken des menschlichen Geistes demüthigten ihn, wie dies stets bei allen großen Geistern der Fall gewesen ist; er lachte über unser Streben, in Mysterien eindringen zu wollen, über welche Gott und die Natur einen dreifachen Schleier geworfen haben. Die Nichtigkeit eines Verstandes, auf den wir so stolz sind, war der stete Gegenstand seines Spottes.

Man kann sagen, daß Lord Byron unter allen Menschen am leichtesten zu durchschauen war; sein Gemüth war wie durchsichtig, und seine Hingebung ging bis zur Indiscretion. Das geheimnißvolle Wesen, das er affectirte, die düstere und mysantropische Miene, die er oft annahm, hinderten nicht, daß man bei ihm wie bei einem Kinde auf den Grund kommen konnte; er konnte nichts verhehlen; man hatte kaum einige Tage mit ihm verlebt, so konnte man nicht allein klar seine innersten Gedanken, sondern selbst die ganze Geschichte seines vorherigen Lebens lesen. Galante Intriguen, jugendliche Thorheiten, verdammungswürdige Handlungen, alles gestand er ein; und ich hätte so bei meiner Ueberfahrt mit ihm die vollständigen Annalen seines geheimsten Lebens niederschreiben können, wenn ich es gewollt hätte. Seine Angaben über Frauen, mit welchen er in Bekanntschaft gestanden, schienen mir nicht immer mit der strictesten Wahrheit im Einklange zu seyn. Er wollte minder für einen Mann von Talent oder für einen Helden, als für einen glücklichen Courmachee gelten. Auf diese sonderbare Schwäche bezogen sich alle die Mängel, die man ihm vorwerfen kann; er hätte gern glauben gemacht, daß ihm nie ein Frauenzimmer widerstanden hätte: allerdings war er höchst verführerisch, und es konnte nicht fehlen, daß seine glänzende Unterhaltung, seine lebendige Physiognomie, sein elegantes Wesen, seine abwechselnd ironische und leicht einschmeichelnde und überzeugende Rede einen dominirenden Einfluß auf die Herzen der Frauen ausüben mußte. Aber so verdammungswürdig ich auch die Offenbarungen finde, die ihm in dieser Beziehung entschlüpften, eben so wenig glaube ich, daß die Zahl seiner Opfer so groß gewesen seyn sollte, als er selbst es sagte.

In der Indiscretion Byron's lag etwas Freiwilliges und Unwillkührliches, dessenthalben man ihr verzieh. Es war ihm, wie schon gesagt, nicht möglich, etwas zu verschweigen; oft wußte man nicht, wie man seine Confidenzen, von so geheimnißvoller und so häuslicher Art, daß kein

Digitized by Google

verständiger Mann sie gemacht noch angehört haben würde, aufnehmen sollte. Hingerissen von seinem ersten Impuls, verwandelten sich alle Gedanken, alle Erinnerungen, die so zu sagen auf der Oberfläche seines Gehirns schwammen, in Worte und traten so ans Licht. Mit Erstaunen hörte man ihn in Invectiven gegen Leute ausbrechen, die man für seine vertrautesten Freunde gehalten hatte, und welchen er große Verpflichtungen schuldig war: er längnete das auch nicht; aber es war ein Sommergewölk, das sich in einem starken Regen ergoß und dann verschwand. Wenn man in Byron's Gegenwart diejenigen, über welche er sich so scharf aussprach, angegriffen hätte, so würde er sich ihrer unmittelbar angenommen haben. Lady Noel, seine Schwiegermutter, war ihm ganz besonders verhaßt; seine Tochter Ada aber war ihm das Liebste, was er auf Erden besaß.

„Sie wird reich seyn," sagte er einst zu mir, „und wenn ich etwas über sie vermöchte, so würde ich sie abhalten, einen Engländer zu heirathen. Meine werthen Landsleute stellen allen reichen Erbinnen nach; ich fürchte sie in Beziehung auf meiner Tochter Glück."

Seine natürliche Gebrechlichkeit ging ihm so sehr zu Herzen, daß er oft mit Bitterkeit auf den Fuß anspielte, der ein wenig kürzer war als sein Confrater, und den er, wie er sagte, sich längst hätte abschneiden lassen, wenn er nicht befürchtet hätte, dann auf das Reiten verzichten zu müssen, was sein größtes Vergnügen war; auch sah man ihn selten spazierengehen. Wenn er einen Besuch zu machen hatte, so setzte er sich zu Pferde; und weil er so selten ging, bekam er Anlage zum Fettwerden, was ihm aber so widerwärtig war, daß er sich deshalb der schon erwähnten albernen Diät unterzog, die ihm den Magen zerstört und seine letzte Krankheit und in deren Folge den Tod herbeigeführt hat.

Er wollte in allem der Erste seyn. Ich habe ihn oft mit dem Pistol schießen sehen: er hatte es darin zu einer großen Fertigkeit gebracht. Wenn ihm sein erster Schuß gelang, so legte er die Waffe bei Seite, um den Ruf seiner Geschicklichkeit nicht zu compromittiren; und wenn er weit vorbeischoß, legte er das Pistol ebenfalls aus der Hand und sagte, das sey ein Unglückstag für ihn, daher wolle er die Sache aufgeben. Zu der Zeit, wo ich mit ihm bekannt wurde, verfehlte er, obgleich seine Constitution sehr erschüttert und seine Nerven in sehr schlechten Umständen waren, selten sein Ziel, daher ich denn auch gern an die Heldenthaten dieser Art glaubte, die, wie man sagt, seine erste Jugend verherrlicht haben. Einst pflanzte er auf zwanzig Schritt Distanz ein dünnes Rohr auf, welches der Lady Noel gehörte, und schoß es, zur großen Verwunderung dieser Dame, die darüber sehr erschrak, mitten entzwei.

Am Bord erzählte er uns viel von seinen Leistungen dieser Art. Trelawney, der nicht minder geschickt war als er, steckte eine arme welsche Henne in einen Korb, so daß sie eben mit dem Kopfe daraus hervorguckte, und hing dann den Korb an einen Mast auf. Bald hatte dann einer oder der andere dieser in verschiedener Manier berühmten Männer dem Thiere den Kopf abgeschossen. Byron hatte eine vollständige Rüstkammer vortrefflicher Waffen, besonders Pistolen, worunter ein Paar, welches dem berühmten Arquebusier des Königs, Joe Manton, zugehört hatte. Nichts war ihm zu theuer, wenn es darauf ankam, sich gute Waffen zu verschaffen. Einst hielt der Fürst Schlizzi auf dem Verdeck ein englisches Pistol mit doppeltem Drücker in Händen, mit dessen Mechanismus er nicht bekannt war. Der Schuß ging los, und die Kugel sauste Lord Byron durch das Haar; dieser nahm dem Prinzen das Pistol mit der größten Kaltblütigkeit aus der Hand, um ihm dessen Mechanismus zu zeigen, und sagte dann zu Gamba: „Künftig giebst Du dem Fürsten nur Pistolen von italienischer Fabrik."

Unser Schiff fuhr längs den Küsten hin und so genossen wir eines, am aufmerksamsten von Lord Byron betrachteten, schönen Schauspiels. Er blieb auf dem Verdeck und bewunderte stundenlang den schönen dunkelblauen Himmel, welcher den Süden von Europa hauptsächlich charakterisirt, und den Lehren, ganz im Feuer der Sonne funkelnden lustigen Horizont. Als wir der Mündung der Tiber gegenüber waren, spähten wir nach der Kuppel des Vaticans; aber ein dichter Dunstkreis entrückte ihn unsern Blicken. Nur mit genauer Noth konnten wir die kleine Stadt Albano und die lange Gebirgskette entdecken, welcher der von dem Freunde des Augustus besungene Berg Soracte als Vorhut dient.

Eine der Hauptbelustigungen des Lord Byrons war es, sich mit Trelawney zu baren und zu fechten. Er war ein excellenter Borer, konnte aber bei seiner zarten Gesundheit diese Leibesbewegung nicht lange aushalten. Mit dem Rappier zog er fast immer den Kürzeren. Trelawney und Byron, ein paar unzertrennliche Gefährten, badeten sich oft in der Nähe des Schiffes; vergebens warnten wir sie vor den Hayfischen, die im mittelländischen Meere nichts Seltenes sind. Wir näherten uns der Insel Ponza, nach welcher die neapolitanische Regierung ihre Staatsgefangenen schickt, und die deren eben, in Folge des Insurrectionsversuchs von 1821, eine Menge hatte. Lord Byron äußerte bei dieser Gelegenheit, er habe sich die Hoffnung gemacht, einen allgemeinen Aufstand in den päpstlichen Staaten zu Stande zu bringen und eine große Rolle darin zu spielen, aber bei dem raschen Marsche des Barons Frimont hätte nichts daraus werden können.

Ich kann es nicht bedauern, antwortete ich ihm, daß Sie dieser Gelegenheit beraubt worden sind, einen Muth zu zeigen, der von niemand in Zweifel gezogen wird. Wie wollen Sie in einem in so viele rivalisirende, neidische und einander befeindende Fractionen zerstückelten Lande je eine Revolution zu Stande bringen? Leider giebt es in Italien nichts, das homogen wäre, und weit entfernt, daß das Aufbrausen der Volkswuth auf diesem oder jenem Punkte zu einer allgemeinen Bewegung führen könnte, würde es die übrigen Cantone von Italien nur bestimmen, sich ruhig zu verhalten und der Gewalt zu schmeicheln, bloß um ihre Schadenfreude über die Nachbaren zu haben. So lange in den Willen der Italiener keine Einheit kommt, wird jeder Revolutionsversuch dem Volke nur Blut kosten, ohne daß die Freiheit Nutzen davon hat.

Angesichts von Stromboli waren wir sehr verwundert, über dem Krater, dessen Eruption nur schwach aber unausgesetzt ist, keine Flamme, nicht einen einzigen Funken zu gewahren. Byron, der aufmerksam durch seine Lorgnette nach dem Kamm des Kraters aussah, bemerkte mir, daß sich an dem Felsen von Stromboli eine Menge Volksaberglauben knüpfe, und daß ein in den Archiven der englischen Admiralität niedergelegtes, von der gesammten Mannschaft eines Kriegsschiffes unterzeichnetes curioses Document folgendes Wunder attestire. Man hatte zwei riesige Personen, die einen Menschen zwischen ihren Händen baumeln ließen, den Berg ersteigen, und, als sie dessen Gipfel erreicht hatten, ihn einen Augenblick hin und her schwenken und dann in den Krater schleudern sehen. — In diesem Genre ward die Unterredung eine geraume Zeit fortgeführt; sie drehte sich nur um Geister und Gespenster, für welche Lord Byron einen großen Respect zu haben sich das Ansehen gab.

Was soll ich von der Charybdis und der Scylla sagen, aus welchen die Einbildungskraft der Alten Colosse gemacht hat, und die in den Augen der heutigen Schiffer für nichts mehr gelten? Bei schwerem Wetter haben das Gebrüll der Scylla und der Strudel der Charybdis noch jetzt etwas Ehrfurcht gebietendes; aber das Meer war ruhig, und Lord Byron, der so gern einen tüchtigen Sturm gehabt hätte, schüttete seine Verachtung über diese Schrecken der alten Mythologie aus.

Digitized by Google

Wie ist denn, wird man mich fragen, Byron's wirklicher Charakter beschaffen? Ich glaube, er ist aus einer lebhaften, raschen, vorübergehenden Empfindsamkeit zusammengesetzt, deren erster Impuls stark ist, der aber verdunstet, wenn man ihm die Zeit läßt, zu erkalten; Anfangs ungestüm, verhieß er alles, wagte er alles, war ihm nichts zu theuer. Nichts in der Welt würde ihn in dem ersten Augenblicke zurückgeschreckt haben; hernach aber kam er zur Besinnung; dann machten sich ihm die Furcht, lächerlich zu werden, die Erinnerung an die vielen Täuschungen der Welt, die Geringschätzung der Menschen fühlbar. Zuweilen blieben seine Zusagen unerfüllt; dann bezweifelte man seine Redlichkeit, brandmarkte seinen Charakter und selbst seine Ehre. Ich habe einige Freunde von ihm gekannt, die, ohne es Byron zu sagen, bedeutende Summen bezahlten, die er unklagerweise versprochen, aber zu bezahlen vergessen hatte. Was mich betrifft, so glaube ich, daß einerseits sein feuriger Charakter, andererseits die wenige Bedächtigkeit und Vorsicht, die ihm eigen war, den eigentlichen Grund dieser Leichtigkeit in den Versprechungen, deren seine Feinde sich bedienten, um ihn anzuschwärzen, abgaben. Zu diesem Fehler denke man sich nun noch eine ewige und unverbesserliche Indiscretion hinzu, in dem Maaße, daß man ihm kein Geheimniß, welcher Art es auch seyn mochte, anvertrauen konnte, wenn man es nicht unverzüglich ausgeplaudert wissen wollte, was einmal seine Manie war. Unter allen Verschwörern war Byron sicher der allerungeschickteste. Uebrigens zweifle ich nicht, daß seine Mängel, oder sein unglücklicher Charakter, der jeden Umgang mit ihm unsicher machte, die Hauptursachen der Verdrießlichkeiten seines Lebens gewesen sind. In seinem Zorne schonte er selbst derer nicht, die seiner Sache zugethan waren und deren er am meisten bedurfte. Als ihm die Kunde ward, daß Herr Blaquiere, statt ihn in Griechenland zu erwarten, dies Land verlassen hatte, da war er, und dies nicht ohne Grund, sehr unzufrieden mit dieser übereilten Abreise, die ihn nun hinderte, aus dem Munde des Herrn Blaquiere alle die Einzelnheiten zu sammeln, die auf die Lage des Peloponnes Bezug hatten; aber er hatte Unrecht, sich nicht in seinen Ausdrücken zu mäßigen und diesen der Sache Griechenlands so nöthigen Mann nun so tief herunterzusetzen, kurz, sich nicht wie ein Mann, sondern wie ein wuthentbranntes Frauenzimmer zu gebehrden. Die Spöttereien, die er ohne Unterlaß über den Herrn Blaquiere ergoß, von dem er sagte, er stürbe vor Lust, sich einmal gedruckt zu sehen und sey bloß deshalb nach Frankreich zurückgekehrt, um seine Correctur zu besorgen, waren so lebhaft als ergötzlich. Es thut mir leid, daß er nicht die anekdotische Geschichte seiner Reise nach der Türkei in seiner ersten Jugend aufgesetzt hat; einige der Geschichten, die er mir erzählte, waren vortrefflich und es werth, der Vergessenheit entzogen zu werden. Als der Capitain Bathurst, ein Meerwolf von altem Schrot und Korn, den Capudan-Pascha besuchte, war Byron mit ihm.

Nichts war drolliger, sagte Byron zu mir, als Bathurst's Zorn gegen die Unwissenheit des Ottomannen. Der Capudan-Pascha stellte durch seinen Dollmetscher die Frage an ihn, ob er den Compaß kenne. „Alter Schaafskopf!" rief Bathurst aus, „sagt ihm, der dummste Schiffsjunge der kleinsten englischen Fregatte wüßte, was ein Compaß ist." Der alte Türke, dem die Antwort etwas modificirt referirt wurde, strich sich eine Zeitlang seinen langen Bart vor Verwunderung und rief dann aus: „Maschalla! diese Giaurs sind wahre Teufelskerle!" — Der Herr Adair, großbritannischer Gesandter bei der Pforte, stand im Begriff, sich zu beurlauben, und sein Nachfolger, Herr Strafford Canning, befand sich mit in dem feierlichen Zuge, der sich zum Sultan begab. Er war jung, blühend, eben rasirt, das Haar sauber geordnet, und hatte ein etwas weibliches Ansehen, dies regte die Aufmerksamkeit eines alten Türken an, so, daß dieser sich zu mir hinneigte und in vollem Ernste zu mir sagte: „Nicht wahr, der junge Mann da ist ein Eunuche, den Se. brittische Majestät unserm erhabenen Sultan zum Geschenk macht?"

Byron weissagte die dereinstige Erhebung seines Freundes Hobhouse, obgleich derselbe für eins der Oppositionsmitglieder galt, welche am wenigsten Aussicht hätten, je zur Gewalt zu gelangen.

„Es läßt sich nicht wohl denken," warf ich ein, „daß der Unabhängigkeitssinn des Herrn Hobhouse sich je vor der Verheißung einer Stelle beugen sollte, wie glänzend diese auch seyn möchte."

„„Das nicht,"" antwortete Lord Byron, „„aber es wird die Zeit kommen, wo der Wechsel der allgemeinen Ansichten den Hobhouse zwingen wird, eine Stelle der Regierung anzunehmen. Er wird der Gewalt nicht entgegengehen, aber sie wird ihm entgegenkommen müssen.""

Byron hatte recht prophezeiht und das Ministerium des Lords Grey so wie die Reform des Lords Brougham haben die Richtigkeit dieser Weissagung erwiesen.

„Waeum," fragte ich ihn einst, „möchten Sie denn nicht eine Epopee schreiben?"

„„Ha! die Zeit der Epopee ist vorüber, kein Mensch liest mehr ein episches Gedicht. Wie viele Leser hat Milton, der bewundernswürdige Dichter, wohl noch? Ich mache überdem nur darauf Anspruch, meinen Zeitgenossen zu gefallen, gelesen zu werden; erinnert man sich meiner Werke noch nach meinem Tode, tanto meglio.""

Hierin, wie in manchen andern Dingen, habe ich eine Nuance von Affectheit und Affectation bei dem großen Dichter wahrzunehmen geglaubt. Wahr ist es, daß die lebendige, episodische und launenhafte Natur seines Genies, meiner Meynung nach, mit dem Genius der Epopee nicht im rechten Einklange stand; doch suchte ich die Discussion durchzuführen. Es machte mir Vergnügen, ihn seine Meynung entwickeln zu hören; ich nannte ihm das Beispiel Tasso's und Ariost's, die ihre Zeit ergötzt und doch auch die Nachwelt nicht gleichgültig gelassen hätten.

„„Ha!"" erwiederte er, „„die Italiener und die Engländer haben keine Aehnlichkeit miteinander; die italienische Natur ist poetisch; in diesem Lande hier hat jeder Mensch Sinn für Poesie. Was den Ruhm betrifft, von dem Sie sprechen, so setze ich wenig Werth darauf: ich bin auf meine Reise nach Griechenland weit stolzer als auf alle die Gedichte, welche ich in den Druck gegeben habe.""

So groß war die Täuschung dieses genialen Mannes! Rousseau schätzte sich weit höher, daß er in einem fünften Stock der Straße Platriere gewohnt, als daß er seinen Emil gedichtet, und Byron hielt seinen Childe-Harold und seinen Sardanapal für wenigee bedeutend und für minder glänzende Lorbeeren, als ein oder ein paar Scharmützel in dem heutigen Griechenland und ein Dutzend Schüsse auf die Türken.

Der Widerwärtigkeiten dieses unglücklichen großen Mannes gab es, wie man sieht, viele; auch war es ihm ein Bedürfniß, sich darüber auszusprechen; er machte, gleich Rousseau, aus den unbedeutendsten Querstrichen des Lebens, eine bittere Mysantropie, und ich bin fest überzeugt, daß er untröstlich gewesen seyn würde, wenn ihm die Gelegenheit, sich dergestalt zu beklagen und das Register seiner Beschwerden über das Menschengeschlecht gefehlt hätte. Die Phantome seiner Einbildungskraft wogen mindestens diejenigen auf, von welchen das Gemüth des Jean Jacques Rousseau eingenommen war, beide sinnreich, sich selbst zu peinigen; beide alles aufbietend, dem Menschengeschlechte zu mißfallen, dessen Aufreizung ihr Ziel zu seyn schien. Stolz auf ihre Unabhängigkeit, waren beide die Sclaven ihrer Launen; um nicht wie Andere zu handeln, begingen sie eine Menge Unvorsichtigkeiten, die sie hinterher bitter zu bereuen hatten. Es gab unter diesen beiden sonderbaren Menschen noch andere Berührungspuncte. Diejenigen, die um sie waren, konnten ihrer Herrschaft über sie

Digitized by Google

gewiß seyn, nur durften sie sich das nicht merken lassen. Wenn Byron es inne geworden wäre, daß irgend jemand Einfluß auf ihn üben könnte, daß man die Anmaßung hätte, ihn beherrschen zu wollen, er würde ein solches Individuum nie wieder vor sich gelassen haben. Man stand sich gut mit ihm, wenn man that, als folgte man in allem seinen Meynungen, seinen Wünschen. Teelawney hatte sich dies wohl gemerkt, und dieser Athlete, dieser neuere Herkules schmeichelte und liebkoste den Byron gleich einem verzogenen Kinde. „Wenn wir in Griechenland nichts ausrichten können," sagte dieser einst zu Teelawney, „so wollen wir, denke ich, zusammen eine Reise durch England machen und hernach irgend eine kleine Insel des Südmeeres kaufen oder erobern, wenn Sie mich dorthin begleiten wollen."

Trelawney genehmigte diesen lächerlichen Plan, sich das Ansehen gebend, als hielte er ihn für höchst weise und verständig, und versprach Byron, daß er mit ihm nach dem Südmeere gehen wollte. Schlizzi, der griechische Fürst, Schmeichler, wie alle seine Landsleute, äußerte, es sey höchst wahrscheinlich, daß die Griechen einen König wählen würden und daß die Wahl dann eben auf Lord Byron fallen dürfte. Wer hätte es denken sollen, daß unser Dichter solche plumpe Köder für baare Münze genommen hätte!

„Meiner Seel'," sagte er, „das ist eine Idee, die mir keineswegs mißfällt; ich würde die griechische Krone nicht ausschlagen, wenn sie mir angetragen würde, aber mein Geld hielte ich hinter der Hand und bedänge mir auch gleich Sancho Pansa auf seiner Insel Barataria die Freiheit aus, nach Gutdünken wieder abzudanken."

Seine Meynungen über die Frauen waren nicht der Art, daß sie dem Geschlechte, welchem Lord Byron einen so großen Theil seines Lebens zum Opfer gebracht hatte, hätten gefallen können. Beständigkeit, Tugend, eine innige und aufrichtig gemeynte Anhänglichkeit, waren Dinge, die er den Frauen im Allgemeinen nicht beilegte. Freilich waren die Sitten, die er in seiner Jugend um sich sah, nicht die besten, und die Sphäre der hohen Gesellschaft, in deren Mitte er seine Lehrzeit bestand, wimmelte von Lastern, die um so gefährlicher waren, als Heuchelei und eine affectirte Moralität ihnen als Deckmantel dienten. Die verheiratheten Frauen der aristokratischen Salons von 1805 und 1806, und die venetianischen Courtisanen von 1820 dienten ihm als Maaßstab, um die Frauen im Allgemeinen zu beurtheilen, eine allerdings ungerechte Ansicht, von der er sich aber nicht losmachen konnte.

„Nur die Morgenländer," sagte er oft zu mir, „wissen es, wie man die Frauen lieben und regieren muß; sie sperren sie ein und thun Recht daran; sie begnügen sich damit, ihnen einige Künste der Erholung zu lehren, ohne ihnen den Kopf mit romantischen Thorheiten und albernen Prätensionen zu verrücken. Eine europäische Frau ist die Sclavin ihres Gatten und aller ihrer Anbeter, was bekanntlich sehr weit gehen kann. Die Frau von Maintenon fand in ihrem Alter nur eins, das ihre Politik in Verlegenheit setzte, nämlich die Nothwendigkeit, allen ihren Liebhabern befreundet zu bleiben und allen Gutes zu thun, die frühere ihre Gunstbezeugungen genossen hatten. Die heutigen Griechen führen sich als verständige Männer auf, indem sie es nicht dulden, daß ihre Töchter eine Feder in die Hand nehmen. Eine Frau schreibt nur, um Liebesbriefe zu entwerfen; was mich betrifft, so würde ich, wenn ich noch einmal eine Frau wählen sollte, mir solche aus dem Morgenlande holen, denn sie müßte schüchtern, unschuldig, offen, ihr Herz nicht durch das Theater und durch Bücher entblättert seyn und nur für mich allein schlagen."

Byron hatte einen alten Intendanten, Lega genannt. Aus seinen Falten, aus seiner Stirn, aus seinen Augenwinkeln guckte der Geiz hervor. „Achten Sie mir den Mann da," sagte er einst zu mir, „er ist ehrlicher als wir alle beide; er bewacht meinen Schatz eben so angelegen, wie der Drache die goldenen Aepfel der Hesperiden bewachte. Er schaut auf meine Thalee mit demselben Behagen, als ob sie ihm angehörten. Er ist nur glücklich, wenn das Häufchen meiner Bankzettel anwächst; er könnte auf einem Kasten voller Geld schlafen, ohne daß es ihm einmal einfiele, ihn zu öffnen und es anzurühren. Ich sage Ihnen, dieser Alte da ist eine wahre Seltenheit; er ist so haushälterisch für mich, als er ehrlich für sich selbst ist. Ich behalte mir überdem für meine alten Tage ein Lasterchen vor, wovon meine Jugend nichts gewußt hat: den Geiz. Es ist dieses eine letzte Planke, um mich zu retten und noch am Leben zu hängen. Ich denke, meinen Helden, den Don Juan, eben so enden zu lassen; nachdem er Europa, Afrika und Amerika, durch eine Menge Frauen, seine Opfer, dargestellt, versühnet hat, wird er ein Methodist und Geizhalz werden. Ich sehe bei mir schon einige Symptome der Knickerei ausbrechen. Ich war verschwenderisch, als ich nichts hatte; seit aber die Lady Noel, die Mutter meiner Frau, in den Besitz des großen Vermögens gekommen ist, das mir zufällt, beginne ich Schätze zu sammeln."

Wahr ist es, daß Lord Byron mit seiner gewohnten Bizarrerie und dem anscheinenden Widerspruch seines complicirten Charakters sich wechselsweise freigebig bis zur Verschwendung und ökonomisch bis zur Knauserei bewies. Wenn er auf jemand einen Tick hatte, so spielte er ihm alle denkbaren Streiche. Das erfuhr der arme Capitain Vitali während unserer Ueberfahrt. Er war die stete Zielscheibe des Lord Byrons, der ihm aufsätzig geworden war. Diese Animosität hatte einen höchst kindischen Grund, wie man sehen wird. Vitali hatte ein Felleisen mit Tuch an Bord genommen, das er einzuschmuggeln dachte. Da er aber zugleich fürchtete, daß die Schiffskost seiner Gastronomie nicht hinlängliche Ressourcen geben würde, so hatte er in dem Felleisen auch ein ganzes gebratenes Schwein eingeschlossen, das dann binnen acht Tagen verdorben war und nun einen pestilenzialischen Gestank verbreitete. Scott, der alte Schiffs-Capitain, rauh und ungestüm, wie alle unsere Seeleute, übrigens aber auf Recht und Sitte haltend, entdeckte bald, daß der Gestank, über welchen sich jedermann beschwerte, aus dem Felleisen kam, und zwang demnach den Vitali, es zu öffnen. Bei dem Anblick des in Fäulniß übergegangenen Schweins ward uns allen übel, und Byron hörte von diesem Augenblick an nicht auf, den leckermäuligen und schmuggelerischen Capitain mit seinen Witzeleien zu verfolgen und ihn selbst zu hassen. So gab er gleich beim ersten Zollamte, wo das Schiff anlegte und Vitali seine kleine Emplette einzuschmuggeln gedacht hatte, diese an, und der griechische Capitain mußte nun eine ziemlich bedeutende Summe ausbeuteln. Aber nicht bloß während der Reise, nein, selbst noch nach seiner Rückkunft in Griechenland verübte Lord Byron jede erdenkliche Malice an Vitali.

Alle glänzenden Eigenschaften des Dichters, seine Begeisterung, seine Weltkenntniß, seine Ironie, hatten einen solchen Zusatz von Etourderie, Reizbarkeit und selbst Schwäche, daß es ihm schwer geworden seyn würde, selbst dann ein glückliches Leben zu führen, wenn die Natur ihm mehr Heroismus und Genie verliehen hätte, als es der Fall war. Er hielt kein Wort und flößte demnach wenig Vertrauen ein. Man fürchtete seinen Scharfsinn. Die Leichtigkeit, mit welcher er über die geringfügigsten Dinge in Zorn gerieth, die Unbedachtsamkeit seiner Reden und die Gewalt seiner Leidenschaften prädestinirten vollends einen Mann zum Unglück, der zu den merkwürdigsten seiner Zeit gehörte.

Digitized by Google

Die Bibliothek des Serails zu Constantinopel.

(Beschluß.)

(2.)

Ursprung der Schulen in der Bibliothek der Kaiser.

(Raschid III. S. 43.)

„Als die kaiserliche Bibliothek, deren Gründung wir eben erwähnt, vollendet war, wurden den 10. Moharrem des Jahres 1131 (1719) der Großvezier, der Muphti, die Vezire des Reichs oder Paschas mit drei Roßschweifen, die Militair-Richter und das Haupt der Emirs in das kaiserliche Serail berufen. Nachdem sie sich in der Bibliothek versammelt hatten, gefiel es Sr. Majestät, dem Padischah, Zuflucht der Welt, den in dieser Bibliothek errichteten Thron einzunehmen und die Anwesenden durch einen huldvollen Gruß zu beglücken. Der ehemalige Richter von Scutari, Fasil-Selim-Effendi, zum Professor der allgemeinen Schule in dieser Bibliothek ernannt, mit einer täglichen Einnahme von 200 Aspres, nahm Platz in der Mitte der Versammlung auf dem Kissen der Lehrer, um einige talentvolle Knaben von den Pagen des Serails in den Grundsätzen der Religion zu unterrichten. Er erklärte die erste sura des Koran (fatiha, die welche eröffnet) und erleuchtete mit dem Licht der von Gott gesendeten Wahrheiten die Herzen der Anwesenden, worauf die Scheiks, Priester des Serails, das Gebet anfingen. Nachdem dieses geendigt war, wurde Se. Eminenz, der Scheik des Islam (der Muphti), Ihre Excellenzen, die Militair-Richter und die Chefs der Emirs von Seite des Kaisers und durch die Hände des Großveziers mit Zobel-Pelzen bekleidet; die ehrwürdigen Scheiks wurden mit vollen Beuteln beschenkt."

Wenn der türkische Geschichtschreiber, den ich angeführt, sagt Herr von Hammer, nachdem er die obigen Fragmente gegeben, der Wahrheit getreu ist, so muß man alle Hoffnung aufgeben, jemals in der Bibliothek des Serails die Schätze der griechischen Literatur zu finden, da man daselbst nur die Werke aufbewahrt, die seit der Gründung des Reiches durch Geschenke oder Kauf acquirirt worden sind.

Indessen ist es noch nicht völlig bewiesen, daß die zur Zeit der Eroberung zu Constantinopel existirenden Bücher und Manuscripte nicht vielleicht in irgend einen unbekannten Winkel verwiesen worden sind. Es bleibt daher ein schwacher Hoffnungsschimmer, einst einige Manuscripte wiederzufinden, die von den Resten der Bibliotheken der Könige von Ungarn und der byzantinischen Kaiser herrühren.

Uebrigens war die Bibliothek der letztern, gegen das Ende des Reichs, durch Feuersbrünste oder andere Katastrophen so sehr vermindert, daß, wenn sie selbst ganz durch die Ottomannen vernichtet worden wäre, dieser Verlust nicht so wichtig seyn würde, als man behauptet hat. Es ist damit, wie mit der berühmten Bibliothek von Alexandrien, die Omar verbrannt hat. Ganz gewiß ließ dieser, nach dem Zeugniß mehrerer arabischer Schriftsteller, alle Bücher verbrennen, die er zu Alexandrien vorfand, aber Feuersbrünste und andere frühere Unfälle hatten schon den größten Theil der berühmten Bibliothek der Ptolomäer vernichtet.

Derselbe Fall war mit den Bibliotheken von Constantinopel gewesen, die alle, wie die der Ptolomäer, zum Pallast gehörten und, streng genommen, nur fürstliche oder Hof-Bibliotheken und nicht National-Bibliotheken waren.

Die erste und wichtigste Bibliothek der griechischen Kaiser bestand aus 600,000 Bänden (oder vielmehr Rollen); sie war mithin eben so reich, wie die Bibliotheken von Paris und Wien zusammen. Man verwahrte da die Iliade und die Odyssee, mit goldenen Buchstaben auf eine 120 Fuß lange Schlangenhaut geschrieben. Unter dem Kaiser Basilicus (481) wurde diese ganze Bibliothek ein Raub der Flammen.

Eine andere Bibliothek, die in dem Theile des großen Pallastes aufgestellt war, welcher unmittelbar an den Porticus stieß, verbrannte bei dem Aufstande der Factionen des Circus, unter dem Kaiser Justinian.

Eine andere Feuersbrunst, auch durch einen Aufruhr veranlaßt, verzehrte unter der Regierung der Kaiserin Irene eine andere Bibliothek, die nicht weit von der St. Sophien-Kirche stand; man bedaurrte vor Allem ein Manuscript von Commentaren über die Werke des heiligen Chrysostamus.

Was von den Verwüstungen so vieler Feuersbrünste zu retten gelungen war, wurde endlich, in den letzten Zeiten des Kaiserreichs, in das kaiserliche Cabinet des sogenannten goldenen Saals in Sicherheit gebracht; und wenn diese Reste, beim Einzuge der Türken, noch ein Raub der Flammen wurden, so mußte sie das Feuer dort suchen.

Noch bleibt uns ein letztes Wort übrig, um diesen Artikel zu schließen. Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Bücher genug da waren, um den Kaiser zu bestimmen, eine Bibliothek zu gründen; aber zwei Umstände erklären diese Thatsache; der eine ist, daß zu Constantinopel eine zahlreiche Corporation existirt, deren sämmtliche Mitglieder ihr Leben damit zubringen, den Koran und andere Manuscripte abzuschreiben; der andere ist, daß schon eine Druckerei zu Constantinopel existirte, als Achmed III. die Bibliothek des Serails gründete. Nicht Selim und nicht das beginnende neunzehnte Jahrhundert dotirten das türkische Reich mit den Wohlthaten der Buchdruckerkunst, wie man wiederholt hat und noch ohne Unterlaß druckt. Toderini und von Ohssen, und nach ihnen der Geschichtschreiber Ch. Mills, versichern, daß die Buchdruckerkunst zu Constantinopel im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eingeführt und von dem Muphti für eine gesetzliche Anstalt erklärt wurde. Ein kaiserliches Edict sanctionirte diese weise Entscheidung des Gesetzes der Moschee, aber dieselben höchsten Behörden entschieden, daß es der Religion und der Würde der Muselmanen entgegen seyn würde, zu erlauben, daß der Koran oder irgend ein anderes Werk, das auf das religiöse System Bezug hätte, irgend ein moralisches und gerichtliches des Propheten gedruckt würde.

Die Schrift wurde zu Constantinopel gegossen und Wörterbücher und geschichtliche Werke wurden mit Erfolg gedruckt. Aber der, welcher der Druckerei vorstand, starb 1755, und dreißig Jahre vergingen, bevor sich ein einziges Individuum zeigte, um ihn zu ersetzen. Nichtsdestoweniger zählt man zu Constantinopel fünfunddreißig Bibliotheken, die den Gelehrten offen stehen; die Zahl der Bücher von jeder derselben belaufen sich auf tausend bis auf zweitausend fünfhundert Bände; der größte Theil ist geschrieben; jeder Band ist gebunden und in einem Futteral verschlossen. Was die Bibliothek des Serails betrifft, so kennt man die Zahl ihrer Werke nicht, die sie enthält.

Von der Lage, in welche die Neger bei ihrer Freilassung zu setzen räthlich ist.

(Aus dem Temps. Man vergl. Nr. 888 unsr. Bl.)

(2.)

Wir hatten gegen unsere Leser die Verpflichtung übernommen, die Meynung des Herrn von Sismondi über diese wichtige Frage, die in der Revue mensuelle d'économie politique mitgetheilt wurde, zu prüfen; aber die siebente Nummer dieses Journals erspart uns zum Theil diese Mühe, indem sie uns einen Brief des Herrn Coste, dem Deputirten oder Agenten von Martinique, mittheilt, in welchem er selbst diese Prüfung über sich nimmt und mit Klarheit und einer ungewöhnlichen Wärme der Ueberzeugung den Artikel discutirt, womit wir uns beschäftigt haben.

Digitized by Google

Einverstanden mit Herrn von Sismondi über die schlechte (?) Abfassung der in England für die Emancipation der schwarzen Bevölkerung der brittischen Colonieen eingebrachten Bill, hebt der Verfasser alle Fehler derselben heraus, und führet, zur Unterstützung seiner Meynung, den Text der vorzüglichsten Reden an, die bei dieser Gelegenheit im Parlament gehalten wurden.

So sehen wir die Meynung des Lords Belmorr reproducirt, der ein competenter Richter dieses Gegenstandes ist, den er, während der Zeit, wo er Gouverneur von Jamaica war, reiflich zu erwägen und zu studieren Gelegenheit gehabt hat, und wenn wir ihn die Worte aussprechen hören: „Ich erkläre, daß ich mehr als überzeugt bin, daß die Folgen der Bill „gleich unheilbringend für die Herren, die Sclaven und alle die Interessen „des vereinigten Königreichs seyn werden," so dürfen wir in der That an der Wirksamkeit des angenommenen Systems zweifeln.

Aber was das merkwürdigste in dieser Discussion ist, das ist die von Lord Brougham gegebene Antwort, welche den Zweck hat, das Cabinet von der Verantwortlichkeit zu entbinden, die der Herzog von Wellington ihm aufladen will.

„Ob diese Bill gut oder schlecht sey," sagte der Lord-Kanzler, „gerecht oder ungerecht, ob die Folgen davon glücklich oder unangenehm, „selbst unheilbringend seyn mögen, das will ich nicht zu erörtern suchen; „aber was ich behaupten werde, ist, daß das Cabinet nicht die Initiative „dieser Berathung übernommen hat." Nach dieser Erklärung ist es nicht mehr zweifelhaft, daß das englische Ministerium sich durch die öffentliche Meynung gezwungen gesehen hat,*) die seit langer Zeit durch religiöse Scrupel und commerzielle Rivalitäten angeregt worden ist, und daß, genöthigt, ihr nachzugeben, es in der Eil: ein Gesetz vorbereitet hat, von welchem es selbst nichts Gutes erwarten und hoffen konnte. Wie sehr wird es seine Schwäche zu bedauern haben, wenn die Resultate dieser Maaßregel keine andern sind, als der Ruin der englischen Antillen, das Unglück der Weißen, wie das der Neger **) und ein der Nation auferlegter Aufwand von 500 Millionen.

Nachdem er diese Documente reproducirt hat, geht Herr von Cooth zur Prüfung des Systems des Herrn von Sismondi zur Abschaffung der Sclaverei in unsern eigenen Colonieen über, ein System, das dahin strebt, dem Anbau des Bodens durch Sclaven, den durch Colonisten zu substituiren mittelst einer Aufmunterungs-Prämie, die das Mutterland für jeden Kopf eines Schwarzen bezahlte, der in diese neue Stellung versetzt würde.

Wir können nicht läugnen, daß das von diesem gelehrten Philantropen vorgelegte Project uns verführt hat und daß wir wünschten, dabei keine Hindernisse zu finden; und in der That, was kann es verführerischeres für einen Menschen geben, der seine Aufmerksamkeit auf die so zarte Frage der Abschaffung der Sclaverei der Schwarzen in Amerika gerichtet hat, als ein Entwurf, der, indem er den Zweck erreicht, den alle wahren Freunde der Menschheit so sehr wünschen, zu gleicher Zeit „die Erhaltung „des Anbaues und der Civilisation, da wo große materielle Reichthümer „geschaffen worden sind," Bedingungen, die jetzt von jeder Combination der Freilassung unzertrennlich sind, bewirkt und erreicht.

Aber wir fürchten, daß Herr von Sismondi sich zu diesem so schmeichelhaften Gedanken durch das Beispiel Europa's im Mittelalter, als der Anbau durch Pachter oder Meiereien auf Antheil vom Ertrag nach und nach an die Stelle der Bebauung durch Leibeigene trat, habe verleiten lassen. Unglücklicherweise ist keine Aehnlichkeit zwischen den amerikanischen Colonieen der Tropenländer und Europa, weder unter dem Gesichtspuncte der Bevölkerung, noch der der Bebauung.

In Europa befand sich eine homogene, thätige, industriöse Bevölkerung, die von dem Wunsch getrieben wurde, ihr Schicksal zu verbessern, Eigenthum und Reichthümer zu erwerben. In Amerika dagegen leben zwei scharf von einander geschiedene Racen neben einander, die eine aus Europa mit der demselben eigenen Thätigkeit und Intelligenz gekommen, aber die, in ein anderes Klima versetzt, für welches sie nicht geboren war, gänzlich unfähig zu den Arbeiten des Ackerbaues ist; die andern dagegen, geboren unter demselben (?) Himmelsstrich, stark, fähig zu allen Arbeiten der Erde, aber von Natur zum Müssiggange geneigt und im höchsten Grade unbekümmert um die Zukunft. Wie soll es nun gelingen, diese beiden Menschen-Racen in eine einzige zu verschmelzen, die nur einen und denselben Zweck und ein und dasselbe Interesse haben soll? Wie wird man den Schwarzen, den man freiläßt, überreden können, daß er mit mehr Thätigkeit und Muth arbeiten müsse, um sein Vermögen zu vermehren, da er kein anderes Vergnügen kennt, als die Ruhe und keine Zukunft, sondern nur den gegenwärtigen Augenblick? Wo werden denn die Producte seyn, die er mit seinem Eigenthümer zu theilen hat? Und wenn ihn dieser von seinem Gut wegschickt, wird der neue Pachter oder Meier, den er nimmt, nicht denselben Geschmack, dieselben Neigungen haben?

Was die Bebauung des Landes betrifft, so findet derselbe Unterschied wie zwischen den Bevölkerungen statt. In Europa kann ein einziger Mensch ein Feld pflügen, säen, ärndten, Fruchtbäume pflanzen, aufziehen und die Früchte davon brechen. In den Colonieen dagegen ist der Haupt-Anbau, der des Zuckers, zugleich eine Manufactur, die zu jeder Zeit einen großen Verein von Menschen und eine gleichzeitige Arbeit erheischt. Wie soll man von diesen trägen Pacht-Arbeitern das umfassende Ensemble der nöthigen Arbeiten, der Aerndte, der Fabrikation erlangen, die für die Führung einer Zuckersiederei unerläßlich ist?

Herr von Sismondi führt, zur Unterstützung seines Systems, das Beispiel von Toscana an, „das mit seinem Ackerbau, seinen Oliven, „seinen ausgesuchten Früchten — seine bewundernswerthen Producte „dem Anbau durch métayers verdanke." Inzwischen wenn wir uns auf den Brief eines Reisenden berufen dürften, der sich neuerlich von der Lage des Ackerbaues eines Theils des Landstrichs, der auf dem Littorale zwischen Rom und Florenz liegt, hat unterrichten und versichern können, so würden wir wenig geneigt seyn, die Bewunderung des Herrn von Sismondi zu theilen und wir müßten sie „weit unter den von der „hartesten und elendesten Sclaverei betriebenen Ackerbau setzen." (Brief des Herrn Didier an Herrn von Saint-Beave, Revue encyclopédique vom Januar 1833.)

Und außerdem, wie ist in Europa, im Mittelalter, die Umwandlung des Sclaven, des Leibeigenen in den Pachter, Verwalter und selbstständigen Landbauer bewirkt worden? Herr von Sismondi deutet es uns selbst an: „Sie ist nicht das Werk der Menschenliebe und der Religion „gewesen. Als die Bauern einiger Dörfer, die sich etwas Geld gespart, „sich zuerst von ihren Herren losgekauft hatten, so wurde die Lage dieser

*) Möglich, aber streng genommen liegt das nicht in obiger Erklärung, die nichts weiter ausspricht, als daß das jetzige Ministerium nicht die Verantwortlichkeit der Maaßregel trägt; dies genügte, um nicht hier in eine Discussion der Sache einzugehen, die ja auf jeden Fall nur eine Wiederholung dessen hätte seyn können, was andere schon pro et contra gesagt. Deshalb könnte also die individuelle Meynung des Herrn Brougham oder des Grafen Grey immer damit einverstanden seyn. Anm. d. Red.

**) Dem scheinen alle Nachrichten von den Antillen und namentlich von Jamaica aber durchaus zu widersprechen. Wir bekennen, daß uns der Herr von Cooth, als Deputirter von Martinique, offenbar der Anti-Emancipations-Partei, schon vermöge seiner Mission, angehörig, nicht unparteiischer, folglich nicht competenter Richter seyn zu können scheint und daß es uns daher Wunder nimmt, seine Meynung in einem Journal als entscheidend reproducirt zu sehen, das sich sonst stets für den Verfechter der Freiheit ausgiebt.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

„Herren so augenscheinlich besser, ihre Ländereien stiegen so im Preise, „in Einkünften und Sicherheit, daß alle ihre Nachbaren ihr Beispiel „nachahmten und ihre Leibeigenen freiließen.“ Hätte man nun hiernach nicht das Recht, zu antworten: Laßt doch die Dinge sich in den Colonieen von selbst machen wie in Europa und sucht nicht eine Frage gewaltsam zu zerhauen, die die Zeit unzweifelhaft lösen muß.

Diese Antwort giebt denn auch Herr von Coos, ob er gleich seine Geneigtheit betheuert, alle Mittel anzunehmen, die zum stufenweisen Aufhören der Sclaverei führen können, eine Erklärung, die man gern aus dem Munde eines anerkannten Organs der Colonieen hört: *) „Es muß hinreichen,“ sagt er, „daß die Behörde fortfahre, eine thätige „Aufsicht über den Herrn und den Sclaven zu üben, daß sie sich bemühe, „den einen wie den andern über ihre wahren Interessen aufzuklären „und man wird sehen, daß die Colonisten selbst mit festem Schritte „den Weg der allmähligen Freilassung betreten, der dem Mutterland „nicht die Verpflichtung einer pecuniairen Last auflegt, weil das Ver„mögen des Herrn dabei nur einen freiwilligen oder durch Entschädigung „ausgeglichenen Nachtheil leidet.“

Wir werden vermeiden, uns über die eine oder die andere der beiden Meynungen auszusprechen, die wir eben reproducirt haben, indem wir sie der Würdigung von Männern überlassen, die sich mit dieser Frage beschäftigen und sie übrigens bitten, nicht zu vergessen, daß die Befreiung der Schwarzen in den Colonieen durch zu große Eil, sie bestimmen und bewirken zu wollen, schon gefährdet worden ist.

Wirklich hatte Brissot, bereits 1788, in Paris die Gesellschaft der Freunde der Schwarzen gestiftet, die, nach dem Beispiel der in den vereinigten Staaten zusammengetretenen, wo er die Idee geschöpft, sich mit den Mitteln beschäftigen sollte, die Abschaffung der Sclaverei in den französischen Colonieen möglich zu machen. Die durch Talente und Menschenliebe ausgezeichnetesten Männer wurden ihre Mitglieder und man sah darin Mirabeau, Bergasse, Condorcet, den Abbé Gregoire figuriren, während zu gleicher Zeit der Abbé Raynal, Bernardin de St. Pierre, Jefferson und Malouet, deren menschliche Gefühle nicht zweifelhaft seyn konnten, aber die alle die Colonieen gesehen hatten, Antheil zu nehmen sich weigerten. Der General Lafayette wurde gleichfalls eingeladen, aber er scheich an Brissot, indem er ihm seinen Beitritt erklärte: „Es scheint mir, daß das beßte Mittel, den Zweck zu erreichen, nicht sey, „sich einzig den philosophischen Reflexionen hinzugeben, sondern dahin zu „streben, die Interessen der Menschheit mit denen des Handels und selbst „der Colonieen zu vereinigen, was nicht unmöglich ist.“ Dieser weise Rath konnte nicht befolgt werden in einem Momente, wo die exaltirtesten Idee'n und stürmischesten Leidenschaften sich allein Gehör verschafften. Um die Abschaffung der Sclaverei herbeizuführen, griff man durch alle möglichen Mittel die Colonieen und die Colonisten an und endlich bereitete man das Decret von 1794 vor, das, indem es plötzlich die Freiheit der Schwarzen proclamirte, sie in ihren eigenen Excessen untergehen machen mußte. *)

Unterrichtet jetzt durch das Beispiel der Vergangenheit, mögen wir uns dahin hüthen, durch falsche Maaßregeln eine Sache zu compromittiren, die bei den Colonisten selbst keine Opposition mehr findet, und mögen wir, nach dem Rath des Patriarchen der Freiheit, *suchen, die Interessen der Menschheit mit denen des Handels und der Colonieen zu vereinigen.*

*) Der man aber eben deswegen einiges Mißtrauen entgegensetzen darf, denn es könnte leicht nur Klugheit dabei zum Grunde liegen, die sich dadurch den Eingang zu unbestimmter Verzögerung und Verschiebung verschaffen wollte; eine solche ist aber oft der Beseitigung einer Frage gleich, wenn der Moment der allgemeinen Theilnahme vorübergegangen und die Aufmerksamkeit und öffentliche Meynung auf einen andern Gegenstand gelenkt worden ist. Was auch immer Herr von Coos und andere von der Verschiedenheit des Klima's, des Bodens und der Bevölkerung sagen können, so finden wir doch dieselben Entschuldigungen für die Leibeigenschaft, ganz ähnliche angebliche und wirkliche Schwierigkeiten ihrer Aufhebung, ganz analoge Abstumpfung und Trägheit bei den Leibeigenen, wie sie dem Zustande menschlicher Entwürdigung und dem erworbenen Mangel aller Selbstständigkeit und der Unmöglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des Selbsterwerbs überall folge, ja sogar eigene Abgeneigtheit, aus diesem Zustand der Abhängigkeit herauszutreten, wobei der Trägheit die Sorge für die Zukunft erspart und dem Herrn aufgeladen wird; ja, was noch mehr ist, die Leibeigenen haben sich häufig im ersten Augenblicke nach der Aufhebung der Leibeigenschaft wirklich sehr hülflos gefühlt, wenn ihnen Wille, Einsicht und Mittel fehlten, von ihrer Freiheit zweckmäßigen Gebrauch zu machen; — aber nichtsdestoweniger würde und wird, wo die *allmählige* Freilassung oder Vorbereitung dazu bloß dem guten Willen der Gutsbesitzer überlassen bliebe, ihre Emancipation ins Unendliche hinaus nur ein frommer Wunsch bleiben; nichtsdestoweniger vergleiche man in Preußen und in Curs- und Liefland, wo milde Regenten die Leibeigenschaft durch gesetzliches Einschreiten aufgehoben, den jetzigen Zustand der Cultur des Landes und der Bevölkerung mit dem vorigen und mit dem derjenigen Provinzen, wo die Leibeigenschaft noch besteht, und man wird sich überzeugen, daß der glückliche Erfolg mit dem Rechte Hand in Hand geht, wenn überhaupt vom Erfolg die Rede seyn dürfte, wo das Recht unbedingt entscheidet, wenn überall Rechtsverletzung, menschliche Degradation und Despotismus mit *materiellem* Wohlbefinden und Glück ausgeglichen werden könnte.

Anm. d. Red.

*) Ohne dieses Decret und seine unmotivirte Ausführung, dessen unmittelbare Folgen (obwohl auch nicht ohne alle Schuld der Colonisten) so viele Gräuel waren, keineswegs vertheidigen; doch läßt sich wohl die Frage aufwerfen: ob ohne dasselbe Domingo jetzt frei seyn würde? Jedenfalls wurde die spätere Anarchie und das Blutvergießen (1803 und in den folgenden Jahren) durch Buonaparte's Invasion und die treulose Behandlung des aufgeklärten und milden Toussaint l'Ouverture veranlaßt und die ganze Thatsache bestätigt nur den Spruch des Dichters:

Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Anm. d. Red.

Die Taubstummen, als dramatische Künstler.

(2.)

In einem Pariser Blatte finden wir folgenden interessanten Artikel von Herrn *Paulmier*, Lehrer des dasigen Taubstummen-Instituts:

In den letzten Tagen meldete man, daß eine Truppe von jungen Taubstummen in Genua und Genf, mit dem größten Erfolge eine Pantomime aufgeführt hat, die *Joseph, von seinen Brüdern erkannt*, zum Gegenstande hat. Der lebendige, aus der Tiefe des Herzens geschöpfte und immer wahre Ausdruck ihrer Bewegungen und Stellungen hat den bewundernswürdigsten Eindruck auf die Zuschauer hervorgebracht.

Im gegenwärtigen Augenblicke ergänzen sie vielleicht zu Lyon neue Erfolge und kommen so wahrscheinlich von Stadt zu Stadt nach Paris; nächster Tage werden wir sie ankommen sehen und das Vergnügen haben, sie in der Königin der Städte zu liebkosen und zu applaudiren — ohne Zweifel im Theater Odeon.

Das ist kein Traum! Wir fangen an, die Wunder der Sprache durch Handlung, die wir seit so vielen Jahren voraussagten, sich verwirklichen zu sehen, und wenn unsere junge reisende Truppe von meiner Prophezeihung hört, so wird sie das, was sie ohne Zweifel projectirt hat, mit Muthe annehmen und Muth unternehmen. Möge sie sich beeilen, denn es könnte ihr leicht eine rivalisirende Truppe von Paris zuvorkommen,

Digitized by Google

aus dem königlichen Institut der Taubstummen hervorgehend, und einem neuen kostbaren Zweig dramatischer Industrie die Entstehung geben, um die Taubstummen ohne zu schwere Arbeit zu beschäftigen und zu nähren, die man leider! nur zu oft auf den Bänken der Angeklagten sieht.

Die Sprache der Gesten ist das einzige Mittel der Mittheilung unter den Taubstummen. Ihre Lehrer haben kein anderes, um sie in der Sprache des Landes zu unterrichten, wo sie geboren sind; diese natürliche Sprache ist unmittelbar mit dem Gedanken zusammenhängend und, wie eine Art flüchtiger farbloser Zeichnung, ein Dollmetscher, welcher den Sprachen vorausgeht, die, mit Ausnahme der Onomatopoeen (der den Klang nachahmenden Worte), theilweise nichts als rein willkührliche Laute darbieten würden. Die Sprache der Gesten, obgleich dem Anschein nach vager und minder bestimmt, als eine eigentliche Sprache, hat dennoch den Vortheil, die Dinge auf eine höchst natürliche Weise zu nennen (?), zu schreiben, zu abstrahiren und zu definiren. Endlich ist es in der That nur diese allgemeine, so sehr gesuchte Sprache, die, in ihrem einfachen und natürlichen Gebrauch, die wahren Principien der allgemeinen Grammatik in sich schließt, von welcher man allein eine besondere Grammatik ableiten oder zu einer solchen herabsteigen kann. Massieu und Clerc sind lebende Beispiele davon: der erste hat es bewiesen, indem er die englische Sprache mitten unter seinen taubstummen Landsleuten gelernt hat, und der andere hat sie schreiben lernen, um die Wohlthaten dieser schönen Entdeckung über das Meer zu den Taubstummen der neuen Welt zu bringen, und in der andern Hemisphäre eine Anstalt zu gründen, die die Doctrin derselben sorgfältig bewahren und erhalten wird.

Nach diesen Wundern kann man nicht zweifeln, daß die Methode, welche sie hervorbringt, einst eine Revolution in dem öffentlichen Unterricht in Europa bewirken wird. Ja, ich bin überzeugt, daß es die Special-Schule der Taubstummen ist, von welcher nothwendigerweise früher oder später die besten Elementar-Werke der Logik, der Grammatik, der Metaphysik, mit einem Worte das beste Lehrbuch der Erziehung hervorgehen wird; ich hege selbst den festen Glauben, daß, um diese glückliche Epoche zu beschleunigen, es hinreichend seyn würde, einen öffentlichen Lehrstuhl zu Paris zu errichten, um diese Methode zu lehren und fast augenblicklich die Früchte davon zu ärndten. (Auszug aus dem Ueberblick des Erziehungs-Planes der Taubstummen.)

Die Taubstummen eine Pantomime ausführen! Nun, was ist daran so Sonderbares? Untersuchen wir die Frage. Vergleichen wir den Taubstummen mit den Hörenden und Redenden und sehen wir, was sie mit einander gemein haben und worin sie von einander abweichen:

Einige unarticulirte Laute und rohe Gesten reichen, beim Ursprunge der Sprache, für den Menschen hin, um seine ersten Bedürfnisse kund zu thun; es sind fast nur noch Bewegungen, die Gefühle anzeigen; noch zeigt sich nichts moralisches. Beschränkt auf die Gefühle ist die Existenz des Menschen nichts als ein rein animalisches Leben. Aber kaum hat er den ersten Schritt in der Civilisation gethan, daß die moralische Ordnung sich ankündigt, die Blicke sich heben, die Physiognomie sich entfaltet, die Neigungen der Seele sich in der Betonung, in den Beugungen der Stimme fühlbar machen; die Idee'n kommen später, sie werden durch die Gesten und Articulationen des Wortes näher bezeichnet. Die Gesten und die Physiognomie bilden die ganze Zeichen-Sprache; das Wort hat die Stimme, die Articulirung und den Accent zu Elementen.

Von allen diesen Sprachen ist nur eine schwache Mischung der kaum wirkenden Elemente, im Kindes-Alter, beiden, dem stumm geborenen und dem Redenden, gemeinschaftlich. Bis dahin läßt noch nichts den enormen Unterschied erkennen, welcher zwischen den Taubstummen und den Hörenden und Redenden existirt oder vielmehr existiren wird. Beim ersten Anblick unterscheidet man die Taubheit und Stummheit nicht mehr, als sich Geschlecht und Charaktere auf dem Gesichte zeigen. Die einen wie die andern sind Kinder, liebenswürdige Spiel-Cameraden am Eingange des Lebens, leicht beweglich, weinend oder lachend, in einem Augenblicke von einem dieser Zustände in den andern übergehend, je nachdem sie afficirt werden. Die Stimmen, das Geschrei wird nicht von den Tauben verstanden; aber diese Zeichen des Lebens und der innern Bewegung werden ihnen in den Augenblicken der Gefahr und der Freude nicht minder von der Natur entrissen, die ohne Unterlaß über die Erhaltung ihres Werkes wacht.

Diese Gemeinschaft der Sprache zwischen den Redenden und den Taubstummen dauert nur kurze Zeit. Die Gefährten der Kindheit trennen sich bald und bilden auf gewisse Weise, in derselben Nation, zwei verschiedene Völker, zwei verschiedene Vaterlande, die nichts mit einander gemein haben, als das äußere Ansehen, das Gepräge des Klima's. Jedes hat sein Idiom, seine Gewohnheiten und Gedanken, ich möchte fast sagen seine Gesetze, wenn die Taubstummen wirklich eine Nation bildeten und nicht glücklicherweise eine unendlich kleine Fraction wären.

(Der Beschluß folgt.)

Kurzes eheliches Glück.

(L.)

Vor einigen Wochen wurde in Hereford, einer kleinen Stadt in England, eine Vernunft-Heirath gefeiert; der Mann war einundsechszig Jahre alt und die Frau zählte nur einen Frühling weniger. Das hochzeitliche Mahl sollte bei einem gemeinschaftlichen Freunde gehalten werden. Unglücklicher Weise dauerten die Vorbereitungen dazu so lange, daß in einem zweistündigen tête-à-tête die ernstlichen Forderungen des Magens endlich das Uebergewicht über das zärtliche Kosen und die Zärtlichkeit der Neuvermählten gewannen. Sie wurden über die nie endenden Anstalten ungeduldig. „Wenn ich die Herrin des Hauses wäre," sagte die Dame, „so sollte das wohl anders seyn." — „„Was verstehen Sie unter Herrin?"" rief der Mann, „„Sie sollen wissen, daß unter uns nur von einem Herrn die Rede ist, und der bin ich: eben haben Sie mir ja Gehorsam geschworen."" — „Und Treue," antwortete die Frau lachend. — Aber der junge Ehemann verstand keinen Scherz und gerieth durch ein wiederholtes ironisches Lächeln seiner Donna in solche Wuth, daß er sie mit der Faust ins Gesicht schlug und so ernstliche Anstalten machte, seine liebende Zurechtweisung zu wiederholen, daß die ansanft Enttäuschte, Mann und Hochzeitsschmauß im Stiche lassend, aus dem Hause und zum Richter stürzte, um von ihm die Theorie des Geliebten vom Gehorsam berichtigen zu lassen. Wahrscheinlich wird dieser seinen Honig-Monat im Gefängniß feiern und Zeit haben, sich auf die Freuden des bevorstehenden Wiedersehens vorzubereiten.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 896. Hamburg. Sonnabend, den 22. Februar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Organisirung der Land- und Seemacht von Aegypten unter Mehemet-Ali.

(Aus dem United Service Journal.)

(N.)

Aegypten war, vermöge des Charakters seiner Bewohner, dasjenige Land, welches mehr als irgend ein anderes in der Welt zur Centralisirung der Gewalt in einer einzigen Hand geeignet war, ein Umstand, den Mehemet-Ali geschickt zu benutzen gewußt hat, um sich zum alleinigen Schiedsrichter des Geschickes dieses großen und fruchtbaren Landstriches zu machen. Die Civil- und die Militair-Angelegenheiten, die Organisirung und der Betrieb der Marine und des Handels: alles steht dort unter der Leitung des Paschas. So wie der Tag graut, ist er im Hafen und schifft sich ein, um seine Flotte zu inspiciren; von dort begiebt er sich nach dem Arsenal, wo er wechselsweise seinem Staabe, den vornehmsten Agenten der Civil-Verwaltung und den Kaufleuten Audienz giebt. Nachmittags kehrt er nach der Rhede zurück, wo man ihn oft am Bord der Schiffe sieht, die eben unter Segel gehen wollen. Der übrige Theil des Tages ist der Arbeit und den Andachtsübungen einer Religion gewidmet, deren Vorschriften er mit einer exemplarischen Pünctlichkeit erfüllt.

Bekannt ist es, wie unerhört Mehemet-Ali auf seiner Laufbahn vom Glück begünstigt worden ist. Aus Cavalla in Rumelien gebürtig, schon früh in seiner Jugend vaterlos, trat er bei dem Gouverneur dieses Fleckens als Steuereinnehmer in Dienst. Das Ansehen, welches ihm diese Stelle verschaffte, und eine reiche Heirath, die er dann machte, verhalfen ihm zu dem Range eines Bimbaschi oder Anführers eines Bataillons von dreihundert Mann, welches der Canton von Cavalla zu der Armee stellte, die im Jahr 1798 wider die Franzosen nach Aegypten gesandt worden war. Von dem ersten Tage an, wo er dies Land betrat, welches der Schauplatz seines Ruhmes und seiner Macht werden sollte, ist ihm das Glück auch nicht ein einzigesmal untreu geworden.

Seit dem Tode Ali-Bey's, im Jahr 1779, hatten die Türken und die Mamelucken sich die Herrschaft von Aegypten streitig gemacht. Mehemet-Ali's ganze Tactik bestand darin, die einen durch die andern zu schwächen; ihr gegenseitiger Kampf, die Lücken, welche dadurch in ihren Reihen entstanden, dienten stets seiner Gewalt zum Schemel. An der Spitze einer Division wider die Mamelucken ausgesandt, vereinigte er sich mit diesen, drang auf Cairo vor und verjagte den Gouverneur, unter dessen Befehlen er gestanden hatte; hernach vertrieb er die Mamelucken wieder und rief den durch ihn verbannt gewesenen Gouverneur zurück. Nicht lange, und er zettelte insgeheim einen Aufstand an, der ihm die Stelle des Gouverneurs verschaffte. So manövrirte er sechs Jahre lang; zwei Jahre später hatte er dann alle die Hindernisse überwältigt, die seiner Herrschaft im Wege gestanden, und es war ihm von dem Divan die Investitur des Vice-Königthums von Aegypten verliehen worden. Seit diesem Augenblicke hat sein eiserner Wille nur ein einziges Ziel gehabt: die Gesittigung seines Adoptivlandes. Alle wider sein Ansehen geführten Streiche, alle Angriffe auf seine Besitzthümer sind mit einer Energie und mit einem Glücke abgeschlagen worden, die ohne Beispiel sind; und jeder Sieg hat nur zur Befestigung seiner Macht im Innern und zur Mehrung seines Gebiets nach Außen gedient. Indem er Mekka und Medina, die Stammörter des Islamismus, erobert, und über die Wechabiten, welche so lange den türkischen und persischen Armee'n Trotz geboten, triumphirt hatte, hat er sich die Achtung und die Verehrung aller Rechtgläubigen erworben. Im Süden hat er seine Eroberungen bis nach Nubien poussirt, weiter, als vor Zeiten die Griechen und die Perser; und mit welch furchtbarer Energie er die anarchische Gewalt der Mamelucken zu Boden geworfen und ihren Empörungen ein Ziel gesetzt hat, weiß alle Welt.

Seitdem er zur Gewalt gelangt ist, ist er stets darüber aus gewesen, türkische und albanesische Bataillons in europäischer Weise zu organisiren. So unpopulair diese neue Disciplin auch war, erhielt sie sich doch, Dank seinen Siegen und der Strenge des orientälischen Despotismus, eine Zeitlang; führte dann aber zu furchtbaren Repressalien. Im Jahre 1815 empörten die Truppen sich, erwürgten ihre Offiziere, plünderten Cairo aus, und zwangen den Mehemet, in der eiligsten Flucht sein Heil zu suchen. Er kam aber gleich wieder zum Vorschein, so wie der erste Sturm sich gelegt hatte, und benahm sich unter diesen schwierigen Umständen mit einer bewundernswürdigen Kaltblütigkeit und Weisheit. Furchtlos zeigte er sich seinen Truppen, und forderte sie auf, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, indem er ihnen versprach, daß sie nicht länger der europäischen Disciplin unterworfen seyn sollten und er die Kaufleute, deren Magazine geplündert worden, entschädigen, auch eine allgemeine Amnestie ertheilen wolle. Er hielt getreu, was er versprochen hatte, beharrte aber doch in dem Entschlusse, eine regulaire Armee zu haben, und da er bei den Türken und Albanesen damit nicht zu Stande kommen konnte, so hielt er sich nun vorzugsweise an die Eingeborenen von Aegypten. Er sah ein, daß der geringe Erfolg seiner ersten Versuche den harten Maaßregeln zuzuschreiben sey, die er angewendet hatte, und so gab er dies verwerfliche System denn auf, um seine militairischen Organisationspläne dadurch populair zu machen, daß er Liebe für den Soldatenstand einzuflößen suchte. Seine Truppen sind gegenwärtig wohlgekleidet, gut bezahlt und durch einen vortrefflichen Militair-Codex gegen jede Unterdrückung gesichert, und die Beförderungen, auf welche alle ohne Unterschied Anspruch haben, werden nur dem Talente und dem Muthe zu Theil. So hat er seine Armee moralisirt und ihr einen werthvollen Wetteifer eingeflößt.

Er hat gegenwärtig eine gut eingeübte und durch den Sieg erprobte Infanterie, eine vortrefflich berittene Cavallerie, unter welcher sich ein

Digitized by Google

schönes Regiment Uhlanen auszeichnet, eine wohlbediente Artillerie und ein Corps Feuerwerker zum Werfen von Congreve'schen Raketen.

Mehemet-Ali's energischer Wille und die militairischen Talente seines Sohnes würden allein nicht ausgereicht haben, diese großen Resultate herbeizuführen, wenn er nicht mehrere Männer von Talent zu sich berufen und an sein Geschick geknüpft hätte, die durch die Reactionen von 1815 in Frankreich und von 1823 in Italien und Spanien aus ihrem Vaterlande verbannt worden waren. Eine Menge dieser Opfer der Unfälle Napoleons oder der Aufstände von 1820, muthig, feurig, den Fortschritten liberaler Ideen instinctmäßig zugethan, herrliche Werkzeuge in den Händen eines erobernden Civilisators, strömte ihm zu. Allen zugänglich, stellte der Pascha von Aegypten sie da an, wo sie sich am nützlichsten machen konnten; am liebsten aber waren ihm diejenigen, die er als Unterweisungs-Offiziere bei der neuen Armee gebrauchen konnte. Diese letzteren hatten bei ihm einen Schutzpatron und Freund in dem ehemaligen Offizier Sevet, jetzt unter dem Namen Soliman-Bei bekannt und zur Würde eines Paschas erhoben. Trotz seines Uebertritts zu dem muselmännischen Glauben hat dieser unerschrockene Abenteurer sich zu Alexandrien die Achtung der Franken und der Araber zu verschaffen gewußt. Die andern, in Aegypten ansäßig gewordenen, Europäer haben dem Pascha ihre Dienste als Aerzte, als Apotheker, als Kaufleute, als Handwerker, als Seeleute angeboten; und merkwürdigerweise wissen viele derselben, die andere Aemter übernommen haben, als wozu ihre früheren Studien und Gewerbe sie qualificirten, diese ganz vortrefflich auszufüllen.

Dahingegen wurden diejenigen, die nach einigen Probetagen keine Anlage für den Stand verriethen, mit dem sie vertraut zu seyn vorgegeben hatten, ohne weiteres wieder entlassen. So hat der Pascha ein Corps Unterweisungs-Offiziere gewonnen, die aus elenden Araberstämmen eine regulaire und vollkommen disciplinirte Armee geschaffen haben. Nicht das imponirende Ansehen des Soldaten noch seine glänzende Haltung sind es, die man bewundern muß; man denke sich vielmehr eine Bande Kerle von bronzirtem Teint, in zerlumpter Bekleidung, die nach der Musik eines Pfeifers und eines Tambours im Geschwindschritt hinter einem ihrer Landsleute drein marschiren, der einen ungeheuren Bancal führt, und man hat einen Begriff von der regelmäßigen Armee des Mehemet-Ali. Eine Schildwache geht nicht, das Gewehr im Arm, auf und ab; nein, sie setzt sich auf die Erde, und verkürzt sich die Zeit mit Rauchen. Die Soldaten haben die Gewohnheit, die Gewehre am Drücker festzuhalten, was üble Folgen haben könnte, wenn sie geladen wären; man giebt ihnen aber nur dann Patronen, wenn sie sofort Gebrauch davon machen sollen. Uebrigens sind ihre Waffen wohl unterhalten.

Die arabischen Rekruten gewinnen allmählig mehr und mehr Geschmack am Soldatenstande, und man sieht oft, wie sie, nachdem sie unter den Befehlen ihres Lehrmeisters die Pelotonschule durchgemacht haben, sich noch aus freien Stücken in der Handhabung des Gewehrs üben.

Mit der Truppenaushebung für den Land- und Seedienst geht es sehr expeditiv und ganz in der Weise einer absoluten Regierung und eines Volkes zu, welches von der individuellen Freiheit gar keinen Begriff hat. Es ergeht an die sämmtlichen Scheiks der arabischen Oberfee der Befehl, in einer bestimmten Frist eine gewisse Anzahl Einwohner zu stellen und sie nach Cairo oder nach Alexandrien zu liefern, je nachdem sie für den Land- oder für den Seedienst bestimmt sind. Der Scheik, der sein Contingent nicht vollzählig liefern kann, muß nebst seinen Verwandten statt der Ausreißer eintreten. Mit Stricken zusammengebunden, damit keiner unterwegs entrinne, ziehen die Unglücklichen dann ihrer neuen Bestimmung zu. Nach ihrer Ankunft wird die Metamorphose vollständig: eine ziemlich saubere Uniform nimmt die Stelle der Lumpen ein, in die sie gekleidet waren, und mit dem Rocke ändert sich auch ihr Charakter. Diese Menschen, die sich Anfangs so ungern dazu bequemten, unter die Fahnen zu treten, und die so manche Plackereien ertragen mußten, ehe sie dahin kamen, hängen bald leidenschaftlich ihrem neuen Stande an und machen sich, wenn zum Rekrutiren ausgesandt, ein großes Vergnügen daraus, gegen ihre neuen Kameraden dieselben Gewaltthätigkeiten auszuüben, die sie selbst so sehr empörten, als sie deren Opfer waren.

Diejenigen, die für den Seedienst bestimmt sind, werden auf dem Nil eingeschifft. Um sie gleich wieder erkennen zu können, falls sie davonlaufen sollten, ist ihnen außen auf der Hand ein Anker aufgedrückt. Gleich nach ihrem Eintreffen werden sie in der Handhabung der Segel und im Bedienen des Geschützes eingeübt, welches beides sie in Kurzem mit vieler Präcision und Geschicklichkeit ausführen. Wenn ein neues Schiff vom Stapel gelassen wird, so bildet man dessen Mannschaft aus alten Matrosen, die aus dem übrigen Theil der Flotte genommen werden; so kann der Pascha von einem Schiffe Gebrauch machen, sobald es nur fertig geworden ist.

Sobald Mehemet-Ali wegen der Vervollständigung einer Rekrutirung in Verlegenheit ist, schickt er ein Truppen-Corps nach den großen Städten, um dort Araber pressen zu lassen. Da aber diese expeditive Methode Europäern nachtheilig werden könnte, indem sie der Leute beraubt würden, die sie zu ihrem Dienste nöthig hätten, so besteht die Vorschrift, alle diejenigen wieder freizulassen, die von ihrer Herrschaft reclamirt werden, und diese erhalten dann selbst Sicherheitsacten, um für die Folge dergleichen Vexationen überhoben zu seyn.

Außer seiner regulairen Armee hat der Pascha noch irreguläre Truppen in seinem Dienste, nämlich Albanesen und Candioten als Infanterie und Beduinen-Araber als Cavallerie. Das Aeußere der Ersteren, mit Yatagans und langen Pistolen bewaffnet, kann den friedlichen Wanderer in Schrecken setzen, der mit ihnen zusammentrifft und dem sie leicht brutaler Weise wegen eines indiscreten Blickes zu Leibe gehen. Es giebt keine Barbaren, die ein wilderes Ansehen hätten als die Albanesen; selbst die Beduinen sind minder abschreckend. Diese irregulairen Truppen sind übrigens bei Scharmützeln und auf einer Retirade ganz vortrefflich.

Ganz besonders aber hat sich das Genie des Mehemet bei der Organisirung der Marine kundgegeben. Sie besteht gegenwärtig aus sechs Linienschiffen, fünf großen und zwei kleineren Fregatten, fünf Corvetten, acht Briggs, einem Cutter, sechs Brandern und dreißig Transportschiffen. Die Kriegsschiffe führen zusammen 1302 Kanonen und haben eine Besatzung von 13,155 Mann.

Man geräth fast außer sich vor Erstaunen über eine so mächtige Seemacht, vor allem, wenn man bedenkt, daß die ägyptische Flotte in der Schlacht von Navarino einen so bedeutenden Verlust erlitten hat, und daß Aegypten nur einen einzigen Militairhafen, den von Alexandrien, besitzt. Aber auch welch eine Thätigkeit in den Arbeiten! welch eine strenge Aufsicht über die Bau-Werfte!

Vor achtzehn Monaten hatte der Pascha nur zwei völlig ausgerüstete und bemannte Linienschiffe; jetzt hat er deren sechs in See und vier neue im Bau, worunter zwei zu hundert und die beiden andern zu achtzig Kanonen. Das Werft ist groß genug, um zugleich vier Linienschiffe und eine Brigg oder Corvette zu bauen. Im Sommer 1833 ist ein Schiff von 128 Kanonen vom Stapel gelassen und sofort nach den Küsten von Kleinasien abgesandt worden. Der Bau dieser Schiffe ist, wenn auch minder solide als jener der englischen Schiffe, doch ausreichend für den Gebrauch, wozu sie bestimmt sind; aber die Gewässer des Hafens sind so schlammig, daß man die großen Schiffe eher, als sie fertig sind, vom Stapel laufen lassen muß. Fast alles Schiffsbauholz wird aus den Waldungen von Kleinasien bezogen, und sein Transport wird unter geringen Kosten durch türkische oder ägyptische Schiffe beschafft. Die Artillerie und die Munition werden in der Regel von England geliefert.

Digitized by Google

Die Geschwindigkeit des Baues der Schiffe, die man zu Alexandrien wahrnimmt, ist übrigens nicht bloß der steten Beaufsichtigung des Paschas, sondern mehr noch der ungeheueren Zahl von Arbeitern zuzuschreiben, die er dabei angestellt hat. So lange die Flotte auf der Rhede liegt, muß die Hälfte ihrer Mannschaft mit auf den Werften arbeiten. Der Tag, an welchem ein Schiff vom Stapel läuft, ist für die gesammte Bevölkerung ein Festtag. So wie es flott geworden ist, wird es von der Artillerie der Flotte, von den Batterieen des Forts und durch eine Generalsalve der am Hafen versammelten Truppen begrüßt, und der Pascha, der bei diesem Feste nie fehlt, macht dann dem Baumeister ein reiches Geschenk.

Die Werkstätten des Arsenals sind nicht weniger denkwürdig als die Werfte der Marine; dort bewundert man vor allem die emsige Sorgfalt des Mehemet-Ali für die Unterweisung der Araber und die Fortschritte dieser Letzteren in den mechanischen Künsten. Da werden Barometer, Compasse und noch eine Menge anderer Präcisions-Werkzeuge angewandt; Zimmerleute, Tischler, Tapezirer ꝛc. arbeiten emsig an der Ausmöblirung des Schiffes, während ein Schwarm von Schmieden und Schwertfegern mit dem beschäftigt ist, was zu seiner Bewaffnung gehört; aber die interessanteste unter den Werkstätten der Marine, das ist die Seilerei, eine der schönsten, die es giebt.

Die Marine hat Männer von sehr verschiedenem Charakter und Talenten an ihrer Spitze, deren Bekanntschaft den Lesern nicht uninteressant seyn dürfte.

Osman Nureddin, Pascha, Admiral und Marineminister, hat sich Dank dem Zufall, der Intrigue und der Verstellung rasch aus dem Nichts seines Seyns zu dem hohen Posten aufgeschwungen, den er bekleidet, und in welchem er sich ohne Freunde, ohne Talente, ohne irgend eine äußere Annehmlichkeit, die sonst wohl den Launen des Schicksals das Wort redet, zu behaupten gewußt hat. Man meynt jedoch, daß sein Sturz eben so schnell erfolgen wird, als seine Erhebung,*) weil es ihm schwer fallen dürfte, seinem Gebieter länger seine Unwissenheit und seine Ungerechtigkeiten zu verhehlen. Geboren zu Mytilene, im Jahr 1793, und der Sohn eines armen Wasserträgers, war Osman so glücklich, den jungen Eleven beigegeben zu werden, welche der Pascha nach Europa schickte, um sich dort auszubilden. Er verlebte mehrere Jahre in Italien und in Frankreich, und hatte sich die Sprachen beider Länder ganz zu eigen gemacht, als er nach Aegypten zurückkehrte. Nachdem der Pascha ihm den Rang eines Beys verliehen hatte, sandte er ihn nach der Beendigung des Krieges wider die Griechen nach Candia, um dort die Organisirung dieser Insel zu leiten. Nach seiner Rückkunft von dort ward er zum Marineminister und zum Oberbefehlshaber der gesammten Seemacht ernannt; obgleich er diesen Dienstzweig nicht kannte und noch heutiges Tages ein Fremdling darin ist. Im Jahr 1832 belehnte Mehemet-Ali ihn mit der Würde eines Paschas und gab ihm den Befehl über die gegen die Türken ausgesandte Flotte. Die Folge hat es nur zu sehr bewiesen, daß er dieses in ihn gesetzten Vertrauens unwürdig war. Ueberall anderswo als im Orient würde die öffentliche Meynung einer so monstrosen Verblendung ein Ziel setzen; aber die Türken beachten das nicht weiter und finden es ganz in der Ordnung. Dort giebt es keine Prätensionen, die nicht durch die Gunst des Gebieters gerechtfertigt wären: so sieht man oft Leute an der Spitze von Manufacturen oder von irgend einem andern Dienstzweige, von dem sie auch nicht den geringsten Begriff haben; einzeln bricht sich jedoch inmitten dieses Chaos das Genie Bahn, und die Gefügigkeit, mit welcher ein Vorgesetzter die Rathschläge seiner Untergebenen annimmt, ersetzt, was ihm an Erfahrung abgeht. Auch würde der Dienst der Marine nicht darunter leiden, daß Osman Pascha an der Spitze dieses Departements steht, wenn er nur auf die verständigen Vorschläge der talentvollen Männer hören wollte, die Mehemet-Ali ihm beigegeben hat, und vor allem wenn er seinen Hang zur Völlerei in starken Getränken zu zügeln wüßte.

Begierig, seine Soldaten und seine Seeleute in europäischer Weise zu unterrichten, hat Mehemet-Ali sich zum öfteren Offiziere von Frankreich und England erbeten; doch sind seine Bemühungen fast immer an der Eifersucht und den Intriguen seiner Günstlinge gescheitert. Er setzt einen großen Werth darauf, zwischen den Franken und den Arabern ein gutes Vernehmen zu erhalten; aber ihre gegenseitigen Recriminationen sind dem fast stets entgegen. Auch hiervon trägt Osman-Pascha hauptsächlich die Schuld. Die Erziehung, die er in Europa genossen hat, erhebt ihn über die meisten seiner Landsleute, und nun fürchtet er, von den Talenten der Ausländer in Schatten gestellt zu werden. Dadurch schadet er aber seinem Gebieter, und es fragt sich sehr, ob die Franken-Offiziere, die bei der Marine angestellt sind, sich noch lange die Scherereien werden gefallen lassen, womit man ihnen den Dienst verleidet.

Muttus-Bei, Osman's Unterbefehlshaber, hält sie durch die Anmuth seines Charakters einigermaßen für den Widerwillen schadlos, unter den Befehlen eines solchen Admirals zu stehen. Muttus-Bei ist der Sohn eines Mamelucken-Beys, der in der Niedermetzelung dieses furchtbaren Corps umkam. Mehemet-Ali hatte in seiner Jugend der Wohlthaten dieses braven Offiziers genossen, und obgleich er ihn seiner Politik geopfert, ehrte er doch sein Andenken dadurch, daß er dessen Sohn mit Gunstbezeugungen überhäufte. Muttus-Bey ist nächst den Europäern wohl der beste Seemann der ägyptischen Flotte. Er vereint mit seinen besondern Talenten die vortrefflichen Eigenschaften, welche unsere neuesten Reisenden an dem ottomannischen Typus rühmen. Eben so populair in den Augen der Ausländer als in denen der Araber, ist er dieses noch minder des Guten halber, was er thut, als des Bösen, das er unterläßt. Er ist ein friedfertiger und sanfter Mann, den niemand beneidet und der auf niemand neidisch ist. Er ist fast sechzig Jahre alt und hat seit seiner Kindheit in der Marine gedient, falls man einige Fischerböte so nennen kann, aus welchen eine lange Zeit die Marine des Paschas bestanden hat. Er hat sein erstes Metier noch nicht verlernt, denn er zeigte noch unlängst einem Matrosen, wie man es machen müßte, wenn man ein altes Netz ausbessern wolle. Eine übermäßige Beleibtheit, ein ungeheurer Kopf, eine eisengraue Farbe, zwei kleine Augen, von welchen man glauben möchte, daß sie mit einem Zwickbohrer eingebohrt wären, und ein langer weißer Bart bilden die Bestandtheile des Portraits unsres Helden.

Die unverrückbare Ernsthaftigkeit des Vice-Admirals geht über alle Beschreibung hinaus. Nichts regt ihn auf, nichts schlägt ihn nieder; wenn er zu thun hat, so antwortet er mit wenigen Worten und schickt den Fragenden wieder fort; er mag sich so wenig aus seinem Geleise bringen lassen, als er andere aus ihrem Geleise bringt; lachen und scherzen thut er nie. Vor einigen Jahren mit einem Auftrage nach England gesandt, war die ganze Ausbeute der Wahrnehmungen, die er über dies Land gemacht hat, die, daß es viele Seehasen, aber keinen Taback habe, woraus er dann den Schluß zog, daß seine Einwohner gewaltig wohlbeleibt seyn müßten. Im Meere hält er sich, die Pfeife im Munde, fast den ganzen Tag auf dem Hintertheil des Schiffes auf, ißt bei Sonnenuntergang zu Mittag, bringt den Abend mit Trinken oder Rauchen zu, und legt sich völlig angekleidet schlafen. Aber trotz aller dieser Sonderbarkeiten ist Muttus-Bey ein vortrefflicher Mann und hat keinen Antheil an den Händeln, die man den europäischen Offizieren so gern macht. Uebrigens mehr sorglos als tapfer, ruft er bei jeder Gelegenheit, in der Hitze des Kampfes eben so ruhig als im gewöhnlichen Gruße, sein

*) Diese Meynung hat sich zum Theil bewährt, indem Osman, der sich wohl nichts Gutes bei seiner Ankunft zu Alexandrien, wohin er von Candien beordert worden war, versehen mochte, bekanntlich zu dem Sultan übergegangen ist und gegenwärtig zu Constantinopel lebt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Gott ist groß! aus. In der Schlacht von Navarino und bei der Belagerung von Saint-Jean-d'Acre hat er sich sehr gut benommen.

In der dritten Linie figurirt der Capitain Mahmud, der Befehlshaber der Brander, ein Freund und Zech-Cumpan des Osman-Pascha. Als Mehemet seine Flotte wider die Türken aussandte, da bemannte er seine Brander mit einem halben Dutzend griechischer Capitaine und einem Hundert griechischer Matrosen, die sich schon in dem griechischen Unabhängigkeitskriege ausgezeichnet hatten. Der Capitain Mahmud war ganz würdig, sie zu befehligen. Man denke sich einen vollkommenen Banditen, von unbezähmbarer Kraft und Muth, in allen Strapazen abgehärtet, einen wahren Dirck-Hatterick, und man hat ein Bild dieses Wehewolfes, der mit allen Gewässern des Archipelagus aufs genaueste bekannt ist. Er verbürgte sich mit seinem Kopfe dafür, daß er die gesammte ottomannische Flotte verbrennen würde, sobald ihn nur die Seemacht des Paschas unterstützte. Mehemet hält viel auf seine Dienste und hat seinen Leuten eine ansehnliche Prämie für jedes Schiff ausgesetzt, das sie in Brand stecken. Trotz seines wilden Aeußern ist Mahmud doch ein guter Kerl, der bei den Matrosen sehr beliebt ist und am Bord eines jeden ägyptischen Kriegsschiffes, das er betritt, auf das Ausgezeichnetste behandelt wird. Ein getreuer Theilnehmer an den Orgien Osman's, hält er diesem bei Tag und bei Nacht Stand und man sieht sie oft noch lange nachher miteinander trinken und singen, wenn ihre häufigen Libationen ihnen längst das Gesicht umnebelt haben: Wein, Rum, Branntewein und Porter, alles ist ihnen recht. Es läßt sich denken, welch eine Wirkung derglichen Ausschweifungen auf Männer haben müssen, die nicht gewohnt sind, ihrer Sinnlichkeit etwas abzuschlagen und deren Bestialität keinen Widerstand findet; so fallen Dinge vor, die man in England mit dem Tode bestrafen würde. Diese Ordnungsweise wird aber wohl nicht lange mehr bestehen, indem Mehemet bereits den Genuß hitziger Getränke an Bord seiner Kriegsschiffe untersagt hat und er, wie bekannt, seinen Befehlen schon Achtung zu verschaffen weiß.

Aber wir wollen uns wieder zu der Organisirung der ägyptischen Marine wenden. Der höchste Grad darin ist der eines Capudan-Paschas oder Oberbefehlshabers; er hat nur einen Stellvertreter, den Vice-Admiral; unter diesem steht der Kimakan, dessen Rang dem eines Commodore entspricht; dann kommen die Bimbaschis oder Schiffscapitaine, die Saharcolas, Capitaine zweiten Ranges, und die Solcolas, Capitaine dritten Ranges, die auf Corvetten befehligen; die Classe der Usbaschis oder Lieutenants und die der Effendis oder Hochbootsmänner ist sehr zahlreich. Die Grade unterscheiden sich nur durch eine mehr oder minder reiche Decoration, die in der Form eines Ankers auf der linken Brust getragen wird. Die der Usbaschis ist von Silber, die der Solcolas von Silber mit goldenen Klammern, die der Saharcolas ganz von Gold, die des Kimakan von Gold und mit fünf Diamanten, die des Admirals aber ganz von Diamanten. Was die Uniform betrifft, die der Pascha giebt, so ist sie feuerfarben gleich der unserer Leibgardisten, und auf allen Nähten mit goldenen Tressen besetzt. Dies lächerliche Costüm giebt allen Offizieren das lächerliche Ansehen von Marktschreiern oder von Thierwärtern in der Londoner Menagerie.

Ein jeder Offizier über dem Grade eines Hochbootsmannes läßt sich Capitain tituliren und man sieht deren viele, die noch keinen Bart haben, während erfahrene Seeleute ihr Lebelang auf niederen Posten bleiben. Oft werden die Grade jedoch auch nach den Kenntnissen verliehen, und die Hochbootsmänner müssen erst ein Examen bestehen, bevor sie befördert werden. Unter den Türken herrscht auch die folgende Methode, um Offiziere zu bilden. Ein Bey oder ein Capitain kauft einen jungen Sclaven, läßt ihn Muselmann werden, nimmt ihn dann als Domestike oder Pfeifenhalter in Dienst, interessirt sich für ihn, als ob es sein Kind wäre, und läßt ihn nie ungestraft insultiren; am Bord läßt er ihm lesen, schreiben und etwas Geometrie lehren, und einige Zeit später findet man den als Capitain wieder vor, von dem man früher bei dem Bey am Tische war bedient worden.

Die Türken kennen in der Civilordnung nur die militairische Hierarchie. Wenn Mehemet irgend einen Mann von Talent ehren will, so ertheilt er ihm den Rang und den Titel eines Offiziers, er mag im Kriege gedient haben oder nicht; so haben der Ingenieur der Marine-Bauten und Mehemet's Oberarzt den Titel als Beys, obgleich weder der Eine noch der Andere je einen Feldzug mitgemacht.

„Als ich meine Stelle unter den Offizieren des Geschwaders einnahm," sagt einer unserer Landsleute, dem wir auch die vorstehenden Angaben verdanken, „glaubte ich in einen neuen Thurm von Babel gekommen zu seyn. Ich fand dort Türken aus Europa, Asien und Afrika, Araber, Griechen, Nubier, Abyssinier, Menschen aus allen Himmelsgegenden und von allen Farben, Schwarze und Kupferrothe, vor. Man glaubt anfänglich in dieser Verschiedenheit der Trachten und der Sprachen rein verloren zu seyn, doch hält es nicht schwer, sich verständlich zu machen, weil jedes Schiff seinen Dollmetscher hat. Diese würden auch bei einem Corps nicht zu entbehren seyn, wo die sämmtlichen Soldaten Araber sind, während die Offiziere andern Nationen angehören; um aber jedem Mißverstehen im Commando der Manöver vorzubeugen, bedient man sich dazu italienischer Worte, die auch in die gewöhnliche Conversation übergegangen sind.

„Um einen Begriff von einer türkischen Fete zu geben, will ich eine beschreiben, der ich am Bord des Admiralschiffes mit beigewohnt habe. Der erste Gang der aufgetragenen Speisen bestand aus Käse, Nüssen, Mandeln und Wassermelonen, wozu reichlich Rum, Arrack und Branntewein getrunken ward. Dieser Theil des Mittagsmahls währte fast eine Stunde, während welcher mich die Höflichkeit meiner Nachbaren, zweier alter Türken, die eine Lust daran hatten, meinen Teller mit Melonen und Käse zu bepacken, sehr belästigte. Um ihrer los zu werden, füllte ich ihnen fleißig die Gläser, in der Hoffnung, sie bald in einen Zustand zu versetzen, daß sie sich mehr um sich selbst als um mich zu bekümmern hätten: aber es geht nicht so leicht, einen Türken zu benebeln, und ich brauchte mehrere Stunden, ehe ich damit zu Stande kam. Darnach ward der zweite Gang, oder das eigentliche Mahl, aufgetragen, welches aus einer ungeheueren Masse Fleisch, Pillaus und Ragouts bestand und dessen langsame Verspeisung die Tischzeit auf mehrere Stunden ausdehnte.

„Nach der Mahlzeit wurden wir mit einem Concert und einem Ballette regalirt. Ach! Hogarth! warum warst Du nicht zugegen? Du hättest hier Stoff zu einem würdigen Pendant zu Deinem rasenden Musiker gefunden! Man denke sich zwei niedergekauerte Neger, die aus Leibeskräften, ohne sich an Ton und Tact zu kehren, brüllten, während zwei Virtuosen von gleichem Kaliber auf einem Instrumente kratzten, das den Namen einer Violine usurpirte: das waren die Concertgeber. Es gehörte eine ziemliche Dosis Philosophie dazu, um ein so tolles Gelärm in Geduld anzuhören; was unsere guten Muselmänner betrifft, so trugen die Unbeweglichkeit ihrer Züge und ihre kleinen Augen, die sich, halbertränkt im Weindunste, in ihren Höhlen kreiseten, noch sehr dazu bei, die Lächerlichkeit des Ganzen zu erhöhen. — Das Ballet-Corps war nicht zahlreich; es bestand aus einem elenden, als Frauenzimmer verkleideten Monstrum, welches, den Tact mit Castagnetten schlagend, eine Art Tanz aufführte, wie den, welchen man im Wallisischlande unter dem Namen Horn-pipe kennt. Die Fete dauerte bis nach Mitternacht, und diejenigen Gäste, die sich noch einigermaßen auf den Beinen halten konnten, entfernten sich dann, die andern aber, und diese bildeten die Mehrzahl, blieben liegen, wo sie waren."

Digitized by Google

Die Taubstummen, als dramatische Künstler.

(Beschluß.)

(L.)

Durch eine nothwendige Folge ihrer Gebrechlichkeit haben die Taubstummen nur einen schwachen Antheil an diesen Elementen der Sprache, die früher ein gemeinschaftliches Eigenthum bildeten. Die Hörenden und Redenden, die den kostbaren Vorzug des Gehöres und des Wortes genießen, haben die Gesten vernachlässigt und haben endlich das Alphabet gefunden, eine wichtige und wahrhaft wundervolle Erfindung, die das Wort fixirt und den Gedanken so zu sagen einen Körper und Flügel giebt, während die Taubstummen, gezwungen stehen bleibend bei einigen verwirrten und unbedachten Spuren von Stimme, die sie selbst nicht verstehen, sehr vorwärts schreiten in dem Gebrauch der Gesten, ihrer natürlichen Sprache.

Je weiter nun beide auf diesen verschiedenen Wegen gehen, desto weniger verstehen sie sich; sie treffen nicht mehr zusammen und werden einander immer fremder. Wir sprechen hier von denen sich selbst überlassenen Taubstummen, die mit den Redenden nur mittelst ihrer natürlichen Zeichen communicirten, weil man sich (das heißt wohl die Redenden) nicht die Mühe geben will zu reden, als wenn das unmöglich wäre, und die gezwungen sind, so zu sagen, isolirt zu leben, verbannt wie in ein fremdes Land mitten unter ihren Nebenmenschen und Landsleuten; denn wenn man sie dahin bringt, eine Sprache schreiben und bisweilen selbst reden zu lernen, so ist das etwas anders: dann nähert man sie andern Menschen, man verschmilzt sie mit der Nation und giebt sie der Gesellschaft wieder.

Wenn inzwischen die Zahl der Stummgeborenen bedeutend genug wäre, um der der Redenden die Waage zu halten, so würden sie nothwendigerweise eine Art von Nation, ein nationelles Ganzes gebildet haben und, unter der Voraussetzung gleicher Kräfte, würden diese beiden rivalisirenden Nationen die Erde unter sich getheilt haben. Es würde ein Land der Redenden und ein Land der Stummen gegeben haben; und, wenn die Nation der Stummen viel zahlreicher als die der Redenden gewesen wäre, so würde ihre ursprüngliche Geberdensprache, vervollkommnet eine Stelle unter den Sprachen eingenommen haben; sie würde ihre Gewohnheiten und Gebräuche, ihre Gesetze und Wissenschaften gehabt haben und ich zweifle keineswegs, daß sie nicht nur die mehresten Entdeckungen und Erfindungen gemacht, sondern auch in den Künsten, die in ihren Bereich einschlagen (d. h. woran sie ihre körperliche Mangelhaftigkeit nicht hindert), excellirt haben würden: in der Pantomime, d. h. der Sprache der Handlung und der Bewegung, in der dramatischen Kunst, im Zeichnen und im Malen. Kein Zweifel selbst, daß diese Nation, bei ihrer Tauglichkeit zu mathematischen Wissenschaften und ihrer großen Uebung des Sinnes des Gesichts, die Künste, die damit in Verbindung stehen oder daraus fließen, wesentlich vervollkommnet hätte. (Ueberblick über den Unterricht der Taubstummen.)

Könnten wir auch die Zahl der Sinne des Blödsinnigen vermehren und ihm selbst die Sprache der Götter geben — und setzen wir den weisesten Menschen, als von der Geburt an des Gehöres und des Wortes beraubt, voraus, so sind die Schwierigkeiten in beiden Fällen groß, aber unsere Bemühungen keineswegs gleich erfolglos: der Blödsinnige wird nicht aus seiner natürlichen Stupidität herauskommen, Sokrates dagegen, zwar ohne Zweifel mit weniger Kenntnissen, weil er weniger Sinne hat, nicht minder seine große Seele und seinen herrlichen Genius haben. Der taubstumme Sokrates wird die natürliche, ursprüngliche und allgemeine Sprache der Gesten reden, eine Sprache, die alle Kinder treiben, bevor sie reden lernen, eine Sprache, welche die Lehrer der Taubstummen eben so wenig geschaffen, als die Philosophen die andern Sprachen erfunden haben; dringen wir durch die Rinde und erkennen wir die angeborenen Fähigkeiten, die die Menschen unterscheiden; so will es der Gott des Weltalls, dessen Werke in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt sind. Je mehr die Natur die Sphäre der Sinne beschränkt, desto mehr steigert die Seele ihre Thätigkeit, um sich verständlich zu machen; das beweist der blind- und taubstummgeborene Schatte, welcher, obwohl fast auf ein Pflanzenleben reducirt, doch seiner Schwester Ideen mitzutheilen und gleichsam aus seinem Grabe sich eine Bahn ins Leben zu brechen weiß.

Die Gelehrten denken sich in der Regel die Thätigkeit der Seele von den äußern Eindrücken und Empfindungen zu abhängig. Glauben wir mindestens, daß es die innere angeborene Thätigkeit ist, die den Sinnen den Impuls für die äußern Gegenstände giebt, wie der Magnet und das Eisen sich anziehen, ich möchte fast sagen, sich bei gegenseitiger Berührung beseelen.

Folgendes würden wir den Gegnern und Verläumdern der Geberdensprache, und unter andern dem Abbé Jamet, antworten, der sich ein wenig zu sehr beeilt hat, als Grundstein seines Systems die Behauptung aufzustellen: Daß Zeichen (Gebeerdensprache) keine Sprache seyen.

„Wie? die Zeichen, die Laute begleiten, die Bewegungen der Stimme, die Onomatopoeen, die die erste Sprache des Menschen bilden, die wesentlich poetischen und pittoresken Gesten, die Dollmetscher, die Seele des Wortes und der Sprachen — wären selbst keine Sprache? Möge doch Herr Jamet uns sagen, ob das Wort und im Allgemeinen was man Sprache nennt, nicht den ganzen Ausdruck von den Zeichen erhält, die die Natur die Taubstummen lehrt, wie andern Kindern, bevor sie sprechen? Giebt es auf der Tribune, auf dem Theater, vor Gericht, auf der Kanzel, in den schönen Künsten, wie unter allen den interessantesten Umständen des Lebens, ein Mittel, die Menschen zu rühren und zu ergreifen, das so sehr den Namen der Sprache verdient, als die Zeichen, wenn sie die Worte bildlich versinnlichen? Ist das nicht die kräftigste Sprache, wo das Zeichen schon alles gesagt hat, bevor man den Mund öffnet? Was fürchtete der strengste Areopag, wenn er sich, um seine Urtheile zu fällen, mit dem Schleier der Nacht umgab? Tarquin, indem er Mohnköpfe abhieb, Alexander, der sein Siegel auf den Mund seines Günstlings drückte; Diogenes, der vor Zeno auf- und niederging (nicht minder als er Menschen mit der Laterne suchte) — sprachen sie nicht deutlicher als mit Worten? Einer der größten Schriftsteller des letzten Jahrhunderts hat gesagt: Man spricht deutlicher zu den Augen, als zu den Ohren. Es giebt wohl niemand, der nicht die Wahrheit des Urtheils von Horaz in dieser Hinsicht fühlte. Man sieht selbst, daß die wirksamsten Reden diejenigen sind, worein die mehresten Bilder verschmolzen sind, und die Töne haben nie mehr Kraft, als wenn sie die Wirkung der Farben hervorbringen.

„Die Voraussetzung, daß die Zeichen keine Sprache seyen, fließt aus der andern Voraussetzung, daß die Zeichen von den Lehrern erfunden seyen. Die Lehrer, wir wiederholen es, haben eben so wenig die Zeichen erfunden, als die Kinder, bevor sie sprechen, die erste Sprache erfunden haben, die sie sprechen, oder als die Philosophen die Sprachen überhaupt. Die Zeichen sind eine natürliche Sprache für den Menschen und selbst für die Thiere, die er seinen Arbeiten und seinen Vergnügungen beigesellt; und wir wiederholen gleichfalls, sie werden eine Sprache durch Hände und Gesicht der Taubstummen, mit Hülfe der Ellypsen."

Digitized by Google

Die periodische Presse in Italien.

(L.)

In der Correspondenz des englischen Journals Examiner findet man folgende Schilderung, die eben nicht mit zu milden Farben aufgetragen scheint:

Die Jouenale in Italien sind, im Falle nicht die Regierung Eigenthümerin ist, einee Censue unterworfen, die ihnen nicht die geringste Freiheit läßt. Für eine Bevölkerung von zwanzig Millionen Einwohner zählt man kaum ein Dutzend Jouenale; der Text eines dieser Blätter würde kaum zwei unserer Colonnen (eines englischen Journals nämlich) füllen. Was ihren Absatz und Umlauf betrifft, so kann man annehmen, daß von der ganzen periodischen italienischen Presse zusammen wohl nicht so viele Exemplare verkauft werden, als von einem einzigen unserer accreditirten Jouenale.

Das Diario di Roma ist nicht größer als ein Blatt gewöhnlichen Briefpapiers; die Breite des Randes, die Ausgleichung der Colummen und der spatiöse Druck beweisen, daß der Redacteur nicht weiß, wie er den doch schon an sich so beschränkten Raum ausfüllen soll. Der Artikel, den man den ersten nennen kann, Rom, ist gewöhnlich der Beschreibung einer Procession oder irgend einer andern religiösen Feierlichkeit gewidmet, besonders wenn der Papst oder irgend ein Cardinal dabei eine Rolle spielen soll. Man vergißt eben so wenig, jede Ausstellung von Reliquien anzumelden, die veranstaltet wird, um die Gläubigen zu erbauen, oder um den Schutz eines Heiligen anzuflehen. Wie erinnern uns einer Anzeige dieser Art, zu der Zeit, wo die Romagnolen Rom und den Vatikan mit einem Besuche bedrohten. Das Diario zeigte an, daß die Fesseln des heiligen Petrus in der Peterskirche ausgestellt werden sollten, und lud die gläubigen Unterthanen Sr. Heiligkeit ein, sie zu küssen. Wenige Fromme folgten dem Rufe; es ist wahrscheinlich, daß sie sich in größerer Anzahl eingefunden haben würden, wenn es sich davon gehandelt hätte, andere Ketten zu — brechen.

Einige Zeit nachher, nachdem die sich Soldaten nennenden Räuber im Solde des Papstes die empörendesten Excesse in den Legationen begangen, rief das Diario noch das Volk zu den Füßen irgend eines Wunderbildes, das Rom vor der Wuth der Rebellen geschützt hatte. Jetzt ist nicht mehr die Rede von diesen Ausstellungen von Reliquien. Nachdem die Gefahr vorüber ist, so sagt man dem Heiligen Lebewohl. Dagegen liest man aber im Diario, wenn ein Jude oder ein Neger die Taufe erhalten, oder daß irgend eine schöne Engländerin ihrer Ketzerei abschwören will; man ersieht auch daraus, daß der Cardinal Weld treffliche Concerte giebt, worin er selbst eine Partie auf dem Horn übernimmt und daß der Graf Hoggs eine englische katholische Bibliothek gestiftet hat, um den Proselytismus zu ermuthigen. Darin bestehen die Neuigkeiten von Rom.

Was die des Auslandes betrifft, die eingeführt oder an Ort und Stelle fabricirt werden, so sind sie immer der Sache des Absolutismus günstig; und in diesem Falle wird jede religiöse Rücksicht bei Seite gesetzt: so, als der belgische Katholik den protestantischen Holländer verjagte, als der polnische Katholik den schismatischen Russen bekämpfte, so fanden sie vor dem Oberhaupte der katholischen Kirche keine Gnade; als das griechische Kreuz gegen den ottomannischen Halbmond stritt, so waren alle Sympathieen des Stellvertreters Christi für den Stellvertreter Mahomeds!

Aber, um auf die italienischen Jouenale zurückzukommen, so erscheint auch eins in Florenz und nie haben wir eine gehaltlosere Schrift, ein flacheres Tagesblatt gesehen. Zuerst ist es auf abscheuliches Papier gedruckt, und dann, was die Redaction betrifft, so giebt es in nichts dem Diario etwas nach. Man findet darin keine Nachrichten aus dem Lande, außer etwa einige Artikel über das Schauspiel. Diese liberale Ausnahme zu Gunsten des Theaters erinnert uns an den letzten Congreß von Münchengrätz, über welchen man, neben allen Conjecturen der politischen Scheifstellee Frankreichs und Englands, nichts aus den deutschen Zeitungen erfahren, als daß zwei Theaterstücke vor den Monarchen aufgeführt worden seyen, das eine ein deutsches Lustspiel, bekannt unter dem Titel: Einer hilft dem andern; das andere l'Inganno felice. *) Man muß gestehen, daß die Wahl glücklich war. Aber solche kostbare Aufschlüsse findet man in der Gazetta di Firenze nicht oft; wir würden darin vergebens einige Spur des Volks-Enthusiasmus suchen, der durch die Darstellung von Wilhelm Tell oder die Trauerspiele Nicolinis, die deshalb auch bald verboten wurden, entstand. Wir werden darin eben so wenig die Antwort lesen, die der Minister Oesterreichs dem von Frankreich gab, der sich durch die Darstellung der sicilianischen Vespre verletzt fühlte: „Worüber beklagen Sie sich? Die Adresse dieses Briefes ist an Sie, aber der Inhalt für mich.“ —

Dieses glückliche Journal hat selbst nicht die Befugniß, die Acte und Ordonnanzen der Regierung bekanntzumachen. Der Großherzog duldet nicht, daß es sich die mindeste Anspielung auf die Angelegenheiten des Landes erlaube: es ist selbst verboten, zu sagen, daß die Straßen besser gepflastert und besser erleuchtet sind. Dieses Blatt ist bestimmt, der Neugierde von ganz Toscana zu genügen. Livorno, trotz seiner commerziellen Wichtigkeit und seiner siebenzigtausend Einwohner, hat kein Journal; Pisa eben so wenig, obgleich der Sitz einer Universität; auch Siena nicht, noch irgend eine andere Stadt unter der Herrschaft des Großherzogs. Der Fürst behält das Monopol der Presse. — —

Die nämlichen Bemerkungen kann man, mit wenigen Ausnahmen, auf die Gazetta di Milano, die Gazetta piemontese und das Giornale delle due Sicilie anwenden. Sie erlauben sich zuweilen einige Digressionen über die innere Politik der Regierung; wir erinnern uns, in dem Giornale delle due Sicilie manchen Artikel über die vollkommene Ruhe und das Glück des Volkes zu der Zeit gelesen zu haben, wo die politischen Verfolgungen in voller Thätigkeit waren. Wir finden manchmal in der Gazetta di Milano einige Auszüge aus dem Journal de Francfort, und die Gazetta piemontese hat ihre Columnen mit den Urtheilen gefüllt, die unter königlicher Autorität ausgesprochen und da, wo der Verfolgte nicht entflohen war, auch meistens vollstreckt worden sind.

Aber von allen diesen obscuren Organen der italienischen Presse ist wohl ohne Zweifel die Voce della Verita die Krone. Dieser Ruf der Wahrheit läßt sich in Modena unter der Inspiration der Regierung hören — mehr braucht man wohl nicht zu sagen, um die Orakelsprüche, die diese Stimme proclamirt, zu bezeichnen. Der Styl dieses Jouenals ist seiner Tendenz würdig; es giebt den Königen aller Länder vortreffliche Rathschläge, besonders wie man die Revolutionaire zurechtweisen muß.

Eine kleine Anzahl von Flugschriften circuliren doch, trotz den ängstlichen und strengen Vorsichtsmaaßregeln der Polizei. Das ist wenig für den Unterricht und die Befreiung des Landes; doch genug für die Ehre des Landes. —

Bei diesem jetzigen Stande der Dinge (sey auch immerhin diese Schilderung etwas übertrieben) ist es nicht uninteressant, gleichsam als einen seltsamen Contrast, wie ihn oft der Lauf der Zeiten und der Wechsel

*) Wir lassen dahin gestellt seyn, ob dies nicht fingirte Aufführungen sind und darin ein vermeyntlich schlagender Witz liegen soll; nur was das Schweigen der deutschen Blätter über den Congreß von Münchengrätz betrifft, möchten wir doch fragen: ob wir etwas Zuverlässiges in dieser Hinsicht aus den französischen und englischen Blättern erfahren, und ob es nicht am besten sey, zu schweigen, wenn man nichts weiß?

Anm. d. Red.

Digitized by Google

des Schicksals darbietet, zu bemerken, daß gerade Italien, wo jetzt die periodische Presse so ängstlich bewacht wird und dadurch zu solcher Nullität herabgesunken ist, daß, sagen wir, dieses nämliche Italien, überhaupt einst der Sitz der Wissenschaft und Kunst, auch die Wiege und das Vaterland der Journale war. In England erschien 1588 das erste Journal unter dem Titel English mercury, redigiet von Lord Bueleigh und dieser hatte die Idee der Gazetta de Venise entlehnt, welches das erste und einzige Journal war, was in dieser Epoche existiete.

Die periodischen Schriften scheinen indessen schon den Alten nicht ganz unbekannt gewesen zu seyn und es ist wiederum Italien, wo man die ersten Spuren davon entdeckt. Tacitus sagt in seinen Annalen, daß ein gewisser Junius Rusticus unter Nero eine Art Journal herausgab, dessen Titel, Acta diurna, es schon als ein solches zu bezeichnen scheint und man setzt voraus, daß die Existenz dieser periodischen Schrift noch in die Zeit vor dem Ursprung des Christianismus zurückfalle. Wie beschränkt indessen die Verbreitung und die Wirksamkeit eines solchen Unternehmens bei bloß abschriftlichen Mittheilungen (und folglich bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst) seyn mußte, dringt sich ohne weitere Bemerkung auf.

Beiläufig und schließlich bemerken wir noch, daß es gleichfalls ein Italiener, der Herzog Andreas Aquaviva, war, der die erste Idee einer Encyclopädie hatte und ausführte.

Die Druſen.

(2.)

Die Druſen theilen mit den Maroniten und den arabischen Beduinen die Behauptung, die ältesten Bewohner von Syrien zu seyn. Dieses sonderbare Volk, dessen Ursprung in großer Dunkelheit verschleiert liegt, und das die Aufmerksamkeit Europa's erst unter dem berühmten Emir Fakhr-Eddyn zu erregen angefangen hat, bewohnt vorzüglich den Theil des Berges Libanon, der dem mittelländischen Meere zugewendet ist und der im Süden von Nahr-el-Kelb liegt. Er ist folglich von dem Paschalik von Acre enclavirt.

Die Bevölkerung des Landes der Druſen besteht, nach Malte-Brun, in etwa 120,000 Bewohnern; aber Herr Connor, ein englischer Missionair, welcher Dair-el-Kamar, ihre Hauptstadt, im Jahre 1820, besucht hat, glaubt nicht, daß sie 70,000 Seelen übersteige,*) wovon etwa 20,000 im Stande wären, die Waffen zu tragen. Man findet auch unter ihnen etwa 10,000 Akkals oder Spiritualen, welche einen heiligen Orden oder eine Art von Aristokratie, in Opposition oder im Gegensatz mit den Djahals oder Ignoranten, bilden. Was ihren Ursprung betrifft, so wird er von den glaubwürdigsten Schriftstellern folgendermaaßen erzählt:

Im Jahre 386 der Hegira (906 nach Christo) bestieg Hakem-Biarm-Allah, dritter Kalif der Dynastie der Fathimiten, den Thron Aegyptens in dem Alter von eilf Jahren. Dieser Monarch, einer der außerordentlichsten, dessen die Geschichte erwähnt, in der Ueberspannung und Grausamkeit seines Despotismus, hatte eines Tages den Wahnsinn, sich für Gott zu halten, und ein Verzeichniß aller andern Götter festigen zu lassen, denen er dieselbe Ehre einräumen wollte. Ihre Zahl belief sich auf nicht weniger, als 16,000.

Ein Betrüger, Namens Mohammed-Ben-Ismael, gab sich dazu her, ihn in dieser Eigenschaft anzuerkennen oder vielmehr zu proclamiren und stellte dahin die Behauptung auf, daß der Kalif ein Ausfluß der Gottheit selbst sey. Unglücklicherweise für den Propheten konnte die Macht des neuen Gottes ihn nicht vor der Wuth seiner Feinde schützen, die ihn in einem Tumult zu den Füßen seines Herrn ermordeten. Hakem selbst verschwand im Jahre 411 der Hegira (931 nach christlicher Zeitrechnung) nach einer Regierung von fünfundzwanzig Jahren. Man behauptete, daß seine Schwester ihn habe ermorden lassen, aber glaubwürdigere Geschichtschreiber sagen, daß er auf dem Berge Mokattam umgebracht wurde, wo er mit Engeln zusammenzukommen vorgab.

Der Tod dieser beiden Sectirer hinderte die Ausbreitung ihrer Meynungen nicht. Ein Schüler von Mohammed-Ben-Ismael, Namens Hamza-Ben-Ahmed, pflanzte sie mit unermüdlichem Eifer in Aegypten, Palästina und an den Küsten von Syrien bis nach Sidon und Beyrut fort. Aber seine von den Anhängern der herrschenden Religion verfolgten Proselyten waren genöthigt, sich in die Gebirge des Libanon zu flüchten, wo es ihnen leichter ward, sich zu vertheidigen. Seit dieser Epoche findet man sie dort heimisch unter dem Namen Druſen, den sie von einem ehemaligen Oberhaupt ihrer Religion geerbt haben, und sie bildeten einen unabhängigen Stamm, dessen Räubereien zu steuern die Monarchen der Pforte lange Zeit vernachlässigten. Aber im Jahre 1588 fuhr Amurad III., ermüdet durch die sich wiederholt gegen sie erhebenden Klagen, den Entschluß, sie, um welchen Preis es auch sey, zu unterwerfen und er brachte dies auch wirklich zu Stande.

Die Expedition, die, unter dem Befehl Ibrahim-Pascha's, gegen sie ausgesendet wurde, führte eine Veränderung in ihrer innern Regierung herbei. Sie hatten bis dahin in einer Art von Anarchie, unter der Autorität einiger Scheiks, gelebt; Ibrahim-Pascha hielt, um den Unruhen vorzubeugen, die durch die rivalisirenden Factionen veranlaßt worden waren, welche sich das Land streitig machten, für angemessen, die Verantwortlichkeit der Gewalt und die des Tributs, der von nun an der Pforte bezahlt werden sollte, auf ein einziges Haupt zu legen. Ein solcher Häuptling konnte, nach der Natur seiner Functionen, nicht verfehlen, ein großes Uebergewicht im Lande zu erlangen. Auch wurde er fast König, unter dem Titel Gouverneur oder Statthalter; und da er aus dem Schooße der Nation selbst hervorging, so war seine Macht auf dem Puncte, der Herrschaft der Türken gefährlich zu werden.

Wirklich kehrte dieser Gouverneur, in der Lage, ganz nach seiner Einsicht über alle Kräfte des Landes zu verfügen, dieselben gegen seine natürlichen Feinde, bloß Sorge tragend, seine Angriffe auf diesen oder jenen Punct durch plausible Vorwände zu rechtfertigen und in den Zwischenzeiten einen stillen Krieg fortzusetzen, der gefährlicher als ein offenbarer war. Da legte denn der berühmte Emir, Fakhr-Eddyn, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, den Grund seiner Macht durch eine zugleich energische und geschickte Politik. Nachdem der Divan lange die Augen zugedrückt, wurde er endlich doch über seine Fortschritte unruhig und dachte ernstlich darauf, ihnen ein Ziel zu setzen.

Fakhr-Eddyn hielt es nicht für klug, den Sturm zu erwarten, und flüchtete sich nach Italien, die Leitung der Geschäfte seinem Sohne Ali hinterlassend, der, während seiner Abwesenheit, die Türken schlug, die Ruhe herstellte und alles wieder in die alte Ordnung brachte. Sein Vater erregte unterdessen, am Hofe der Medicis, jedermanns Neugierde. Man wollte wissen, welcher Nation er angehöre, welches sein Glaube wäre, ob er Muselmann oder Theist sey. Die zu Conjecturen geneigten Geister ermangelten nicht, bei dieser Gelegenheit eine Menge Hypothesen über den Ursprung der Druſen aufzustellen.

Einige Gelehrte in us bildeten sich ein, eine Aehnlichkeit zwischen der Benennung Druſen und dem Namen Dreux zu finden; mehr bedurfte es für sie nicht, um sie von einer vorausgesetzten französischen Colonie abstammen zu lassen, die, unter der Leitung eines Grafen von

*) Nach der unmittelbar folgenden Angabe von 20,000 Waffenfähigen und 10,000 Akkals scheint uns doch, daß man auf eine größere Bevölkerung schließen müsse. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Dreux, sich, nach den Kreuzzügen, auf den Berg Libanon zurückgezogen und da niedergelassen haben sollte, um sich da gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Man beachtete nicht, daß Benjamin von Tudela von den Druſen lange vor der Epoche, wovon es hier sich handelt, gesprochen hat; und daß es eine gegen diese Meynung gleich entscheidende Thatsache ist, daß ihre Sprache rein arabisch ist, ohne nur irgend eine Mischung, die auf eine europäische Abstammung hindeutete. Wenn dieses Volk von den Franken abstammte, so würde es in seinem Idiom einige Spuren von dem seiner Voreältern behalten haben, zumal da es von denen umgebenden Völkerschaften ziemlich scharf abgeschieden lebte.

Wie dem übrigens auch sey, so dachte Fakhr-Eddyn, nach seiner Rückkehr, statt sich mit Eifer den Regierungs-Sorgen zu widmen, nur darauf, den frivolen (?) und kostspieligen Geschmack für die Künste zu befriedigen, den er mit aus Italien gebracht hatte. Nur allzubald ärndtete er die Früchte eines so unklugen Benehmens. Eine mächtige Faction bewaffnete sich gegen ihn. Die Pascha's, eifersüchtig auf die Pracht und den Luxus, den er entwickelte, reclamirten einen beträchtlichern Tribut. Man mußte von Neuem zu den Waffen greifen. Fakhr-Eddyn hatte anfänglich Glück; aber seine Feinde benutzten, um ihn zu verderben, den Geist der Pforte und wußten Amurad IV. so aufzubringen, daß es einer seiner Unterthanen wagte, sich gegen seine Macht aufzulehnen, daß er schwur, ihn auszurotten. Fakhr-Eddyn, zu sehr vertrauend auf sein altes Glück und auf die Verbündeten, die er in Italien gewonnen zu haben glaubte, beschloß, dem Sturm zu trotzen; sein Sohn Ali, Sieger in zwei Schlachten, unterlag in einer dritten und wurde getödtet. Sein zweiter Sohn, den er an den Admiral der feindlichen Flotte gesendet hatte, in der Hoffnung, ihn in sein Interesse zu ziehen, wurde als Gefangener festgehalten. So sah sich dieser unglückliche Vater zugleich von allen Seiten getroffen.

Getäuscht und verlassen vom Glück, erschöpft von Alter und den Folgen eines in allen Genüssen zugebrachten Lebens, verlor er plötzlich seinen Muth und seine Geistesgegenwart; genöthigt sich in eine in Felsen liegende Festung zu flüchten, hielt er sich da ein ganzes Jahr lang gegen alle Angriffe; aber in dem Augenblicke, wo seine Feinde, einer unnützen Belagerung müde, sich zurückzogen, wurde er von den Seinigen verlassen und den Türken ausgeliefert. Fakhr-Eddyn verlangte nach Constantinopel geführt zu werden und sendete vier goldgefüllte Kisten voraus, um den Sultan günstig für sich zu stimmen. Dieser, von seinen Geschenken befriedigt, kam verkleidet, ihn in seinem Zelte zu besuchen. Fakhr-Eddyn stellte sich, als erkennte er ihn nicht und bot seine ganze Geistesskraft auf, um ihn für sich zu gewinnen; dies gelang ihm wirklich so sehr, daß es die Eifersucht der Hofleute Amurads erregte. Dies war sein Unglück; denn leider! lieh ihnen dieser Fürst ein nur zu aufmerksames Ohr, indem sie ihn überredeten, daß Fakhr-Eddyn ein Apostat sey. Der Sultan hielt dieses Verbrechen für das größeste und befahl, in einem Anfalle von Zorn, daß der unglückliche Emir erdrosselt werde, (ein Befehl, der denn auch nur zu dienstfertig vollzogen wurde).

Nach dem Tode von Fakhr-Eddyn fuhren seine Descendenten fort, die Gewalt, unter der Oberhoheit der Pforte, zu behaupten. Nachdem aber die männliche Linie ausgestorben, ging die Autorität auf eine neue Familie (die der Chehabs) über, deren Emirs die Druſen bis auf unsere Tage beherrscht haben; der einzige dieser Emirs, der eine specielle Erwähnung verdient, ist Melchem, der, im vorigen Jahrhundert, nämlich von 1740 bis 1749 regierte. Während dieses Zeitraums gelang es ihm, das Unglück der Druſen im Innern wieder gutzumachen, und nach Außen die Achtung wieder zu erringen, die sie seit dem Falle von Fakhr-Eddyn verloren hatten.

Gegen das Ende seines Lebens legte Melchem, der Sorgen der Regierung müde, sein Amt nieder, in der Absicht, den Rest seiner Tage in Einsamkeit und frommen Betrachtungen zuzubringen. Die Unordnungen, die aber im Staate ausbrachen, riefen ihn bis zum (schon erwähnten) Jahre 1753 zur Gewalt zurück, wo er allgemein bedauert starb, drei Söhne in zartem Alter hinterlassend, deren ältester, Yuselph, der Natur der Sache nach, seinem Vater hätte nachfolgen sollen; aber da er erst eilf Jahre alt war, so wurde sein Oheim Mansur, an seiner Stelle, als Oberhaupt anerkannt, vermöge eines sehr weisen Gesetzes in Asien, welches will, daß die Staaten nur von Männern reifen Alters regiert werden. Der junge Prinz war außer Stand, seine Rechte geltend zu machen.

Ein Maronit, Seid-el-Kuri, nahm es über sich, über die Interessen seines Pupillen zu wachen, in der Hoffnung, ein mächtiger Minister zu werden. Geschickt, alle günstigen Umstände für seine Absichten zu benutzen, brachte er es, im Jahre 1770, dahin, daß Mansur abgesetzt und Yuselph an seiner Stelle erhoben wurde. Bald brachen Kriege mit den Mutualis und dem Scheik Daher aus. Verschiedene Niederlagen, welche Yuselph erlitt, stürzten ihn von der Gewalt; eine neue Revolution setzte ihn wieder ein; aber er war von nun an nur noch das Spielzeug des berüchtigten Djezzar-Pascha, der mittelst einer wahrhaft machiavellistischen Politik, bald sich mit ihm zu entzweien, bald sich wieder mit ihm zu vereinigen affectirte, immer dafür sorgend, daß er die Wiedererlangung seiner Gunst mit Gold aufwiegen mußte. So war es Djezzar gelungen, ihm, im Verlauf von fünf Jahren, enorme Summen abzupressen, enorm wenigstens, wenn man sie mit den schwachen Einkünften der Druſen vergleicht. Nachdem er ihn auf diese Weise rein ausgeplündert, eilte er, ihn wie ein unnützes Werkzeug zu zerbrechen und ihn, nach seiner Laune, durch neue Gouverneurs zu ersetzen, die, wohlverstanden, alle verpflichtet waren, ihre Investitur mit bedeutenden Summen zu erkaufen.

(Der Beschluß folgt.)

Gelehrte oder literarische Gesellschaften zu London.

(N.)

Keine Hauptstadt in Europa enthält wohl eine größere Anzahl von gelehrten Gesellschaften, als die von England. Ende des vorigen Jahres zählte man deren nicht weniger als vierzig in voller Thätigkeit, mit mehr als achtzehntausend Mitgliedern. Hier ein Verzeichniß derjenigen, die durch die Art ihrer Arbeiten und durch die Zahl ihrer Mitglieder am meisten die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

	Mitglieder.		Mitglieder.
Der zoologische Verein	2446	Die geographische Gesellschaft .	520
Der Verein d. Gartenbaukunde	1875	= astronomische = .	320
= = = Künste	1000	= alterthumsforschende = .	300
Das königliche Institut	758	= literarische = .	271
Die königliche Gesellschaft ...	750	Sechs ärztliche Vereine = .	1700
Der geologische Verein	700	Sechs Institutionen	1800
= linnéische = ...	600	Ein mechanisches Institut	1000
= asiatische = ...	500		

Im Verlauf des Jahres 1833 sind in den verschiedenen gelehrten Gesellschaften zu London 872 Denkschriften verlesen worden, von welchen 340 in den Druck kamen.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 897. Hamburg. Mittwoch, den 26. Februar. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Ueber das Wilhelminen-Seebad zu Wyck auf der Insel Föhr.

An der Westküste des Herzogthums Schleswig erhebt sich aus der grünen salzigen Fluth der Nordsee die Insel Föhr mit ihren stärkenden Bädern. Lebhaft wünsche ich meine Dankgefühle für die Wohlthat der durch selbige erlangten Befestigung meiner Gesundheit an den Tag zu legen, und daher sey es mir vergönnt, zur Empfehlung der heilsamen Anstalt, die nach ihrer hohen Beschützerin, der Erbprinzessin von Dänemark, benannt wird, hier einige Worte zu sagen, indem ich auf die Vorzüge derselben, welche die Lage und Beschaffenheit der Insel und ihre nächsten Umgebungen gewähren, so wie auf die zweckmäßigen Einrichtungen zu den kalten und warmen Bädern, und auf die Vorkehrungen, die zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Badegäste getroffen sind, die Aufmerksamkeit des Publikums zu leiten suche.

Die wohlangebaute und fruchtbare Insel hat einen Flächenraum von 1½ Quadrat-Meilen, und wegen der vielen Buchten und Krümmungen des Ufers einen Umfang von 4 bis 5 Meilen. Größtentheils besteht die Insel aus Geestland, welches sich gegen dreißig Faß über die Meeresfläche erhebt, und vor Ueberschwemmungen völlig gesichert ist, wenn auch das stürmische Meer zu einer ungewöhnlichen Höhe steigt. Gegen Norden flacht das Land sich ab und geht in ein niedriges Marschland über, das durch Deiche vor der in vierundzwanzig Stunden zweimal wiederkehrenden Fluth geschützt werden muß. Diese aufgeführten Dämme haben jedoch eine solche Höhe und Stärke, daß sie das Land ebenfalls vor Ueberschwemmungen bei hohen Sturmfluthen zu bewahren im Stande sind.

Als ein besonders wichtiger Umstand verdient bemerkt zu werden, daß man nicht nur im Flecken Wyck, sondern auch allenthalben auf der Insel, wo Geestland ist, vorzüglich gutes, reines und weiches Trinkwasser antrifft.

Der Flecken Wyck, der Hauptort von Föhr, hat sechshundert Einwohner, und liegt dem festen Lande gegenüber, an der Ostküste der Insel, von wo an in fast ununterbrochener Reihe nach Westen sechszehn wohlgebaute, ansehnliche Dörfer sich erstrecken, die zusammen drei- bis viertausend Einwohner, welche Friesen sind, und die eine eigenthümliche Sprache reden, enthalten. Die Frauen dieser Insulaner zeichnen sich durch eine eigenthümliche Tracht aus; besonders hat ihre Kopfbedeckung etwas Auffallendes. Ueberall beobachtet man in den Einrichtungen der Wohlhabenderen Ordnung und Reinlichkeit, gewissermaßen der holländischen Nettigkeit vergleichbar.

Im Westen und Norden von Föhr liegen die fast nur aus hohen Sanddünen bestehenden Inseln Amrum mit tausend, und Sylt mit dreitausend Einwohnern, die in Hinsicht der Sitten, der Sprache und der Trachten so ziemlich mit den Föhringern übereinkommen. In der Entfernung einer kleinen Meile von Föhr nach Süden befinden sich noch einige kleine, flache Inseln, sogenannte Halligen, wo die Häuser auf Erderhöhungen (Werften) erbaut sind, um vor dem Andrang der Meereswogen geschützt zu seyn.

Ueberall auf dieser Insel wird die deutsche Sprache verstanden, und viele Einwohner, die Fleckensbewohner zu Wyck aber ohne Ausnahme, sprechen sie auch.

Der Flecken Wyck besteht aus einer Hauptstraße, dem sogenannten Sandwalle, welcher am Strande hinläuft, und aus mehreren Nebengäßchen. Am südlichen Ende des Sandwalls befinden sich die zur Badeanstalt gehörigen Gebäude. Das nördlichste derselben, die Restauration, enthält außer der Wohnung des Restaurateurs ein Billard- und ein Gesellschafts- und Lesezimmer, und steht mit dem mittleren Gebäude, dem großen Versammlungssaale, in Verbindung, in welchem Locale ebenfalls die Table d'hôte servirt wird. Das südlichste derselben ist für die warmen Bäder eingerichtet, und enthält außer der Wohnung des Bademeisters und einigen Zimmern, in welchen Erfrischungen zu haben sind, sechs wohleingerichtete Zimmer für warme Bäder. Ein solches Badezimmer enthält außer der in den Boden eingelassenen, bequemen Badewanne, ein Ruhebett, eine Servante, einen Spiegel, einen Wärmkorb, einige wollene Decken und andere Utensilien. Oberhalb der Badewanne, zu welcher man auf einigen Stufen hinabsteigt, befinden sich nebeneinander zwei Röhren, aus welchen man durch Umdrehen eines Hahns warmes und kaltes Wasser nach Belieben strömen lassen kann; und durch das Ausziehen eines im Boden befindlichen Zapfens kann man das gebrauchte Wasser wieder abfließen lassen, da unter den Badezimmern ein Abzugscanal angebracht ist. In demselben Gebäude befindet sich, jedoch, des übeln Geruches wegen, mit einer eigenen Eingangsthür vom Garten her versehen, ein Zimmer für Schwefelbäder. Auch sind Einrichtungen für Regen-, Sturz-, Tropf- und Douche-Bäder getroffen. Ein gewöhnliches warmes Bad kostet 24 Schillinge (12 gGr.). Wird ein ganzes Dutzend Billetts zu warmen Bädern genommen, so kostet das Stück nur 20 Schillinge.

Der Platz zum kalten Bade ist kaum eine Viertelstunde vom Flecken entfernt, und befindet sich am südöstlichen Ufer der Insel, an einer Stelle, welche sowohl durch die Dünen der Insel Amrum, als auch durch das ziemlich hohe Ufer der Insel selbst vor heftigen Winden ganz geschützt ist. Der Meeresgrund ist an dieser Stelle ein reiner, fester Sand, ohne alle Steine und spitzigen Muscheln, und dacht sich so allmählich ab, daß ohne die geringste Gefahr gebadet werden kann. Zum kalten Bade bedient man sich nach englischem Modell verfertigter Badekutschen, welche von einem an diesen Dienst gewöhnten Pferde, das von einem sichern Manne gelenkt wird, ins Wasser gefahren werden. Die Badekutschen, welche Schutz gegen rauhe Witterung gewähren, enthalten diejenigen Bequemlichkeiten, welche in einen so engen Raum zusammengedrängt werden können. Die hintere Seite der Badekutsche ist offen, und auf dieser steigt man auf einer Treppe ins Wasser, welches, weil die Badekutschen ohne die geringste Gefahr bis an die Achse der hohen Räder ins Wasser

Digitized by Google

gefahren werden können, einem erwachsenen Menschen bis an die Hälfte des Körpers reicht. An der offenen Hinterseite der Kutsche befindet sich ein überfallender Schirm, welcher auf- und niedergezogen werden kann, und niedergelassen gerade die Meeresfläche berührt, ohne dem freien Andrange des Wassers hinderlich zu seyn. Da aber manche lieber bei aufgezogenem Schirme unter freiem Himmel baden, so ist die Einrichtung getroffen, daß die Badekutschen abwechselnd Stunde um Stunde von Herren und Damen gebraucht werden, und daß keine anderen, wie die zur Bedienung nöthigen Personen beim Badeplatze und in dessen Nähe weilen dürfen. Die Zahl der Badekutschen wird, weil man diesen Sommer einen sehr zahlreichen Besuch erwartet, bedeutend vermehrt. Ebenfalls werden die Locale für die Zusammenkünfte der Badegäste und für die Table d'hôte bedeutend erweitert. Viele nehmen die kalten Bäder lieber zur Zeit der Fluth, weil sie von zu solcher Zeit genommenen Bädern eine größere Wirksamkeit erwarten. Ob diese Annahme gegründet ist, oder nicht, sey dahingestellt; was aber bei Föhr die Fluthbäder besonders angenehm macht, besteht darin, daß zur Zeit der Ebbe das Wasser von den sich von der Insel nach der See hinaus erstreckenden, festen, sandigen Watten verläuft, welche zu dieser Zeit durch die Strahlen der Sonne erwärmt werden. Außerdem tritt mit zurückkehrender Fluth ein stärkerer Wellenschlag ein. Der Preis eines einzelnen kalten Bades ist 16 Schillinge (8 gGr.). Wenn man ein Dutzend Billetts zum kalten Bade nimmt, genießt man einen Rabatt von 4 Schillingen auf das Stück. Um sich nicht eben vor dem Bade zu erhitzen, fährt man gewöhnlich in Gesellschaft derer, mit denen man zu gleicher Zeit badet, für den geringen Preis von 2 Schillingen nach dem Platze des kalten Bades hinaus, während man gewöhnlich, um sich nach gebrauchtem Bade wieder zu erwärmen, zu Fuß nach Hause geht. Wenn schon das Föhringer Bad sich als Nordseebad vor allen Ostseebädern durch Wirksamkeit und Reichhaltigkeit an salzigen Bestandtheilen auszeichnet, so hat es ebenfalls, da es durch kein zuströmendes süßes Wasser geschwächt wird, keinen Vergleich mit anderen Nordseebädern zu scheuen. Nach einer von dem verstorbenen, sehr geschickten Apotheker Herrn Becker zu Wyck angestellten Untersuchung enthielt ein Civilpfund am Föhringer Badestrande geschöpften Wassers reichlich 300 Gran salziger Bestandtheile, während zu Norderney in dem gleichen Gewichte Wasser nur 250 Gran salziger Bestandtheile gefunden worden, welches sich wohl hauptsächlich daraus erklären läßt, daß die der Insel Norderney so nahe Mündung der Ems eine bedeutende Masse süßen Wassers ins Meer ergießt, und der Insel zuführt, während ebenfalls vom Ausflusse der Weser her eine nicht unbedeutende nachtheilige Vermischung von süßem Wasser mit der Norderney umspülenden Meeresfluth entstehen mag. Bedeutende Heilungen, welche durch das Föhringer Bad bewirkt sind, haben den Ruf desselben erhalten, erhöht und immer mehr verbreitet; und es steht zu hoffen, daß die dortigen Aerzte ehestens den Erfolg der unter ihrer Leitung geschehenen Curen bekanntmachen werden.

Die Badegäste logiren bei den Fleckenseinwohnern in freundlichen, bequemen und reinlichen Zimmern für den geringen Preis von 4 ℔ 8 ß. (1 ℳ 12 gGr.) pr. Woche für eine gut möblirte Stube mit Bett und Bettwäsche und dreimaliger Lieferung von Theewasser, und andere kleine Dienste und Gefälligkeiten von den überaus freundlichen Wirthsleuten. Dieser Preis steigt verhältnißmäßig nach der Anzahl der Zimmer und Betten. Meistens speisen die Badegäste an der Table d'hôte, wo, für Abonnenten, für den Preis von 1 ℔ (8 gGr.) für das Couvert servirt wird. Wer ein einzelnes Mal an derselben speist, zahlt 20 Schillinge (10 gGr.). Manche ziehen es jedoch vor, sich das Essen holen zu lassen, oder eigene Oekonomie zu führen, welches sich auch recht gut machen läßt, wenn man mit seinen Wirthsleuten wegen Benutzung der Küche accordirt. Im letzten Sommer, in welchem das Föhringer Bad sich überhaupt eines zahlreichen Besuches zu erfreuen hatte, wurde auch die Table d'hôte sehr stark besucht, und oft hatten sich gegen hundert Gäste an derselben eingefunden. Die Vergnügungen der Badegäste bestehen außer geselligen Zusammenkünften, welche mehrmals in der Woche im Versammlungssaale stattfinden, und welche theils der Musik, die von Dilettanten aus dem Kreise der Badegäste gemacht wird, theils den Freuden des Tanzes geweiht sind, in Spaziergängen und Lustfahrten zu Lande und zu Wasser. Einen der angenehmsten Spaziergänge gewährt des Morgens, wenn von dem freundlichen Platze vor dem Badehause der warmen Bäder her Blasharmonieen erschallen, die am Ufer, längs dem Sandwalle forlaufende Allee. Ebenfalls sind die dem Flecken am nächsten, zwischen Bäumen gelegenen ansehnlichen und gut gebauten Dörfer das Ziel angenehmer Spaziergänge. Auch am Strande spaziert man recht gern, um Muscheln, Seepflanzen und Steinchen zu sammeln. Die Ausfahrten der Badegäste, zu denen sich oft so viele vereinigen, daß eine Reihe von vierzehn bis funfzehn Wagen entsteht, welchem Zuge ein Wagen mit Musik voranfährt, richten sich meistens nach dem großen und schönen, in der Mitte der Insel gelegenen Dorfe Nieblum, in dem sich zwei sehr gute, mit hübschen Sälen versehene Wirthshäuser befinden, und wo man nie vergißt, die Kirche, welche die größte Dorfkirche, und zugleich eine der ältesten im Herzogthume Schleswig ist, zu besehen. Eben so oft richten die Badegäste, ihre Ausfahrten nach den für Fremde sehenswerthen Vogelkojen, in denen in den Herbstmonaten die Krickenten in großer Menge gefangen werden. Oft fährt man auch nach dem Steindeiche, einer Stelle am westlichen Ufer der Insel, von wo aus man eine schöne überraschende Aussicht hat. Hat man die Höhe des Deiches erreicht, so bietet sich ein wahrhaft imposanter Anblick: eine aus dem Meeresschooße sich erhebende, scheinbare Berglandschaft, dem erstaunten Auge dar. Linker Hand erhebt sich nämlich in nicht gar großer Ferne die Düneninsel Amrum, rechter Hand streckt in weiterer Entfernung die Insel Sylt ihre langen Sandbünenarme ins Meer hinaus. Will man eine Tour nach der Insel Amrum unternehmen, so fährt man zu solcher Zeit vom Flecken aus, daß man zur Periode der hohlen Ebbe beim Steindeiche ankommt. Alsdann ist das Wasser zwischen den Inseln Föhr und Amrum so tief gefallen, daß man über den Meeresgrund, wo vor wenigen Stunden große Seeschiffe segelten, sicher zu Wagen nach Amrum hinüberfahren kann. Hat man die Merkwürdigkeiten dieser Insel besehen, sich beim Besteigen der höchsten Dünen müde gekletteret, und sich bei dem Heren Quedens wieder gestärkt, so fährt man zu Schiff nach Wyck zurück. Dies sind die gewöhnlichen Ausflüge der Badegäste. Das Leben derselben untereinander ist, wie gewöhnlich an kleinen Badeörtern, sehr gesellig. Ein von Vielen vielleicht schmerzlich bisher entbehrtes Vergnügen ist das Schauspiel. Bis auf den letzten Sommer war die Frequenz auf Föhr noch nicht bedeutend genug, daß eine gute Gesellschaft sich dort hätte halten können. Nimmt aber in diesem Sommer der Besuch des Bades so zu, wie es vorigen Sommer im Vergleich mit früheren der Fall war, so dürfte zu hoffen seyn, daß schon in diesem Jahre der Wunsch, während der Badesaison ein gutes Schauspiel zu Wyck zu haben, realisirt würde, und eine kleine Gesellschaft guter, routinirter Schauspieler würde gewiß den billigen Ansprüchen der Badegäste genügen. Eine Pharobank wird wohl von Wenigen vermißt.

Für aus Deutschland, besonders aus den östlichen Gegenden kommende Badegäste wird auch die Reise nach Föhr nicht weiter, wie etwa nach Norderney und Wangeroog, sondern eher noch näher seyn, und es sey mir erlaubt, noch wenige Bemerkungen über den am besten einzuschlagenden Weg hinzuzufügen. Am besten richtet man seine Reise zuerst nach Hamburg. Da die Direction des Föhringer Bades stets auf die Bequemlichkeit der Badegäste bedacht ist, so wird auf ihre Veranstaltung

Digitized by Google

in diesem Sommer zum erstenmale eine Dampfschiffahrt zwischen Hamburg und Föhr eröffnet werden, wozu das neu erbaute und bequem eingerichtete Dampfschiff „Elbe“ bestimmt ist. Wer mit diesem Dampfschiffe die Reise macht, wird auf die schnellste, und zugleich auf eine bequeme Weise befördert werden. Mit einem Segelschiffe zu gehen, möchte sehr zu widerrathen seyn, da durch contraieen Wind oft wochenlange Zögeeungen eintreeen. Wer aber überhaupt eine Landreise, den etwaigen Unbequemlichkeiten einer Seereise vorzieht, pflegt gewöhnlich zwischen folgenden beiden Landwegen zu wählen. Indem man gewöhnlich Itzehoe zum Ziel seiner ersten Tagesreise macht, erreicht man am folgenden Tage, nachdem man bei Friedrichsstadt über die Eider gegangen ist, gegen Abend die Stadt Husum, wo der rühmlichst bekannte Gasthof der Madame Jaasen zu empfehlen ist. Am folgenden Morgen fährt man zeitig genug von Husum aus, daß man zur Zeit des höchsten Wasseestandes in Dagebüll eintrifft, weil man mit dem eintretenden Fallen des Wassers nach Föhr segelt. Sicherer abee ist es, eine Stunde frühee, wie die höchste Zeit ist, in Dagebüll einzutreffen. Von Dagebüll findet zweimal am Tage in sicheen und bequemen Fahrzeugen füe einen geeingen Preis die Ueberfahrt nach dem fünfviertel Meilen entfernten Föhr statt, wo die Badegäste mit einem musikalischen Willkommen empfangen werden. Der andere Weg geht von Hamburg aus auf der neuen Chaussee nach Kiel, und von da über Schleswig und Flensburg nach Dagebüll. Möchten diese wenigen Notizen Manchen auf das Föhringer Bad aufmerksam machen, und ihn durch den Gebeauch desselben Hülfe finden lassen!

Im Monat Februar 1831. Von einem vorjährigen Badegaste.

Fatey-Aly-Schah, sein Hofhalt, seine Frauen und Kinder.

(Aus dem Journal de la Marine.)

(M.)

Der Tod des Abbas-Mirza, Erbprinzen des persischen Reiches, ist ein Ereigniß, das großen Einfluß auf das Geschick von Rußland und folglich auch auf das von ganz Europa haben kann. Unter diesen Umständen ist folgendes Bruchstück, das wir einem französischen Reisenden verdanken, der vier Jahre am persischen Hofe lebte, schon der Beachtung werth.

Der König von Persien, Fatey-Aly-Schah, Neffe des Eunuchen Aga-Mohamed-Khan, welcher in Georgien durch einen seiner Kammerdiener ermordet wurde, war vor seiner Thronbesteigung Gouverneur der Provinz und Stadt Schiraz, unter dem Namen Baba-Khan; es gab damals der Kronprätendenten mehrere, aber es gelang dem Baba-Khan, der schlauer und geschickter als seine Mitbewerber war, bald, sich jede Art von Concurrenz vom Halse zu schaffen.

Um den Frieden in den Provinzen herzustellen, besonders in denjenigen, die lange Zeit eine Beute der Anarchie gewesen waren, schickte der König einen jeden unter dem Titel eines Begler-Beys einen seiner Söhne, für ernste Fälle mit unbegränzten Vollmachten versehen, zu. Einige Zeit darnach bezeichnete er, um seiner Dynastie eine Krone zu sichern, die nur zu oft durch Blut erkauft worden war, seinen zweiten Sohn Abbas-Mirza, schon von seinem Onkel Mohamed-Khan designirt, als seinen Nachfolger. Von diesem Augenblicke an legte dieser sich zum Präjudiz seines älteren Bruders des Mohamed-Aly-Mirza, Gouverneurs der Provinz Keemanschah, den Titel Kronprinz bei.

Wenn ich nicht fürchten müßte, daß die Dankbarkeit, die ich für einen Fürsten hege, welcher mich mit Wohlthaten überhäuft hat, mich der Schmeichelei verdächtig machte, so würde ich unerschöpflich bei einem Themn seyn, das meinem Herzen so theuer ist. Abbas-Mirza war in der That der schönste und der braveste Fürst in Asien, so wie der humanste und liebenswürdigste aller derer, die in diesem Theile der Welt befehligen. Nicht ohne Zorn hatte der leidenschaftliche Mohamed-Aly-Mirza den Vorzug vernommen, den der König seinem Bruder gegeben. Unfähig, sich zu beherrschen, war er sogleich nach Teheran abgereist. Da Fatey-Aly-Schah seinerseits von den Gesetzen des Reiches abgewichen war, auch schon durch die Einführung des europäischen Militairsystems manchen Großen vor den Kopf gestoßen hatte, so mußte er sich mit möglichster Schonung gegen seinen ältesten Sohn benehmen. Als er indessen bemeekte, wie dessen Insolenz stieg, je nachsichtiger er war, so ließ er ihm am Ende andeuten, daß er seinen höchsten Willen zu achten habe, und machte ihm bemerklich, daß er nur mit einer Sclavin eezeugt woeden, sein Bruder Abbas-Mirza aber von einee seiner wirklichen Frauen aus dem Stamme dee Kadjaeen geboren sey. Mohamed-Aly-Mirza, der geheimen Zustimmung einer Partei unter den Großen gewiß, antwoetete mit Aerogunz: ee habe seinen Rath von seinem Vater, und nicht von seiner Mutter, und er würde, wenn ihm zu nah geschähe, seine Rechte schon geltend zu machen wissen; die Gesetze seyen auf seinee Seite, und sie verletzen, hieße sich des Thrones unwürdig machen. „Da Ihr nicht wißt, was Ihr thut,“ setzte er, die Hand an den Degen legend, hinzu, „und da Ihr wie ein altes Weib handelt, so soll dieser den Ausspeuch thun und über mein Recht entscheiden!“ Der König wollte ihn festnehmen lassen; aber er hatte sich schon auf und davon gemacht, um seine gesammten Streitkräfte zu sammeln. Da er diese jedoch nicht für hinlänglich wider seinen Vater hielt, und sich auch Hoffnung machte, ihn auf andere Gedanken zu bringen, so kehrte er seine Waffen plötzlich wider Soleyman-Pascha, den Gouverneur von Bagdad, schlug ihn aufs Haupt, und legte ihm eine starke Contribution auf, die er dem Könige einsandte. Der König ließ einen Pallast dafür aufbauen, den er Soleymann benannte; dennoch proclamirte er den Abbas-Mirza als Kronprinzen, und befahl allen seinen andern Söhnen, ihm in seiner Abwesenheit dieselben Ehren zu erweisen, als ihm selbst. Alle gehorchten, und schienen ihre Willfährigkeit für Abbas-Mirza zu verdoppeln; doch schmeichelte sich ein jeder im Stillen mit der Hoffnung, nach des Vaters Tode den andern Brüdern den Rang abzulaufen. Sicher wird Persien auch, wenn dieser unglückliche Umstand eintritt, abermals in eine gräuliche Anarchie verfallen; denn ein jeder dieser Fürsten hat in seinem besondern Gouvernement einen Anhang, und so werden sie sich untereinander würgen, bis es dem Glücklichsten gelingt, alle die andern zu unterwerfen.

Der König, einst der schönste Mann seines Reiches, ist ungefähr siebenzig Jahre alt; er ist von hohem Wuchs; aber seine Gesundheit ist seit langer Zeit in einer Art von Zerrüttung, die seine gewohnte Lebensweise verräth. Sein Rücken ist stark gekrümmt und seine Magerkeit entsetzlich. Nur mit Mühe schleppt er sich von einer Stelle zur andern; seine Stimme, sonst kräftig und wohlklingend, ist nun heiser und geisterhaft. Er hat ungefähr siebenhundert Frauen in seinem Haeem, und von diesen gelten mehr als dreihundeet als seine legitimen Gemahlinnen. Ein großer Theil der übrigen besteht aus jungen Mädchen, die ihm die Großen von allen Puncten des Reiches zusenden; er sieht sie in der Regel einmal, und giebt sie dann seinen Beamten, die sich durch diese Auszeichnung sehr geehrt finden und deshalb glänzende Feste anstellen, welche der König durch seine Gegenwart beehrt.

Der König geht nie aus seinem Harem heraus und seine Söhne dürfen ihn nur betreten, wenn er sie hat rufen lassen. Keine seiner Frauen darf sich in seiner Gegenwart setzen, und er gestattet dieses selbst seiner ersten Gemahlin nur selten, obgleich diese als die eigentliche Königin angesehen wird. Er speiset stets in dem Harem, wo seine Küche durch Frauen bestellt wird; dort nimmt er auch, von jungen Sclavinnen bedient,

Digitized by Google

von welchen einige tanzen und singen, andere als Barbiere fungiren müssen, seine Bäder.

Alle Frauen des Königs sind in gleichzahlige Sectionen unter der Oberaufsicht von Eunuchen abgetheilt, die ihrerseits wieder unter einem obersten Chef stehen. Alle diese Frauen suchen sich diesen Chef zum Freunde zu erhalten, da er viel beim Könige gilt.

Als ich von Persien abreiste, hatte der König schon eine übergroße Anzahl Kinder, nämlich vierundsechszig Söhne und etwa hundertfünfundzwanzig Töchter; außerdem waren mehrere seiner Frauen guter Hoffnung. Die Zahl der Töchter genau zu erfahren, war nicht wohl möglich, indem die Perser nie von ihren Frauen und noch weniger von ihren Töchtern sprechen; es würde ein arger Verstoß seyn, sich nach diesen zu erkundigen, denn sie sehen die Vaterschaft von Töchtern als eine Art von Schimpf an, und so sehr sie sich beeifern, wenn ihre Frauen ihnen Knaben gebären, so mißlaunig sind sie, wenn diese sie mit Mädchen beschenken. In letzterem Falle wird des Wochenbettes kaum gedacht; ist aber ein Knabe geboren, so reißt man dem Vater die Mütze vom Kopfe und sagt dazu: „Hüt Deinem Haupte, Dir ist ein Sohn geboren!“ Die Kleider, welche der beglückte Papa eben anhat, fallen dem Ueberbringer der guten Botschaft zu, und es ist Sitte, sie diesem um einen hohen Preis wieder abzukaufen.

Alle Söhne des Königs, mit Ausnahme von vier oder fünf, sind wenig im Alter von einander verschieden, und ich habe deren selbst, bei der großen Musterung, die Se. Maj. zu Azerbidschan hielt, sechsunddreißig gesehen, die ihn zu Pferde begleiteten, ein um so prachtvollerer Verein, als alle diese Prinzen ausgezeichnet schön sind und insgesammt, obwohl untereinander sehr verschieden, eine mehr oder minder große Aehnlichkeit mit ihrem Vater haben.

Bis zu ihrem zwölften oder dreizehnten Jahre leben die Söhne des Königs in dem königlichen Harem: dann bekommt ein jeder von ihnen die Regierung irgend einer Provinz oder Stadt, deren Einkünfte seine Appanage bilden. Sie werden sehr jung verheirathet, und zuweilen giebt man ihnen auch junge Sclavinnen, um mit diesen zu leben, bis ihr Vater ihnen eine Frau bezeichnet hat, die sie heirathen sollen, oder die den legitimen Frauen beigegeben wird, welche sie schon haben.

Der König vermählt seine Töchter an die Großen des Hofes, die übrigens auf diese Ehre wenig geben, indem sie, ohne einen Brautschatz zu bekommen, doch ein großes Haus machen müssen. Diese Ehemänner sind fast immer übel daran; sie müssen ihre Frauen mit einem Respect behandeln, der fast an Dienstbarkeit gränzt. Sie dürfen an keine andere Frau mehr denken, noch weniger daran, junge Sclavinnen zu halten, und wenn sie es sich beigehen ließen, den Befehlen dieser gebieterischen Gattinnen den Gehorsam zu versagen, so würden diese berechtigt seyn, sie eben so strenge bestrafen zu lassen als einen Fremden.

Fatey-Aly ist im höchsten Grade knauserig und geldgierig; er scheint keine größere Lust zu kennen, als Schätze auf Schätze zu häufen. Es giebt kein Land in der Welt, wo man mehr als in Persien gezwungen wäre, Geschenke zu machen; auch ist niemand ausgenommen, dergleichen anzubieten. Selbst der König ist gewissermaßen in einer solchen Nothwendigkeit, um nicht wider das Herkommen zu verstoßen; aber was er giebt, das ist so erbärmlich, daß es zu Teheran sprichwörtlich geworden ist, irgend eine elende Gabe ein Königsgeschenk zu nennen.

Fatey-Aly ist, wie wir es schon gesagt haben, der schönste Mann seines Reiches gewesen, und es sind ihm noch schöne Reste davon geblieben. Er hat vor allem einen Bart, dessen Länge und Dicke die Begeisterung manches Dichters aufgeregt hat; derselbe ist vom schönsten Schwarz, das man sich denken kann, und fällt ihm, wenn er sitzt, bis auf die Kniee herab; er pflegt seiner auch mit besonderer Sorgfalt, so wie er große Stücke auf seine Toilette hält und ihr viele Zeit widmet. Sein Costüm ist von einem Luxus und Reichthum, der allen Glauben übersteigt. Er ist sehr für Prunk und Etikette eingenommen und es bestehen in dieser Hinsicht die strengsten Vorschriften für seinen Hofhalt. Er ist sehr stolz auf alle seine Söhne, doch vor allen dem Prinzen Abbas-Mirza gewogen.

Fatey-Aly ist auch einer der kenntnißreichsten und geistreichsten Männer seines Reiches. Sein Geist spricht sich gern in Spöttereien und Satyre aus. Vor seiner Thronbesteigung, und als er noch Gouverneur von Schiraz war, brachte er ganze Tage mit dem Studium der schönen Wissenschaften zu. Es giebt sehr geschätzte Werke von ihm und eine Menge Gedichte in der Weise des Sady und des Hafis, die er sich zum Muster genommen zu haben scheint.

Die Druſen.

(Beſchluß.)

(L.)

Burkhardt giebt auch in seinem Werke sehr ausgedehnte Details über den Emir Bechir, der jetzt ungefähr 70 Jahre alt ist und den er im Jahre 1812 besuchte. Er stellt ihn zugleich als einen reichen, geschickten und den Europäern, besonders den Engländern sehr geneigten Mann dar; seine gewöhnliche Residenz war in dem Dorfe Mokhtar, wo er sich eine schöne Wohnung hatte bauen lassen. Er war ein großer Liebhaber von Pferden, von Hunden und von Allem, was zum Vergnügen der Jagd gehörte. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit seines Lebens ist, daß er mit allen Gliedern seiner Familie zu der christlichen Religion übergegangen war, und zwar nach dem Glaubensbekenntniß der Maroniten; niemals betrat er eine Moschee, aber er hatte eine Kapelle in seinem Pallast, wo der Gottesdienst auf eine mit seinem neuen Cultus übereinstimmende Weise gefeiert wurde; wie bedauern, daß der diesem Artikel zugemessene Raum uns nicht erlaubt, Burkhardt in allen Details der Schilderung zu folgen, die er über die Sitten und Lebensweise dieses Häuptlings der Druſen entworfen — aber andere Gegenstände fordern unsere Aufmerksamkeit.

Man muß wissen, daß außer dem Haupt-Emir, der das Land regierte, noch andere Unter-Emirs unter seinen Befehlen die verschiedenen Localitäten verwalteten und das Recht hatten, an den Berathungen des Conseils Theil zu nehmen. Die Familie der Chehabs, ursprünglich aus Mecca stammend und deren Namen in der Geschichte Mahomeds und der ersten Kalifen vorkommt, hat seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts dem Staate der Druſen alle Fürsten gegeben, die ihn regiert haben. Diese kleinen Souverains verheiratheten sich nur unter einander und mit zwei andern Familien (den Merads und den Kasbeyas), deren Mitglieder auch das Recht auf den Titel Scherif haben, der nur den Abkömmlingen des Propheten und zwar von Fathima, seiner Tochter, gegeben wird.

Es ist jetzt hinlänglich bewiesen, daß die Religion der Druſen eine Art mahomedanischer Ketzerei ist, die in einigen unbedeutenden Riten und einer Mischung theistischen und kindischen Aberglaubens besteht. Es scheint, daß die Incarnation der Gottheit in der Person des Kalifen von Aegypten, Hakem, die vorzüglichste Begründung dieser Secte gewesen ist, deren Charakter durch diesen einzigen Umstand hinlänglich gewürdigt werden kann. Wenn nicht alle an dieses Dogma glauben, so bewahren es die Djahels mindestens noch getreu; sie versichern selbst, daß Hakem bald wieder erscheinen und zwar aus China kommen wird, wo er in diesem Augenblick damit beschäftigt ist, alle seine Feinde zu bekämpfen und zu vernichten; sie betrachten überhaupt die Chinesen als zu ihrer Secte gehörig und sind der Meynung, daß sie den reinsten Glauben unter sich bewahrt hätten.

Digitized by Google

Van Eymont und Heyman haben in ihrer Reisebeschreibung einen langen Auszug aus einem Buche gegeben, das, nach ihrer Versicherung, in der Bibliothek von Paris existiren soll und von dem Cultus und den Mysterien der Druſen handelt; es iſt betitelt: Das Buch der Myſterien der Einheit, gesammelt von Hama-ben-Ahmed. Wenn man nach diesem Auszug urtheilen darf, so muß das Werk von einem mystischen, ganz unverständlichen Mischmasch angefüllt seyn. Nach einer von einem Ende bis zum andern travestirten Geschichte der Schöpfung des Menschen und der Schlange sieht man darin Moses, Jesus und Mahomed figuriren, als die Vorläufer von Maoula oder Hakem, dem wahren Mahomed, Sohn Ismaels, der in diese Welt gekommen iſt, um alle die Geſetze zu beſiegeln, die ihm vorausgegangen ſind und der ſpäter unter der bizarren Geſtalt eines Schaafes wieder erſcheinen ſoll.

Burkhardt verſichert, daß die Druſen ſich zum Geſetz gemacht haben, äußerlich die religiöſen Gebräuche der Länder zu befolgen, in welchen ſie leben. Deswegen bekennen ſich alle in Syrien zum Islamismus. Diejenigen ſelbſt, welche die Taufe empfangen haben in Folge ihrer Verbindung mit der Familie der Chehabs, fahren fort, die muſelmanniſche Religion, dem Anſchein nach, zu üben. Auch liegt nichts Gewagtes in der Behauptung, daß die Druſen den einen Tag in die Moſchee und den andern in die chriſtliche Kirche gehen. Aber wenn ſie ſich das Anſehen geben, ſich zum Cultus der Muſelmänner zu bekennen, überall, wo ſie mit ihnen vermiſcht leben, ſo entſchädigen ſie ſich dafür, ſobald ſie für ſich allein ſind, denn dann brechen ſie die Faſten des Ramadan, verwünſchen Mahomed, trinken Wein und eſſen durch den Koran verbotenes Fleiſch.

Wir haben bereits von zwei großen Abtheilungen geſprochen, die unter den Druſen exiſtiren; die Akals oder Akels, welche die erſte bilden, verſammeln ſich alle Dienſtage zur Feier ihres Gottesdienſtes. Das tiefſte Geheimniß ruht auf ihren Ceremonieen. Während ſie ſie vollziehen, ſind Wachen um die Orte ausgeſtellt, wo ſie ſich befinden, um den Profanen jede Annäherung zu wehren. Ihren Frauen iſt erlaubt, gegenwärtig zu ſeyn; aber wehe dem Eingeweihten, der es wagen würde, einige ihrer heiligen Gebräuche zu offenbaren; der ſchnellſte Tod würde ſeine Kühnheit beſtrafen. Auch iſt das Weſentliche dieſer Riten von Nacht umgeben geblieben; man kann nur Vermuthungen darüber ſchöpfen.

Wenn man ſich auf die Aechtheit des Documents verlaſſen darf, das wir angeführt haben, ſo beten die Druſen, wenigſtens größtentheils, das Bild des menſchlichen Geſichts oder vielmehr der menſchlichen Geſtalt an, die Maoula angenommen, und die ſie ſorglich in einer goldenen Schachtel oder Kiſte verſchloſſen halten. Andere wollen, daß ihre Anbetung der verwerflichſten Art ſey und die Sorgfalt, mit welcher ſie ſie verbergen, könnte zu dieſem Glauben wohl berechtigen. Jedenfalls iſt ihr Cultus eine Art Götzendienſt. Die Beſchneidung iſt bei ihnen nicht gebräuchlich. Allen Akels iſt erlaubt, ſich zu verheirathen; aber der Titel und der Vorrechte, welche ſie genießen, gehen nicht nothwendigerweiſe von den Vätern auf die Kinder über. In einem gewiſſen Alter kann ein jedes Individuum, das den Wunſch hegt und deſſen Leben durch kein Laſter oder Verbrechen befleckt iſt, nach beſtandenen Prüfungen der Einweihung, in ihre Mitte aufgenommen werden. Bei der Leichenfeier eines Akels befragt der vornehmſte Prieſter, der ihr beiwohnt, die Anweſenden um ihr Zeugniß über das Betragen des Verſtorbenen während ſeines Lebens. Wenn dieſes Zeugniß günſtig iſt, ſo richtet er an den Todten die Worte des Friedens: Gott ſey Dir gnädig und barmherzig! Im entgegengeſetzten Falle übergeht er ſie ſtillſchweigend. Ein letzter Zug, welcher dieſe Secte unterſcheidet, iſt, daß ſie nur für die Vertheidigung ihres Landes die Waffen trägt; ſie vereinigt ſich nie zu einem Invaſions-Kriege.

Die Djahels, welche die zweite Abtheilung bilden, und die ohne Streit der zahlreichſte Theil der Nation ſind, befolgen keinen religiöſen Ritus, wenn nicht die Umſtände ſie nöthigen, an den Ceremonieen der mahomedaniſchen Religion Antheil zu nehmen. Bei ſolchen Gelegenheiten gehen ſie in die Moſchee'n und ſagen gemeinſchaftlich mit den Türken Gebete her. Uebrigens betrachten ſie ohne Unterſchied Jeſum Chriſtum und Mahomed beide als Betrüger und hegen eine gleiche Verachtung für die Chriſten wie für die Türken. Sie glauben an die Seelenwanderung und behaupten, daß unſer jetziges Betragen die Natur der Körper beſtimme, die unſere Seele in einem andern Lande bewohnen wird. Diejenigen, welche ſich durch die verdienſtlichſten Handlungen ausgezeichnet und durch ihre Tugenden geglänzt haben, werden die edelſte Belohnung erhalten, die ſie erſtreben können, indem ſie nach ihrem Tode in den Körper eines Chineſen übergehen.

Die Schulen der Druſen ſind ſehr beſucht. Man lernt darin leſen und ſchreiben. Der Koran iſt das Buch, das am meiſten zu den Uebungen der Schüler gebraucht wird. In einigen Dörfern, wo die Chriſten allein Schulen halten, lernen die Kinder in den Pſalmen Davids leſen.

Die Druſen haben im Allgemeinen nur eine Frau, auf welche ſie ſehr eiferſüchtig ſind. Nichtsdeſtoweniger wird der Ehebruch ſelten mit dem Tode beſtraft. Ein Mann würde vor Allem nicht wagen, ſich ſelbſt durch Mord zu rächen, weil in dieſem Lande Blut wiederum Blut verlangt. Die Eheſcheidung iſt gebräuchlicher und findet unter ihnen unter dem leichteſten Vorwande ſtatt. So kann eine Frau, wenn ſie ihren Mann um die Erlaubniß bittet auszugehen und er ihr bejahend antwortet, ohne ihr zu ſagen, daß ſie wiederkommen ſolle, ſich als frei anſehen. Der Mann kann ſie in dieſem Falle nicht wiedernehmen, als nachdem ſie eine andere Heirath geſchloſſen hat und dieſes neue Eheband wieder getrennt worden iſt.

Der unterſcheidendeſte Charakterzug der Druſen iſt die Unverletzlichkeit der Geſetze der Gaſtfreundſchaft, welche ihnen verbietet, jemals, unter welchem Vorwand es auch ſey, den Gaſt auszuliefern, der ſich ihnen vertraut hat. Der Libanon iſt ein gaſtfreier Boden; wer den Fuß dahin geſetzt, kann ſich als in Sicherheit betrachten. Das ganze Volk würde gegen den aufſtehen, der nur im mindeſten die Ehre des Landes in dieſer Hinſicht verletzte. Djezzar ſelbſt, auf dem höchſten Gipfel ſeiner Macht und ob er gleich alle Regierungs-Aemter mit ſeinen Creaturen beſetzt hatte, konnte nie die Auslieferung eines einzigen von denen erlangen, die vor ſeiner Tyrannei in dieſe Gebirge geflohen waren.

Im Jahre 1811, als die Druſen von Djebel-Ala, zwiſchen Latakia und Antiochien, aus ihren Wohnſitzen von Toyal-Ali, Gouverneur von Dieſer-Schogre, vertrieben worden waren, flüchteten ſich mehr als 15,000 Familien zu ihren Landsleuten des Berges Libanon, wo die edelſte Gaſtfreiheit gegen ſie geübt wurde. Volney verſichert geſehen zu haben, daß einfache Bauern mit hungrigen Reiſenden ihren letzten Biſſen Brodt theilten; und als er ihnen bemerklich machte, wie unklug ſie daran handelten, ſo erwiderten ſie: Gott iſt groß und alle Menſchen ſind Brüder.

Die Druſen ſind auch im Puncte der Ehre ſehr empfindlich. Die Lehre von Verzeihung erlittener Beleidigungen iſt ihnen unbekannt. Eine ihrem Namen oder ihrem Bart angethane Schmach wird auf der Stelle mit einem Dolchſtoß oder einem Piſtolenſchuſſe beſtraft. Die Banden des Blutes und der Freundſchaft halten ſie nicht zurück, wenn ſie öffentlich einen Schimpf erfahren haben. Dieſe ſo große Empfindlichkeit hat in allen ihren Manieren eine Zurückhaltung oder wenn man lieber will eine Abgeſchliffenheit eingeführt, welche bei Bauern zu finden man erſtaunt. Das artet ſelbſt in Verſtellung aus, beſonders bei den Häuptlingen, die,

Digitized by Google

nach der Natur ihrer Functionen und der Interessen, die sie zu behandeln haben, noch zu mehr Klugheit genöthigt sind.

Aus dem Vorhergehenden kann man leicht entnehmen, daß die Drusen einen stolzen, rachesüchtigen und energischen Charakter haben. Sie sind tapfer bis zur Tollkühnheit und lieben die Freiheit bis zur ungebundenen Unabhängigkeit. Hinsichtlich der Religion bildet ihre Indifferenz einen frappanten Contrast mit dem Eifer der Muselmanen und Christen, die in ihrer Nachbarschaft leben. Die Vorurtheile der Geburt haben viel Herrschaft über sie. Sie legen die höchste Wichtigkeit auf eine alte Abkunft; aber der Adel, worauf sie stolz sind, führt kein Vorrecht mit sich. Er übt seinen Einfluß nur auf die Heirathen, die im Allgemeinen zwischen den Gliedern derselben Familie geschlossen werden. Ein, wenn auch armer, Verwandter wird immer einem reichen Fremden vorgezogen. Die Drusen haben auch theilweise den Gebrauch der Hebräer beibehalten, vermittelst welches ein Bruder oft die Frau seines verstorbenen Bruders heirathete.

Wir wollen unsere Schilderung mit der Beschreibung ihres Costumes beschließen. Es besteht in einer Art von Tunika von grobem Tuch mit mehrfarbigen Streifen, die sie über ihre Schultern werfen. Sie tragen darunter eine Weste und weite Pantalons, die sie über den Hüften mit einem Gürtel von weißer oder rother Leinwand befestigen. In diesem Gürtel stecken auch Dolch und Pistolen, die sie nie ablegen. Um ihren Kopf tragen sie einen Turban von verschiedener Farbe.

Die Kleidung der Frauen besteht in einer Tunika von grobem Stoffe. Ihre Haare fallen über ihre Schultern in langen Flechten herab. Was sie hauptsächlich unterscheidet, ist eine Art von Horn, in Form eines abgestutzten Kegels, gewöhnlich von Silber, das sie auf ihrem Kopfe befestigen und woran sie einen langen Schleier heften, in den sie sich hüllen, wenn sie ausgehen. Dieser Schmuck oder Putz trägt dazu bei, ihnen Würde und Grazie zu geben.

Das ist das sonderbare Volk, das mitten in seinen Bergen stets eine gewisse Unabhängigkeit behauptet und sich bis diesen Tag nur als zinspflichtig an die Pforte betrachtet hat, welcher es noch überdem stets nur einen schwachen Tribut zahlte.

Der Todtentanz von Holbein. — Die Brücke von Luzern.

(2.)

Es giebt für den Menschen so natürliche und unvermeidliche Ideen, daß es scheint, als könnten sie nicht ihre Tage der Mode und der Vergessenheit haben. Der Gedanke des Todes scheint mir von allen eine dieser unvermeidlichen Ideen. Inzwischen giebt es doch Jahrhunderte, wo man viel, und andere, wo man sehr wenig an den Tod denkt. Im Mittelalter war die Idee des Todes ohne Unterlaß allen Geistern gegenwärtig; in unsern Tagen stirbt man nicht minder und oft nicht mindee plötzlich, aber man beschäftigt sich weit weniger mit diesem Gedanken. Denke ich wohl daran, daß es nicht unmöglich wäre, daß ich stürbe, bevor ich die Zeile endige, die ich eben zu schreiben beginne?

Warum denken wir nun aber jetzt weniger an den Tod, als man es im Mittelalter that? Weil der Tod für die Mehrheit unter uns das verloren hat, was den Gedanken daran so lebendig und so beunruhigend machte. Wir vergessen, wo wir nicht mehr glauben, daß der Tod uns zur Rechenschaft zieht.*) Im Mittelalter glaubte der Christ, daß von einem Augenblick zum andern er gerufen werden könne, Gott Rechenschaft von seinem Leben zu geben; so war der Tod für ihn ein Gedanke und eine Unruhe aller Augenblicke und, entfernt, sein Bild zu meiden, meynte er vielmehr, daß er es immer vor Augen haben müsse, damit sein Gewissen stets bereit sey, die schreckliche Probe zu bestehen. Daher die Gemälde vom Tod, die wir in der Literatur und den Monumenten des Mittelalters wiederfinden. In Italien macht Dante den Tod zum Gegenstand seines Gedichts; die Idee des Todes schwebt über der göttlichen Comödie, wie sie über den zahlreichen Visionen schwebte, die dem Gedicht von Dante vorausgingen und die es ihm inspirirt haben. Orcagna und die Maler des Campo Santo malen jüngste Gerichte; Michel Angelo heftet an die Mauern der sixtinischen Capelle das schönste und größte dieser Gedichte, welche die Idee des Todes erfüllt. Diesseits der Alpen hat die Idee des Todes, außer den jüngsten Gerichten, eine andere populairere, eine bizarre und groteske Form; das ist es, was man den Todtentanz nennt.

Die Idee dieses Tanzes ist treu und wahr: diese Welt ist ein großer Ball, den der Tod in Bewegung setzt. Man tanzt mehr oder minder leidenschaftlich, mehr oder minder froh; aber immer ist der Tod der Vorläufer oder Tanzmeister — und die Tänzer von jedem Range und Stande, wer sind sie? Sterbende auf kürzere oder längere Sicht.

Da kommt ein Kind auf die Welt, so ungeduldig, so sehnsuchtsvoll erwartet, so geliebt; man nennt das geboren werden; ein wohlklingendes Wort in dem mütterlichen Ohr, trotz der Schmerzen des Gebärens: wenn man die Dichtung des Todtentanzes begreift, so wird es nicht geboren, es tritt in die lange Kette des Tanzes, welcher die Welt von einem Abgrund zum andern durchzieht, von dem Abgrunde, welcher vor, und dem, welcher hinter dem Leben liegt, ein unermeßlicher Chorus, welcher sich bewegt, kreist, auf sich selbst zurückkehrt, ohne, woran er sich auch im Vorübersliegen zu halten suche, dem schrecklichen und unerbittlichen Zuge entrinnen zu können, mit welchem der Führer oder Vortänzer ihn fortreißt. Tanzt denn, wer ihr auch seyd, Könige, Feldherren, Priester, eitle Frauen, Gelehrte; aber — meine Krone fällt mir vom Haupte! Mein Schwerdt wird mir geraubt! Meine Kutte wird zerrissen! Diese wilde Tanz wird meiner Schönheit schaden! Wehe! meine Bücher sind dahin! — Arme Könige, als wenn eure Kronen nicht dazu gemacht wären, um zu fallen; arme Feldherren, als wenn eure Schwerdter immer an euer Seite hängen sollten, damit ihr euch unüberwindlich und unsterblich glaubtet; arme Priester, als wenn die Kutte nicht durch das Leichentuch ersetzt werden müßte; thörigte Frauen, als wenn die Schönheit nicht wie jede Blume verblühte; überkluge Weise, als wenn euer Wissen den Gang der Natur aufhalten könnte! — Das ist die Poesie des Todtentanzes, eine erhabene und groteske Poesie, die unter einer so heitern und ironischen Form einen so tiefen Schmerz athmet!

---

*) Darin können wir der Meynung des Verfassers nicht beitreten. Fürs erste ist Gottlob! der Unglaube an Unsterblichkeit (für jedes denkende Wesen eine logische Unmöglichkeit, an ein Nichtseyn zu glauben) kein so allgemeines Uebel, als der Verfasser glaubt; eine leichtsinnige Indifferenz ist alles, was hier und da leider! sich fühlbar macht, weil die Ereignisse der Zeit mit ihren materiellen Interessen die Masse, und besonders die Jugend, nur zu sehr von den geistigen und himmlischen Interessen abgezogen haben; dann aber glauben wir, daß diese Richtung des Gedankens auf den Tod minder einer größern, absoluten Rechtgläubigkeit des Mittelalters, als seinem auf vielen andern Motiven beruhenden finstern Isolirungs- und Anachoreten-Geiste zuzuschreiben ist, während in unsern Tagen alle Theile der Gesellschaft sich freundlich mischen und, statt hinter finstern Klostermauern nächtliche Gespenster auszubrüten, sich im klaren und warmen Sonnenlichte, gleich Schmetterlingen auf allen Blumen, wiegen; und während wir, mit dem Geist des Alterthums und der Kunst vertrauter, den Tod lieber als Jüngling mit der umgekehrten Fackel, wie als Gerippe darstellen.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Ich kenne zwei Todtentänze, einen zu Dresden, auf dem Kirchhofe jenseits der Elbe; den andern in Auvergne, in der bewundernswürdigen Kirche de la Chaise-Dieu. Dieser letztere ist ein Fresco-Gemälde, das die Feuchtigkeit alle Tage mehr verzehrt. In diesen beiden Todtentänzen steht der Tod an der Spitze eines Menschenhaufens von verschiedenem Alter und Stande: da sieht man den König und den Bettler, den Greis und den Jüngling und der Tod zieht sie alle mit sich fort. Diese beiden Gemälde drücken die populaire Idee auf die einfachste Weise aus: Holbeins Genius hat diese Idee in seinem famösen Todtentanz des Dominicaner-Klosters befruchtet. In Basel war es ein Fresco-Bild und es ist zu Grunde gegangen, wie nach und nach alle Fresco-Gemälde untergehen. Es sind davon in Basel im Museo noch einige Reste und colorirte Miniatur-Entwürfe zu sehen. Der Todtentanz Holbeins ist nicht, wie der von Dresden und der in der Kirche de la Chaise-Dieu, eine zusammenhängende Kette von Tänzern, die der Tod anführt; jeder Tänzer hat seinen auf verschiedene Weise costumirten Tod, je nach dem Stande des Sterbenden; auf diese Weise ist der Tanz Holbeins eine Reihefolge von in demselben Rahmen vereinigter Episoden; es sind einundvierzig Scenen in dem Drama Holbeins und in diesen einundvierzig Scenen herrscht eine unendliche Mannichfaltigkeit. In keinem dieser Gemälde wird man dieselbe Pause, dieselbe Stellung, denselben Ausdruck finden. Holbein hat begriffen, daß sich die Menschen in ihrem Tode nicht mehr gleichen, als in ihrem Leben und daß jeder so wie seine eigene Weise zu leben, so auch seine eigene Art zu sterben hat.

Holbein costumirt das häßliche und widerliche Gerippe, unter welchem Bilde wir ihn uns vorstellen (oder vielmehr die finstere Phantasie des Mittelalters ihn darstellte), auf die lustigste Weise von der Welt, immer, durch die Attribute, die er ihm giebt, den Charakter und die Lebensweise der Person ausdrückend, die er repräsentiren will. Jedes seiner Gemälde ist ein Meisterstück der Erfindung. Ich will nur wenige davon anführen. Wir haben in einem unserer letzten salons de peinture eine Darstellung des Papstes von Vernet gesehen. Holbein hat auch in seinem Todtentanz einen Papst angebracht: wie in dem Gemälde Vernets sitzt der Papst auf dem Triumph-Stuhl (sella gestatoria) und hat die dreifache Krone auf dem Haupte; er erhebt die drei Finger der rechten Hand, um das Volk zu segnen. Warum hat nun der Papst ein blasses und entstelltes Gesicht? Ohne Zweifel, weil er gesehen hat, wer die sind, die ihn im Triumphe tragen. Vier Todte im Priestergewande, die Bischofsmütze auf dem Haupte, halten die Füße des Stuhles und zwei andere Todte, als Schweizer der päpstlichen Garde gekleidet, gehen an seiner Seite. Man muß das ruhige und selige Gesicht der todten Priester und das Harlekin-Ansehen der todten Soldaten sehen und zugleich, unter diesen seligen und albernen Gesichtern, das Ansehen tiefer Ironie, wahrhaft würdig des Todes, der den Triumphzug eines Papstes führet.

Es ist unglaublich, mit welcher Kunst Holbein diesen häßlichen Gerippen, diesen fleischlosen Gesichtern den Ausdruck des Lebens und der Empfindung giebt. Alle seine Todten leben, denken, athmen; alle haben die Bewegungen, die Physiognomie, ich möchte fast sagen die Blicke und die Farbe des Lebens.

Lange Zeit habe ich geglaubt, daß dieses auf seine Todten verbreitete Leben ein Ausfluß der Einbildungskraft Holbeins sey; seit ich aber die Gewölbe der Kirche des heiligen Michael zu Bordeaux besucht und die an der Mauer gereihten Mumien gesehen habe, weiß ich, daß Holbein das menschenähnliche und lebendige Ansehen seiner Skelette nicht geschaffen hat: in dem Studium der menschlichen Gerippe selbst und ihrer Stellungen hat Holbein diesen nicht zu beschreibenden Ausdruck gefunden. Jedermann weiß, daß zu Bordeaux, unter dem Thurm des heiligen Michael, ein Keller oder Gewölbe ist, welches die Eigenthümlichkeit hat, die Leichname zu erhalten. Im Raume dieses Gewölbes findet man ungefähr hundert Körper im Zustande der Mumien: von allen ist das Datum verzeichnet, einige sollen mehr als sechshundert Jahre alt seyn; andere sind achtzig Jahre. In diesem Gewölbe geht man auf einem Boden, der nichts anders ist, als funfzehn Fuß menschlicher Gebeine und dieser Boden hallt unter den Füßen wieder, mit einem hohlen Tone, der selbst die Gedankenlosesten zum Nachdenken bringt. Wenn man sich nun, selbst Staub, auf diesem schwankenden und sonoren Staub gehen fühlt; wenn man an den schwachen Unterschied denkt, welcher zwischen dem Staub ist, welcher getreten wird und welcher noch leint; wenn der Anblick der an der Mauer sitzenden Mumien die Besuchenden lehrt, daß es zwischen diesem Staube und ihnen keine Vermittler als diese Gerippe giebt; wenn das ganze Schicksal des Menschen sich in dem engen Kreise dreier Worte eingeschlossen findet: Leib, Gerippe und Staub, so ist es, ich versichere, recht nöthig, wenn man aus dem Keller herausgeht, daß die Sonne glänzend scheine, und daß die Kinder in den Straßen der Stadt singen, um das Gefühl des Lebens wiederzufinden!

Was sehr merkwürdig in diesem Keller ist und was unwillkührlich an die Todten von Holbein erinnert, das sind die Stellungen und Gesten aller dieser Gerippe (wenn man anders von Gesten der Skelette sprechen darf). Es liegt in ihrer Haltung und in den Grimassen ihrer Gesichtsknochen etwas Lebendiges, was in Erstaunen setzt. Ich erinnere mich eines Gerippes, das sich zur Rechten der Eingangsthür befindet; es kauert auf seinen beiden Schenkeln, wie ein Krüppel; es hat ein spaßhaftes und ironisches Ansehen; es schint über die Lebenden zu spotten, die in die Gesellschaft dieser Mumien treten. Ich konnte nicht umhin, es beim Weggehen noch einmal anzusehen und es lag in dem Grinzen seiner unbedeckten Zähne eine Art von Lächeln, welches sagte: Auf Wiedersehen! Ich habe diesen abscheulichen Krüppel in dem hinkenden Tode auf Holbeins Bild wiedergesehen.

Ich zweifle nicht, daß Holbein, welcher den Menschen mit unendlicher Genauigkeit studiert und seinen Bildnissen einen Ausdruck von Leben gegeben hat, der sie vor allen auszeichnet, gewiß auch das menschliche Gerippe, seine Stellungen, seine Grimassen, seine Gesten und seine Physiognomie studiert hat. Er malte seinen Todtentanz auf die Mauern eines Klosters, wo ohne Zweifel, wie in dem Kloster der Domkirche von Basel, alte und neue Begräbnisse waren. Wer weiß, ob diese mit Gebeinen angefüllte Erde nicht bisweilen Holbein, bei den Nachgrabungen, die da gemacht wurden, die Haltung eines halbaufgedeckten Gerippes, sein fleischloses Lächeln, sein ironisches Grinzen zeigte; und der Maler übertrug auf die Mauer diese physiognomischen Züge des Todes. Holbein ist der Maler des Todes: er hat ihn in allen seinen Phasen studiert. Es ist von ihm in St. Gallen ein Gemälde, welches Christum im Grabe vorstellt. Es ist ein nackter Körper, auf dem Steine liegend, ausgestreckt, unbeweglich, die Haare gerade herabhängend, mit eingesenktem Leibe, die Haut mehr grün, als blaß oder weiß. Dieses Gemälde ist, um wahr zu seyn, fast gottlos; denn es ist ein Cadaver, das Holbein gemalt hat, nicht der Leib eines begrabenen Gottes. Der Tod ist zu sehr auf diesem Leichnam ausgeprägt, als daß das Leben je in ihn zurückkehren könne; und wenn das Christus ist, so glaubte Holbein nicht an seine Auferstehung.

Holbein hatte die populaire Idee des Todtentanzes vermehret; der unbekannte Maler der Brücke von Luzern hat wiederum dem Todtentanz von Holbein mehreres hinzugefügt. Diese Gemälde der Brücke von Luzern sind gerade nicht Bilder von Werth, aber sie haben ein merkwürdiges Verdienst der Erfindung. Der Maler hat, in den Dreiecken, welche die Balken bilden, die das Dach der Brücke tragen, die gewöhnlichen Scenen des Lebens dargestellt und wie der Tod sie plötzlich unterbricht. Bei

Digitized by Google

Holbein nimmt der Tod das Costume und die Attribute aller Stände an, zeigend dadurch, daß wie alle seiner Heerschaft untreworfen sind. Auf der Brücke von Luzern lebt der Tod mit uns; machen wir eine Landpartie? er verkleidet sich als Kutscher und läßt seine Peitsche knallen; die Kinder lachen und hüpfen: die Mutter allein beklagt sich, daß der Wagen zu schnell fährt. Was will man aber? es ist der Tod, der kutschirt; er beeilt sich, anzukommen. Geht ihr auf den Ball? Da tritt der Tod als Friseur ein, den Kamm in der Hand. Schnell, schnell, sagt das Mädchen; ich möchte nicht gern zu spät kommen. — Ich werde mich beeilen, antwortet er; und er hält Wort, denn kaum hat er mit seinem knöchernen Finger die Stirn der Tänzerin berührt, als das blühende Antlitz der Siebenzehnjährigen so schnell verwelkt, wie die Blumen, die sie schmücken sollten.

Die Brücke von Luzern zeigt uns den Tod uns zur Seite, überall, selbst bei Tische, wo er, die Serviette um den Hals, das Glas in der Hand hat und Gesundheiten ausbringt; in der Werkstatt des Malers, wo er als Lehrling die Pallette hält und Farben reibt; im Garten, wo er als Gärtnerbursche, mit der Gießkanne, den Herrn führet, um zu sehen, ob die Tulpen aufgeblüht sind; im Kaufmannsgewölbe, wo er als Ladenbursche, auf Waarenballen sitzend, ein verbindliches Ansehen hat und die Kunden einladet; auf der Hauptwache, wo er den Zapfenstreich trommelt; an den Straßenecken, wo er als Taschenspieler oder Springer die Pflastertreter um sich sammelt; vor den Schranken, wo er als Advocat auftritt und plaidirt, der einzige Advocat (sagt die Legende, in schlechten deutschen Versen, die unter jedem Gemälde stehen), der rasch arbeitet und alle Sachen gewinnt; in dem Vorzimmer des Ministers, wo er, als Supplicant, mit demüthiger Miene und gekrümmten Rücken, eine Bittschrift einreicht, die Erhörung finden wird; in der Schlacht endlich, wo er an der Spitze der Bataillone marschirt und, damit man ihm folge, die Fahne an seinem Halse angeheftet trägt.

Alle diese mit Geist erfundenen Scenen sind ohne viel Kunst und Fleiß gemalt, was beweist, daß es populaire Idee'n waren, die jedermann angehörten; eine Art von Karikaturen, bestimmt, das Volk zu belustigen, Karrikaturen, die an niemand gerichtet sind, aber worin sich doch jedermann wieder erkennen konnte. Mit solchen Gemälden machte das Mittelalter die ganze Menschheit lächerlich; es verspottete ihre Schwachheit, ihre Sorglosigkeit, ihre Eitelkeit. Jetzt zielen unsere Karrikaturen auf Individuen, statt den Menschen zu treffen; sie sagen dem einen, daß er zu mager, dem andern, daß er zu dick und dem dritten, daß er zu klein sey: das sind keine große Entdeckungen für die Satyre und, Gemeinplätze für Gemeinplätze, so weiß ich nicht, ob ich nicht die des Mittelalters vorziehe: sie deuten mindestens eine ernstere und wichtigere Epoche an, einen Genius, der die Dinge und die Menschen aus einem höhern Standpuncte sieht und eine Einbildungskraft, die selbst in ihrer Fröhlichkeit und in ihren Launen ein tiefes Gefühl von Poesie bewahrt.

Schildkröteneier.

(N.)

Eine der Hauptrevenüen, welche die brasilianische Regierung aus der Provinz Rio-Negro bezieht, bildet der Zehnte, den sie sich von dem Oel der Schildkröteneier geben läßt. Diese werden in folgender Weise eingesammelt. In den Flüssen von Solimoes und Madeira giebt es große Sandbänke, wo die Schildkröten alljährlich, in den Monaten October und November, ihre Eier legen. Um diese Zeit stellen sich erst einige Vorläufer ein, um das Terrain zu recognosciren und einen passlichen Ort aufzusuchen. Das Hauptcorps folgt in geschlossener Colonne, die Weibchen in der Mitte und die an Zahl schwächeren Männchen auf den Seiten, wie wenn sie die Ersteren beschützen wollten. Beim Einbruch der Nacht verlassen sie das Wasser, bedecken in einem Augenblicke die ganze Sandbank, und drängen sich nun so rasch vorwärts, daß das Geräusch des Anprallens ihrer Rückenschilder weithin hörbar ist. Angekommen auf der kleinen Insel, höhlt jede Schildkröte mit ihren Hinterpfoten ein ungefähr drei Fuß tiefes Loch im Sande aus und setzt darin mindestens sechszig, höchstens 140 Eier ab; dann deckt sie dieselbe mit Sand wieder zu und kehrt ins Wasser zurück. Zu dieser Operation gebraucht jede Schildkröte ungefähr Dreiviertelstunden. Da die Sandbänke allbekannt sind, so schickt die Regierung Wächter dahin, um zu verhüthen, daß die Schildkröten von den nomadischen Indianern in ihrer Operation gestört werden, ernennt auch einen Inspector, um unter den Colonisten, welche das Einsammeln der Eier betreiben, Ordnung zu erhalten, jedem seinen Distrikt anzuweisen und den Zehnten zu erheben. Gleich nach der Repartition des Terrains machen sich die Leute an die Arbeit, graben die Eierhöhlen auf und bilden aus den Eiern Stapel von funfzehn bis zwanzig Fuß Durchmesser und dem entsprechender Höhe. Nach beschaffter Lese werden die Eier in gut kalfatete Barken geworfen, mit hölzernen Forken zerstoßen und mit Wasser übergossen, wonach die Masse den Sonnenstrahlen ausgesetzt bleibt. Die Wärme zieht dann den öligten Bestandtheil an die Oberfläche, wo derselbe mit großen Muscheln abgeschöpft und in Kesseln auf ein gelindes Feuer gesetzt wird. Bald klärt das Oel, welches man **Manteiga de tartaruga** nennt, sich ab und gewinnt eine Consistenz und Farbe gleich geschmolzener Butter. Wenn es erkaltet ist, thut man es in große irdene Töpfe, deren jeder ungefähr 60 ℔ faßt. Wie sorgfältig man es auch behandeln mag, behält es stets einen thranigten Beigeschmack, an welchen der Fremde sich nicht leicht gewöhnt. Man schätzt das Quantum **Manteiga**, welches jährlich auf den Inseln Solimoes bereitet wird, auf **900,000** ℔; da nun **1600** Eier erst 60 ℔ Oel geben, so erfordert also jenes Quantum **24** Millionen Eier.

Was heißt leben?

(L.)

Wer thätig wirkt und schafft, nur der allein
Ist's, der in meinen Augen wahrhaft lebt:
Der Mann, der kühn nach Recht und Wahrheit strebt,
Die Frauen, die des Hauses Kreis sich weih'n.

Wer Tugend liebt und übt, der ist's allein,
Der sagen kann, daß würdig er gelebt,
Denn wenn nicht sie das volle Herz ihm hebt,
Wird Thätigkeit selbst ohne Früchte seyn.

Wer Kunst und Schönheit ehrt, nur der allein
Hat himmlisch, vom Gemeinen frei gelebt;
Sein Daseyn, von den Grazien, umschwebt,
Erreicht das Höchste, tadellos und rein.

Wer so ist, ist auch froh und er allein,
Ob kurz, ob lang, hat inhaltreich gelebt
Für sich und andre — darum auch umwebt
Ihn ew'ger Jugend Frühlings-Sonnenschein.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 898. Hamburg. Sonnabend, den 1. März. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Tage der Proscription.

Von

Charles Nodier.

(Aus der Revue de Paris.)

(M.)

Es ist schon als selbstverstanden angenommen, daß derjenige, der seine Memoiren schreibt, nicht umhin kann, von sich selbst zu reden, und so werde ich mich deshalb nicht mehr entschuldigen. Ich nehme an, daß mein Leser gleich von vorn herein geneigt ist, in diesen, den Stempel einer monotonen Individualität tragenden, Blättern nur dasjenige zu suchen, was sie wirklicher Weise enthalten: die Träumerei eines Einsiedlers, der sich daran ergötzt, für sich selbst die bürgerliche Epopee seines Lebens wiederaufzubauen, weil die liebliche Vergangenheit ihn für die rauhe Gegenwart entschädigt und ihm diese erträglich macht. Die Jugend des Mannes lebt, trotz aller Peinigungen, welcher sie ausgesetzt gewesen ist, in seiner Einbildungskraft mit einem Reize wieder auf, dem nichts zu vergleichen ist, weil sie ihm in der Erinnerung zu dem Bewußtseyn seiner Kraft, zur Wonne seiner Vergnügungen, selbst zu dem Eindruck seiner Beängstigungen, die ein Gegenstand des Triumphs und der Freude werden, wenn man sie bestanden hat, zurückführt. Dinge, die einmal geschehen sind, gehören uns nicht mehr an wie solche, die nie stattfinden werden, und doch ergötzt diese erloschene Feerie die Erinnerung, wie der Gegenstand eines schönen Traumes, mit dem man sich lange beschäftigt. Was uns nicht mehr angehört und was uns nie angehören wird, das läuft auf Eins hinaus; das ist nichts als ein unbedeutendes Räthsel, von dem wir die Auflösung gefunden haben, ein rührender Roman, dessen Entwickelung wir vorgeeilt sind, indem wir nur die letzten Blätter gelesen, ein demolirtes Luftschloß, wozu wir die Materialien geliefert, und wovon nur noch die Trümmer übrig sind. Glücklich ist der Thor, der es wieder aufbaut; nicht um es zu bewohnen, Gott bewahre! nein, um es nur noch einmal wiederzusehen. Wie emancipirt sich diese glorreiche Operation nun bis zu dem Grade, um aus den intimen und geheimen Formen des Monologs herauszutreten und die eines Buches zu usurpiren? das ist die Frage. Sie wird an dem Tage, wo ich mein geduldiges Publikum ein bischen zu sehr langweile, nicht zu meinem Vortheil gelöst werden.

Indem ich einige Blättchen aus meinem Tagebuche als junger Mann unter einem Titel ankündige, der so ziemlich dessen Materie resumiet, habe ich keinen großen individuellen Vortheil aus einer Lage ziehen wollen, die leider zu der Zeit, in welcher ich gelebt habe, sehr allgemein gewesen ist. Einige wenige Männer, die eine Ausnahme gemacht, abgerechnet, deren Geschicklichkeit ich weit mehr als ihren Charakter bewundere, und die durch ein sonderbares Privilegium bei den Proscriptionen aller Regierungen präsidirten, ist, in der weiteren Bedeutung des Wortes, in Frankreich jedermann proscribirt gewesen. Es giebt keinen Sohn aus einem guten Hause, wie unbedeutend und unschädlich man ihn auch halten mag, der nicht einige Tage unter Schloß und Riegel zugebracht hätte, oder der nicht einige Wochen lang von den Spürhunden der Polizei und der Gensd'armerie gleich dem Rothwilde verfolgt worden wäre. Wenn durch irgend einen sonderbaren Zufall der Civil-Etat bis auf die letzten Spuren aus der Canzeley unserer Ministerien verloren gehen sollte, so würde man sich schon darüber zufriedenstellen können, denn er ließe sich fast vollständig wieder aus unsern Gefangenregistern herstellen. Es ist dieses ein ganz natürliches Factum, das ich ohne alle Bitterkeit constatire. Die Regierungen haben das Recht, sich zu vertheidigen, so gut sie es vermögen, und das Beste, was man von ihnen erwarten darf, ist, daß sie sich dieser doppelten Befugniß für ihre Erhaltung mit ein wenig Milde bedienen, bis der stets verheißene und stets vergebens erwartete Augenblick gekommen seyn wird, wo sich aus unsern stürmischen Versuchen eine politische Form erheben soll, die geeignet ist, eine universelle definitive Huldigung zu ernten. Ich möchte nicht dafür einstehen, daß dieses heute, oder morgen, oder binnen einigen Monaten geschehen wird; es ist sicher der utopischen Aera vorbehalten, die uns seit fünfundvierzig Jahren von dem Liberalismus und der Perfectibilität versprochen worden ist.

Ein großer Vortheil der heutigen Proscriptionen über die dumpfen und stummen Proscriptionen des Kaiserreichs besteht darin, daß sie mindestens die Debatten einer contradictorischen und progressiven Oeffentlichkeit dulden, bei welchen die Autorität zum öftern nicht die leichteste und die glänzendste Rolle spielt. Man weiß jetzt aufs Härchen, wie schwer die Ketten eines Gefangenen sind und was der Luftgütemesser über die Gesundheit seines Kerkers sagt. Man holte uns damals aus unsern Familien weg, ohne diesen den Namen des lautlosen Gefängnisses zu sagen, auf das sie in der Stunde des Gebets ihren Blick zu richten hätten. Man versetzte uns nach Willkühr von Quartier zu Quartier, von Land zu Land, um der Freundschaft unsere Spur zu entziehen und uns nicht die Zeit zu lassen, das Mitleid eines alten, durch das Unglück gezähmten, Cerberus durch Sanftmuth und Ergebung zu gewinnen. Man füsilirte ohne weitere Processform die vier Matrosen aus der Bretagne, meine armen Stubengenossen, unter unserm Eisengitter; man ermordete officieller Weise, auf einem Boot der Schwanen-Insel, meinen Freund Raoul de Saint-Vincent; man brachte meinen Freund Cheistoval dahin, daß er sich mit einem Rasiemesser die Kehle abschnitt; und die Zeitung wußte nichts davon; und die Commission der individuellen Freiheit bezog regelmäßig ihren splendiden Gehalt, wie sich das von selbst versteht; und der Erhaltungs-Senat achtete aufs sorgfältigste auf die unverbrüchliche Erhaltung der Eigenmächtigkeit. Die Unschuld hatte keine Anwartschaft auf ein gerichtliches Urtheil, die Eitelkeit nicht den Trost, noch Aufsehen zu erregen, und der Heroismus keine Hoffnung auf Ruhm. Eine, wenn auch nur zimperliche, Opposition war eine Seltenheit; man wußte wohl warum.

Digitized by Google

Merkwürdig! drei kühne Generale hätten bald der Welt ein anderes Ansehen gegeben, und alle drei stiegen aus der Tiefe eines unterirdischen Gewölbes herauf, wo die Welt sie vergessen hatte: der Corse Bochechambe, der in der Ebene von Grenelle mit Mallet, Lahorie und Guidal starb, schmachtete seit zehn Jahren in den Oublietten; weit her, in einer düsteren Nacht und in einem verschlossenen Fuhrwerke, war er nach Paris gebracht worden. Das Volk sagte, als er nach dem Richtplatz abgeführt wurde: „Aber was hat denn der da nach allen Seiten zu gucken?" Ha! der Unglückliche besah sich die Straßen und die Häuser von Paris, die er nie gesehen hatte.

Die Erinnerung an diese Grausamkeiten muß sich den Herzen unserer Aedilen tief eingeprägt haben, um ihnen den Einfall an die Hand zu geben, Napoleon so boßhafter Weise in der grotesken Ausstaffirung des heillosen Standbildes, welches sie wie eine Vogelscheuche oben auf die Säule gepflanzt haben, dem Urtheil der Nachwelt zu überantworten! So rachesüchtig ist meine Erinnerung als Proscribieter nicht, das kann ich in Wahrheit sagen. Einige kleine kaiserliche Leichtfertigkeiten abgerechnet, die an die Oublietten des Ruel, an das Dyonisius-Ohr und an den Stier des Phalaris erinnern, hatte Napoleon Sinn für das Schöne, das Große, das Erhabene, mehr als irgend ein anderer Mann der Geschichte, und das Schöne, das Große, das Erhabene ragt über die Carricatur hinaus. Ironie ist bei Denkmälern übel angebracht, und Pascal hat schon vor mir gesagt, daß zu weit getriebener Scherz einen boßhaften Charakter verriethe.

So giebt es denn, um auf meinen Gegenstand zurückzukommen, niemand, der nicht etwas von der Lebensweise wüßte, von welcher ich einige Umstände zu erzählen Willens bin, und das ist der einzige Grund, welcher in den Augen des Lesers die geringe Wichtigkeit meiner Histörchen hervorzuheben vermag, indem er sie mit seinen intimsten Erinnerungen verschmilzt. Es ist so natürlich, Antheil an Bedrängnissen zu nehmen, die man selbst erlitten hat! Wem sagte ich wohl etwas Neues, wenn ich bemerke, daß es in meiner Jugend eine große Frage war, zu wissen, was besser sey: ob Gefängniß, ob Flucht, und was sich schwerer ertragen lasse, ein widerwärtiges Leben zwischen unübersteiglichen Mauern, oder ein elendes Umhertreiben durch Wald und Wiesen. Ich habe beides eine ziemliche Zeit gekostet, und kann bezeugen, daß die eine wie die andere dieser beiden, im Allgemeinen eben nicht beneideten, Lagen ihre relativen Annehmlichkeiten hat, fähig, die Waage in den unparteiischesten Händen schwanken zu machen. In der Gefangenschaft wird der individuelle Muth durch die Gemeinschaftlichkeit des Unglücks, durch den Wetteifer in der Geduld, durch den Balsam der Unterhaltung, die jede Langeweile verscheucht, durch die Fürsorge der Freundschaft, die jeden Kummer versüßt, gehoben. In freiem Felde hat man die Luft, den Raum und die Freiheit, den Stolz einer Unabhängigkeit, die sich aus eigener Kraft wider die Kraft der Gewalt behauptet; die schmeichelnde Eitelkeit einer Geschicklichkeit, die alle Verfolgungen zu Schanden macht; die Erwartung einer brüderlichen Aufnahme in der räucherichten Hütte eines Kohlenbrenners oder in dem Nomaden-Karren eines Schäfers; die Mannichfaltigkeit der Wechselfälle und Begebenheiten, die sich mit jedem Tage erneuern, und im Nothfalle die Hoffnung zu einer hochherzigen Gegenwehr. Es ist inzwischen nicht minder wahr, daß diese Alternative noch diesen Augenblick, wo ich schreibe, unentschieden ist; und wie oft habe ich mich nicht selbst unter den Riegeln darnach gesehnt, ganz nackt auf einem von den Wogen gepeitschten Felsen, unter freiem Himmel und allem Ungemach der Witterung preisgegeben, ausgesetzt zu seyn. Wie oft verlangte mich andererseits wieder nach dem befriedigenden Obdache eines feuchten und kühlen Kerkers, wo ich mindestens ein wenig Brodt, um den Hunger zu stillen, ein wenig Stroh, um darauf zu schlummern, gefunden hätte. Aber der Mensch ist nie zufrieden.

Eine starke Schwungfeder der Energie junger Leute wider alle die Zufälle, welche das irrende Schicksal der Proscribirten bedrohen, bildet die überreichliche Lebenskraft, die durch körperliche Anstrengungen, ja selbst durch Strapazen und Entbehrungen noch gesteigert wird; der Enthusiasmus des Kopfes und des Herzens, der in allen neuen Gegenständen eine neue Nahrung findet und der aus allem Wollust schöpft. Es vergeht fast kein Tag, wo ich mich nicht irgend etwas der Art erinnerte, unter anderem des so rauh begonnenen Frühlingsmorgens, wo ich zwei Gensd'armen entrann, indem ich über einen zwölf Fuß breiten Fluß sprang, dem ich mich unter dem Vorgeben, meinen Durst stillen zu wollen, genähert hatte, und mich nachher subtil in einem schon ziemlich hohen Kornfelde niederduckte, wo man mich lange gesucht haben mag, während ich auf allen Vieren längs einer Furche kroch, damit die Bewegung der Halmen mich nicht verrathen sollte. Darnach kamen erwünschte Hohlwege, dichte Hecken, die mir jedoch kein Hinderniß waren, hohe Gehäge-Mauern, deren Rücken ich mit dem ersten Anlauf erfaßte, und die ich mit dem zweiten Aufschwung übersprungen hatte; endlich ein schroffer, mit buschigtem Gehölz bewachsener, Abhang, der mir gewiß als unübersteiglich erschienen wäre, wenn ich nicht oben gestanden hätte, als ich diese Bemerkung machte. Ich hatte nun eine Viertelstunde Weges zurückgelegt; aber schon da, als ich erst etwa zwanzig Klafter weit gekommen war, hielt ich mich meiner Befreiung sicher; denn es war mir, als ob nicht ich, sondern die Erde flöhe, unter meinen Schritten verschwände, und meine festgebannten Feinde ich weiß nicht wohin entführte. Man sage mir doch, wie es kommt, daß es in der Jugend Augenblicke einer physischen und moralischen Kraft, einer Exaltation und Stärke giebt, bei welcher die Meerengen, die Gipfel der Alpen nicht als Hindernisse gelten würden, Zauberstunden, wo man alles beschafft, was man nur will. Das ist sonderbar! Hinter einem alten Baum zurückgezogen, schaute ich nach der Straße hinaus, die sich einem weißen Bande gleich in der Ebene entfaltete, und wo ich das Vergnügen hatte, meine vier Thiere zu erkennen, Vieh und Menschen, die da lächerlicher Weise auf einem und demselben Flecke umhertrippelten, als ob sie in den Kreis des Popilius gebannt worden wären, und die unverrückt nach einer Seite spähten, welche derjenigen, wo ich mich befand, gerade entgegengesetzt war. Nach geschehener Ueberlegung, und wozu sie sich Zeit gelassen hatten, machten sie mir die Freude, ihre aufs Korn genommene Richtung im gestreckten Galopp zu verfolgen, und bald waren sie im aufgewirbelten Staube wie aus dem Gesichte. Da meine zufällige Ergreifung ihren Vorgesetzten nicht bekannt, und der unbesonnene Kopf eines unruhigen Schülers keiner Prämie werth war, werden sie, wie ich mir schmeichle, bei dieser denkwürdigen Affaire nur eine vergebliche Promenade und einen abgefeuerten Pistolenschuß zu bereuen gehabt haben.

In solchen Augenblicken ist es, wo der wahre Werth der Freiheit erst recht erkannt wird. Mit welcher Fülle genoß ich meines Lebens und des Rechts, darüber zu verfügen! Ich würde nicht stolzer auf den unermeßlichen Feldern, die sich vor mir ausbreiteten, einhergeschritten seyn, wenn sie mein Eigenthum gewesen wären. Ha! und gehörten sie mir nicht zu? Nach einem dreistündigen Laufe, in welchem ich mehr als sechs Stunden Weges zurückgelegt hatte, stieg ich, wie durch Zauberei, in ein kleines kreisförmiges Thal hinab, welches in der Tiefe eines Amphitheaters von mit Holz bewachsenen Hügeln lag und das zu beiden Seiten eines niedlichen Flusses so recht mit Lust den duftenden Luxus seiner blumigten Vegetation entfaltete. Es war das Thal von Courlans, das lieblichste des Jura und vielleicht der ganzen Welt. So dachte ich wenigstens an jenem Tage und auch noch an einem andern. Ha! wie voll und freundlich fiel das Licht auf diesen schönen Teppich des Grüns! Wie es über dem Laufe der glatten Gewässer klar ruhte und sich bei den kleinsten

Digitized by Google

Abhängen zwischen den Felsen, die ihm einen Durchgang gestatteten, in Feuerstreifen zertheilte! Alles lebte, alles athmete um mich her und wie ich, die Jugend, die Lust und die Freiheit. Da war nicht eine Pflanze, die nicht, wie zu einem Feste, ein aufblühendes Bouquet getragen hätte, und der koketteste Maler hätte ihr wundersames Sortiment nicht besser regeln können. Es waren violette Weiderichs, mit schwebenden Trauben; Engelwurz, von weißen Schirmen beschattet; Ackeraden mit langen eosigten Blättern, deren Rand gleich einem Bande ausgezackt war; Ranunkeln mit goldenen, blank emaillirten Kelchen; Johannisaugen mit Silberstreifen; Zittergras mit funkelnden Tröpfchen, die in verschiedenen Farben spielten, je nachdem unter dem Hauche des Windes das Licht darauf fiel. Es war nach dem Geräusche, das in der Waldung hörbar war, das sich durch die Gesträuche zog, sich unter dem Grase verlor, als ob die ganze Natur im Gebären wäre. Auch die mir so lieben Insecten fehlten bei dieser Feierlichkeit nicht, so daß es schien, als ob sie ausdrücklich meinetwegen stattfände. Während meine Blicke voll Rührung auf einem Büschel Akeley hafteten, der seine stolzen Blumenkronen gleich so vielen mit speischen Granaten besetzten Diademen traurig herunterhängen ließ, sah ich einen Flug der glänzenden Schmetterlingsart (Cerambiques) mit purpurrothem Gewande, die in dem ganzen östlichen Frankreich nur allein in dieser Region, in einem schmalen und nur vier bis fünf Stunden langen Erdstrich leben, sich darauf niedergelassen. Nie war mir die prachtvolle Lamie Kaelhers zu Gesicht gekommen, und ich rief ihren Namen mit einem Enthusiasmus und einer Bewunderung aus, wie Adam es im irdischen Paradies gethan haben wird, als er alle die Geschöpfe des Herrn bei ihrem rechten Namen nannte. — Und gleich Adam stand auch ich allein, ohne Gewissensbisse, ohne Haß, unbekümmert um die Zukunft; denn all das Mißgeschick eines Geächteten hatte ich in diesem Augenblicke vergessen. Stolz auf meine Unabhängigkeit, auf meine Kraft, auf mein Glück, auf den freien Besitz des Weltalls, das ich mit meinen Gedanken umklammerte, hätte ich diese ungewisse, zwischen zwei Gefahren ausgebauchte, Feinde nicht gegen die gesicherte Herrschaft der Welt ausgetauscht. Mein Kopf sprudelte in einer poetischen Trunkenheit, die mir seitdem nicht wieder vorgekommen ist, und mein Herz schwamm in Wonne. Plötzlich füllten meine Augenlieder sich mit Thränen und ich sank in die Kniee. „O Gott!“ rief ich aus, „wie schön ist die Natur! wie bist Du groß in Deinen Werken, wie bist Du gut in Deinen Tröstungen, mit welchen Du die Unglücklichen überhäufst! O Gott! wenn ich genug gelebt habe, Dich zu erkennen, Dich anzubeten, so nimm meine Seele zu Dir, darum bitte ich Dich! mein schwacher Körper kann sich nicht mehr halten!“ Dann streckte ich mich vollends unter diesen Blumen hin; denn ich habe mich so stets der Erhörung am nächsten geglaubt. Ich murmelte halb ohnmächtig den Namen meiner Eltern, meiner Schwester, Clementinens, von der ich flüchtete, weil sie es so gewollt hatte, und dann verließ mich all meine Besinnung. Die einzige Vorstellung, die mir von dieser Verzückung geblieben ist, ist die, daß ich mich unaussprechlich glücklich fühlte, glücklicher, als in der ganzen übrigen Zeit meines Lebens.

Man wäre aber in einem großen Irrthum befangen, wenn man glaubte, daß dergleichen öfter gekommen sey. Es waren kaum einige Tage nach diesem verstrichen, als auf diese so reine und so ergußreiche Exaltation die bittersten Bekümmernisse folgten. Es wurde mir von sechs Gensd'armen in den Scheuern eines ehrlichen Bauers voller Energie und Hingebung, der mir jedoch kein anderes Lager anweisen konnte, als was ich mir auf seinem Boden unter der eben eingebrachten Fourage bereitete, nachgespürt. Es hält schwer, sich einen richtigen Begriff von der Unbehaglichkeit eines solchen Verstecktes zu machen, wenn man nicht selbst seine betäubende Wirkung und seine unausstehliche Hitze erfahren hat. Doch war ich genöthigt, wenn ich nicht die Gefahr der Gefangennehmung, ja wohl gar des Todes laufen wollte, dort sechsunddreißig Stunden einer physischen und moralischen Beängstigung, eines unstäten Schlummers, einer ermüdenden Ruhe zuzubringen, und Stunden wie diese sind nicht nach der gewöhnlichen Zeitabtheilung abzumessen. Es war eine stete Todesangst, die mir beim Alpdrücken wohl wieder im Traume vorgekommen ist, und die Dante in der Aufzählung der Höllenqualen vergessen hat, eine Pein, der von jener der Verdammten gar nichts fehlt, selbst nicht eine ich weiß nicht welche fingirte Ewigkeit. Von Zeit zu Zeit fühlte ich mich von ihrer gräulichen Last erleichtert, aber es trat in der schweren über mich hinwegschreitenden Gruppe von Soldaten, die mich mit ihren Eisenabsätzen unter der weichen und beweglichen Decke zermalmten, und die dabei mit ihren Säbelspitzen tief ins Heu wühlten, gleich eine andere dafür ein. Ich war zweimal in dasselbe Bein gestochen worden; ein dritter Stich hatte mich entblößt, indem er an der äußeren Flechse der Finger meiner rechten Hand hinstreifte, die ich mir übers Gesicht hielt, um die glühende und vergiftete Luft einzuathmen, die so mühsam mein trauriges Daseyn fristete. Wenn die Finsterniß in diesem Aufenthalte des Jammers und der Verzweiflung es gestattet hätte, daß sie die Schneide ihrer Klingen, indem sie solche zurückzogen, hätten sehen können, so hätte das ihnen anklebende Blut mich unfehlbar verrathen müssen; sie steckten dieselben aber ruhig wieder ein, und gaben das Suchen auf, da kein Seufzer, kein Geschrei, kein Zucken ihnen eine Spur davon gegeben hatte, daß ein Mensch unter ihren Füßen im Sterben sey. Das Heu, welches sich wieder in ungeheurer Wucht über mir aufzuthürmen begann, machte mir zwei Dinge klar: erstens, daß ich einer Todesart entronnen war; zweitens, daß ich der andern nicht würde entrinnen können; denn jedes Bündel Heu, welches die Masse vermehrte, die schon auf mir lastete, erschwerte das schon sehr gehemmte Athemholen mehr und mehr. So war mir in der That, als die Reiter, um einem aufziehenden Gewitter zu entgehen, sich zu Pferde geworfen hatten, und davonsprengten, um ihre Quartiere zu erreichen, und meine ehrlichen Wirthsleute mich dann aus meiner furchtbaren Gruft befreiten, nur noch so viel Bewußtseyn geblieben, als nöthig ist, um daran zu verzweifeln, es ganz wiederzuerhalten. Doch jubelten sie bei den wenigen Lebenszeichen, die ich noch gab, laut auf: sie hatten geglaubt, mich nur als Leiche wiederzufinden.

Ich ward mit all der Sorgfalt, welche das Wohlwollen und die Menschlichkeit einzugeben vermögen, ins Leben zurückgerufen, und meine Wunden, die weit ernstlicher aussahen als sie es in der That waren, bedurften nur eines leichten Verbandes. — Aber das Befreitseyn sagte wenig; es mußte aufs neue, es mußte für immer geflohen werden. Es mußte schleunigst die furchtbare Stunde benutzt werden, wo alle Himmelsschleusen sich aufthaten, um ein neues Asyl zu erreichen; denn die Nachforschungen würden sicher die nächste Nacht wiederholt worden seyn. Ich mußte vor allem die Landstraße und die gebahnten Wege vermeiden, um der hartnäckigen Verfolgung eines Gensd'armen zu entgehen, der, beharrlicher und schlauer als die andern, das Land in einem engen Zirkel beritt und in wenigen Minuten schnellen Laufes die ganze Umgegend der Meierey umkreiste. Gerade an diesem Tage war eine kleine, isolirte Auberge, einen Flintenschuß weit von Sellieres belegen, deren damaliger Inhaber das Herz an der rechten Stelle hatte, der ein Patriot von altem Schrot und Korn und mit unserm politischen Interesse sehr vertraut war, das Ziel, zu dem ich wollte. Ich hatte den pünctlichsten und eifrigsten meiner gewöhnlichen Emissarien, einen tüchtigen, verschmitzten, handfesten Patron, aus Neigung oder in Folge von Mißgeschick in allen Arten böser Gewerbe geübt, auf den ich desungeachtet nicht mißtrauisch war, weil ich wußte, daß er bei einer redlichen und loyalen Handlung eben so getreu an sein Wort hielt, wie wenn von einer schlechten die Rede gewesen wäre, auf

Digitized by Google

Mitternacht dahin beschieden. In welcher Weise er auch seinerseits von der ihm gegebenen Weisung hätte abweichen mögen, würde sich meine Meynung über ihn doch in nichts verändert haben; ich hätte nur die Folgerung daraus gezogen, daß er gefangen genommen worden oder todt sey. An dem eben besprochenen Orte sollte Hyppolyt Bonin mir meine Depeschen übergeben, das heißt Nachrichten von meinen trostlosen Eltern, einige Auskunft über das Schicksal meiner flüchtigen Freunde, und, in der Lage, in welcher ich mich befand, mehr als alles dieses die mit Ungeduld ersehnte Autorisation, Versuche aufzugeben, die durch die Ereignisse nutzlos geworden waren, und einen Posten zu verlassen, der sich nicht mehr halten ließ, um in der katholischen Schweiz zu dem strengen Trappisten-Orden überzugehen, da mir keine andere Hoffnung mehr übrig blieb und ich keinen andern Wunsch mehr hegte.

Der Weg von der Meierey nach Sellieres betrug in gerader Linie nur zwei Lieues; ich war nur durch eine tiefe, von allen Seiten eingeschlossene, Ebene davon getrennt, die ich gut genug übersehen konnte, um zu wissen, daß es dort keinen Fluß zu passiren noch irgend ein anderes schweres Hinderniß zu überwältigen gab. Es war acht Uhr Abends. Das aufgestiegene Gewitter nahm nicht den ganzen Himmel ein; die untergehende Sonne warf einen horizontalen Strahl, der noch eine Zeitlang dessen Gipfel erleuchten mußte, auf das Gebirge von Toulouse, und nicht weit von seiner Basis ist es, wo die kleine Stadt Sellieres sich mit ihren krummen Straßen und ihren schlechtgebauten Häusern gruppirt. Jedenfalls war ich sicher, bei den leuchtenden Blitzen den Berg und dessen schwarze Kuppe nicht aus dem Auge zu verlieren; denn das Ungewitter hielt noch immer an und schien immer furchtbarer und tosender werden zu wollen. Ich erinnere mich noch jetzt, nach so vielen Jahren und nach so vielen Reisen in Ländern, die wegen ihrer Orcane und Metrore renommirt sind, nicht, ein furchtbareres erlebt zu haben. Ein Kind, welches mir an der Stelle, wo ich queer über die Landstraße mußte, voraufging, benachrichtigte mich durch ein verabredetes Zeichen, daß der inquisitorische Gensd'arme nicht sichtbar sey. Ich passirte diese Stelle im schnellsten Lauf und warf mich unter den Regengüssen, die in Strömen vom Himmel fielen und mich schon bis auf die Haut durchnäßt hatten, in das Thal.

Der erste Theil der Reise setzte mich nicht sehr in Verlegenheit und ich trat sie um so vertrauensvoller an, als das Gewitter nach einer halben Stunde gänzlich aufgehört hatte. Der zur Hälfte aufgeklärte Himmel, der ganz beschwichtigte Sturm, verhießen eine heitere Nacht, und der letzte Schimmer des erlöschenden Tages zeichnete die luftige Kirche am Horizonte so deutlich ab, daß man hätte glauben mögen, sie mit der Hand ergreifen zu können; aber nicht ohne Sorge betrat ich die tieferen Gründe der Ebene. Alle Abhänge rund umher überströmten sie mit ihren herniederschießenden Gewässern. Da gab es keine Spalte, die nicht zu einem Strombett geworden wäre, nicht eine Schlucht, in welcher nicht ein grauser Strudel getobt hätte, und alle die wilden Gewässer, die hinter mir drein brausten, verbreiteten sich nun über dem flachen Bette der Wiesen oder verloren sich still in den Vertiefungen. Eine lange Zeit lavirte ich in ziemlicher Geduld längs den unzähligen Buchten, die meinem Weiterkommen hinderlich waren, und die, während ich ging, ihren Bereich mehr und mehr ausdehnten, so daß ich, um einige Klafter vorzudringen, stundenweit gehen mußte. Endlich beschloß ich, meinen Zug für das, was er war, für eine förmliche nautische Expedition, zu nehmen, und ich mußte selbst darüber lächeln, daß ich Gefahr lief, am Abend in derselben Ebene zu ertrinken, die vor wenigen Tagen noch die hübschen Gräser getragen hatte, unter welchen ich des Morgens fast erstickt wäre. Ich suchte nun, mich mit den Füßen der Unebenheiten des Bodens zu vergewissern, die das Niveau des Wassers mir verbarg, und mich möglichst an die höheren Stellen zu halten, weil der geringste Fehltritt für einen unvollständigen Verschwörer, der nicht schwimmen konnte, hätte verderblich werden können. So mußte ich schon ziemlich weiter gekommen seyn, denn der Berg, der mir als Pol diente, rückte immer näher. Am Ende wurde ich so dreist, daß ich auch nicht einen Schritt von meiner geraden Richtung abwich, außer wenn das usurpatorische Element mir ein wenig bis über die Mitte des Leibes hinanreichte, in welchem Falle ich mit der Fußspitze vorsichtig sondirte, um einen sichern Posten zu gewinnen. Ich hatte leider nicht daran gedacht, mich für diese merkwürdige Wasserparthie, auf die ich freilich nicht vorbereitet war, mit einer andern Sonde zu versehen.

Einmal kam ich jedoch bei all meiner Vorsicht zu Schaden. Es sey, daß ich, indem ich mich stets zu den höchsten Puncten gehalten hatte, allmählig dem Rande eines Gränzgrabens zu nahe gekommen war, oder auch aus irgend einer andern, von der Beschaffenheit des Terrains bedingten Ursache, genug, ich versank mit einemmale bis an die Schultern, und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, tastete ich vergebens nach allen Seiten umher, um einen Grund zu finden. Mein Entschluß war bald gefaßt, denn eine Nothwendigkeit, die keine Wahl zuließ, gab ihn mir ein. Neben mir, rechts und links, war nur der Tod, ein Tod ohne Glanz und Poesie, den ich, wie man sieht, in dem Maler von Salzburg, dem naiven Gegensatze meiner traurigen Abenteuer als junger Mann, habe beschreiben können. Ich hatte im Gegentheil die wohlbegründete Hoffnung, die mich umgebenden Gewässer allmählig abnehmen zu sehen; denn ich hatte seit einiger Zeit bemerkt, daß ich eine, freilich nur unmerkliche, Anhöhe hinangegangen war, wie ich dieses an dem Entgegenströmen des Wassers gesehen hatte. Auch trieben die leichten Körper, welche die Fluth mit sich führte, mir auf meiner abenteuerlichen Wanderschaft entgegen, und da das Gewitter nicht von langer Dauer gewesen war, so folgerte ich ziemlich logisch, daß die vielfachen Mündungen dieses von dem Gewitter geschaffenen Stromes bald versiegen würden. In demselben Augenblicke brach der Mond, glänzender als je, hinter dem Gewölk hervor, und das Thal bot nun eins der sonderbarsten Bilder, die man sich nur denken kann, dar, besonders für den armen Schelm, der in dessen großartiger Zusammensetzung einen so unbequemen Platz einnahm. Es war nur noch ein unermeßlicher See, mit kleinen schwarzen Inseln übersäet, in welchem hie und da ein Baum, der dem Anscheine nach noch keinen Stamm hatte, seine zerzausten Zweige wiegte, wie wenn es Wasserpflanzen gewesen wären. Aber es fiel mir nicht ein, die Scene in dem Geschmacke des schönen Bildes für die Nachwelt zu malen, welches Apelles an den Gestaden des Neptuns aufhing. Ich fühlte in jenem Augenblicke nur zu sehr, daß die Begeisterung meines Alters der Inspiration und des Enthusiasmus den Eindrücken der Kälte nicht zu widerstehen vermochte, die ich in all ihrer Strenge zu empfinden begann, besonders an den Theilen meines Körpers, die allmählig von dem Wasser befreit wurden, und meine zähneklappernde Muse sehnte sich nur nach einer Stätte, wo sie sich die Flügel trocknen konnte.

Dies Gefühl verkündete mir jedoch, daß meine Muthmaßungen auf gutem Wege, erfüllt zu werden, waren. Mehrere Stunden waren in dieser Lage verflossen, und ein Theil der Gewässer mit ihnen. Eine Art von Vorsprung, der in meiner Nähe war, so daß ich ihn erreichen konnte, war sichtbar geworden. Ich klammerte mich mit all der Kraft daran, die ein Entschluß, von dem das Leben abhängt, den Muskeln und dem Willen verleiht, und die Finger fest eingeschlagen, schwang ich mich mit einem tüchtigen Ruck hinauf, bei dem ich jedoch, wie Empedocles seine Pantoffeln am Rande des Kraters, meine Schuhe in dem lehmigten Boden im Stiche ließ, auf dem ich so lange gelastet hatte. Ich fühlte mich nicht versucht, darnach unterzutauchen, obgleich sie noch fast neu waren.

Digitized by Google

Glücklicherweise war das, was ich für einen Vorsprung gehalten hatte, etwas ganz anderes als die vulgairen Vorgebirge, die ihre abgestumpfte Spitze an den Fluthen eines Abgrundes brechen; es war eine wohlconditionirte Landzunge, welche die überschwemmten Länder mit den festen Ländern verband, und zu dessen beiden Seiten die Gewässer sich wie nach Abrede schieden und abwärts strömten, um sich, ich weiß nicht wo, zu verlieren. Ich folgte unerschrocken barfuß dem Isthmus, ohne mich an die scharfen und brutalen Ecken zu kehren, die sich unter meinen Scheitten vervielfachten, so daß ich eine Menge Spuren meiner nächtlichen Wallfahrt hinterließ, zum Nutzen derer, die etwa Neigung fühlen möchten, ihr nachzutreten. Auch mein nur obenhin angelegter Verband hatte der steten Einwirkung nicht widerstehen können; mein Blut strömte aus all den Oeffnungen, die der Säbel mir beigebracht hatte, und eine stets zunehmende Schwäche, ein Schauern, das sich über alle meine erstarrten Gliedmaßen verbreitete, ließ mich fürchten, daß ich nie mein Ziel erreichen würde, als ich es eben erreicht hatte. O Glück! es war das mir bezeichnete Haus, ich konnte mich nicht geirrt haben. Ich lehnte mich an die Thür, ich klopfte an, ich stöhnte, ich schrie, vielleicht sprach ich auch. Sie öffnete sich unter dem Schein einer Lampe, schloß sich aber unverzüglich wieder. Diese unwirthliche Behandlung befremdete mich nicht; war ich doch in einem Zustande, der Entsetzen oder Mitleid einflößen mußte, und ich hatte Entsetzen eingeflößt.

(Der Beschluß folgt.)

Kanäle von England.

(2.)

Unsere Absicht ist nicht, die Vortheile und Nachtheile der Kanäle und Straßen, der Kanäle und rail-ways, der Kanäle und der auf den gewöhnlichen Landstraßen zum schnelleren Fortkommen angewendeten Maschinen, zu untersuchen. Der einzige Zweck dieser Notiz ist, einige geschichtliche Details über die vorzüglichsten derselben in England zu geben. Man weiß, daß England jetzt eine Strecke von mehr als zweitausend Meilen von Kanälen zählt. Man weiß auch, daß, trotz des unbestreitbaren Nutzens dieser unermeßlichen Linie innerer Navigation, einige derselben dennoch für ihre Unternehmer keine besondern Früchte getragen haben.

Der caledonische Kanal, eins der riesenmäßigsten Werke Schottlands, könnte unter andern als lästig für die Regierung, die ihn unternommen, angeführt werden. Es ist nicht genug für den Erfolg einer Straße, eines rail-way — sie anzulegen; es ist nicht genug für den eines Kanals, ihn zu graben und ihn mittelst der benachbarten See'n oder Flüsse mit Wasser zu füllen. Die Gegend, durch welche er fließt, muß auch noch ein Land der Production und der lebhaften Consumtion seyn; die wahrscheinliche Transito-Abgabe muß auch den Zins des Geldes und die Unterhaltung des Kanals abwerfen, eine Unterhaltung, die oft um so kostspieliger ist, je weniger er befahren wird. Das sind ohne Zweifel sehr triviale Wahrheiten; aber wir halten es für nützlich, sie zu wiederholen, vor Allem in einer Epoche, wo die Eingenommenheit für an sich gute Dinge zu Unklugheiten von üblen Folgen führen kann; zu einer Zeit endlich, wo es keinen Eigenthümer giebt, der nicht seinen Bau-Anschlag zu einer Eisenbahn macht, keine Localität, die nicht treffliche Gründe darböte, eine solche Bahn in ihrem Bereiche anzulegen.

Die unendliche Zahl von Kanälen, die England in tausend Richtungen durchschneiden und die der Karte des Landes das Ansehen eines Spinnengewebes giebt, ist nicht von so altem Ursprung, als man glauben könnte. Der erste Versuch dieser Art geht nicht über achtzig Jahre zurück. Schon lange besaß Frankreich seine großen Kanäle von Briare und von Languedoc, als man sich in England noch nicht mit den Mitteln dieser künstlichen Communication beschäftigte. Die Schiffahrt des innern Handels beschränkte sich noch auf die Küsten und die Flüsse. Die Straßen selbst waren zu jener Zeit fast unbekannt. Sie bestanden größtentheils aus dem ausgetrockneten Bette der Ströme und so blieb der Reisende zwei oder drei Tage unterwegs, um eine Fahrt zu vollenden, die man jetzt in eben so vielen Stunden macht.

Die ersten Bemühungen englischer Ingenieurs richteten sich auf die Kanalisirung der Flüsse. Das Parlament autorisirte mehrere Arbeiten dieser Art; aber der Erfolg krönte sie nicht. Die Strömung der Flüsse änderte nach und nach diese künstliche Richtung: Ueberschwemmungen bedeckten die Arbeiten der Abdämmung und zerstörten die Schleusen; Alluvionen verengten das von Menschenhänden gegrabene neue Bett; der Sommer trocknete den Kanal aus; im Winter machte das hohe Wasser die Schiffahrt gefährlich und oft unmöglich: man wagte, trotz der in den Strom gesetzten Pfähle, um den Kanal (d. h. sein Fahrwasser) anzuzeigen, dennoch an den Ufern und an den eigenen Vorrichtungen selbst zu scheitern. Diese Art von Kanälen, die man noch in Frankreich vorschlägt, wurden daher (in England) für immer aufgegeben, und man dachte bald daran, zur Seite dieser rebellischen Flüsse künstliche Kanäle zu graben, in welchen man das Wasser leicht in einem immer gleichen Höhestande erhalten könnte.

Der erste Kanal dieser Art, welcher unternommen wurde, war der mit dem Sankey parallel laufende, einem kleinen Flusse, der sich in die Mersey, zwischen Manchester und Liverpool, ergießt. Er ist 11½ Meile (18,492 Metres) lang und wurde 1756 oder 1757 angefangen. Jeder erinnert sich der Debatten, die, hinsichtlich der, zur Eröffnung der Arbeiten, nöthigen Sanction, im Parlamente stattfanden. Man erinnert sich auch noch der Antwort eines Freundes des Projects an einen der Gegner desselben. Dieser, ein wohldenkender Mann, Freund der Ordnung und des statu quo, erschrak bei dem Gedanken, so große Massen von Erde zu versetzen, und neue Communicationen sich eröffnen zu sehen. Eine neue Idee, eine thörigte — das war seine Meynung. Dieser brave Mann hat Descendenten. Hoffend, die Majorität zu gewinnen, indem er, wie es noch im Parlament wohl vorkommt, die Sache Gottes mit der seinigen vermengte, rief er aus: „Wie, meine Herren, Sie wollten, die Geschenke der Vorsehung verschmähend, ihre Absichten verachtend, Ihren Schweiß und Ihr Geld aufwenden, neben natürlichen Flüssen künstliche zu graben? Sagen Sie uns denn, ruchlose Neuerer, wozu die Flüsse dienen?“ — Unsern Kanälen Wasser zu geben,“ antwortete kalt sein Gegner. Dieser stationaire Fromme war ohne Zweifel ein Verwandter des Pfarrers, der die Vorsehung bewunderte, die, in ihrer Weisheit, immer die Flüsse bei großen Städten vorbeileite.

Dieser Kanal wurde, wie gesagt, kaum vor achtzig Jahren angefangen und seit dieser Zeit sind, nur in England allein, zweitausend fünfhundert Meilen Kanäle gegraben worden; das ist mehr als vier Millionen Metres in der Länge, es ist der zehnte Theil des Umfangs der Erde! Diejenigen, welche wissen, auf welche Summe man jedes Metre eines ausgegrabenen Kanals anschlägt, werden sich eine Idee von dem Gelde machen können, welches diese in achtzig Jahren ausgeführten Arbeiten gekostet haben. In Frankreich findet man ungefähr zu derselben Zeit angefangene Baue, welche noch unvollendet sind. Außer seinen Kanälen hat England mehr als hundertundachtzig Meilen (72 französische) treffliche Straßen gebaut und Paris hat noch Straßen, die kaum zu passiren sind. Die Wege in der Nachbarschaft von London und andern großen Städten sind zehn bis zwölf Meilen in der Runde mit Gas beleuchtet, und die Pariser, welche von St. Denis oder Charenton zurückkehren, sind ausgesetzt, den Hals zu brechen, wenn sie nicht, nach dem Beispiele des jetzigen

Digitized by Google

Königs, wenn er von da zur Stadt fuhr, Fackeln vortragen lassen, um den Weg zu erleuchten. Und doch ist Paris, wer könnte das läugnen? das classische Land der Laternen. Es ist lange vor allen andern Hauptstädten erleuchtet gewesen. Aber dieser Zustand der Dinge naht sich seinem Ende; bald wird, Dank sey unsern Ingenieurs, der ganze Boden des Landes von Eisenbahnen durchschnitten seyn. Die Mittelwege verschmähend, werden wir England weit hinter uns lassen und ähnlich einer Coquette, die vielleicht kein ganzes Hemd hat, um einen mit Hermelin besetzten Mantel zu tragen, wird Frankreich, im Gleise der Gewohnheit, seinen Luxus und sein Elend, seinen Schmutz und seine kostspieligen Monumente, seine grundlosen Straßen und seine Eisenbahnen, seine vor ihrer Vollendung nach ruinirten Kanäle und seine übertretenden Flüsse, seine schönen Kirchen und seine schmutzigen Hütten, seine Cachemir-Zirgen und seine verkrüppelten Schaafe, vor der Welt zeigen und ausbreiten. Aber kommen wir auf unsere Kanäle zurück.

Der zweite, welcher in England unternommen wurde, wurde vor der Vollendung des ersten angefangen. Das ist der berühmte Kanal des Herzogs von Bridge-Water. Dieser vornehme Mann besaß ein ausgedehntes Eigenthum, das Ueberfluß an Steinkohlen hatte. Die Entfernung von Manchester betrug nur sieben Meilen; aber der Mangel an Straßen hatte bis dahin den Ausbau der Bergwerke unnütz gemacht und diese Reichthümer blieben vergraben, weniger als drei Stunden entfernt von einem Markte, der zur Entwickelung seiner Industrie nur ihrer Hülfe bedurfte. Der Herzog erlangte eine Bill vom Parlament und ging, unterstützt von seinem berühmten Ingenieur Brindley, einem Manne von großem Verdienst, sogleich ans Werk. Herr Brindley hielt sich nicht mit Schleusen auf; er nivellirte die ganze Linie, die er zu durchschneiden hatte, er durchschnitt Berge, erhöhte Thäler, nahm seine Richtung über Straßen und Flüsse und vollendete sein Werk, trotz der Schwierigkeiten aller Art, trotz der Hindernisse und der Verunglimpfungen, welche die Ignoranten ihm entgegenzusetzen nicht ermangelten. Einmal handelte es sich davon, über den Irwell zu kommen, einen schiffbaren Fluß für Fahrzeuge von einem gewissen Tonnengehalt. Brindley nahm sich vor, einen Aquedact zu erbauen, um den Kanal auf die andere Seite des Flusses zu transportiren; da stand man an, seinen Rath zu befolgen — man wollte das Gutachten eines Ingenieurs, *der einen Namen hätte*. Es kam einer und Brindley führte ihn zu den Arbeiten, um ihn zu überzeugen. Der Gelehrte hörte ihn mit Aufmerksamkeit an, ließ ihn speechen, machte keinen Einwurf; dann aber, als der arme Brindley alles aufgeboten hatte, ihm seine Mittel des Erfolgs darzulegen, brach der Hochgelehrte sein Schweigen und gab sein Gutachten in folgenden Worten: „Ich habe wohl schon oft von Luftschlössern reden hören, aber man hatte mir bisher den Ort noch nicht gezeigt, wo sie gebaut werden sollen."

Diese Sentenz eines berühmten Mannes, eines Ingenieurs der Brücken und Chaussee'n, von der Regierung angestellt, war für Brindley ein Donnerschlag. Er ging seine Studien wieder durch, revidirte seine Plane und konnte nur an Galilei in seinem Gefängniß denken. Der Herzog inzwischen hatte Zutrauen zu Brindley und beruhigte ihn; der Aquedact wurde unternommen und wenige Monate nach diesem Vorfalle wunderte man sich, daß diese Arbeit so schwierig hatte scheinen können.

Zu gleicher Zeit mit dem Haupt-Kanal unternahm der Herzog noch einen andern, der mit der Mersey parallel, durch Chester läuft und sich ein wenig unterhalb des Ortes, wo seine künstliche Schiffahrt endigt, in den Fluß ergießt. Dieser 29 Meilen lange Kanal wurde in fünf Jahren vollendet. Der Erfolg des Herzogs munterte die Speculanten zur Nacheiferung auf; jeder wollte nun einen Kanal bauen, wie etwas später jeder ein Kohlenbergwerk graben wollte, wie jetzt jedermann seinen rail-way machen will. Gesellschaften traten zusammen und Brindley, seinerseits nun berühmt geworden, ohne seine Talente und seine Energie zu verlieren, wurde mit Entwürfen, Studien und Arbeiten überhäuft. Er hatte den riesenmäßigen Plan einer Communication zwischen den Häfen von London, Liverpool, Bristol und Hull entworfen; er wurde von den Capitalisten angenommen und obgleich Brindley jung starb, so brachte er doch sein Werk fast zu Ende.

Der große Kanal, Trunk-Canal genannt, zwischen der Trent und der Mersey, der 96 Meilen (38 französischer) lang ist, wurde im Jahre 1766 angefangen und in eilf Jahren vollendet; er fängt bei der Mersey an, berührt den Kanal von Bridge-Water, geht nach New-Castle, Undeeline, dann nach Litchfield und erreicht endlich die Trent zu Wilden-Ferry. Die Kanäle von Staffordshire und von Worcestershire verbinden Bristol mit dieser großen Linie. Ein anderer Kanal dehnt sich von Liverpool nach Leeds aus; er ist 130 Meilen (52 französische) lang. Birmingham steht jetzt mit dem Kanal von Staffordshire, durch einen neuen Kanal, in Verbindung; ein zweiter Kanal verbindet Coventry damit. So verbindet wieder ein anderer Kanal Oxford mit einem Theil des großen Kanals von Brindley und von der andern Seite mit London. Der famöse Verbindungs-Kanal fängt bei der Themse oberhalb London an und communicirt mit denen von Oxford und andern. Er ist mehr als 90 Meilen (36 französische) lang. Doch wir halten an; wir würden nicht endigen, wenn wir alle die Kanäle aufzählen sollten, die England durchschneiden, ohne selbst von denen zu sprechen, die Schottland und Irland besitzen.

Die militairische Vendee.

Von

einem Staabs-Offizier.

(2.)

Es ist lange her, daß man von der Vendee gesprochen hat. Für die einen ist sie das classische Land der Treue, der großen und hochherzigen Ideen; da haben sich die Traditionen der alterthümlichen Ritterschaft und alle die Gefühle, alle die Tugenden, welche das Symbol: Gott und der König! repräsentiren, sorgfältig erhalten. Für die andern ist die Vendee eine Räuberhöhle, ein undankbarer Boden, der das Vaterland verläugnet, ein mit dem Fluch belegtes Land, welches nicht von der Karte des Landes vertilgen zu können man bedauert. Sollte man glauben, daß so schroffe, so schwer zu vereinigende Meynungen sich dennoch gebildet haben, ohne daß eine gründliche Kenntniß des Landes, ohne daß ein langes und gewissenhaftes Studium der Sitten und Gewohnheiten der Bewohner der Vendee dabei für unerläßlich gehalten worden wäre? Man kennt die Vendee nicht, das ist Thatsache. Die Parteien haben sie, eine nach der andern, benutzt und ausgeplündert; die Furcht einerseits, die Treulosigkeit von der andern Seite haben die Gegenstände vergrößert: man spricht von der Vendee, wie von einem Lande, das in der entgegengesetzten Hemisphäre liegt.

Mitten in dieser Verwirrung, während die einen Ausnahme-Gesetze für die Vendee verlangen, andere dagegen Entschädigungen für die Vendeer möchten, kommt nun ein Staabs-Offizier, ein gewissenhafter Beobachter, der ganze Jahre in diesem Lande zugebracht und die besten Schriften zu Rathe gezogen hat, und unternimmt, uns diese fast unbekannte Gegend zu enthüllen.

Es ist zu einem sehr nützlichen Zwecke, dem nämlich, das Land zu pacificiren, daß der Verfasser das Resultat seiner Beobachtungen bekannt-

Digitized by Google

macht. Sein Buch ist nach der Gefangennehmung der Herzogin von Berry geschrieben. Er sah voraus, wie er selbst sagt, daß die Gefangenschaft einer Frau, die, frei, es nicht hatte zum Aufstande bringen können, nicht ausreichend seyn würde zur Pacification eines Landes, dessen Schicksale von frühern allgemeinern, und minder vorübergehenden Ursachen, von dem Stoffe des Bürgerkrieges, von den Localitäten und besonders von der Unterstützung des Auslandes herrührten.

Somit ist denn noch jetzt das Studium das Uebel, worüber sich die westlichen Provinzen beklagen, und des Heilmittels, das ihnen zusagt, so wie der Umstände, die eine allgemein gewünschte politische Heilung beschleunigen und sichern können, ein wichtiges Studium.

In den beiden Büchern, die wir hier anzeigen, stellt der Verfasser über die Vendee statistische, historische und politische Untersuchungen an. Der physische Zustand einer Gegend, seine geographische Gestaltung, sind in der That nützlich zu studieren, um sich die Ereignisse, woraus ihre Geschichte besteht, zu erklären. So haben wir, fügt der Verfasser hinzu, bei jeder Invasion Italiens, in den Alpen die Wegelagerer, die Miquelets, die Tyroler und andere furchtbare Banden wiedergefunden; so ist Ungern, die österreichische Vendee, von großen Flüssen und Gebirgen durchschnitten und mit Sümpfen bedeckt, nur aber noch furchtbarer, weil sie fast bis zu Wiens Thoren sich ausdehnt, ein Jahrhundert lang der blutige Schauplatz bürgerlicher Kriege gewesen. Es bedurfte des Siegers von Hochstetten, des glücklichen Villars, um die Cevennen und ihre fanatischen Camisards zu unterwerfen. Man weiß, welche Feinde unsere Armee'n in Spanien und namentlich in Asturien, in Italien in den Abbruzzen zu bekämpfen hatten. Die bewaffnete Rache verwüstet Corsica noch; und gegenwärtig entziehen die Gebüsche auf der algierischen Küste unsern Soldaten minder gefährliche Feinde.

Ein geschichtliches Resumé, das sich, wie wir eben gesagt, der Gestaltung des Landes anschließt, war ebenfalls nicht ohne Interesse. Der anonyme Verfasser hat eine seltene Gelehrsamkeit darin entwickelt, und hat, indem er die Veränderungen zeigt, die sich mit den Dingen und den Menschen zugetragen haben, auf eine glückliche Weise aus den vergangenen Thatsachen seinen jetzigen Zustand abzuleiten gewußt. Was die zu nehmenden Maaßregeln betrifft, so ergeben sie sich aus dem politischen Studium des Landes; der Verfasser hat diesen schweren Theil seiner Aufgabe nicht vergessen; er hat versucht, die Wirksamkeit des Adlichen, des Priesters, des Eigenthümers, des Mannes von liberalem Glaubensbekenntnisse, der Behörde, des Soldaten auf das im Kampfe große, und noch in seiner imponirenden Müssigkeit furchtbare Volk kennen zu lernen.

In dem ersten Buch beschreibt der Verfasser, der durch die Topographie der Oertlichkeiten die Nothwendigkeit der Ereignisse, die sie berühmt gemacht haben, beweisen will, im Detail das ganze Land zwischen der Loire und der Gironde: das alte Aquitanien, das Poitou und die Vendee im engern Sinne. Die Geschichte dieser Gegend ist mit der der bürgerlichen Kriege, die Frankreich verwüstet haben, eng verbunden. Hier war es, wo Cäsar Vercingetorio und seine geschicktesten Gegner fand. Lange Zeit bildeten hier die Engländer den Mittelpunct ihrer Herrschaft in Frankreich: vor Poitiers wurde um das Loos der Monarchie gespielt: Carl VII. gegen seinen Vater, seine Mutter, die Engländer und eine entehrte Hauptstadt; Heinrich III. und Heinrich IV. zur Zeit der Ligue; Ludwig XIII. gegen die letzten Hugenotten; Ludwig XIV. während seiner Minderjährigkeit — alle haben jenseits der Loire ihre Krone vertheidigt oder wiedererobert.

Die kriegerische Vendee umfaßt die eigentliche Vendee (im engern Sinne so genannt), acht Zehntheile des Departement des deux Sevres, drei Zehntheile der untern Loire und vier Zehntheile der Maine-et-Loire, im Ganzen eine Oberfläche von eilfhundert Quadratstunden, wovon 50 Hunderttheile Waldung und Buschholz, 40½ Ebenen, 8 Sümpfe, 1 Dünen und ½ Inselchen.

Man zählt da ungefähr zehn Arrondissements, sechshundert Gemeinden, sechszig Pfarreien, 720,000 Bewohner, auf folgende Weise vertheilt:

1) Ein Viertel in funfzehn Städten, die mehresten vom Mittelpuncte entfernt, worunter eine von 72,000 Seelen, eine von 30,000, zwei von 10—20,000, drei von 5—10,000, acht von 1—5000 Seelen;

2) ein zweites Viertel in 5—600 Dörfern, fast alle unter 500 Seelen;

3) die übrige Hälfte, vertheilt in 17—18,000 isolirten Häusern, Gütern oder Meiereien und diese wilde Bevölkerung, die weder Schutz noch sonst eine Wirksamkeit der Autorität genießt, bleibt Banditen und Räubern preisgegeben und beschützt sie aus Furcht oder Unwissenheit.

In der Revolution hat die Vendee fünf Divisionen Insurgenten geliefert, den funfzehnten Theil ihrer Bevölkerung unter die Waffen gestellt und hunderttunddreißigtausend Individuen beiderlei Geschlechts verloren; sie ist der vierzigste Theil von Frankreich.

Das sogenannte Bocage, im strengeren Sinne genommen, nimmt 560 französische Quadratmeilen ein. Es ist in Felder von 1—4 Hectaren getheilt und von Gräben und Parapets durchschnitten. Lebendige Zäune geben ihm in der schönen Jahreszeit das Ansehen eines fast zusammenhängenden Haines.

Mitten in seinen Feldern lebt da der Bauer isolirt und in tiefer Unwissenheit; am Sonntag besucht er den Pfarrer, den Edelmann oder Eigenthümer, dessen Pachter er ist, und kehrt dann für die ganze Woche in seine Hütte, zu seinem Vieh und zu seinen friedlichen Arbeiten zurück; in Zeiten der Unruhen hängt er von der mindesten Agglomeration der Unruhestifter ab; die Behörde, die ihn dann weder beschützen noch erreichen kann, hat ihn bald zum Feind, wenigstens dem Anschein nach.

Sechs Zehntheile des Bocage, stets brachliegend, sind mit Heidekraut, Genist und Pfriemenkraut bedeckt; krumme Wege, die sich zwischen den Gütern und Meiereien hinschlängeln, durchschneiden den Boden in jedem Sinne; die Zäune und Erdaufwürfe, die sie umgeben, verbergen die Menschen, die Wohnungen und die Richtung, die man zu nehmen hat; im Sommer ist man von einem undurchdringlichen, grünen Dickigt umgeben; im Winter ziehen die Bäume, obwohl blätterlos, die Schlingpflanzen und Heidekräuter immer noch einen grauen Schleier um die ganze Landschaft.

Indem er die Straßen aufzählt, die in der Vendee eröffnet worden sind, macht der Verfasser den Irrthum bemerklich, worein man verfallen ist, indem man als Mittelpunct, in welchen sie auslaufen müßten, Bourbon-Vendee nimmt, welches nur der administrative Hauptort und nicht der der Civilisation ist, welche von Nantes, Angers, Saumur, Poitiers, Niort und La Rochelle ausgeht. Außerdem wäre es nöthig gewesen, die Flecken, die Dörfer, die Meiereien mit denen von Napoleon gebahnten großen Straßen in Verbindung zu setzen und es scheint, daß die Restauration im Gegentheil sich die Aufgabe gemacht habe, diese Arbeiten zu hindern. Auch sind die Landstraßen jetzt ohne Nutzen für die Civilisation des Landes; man reist darauf oft einen ganzen Tag lang, ohne einem Wagen zu begegnen. Der vendeeische Bauer, an seine schlechten Wege gewöhnt, und überdies genöthigt, um aus seinem Felde herauszukommen, seine Wagen mit Ochsen zu bespannen, ist nicht versucht, die Queer- und Seitenwege zu verlassen, um die Landstraße aufzusuchen oder zu erreichen, die für ihn ohne Vortheil ist.

In dem Mittelpuncte des Bocage dienen diese Seitenwege, die über einen Felsen laufen, in welchen die Wagenräder nach und nach mehr und mehr eingeschnitten, den Bergbächen und Sturzgewässern zum Bette; sie empfangen selten die Strahlen der Sonne, besonders in dem höhern Theile, nach den Haupt- und Neben-Gebirgsketten zu, wo in jeder

Digitized by Google

Jahreszeit der Fußgänger im Waſſer geht. Die Convois können nur eine halbe Etappe täglich zurücklegen. Man findet ſelbſt ſelten Raum genug, um mit einem Wagen umwenden zu können.

Die Wege der an die Ebene gränzenden Theile ſind breiter; aber angelegt auf Thonerde und tiefem Lehm, welche das von den benachbarten Feldern kommende Waſſer feſthält und immer von Ochſen betreten, deren Fußtritt Löcher von gleicher Entfernung, chapelets genannt, bildet, ſind ſie zwei Drittheile des Jahres für Fußgänger und Zugpferde ungangbar und für Reiter gefährlich; die Fußgänger gehen zur Rechten oder zur Linken hinter den Erdaufwürfen oder Zäunen, die, echaliers genannten Barrièren überſteigend, die, zur Communication von einem Felde zum andern, an der Straße angebracht ſind. In Ermangelung dieſer Paſſagen brechen einige, wie wahrhaft wilde Eber, durch die blätterloſen Stellen der Zäune, Kopf und Geſicht mit dem Leder bedeckend, das ihnen zur Kleidung dient.

Der Soldat, der dieſes Land durchzieht, iſt genöthigt, alle hundert Schritte, mit dem Torniſter und der Flinte, über ein mehr als zwei Fuß hohes echalier zu ſpringen, auf deſſen andere Seite ſich faſt immer ein mit Waſſer gefüllter Graben befindet; jedes Hinderniß vermehrt die Entfernungen und die Länge der Colonne, die oft nur in einer Reihe, d. h. Mann für Mann, marſchiren kann.

Ein ſo eingepferchtes Bataillon beſetzt auf dieſe Weiſe eine Länge von einer halben franzöſiſchen Meile; jede Compagnie durch zwei oder drei Gräben durchſchnitten kann nicht von ihren Offizieren überſehen werden, die mit ſich ſelbſt und ihrem Marſche viel zu ſehr beſchäftigt ſind; ſie hört nicht die Zeichen der Trommel von der Spitze noch von dem Ende der Colonne, wagt immer, entweder ſich zu lange aufzuhalten oder vorauszueilen und den Zuſammenhang mit den andern Truppen-Colonnen zu verlieren. Das durchbrochene Terrain und die Ströme und Bäche vermehren die Schwierigkeiten: man muß das erſte auf engen und langen Umwegen erklimmen; die Ufer der Bäche ſind ſumpfig, man geht drei- bis vierhundert Schritte in Waſſer und oft kann man in dem Flußbette ſelbſt nicht fort.

Die in dem Bocage cantonirenden Soldaten lernen zwar bald einen Theil dieſer Schwierigkeiten beſiegen; ein Paquet Patronen in der Taſche, einen breiten Gürtel als Riemen umgeſchlagen, bewaffnet mit ihrer Flinte, eine Mütze auf dem Kopfe, ſtreifen ſie als Patrouillen vier bis fünf Stunden weit, faſt im Laufe die Stiegen und Gräben überſpringend; aber wenn das Land wirklich feindlich und in Inſurrection wäre, ſo würde die Lage von einer Truppen-Abtheilung, ſo zerſtückelt durch eine ununterbrochene Reihefolge von Defilee'n, ſehr ſchwierig ſeyn. Wehe ihr, wenn die Nacht ſie überraſchte! Ohne daß ſie Feinde zu bekämpfen hätte, würde ſie ſich von ſelbſt zerſtreuen, wie, bei Légé, die Diviſion von Churette, in dem famöſen Winter-Feldzuge von 1794 that.

Wir verſparen für ein anderesmal die Beſchreibung der Sümpfe und der Küſten der Vendee und die ſinnreiche Meynung des Verfaſſers über die, durch die Strömungen und Wirbel der Flüſſe verurſachten, ſucceſſiven Anſchwellungen. Wir übergehen gleichfalls die merkwürdigen Details über den Ackerbau des Landes, weniger zurück, als man gewöhnlich glaubt, über die Arbeiten aller Art, mit Kunſt und oft nach einem großartigen Verhältniß ausgeführt; über die Eroberungen endlich, die man durch Arbeit und Geduld dem Waſſer abgewonnen. Wir eilen zu der Politik des Werkes zu kommen.

Die Faction des alten Regimes hat die Prieſter und die Adlichen zu Häuptern; zu Soldaten die alten Chouans, die Verbrecher und einige widerſpenſtige Conſcribirte.

Die Prieſter, ſeit langer Zeit durch den Biſchof von Luçon organiſirt, unterhalten leicht den Fanatismus beim Volke, welches in der Abgeſchiedenheit lebt. Disciplinirt und gelehrig, folgt die Geiſtlichkeit, wie ein einziger Menſch, dem Impuls, den er wie einen Befehl empfängt. Er ſteht den Unglücklichen bei, kauft die Rekruten los, gewährt den Opfern ihres Eifers Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen. Aber wenn der Prieſter der Rath, die Stütze des Vendee'rs iſt, ſo lehrt uns die Geſchichte auch, daß er nie an der Spitze der Truppen gefochten, daß er bei keiner Gelegenheit die Operationen geleitet, und die zu treffenden Maaßregeln entſchieden hat, ausgenommen etwa der Abbé Beenier.

Nach unſerm Verfaſſer haben jetzt die Prieſter ihre Partei genommen, aus jeder neuen Bewegung noch größere Verluſte ahnend, als die ſind, welche ihnen die Juli-Revolution auflegt; ſie fügen ſich in die beſtehende Ordnung der Dinge. Wenn ihre Unterwerfung langſam geht, ſo kommt dies daher, daß ſie noch nicht hinlängliche Ausſicht auf Stabilität zu haben glauben; dieſe erwarten ſie, um ihren Frieden zu machen und während ſie geſchickt die Art von Aufregung erhalten, die ihre Wichtigkeit vermehrt, widerſetzen ſie ſich ſo ſehr wie nur irgend jemand einem offenen Kampfe, der, die Autorität auf kriegeriſche Häuptlinge übertragend, dem Einfluſſe ſchaden würde, den ſich die Geiſtlichkeit vor Allem erhalten will. Die Meynung des Verfaſſers über die zu nehmenden Maaßregeln, hinſichtlich der Geiſtlichkeit, reſumirt ſich in dem Worte Hoche's an das Directorium: „Vergeſſe nun einmal die Prieſter, und es wird bald weder Prieſter noch Krieg mehr geben.“ Toleranz, Achtung für die Meynung des Vendee'rs, Unterdrückung jedes gottloſen Aergerniſſes, im Schooße eines fanatiſchen Landes ſind die vom Verfaſſer vorgeſchlagenen Mittel; auch verſichert er, daß die Regierung große Vortheile von der Sorgfalt geärndtet habe, mit welcher ſie die Truppen angehalten, dem Gottesdienſt beizuwohnen.

Die finanzielle Lage der Adlichen hat ſich wenig geändert; ſie haben daſſelbe Grundeigenthum, wie vormals. Sie theilen die Erzeugniſſe und den Ertrag ihrer unermeßlichen Güter mit den zahlreichen Meiern und Pachtern, die ſie bebauen. Dieſer Adel gruppirt ſich um einige mächtigere Familien, die eine Art von Hoheit über das Land ausüben.

Die jetzigen Häuptlinge ſind größtentheils mittelmäßige Soldaten und der vendeeiſche Adel zählt wenig Militairs, die zur Rolle von Partei-Chefs geneigt oder noch geneigt wären. Die jungen Leute leben in häuslicher Müſſigkeit, beſchäftigen ſich viel mit Jagd und Gaſtereien, aber bei dieſer Lebensweiſe erlangen ſie nicht die Eigenſchaften, die einen überlegenen Menſchen bilden. Im Falle einer neuen Inſurrection ſcheint der Verfaſſer ſehr auf die Spaltungen zu zählen, die, zu jeder Zeit und ſelbſt noch während des letzten Verſuches der Herzogin von Berry, nie ermangelt haben, die vendeeiſchen Häuptlinge zu entzweien.

Unter den Mitteln, den Einfluß des Adels zu modificiren, tadelt der Verfaſſer das, welches die Regierung annehmen zu wollen geſchienen hat, nämlich den Adlichen ihre Functionen im Staate zu erhalten, um ihre Anhänglichkeit zu gewinnen. Die Erfahrung des Kaiſerreiches hat bewieſen, daß man dadurch nur ſeinen Feinden Kraft gab, die im günſtigen Augenblicke niemals ermangelten, Nutzen daraus zu ziehen. Die Verkäufe und Veräußerungen des großen Grundeigenthums, die Verpflanzung von der Regierung ergebenen und bedeutenden Familien in die Vendee ſind Entwürfe Napoleons, deren Ausführung der Verfaſſer für geeignet hält, dem Einfluß der großen vendeeiſchen Familien die Waage zu halten.

(Der Beſchluß folgt.)

Gedruckt in der Börſen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 899. Hamburg. Mittwoch, den 5. März. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Tage der Proscription.

Von

Charles Nodier.

(Beschluß.)

(N.)

Eine rauhe Stimme, die aus dem Innern erscholl, bedeutete mir recht milde, daß ich bei dem ersten Zeichen, mit Gewalt eindringen zu wollen, niedergeschossen werden würde. Obwohl höchst elend, und in jenem Augenblicke des freien Gebrauches meiner geistigen Fähigkeiten beraubt, schreckte mich doch, wer sollte das glauben, jene Drohung, wie wenn ich ein Mensch gewesen wäre, für den das Leben einen Werth gehabt hätte. Tappend, und von Raum zu Raum den Abdruck meiner blutenden Hand darauf lithographirend, ging ich längs der Mauer hin. Dann wendete ich mich, indem ich alle meine Kräfte zusammennahm, den Einhägungen der Gärten, der Weinberge und der Felder zu, und als ich diese passirt war, da fiel ich über einen Steinhaufen hin, der wahrscheinlich dazu dienen sollte, sie zu verlängern. Es schlug eben zwei zu Sellieres.

Da lag ich in einer Art von Betäubung, die mich selbst für meine Schmerzen unempfindlich machte, als der Refrain eines fröhlichen Liedes mich aus meiner dumpfen Ruhe, dem unruhigen Schlummer eines Kranken nicht unähnlich, weckte. Ich erinnerte mich so halbwege, daß dieser Tag ein Sonntag seyn müßte, und es ward mir, ohne daß ich mich weiter darum bekümmerte, klar, daß jener Sänger wohl ein lustiger Bruder seyn möchte, der sich im Wirthshause ein Räuschchen geholt und verspätet hatte. Ich zog auf meinem harten Lager die Beine etwas ein, um ihm einen freieren Durchgang zu gestatten. Diese Bewegung verrieth mich, und der junge Mann näherte sich mir, neigte sich leise meinem Ohre, und sagte, indem er mir einen leichten Schlag auf die Schulter gab:

„He, holla! Freund, wo gehört Ihr zu Hause, daß man Euch dahinbringen kann? Es ist keine Sache, mein guter Kamerad, daß man Euch, weil Ihr vielleicht ein Gläschen zu viel getrunken, so wie einen nassen Hund unter freiem Himmel, auf einem Steinhaufen liegen läßt. Die Dünste aus der Erde, nach einem warmen Regen, sind, wie bekannt, der Gesundheit nicht zuträglich. Es läßt sich schon nicht läugnen, daß der Wein, wie meine Mutter sagt, ein übler Geselle ist; aber der gute Gott wacht über alle und es sind Freunde stets zur Hand."

Ich erhob mein Haupt, so gut ich konnte, diesem braven Burschen entgegen, dankte ihm, und erzählte in wenigen Worten, was ich, ohne unvorsichtig zu seyn, über meine Reise und meine Begebnisse mittheilen konnte, weil mir sehr daran gelegen war, ihm die falsche Meynung zu benehmen, die er von mir gefaßt hatte. Er hätte mir ja in der That am andern Tage auf der Straße begegnen können, wenn ich, wie das unvermeidlich zu seyn schien, den Gensd'armen in die Hände gefallen wäre, und seiner Theilnahme wegen setzte ich Werth auf seine Achtung.

„Ist so," erwiederte er dann; „das ist ein Anderes, und ich bitte um Verzeihung, Euch für einen Trunkenbold gehalten zu haben, während Ihr, mit Respect zu vermelden, nur ein ehrlicher Vagabunde seyd. Dennoch ist es curios; es wäre denn, daß Ihr ein Deserteur wäret, oder etwa einer der Bürgee, die sich der Angelegenheiten des Prinzen von Conti halber, gleich Füchsen in allen Gesträuchen des Jura herumjagen lassen..... Aber wozu das Plaudern? halte dich ruhig, Zunge, was geht es dich an! Als Christ aber ist es meine Sache, Euch irgendwo eine bessere Schlafstätte zu geben, und wenn das Bett eines armen Arbeiters....."

Er brach ab, als ob er diesen Worten die Bedeutung einer bescheidenen Frage geben wollte.

„„Ein Bett!"" rief ich aus, „„o nein, nein! nur ein kleines Plätzchen in Eurer Kammer, ein Brett, auf welchem ich mich ausruhen, einen Winkel, in dem ich mich hinkauern kann; nichts, gar nichts als eine abgelegene Stätte, wo ich mich auskleiden, mich erwärmen und schlafen kann! Mein Leben ist in Euren Händen!""

„Wenn das ist, so könnt Ihr ruhig seyn," fuhr der junge Mann fort, indem er sich zu mir herniederbückte; „schlinget die Arme nur recht fest um meinen Hals, so wird es schon gehen. Obwohl ich nur klein bin, fühle ich doch Kraft genug in meinen Knieen und in meinen Hüften, um Euch in einem Laufe bis nach Mantry zu tragen, und bis zu mir sind es nur ein paar Schritte."

„„Noch einmal, nein! liebster Freund,"" antwortete ich, indem ich mich unter einer Höllenpein, die ich jedoch verbiß, damit er es nicht merken sollte, erhob und möglichst fest auf meinen geschundenen und zerrissenen Füßen auftrat. „„Ich würde Euch bloß bitten, mir Euren Arm etwas zu leihen, wenn ich nicht besorgen müßte, Euch die Kleider zu nässen....."

„Ei, was Kleider," sagte er, indem er den Arm, nach dem ich suchte, um meinen Leib schlang, und mich so halb trug, „was ist an den Kleidern gelegen! — Aber, o Gott! was seyd Ihr kalt!"

Wir hatten endlich seine Kammer erreicht; und für mich war es hohe Zeit. Ich umarmte ihn, aus Dankbarkeit weinend, und streckte mich mit einer Art von Wollust auf dem platten Boden aus, während er Feuer anmachte. Einige Augenblicke später ruhten meine Glieder in einem Bette und ich versank bald in einen fieberhaften Schlummer, der mir jede Erinnerung an das Erlebte benahm. Erst bei meinem Erwachen bemerkte ich, daß ich allein geschlafen, während mein Wirth die letzten Stunden der Nacht auf einem Stuhle zugebracht hatte. Er ließ mir gar nicht die Zeit, ihm darüber einen Vorwurf zu machen. Er hatte eben seine Garderobe durchgemustert, um dasjenige herauszusuchen, was am passendsten seyn möchte, um einige meiner Kleidungsstücke zu ersetzen, die unbrauchbar geworden waren, und so kramte er denn alle seine bescher-

Digitized by Google

denen Reichthümer mit einem sichtlichen Gefühl der Zufriedenheit vor mir aus; denn sauberer und eleganter war zu Sellieres sicher kein Handwerksgesell ausgestattet. Doch sah ich, daß er seine schönen neuen Schuhe mit einem fast verschämten Blicke betrachtete. Es war dieses unstreitig das wesentlichste Stück zu meiner Ausstaffirung, der Größenunterschied aber zu bedeutend, als daß daran zu denken gewesen wäre, daß ich sie hätte tragen können.

„Ja," murmelte er vor sich hin, „wenn sich die Sache am Sonnabend zugetragen hätte! Des Sonntags Morgens," fuhr er leise fort, „ist der Geselle bei Casse ..... aber des Sonntags Abends!.... ja des Sonntags Abends!...."

Er erröthete über und über, griff mit seiner Hand unter das Oberleder, reckte es, daß die Nähte hätten bersten mögen; aber es war alles vergebens, und er schleuderte die Schuhe verdrießlich weit von sich.

Ich errieth den Grund seiner rührenden Verlegenheit. Ich griff in die Tasche meines Pantalons und holte eine kleine, sehr leichte Maroccin-Börse daraus hervor, die sich durch ihre specifische Schwere, wie gering diese auch war, bei meinem Schiffbruche doch am Boden erhalten hatte. Sie enthielt vier Doppel-Louisd'or, ein noch enormes und fast übergroßes Schatz für einen Mann, den seine Lebensweise von allen Gelegenheiten, Depensen zu machen, fern hielt und ihn fast auf Almosen anwies. Ich ließ zwei davon in der Börse zurück und sagte zu meinem Wirthe, indem ich ihm die beiden andern in die Hand drückte: „Thut mir noch einen letzten Gefallen. Ich muß ein Paar bewaffelte Schuhe, und möglichst groß, haben; auch sind meine wollenen Strümpfe der Erneuerung sehr bedürftig; alles Uebrige kann ich entbehren, denn ich bin nicht verwöhnt; dann bleibt mir nur noch übrig, Euch ein zärtliches Lebewohl zu sagen und den Himmel um die Gunst zu bitten, Euch einst in besseren Tagen wiederzusehen."

„Nun, ich sehe wohl," antwortete er lächelnd, indem er mir das eine meiner Goldstücke zurückgeben wollte, „Ihr wißt nicht, was so ein Paar Strümpfe und beschlagene Schuhe kosten. Ich werde Euch mehr als zwei Drittheile aus einem einzigen dieser Doppel-Louisd'ore zurückzugeben haben."

„„Bitte, nein,"" bat ich, seine Hand zurückschiebend, „„Ihr werdet es mir nicht abschlagen, den Ueberschuß zu behalten, um Euch, in Erinnerung meiner, zwei oder drei Sonntage zu erlustigen. Ihr wißt es, daß diese unschuldigen und natürlichen Vergnügungen Euch zuweilen Segen bringen, und sie können Euch noch einmal Gelegenheit zu einer großmüthigen Handlung geben.""

„Pfui!" erwiederte der junge Mann, mir die Piece auf das Bett werfend, „wo wäre denn die Lust und die Ehre, seinem Nebenmenschen einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn das mit Geld bezahlt würde? Es wäre vielmehr meine Sache, Euch diese kleine Ausgabe zu ersparen, und ich würde es auch sicherlich, wenn .... wenn nicht gestern Sonntag gewesen wäre."

Ich drang nicht weiter in ihn. Er ging aus, um die kleinen Einkäufe zu besorgen und den Bonin, der noch auf mich warten mußte, aufzusuchen. Ich rief ihn, als er eben zur Thüre hinaus wollte, zurück:

„„Wenn man so glücklich gewesen ist, sich einen Freund, wie Ihr seyd, zu erwerben,"" sagte ich tief ergriffen zu ihm, „„so müßte man höchst undankbar seyn, wenn man sich der Gefahr aussetzte, von ihm getrennt zu werden, ohne daß man darauf bedacht gewesen wäre, ihn einst wieder auffinden zu können. Ihr habt mir weder Euren Namen noch Euren Stand gesagt.""

„Hoho! was meinen Stand betrifft, das ist nicht so bald gesagt: ich bin Zimmermann, Tischler, Maurer, Dachdecker, Glaser, Gipser, kurz alles, was im Allgemeinen zum Bau gehört, das Eisenwerk ausgenommen. An kleinen Orten muß man sich mit allem zu behelfen wissen, wenn man sich durchschlagen will, und doch hat es damit zuweilen seine Noth. Was meinen Namen betrifft, so ist er leicht zu behalten und kommt nicht häufig vor: ich heiße Amour de Dieu."

„„Wie? Gottes Liebe!"" rief ich zusammenfahrend aus, als ob ich in diesem guten jungen Manne ein lebendiges Symbol des himmlischen Schutzes erkannt hätte. „„Gottes Liebe, sagt Ihr? aber das ist ja kein Name.""

„Und doch ist dem so," antwortete er lächelnd. „Mein Vater erzählte oft, dieser Name sey seinen Vorfahren von den braven Leuten des Landes wie zur Belohnung gegeben worden, und er setzte dann liebkosend, als ich noch klein war, hinzu, es würde mir immer wohl ergehen, so lange ich meinen Namen nicht aus den Augen verlöre. Der gute arme Mann! Gott wolle seiner Seele gnädig seyn!"

Mit diesen Worten ging Amour de Dieu fort, und nach einer halben Stunde waren meine Commissionen ausgerichtet.

Ich weiß wohl, daß diese Beschreibungen, bei welchen ich vielleicht zu lange verweile, weit entfernt sind, die pathetische Theilnahme und die leidenschaftliche Aufregung darzubieten, die man heutzutage in den kleinsten literarischen Schriften sucht; aber wenn man bedenkt, daß ich sie Stück für Stück einem rein privaten Tagebuche entlehne, das nie in der Absicht, vor das Publikum gebracht zu werden, geschrieben wurde, so wird man es mir hoffentlich einigermaßen Dank wissen, daß ich nicht darnach gestrebt habe, die Naivität meiner Eindrücke durch erkünstelte Episoden zu heben, die auf einer noch einfacheren Zeichnung zu brodiren meiner Einbildungskraft nicht schwer geworden seyn würde. Eben weil es sich nicht der Mühe verlohnt, so sehr vulgaire Thatsachen, als die von mir erzählten, zu erfinden, können sie in der Seele eines Lesers, der gewohnt ist, sich mit milden und wahrhaften Gemüthsanregungen zu begnügen, ein wenig die liebreiche Sympathie erwecken, die sich durch das Vertrauen kräftigt, und ich gebe dieser Art von Erfolg bei weitem den Vorzug vor der eitlen Lust, den Geist durch sinnreiche Lügen in Erstaunen zu setzen. Der Dichtung fällt nicht ein Wort, nicht ein Name von diesen streng an Wahrheit gebundenen Zeilen zu; und wer je nach Sellieres kommen sollte, dem kann mein Freund Amour de Dieu in allem, was nicht zu unmittelbar die Geheimnisse seiner Bescheidenheit berührt, ihre Richtigkeit bestätigen. Ich zweifle nicht, daß er dort noch diesen Augenblick lebt, und dies noch viele Jahre. Die Gewohnheit, Gutes zu thun, und die Ruhe eines selbstzufriedenen Herzens, ist ja eine fast untrügliche Gewähr einer langen Lebensdauer. Die wohlwollenden Menschen altern fast nicht. Ha! sie sollten gar nicht sterben!

Hyppolit Bonin hatte sich da, wohin er beschieden worden, eingestellt; aber er kam erst bei einbrechender Nacht zu mir, weil er Ursache hatte, zu argwöhnen, daß man seine Schritte bewache, und er also fürchten konnte, meinen Aufenthalt durch sein Dahinkommen zu verrathen. Die Briefe, die er mir behändigte, enthielten die Lösung aller meiner Zweifel; sie waren höchst ausführlich und erörternd. Ich sah mich endlich von den Pflichten einer Mission befreit, die, seitdem nutzlos, nur um so gefahrvoller geworden war. Mein Vater drang in mich, Frankreich zu verlassen, und stellte es mir anheim, zum einsamen Leben, wozu ich mich berufen glaubte, überzugehen, falls ich mich nur nicht durch Gelübde bände. Was meine Freunde der Hingebung und der Leiden betraf, so waren einige wie schon ins Ausland vorangegangen; andere saßen in Festungen gefangen, die nur selten ihre Beute wieder fahren ließen. Einer von ihnen hatte sich erschossen. Clementine war nicht gesehen worden; aber man sprach hinsichtlich ihrer von einem Ehebündnisse, welches dem Abschluß nahe zu seyn schien. Mein Herz litt zu sehr, als daß es sich hätte durch

Digitized by Google

Thränen erleichtern können. Ich empfand einen unwiderstehlichen Drang, mich kühn wieder den Gefahren entgegenzustürzen, um meinen Kummer zu zerstreuen. Ich fragte Bonin, ob er irgend ein Mittel wüßte, mich vor Tage, und ohne daß ich einen gebahnten Weg zu betreten brauchte, nach dem Puncte der Anhöhen von Poligny zu schaffen, von wo aus man die schimmernde Kette der helvetischen Alpen so deutlich sieht, weil ich von dort aus leicht die Schweizergränze zu erreichen dachte. Er antwortete mir in dem spöttelnden Tone, der ihm eigen war, und der seine verwegensten Entschlüsse mit dem Anscheine einer saedonischen Lustigkeit maskirte, bejahend. Ich wußte das schon im voraus. Hyppolit Bonin würde mir nicht anders geantwortet haben, wenn ich ihn auch aufgefordert hätte, mir den Weg zur Hölle zu zeigen.

Ich vertraute mich, ohne weiteres Bedenken, seiner Obhuth an, umarmte den Amour de Dieu, und dann ging es vorwärts.

Der Himmel war unbewölkt, und der Mond erleuchtete ihn, wie er es einen Augenblick den Abend vorher gethan hatte, aufs hellste; wir kamen aber durch ein dichtes und düsteres Gehölz, wo er nur von Zeit zu Zeit an lichten Stellen sichtbar ward.

Obgleich es Bonin's Unterhaltung weder an Solidität noch an Annehmlichkeit gebrach — wovon ich irgend anderswo vielleicht den Grund angebe — hatte ich wenig unumgänglich nöthige Beziehungen, die mir so widerwärtig gewesen wären. Sein verhöhnender Skepticismus, der sich mit Wohlgefallen an allen edelsinnigen und hochherzigen Gedanken der Menschen rieb, hatte meine Seele oft an ihren zartesten Stellen verletzt. Ich ging hinbrütend dem schmalen Pfade nach, den er mir in dem Dickicht brach, und fragte mich, durch welche unvorhergesehene Combination von Ereignissen die eben angebrochene Nacht in Bedrängstigungen und Schrecknissen wohl noch ärger werden könnte als die vorhergegangene. Ich weiß nicht, warum diese Vorstellung mich mit einer unwiderstehlichen Hartnäckigkeit verfolgte, es sey denn, daß sie mir als Ahnung dienen sollte; aber ehe ich zu diesem Theile meiner Erzählung übergehe, der merkwürdiger und lebendiger ist als der Rest, müßte ich wohl zuvor von Bonin sprechen, und ein Bild von ihm aufstellen; die schreckliche und tragische Wichtigkeit, die sich in dem Lande, wo er gelebt, an seinen Namen geknüpft hat, macht mir dieses gewissermaßen zur Pflicht. Aber dies Capitel, welches für diejenigen, die mich nicht geliebt haben, ohnehin schon so lang und überdem so nüchtern ist, läßt mir nicht mehr die Zeit dazu. Dem Leser wie mir, uns liegt gleich sehr daran, zu Ende zu kommen; und dann habe ich auch die Kraft des elastischen Widerstandes nicht mehr, die es mir möglich machte, mich von den Drangsalen von gestern in den Drangsalen von heute zu erholen. Diese convulsivischen Aufregungen, das erste Element meines Lebens, werden mir jetzt schwerer zu beschreiben, als sie mir ehemals zu ertragen waren, und ich weiche voll Ueberdruß vor der Nothwendigkeit zurück, eine Geschichte zu beendigen, die das wenige Interesse, das sie haben konnte, mit ihrer Gegenwärtigkeit verloren hat. Was damals in Eindrücken, die allen gemein waren, hinlänglich lebendig und pikant gewesen, hat jetzt, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, kaum noch den matten Schimmer einer hinsterbenden Erinnerung. Ich verhehle es mir nicht, daß man vergebens sich bemühen würde, sie aufzufrischen, wenn man nicht in hohem Grade die glückliche Gabe eines malerischen und lebendigen Styls, der alles lesbar macht, und der mir von dem Journal des Débats abgesprochen wird,*) besitzt. Ich werde also hier in meiner Erzählung Halt machen, es wäre denn, daß eine Stimme, die alles über mich vermag, die Stimme irgend eines gefühlvollen Wesens, gleichviel welches, das sich in brüderlicher Sympathie mir näheret und dessen Herz gern mit dem meinigen plaudern mag, ihre Beendigung wünschen möchte.

*) Gewiß höchst ungerecht; und wir schmeicheln uns, daß unsere Leser mit uns den Wunsch theilen werden, daß die bedingungsweise Drohung des so anspruchslosen als in seinen Schilderungen so gemüthlichen und einnehmenden Verfassers unerfüllt bleiben möge. Anm. d. Red.

Die Räumung Wilna's durch die französische Armee im Jahr 1812.

Von dem

General G. de Vaudoncourt.

(N.)

Die französische Armee brach am 4. December 1812 von Malodeczno auf und das Hauptquartier befand sich am 5. zu Smorgoni, wo der Kaiser, nachdem er den König von Neapel, den Prinzen Vice-König und die Marschälle, welche die verschiedenen Corps befehligten, um sich versammelt hatte, den Oberbefehl der Armee an Murat, den er zu seinem Lieutenant-General ernannte, übergab, wonach er noch denselben Abend nach Paris abging.

Die Division Loison, die zu Ozmiana stand, verließ Smorgoni am 5., um zu Minduki Position zu fassen; diese Division, bei ihrer Ankunft noch über 10,000 Mann stark, war jedoch durch die strenge Kälte, welche sich seit mehreren Tagen auf 25 Grad erhielt, sehr zusammengeschmolzen. Einer Menge Soldaten waren die Hände und die Füße erfroren; so daß sie nicht mehr die Waffen tragen, fast nicht mehr marschiren konnten. Der größte Theil der Troupferde war umgekommen, es mußten also viele Kanonen im Stich gelassen werden, welche die Trophäen mehrten, zu welchen die russische Avantgarde so wohlfeilen Kaufs gekommen war.

Am 4. hatte der Nachtrab der französischen Armee ein ziemlich heißes Treffen zu Malodeczno mit dem General Tchaplitz, der sich den ganzen Tag hartnäckig abmühte, die Brücken auf der Straße von Ilia zu forciren, während er diese Stellung längs einem Seitenwege hätte umgehen können, die zu der großen Straße von Minsk führte. Am 8. fand noch zu Ozmiana mit den Ueberresten des Nachtrabs vom ersten Corps ein Treffen statt.

Am 9. ward der General Tchaplitz, der auf dem Marsch nach Wilna war und dort noch an demselben Tage einzutreffen dachte, zu Minduki von der Division Loison aufgehalten, die ihm einen so lebhaften Widerstand entgegensetzte, daß er eine Position nehmen zu müssen für nöthig hielt und es dabei bewenden ließ, der Division, die ihren Rückzug bewerkstelligte, ein Detaschement unter dem Befehl des Generalmajors Ceurk nachzuschicken. An demselben Tage traf die Armee zu Wilna ein, wo das bairische Corps zu ihr stieß, das von Mirenczien debouchirt war. Gegen Abend unternahmen der Obrist Seslawin und die Generalmajore Ceurk und Lanskoy, die sich in der Nähe von Wilna, wohin sie auf verschiedenen Wegen gekommen waren, vereinigt hatten, einen lebhaften Angriff auf die Division Loison, die eine Position vor der Stadt genommen. Das Gefecht, oder vielmehr die Kanonade, währte bis Abends, ohne daß es ihnen möglich war, der französischen Division etwas anzuhaben, die durch ihre Stellung den Marsch einer aus den Trümmern des fünften Corps zusammengesetzten Colonne, von isolirten und entwaffneten Leuten, und vor allem von unberittenen Cavalleristen deckte. Diese Colonne zog über Nowoi-Troki nach Olitta, während der übrige Theil der Armee die Straße von Kowno einschlagen sollte.

Am 10. räumte die französische Armee Wilna, gezwungener Weise die ungeheuren Magazine im Stiche lassend, die dort aufgehäuft waren

Digitized by Google

waren. Es fehlte an Transportmitteln, um sie wegschaffen zu können, und die traurige Lage, in welche die so übermäßig strenge Kälte die Armee versetzt hatte, ließ nicht daran denken, sich da festsetzen zu wollen. An demselben Tage nahm der General Tschaplitz mit dem Vortrabe des Admirals Tschitschagow ungehindert Besitz davon. Ich kann jedoch eine Thatsache nicht mit Stillschweigen übergehen, die den Beweis liefert, wie sehr die leichten russischen Truppen, und vor allem die Kosacken, den Widerstand des kleinsten Pikets der französischen Truppen scheuten. Fast das ganze Platow'sche Corps war in Wilna eingerückt; die Kosacken und die Husaren stöberten, die unglücklichen Soldaten ausplündernd und massacrirend, die sie mit erfrorenen Gliedern auf den Schnee hingestreckt und fast sterbend vorfanden, und deren es noch in Menge in dem Platze gab, durch die Straßen; da erscheint plötzlich ein Piket französischer Infanterie von 30 bis 40 Mann, welches bei der Brücke über die Wilna vergessen worden war. Der dasselbe commandirende Offizier sah sich, als er auf dem Platze ankam, fast 2000 Mann Cavallerie gegenüber; aber das imponirte ihm nicht; er ließ seine Truppen sich schließen, zum Angriff trommeln, und rückte mit gefälltem Bayonnette vorwärts. Alles floh vor ihm und in einem Augenblicke war die Stadt leer. Das Detaschement erreichte ohne Hinderniß den Nachtrab der Armee bei dem Berge Ponary. Es thut mir recht sehr leid, daß ich den Namen dieses tapfern Offiziers nicht habe ermitteln können; ich habe vergebens darnach geforscht, um ihm unter den Großthaten der Geschichte dieses Feldzuges einen Platz zu geben.

Der Abzug unsrer Armee von Wilna bildete eine der unheilvollsten Episoden des Rückzuges, selbst den Uebergang über die Beresina nicht ausgenommen. Eine Menge Offiziere und Soldaten hatten den Rest ihrer Kräfte erschöpft, um eine Stadt zu erreichen, deren Magazine ihrer Einbildungskraft Ueberfluß und Entschädigung für langes Dulden vorspiegelten. Dort hofften sie die nöthigen Kräfte wiederzufinden, um von neuem die Waffen aufnehmen zu können, die ihren erstarrten Gliedern entfielen, und den insolenten Triumph eines auf dem Schlachtfelde stets besiegten Feindes zu hemmen, vor dem schauernd sich zurückzuziehen, die Strenge eines Climas sie zwang, welchem die physischen Kräfte der policirteren Völker nicht gewachsen sind. Aber selbst dort ward ihre Hoffnung vereitelt: sie hatten die letzte Anstrengung gemacht, sie erlagen ihr. Viele unter ihnen, die in den von ihren Kameraden überfüllten Häusern, die dort gleich ihnen Nahrung und eine erträglichere Temperatur suchten, nicht mehr ein Asyl finden konnten, blieben auf der Straße und fanden dort bald das Ende ihrer Leiden. Diejenigen, die ein Dach gefunden hatten, das sie für gastlich hielten, waren nicht minder unglücklich, vor allem wenn sie entwaffnet oder isolirt waren. Ihr erschöpfter Körper, der sich nur durch eine äußerste Spannung aufrecht erhielt, fiel durch die Wirkung der augenblicklichen Erleichterung selbst, die er erfuhr, zusammen; ihre Glieder, durch die Einwirkung der Kälte, die sie erstarrt hatte, erhalten, wurden von einer schnell um sich greifenden Fäulniß befallen, die bald den Lebensfunken in ihnen erlöschte. Man sah sie auf derselben Stelle liegen, wo sie, seit langer Zeit zum erstenmale, gegen die Rauhheit der Luft geschützt, sich ausgeruht hatten, unfähig, sich zu regen, um eine zu spätr Hülfe zu suchen, und dem Erbarmen oder der Unmenschlichkeit derer anheimgestellt, die um sie waren. Dort war es, wo der Fanatismus, die Barbarei, die Habgier und der Verrath, unter dem Mantel des Patriotismus verborgen, unter der Aegide der an das russische Volk gerichteten Proclamationen, ihnen unter tausenderlei Gestalten den Tod sandte. Die menschlichsten ihrer Henker begnügten sich damit, sie auf die Straße zu werfen, wo sie bald zu seyn aufhörten; die meisten aber brachten sie förmlich um, nachdem sie sie ausgeplündert. Vor allem zeichneten sich die Juden durch ihre niederträchtige Grausamkeit aus. Am Tage nach der Räumung von Wilna machten tausende von fast nackten Leichen alle Straßen unwegsam. Wer Zeuge der Scenen gewesen ist, die sich damals in Wilna zugetragen haben, kann nicht von Uebertreibung sprechen, wenn von den Grausamkeiten die Rede ist, welche so viele Blätter der Geschichte des Menschengeschlechts beflecken.

Hier ist der rechte Ort, den braven Polen, diesen getreuen Gefährten aller unserer Erfolge und aller unserer Unfälle, die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, welche die Loyalität ihres Charakters und ihre offene Anhänglichkeit an unsere Sache verdient. Durch die Vorliebe des Wilnaer Volkes für die Russen bedroht und oft ein Opfer derselben, konnten sie dem Morden, das sich bei dem geringsten Zeichen des Mitleids wider sie selbst gewendet haben würde, nicht wehren; aber wie hegten und pflegten sie die Franzosen, die so glücklich gewesen waren, sich zu ihnen zu flüchten! Wenn man jemand, der damals Gefangener zu Wilna gewesen ist, seinen Wirth rühmen hört, so kann man dreist behaupten, daß dieser Wirth ein Pole gewesen sey.

Der von dem General Kutusow dem Kaiser Alexander abgestattete Bericht giebt die Zahl der zu Wilna gemachten Gefangenen auf 7 Generale, 242 Offiziere, 9517 Unteroffiziere und Soldaten, nebst 5139 Kranken in den Hospitälern an. Aber welches war das Schicksal dieser Gefangenen und dieser Kranken! Die Wilnaer Hospitäler blieben mehrere Tage ohne Wache, und der Commandant antwortete auf die Vorstellungen der Gesundheitsbeamten, die man dahin zurückgelassen hatte, stets: es sey ihm noch nicht möglich, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen. Nackend, auf Stroh, ohne Lebensmittel und Medicamente seit dem Abmarsch der Armee, waren sie erlegen, als es dem Commandanten und dem Gouverneur einfiel, sich um sie zu bekümmern. Ein höherer italienischer Offizier, der Gensd'armerie-Obrist Zannetti, kam vor Elend in einem Hospitale um, weil man drei Tage lang es vergessen hatte, die Erlaubniß, ihn nach einem Privathause zu schaffen, zu ertheilen. Die Gefangenen, die ins Innere der Stadt abgeführet wurden, waren auch nicht viel besser daran: wenn ein feindlicher Offizier sich ihrer in etwas annahm, so wurden sie dagegen von zwanzig anderen der Willkühr ihrer Soldaten, der furchtbaren Kälte, dem nagenden Hunger preisgegeben. Um unter Tausenden nur Ein Beispiel anzuführen, sey es gesagt, daß der Offizier, welcher die zu Minsk, zu Koidanow und zu Borisow gemachten Gefangenen nach Bobruisk führen sollte, den ihm gewordenen Befehl, sie sorgfältig zu bewachen, so wohl ausrichtete, daß er sie stets ohne Feuer und ohne Nahrung bivouakiren ließ, daher er denn auch von 5000 Mann nur einige Zwanzig am Bestimmungsorte abzuliefern hatte. So kamen Tausende von Gefangenen, worunter Weiber, Kinder und Administrationsbeamte, auf russischem Boden um.

Inzwischen ist es nicht mehr als billig, daß ich zweien der Gouverneure russischer Provinzen, die Gerechtigkeit wiederfahren lasse, die ihr Charakter und die gute Behandlung verdienen, welche sie den ihrer Obhuth anvertrauten Gefangenen angedeihen ließen: es waren dieses der General en chef Rimskoi Korsakow, im Monat Januar 1813 Gouverneur von Litthauen, und der General Driesen, Gouverneur von Curland. Der Erstere organisirte einen regelmäßigen Dienst in den Hospitälern von Wilna und ließ den Kranken und Verwundeten, die dort blieben, und die ihm allmählig zugeführet worden, alle die Pflege zu Theil werden, deren sie bedurften, indem er das Schicksal dieser Unglücklichen in jeglicher Weise zu mildern bemüht war. Der Zweite, stets menschlich und aufmerksam auf das Wohlergehen der französischen Offiziere, nahm die Maaßregel, sie über die zahlreichen Dorfschaften seines Gouvernements zu vertheilen, wo sie bei den guten und gastlichen Curländern eine Aufnahme fanden, die ihnen ihre Lage gewissermaßen versüßte und sie erträglich machte. Der eine wie der andere dieser Gouverneure hat das

Digitized by Google

Gefühl der Dankbarkeit in die Herzen aller der Franzosen, die sie gekannt haben, tief eingegraben, und beide haben den Zoll des Dankes, den alle Freunde der Menschlichkeit ihnen schuldig sind, wohl verdient. Uebrigens darf daraus, daß nicht alle Gouverneure so gehandelt haben, wie die Generale Korsakow und Driesen, nicht gefolgert werden, daß ihr Benehmen durch die Instructionen der Regierung autorisirt worden sey. Der Kaiser Alexander hatte vielmehr die gemessensten Befehle ertheilt, daß die Gefangenen mit aller dem Unglück schuldigen Rücksicht und Sorgfalt behandelt werden sollten. Der Großfürst Constantin ließ die kranken französischen Offiziere aus den Hospitälern holen und sie in den ihm zugehörigen Schlössern unter seinen Augen pflegen; ja er that noch mehr, er rettete persönlich aus einem in Brand gerathenen Gebäude zwei Offiziere, von welchen er den einen selbst auf den Schultern aus den Flammen trug und den andern von seinem Kammerdiener tragen ließ. Auch bot er, dem natürlichen Antriebe seines edlen Herzens folgend, einer tödtlichen Epidemie Trotz, als deren Opfer er späterhin fiel. Eine Menge französischer Offiziere, durch seine Menschlichkeit und durch seinen Muth einem gewissen Tode entrissen, verdankten ihm ihr Leben, und in dieser Beziehung bringe ich seinem Andenken gegenwärtig die Huldigung einer wohlverdienten Dankbarkeit meiner Landsleute dar. Die Befehle des Kaisers Alexander und das Beispiel seines Bruders, des Großfürsten, hätten dem Benehmen all der Agenten, welchen die unglücklichen Gefangenen anvertraut worden waren, zur Richtschnur dienen sollen; aber der Wille der Monarchen und das Beispiel der Prinzen reichen nicht aus, wo sie der Habgier und der Barbarei gegenüberstehen.

Die militairische Vendee.

Von

einem Staabs-Offizier.

(Beschluß.)

(L.)

Endlich ist einer der stärksten Einflüsse auf die Bevölkerung der Vendee der der Frauen, denen ihr sitzendes und gewissermaaßen einsames Leben in den Schlössern die Entwickelung von Talenten und Fähigkeiten erlaubt hat, die nur zu oft ihren Männern fehlen. Die geistige Ueberlegenheit setzt sie in den Stand, ein Uebergewicht ohne Controle zu erlangen und Operationen nach Willkühr zu leiten, in die sie sich gar nicht zu mischen scheinen. Der Verfasser möchte dieses Uebergewicht zur Pacification des Landes benutzen. Er empfiehlt mit Hoche, die Frauen gut zu behandeln, aber er deutet kaum an, durch welche Mittel die Regierung ihren Glauben verändern, oder, wenn man will, ihre Hartnäckigkeit besiegen könnte. Diese Aufgabe scheint uns eine der schwierigsten.

Bewegt von edlen Gefühlen, voll Enthusiasmus ohne weltliche Ehrsucht, sind sie nicht denselben Verführungen wie die Männer zugänglich. Ein Amt oder Geld haben oft die Unterwerfung eines vendeeischen Häuptlings bewirkt; diese Mittel können aber nicht gegen die Frauen angewendet werden, bei welchen das Raisonnement das erschütterte Gewissen nicht beruhigen würde. Ihre Anhänglichkeit ist ganz Glaube, ganz Leidenschaft und kann nur durch neue Leidenschaften bekämpft werden. Weit entfernt, ihre Meynungen zu theilen, bin ich doch auch eben so entfernt, zu glauben, daß der Reiz eines Präfectur-Balles, wie der Verfasser als Mittel angiebt, sie erschüttern könne. Staeken und mehr auf Gefühl als Raisonnement beruhenden Meynungen muß man andere Waffen entgegensetzen. Man gewöhne die Vendee'r Größe, Adel und Hochherzigkeit bei der entgegengesetzten Partei zu sehen und anzuerkennen und man wird mehr gethan haben, um sie zu gewinnen, als Höflichkeit und Schmeicheleien, durch ein ministerielles Circular dem Präfecten anbefohlen, es vermögen.

Wir kommen endlich zu dem Theile des Buches, der von den Mitteln handelt, die Ruhe in der Vendee zu sichern. Bevor wir sie nennen, ist es nöthig, zu wissen, daß die Meynung des Schriftstellers dahin geht, daß die Vendee jetzt pacificirt sey; nach ihm kann man nur etwa noch dreißig Banditen auf das Departement rechnen — vier- bis fünfhundert im ganzen Westen. Die Refractairs vergrößern die Banden, aber diese widerspenstigen Rekruten gehören der Vendee nicht ausschließlich an und ihre Totalzahl beläuft sich nicht über fünfhundert; diejenigen, welche den Charakter des Vendee'rs, seinen Widerwillen, sein Land zu verlassen, kennen, werden diesen Widerwillen nicht dem Parteigeist zuschreiben. Auch befindet sich die Vendee, die eigentlichen Chouans abgerechnet, die die Bauerhöfe brandschatzen und zuweilen die Reisenden plündern, bis auf das Mißtrauen, so ziemlich in demselben Zustande, wie das übrige Frankreich. Ihre topographische Gestaltung scheint die Ereignisse zu vergrößern, indem sie die Schwierigkeit vermehrt, die Schuldigen zu erreichen. Die Partei der Gegenrevolution kann jetzt nicht füglich auf mehr als auf fünf- bis sechstausend Individuen angeschlagen werden.

Der Vendee'r wird vor Allem von seinem Interesse geleitet und er greift nicht, wie man glaubt, aus einer ritterlichen Anhänglichkeit an die Sache der Bourbonen zu den Waffen; aber seit vierzig Jahren gewohnt, als Feind behandelt zu werden, ist er zum Mißtrauen geneigt. Der Anblick eines Fremden wundert und verschüchtert ihn. So wie er ihn gewahrt, verbiegt er sich hinter dem Zaun, der die Straße einfaßt, bleibt stehen und wartet, bis er sich entfernt hat, bevor er seinen Weg fortsetzt. Die Gewohnheit läßt ihn in allen, die er nicht kennt, Feinde erblicken. Er antwortet nie direct auf die Fragen, die man an ihn richtet; er weiß den Namen seines Dorfes, selbst des Ortes nicht, wo man ihn trifft. Wenn er in der weitesten Ferne einen Fremden, besonders einen öffentlichen Beamten, sieht, so verschließt er seine Thür und folgt, hinter dem Fenster lauschend, mit Aengstlichkeit allen seinen Bewegungen.

So viele widersinnige Maaßregeln haben ihn in seinen materiellen Interessen verletzt, haben zugleich den Unschuldigen mit dem Schuldigen getroffen, daß er sich nur mit Mühe überzeugt, daß man ihm nicht durch alles, was man von ihm fordert, zu schaden suche: man entwaffnet ihn, der zum Theil von der Jagd lebt, man nöthigt ihn, seine Zäune abzuhauen, ihn, der zu seiner Feuerung nur Ausschneideholz hat; wenn man eine Straße anlegt, so sagt man geflissentlich, daß man sie baue, um eine Passage für Truppen und Artillerie zu haben; es ist nie die Frage davon, die Industrie zu verbessern, dem Handel neue Wege zu öffnen. Alles geschieht zu dem ostensibeln Zwecke, das Land durch Gewalt zu unterwerfen. Darf man sich da wohl wundern, daß sich der Einwohner in der Defensive hält und geneigt ist, sein Ohr den Insinuationen der Adlichen und der Priester zu leihen, die, außer ihrem moralischen Einflusse, einen noch weit positivern auf das Grundeigenthum haben, das sie verpachten?

Um die Ruhe zu erhalten, sagt der Verfasser, kann die Regierung

1) die administrativen Mittel anwenden, die einen Theil des physischen Eigenthums des Landes modificiren und in Folge dessen die Civilisation selbst;

2) diejenigen, welche direct auf die Bevölkerung wirken, indem sie ihre Uebel, ihren Glauben, ihre Neigungen und ihre Industrie verbessern;

3) die militairischen Mittel, die auf die Länge minder wirksam, obgleich dem Anschein nach schneller sind;

4) die politischen Mittel.

Man müßte sonach die angefangenen Straßen vollenden und neue bauen; aber dazu wäre es wichtig, sie nicht da anzulegen, wo sie dem

Digitized by Google

vorgesetzten Zwecke unnütz oder gar schädlich wären, wie z. B. eine Straße seyn würde, die gerade nach dem einzigen Punete der Ausschiffung oder Landung führte, den die Vendee'r im Falle des Bürgerkriegrs hätten. Eben dieser Art aber wird eine Straße seyn, deren Plane jetzt der Handels-Minister zu fertigen befohlen hat.

Der Verfasser tadelt als dem Lande schädlich, als veratorisch für die Einwohner und unnütz für die Armee, das Project, die Zäune umzuhauen, welche die Böschung der Wege beherrschen. Die Böschung allein genügt dem vendeerischen Bauer zu einem Hinterhalte und die Erfahrung hat bewiesen, daß die Zerstörung dieser Zäune und Hecken, die man da findet, den Lauf der Quellen und die Vertheilung des Wassers in der Gegend verändert hat.

Schulen des wechselseitigen Unterrichts, des Ackerbaues ꝛc. scheinen auch Mittel zu seyn, die man mit Nutzen anwenden könnte.

Unter den militairischen Mitteln ist der Verfasser mit den Ansichten des Marschalls Soult einverstanden über die Dringlichkeit einer Vermehrung der Gendarmerie im Lande; inzwischen nicht aus dem Grunde, weil er wie der Minister glaubt, daß der unruhige Zustand des Landes und die immer zunehmenden Verbrechen diese Vermehrung erheischten. Der Verfasser wagt im Gegentheil die Meynung, daß die gewöhnlichen Vergehungen und Verbrechen seltener in den Departements der Vendee seyen, als in dem übrigen Frankreich; aber er beweist leicht, daß die Gendarmerie, vor Allem in diesem auf tausenderlei Weise durchschnittenen Lande, wesentlichere Dienste, als die Linientruppen, leisten kann. In der That hat ein Truppen-Detachement, wenn es nicht von einem Offizier commandirt wird, viele Mühe, strenge Mannszucht zu halten. Ihr Anführer wagt nicht, eine Haussuchung vorzunehmen, kann auch kein Protokoll aufnehmen; die Soldaten sind, in ihrer Aufregung, nur zu oft geneigt, den Bestimmungsort ihrer Expedition wie ein erobertes Land zu behandeln. Die Gendarmerie bietet keine dieser Unfüglichkeiten dar: zwei Gendarmen, die die Gegend durchziehen, die einzeln liegenden Pachterwohnungen, zu Aufsuchung eines Refractairs, besuchen, werden wirksamere Dienste leisten, als zahlreiche Linientruppen.

Wichtigere Gründe noch lassen den Verfasser das Einschreiten der Nationalgarde bei diesen Unordnungen verwerfen. Das kürzlich stattgehabte unglückliche Ereigniß unterstützt seine Meynung. Diese Intervention giebt den Unruhen des Landes den ganzen Charakter des Bürgerkrieges. Der Mangel an Mannszucht bei diesen freiwilligen Soldaten, immer gewaltthätig und geneigt, Menschen, die oft wenig oder nicht strafbar sind, mit der äußersten Strenge zu behandeln, ist immer unheilbringend gewesen und hat, seit der ersten Insurrection, immer nur dazu gedient, die Leidenschaften aufzuregen, sie wieder zu wecken, wenn die Ruhe zurückkehren zu wollen schien, und Unordnung und Mangel an Mannszucht unter die Linientruppen zu bringen. — Doch wir brechen ab; wir müßten das ganze Werk abschreiben oder doch ausziehen, wenn wir kein interessantes Capitel übergehen wollten. Wir erwarten mit Ungeduld die Erscheinung des dritten Theiles. Das wird für Militairs der wichtigste seyn und wir werden nicht ermangeln, zu seiner Zeit, den Inhalt davon anzuzeigen.

Der Markt von Salone in Dalmatien.

Die Ruinen.

(Aus dem Edimb. Mag. Waldens Travels.)

(L.)

Die Sonne war noch nicht am Horizonte emporgestiegen, als ich Spalatro verließ, um die schöne Straße nach Salone einzuschlagen, welches eine Stunde davon liegt, wo der jährliche Markt gehalten werden sollte, der stets am Feste der heiligen Jungfrau stattfindet und wo alle Einwohner des Kreises von Spalatro zusammenkommen. Ich fand die bewaffnete Macht schon in Bewegung: Haufen von Panduren, mit ihren Harumbaschis an der Spitze, durchzogen die anstoßenden Straßen und wiesen jedem seinen Platz an, so wie er ankam. Ich traf zahlreiche Gruppen von Frauen, die ihre Toilette auf dem Felde machten und, in Ermangelung eines Spiegels, in dem reinen Wasser des Baches sich beschauten, der das köstliche Thal von Salone bespült. An diesem feierlichen Tage sparten sie die Butter nicht, die bei ihnen die Stelle des Bärenfetts oder die pommade divine ersetzt. Man kann sich keinen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Costume dieser ganzen Bevölkerung im Sonntagsstaat machen, besonders von denen des schönen Geschlechts. Der Luxus der Morlaken besteht in einer Menge Ohrgehängen, Knöpfen, Ringen, Medaillen und breiter Bleche oder Platten, mit Glas von allen Farben incrustirt, einer Nachahmung von Edelsteinen. Ein Haufe von Frauen, unter der Last dieser Kostbarkeiten fast erliegend, ließ im Gehen eine Symphonie hören, die einem Glockenspiele glich. Die Haarzöpfe der Männer waren auch mit Fett eingeschmiert und mit Goldflittern und Bändern geziert. Aber wee eine feine Nase hat, der hüthe sich, diesen guten Dalmatiern allzunah zu kommen, deren Athem hinlänglich kundthat, daß sie ein reichliches Frühstück von Ziegenfleisch und Knoblauch genossen hatten. Ich sah mich auf einmal zwischen zwei Haufen eingeschlossen, die mich nach der Seite der Kirche fortschoben, wo ich ein wenig entschädigt wurde durch das Schauspiel, das unter meinen Augen vorging. Erst an der Kirchthür legen die Morlaken ihre Waffen nieder und ich hatte bald ein ganzes Arsenal zu untersuchen. Man warnte mich inzwischen, diese Waffen nicht anzuführen; das wäre eine Beleidigung gegen die gewesen, welche sie trugen; aber mehrere von ihnen boten sie selbst meiner Neugierde dar, mit einer Gefälligkeit, worin ich ihre Selbstzufriedenheit las.

Da waren Flinten von allem Calibre und allen Formen, wovon viele französische Läufe und türkische Schlösser hatten, aber alle mit einer kurzen Kolbe, die, wenn der Schuß losgeht, einen derben Stoß giebt, was von den Morlaken für eine unerläßliche Eigenschaft und Begleitung des Kampfes angesehen wird. Mehrere dieser Kolben waren mit Perlenmutter, ziemlich plump, verziert, woran man die Handarbeit der Montenegriner erkannte. Die meisten hatten lange Läufe von türkischer Fabrik. Die Morlaken sind übrigens sehr geschickt in der Kunst, die verschiedenen Stücke eines Feuergewehrs zu arrangiren. Unter andern Flinten entdeckte ich auch eine aus der Manufactur von Versailles, deren Besitzer sich rühmte, sie einem französischen Courier abgenommen zu haben, den er mit eigner Hand getödtet. Nichts gleicht der Schärfe und Genauigkeit des Blickes eines Morlaken, wenn er hinter einem Gesträuche liegt oder kauert; er zielt nie vergebens. Minder geschickt ist er, wenn er das Wild im Fluge schießt. Wenn ihm die Munition angeht, was ihm bisweilen begegnet, wie man wohl denken kann, so ladet er seine Muskete mit kleinen Kieseln oder Stücken zerbrochenen Eisens. Das angenehmste Geschenk, das man einem Morlaken machen kann, ist Pulver und ich habe oft mit einer einzigen Ladung ein Freundes-Herz in Dalmatien erobert. Wie oft sind mir andere mit dem Verlangen gleicher Gunst lästig geworden. Als Erwiederung boten sie mir das Wild, was sie mit nach Hause brachten, mit der größten Herzlichkeit an. Darauf legten sie gar keinen großen Werth.

Unglücklicherweise fiel mir ein, den Waffen-Liebhabern, die mich umgaben, ein paar Pistolen mit Percussions-Schlössern zu zeigen, die ich bei mir trug. Da wurde der Zudrang so groß, daß ich anfing, mich über die Folgen zu beunruhigen. Ein Stückchen Holz, das ich in die

Digitized by Google

Luft warf und darnach schoß, fiel zweimal mit der Spur des Blei's, zu den Füßen der Anwesenden, wieder nieder, ohne daß sie mich neues Zündkraut aufschütten sahen. Sie glaubten, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe und zwar um so mehr, als einer von ihnen, dem ich das Pistol gegeben, ohne das Zündhütchen berührt zu haben, nicht damit zu Stande kommen konnte, loszuschießen. Ich war genöthigt, die Vermittelung der Panduren in Anspruch zu nehmen, um aus dem Kreise zu kommen, der sich um mich gebildet hatte, und wo ich auf dem Puncte war, von den Umgebenden vor Neugierde und Verwunderung, die ich geweckt hatte, erdrückt zu werden. Den ganzen übrigen Tag waren die wundervollen Pistolen der Gegenstand der Gespräche aller Morlaken, jung und alt, die mich alle mit einer Miene der Ehrfurcht und selbst abergläubischer Furcht betrachteten. Gegen Abend bot mir ein Morlake von Suzende, einer an der türkischen Gränze liegenden Stadt, alle seine Waffen an, welche in fünf Stücken von einigem Werthe bestanden, wenn ich ihm dagegen eine meiner Pistolen vertauschen und ihm das magische Geheimniß mittheilen wollte. Wie groß auch meine Lust war, mir türkische Waffen zu verschaffen, so zog ich doch vor, meinen Credit als Zauberer zu erhalten und so schlug ich den Handel aus. Ich wollte gern genau den Preis in Gelde von dem wissen, was mir angeboten wurde: mein Kaufmann schätzte seine Waffen auf 90 spanischer Piaster. Ich sagte ihm, was ich für meine Pistolen gegeben, um ihm zu zeigen, daß sie mir nicht den vierten Theil dieser Summe kosteten; aber er erwiderte mir lebhaft: „Ja, mein Herr, aber Sie sagen mir nicht, was Sie für den Zauberer gegeben haben."

Der Gottesdienst schloß sich mit der Procession der heiligen Jungfrau, deren Statue man durch die Straßen der Stadt trug. Die Priester und Officianten waren von der bewaffneten Macht umgeben. Der Vice-Garder und die Haeunbaschis, den bloßen Säbel in der Hand, machten dem Zuge Platz und ich sah nicht ohne Verwunderung die geduldige Unterwürfigkeit dieses rohen und heftigen Volkes, so wie die Resignation, mit welcher sich die wildesten Morlaken von ihren obrigkeitlichen Personen mißhandeln ließen. Ein kleines Zeichen an ihrem rothen Hute ist alles, was die Panduren im Dienst auszeichnet und dieses Zeichen reicht hin, um ihnen die Autorität zu geben, ihre Mitbürgen, oft selbst ihre eigenen Verwandten, zu verhaften; während, ohne diese Art von gestickter Cocarde, die bloße Berührung eines Menschen das Signal zu Mord und Todtschlag geben würde. Das ist eine unzweideutige Probe der Achtung, welche die Dalmatier für das Gesetz hegen.

Als das heilige Standbild auf einem mit Blumen bekränzten Steine niedergesetzt wurde, um auszuruhen, um welchen mehr als sechszig Panduren, die Waffen präsentirend, einen Kreis bildeten, war der Zudrang so heftig, daß ein Augenblick von Unordnung eintrat. Jeder wollte seinen Rosenkranz durch die Berührung der Statue weihen lassen; die Priester vertheilten die gesegneten Paternoster außerhalb des Kreises und da entstand denn aus den Reclamationen aller derer, die die übrigen wiedererkannten, der heftigste Zank. Dieser Streit ging in Handgemenge über, als die Procession sich wieder in Bewegung setzte und das Volk sich die Blumen des Ruheplatzes streitig machte. Es war ein sonderbares Schauspiel: die Priester und die Mönche sangen religiöse Hymnen, die Waffen der Soldaten glänzten unter fliegenden Fahnen und unter den reichen Priestergewändern, während sich das Geschrei der Kämpfenden in den Schall des ambrosianischen Lobgesanges mischte. Der Putz mancher Schönen wurde bei diesem Tumult beschädigt; man konnte an ihren zerstreuten Haaren leicht sehen, welchen Werth sie auf den Gegenstand ihres Sieges setzten.

Gegen eilf Uhr folgte den kirchlichen Feierlichkeiten das gebräuchliche Fest des Tages: lange Spieße, an welchen ganze gebratene Lämmer steckten, wurden, wie Fahnen, in die Erde gepflanzt und darum herum setzten sich die mannichfaltigen Gruppen jeder Familie, welche zuweilen aus drei Generationen bestand. Nachdem die, mit sehr gefräßig scheinenden Männer ihren Hunger gestillt, kam die Reihe erst an die Frauen, aber es blieben ihnen fast nur die Knochen übrig; ungekochter Knoblauch und Wein, der im Ueberflusse aus ledernen Schläuchen floß, vertraten die Stelle des Desserts. Die Morlaken essen wenig Brodt, ihr Lieblingsgericht ist Fleisch, das sie mit großer Gierde verschlingen. Ich habe manche ein ganzes gebratenes Lamm bei einer einzigen Mahlzeit verzehren sehen. Dagegen halten sie auch langes Fasten aus und die Frauen leben mehrere Wintermonate von Wurzeln und wilden Zwiebeln. Aber vor Allem liebt dieses Volk den reichen Traubensaft, den ihr fruchtbares Klima hervorbringt, und es trinkt unmäßig davon, so lange der Vorrath davon dauert. Der Morlake liebt auch die Schmäuse sehr und versäumt keine festliche Gelegenheit, wie bei einem Todesfall, einer Taufe, einer Hochzeit u. s. w.; dazu rechne man nun noch die kirchlichen Feierlichkeiten, die Jahrestage und Familienfeste, so daß die Hälfte der Woche in Gelage hingeht, auf die Wagniß, das Land auszuhungern.

Die immer mehr sich hebende Stimme der Sänger und die monotonen Noten der morlakischen Pfeife oder eines Dudelsacks zeigten das Ende der Mahlzeit und den Anfang des Tanzes an. Niemand schien verlegen, um seinen Platz bei diesem Vergnügen zu finden. Der Ball begann an allen Orten zugleich: auf der Landstraße, auf einem Felde, auf einer Wiese und hinter einer Hütte — mit oder ohne Musik. Jedes Corps von Tänzern machte Runde, sich an dem ledernen Gürtel wechselseitig festhaltend. Auf ein Signal fingen sie alle an, sich zu drehen, mit den Füßen stampfend, als wollten sie den Boden erschüttern. Der Vortänzer leitete die Bewegungen nach Willkühr, bald in dem einen, bald in dem andern Sinne, hundert launenhafte Wendungen machend, bald beschleunigend, bald aufhaltend. Wehe dem, der den Gürtel seines Nachbars losließe: er würde unvermeidlich zur Erde stürzen und alle, die ihm folgen, mit in seinen Fall ziehen. Man nennt diesen Tanz das Rad (kolo); er hat viel Aehnlichkeit mit den lustigen Pacandolen der südlichen Provinzen von Frankreich. Wenn zuweilen ein Morlake ermüdet und keuchend nicht mehr weiter kann, so tritt ein anderer, der noch nicht Theil genommen, geschickt an seine Stelle, ohne die Kette zu zerreißen. Die Frauen (jung und alt mischt sich darein) sind im Allgemeinen zahlreicher, als die Männer; diese legen ihre Waffen beim Tanzen nicht ab und oft hört man mitten in den Gruppen eine Pistole losgehen.

Nach dem Tanze kommt das Schießen. Von allen Seiten fliegen die Kugeln pfeifend über eure Köpfe; die Patrouillen von Panduren vermehren dann ihre Runden in der Mitte des Tumults; aber es ist selten, daß sie nicht an dem Feste Theil nähmen und darunter leidet ihre ernste Würde etwas.

Ich bemerkte als einen der sonderbarsten Contraste bei diesem wilden Feste die Gruppen von Castellani, die längs des Flusses oder der Küste, nah bei Spalatro, wohnen, die sich von den andern Morlaken entfernt hielten und sich in den benachbarten Häuseen zu Tische setzten, nach Art civilisirter Menschen. Das Costume der Männer war halb italienisch und ihre ganze Bewaffnung bestand in einem einfachen Messer. Die Weiber waren reich gekleidet in rothe fliegende Roben, mit einem Aermel-Mantel von derselben Farbe. Diese Gruppen von einer höhern Classe versammelten sich später als die andern zum Ball unter einem Zelte von Leinwand, das an den Ufern der Salone aufgeschlagen wird. Sie führten eine Art von monteeeinischen Tanz aus, in welchem sich die Falten ihrer prachtvollen Kleider mit einer pittoresken Wirkung entwickelten.

Digitized by Google

Endlich erinnerte die Annäherung des Abends die fröhlichsten Tänzer daran, daß sie noch einen Weg zurückzulegen hatten, um nach Hause zu kommen und die Menge fing an, sich nach allen Richtungen zu zerstreuen: die mehresten Männer waren zu Pferde, die Frauen gingen zu Fuße, mit ihren Kindern, ihrem Putz und außerdem noch mit denen auf dem Markt gekauften Gegenständen beladen. Ich kann mich hier der Bemerkung nicht enthalten, daß die erniedrigende Behandlung der Frauen bei den Morlaken ein Beweis der Entartung dieses Volksstammes ist. Mit Bedauern habe ich gesehen, wie hochschwangere Weiber sich den schwersten Arbeiten des Ackerbaues unterzogen, während ihre Männer müssig zusahen, auf ihre Flinten gestützt und ihre Pfeife rauchend. Die wilde Gewohnheit, Blut durch Blut zu rächen, ist noch eins der Grundübel dieser Gegend, welches dazu beiträgt, sie zu entvölkern und eine große Menge Verbrechen zu begünstigen.

Die Nacht brach an. Die Ruinen des alterthümlichen Salone waren vom Gesange der Trinker und den letzten Flintenschüssen, die den Schluß des Festes anzeigten, belebt. Ich folgte, um zurückzukehren, der prächtigen Straße, die an der Küste hinläuft und begab mich nach Spalatro, um da mit Muße die Trümmern des Pallastes Diocletians zu betrachten. Man weiß, daß dieser Kaiser, nachdem er auf den Thron verzichtet, diesen Theil von Dalmatien zu dem Schauplatz seiner Zurückgezogenheit wählte und daß er eine Menge prachtvoller Gebäude, der römischen Größe würdig, aufführen ließ. Ich hatte schon Spalatro, die bedeutendeste und bevölkerteste Stadt Dalmatiens, die aus diesen unermeßlichen Palläften und ihren weiten Dependenzen hervorgegangen ist, wie man oben gelesen, gesehen. Aber was meine Neugierde vor Allem reizte, das waren die Ruinen von Salone, welches die Barbaren im siebenten Jahrhundert zum Theil zerstörten. Ich bewunderte den Tempel des Jupiter, der seit den ersten Jahren der christlichen Aere in eine Kirche verwandelt worden ist; das Vestibulum und die prachtvolle Colonnade, den Tempel des Aesculaps, der jetzt zur Tauf-Kapelle dient, und die Kathedrale, die vormals ein der Diane geweihter Tempel war. Der Porticus, an dessen Eingang noch ein Sphinx von Marmor steht, ist auch ein merkwürdiges Monument.

Im Jahre 1815 sah der Kaiser von Oesterreich diese Ruinen, wies Fonds an, um da Nachgrabungen anzustellen und man richtete ein Museum ein, um die Gegenstände, die man entdecken würde, da aufzubewahren. Schon hat man unter den Trümmern eine prächtige Statue der Juno von Marmor, Vasen, Verzierungen von Gold und Silber, Medaillen, wirthschaftliche Geräthe, tausend andere seltene und merkwürdige Dinge, wie Steine mit Inschriften, kleine goldene Ketten und Ringe, Fläschchen von Kristall, metallische Tintenfässer, wovon einige noch Tinte, im Zustande der Vertrocknung enthalten, gefunden. Jetzt ist schon der größte Theil der Stelle, welche das alte Salone einnahm, aufgegraben und frei.

Souscription Napoleon.

(2.)

Unter dieser Rubrik liest man im Temps folgendes:

Ein Act der National-Vergütung (reparation nationale) ist jüngst auf Kosten des Staats und auf Veranstaltung der Regierung des Königs vollzogen worden. Das Standbild des Kaisers Napoleon*) hat seine Stelle auf der Säule wieder eingenommen, die er dem Ruhm unserer Heere gewidmet hatte.

Diese Nachricht weckte bei vielen Bürgern den Wunsch, daß Frankreich ein specielles Monument dem Andenken dessen errichten möge, dem die Geschichte unter den Gesetzgebern, Administratoren und Kriegern einen der ersten Plätze anweisen wird.

Die Initiative hat das Departement ergriffen, in welchem er das Licht der Welt erblickte. Unter so vielen Städten, die er geliebt, vergrößert, verschönert hat, und die sich diese Ehre streitig gemacht haben würden, bietet sich seine Vaterstadt dar; jede Rivalität hört auf; eine glorreiche Gunst des Schicksals bezeichnet sie der Wahl der Franzosen.

Ein lachender Hügel, wo das Erbgut von Napoleon Buonaparte lag, kennt seine Wiege. Er beherrscht das Meer, dessen Gewässer die Ufer dreier Welttheile bespülen, wo die Söhne des Vaterlandes, unter demselben Feldherrn, ihre Fahnen aufgepflanzt haben.

Zwischen Aegypten, Italien und Frankreich soll sich das National-Denkmal erheben, das den Schiffern aller Länder und den Menschen aller Jahrhunderte einen Namen zurückrufen wird, den alle Zeitgenossen (?) verehren und welcher der Gegenstand der Bewunderung der Nachwelt seyn wird.

Die Central-Commission wird den Moment bezeichnen, wo die Subscription von Frankreich auf dem Continent geschlossen werden wird. Dann wird eine Concurrenz aller französischen Künstler eintreten, um einen Entwurf zu dem Monumente zu machen, dessen Stelle allein im Voraus bezeichnet werden konnte. Es würde voreilig seyn, jetzt schon die Gattung, die Form und den Umfang dieses National-Denkmals bestimmen zu wollen. Dem Aufruf an das öffentliche Gefühl wird ein Aufruf an das Genie der Künste folgen.

Dieser Notiz schließt sich ein langes Namensverzeichniß von Notarien aus den verschiedenen Quartieren und Straßen von Paris an, wo Subscriptionsbogen niedergelegt sind. Ein Gleiches geschieht in den andern Städten und in allen Departements von Frankreich. In Corsica soll bereits eine bedeutende Summe eingezeichnet seyn.

Bemerkenswerth ist der (unsern Lesern aus den öffentlichen Blättern bekannte) gleichzeitig bei der Deputirten-Kammer gemachte dreifache Vorschlag, 1) das Verbannungsgesetz gegen die Glieder der Familie Buonaparte zurückzunehmen; 2) das Bild Napoleons auf der Decoration der Ehrenlegion wiederherzustellen und 3) seine Asche von St. Helena nach Frankreich zu bringen und unter der Vendome-Säule beizusetzen. Dieser dritte Antrag wurde an den Ministerrath verwiesen, über den ersten (der bereits schon früher gemacht worden) und den zweiten aber zur Tagesordnung übergegangen — man kann wohl hinzusetzen, für diesesmal, denn sie werden nicht für immer beseitigt bleiben. Das Verbannungsgesetz ist eine Ungerechtigkeit und zugleich ein unklares Geständniß der Regierung von Mangel an Vertrauen in ihre Popularität und Stärke, denn wie könnte sie sonst ein bloßer Name, selbst nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt noch schrecken? — Seltsam! dieselbe Nation vergöttert jetzt nutzlos und zu spät den Mann, dessen Sturz durch Verräther, welche er groß gemacht, sie 1814, gerade in dem Momente, wo er allein, gehörig unterstützt, sie vor der Schmach fremder Occupation hätte retten können, wenn nicht gleichgültig, doch in thatlose Betäubung zugesehen. So ist der Mensch! So sind ganze Nationen!

---

*) Nur leider! nicht das Meisterwerk, das der Vandalismus der Regierung der Restauration zerstört hatte, noch selbst eine würdige Nachbildung; sondern eine kleinliche Statue in moderner Uniform, die, wie auch viele Pariser Blätter mit Recht gerügt haben, in schreiendem Contrast mit dem antiquen Styl, Basreliefs und Verzierungen der Säule steht.

Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 900. Hamburg. Sonnabend, den 8. März. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Bruchstücke aus einem ungedruckten Reise-Journal des Herrn Frederic Joyau, Oberrichters beim Civilgerichtshofe von Korikal in Ostindien.

(Aus dem Bulletin de l'Académie ebroïcienne.)

(N.)

Am Bord der Laura, den 27. Juli 1829, im 27° 39′ Länge und 18° 54′ Breite.

.... Zwanzig Tage sind nun verflossen, seit der Lootse, welcher uns in See gebracht, sein Boot wieder bestiegen und uns eine glückliche Reise gewünscht hat. An diesem Tage war es, wo die Anker gelichtet, das Log ausgeworfen wurde, um den Lauf des Schiffes zu messen: von da an datirt sich also unsere Reise.

Am vorigen Sonnabend passirten wir den Wendekreis; da wir aber noch die Linie zu passiren haben, so hat kein Fest am Bord stattgefunden. Bis jetzt ist der Himmel stets eben so neblich gewesen als jener über dem Canal; doch beginnt er schon klarer und auch heißer zu werden. Bis heute hatten wir keine andere Zerstreuung, als, auch nur an den ersten Tagen, die Ansicht einer Menge anderer Schiffe, die meistens in derselben Richtung fuhren wie wir; nun finden sich aber die Seeschwalben, die fliegenden Fische, die Goldfische, die Meerschweine ein und gewähren uns die Lust, sie einzufangen. Mit den Goldfischen und den Meerschweinen hat uns dies noch nicht glücken wollen, wohl aber mit den fliegenden Fischen, die uns die Sache leicht machen, indem sie sich in das Tauwerk und auf das Verdeck werfen, von wo sie dann nicht wieder entrinnen können. Oft kommen ihrer eine Menge zugleich an Bord, und da fallen denn auch unsere Katzen über die niedlichen Fischchen her, die, so groß wie ein kleiner Hering, ein zartes Fleisch haben und in der Form und dem Geschmacke unsern kleinen Seebarben sehr ähnlich sind.

Den 12. August, im 17° 32′ Länge und 3° 6′ Breite.

Wir umschifften am 4. die capoetdischen Inseln und nähern uns der Linie.

Ich bekomme täglich Thiere zu Gesicht, die mir neu sind: Seeamseln, Tölpel, Goelett- und Fregatt-Vögel setzen sich auf unsere Masten, während Teufelchen, Delphine, Meerschweine, Thunfische, Seenesseln,*) und selbst einige Hayfische die Einödigkeit des traurigen Horizonts unterbrechen, der uns umgiebt; aber ich weiß nicht, wie das zugehen mag, einen Tölpel, den dummsten Vogel von der Welt, haben wir noch nicht fangen können. Des Abends, wenn er oben auf einem Maste oder auf einer Raa sitzt, dürfte man ihm nur nachklettern und herunterholen. Es fällt ihm nicht ein, davonzufliegen oder sich aus der Hand loszuwinden, die ihn gefaßt hat, sondern er öffnet nur mit einem wahren Schaafsgesichte einen 4 bis 5 Zoll langen Schnabel, ohne zu beißen.

*) Es ist dieses eine sehr hübsche Molluskenart, fast von der Form eines Hahnenkammes. Es giebt deren blaue, hellrothe und auch von anderen Farben. Sie hat die sonderbare Eigenschaft, daß sie beim Anfassen brennt, gleich den Brennnesseln; daher ihr Name.

Am 15. August, im 19° 40′ Länge und 1° 44′ Breite.

Wir sind unter dem günstigsten Winde die Linie passirt. Die dabei gebräuchlichen Ceremonien wurden diesmal nicht vorgenommen, außer der Taufe, und auch diese nur so obenhin.

Als der Capitain, gegen sieben Uhr Abends, seine Berechnung gemacht hatte, fand er, daß die Linie seit einer oder ein paar Stunden passirt seyn müße. Da es schon so spät war, so glaubte er, die Mannschaft würde erst den nächsten Tag zur Taufe schreiten, und er forderte mich auf, wie gewöhnlich, eine Partie Piket mit ihm zu machen. Kaum hatten die Matrosen aber die Kunde vernommen, daß wir die Linie passirt wären, so begannen sie das Fest sofort, griffen nach den Wassereimern, und stülpten sie sich gegenseitig über den Kopf. Auch mit den dazugekommenen Offizieren wurden keine Umstände gemacht und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich mit denselben Waffen zu wehren; da gab es denn ein Lärmen und Toben, daß das Geräusch davon auch bis zu uns drang. Der Capitain sagte nun zu mir, ich möchte, falls ich nicht eine zweite Taufe bestehen wollte, unten bleiben, doch riethe er mir, hinaufzugehen. Wir stiegen also hinauf, und kaum hatten wir die Treppenthür erreicht, als zehn Eimer Seewassers auf unsere Köpfe niederbrauseten; nachdem wir ganz durchnäßt worden waren, zogen wir uns von dem Kampfplatze zurück, wechselten unsere Kleidung und setzten dann ruhig unsere Partie fort. Aber die Matrosen, denen ihr Treiben viel Spaß machte, beharreten bis Mitternacht darin.

Den 2. September, im 13° 46′ Länge und 32° 2′ Breite.

Es machte mir viel Vergnügen, von dem Verdeck aus Damiers*) zu fangen. Diese Jagd oder Fischerei, wie man es nennen will, ist höchst pikant: es wird ein Stückchen Speck auf eine Angel gesteckt, die an einem sehr langen Stricke befestigt ist; kaum ins Wasser gelassen, sitzt schon ein Damier daran. Zuweilen läßt er sich im Wasser bis an das Bord ziehen, zuweilen fliegt er auch auf, und dann hat es, da das Seil, an welchem er gefangen worden, sehr dünn ist, das Ansehen, als flöge er aus freien Stücken seinem Nachsteller in die Hände.

Den 14. September, im 25° 25′ Länge und 38° 6′ Breite.

Seit einigen Tagen ist uns wieder eine neue und recht schöne Vogelart, der Albatroß oder das Mouton du Cap, zu Gesicht gekommen. Er ist größer als unsere größesten Gänse und von sehr majestätischer Form. Seine gewöhnliche Farbe ist weiß oder aschgrau, mit einem rosigen, schwarzen, rothen ꝛc. Ringe um den Hals; auch giebt es marmorirte, schwarze und kastanienbraune.

Was die Wallfische betrifft, so habe ich sie nur einmal und auch nur von mittlerer Größe, zwischen dreißig und vierzig Fuß, gesehen. Es war dieses einige Tage vorher, ehe wir um das Cap fuhren. Ihrer zwanzig

*) Ein sehr niedlicher Vogel, fast so groß wie eine Taube, ziemlich regelmäßig weiß und dunkelgrau gesprenkelt, so daß sein Gefieder von weitem wie damascirt erscheint.

Digitized by Google

hielten sich, zwei zu zwei, fast drei Stunden lang in der Nähe unsers Schiffes und kamen alle fünf Minuten über Wasser; sie hinterließen in diesem eine Furche, die fast eben so lang als die unsers Schiffes war. Ich hätte sie gern das Wasser ausschnauben sehen; aber dies Schauspiel haben sie uns nicht zum Besten gegeben.

Den 24. September, im 52° 50′ Länge und 37° Breite.

Welch ein fruchtbares und doch schönes Schauspiel gewährt das Meer in den Gewässern des Caps, das man so richtig das Cap der Stürme nennt! Dieser Ocean, der sich hoch aufthürmt, und in welchem man erdrückt werden zu wollen scheint; diese Wasserberge, die, indem sie entstehen, tiefe Thäler bilden; diese Wogen, die sich einander jagen, und die über das winzige Schiff herfallen und es verschlingen zu wollen scheinen, und ihm doch, wie von unsichtbarer Hand gezügelt, kein Leids thun; und andererseits das, unter der Aegide der Wissenschaft unbekümmert, und, als ob es der Wuth der Wellen Trotz böte, ruhig seinen Weg verfolgende Schiff, bieten einen Contrast dar, der Empfindungen hervorruft, die sich nicht wohl beschreiben lassen.

Jetzt sind wir an der schlimmsten Periode unserer Fahrt; das Wetter ist dumpf und kalt, der Himmel umlicht, das Meer wie vorbeigeschrieben; daher das Schiff stark geworfen wird. Dieser Tage stürzten sich die Wogen dermaßen über das Verdeck hin, daß die Hunde und die Schweine eine Zeitlang schwimmen mußten; es wurden alle Luken geschlossen und wir aßen am hellen Tage beim Kerzenlicht zu Mittag. Das verkündete uns einen schweren Sturm, der auch in der nächsten Nacht losbrach. Es war dieses eine furchtbar lange und peinliche Nacht. Das Wasser rieselte wie über das Bett, und ich war ohne Unterlaß beschäftigt, dieses so viel als möglich davon freizuhalten. Bei jedem Ruck, den das Schiff bekam, hätte ich darauf schwören mögen, daß es sich an einem Felsen zerschellte; auch konnte ich unten nicht mehr ausdauern, und begab mich auf das Verdeck, wo ich abermals ein mir neues Schauspiel zu sehen bekam. Blitze durchschlängelten von allen Seiten den Horizont, und von allen Seiten beulte der Donner, so daß es sich gar nicht sagen ließ, von welcher Seite das Gewitter eigentlich kam. Regen und Schlossen fielen in Strömen hernieder, und es war als ob das feuerrothe Meer seine Gluthen über das Schiff, dessen Segel und Tauwerk ebenfalls in Feuer zu stehen schienen, ausspie. Selbst einige, übrigens unerschrockene, Matrosen waren wie verdutzt und regten sich entweder gar nicht oder faßten doch alles linkisch an.

Den 27. October.

Land! Land! Welch eine Freude, nachdem man vier Monate lang nur den Himmel über sich und das Meer unter sich gehabt hat! Doch ist das Land, das wir sehen, nicht eben wirthlich: es ist die Insel Sagar oder die Tigre-Insel. Sie ist in der That nur von Tigern bewohnt. Hier hat unsere Fahrt ein Ende, denn die drei oder vier Tage zähle ich für nichts, die wir noch auf dem Flusse Hugly zuzubringen haben, weil wir hier stets neue Ufer, Bäume, Häuser, Menschen vor Augen haben werden.

Schon haben mehrere Böte mit Bengalesen, fast lauter junge, wohlgebaute und recht hübsche Leute, bei uns angelegt. Sie sind nicht mit den Negern zu vergleichen, die man in Europa antrifft; ihr Teint hat nichts Widerwärtiges; ihre, im Allgemeinen sehr regelmäßigen, Züge sind denen der Europäer sehr ähnlich. Ihre Tracht ist ziemlich einfach; sie besteht aus einem Stücke Perkal, das um die Hüften und Lenden geschlagen ist; der ganze übrige Theil des Körpers ist völlig nackend. Die armen Schelme sind mit unserm kleinen Hunde übel daran, dessen Liebkosungen ihnen nichts weniger als angenehm sind, nicht aus Furcht, von ihm gebissen zu werden, sondern weil sie, wenn von ihm berührt, zwölfmal, und wenn gar von ihm gebissen, zwölfmal zwölf Male in dem Ganges untertauchen müssen.

Hugly, vor dem Diamant-Hafen, den 29. October.

Je weiter wir kommen, je mehr belebt sich die Scene; die Ufer des Hugly nähern sich mehr, und es stellt sich eine größere Anzahl Böte ein, die Fischerfahrzeuge und das Postboot, die täglich zweimal kommen, ungerechnet; eins, das unsers Lootsen, ist stets bei uns. Die hiesigen Lootsen sind nicht wie die zu Bordeaux, stämmige, schlichte Seeleute, nein, es sind sehr elegante Gentlemen von feinen Manieren, die ihre Dienerschaft und einen Zubehör um sich haben, wie wenn es eine Reise von sechs Monden gälte.

Ich habe meine Freude an all diesen Indianern; sie haben so possierliche Stellungen und ein so sonderbares Wesen! Sie sitzen ofe halbe Tage lang niedergekauert und rauchen ihren Gurguli.*) Gestern sah ich einen, der so sieben Stunden lang, den Rücken dem Meere zugewendet, auf dem Bord des Schiffes saß, und der, da er sich nur auf die Fußzehen stützte, bei der geringsten Bewegung ins Wasser hätte purzeln können. Des Abends, wenn die Sonne untergeht, wickeln sie sich in ein großes Stück Leinwand ein, das sie mit mehr oder minderem Geschmacke anlegen, in welchem sie mir aber doch stets als Gespenster oder als ägyptische Mumien erscheinen.

Ich habe ihrer Farbe schon erwähnt; in dieser Beziehung wüßte ich sie nicht besser als einer Bronze-Statue zu vergleichen, die eben aus den Händen des Künstlers hervorgegangen ist, und ihre angeborene Unbeweglichkeit macht die Täuschung noch auffallender. Sie halten ganz außerordentlich auf Reinlichkeit; sie waschen sich täglich vier- bis fünfmal, und zwar mit großer Sorgfalt, Kopf und Füße; nach jeder Mahlzeit spülen sie sich den Mund aus, reiben sich die Zähne ab und waschen sich die Hände und das Gesicht. In dieser Beziehung benehmen sie sich ganz anders als bei uns die niederen Volksclassen und die Landleute.

Bis jetzt habe ich nur noch Fischer gesehen, doch giebt es unter diesen auch Handwerker. Sobald sie in ihrem Boote unbeschäftigt sind, kauern sie sich nieder: die trägsten rauchen, die andern beginnen zu nähen, Schnüre, Filet, Bänder zu machen; denn die Männer hier verrichten alle weibliche Arbeiten, und es giebt hier weder Näherinnen noch Wäscherinnen und Plätterinnen ꝛc. Die Frauen bleiben zu Hause und haben keine andere Besorgung als die der Küche, die ihnen auch nicht schwer werden kann, da sie fast nichts als Reis, Kürbis, getrocknete Fische und einzeln auch etwas Früchte essen. Ich sehe sie jeden Morgen in ihrem Boote, wo sie Tag und Nacht hausen, ihre kleine Kochkunst üben, die ihnen in der That wenig Zeit und Mühe kostet. Man würde sie durch nichts in der Welt bewegen, von dem zu essen, was wir essen, und wenn man unglücklicherweise ihr Essen, oder auch nur das Geschirr, in welchem es sich befindet, berührte, so würden sie es ohne weiteres ins Wasser werfen. Der Diener des Lootsen fastete einen ganzen Tag lang, weil unversehens an sein Essen angestoßen worden war.

Wir sind nur noch zwei oder drei Flintenschüsse weit vom Lande; ich habe hier Palmbäume, Cocosnußbäume ꝛc. gesehen; übrigens scheint mir die Vegetation in Masse fast dasselbe Ansehen zu haben, wie in Europa. Die Ufer des Hugly sind flach und niedrig; so weit das Auge reicht, sieht man keine andere Gebäude als englische Posthäuser oder von der Compagnie aufgerichtete Leuchtthürme und dergleichen.

Zweimal täglich bringt man uns in Ueberfluß Fische. Für eine halbe Ruppie ist eine ganze Schiffsmannschaft zu sättigen; zu Calcutta soll es aber dreimal theurer seyn. Die Fische hier sind köstlich, vor allem eine Krabbenart von der Größe eines Krebses, die noch weit vortrefflicher ist als das Beste, was ich in dieser Art in Frankreich gekostet habe.

Angesichts der Spitze des Hugly, den 30. October.

Gestern Abend, gegen vier Uhr, ging unser Schiff, ziemlich dicht beim Ufer, vor Anker; wir, der Capitain, der Supercargo und ich, ließen uns

*) Eine Pfeife von ganz eigenthümlicher Form.

Digitized by Google

aus Land bringen. Kaum dort angekommen, sahen wir uns von einer Menge von Männern und Kindern umgeben, deren Zahl mit jedem Häuschen wuchs, an welchem wir vorüber kamen; aber es war kein einziges weibliches Wesen darunter. Sobald die Indianerinnen einen Europäer gewahren, flüchten sie sich in ihre Wohnungen und halten sich dort verborgen, bis er vorübergegangen ist. Alle Männer, die ich sah, schienen mir schön und wohlgebaut, und die Kinder recht niedlich zu seyn. Diese Letzteren sind bei weitem nicht so scheu, als die Kinder unserer Landsleute; sie schwatzten, lachten, kamen vertraulich zu uns heran, zeigten uns die Vögel, kurz, benahmen sich höchst ungezwungen und einnehmend. Alle waren mehr oder minder mit kleinen eisernen Armbändern geschmückt, welches, wie mir gesagt wurde, Amuletten waren.

Die Wohnungen haben ein sehr ärmliches Ansehen. Ich hätte wohl eine betreten mögen, man redete mir dieses aber aus, weil die Indianer, wenn die Gegenwart eines Europäers ihre Behausung verunreiniget hat, genöthigt sind, sie durch tausenderlei beschwerliche Ceremonieen zu purificiren.

Die Gestade würden reizend seyn, wenn sie trockener wären; man stößt aber bei jedem Schritte auf einen Sumpf. Da giebt es denn keine andere Aushülfe, als sich von den Indianern tragen zu lassen, was sie mit vielem Geschick verrichten. Man besteigt ein viereckigtes Brett, das ihrer Viere anfassen, oder man setzt sich auf ihre verschlungenen Arme, oder man hockt ihnen auch ohne weiteres auf die Schultern; dann waten sie, oft bis über die Kniee, durch den Schlamm. Auf diesen Sumpfstätten ist es, wo man den Reis pflanzt.

Es war Abend und schon ziemlich spät, als wir an Bord zurückkehrten; der Lootse, dem wir unsere Jagdbeute zeigten, sagte zu uns, wir sollten unsere Raben ja schnell ins Wasser werfen, weil es bei sechszig Ruppieen Strafe verboten wäre, sie zu schießen. Es ist dieses eine Nachsicht, welche die englische Regierung gegen die Vorurtheile der Braminen bewiesen hat, die ein lautes Geschrei erheben, wenn sie einen dieser Vögel tödten sehen; ihr Hauptgrund mag jedoch wohl gewesen seyn, daß dieser Vogel, eben so wie der Geier und der Pelican, die auch desselben Vorrechts genießen, Calcutta von großem Nutzen sind, indem sie die Kadaver verzehren, die oft im Ganges herumtreiben, indem die Bengalesen gewohnt sind, ihre Leichen in diesen Fluß zu werfen.*)

Des Vormittags, von zehn Uhr bis Mittags, geht es sehr lebendig zu am Bord, und dieses immer mehr, je weiter wir kommen. Heute Morgen war ein förmlicher Markt um unser Schiff her; es hatten sich mehr als zehn Pirogen mit Fischen, Brodt, Fleisch, Früchten, Gemüsen ꝛc. eingefunden, und einer schob den andern zur Seite, um an uns zu verkaufen. Dies Völkchen ging mit derselben Verschmitztheit und mit derselben Effronterie, wie unsere Hallen-Verkäufer, zu Werke, um uns ihre Artikel, um die Hälfte und bis drei Viertheile übertheuert, aufzuhängen. Man verkauft uns dennoch köstliches Fleisch zu einem Ana**) das Pfund; die Tauben kosten sieben Sous das Paar; Hühner gelten zwölf bis dreizehn Sous. Das Brodt ist ziemlich theuer, die Früchte aber werden fast umsonst gegeben, indem man für zwei bis drei Anas so viel bekommt, als für den Tisch einer ganzen Schiffsbesatzung ausreicht.

Auch wird unser Schiff von Wäschern, Schneidern, Sirkars ꝛc. überlaufen, die in Person oder durch Abgesandte ihre Dienste anbieten. Es ist ein komisches Ding mit all den Certificaten, die sie als Belege ihrer Ehrlichkeit (mit der es nicht weit her ist) beibringen. Man macht sich einen Spaß daraus, ihnen dergleichen entweder in den übertriebensten Ausdrücken zu ertheilen, oder geradezu darin zu erklären, daß der Inhaber ein abgefeimter Spitzbube sey.

Angelsches Fulta, den 31. October.

Diesen Morgen bin ich allein ans Land gegangen, als es noch nicht sechs Uhr war. Ich habe eines köstlichen Schauspiels genossen; die Luft war frisch, der Himmel prächtig. Eine zahllose Menge Vögel in allen Farben belebten die hübscheste Landschaft. Ich ging eine geraume Zeit mit unsern Indianern, die in dem nächsten Dorfe Cocosnüsse und Milch holen wollten; am Ende ward ich es aber überdrüssig, mich an jedem Feldrande tragen zu lassen und auf ihrem Rücken Flüsse zu passiren, wo man Gefahr lief, Crocodillen zu begegnen, die dort zuweilen rasten.*)

Die Vögel sind hier sehr dreist und fliehen selten vor der Annäherung eines Menschen, obwohl die Engländer an diesen Ufern oft jagen. So habe ich gesehen, daß etwa zwanzig Vögel (eine Art von Reiher, deren Gefieder so weiß ist wie das eines Schwanes) sich über eine Stunde lang in der Nähe eines Fischers aufgehalten haben, ihm unter den Beinen weggegangen sind und sich weder durch seine Bewegungen noch durch das Geräusch seines Netzes haben schrecken lassen. Am dreistesten und zugleich am gefräßigsten aber ist der Geier: Legionen umkreisen das Schiff, und dies so niedrig, daß wenn man ein Stück Brodt oder Fleisch in die Luft wirft, es sicher nicht herniederfällt; ja sie sind keck genug, dergleichen vom Verdeck zu holen. Man hat mir erzählt, daß ein Schiffsjunge, der ein gebratenes Huhn aus der Küche in die Kajüte tragen wollte, sehen mußte, wie ein solcher Freßgern es ihm wegschnappte, so daß der arme Schelm vor Schreck die Schüssel fallen ließ und hinterher behauptete, der Geier habe das Huhn sammt der Schüssel geholt.

Angelsches Culis-Bazar, den 1. November.

Die ersten Nächte, welche wir auf dem Flusse zubrachten, wurden wir unaufhörlich durch das Geschrei der Schakals geweckt; sie stoßen ein heilloses Geheul aus, doch hören wir sie nun weniger, seit wir Calcutta näher sind. Die Gebäude beginnen häufiger zu werden, und ich sehe deren, die ganz im europäischen Geschmacke sind. Die Ufer sind immer flach (ganz Bengalen ist eine große Ebene, in der es nur einen, nicht bedeutenden Hügel giebt); aber die Krümmungen des Flusses, die Nebenflüsse, die sich darein ergießen, und die verschiedenen Landschaftseffecte beginnen eine größere Mannichfaltigkeit zu schaffen.

Ich habe diesen Morgen einen Spaziergang mit dem Lootsen gemacht: wir durchstreiften niedliche Lustwäldchen; wir genossen der malerischsten Aussichten, die ein Land darbieten kann, das nach allen Seiten hin abgeplattet ist. Man denke sich einen kleinen See, eingefaßt von frischem Rasen, in welchem Lilien und Violen prunken; in der Mitte des See's zwei oder drei Pirogen von Baumrinde, so klein und leicht, daß man sie auf die Schulter nehmen kann; rund umher Bäume, die absichtlich regellos gesetzt sind, und von welchen einige einen dichten Schatten geben, andere majestätisch himmelan streben; einen Fluß, der sich in Absätzen, cascadenartig in den See ergießt; über diesen Fluß eine leichte Brücke

*) Die Armen werden ins Wasser geworfen, die Reichen auf Scheiterhaufen verbrannt und nur die Europäer begraben.

**) Das bengalische Münzsystem ist sehr einfach: die kleinste Münze ist eine Muschel, Cares genannt; es gehen deren vierundsechszig auf ein Pezza, ein kleines Kupferstück. Vier Pezzas machen einen Ana, welches eine ideale Münze ist; sechszehn Anas oder vierundsechszig Pezzas geben eine Ruppie. Sechszehn Silber-Ruppieen gehen auf eine Gold-Ruppie. Die Silber-Ruppie, schlechtweg Ruppie genannt, hat einen reellen Werth von 2 Fr. 49 C., sie passirt aber in der Regel für zwei ein halb Franken.

*) Die Bengalesen haben keine Furcht vor den Crocodillen; sie halten es sogar für eine große Gunst des Himmels, von ihnen getroffen zu werden. Bei einem gewissen Feste begeben die Frommen sich nach der Mündung des Ganges und stürzen sich da hinein: diejenigen, die dann ein Fraß der Crocodillen oder der Haifische werden, werden als Heilige verehrt: diejenigen aber, die von den Raubthieren verschont bleiben, kehren ganz beschämt zurück. Die Engländer haben sich vergebens bemüht, die Abschaffung dieses scheußlichen Festes durchzusetzen.

Digitized by Google

von Bambusrohr; auf dieser Brücke einen Bengalesen mit seinem geflochtenen Sonnenschirm, eingewickelt in seine große weiße Schärpe, deren Farbe so scharf mit der des Landes contrastirt, unter welchem er weggeht; zwischen der einzigen lichten Stelle, welche die Bäume gelassen haben, die Aussicht auf unübersehbare Reisfelder und hie und dort noch einige Baumgruppen und Hütten, so wird man einen Begriff von der malerischen Landschaft bekommen, die ich so eben vor Augen hatte. Wie leid thut es mir, daß ich sie nicht malen konnte!

Der Lootse hat mir die Tarantel, die giftige Spinne, gezeigt, deren Biß so merkwürdige Wirkungen hervorbringen soll: sie ist hier äußerst groß und strahlt in den lebhaftesten Farben. Man findet sie auf jedem Schritte vor. Auch machte er mich auf den hier üblichen Pflug aufmerksam; derselbe besteht nur aus einem langen, gleich einem Anker gekrümmten Holze.

Wir kamen auch an einer verlassenen reichen indischen Wohnung vorbei: sie sah unsern alten Schlössern sehr ähnlich und war im Styl unsern ehemaligen Ritterburgen sehr analog. Ich glaube nicht, daß es sich besonders behaglich darin wohnen läßt, denn ihre Eintheilung scheint mir sehr übel zu seyn. Auf dem Hofe waren eine Menge Indianer versammelt; die Frauen hatten, als wir eintraten, schon Reißaus genommen; nur ein kleines zehn- bis zwölfjähriges Mädchen war noch geblieben. Ich habe nie etwas Häßlicheres und Anmuthloseres gesehen als sie, und ihre Häßlichkeit wurde noch durch eine große Spange erhöht, die sie im linken Nasenloche trug und die ihr auf das Kinn herniederhing. Wenn alle Indianerinnen diesen glichen, so kann man es ihnen nicht verargen, wenn sie sich zu verbergen suchen.

Auf unserm Rückwege trafen wir einen Bengalesen an, dessen Ausstaffirung, ein alter Säbel um den Hüften und eine Lanze, auf welche er sich lehnte, in der Faust, meine Neugierde reizte. Es war ein Landhüther, wie ich es auch beinah aus seiner wichtigen Miene geerathen hätte.

Calcutta, den 1. November 1829.

Endlich bin ich am Orte meiner Bestimmung angekommen, und ich habe mir schon einen Theil dieser prächtigen Hauptstadt Indiens besehen. Welch eine Menge neuer, schöner, merkwürdiger, wundersamer Dinge! Es ist mir, als ob ich träumte.

In der ganzen Stadt giebt es nur ein einziges Hotel, wo die armen Fremden hart mitgenommen werden; auch treten nur diejenigen darin ab, die bloß einige wenige Tage zu Calcutta verweilen wollen. Was uns betrifft, wir haben es gemacht, wie man es hier gewöhnlich macht: wir haben, mehrere Capitaine, einige Passagiere und ich, ein Haus gemiethet und unsern Haushalt binnen vierundzwanzig Stunden auf einem ökonomischen, jedoch immer noch ehrenvollen, Fuße eingerichtet, indem wir ein jeder unsern Palankin haben, da kein Europäer hier zu Fuß ausgehen kann, wenn er nicht verächtlich behandelt seyn will. Mit Einschluß der Träger haben wir achtunddreißig Domestiken zu unserer Verfügung, während wir unserer nur sechs sind. Das ist das Wenigste, was man zu Calcutta halten kann; trotz dem werden wir ein jeder mit drei-, höchstens viehundert Franken ausreichen, indem hier alles sehr billig ist, und man würde ohne den tollen Luxus, den die Engländer eingeführt haben, mit wenigen Kosten recht behaglich leben können. Die Franzosen zu Pondicherry sollen es, wie mir gesagt worden ist, in diesem Stücke weit vernünftiger machen.

Die Druckerpresse in Indien.

(N.)

„Man muß nicht glauben, daß China bloß Thee, Porcellan-Tassen, ꝛc. ꝛc. besitze, nein, es hat auch seine Zeitung, die unter der Benennung King pao (Bothe der Hauptstadt) zu Peking erscheint. Sie enthält Verordnungen, amtliche Ernennungen, Urtheilssprüche und Berichte über vollzogene Strafen.

„Man kann sich auf diese Zeitung jeden Tag und auf unbestimmte Zeit abonniren; sie wird nicht mehr gesandt, sobald man anzeigt, daß man sie nicht mehr halten will. Die Bewohner der Hauptstadt genießen des Vortheils, die Zeitung täglich zu einer bestimmten Stunde zu erhalten, während die andern Städte, da es keine Postanstalten in China giebt, sie nur durch Gelegenheit, die entfernteren deshalb oft sehr spät bekommen."

Das asiatische Blatt, welches die obigen Notizen giebt, theilt deren noch höchst merkwürdige über eine innere Angelegenheit am Hofe des Kaisers mit. Es ist ein ziemlich pikantes Schauspiel, so den Kaiser selbst alle die Springfedern seiner Regierung bloßlegen und sich u. a. persönlich über den wetterwendischen Charakter eines seiner Minister beklagen zu sehen.

Hier ein Auszug aus den Chang-yu (Befehlen) des Kaisers, dem letzten Halbjahrgange der chinesischen Zeitung von 1832 entnommen.

„Sung-Kiun hat Uns kürzlich in Kenntniß gesetzt, daß, in Folge seines hohen Alters, ihm der Rücken und die Füße schwach geworden seyen, die Augen ihm den Dienst versagen wollen, die Hand ihm zittere, wenn er Unterschriften zu machen habe, und sein Gedächtniß sichtlich schwächer geworden sey; er ist demzufolge bei Uns mit der Bitte eingekommen, daß Wir ihm erlauben möchten, die Aemter, mit welchen er bekleidet ist, einem andern zu übertragen, sich aus dem Dienst zurückzuziehen, und bei seinem vorgerückten Alter und kränklichen Zustande der Ruhe zu genießen. Gewohnt, die Männer, welche Uns dienen, mit Rücksicht zu behandeln, befehlen Wir, unter Berücksichtigung der triftigen Gründe, welche Sung-Kiun anführt, daß sein Gesuch bewilligt, und die Angelegenheiten, die ihm obliegen, einem Andern anvertraut werden sollen; zugleich befehlen Wir dem Sung-Kiun, als alten General der Armee, indem Wir ihm Unsere große Theilnahme bezeugen, daß er in seinem hohen Alter der Ruhe pflegen soll.

„Hiernach haben Wir aber, gegen unsere Erwartung, von besagtem Sung-Kiun vor einigen Tagen eine neue Eingabe erhalten, in welcher er uns anzeigt, daß er seine Gesundheit schon wieder erlangt habe und sich nun eben so stark fühle, als vordem, daher er Uns um eine Wiederanstellung bitte. Obgleich Wir nun auch dies Gesuch ebenfalls in Betracht gezogen und ihm anempfohlen haben, die Stelle als Thou-Thoung (Befehlshaber) der Mandschu-Division vom blauen Panier einzunehmen, können Wir doch nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß Wir seit dem Empfange der beiden Suppliken des Sung-Kiun, die eine, um seinen Abschied zu haben, die andere, um aufs Neue angestellt zu werden, keine Veränderung seiner Gesundheit noch das kleinste Symptom irgend einer Krankheit wahrgenommen haben. Wie hat er nun, im Verlauf einiger Tage, erst sich beschweren können, daß er sich vor Schwäche nicht aufrecht zu erhalten vermöge, und hernach wieder anzeigen, daß er wieder bei vollen Kräften sey? Den einen Tag hält er um seinen Abschied an, den andern sucht er um eine neue Anstellung nach. Alles dies kommt von seiner alten Originellität und von seiner Dreistigkeit, Uns mit seinen Anliegen zu behelligen, her. Bei den Beziehungen zwischen den Monarchen und deren Dienern sollten Aufrichtigkeit und Wahrheit obenan stehen. Diesem Grundsatze getreu, bedienen Wir Uns desselben stets mit derselben Offenheit gegen Unsere Diener und sollten Uns eines Gleichen von ihnen versehen können, da sie Unserer Gunst genießen.

„Da nun Sung-Kiun durch sein wunderliches und launenhaftes Benehmen das Gegentheil bewiesen hat, so wollen Wir Uns diesmal damit begnügen, ihn sich selbst auf sein Gewissen fragen zu lassen, ob er sein Verfahren gutheißen kann, allen Beamten höherren Ranges in allen Dienstangelegenheiten aber die Umsicht und Aufmerksamkeit anzempfehlen, die sie ihrer Pflicht, und, gemäß den Zeichen der Gunst, die ihnen gegeben worden, ihrem Monarchen schuldig sind. Wir befehlen, daß dieser Chang-yu öffentlich bekanntgemacht werden soll."

Digitized by Google

Die Hochzeit des Grafen Rizzari.

Eine sicilische Geschichte.

(2.)

Zwischen Syracus und Catanea, in einer pittoresken Umgebung, nah bei dem Dorfe Bruca, erhebt sich ein altes Schloß. Da ereignete sich vor ungefähr funfzig Jahren die schauerliche Geschichte, die ich erzählen will.

Der Herzog von Bruca hatte eine einzige Tochter von achtzehn Jahren, von der höchsten Schönheit, Erbin eines beträchtlichen Vermögens; begreiflich bewarben sich die ausgezeichnetesten Jünglinge des Landes um sie.

Alle Söhne von Familien, welchen Geburt und Vermögen herkömmlich einen Anspruch auf eine so hohe Verbindung gab, strebten nach der Hand der schönen Leonore von Bruca.

Der Herzog erlaubte seiner Tochter unter so vielen gleich ehrenwerthen Bewerbern frei zu wählen. Aber Leonorens Herz war nicht mehr frei: eine unüberwindliche Neigung zog sie zu dem jungen Rizzari, dem zweiten Sohne des Grafen Rizzari von Catanea, der ein vertrauter Freund des Herzogs von Bruca war.

Dieser begünstigte Liebhaber war ungefähr von demselben Alter wie Leonore und war der Gespiele ihrer Kindheit gewesen.

Einem jüngern Familien-Sohne seine Tochter zu geben, die in der Regel ohne Vermögen ist, dagegen würde sich schon der Stolz des Herzogs gesträubt haben. Aber es waren noch ernstere und mächtigere Hindernisse vorhanden, die diese Verbindung unmöglich machen sollten. Der junge Rizzari war der Kirche bestimmt.

Die Ursache der Abneigung, welche Leonore gegen alle die reichen und vornehmen jungen Leute, die sich um ihre Hand bewarben, zu erkennen gab, war bald für die beiden Familien kein Geheimniß mehr und beide beeiferten sich gleich sehr, dieser Liebe ein Ziel zu setzen, die (nach den damaligen Verhältnissen) kein anderes Resultat als das Unglück beider Kinder haben konnte.

Der Graf Rizzari beschloß, seinen Sohn von dem Orte zu entfernen, an welchen seine jugendliche Liebe ihn fesselte, und wo er wahrscheinlich seine täglich neu geweckte Leidenschaft nicht würde bemeistern können. Er schickte seinen Sohn nach Rom, um dort seine Studien zu vollenden und knüpfte mit ausgezeichneten Personen, die großen Einfluß in der Kirche ausübten, Verbindungen an.

Der junge Rizzari fühlte keinen innern Beruf für den geistlichen Stand und beschloß bei sich, diesen nicht zu wählen. Er vertraute auf Gott und die Zukunft und dachte, daß die Zeit vielleicht ein seinen Planen und Hoffnungen günstiges Ereigniß herbeiführen könnte.

Ein solches Ereigniß trat wirklich früher ein, als er selbst zu hoffen gewagt hatte. Sein älterer Bruder, der sich nach seiner Abreise verheirathet hatte, starb plötzlich, ohne Erben zu hinterlassen. Der junge Rizzari beweinte aufrichtig einen so harten Verlust, denn er liebte seinen Bruder von ganzem Herzen; aber die unermeßliche Veränderung, die dieses Unglück in seiner Stellung und in seiner Zukunft bewirkte, milderte dennoch das Gefühl des Schmerzes sehr, der sich außerdem wohl viel lebhafter und dauernder ausgesprochen haben würde.

Seine Aeltern luden ihn ein, ohne Verzug zu ihnen zurückzukehren. Man denkt sich wohl, daß er keinen Augenblick verlor: er eilte nach Sicilien.

Es war den Erben vornehmer Familien nicht erlaubt, die militairische oder geistliche Laufbahn zu betreten; wenn daher ein jüngerer Bruder seinem verstorbenen älteren folgte, so wurden selbst schon geleistete Gelübde durch Dispensation des römischen Hofes vernichtet.

Somit sah der junge Graf auf die unvorhergesehenste Weise die zwei hauptsächlichsten Hindernisse schwinden, die sich seiner Vereinigung mit Leonore entgegensetzten. Bald schlug sein Vater, auf sein Bitten, seinem Freunde, dem Herzoge, die Verbindung beider Familien, durch die Verheirathung ihrer respectiven Kinder, vor. Die Anerbietung ward mit Freuden angenommen und Leonore willigte mit Entzücken ein.

Bald wurde der Hochzeittag festgesetzt. Der Herzog wünschte, daß sie in seiner Wohnung zu Bruca gefeiert würde. Einladungen ergingen an den ganzen Adel der Nachbarschaft, mehrere Meilen in die Runde. Nach den Vorbereitungen zu schließen, sollte dieses Fest an Pracht und Glanz alles übertreffen, was man seit mehreren Jahren im Lande gesehen.

Zahlreiche Glückwünsche liefen von allen Puncten der Umgegend ein. Jedermann schien sich für das Glück der jungen Liebenden zu interessiren; alle Freunde des Herzogs bezeugten eine aufrichtige Freude; ein Einziger theilte diesen allgemeinen Enthusiasmus nicht; dies war der Ritter *** (da seine Familie noch existirt, so enthalten wir uns, ihn zu nennen).

Der Ritter war bekannt durch sein glänzendes Vermögen, sein angenehmes Aeußere und seine sonstigen persönlichen Eigenschaften; hierdurch, wie durch seine Jugend, konnte er allerdings vorzügliche Ansprüche auf die Hand der schönen und reichen Erbin des Herzogs von Bruca machen und er war einer ihrer leidenschaftlichsten Anbeter. Während des Aufenthaltes des jungen Rizzari zu Rom hatte der Ritter beim Herzog um Leonorens Hand angehalten; sein Reichthum und seine hohe Geburt waren bei diesem eine hinlängliche Empfehlung; da er aber schon das Herz seiner Tochter in dem theuersten Gegenstande ihrer Neigung verletzt hatte, so glaubte er mindestens ihr für eine andere Wahl volle Freiheit lassen zu müssen. Selbst sich geneigt zeigend, die Anerbietung des Ritters anzunehmen, wies er ihn doch zur definitiven Erfüllung seiner Wünsche an seine Tochter selbst.

Leonore antwortete ihm auf eine so entschieden abschlägige Weise, daß jeder andere für immer auf die Hoffnung, sie zu besitzen, verzichtet haben würde. Aber seine Leidenschaft war so heftig, daß er sich nicht durch das Mißlingen seines ersten Versuchs entmuthigen ließ. Er setzte seine Nachstellungen fort und wurde täglich dringender: er kannte das geheime Motiv der Weigerung Leonorens und hoffte, daß Zeit und Entfernung das Andenken an den jungen Rizzari endlich verlöschen würden. Aber seine Zudringlichkeiten wurden so groß, daß sich die Gleichgültigkeit des jungen Mädchens bald in einen entschiedenen Widerwillen verwandelte.

Denke man sich nun die Wuth des Ritters, als er den Tod des ältesten Sohnes des Grafen Rizzari, die Ankunft des jüngeren Bruders und die Nachricht von seiner bevorstehenden Heirath mit Leonoren erfuhr. Alle Qualen verschmähter Liebe, verbunden mit einer verzehrenden Eifersucht, bemächtigten sich seiner von Natur rachsüchtigen Seele. Der vorgezogene Liebhaber wurde der Gegenstand seines unversöhnlichsten Hasses und der Ritter dachte auf eine so schreckliche als öffentliche Rache.

Wenige Tage vor der Hochzeitfeier des jungen Rizzari verschwand der Ritter von Catanea. Verschiedene unbedeutende Versionen cirkulirten über diese schnelle Abreise: einige Personen versicherten, daß er sich auf eine Villa in der Nachbarschaft zurückgezogen hätte; andere behaupteten, daß er eine Reise ins Ausland angetreten habe. Im Grunde wußte niemand mit Gewißheit, wohin der Ritter seine Richtung genommen. Die jungen Liebenden, ausschließlich mit ihrem Glücke beschäftigt, bekümmerten sich wenig darum, was aus ihm geworden, und erwarteten den Tag ihres Festes in der tiefsten Sicherheit.

Dieser so ersehnte Tag brach endlich an. Die Trauung wurde in der Dorfkirche vollzogen. Eine unermeßliche Menge füllte den beschränkten

Digitized by Google

Raum; Reiche und Arme, Edelleute und Bauern, alle drängten sich, der rührenden und glänzenden Feierlichkeit beizuwohnen.

In dem Augenblicke, wo der Gatte den Verlobungsring an den Finger seiner jungen Gattin steckte, ließ sich ein sardonisches Gelächter in der Kapelle hören: es war so durchdringend, daß man es auf allen Puncten, durch das Gemurmel der Menge, hörte. Es hatte einen so sonderbaren Ausdruck, daß man eher den Schrei einer Furie als das Lachen eines menschlichen Wesens zu hören glaubte. Ein so außerordentlicher Vorfall erregte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden; aber, zu großem Erstaunen der Menge, war es unmöglich, herauszubringen, von wo oder von wem dieses höllische Lächeln ausgegangen.

Die Ceremonie wurde vollendet und man vergaß bald den so sonderbaren Vorfall, der die imponirende Feierlichkeit auf einen Augenblick unterbrochen hatte.

Alle Zimmer und Säle des Schlosses, mit Ausnahme des Bauergemachs, waren an diesem Tage den eingeladenen Gästen geöffnet. Nichts war gespart worden, um über dieses Fest allen den Glanz zu verbreiten, welcher der beiden edeln Familien würdig war. Die Tafeln und die Schenktische beugten sich unter dem Gewichte der mannichfaltigsten Schüsseln und ausgesuchtesten Früchte; und auf einem Grasplatze des gutsherrlichen Parks nahmen auch alle Bauern und alle den beiden Häusern angehörigen Leute Theil an der allgemeinen Freude und den festlichen Genüssen im Schlosse.

Als der Tag sich neigte, wurde die Villa so geschmackvoll als reich erleuchtet und, nach dem Mahle, der Tanz in den Pracht-Sälen des Herzogs, so wie außerhalb des Schlosses, begonnen.

Leonore, glücklich und stolz, dem Manne ihrer Wahl anzugehören, verbarg die Wonne nicht, die ihr Herz erfüllte; das Glück belebte alle ihre Züge und dieses ihr Entzücken verbreitete die ungezwungenste Heiterkeit unter allen Anwesenden.

Mitten im Balle, im Moment, wo alles nur Vergnügen athmete, traten zwei maskirte Individuen, in der Tracht der Bauern des Landes, in den Saal und begannen, Blumengewinde in den Händen, den graziösesten Tanz.

Es ist Gebrauch in Italien und eben so in Sicilien, daß jede Maske, die auf einem Balle erscheint, sich dem Herrn vom Hause zu erkennen giebt. Diese Etiquette wurde nicht bei dieser Gelegenheit beobachtet, wie doch wohl vorzugsweise hätte geschehen sollen, da es kein Maskenball war.*) Aber die beiden Fremden gaben durch so ausdrucksvolle Gesten zu verstehen, daß sie wünschten, Theil an dem Feste zu nehmen, daß ihre Zulassung keine Schwierigkeit erfuhr. Die meisten der Anwesenden sahen selbst in der Dazwischenkunft der Masken ein Intermezzo oder eine Unterhaltung, die wahrscheinlich der Gutsherr angeordnet haben möchte.

Ihre Grazie und die Leichtigkeit ihrer Bewegungen wurden der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Man drängte sich um sie und bot ihnen Erfrischungen an: als es indessen doch allmählig klar wurde, daß niemand sie kenne, so machten einige Personen bemerklich, es sey nun wohl Zeit, daß sie sich demaskirten. Sie weigerten sich anfangs durch Zeichen, denn sie hatten noch nicht gesprochen.

Gedrängt inzwischen von allen Seiten gaben sie zu verstehen, daß ihre Absicht sey, sich dem Helden des Festes, dem jungen Grafen Rizzari, zu erkennen zu geben. Dieser verließ auf einen Augenblick den Arm seiner jungen Gemahlin und fügte sich wohlwollend den Wünschen seiner Freunde. Die beiden Fremden deuteten den Willen aus, vor ihm allein die Larve ablegen und für die übrige Gesellschaft ihr Incognito zu behaupten. Alsobald entfernten sie sich und der Graf folgte ihnen.

Die Töne einer bezaubernden Musik gaben von Neuem das Signal zu Tanz und Freude. Die Abwesenheit des Grafen wurde kaum bemerkt. Leonore allein suchte ihn mehr als einmal mit den Augen und schien verwundert, ihn nicht zurückkommen zu sehen.

Zwanzig Minuten waren inzwischen kaum verflossen, als man die beiden Masken wieder eintreten sah: ihre Costume war verändert; sie waren in Trauer-Roben gekleidet, aber man konnte leicht die beiden unbekannten Tänzer erkennen. Sie trugen eine dritte Person, in ein langes weißes Gewand gehüllt. Mit langsamen und gemessenen Schritten traten sie unter die versammelte Menge.

Diese Unheil weissagende Erscheinung in einem Moment der Freude und der Festlichkeiten erregte unter den Anwesenden keinen günstigen Eindruck. Aber niemand hielt es für schicklich, diese Scene zu unterbrechen, wie sonderbar und unpassend sie auch war, da man sie für autorisirt vom Herrn des Hauses hielt. Als die Masken in die Mitte des Saales gekommen waren, legten sie ihre Bürde auf die Erde und kreisten um sie in grotteskem Tanze.

Leonore, mehr und mehr verwundert, ihren Gatten nicht zurückkommen zu sehen, begriff von diesem schauerlichen Intermezzo nichts. Ergriffen von einer geheimen Angst, schaute sie um sich und forschte zitternd nach ihrem Gemahl. Ihr Gesicht erblaßte und ihre Züge wurden entstellt; eine von Rizzari's Schwestern entdeckte dies zuerst und eilte herbei, um sie zu fragen, ob sie unwohl sey? Leonore antwortete, daß sie von einem Gefühle gedrückt werde, wovon sie sich keine Rechenschaft geben könne.

In diesem Augenblicke hatten die Masken ihre befremdende Pantomime vollendet. Sie näherten sich Leonoren und einer von ihnen sagte ihr, sie beim Aermel fassend, laut genug, um von den mehresten der Umstehenden verstanden zu werden:

Venite, a piangere le nostre et le vostre miserie!
(Kommt, unser und euer Elend zu beweinen!)

Bei diesen Worten fiel Leonore, von Schrecken starr, ohnmächtig in die Arme ihrer Schwägerin. Ein allgemeines Gemurmel erhob sich unter den Anwesenden. Man zweifelte nicht, daß die beiden Masken die Ursache der Erschütterung der Neuvermählten seyen. Aber schon waren diese verschwunden.*)

Inzwischen bemerkte man mit Verwunderung, daß das auf der Erde liegende Individuum, in dem weißen Gewande, fortfuhr, die Rolle des Todten zu spielen: es bewegte auch nicht eine Muskel und schien selbst den Athem zurückzuhalten. Die Neugierde veranlaßte einige Personen, einen seiner Arme aufzuheben. Er fiel schwer an der Seite wieder nieder und die Hand war kalt! Eine unglückliche Ahnung ergriff die Anwesenden: man deckte schnell das Gesicht der geheimnißvollen Person auf — Himmel! es war eine Leiche, die Leiche des Grafen Rizzari.

Wie soll ich die Schreckensscene malen, die dieser Anblick im Schlosse verursachte? Schauder und Verwirrung verbreiteten sich zunächst unter den Umstehenden; überall hörte man den Ausruf des Abscheues, den Ton des Schreckens: hier zogen Männer den Degen und riefen nach Rache, dort erlagen Frauen dem Schmerz oder flohen entsetzt nach verschiedenen Seiten. Endlich stieg die Unordnung auf das Höchste.

*) Ist diese gut geschriebene Geschichte auf eine wahre Thatsache gegründet, was wir gänzlich dahin gestellt seyn lassen müssen, so läßt sich nichts darüber sagen, poetisch wahrscheinlich ist es aber nicht, daß man die Unvorsichtigkeit unter solchen Umständen, wie die vorher erzählten, nämlich bei der Eifersucht des verschmähten Liebhabers, bei seinem Verschwinden und nach dem räthselhaften Lachen in der Kirche ꝛc., so weit treiben konnte, wie hier wirklich geschah. Anm. d. Red.

*) Wiederum unbegreiflich, was auch immer Ueberraschung und Bestürzung vermag, daß nicht einer der Zeugen und Gäste die verdächtigen Masken festhielt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Leonore war noch nicht wieder zu sich gekommen; noch kannte sie nicht den ganzen Umfang ihres Unglücks. Die Freunde des Grafen trugen sie in das Brautgemach.

Da war das Verbrechen begangen worden. Die Unordnung der Geräthe deutete auf einen heftigen Kampf; die Werkzeuge der Ermordung lagen auf der Erde und auf dem Bette fand man einen Cypressenzweig, ein untrügliches Zeichen vorbedachter Rache.

Alle Untersuchungen, alle Verfolgungen waren nunütz. Man entdeckte keine Spur der Urheber dieses gräuelvollen Verbrechens. Der begründetste Verdacht fiel natürlich auf den Ritter und man hörte bald, daß er Italien verlassen hatte. Er kam nie dahin zurück.

Leonore konnte einen so schrecklichen Schlag nicht verschmerzen. Sie zog sich in ein Kloster zurück, wo der Tod, der beste Freund der Unglücklichen, bald ihren Leiden ein Ziel setzte.

Correspondenz über den Orient, 1830—1831,

von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat.

Zweiter und dritter Band.

(Man vergl. Nr. 838 u. 848 uns. Blätter.)

(L.)

Der dritte Band der Correspondenz des Orients ist bereits vor einigen Monaten erschienen und wir sind mit der Anzeige des zweiten Theiles dieses Werkes noch im Rückstande, dessen baldige Beendigung wir dem Verfasser doch selbst so sehr ans Herz gelegt; so reißt ein Tag den andern, durch neue Ereignisse und Beschäftigungen, mit sich fort und man vergißt am folgenden Morgen, was einem Abends zuvor so sehr am Herzen lag. Als das Buch des Herrn Michaud erschien, dünkte es uns, gleich bei Lesung der ersten Seiten (und unsere Meynung hat sich seitdem nicht geändert), daß keine Schrift den jetzigen Zustand der orientalischen Völker, vorzüglich der türkischen Nation, auf deren Loos ganz Europa aufmerksam hinblickt, denn die theuersten Interessen Europa's sind daran geknüpft, besser und treuer schildere, als die vorliegende. Wir sagten das zuerst. Wir haben nicht vergessen, daß wir diesem so gewissenhaften und unparteiischen Reisenden zur Pflicht machten, die ungeduldige Wißbegierde des gelehrten Publikums dadurch zu befriedigen, daß er den Orient von seiner alten Phantasmagorie entkleide und ihm diese Völker, welche die Christenheit von Neuem wieder in hohem Grade interessiren, so zeige, nicht wie lügenhafte Berichte sie darstellen, sondern wie sie der Verfall ihrer Militair-Institutionen oder, wenn man will, die permanente Einwirkung ihrer Unheil bringenden Religion gemacht und gestaltet hat. Der Orient war in jenem Augenblicke der Gegenstand der lebhaftesten Neugierde des Publikums; aber kaum waren acht Tage verflossen, wo man sagen konnte: C'était bien d'Orient, qu'alors il s'agissait, so sind wir wieder (was wir vielleicht noch lange seyn werden): „l'animal aux têtes frivoles," würdige Leben des athenienfischen Volkes, das La Fontaine so treffend geschildert hat.

Glücklicherweise ist Herr Michaud und sein junger Reisegesellschafter, ausdauernder durch das Bewußtseyn, wie nützlich ihre Beobachtungen dem Publikum seyn würden, ohne Aufenthalt auf dem Pfade vorwärts geschritten, den sie sich vorgezeichnet, und wo sie der Beifall aller Aufgeklärten erwartete. Dieser ausdauernden Beständigkeit werden wir die Vollendung einer Mission verdanken, die ihnen zwar von Männern übertragen wurde, deren Macht vorübergegangen, von welcher sie aber vor Allem ihrem Lande Rechenschaft zu geben hatten. Diese Mission, die sich darauf beschränken konnte, Griechenland, die europäische und asiatische Türkei, Judäa, den Schauplatz der Kreuzzüge, wissenschaftlich zu untersuchen und zu erforschen, hat ein ganz neues Interesse, durch das Studium des modernen Zustandes der Nationen, die von denen des Orients unsere nächsten Nachbaren sind, gewonnen.

Wir haben Herrn Michaud, wie der Leser sich erinnern wird, verlassen, als er nach Constantinopel segelte, und im Begriffe war, in dieser Hauptstadt zu landen. Er hatte Griechenland und Troas bereist. Keinen der im Alterthum berühmten Orte hatte er vergessen. Unterstützt von seinen in ihrem Geburtslande zwiefach aufgefrischten classischen Erinnerungen hatte er die heiligen Ruinen durchforscht, welche der Zerstörung der Jahrhunderte und der Menschen getrotzt haben, und die mit ihnen begrabenen Völker wieder erweckt. Aber nicht zufrieden mit seinen Excursionen in der gelehrten Vorwelt, wollte unser Reisender auch um sein künftiges Geschick das Volk befragen, das auf dem Grabe der alten Civilisation wohnt, eine Mischung heterogener Stämme, die wir, noch jüngst in unserm kaltern Enthusiasmus, für die Abkömmlinge der Themistokles und Miltiades, für das wiedergeborene griechische Volk nahmen. Man weiß jetzt nur zu gut, was man von dieser Wiedergeburt zu denken hat, zarte Keime, die, wenn sie anders wirklich existieren, die Hitze unserer europäischen Civilisation blühen und vor ihrer Reife welken machen wird. Die Entzauberung ist eben so vollständig gewesen, als die Illusion groß war. Wie viele ähnliche Verrechnungen werden uns noch durch den thörigten Enthusiasmus bevorstehen, der uns zur Bewunderung entfernter Völker hinreißt.

Die Herren Michaud und Poujoulat haben endlich den Fuß in Constantinopel ans Land gesetzt. Da auch werden sie die Reform einer Nation zu studieren haben. Wir sind in ganz Europa im guten Zuge der Wiedergeburt und niemand wird ihm entgehen.

Man hat bei den Griechen gesehen, was in unsern verschiedenen Ländern sich zuträgt, nämlich daß die Revolution durch das Volk gemacht worden ist; nicht durch den Theil des Volkes, welcher leidet und arbeitet, denn dieser kann die Revolutionen wohl unterstützen, aber er fängt sie nie an; sondern durch den aufgeklärten Theil der Nation, den, welcher, schon des Wohlstandes genießend, in Folge dessen unruhig ist und danach strebt, seinen Zustand und seine Stellung zu ändern. Dasein hat bei den Türken das Gegentheil stattgefunden. Niemand beklagte sich dort über seine Lage, weder das niedrige Volk, noch die Mittel-Classen, noch die Großen, wenn es überhaupt in der Türkei etwas giebt, was man mit diesen drei Namen bezeichnen kann. Der Sultan allein hat den Gedanken einer Revolution gefaßt und zur Reife gebracht, er allein hat ihn ausgeführt, der Sultan, welcher allein bei jeder Veränderung, worin sie auch bestehe, verlieren zu müssen schien, vorausgesetzt nämlich, daß die Ausübung der Allein- und Allgewalt die kostbarste Sache sey, die man am eifrigsten erstreben müsse. Es liegt eine eigenthümliche Lehre für die Ehrgeizigen in der Thatsache, daß ein Despot freiwillig den Zustand reformiren will, der ihm seine Despotengewalt sichert. Ein anderer Sultan, der unglückliche Selim, verlor darüber sein Leben, ohne daß sein Beispiel Mahmud aufhalten konnte. Sollte dies ein Widerwille gegen unbeschränkte Macht seyn? oder sollte der Grund nicht vielmehr seyn, daß der Posten so gefährlich ist, daß man lieber, gegen eine Verminderung der Macht, etwas mehr Sicherheit eintauscht? Die Lehre würde dann anderer Art seyn; aber weder die eine noch die andere wird von der Ehesucht benutzt werden, so lange sie sich nicht befriedigt fühlt.

Dieser umgekehrte Gang der Revolution entsteht aus der Verschiedenheit zwischen dem Genius des Orients und dem des Occidents,

Digitized by Google

oder, um höher hinaufzusteigen, aus dem ganz entgegengesetzten Geist der mahomedanischen und der christlichen Religion, denn die Religionen sind es, welche die Völker schaffen und ihnen den eigenthümlichen Typus aufdrücken, der nur mit ihrem Untergange verlöscht. Der Christianismus sichert die freie Entwickelung der Fähigkeiten des Individuums, welche die andere im Gegentheil zum Nutzen der Gesellschaft zügelt, wo nicht unterdrückt; woraus folgt, daß die Nicht-Stabilität, oder, wie wir uns jetzt ausdrücken, das Fortschreiten der christlichen Nationen das Resultat des Zusammenwirkens aller ihrer Glieder ist, während, bei den orientalischen Völkern, die seltenen Revolutionen, die sich da ereignen (wir verstehen darunter nicht die Revolutionen des Serails), von der Laune oder dem aufgeklärten Willen ihrer Herren ausgehen. Es ist schwer, zu sagen, welches von beiden besser ist; aber wir haben glücklicherweise nur mit den Türken zu thun.

Die Masse der Nation zeigt sich bei ihnen der Reform wenig günstig. Es ist weniger Feindlichkeit als Gleichgültigkeit, was vielleicht ein verdrießlicheres Anzeichen ist. Man gehorcht, weil man nicht versteht, oder nicht gewohnt ist, den Befehlen des Souverains den Gehorsam zu versagen, aber man gehorcht ohne Eifer und gleichsam wie einem Willen, von dem man instinctmäßig fühlt, daß er unheilbringend sey. Einige alte Muselmänner, mehr der Religion als denen durch sie begründeten Institutionen ergeben, und folglich hellsehende, betrachteten mit Schmerz die Verwüstungen, die der Geist der Neuerung schon im türkischen Volke angerichtet hat; sie ahnen den Verfall, den bevorstehenden Untergang des Reichs und ohne die natürlichen Ursachen dieses Verfalls tiefer und weiter zu suchen, ereifern sie sich über die verabscheuungswürdige Einführung der Ungläubigen. Ihr Stolz, ihr Glaube, ihr Patriotismus — alles ist zugleich verletzt. Außer der gleichgültigen Masse und den offenen Feinden der Reform, wird der Großherr von einem Theile der Jugend, die zu jeder Zeit und in allen Ländern den Neuerungen geneigt ist, und von den kosmopolitischen Türken unterstützt, die für ihre alten Sitten nur die Parodie fremder Gewohnheiten und eine Nachäffung der europäischen Civilisation eingetauscht haben. Der Großherr verfolgt sein revolutionaires Werk; aber unruhig über die Isolirung, worin man ihn läßt, verfolgt er sie von jetzt an ohne Ueberzeugung, nur weil er sie einmal angefangen, weil er von dem eingeschlagenen unheilvollen Wege nicht mehr umkehren kann, und scheint selbst an der Reform zu verzweifeln, die schon so vieles Blut gekostet hat.

Eine Menge von Thatsachen, die man in den beiden Bänden findet, die wir vor Augen haben, zeigen bis zur höchsten Evidenz das Sinken der türkischen Nation, das in zweierlei Sinne beschleunigt wird, durch ihre natürliche Entkräftung und durch das Heilmittel, das man ihr aufzwingt — einer armen Kranken, verdammt, zu sterben zugleich an der Krankheit und an der Arzenei. Anstatt sie mit denen ihrer Constitution entsprechenden Elementen zu behandeln, hat man sie genöthigt, ihrer Natur widersprechende Substanzen zu nehmen, die sie auswerfen wird, die sie aber tödten werden, so wie ihre Scheinwirkung aufhört. Mögen wir indessen den Sultan Mahmud nicht überrilt anklagen. Was thun wir, wir andern aufgeklärten Völker anders, als vom Auslande und den Fremden das Heilmittel ihrer Institutionen für unsere politischen Krankheiten zu erlangen, wenig um die Frage bekümmert, ob unsere Säfte und unsere Natur die mindeste Aehnlichkeit mit den ihrigen haben.

Wenn man diese armen Türken auf europäische Weise aufgeputzt sieht, unsere Künste, unsere Feste, unsere Gewohnheiten annehmend, ohne sie zu begreifen und ohne sich daran zu erfreuen, so erinnert man sich unwillkührlich an das Frankreich von 1793, das von Frankreich nichts mehr als den Namen hatte, wo alles griechisch oder römisch war, und das seine alten und heiligen religiösen Feste durch die stupide Parodie der heidnischen Feierlichkeiten Griechenlands und Roms verdrängt sah. Die Ursache ist dieselbe: der Despotismus, dessen brutale Wirksamkeit, in seiner Unwissenheit, nicht Zeit, noch Ort, noch vollendete Thatsachen in Anschlag bringt und keinen andern Grund zu wollen, als seinen Eigenwillen, kennt, dessen Wahnsinn in dem Maaße steigt als er (der Despotismus) sich leicht alle Genugthuung verschafft. Noch würde, bei dieser Parallele, der Vortheil auf Seite des türkischen Despoten seyn, der mehr Mäßigung in seinen Neuerungen zeigt, als man es bei uns gethan. Aber der Christianismus hat sich nach den schrecklichsten Verfolgungen wieder erhoben, während der Mahomedanismus an den leichten Verletzungen sterben wird, die er von der Hand des Nachfolgers des Kalifen erlitten hat. Es ist nicht nöthig, den Grund davon anzugeben.

Nach dem, was weiter oben gesagt worden ist, könnten Manche glauben, daß unser Reisender, von Bewunderung durchdrungen für die türkische Gesellschaft, so wie sie ehedem constituirt war, sich bei jeder Gelegenheit als Feind der Reform und als Anhänger der Gesetzgebung des Koran zeige. Herr Michaud ist aber nicht so sehr Türk, um nicht den Barbarismus dieser Gesetzgebung anzuerkennen. Er hebt im Gegentheil sogleich alle Fehler derselben hervor. Bei tausend Gelegenheiten zeigt er sein Mitleiden mit dem Unglück eines Volkes, das verdammt ist, unter solchen Gesetzen zu leben. Auch er wünscht und fordert eine nothwendig gewordene Reform, aber eine weise Reform, die aus dem Innern der Nation hervorgehe, nicht eine buntscheckige von ausländischem Stückwerk, wie die, welche man so unklugerweise versucht hat. Um sein Urtheil über diesen wichtigen Gegenstand klar zu machen, wünschten wir die Unterhaltung ganz mittheilen zu können, die Herr Michaud mit einem Türken, einem Manne von gesundem Verstande, hatte, und in welcher er seine eigenen Beobachtungen resumirt. Wir müssen uns indessen auf folgenden kurzen Auszug beschränken.

„Man hat das Uebel in dem zuchtlosen Geiste der Janitscharen gesucht," sagte mir mein Naib der Pforte von Adrianopel, „in dem Mißvergnügen des Volkes und in dem der Ulema's; auf diese Weise hat man aber die Symptome der Krankheit für die Ursachen genommen, die sie herbeigeführt. Die wahre Ursache der Opposition, die man nicht erklären kann, rührt einzig von dem Geiste her, den man bei uns dem religiösen Gesetze gegeben hat. Ein allgemeines Gesetz kann, während es im Grunde immer dasselbe bleibt, ins Unendliche modificirt werden durch die Anwendung und Auslegung, die man davon macht. Unter den muselmännischen Völkern sind mehrere civilisirt gewesen, andere sind Barbaren geblieben, und dieses, weil der Koran auf verschiedene Weise verstanden und ausgelegt wurde; der Koran aber, so wie er von den Türken verstanden worden ist, ist das größte Hinderniß der Civilisation, welche man uns geben will; es ist mit dem Gesetze Gottes unter den Menschen, wie mit dem Thau, der vom Himmel fällt: wenn der Thau, eine Wohlthat des Schöpfers, sich mit dem Wasser einer klaren Quelle vereinigt, oder in einen Fluß fällt (oder die seiner bedürftigen Pflanzen netzt), verbreitet er frisches Leben und Fruchtbarkeit; fällt er aber in einen Sumpf, so verdirbt er, verbreitet Unfruchtbarkeit und vergrößert die Wüste."

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 901. Hamburg. Mittwoch, den 12. März. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Tage der Proscription.

Von

Charles Nodier.

Zweite Abtheilung.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Ich schied von meinen Lesern, im vorigen Capitel, inmitten eines Waldes und in Gesellschaft meines Führers Hyppolit Bonin, eines Mannes von dreißig bis zweiunddreißig Jahren, der aber, von hinten gesehen, wie ich ihn gesehen haben würde, wenn der Mond durch dies hoch aufgeschossene und üppige Unterholz hätte dringen können, nach seinem gekrümmten Körper, dessen Obertheil über zwei dachsförmigen und wackelnden Beinen einen halben Cirkel bildete, sechszig Jahre und darüber zu zählen schien. Von vorn, und wenn die Energie der Luft oder auch des Zorns ihn sich aufzurichten und eine menschliche Haltung anzunehmen gestattete, zeigte er sich in einem ganz anderen Lichte: als ein hübscher Bursche von guter Herkunft in bäurischer Maske; und da Leute von Kopf aus Allem Nutzen zu ziehen wissen, so war ihm diese zweideutige Physiognomie auch schon zwei- oder dreimal zu statten gekommen, wenn die Frage der Identität der Person im Spiele war. Hyppolit Bonin, seines Standes ein Weinbauer, war nebenbei auch ein Mann von Welt, und, was mehr sagen will, ein Mann bei Casse; auch ging er, wenn es galt, nie anders als mit einem wohlgeputzten Frack des ländlichen Stutzers unter dem bäurischen Kittel aus. Es steckte in ihm ein Abenteurer vielerlei Gestalten, so eine Art von Abälino oder Sbogar im verjüngten Maaßstabe.

Die Natur hatte ihm einige der Begünstigungen, die ihn zu seiner Rolle als Lovelace hätten berechtigen können, nicht versagt. Er war in der That weder groß noch wohlgebaut, was er aber geschickt genug zu verbergen wußte, wenn es Noth that, daß er darauf achtete; aber eine, wenn auch nicht stark vorspringende, Adlernase, ein frisches und anmuthiges Mund, ein Lächeln voller Feinheit, prachtvolle Zähne, und, was noch besser, als alles dieses war, himmelblaue Augen mit Brauen, schwarz wie Ebenholz, noch besonders durch eine Haut hervorgehoben, die weißer, zarter, und haemonischer gefärbt war, als ich (versteht sich an einem Manne) sie je im Leben gesehen habe, gaben ihm ein merkwürdig ausgezeichnetes Gesicht. Man sprach nur von seinen Siegen, und ich habe zuweilen bitter darüber lächeln müssen, daß dem so seyn könne, wenn ich sah, wie er auf die armen Frauen den zärtlichen, feuchten und liebkosenden Blick, warf, unter welchem mein instinctmäßigerer oder geübterer Scharfsinn ein sardonisches und grausames Feuer, wie wenn es aus der Hölle herstammte, funkeln sah. Noch jetzt, nach so vielen Jahren, verfolgt mich Bonin's schöner Blick mit seinem ironischen Ausdruck und seinem Wiederschein der Falschheit und stört mich im Schlafe auf.

Außer seinem natürlichen Verstande, der sehr lebhaft und überreich an witzigen Einfällen war, standen dem Hyppolit Bonin in seiner Unterhaltung die Vortheile einer unter Leuten seines Standes seltenen Erziehung zu Gebote. Der Sohn eines reichen Landmannes, hatte er studirt, um ein Geistlicher zu werden; und wenn er nicht in den Orden aufgenommen worden ist, worüber ich nicht im Klaren bin, so kommt dies daher, daß die Requisition ihn eben erfaßte, als er die Weihe bekommen sollte. Die Ereignisse machten ihn zum Soldaten, zum Sergeanten, zum Redner der Kaserne, zum Lenker einer Volksgesellschaft, und wenn ihm zu glauben ist, zu einem der ersten Acteurs in den Trauerscenen des durch die Guillotine freigemachten Lyons. Möglich, daß es Ruhmeedigkeit seinerseits war. Zu der Zeit, von der ich spreche, hielt Bonin sich gleich mit zu den Fahnen der Allianz, welche die Bourbons als Chefs anerkannte. Er war constitutioneller Royalist, nicht auf den Antrieb einer gewissenhaften Anhänglichkeit — denn mit dem Gewissen und der Anhänglichkeit hatte es bei ihm nicht viel auf sich — sondern aus Haß gegen Bonaparte, der sich, zum großen Nachtheile der Revolutionsite, einen zu großen Antheil von der Beute des Landes angemaaßt hatte, und dann, weil er in einer Restauration nach unsern, allerdings sehr verworrenen, Principien nur einen rückschreitenden Uebergang zur guten Zeit der Anarchie gewahrte. Als er einst schaamlos mit einigen angeblich patriotischen Gräueln prahlte, in welchen er die Hand gehabt zu haben behauptete, sagte ich zu ihm: „Hyppolit, Ihr thätet wohl daran, wenn Ihr vor diesen Herren da den Mund hieltet; denn so weit ich sie kenne, dürften sie sich kein Gewissen daraus machen, Euch hängen zu lassen, wenn sie ans Regiment kommen.“ — „„Ja,““ erwiederte er, indem er mich mit einer süßlichen Miene anblickte, die mir Angst einflößte, „„so eilfertig sind sie nicht, und sie werden es nie früh genug anfassen, um die Ersten zu seyn.““ Bonin durchschaute tausendmal tiefer als ich die Geheimnisse einer politischen Zukunft.

Zurückgekehrt unter das väterliche Dach und nun Herr seines Vermögens geworden, hatte Bonin dieses in einem oder ein paar Jahren durchgebracht. Das Spiel hatte ihn in die Schlupfwinkel der guten Gesellschaft verlockt, wo die Laster der bösen raffinirt werden. Die Verarmung hatte ihn daraus verjagt. Es waren ihm als alleiniges Relief aus seinem illusorischen Leben nur zwei oder drei Liebesbriefchen einer intriganten Marquise übrig geblieben, die uns mit diesem gefährlichen Rekruten beschenkt hatte; da er aber im höchsten Grade mit Entschlossenheit begabt war, so ertrug er sein Geschick ohne Murren, neue Wechselfälle abwartend, die ihm sein Eigenthum zurück, oder die Gelegenheit, das Eigenthum anderer zu nehmen, geben würde; z. B. die Wiederherstellung des Heilsausschusses oder die der Monarchie. Das war ein und dasselbe. Bis dahin besorgte er seinen Weinberg, den Säbel an der Seite, sprach Lateinisch mit seinem Pfarrer, dessen Vorträge er wenig besuchte, nahm den kleinen Leuten mit betrügerischen Karten im Kleinen das Geld wieder

Digitized by Google

ab, was die Großen ihm gestohlen hatten, intervenirte als Mittelsmann in allen mißlichen Angelegenheiten, wußte aus irregularen Acten höchst vollkommene Acten zu machen, hielt ein offenes Bureau von Marschrouten-zetteln für Deserteurs oder von Pässen für entlaufene Galeerensclaven, und diente auch, selbst in den Ausschweifungen aufgerieben, die ihm den Rückgrad gekrümmt, die Articulation erschwert hatten, gleichzeitig als Unterhändler in zehnerlei Liebes-Intriguen. Da er entgegenkommend, dienstfertig war, und sich nothwendig zu machen wußte, ging jedermann schonend mit ihm um, um so mehr, weil jedermann ihn fürchtete. So war mein Reisegefährte beschaffen, und so hatte ich ihn mir seit einiger Zeit gedacht; doch hatte ich stets nur Beweise einer muthigen Treue von ihm gehabt, und ich würde mich des geringsten Mißtrauens selbst dann geschämt haben, wenn ich mich nicht durch meine Waffen sicher gefühlt hätte.

Ich ging ruhig hinter Bonin drein, als sich ein schneidendes und sonderbar modulirtes Pfeifen auf hundert Schritte von uns hören ließ. Bonin blieb stehen, ich ebenfalls, und in demselben Augenblicke vernahm ich ein dem andern völlig ähnliches, aber uns weit näheres Pfeifen. Diesmal war es Bonin, der pfiff.

„Was beginnt Ihr? Hyppolit," sagte ich zu ihm halblaut. „Wie könnt Ihr so unvorsichtig seyn! Es sind vielleicht Räuber oder Spione, welchen Ihr uns ungeschickt verrathet."

„„Nun, laßt es nur gut seyn,"" antwortete er spöttisch lächelnd, „„es sind weder Spione noch Räuber, es sind Freunde.""

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als das Gesträuch sich öffnete und ein Mann sich mit einem Satze zwischen uns warf.

„„Ei, was seh ich!"" rief Bonin lächelnd, „„das ist ja Pancratius selbst. Wer Teufel hätte Dich hier erwartet!""

— In der That der Teufel und wahrscheinlich einer seiner Gesellen, sagte er, indem er mich mit einem familiairen Blick musterte. Wird der Sabbath jetzt etwa Montags gefeiert, daß man Euch zu einer solchen Stunde auf der Straße findet? Ei, Ihr Wackeren, hier muß ein Irrthum obwalten; hätte ich Euch doch nie auf einem Wege gesucht, der schmäler gewesen wäre, als es einem Postwagen Noth thut.

„„Schweig!"" närrischer Kerl,"" begann Bonin wieder, indem er ihm den Arm um den Leib schlang und ihn mit sich fort zog; scherze heute nicht über dergleichen; so im Walde ist es erschreckend!""

Sie gingen, und ich hörte nicht weiter, was sie mit einander sprachen; aber ich hatte Gelegenheit gehabt, den neuen Ankömmling im Mondlicht zu sehen und seine Züge werden sich nie aus meiner Erinnerung verwischen. Es war eine der phantastischen Gestalten, in welchen sich der Cynismus der Ungebundenheit mit der Kühnheit des Verbrechers verschmelzen. Sein dicker und mißgestalteter Bart, seine aus nicht zusammenpassenden Lumpen bestehende Kleidung, sein überzwerch durch ein Bandelier, woran auch ein Jagdmesser zu hängen schien, gesteckter Karabiner, machten ein Ideal der Banditen daraus, die ich wohl im Melodram gesehen hatte. Ich schätzte mich glücklich, mich der Theilnahme an der lebhaften und zuweilen stürmischen Unterhaltung überhoben zu können, und ich ging ihnen, ohne mich zu übereilen, nach; denn es lag mir nichts daran, sie einzuholen. So währte es eine lange Zeit. Meine Repetiruhr zeigte mir, daß es zwölf Uhr Mitternachts war, als Bonin allein zu mir zurückkehrte und hin- und herschwankte.

„Ihr seyd betrunken," sagte ich, ihn zurückstoßend, da er mich in der Dunkelheit anrannte; „aber wo ist denn Euer Kamerad geblieben?"

„„Der Kamerad ist mit seiner leeren Flasche davongegangen, Commandant, leer und trocken wie die Verheißungen der großen Heeren. Ein herrlicher Branntewein, meiner Seel'! ich weiß nicht, wo er ihn sich holt; und ein herzensguter Mann, dieser Pancratius, ein Mann, der selbst nichts hat!""

„Das glaube ich gern, Hyppolit, und es thut mir leid, zu sehen, daß Ihr solche Freunde habt."

„„Und wie sollen sie denn anders seyn? Man muß es nicht so genau nehmen, wenn man conspirirt. So ein Strauchkrieg macht sich nicht mit Spitzen und Manschetten; denn seht, die könnten leicht in den Dornen hängen bleiben. Solche Freunde? Herr! Gott oder der Böse möchte uns deren nur gleich zehntausend geben, so ließe ich morgen zu Lons-le-Saulnier Eure weiße Fahne und Caren Degen, oder irgend einen andern Bratspieß, einen andern Lumpen auf dem Hauptaltare von Saint-Desire unter einer immerwährenden Te-Deums-Begleitung einsegnen. Mein Freund Pancratius, den Ihr eben hier gesehen habt, dieser edle und schöne Pancratius, ist ein Bursche, der fest auf den Beinen steht, unerschütterlich, wie der Berg Poupet dort oben, unerschrocken, wie ein Eisenarm, wie ein Cäsar, wie ein Judas Maccabäus, wie eben so viele Eisenfresser, als Ihr mir von jetzt bis morgen in der Geschichte nachzuweisen im Stande seyd; und ich hätte mir ein Vergnügen und eine Pflicht daraus gemacht, ihn Euch vorzustellen, wenn es nur möglich gewesen wäre, ihn für den Stab der constitutionellen Restauration, mit der es ehrn ein bischen locker steht, zu gewinnen. Das wäre ein herrlicher Vertechter der guten Sache; aber er wohnt nicht hier im Lande. Es ist ein fremder Edelmann, der in seinen Geschäften reiset.""

„Geht, und macht, daß ich hier fortkomme! Die gute Sache bedarf der Unterstützung eines Straßenräubers nicht."

„„Was? Straßenräuber! nun, das wüßte ich nicht. Ich erkundige mich nie nach dem Stande eines ehrlichen Mannes meiner Bekanntschaft, der es nicht für gut gefunden hat, ein Schild auszuhängen und ein Patent zu lösen. Straßenräuber? das wäre! und, bei Gott, es ist doch möglich! Ich will ihn darum befragen, sobald ich so glücklich bin, wieder mit ihm zusammenzutreffen; er wird auf mich nicht unwirsch seyn, der liebe Mann, ich werde ihm das Gras nicht vor den Füßen wegmähen; ich jage nicht in seinem Gehäge. Das ist das einzige ausgezeichnete Gewerbe, an welches ich nicht gedacht habe, denn ich will der Casse des Herrn Danet nicht anders als im Dienste der Constitution um einen geprägten Heller zu nahe thun. Wenn der König es befiehlt, so ist es gut; ich weiß, was es mit der Subordination auf sich hat. — Teufel! Straßenräuber?"" fuhr er, vor sich hinmurmelnd, fort.... „„Ein guter Fuß, ein gutes Auge, ein guter Arm und ein guter Kopf; rasch im Angriff, wüthend in der Gegenwehr; auf der Retirade ein Kobold: so was ist noch nicht gesehen, noch nicht gekannt worden! Und dabei an Strapazen, an Hunger, Durst und Bivouak gewöhnt; immer bereit, das Blut von andern erbarmungslos, das eigne und das von seinen Kameraden ohne Schwäche fließen zu sehen; die Daumen bereit für die Daumschrauben, die Knöchel für die Eisenringe, den Nacken für den Mitterschlag des Henkers: das ist so übel nicht! Soldat im Bürgerkriege oder Straßenräuber, wobei ist, sagen Sie mir doch gütigst, wohl die meiste Ehre zu ernten? Es giebt schon Leute, die Straßenräuber zu Hülfe nehmen, wenn es eine Krone gilt. Die Straßenräuber sind wohl gut.""

„Geh!" sagte ich noch einmal mit Indignation, „geh, sage ich Dir, und vor allem verschone mich mit Deinen Banditen-Monologen. Ich habe mich selbst mit anderen Dingen zu unterhalten als mit den Faseleien eines Trunkenboldes."

Er setzte nun, ohne sich verständlich hören zu lassen, seinen Weg fort, focht aber mit den Armen in der Luft und blieb von Zeit zu Zeit stehen, wie wenn er seine Gedanken hätte sammeln wollen.

Es that mir in der That Noth, einmal einen Augenblick allein zu seyn, um, ach zum erstenmale, über einen Entschluß nachzudenken, den ich genommen hatte, ohne erst dessen Umfang und mögliche Folgen zu berechnen. Es lag etwas Wahres in dem furchtbaren Vergleich, den

Digitized by Google

Bonin eben gemacht hatte, und dieser Gedanke lastete mir auf der Seele wie ein Gewissensbiß. Wie führen sie weit, die Raserein der Meynung! was sage ich, der Eitelkeit, des kindischen Hanges, einen eitlen Lärm um eine eitle Hingebung zu machen, deren nutzloser Erfolg doch nur die Folge haben würde, dem Volke eine neue Kette zu schmieden oder auch in dem geringschätzigen oder kleinlichen Herzen einer Frau, die es nicht gewagt hat, sich für uns zu erklären, eine Art theilnehmender Aufwallung zuwegezubringen. Mit welchem Rechte hatte ich es unternommen, in diesen tadelnswürdigen Antrieben meiner geheimen Leidenschaften die Ruhe und das Leben anderer aufs Spiel zu setzen? Und wer hatte mir die Chefs gegeben, deren eigentliche Motive ich nicht mehr zu ergründen im Stande war? Und mein Beruf selbst, war er auf dieses Gefühl, auf eine bedachte Ueberzeugung gegründet? Nein, das war er nicht. Ich sah schon damals in der Politik, was ich noch jetzt darin sehe: für den Ehrgeiz einen Vorwand, für das Volk eine Täuschung; ein Schemel für die Intriganten, eine Schlinge für die Dummen. Auch ich war, ohne es zu wissen, einer der arglistigen Menschen geworden, welche die öffentliche Leichtgläubigkeit mit Chimairen gängeln, deren Nichtigkeit ihnen bekannt ist; oder einer der Einfaltspinsel, die, auf einem Wege, dessen Gefahren ihnen nicht unbekannt sind, mit verschlossenen Augen auf den Abgrund losgehen. Und diese Gefahr hatte ich erst dann recht eingesehen, als mich der Gedanke schreckte, daß ich mit dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft in Berührung, ja in Verbindung kommen könnte. O Gott! was würde geschehen seyn, wenn die Soldaten, die mich verfolgten, mich in diesem Walde in Gesellschaft eines Böswichts eingefangen hätten, der durch ein Diebssignal herbeigerufen worden war? Welch eine Erinnerung hätte ich meinen Anverwandten, meinen Freunden hinterlassen, wenn ich dort neben einem Elenden in eine Grube geworfen worden wäre, den die Gesetze unstreitig schon gebrandmarkt hatten, dessen das Schaffot harrte! Was würde mein Vater wohl gedacht haben! Und doch war es diese Möglichkeit einer ewigen Schande, gegen welche ich seit zwei Jahren die Ruhe eines schuldlosen und reinen Lebens, meine so milden Studien, meine so poetischen Schwärmereien und meine langen Hoffnungen ausgetauscht hatte. Wie viel verlorenes Glück für einige unsinnige Aufwallungen des Gemüths! — Könnte ich doch den Unglücklichen, die sich versucht fühlen möchten, denselben Weg einzuschlagen, noch heute den Schrei des Kummers hören, die bittere Reue der Seele fühlen lassen, die mich mit einer wüthigen Beharrlichkeit verfolgte, wie wenn sie mich zum Wahnsinn und zum Selbstmord hätte treiben wollen! Ein Verschwörer ist vielleicht das strafwürdigste aller Wesen, denn er macht sich vor Gott und der Natur wegen all des unnütz vergossenen Blutes verantwortlich, das seine Manöver der Menschheit kosten werden; und doch ist er zu beklagen, denn er ist auch der unglücklichste aller Menschen. Niemand thut ihm am Tage des Sieges auf das, was er gelitten, auf die Gefahren, die er bestanden, etwas zu Gute. Was ihn ausschließlich bleibt, das ist die Solidarität des Verbrechers; auf ihn häufen sich in allen Geschichten die Verwünschungen der Völker. Das glücklichste Ziel, dem seine Mission der Verzweiflung ihn zuführen kann, das ist das Schlachtfeld von Philipp oder die Ebene von Grenelle. Sein Name hebt sich nur um den Preis einer Sühne durch Blut, die ihn freispricht, daß er wahnwitzig und ein Mörder gewesen. Nicht die Bewunderung, nicht die Dankbarkeit, nein, nur das Mitleid ist es, was ihm eine Art von Apotheose zuerkennt.

Während ich mich diesen bittern Betrachtungen hingab, hatte der Himmel ein anderes Ansehen bekommen. Ungeheure Wolkenschichten häuften sich von allen Puncten des Horizonts her über unsern Häuptern auf. Es stieg eins der nächtlichen Gewitter auf, die in den niederen Thälern unserer Gebirge so häufig und so ungestüm sind. Die stärksten Bäume bogen sich unter der Wucht des Sturmes und richteten sich unter einem schauerlichen Stöhnen wieder auf. In einen derselben, einige Schritte von mir, schlug es ein, so daß mir die Trümmer um die Ohren flogen. In der immer dichter werdenden Finsterniß hatte ich Bonin aus dem Gesichte verloren. Ich fand ihn, beim Scheine eines Blitzes, unter einem Baume sitzend, wieder. Der nächstfolgende Blitzstrahl zeigte ihn mir noch deutlicher. Er weinte, und raufte sich das Haar aus. Meine Gegenwart schien seinen Kummer zu verdoppeln.

„Ein Mann soll nicht weinen," sagte ich zu ihm. „Sind wir irre gegangen, wie ich es vermuthe, so wird es durch Dein Lamentiren nicht anders. Steh auf, wir wollen uns eine lichte Stelle suchen, nicht um uns vor dem Regen zu schützen, was das Wenigste ist, sondern um den Blitzstrahlen auszuweichen, welche diese Bäume auf uns herabziehen."

„„Ich wollte, ich wäre davon getroffen worden, als ich Euch hieher gebracht,"" antwortete er schluchzend. „„Ha! es ist eine Unglücksnacht.""

„Komm nur, Hyppolit, fasse Muth; dies Gehölz muß doch irgendwo enden, und vielleicht sind wir nicht fern von einem Dorfe."

„„Da ist eins,"" antwortete er, den Finger ausstreckend; und bei dem meteorischen Schein, der nicht aufgehört hatte, uns zu erleuchten, gewahrte ich in der That eine Häuser-Gruppe, die uns ziemlich nahe war.

„Nun, was schreckt Dich denn? Ist dies Dorf da von Gensd'armen besetzt? Sind jene Strohdächer da Mörderhöhlen?"

Er stand auf, schritt aber höchst lau und langsam aus, und sagte:

„„Nein, Herr, von Gensd'armen habt Ihr nichts zu besorgen, wenigstens diese Nacht nicht; auch werdet Ihr in keine Mörderhöhle gerathen, sondern unter das Dach eines ehrlichen Mannes, und in meinem Bette, oder daneben, wenn es beliebt, schlafen. Wir befinden uns zu Abergement; ein leidiges Glas Branntewein, das der Teufel lieber in Gift hätte verwandeln mögen, hat mir mein Gehirn dermaßen verwirrt, daß ich wie ein Vieh meinem gewohnten Wege nachgegangen bin. Glücklicherweise sind wir nicht sehr weit von dem Wege nach den Anhöhen von Poligny abgekommen; aber die sechs Stunden, die wir schon gegangen, sind ein verloren.""

„Wenn es das ist, was Dich quält, so beruhige Dich; ich bin schon an schlimmere Dinge gewöhnt. Zwei Stunden Ruhe werden hinreichen, die verlorenen Kräfte wiederzugewinnen, und wir können dann das Versäumte wieder nachholen."

„„Ruhe! Ruhe!"" rief Bonin aus, „„die werdet Ihr nicht finden. Ruhe giebt es unter Bonin's Dache nicht.""

„Was ist das? Hyppolit! In dem, was Du sagst, ist ja kein Sinn. Solltest Du wirklich den Verstand verloren haben?"

„„Ach! nein doch, Herr. Ich bin nicht mehr betrunken. Ich weiß nur zu gut, was ich rede und thue; aber ich muß Euch die Sache erklären, und das ist nicht so leicht. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, gegen Euch meines Weibes zu erwähnen, nicht wahr?""

„Du wärest also verheirathet, Bonin? Deine Lebensweise hätte mich das in der That nicht glauben lassen; aber ich bin in einem Alter, das Dir schon meine Nachsicht für Deine Schwächen verbürgt. Es ist kein Mensch auf der Welt, der nicht der Theilnahme von Seinesgleichen bedürfte."

„„Und der Barmherzigkeit Gottes, wie Ihr zuweilen sagt. Aber Er verweigert sie mir. Aus welch einem Grunde hätte ich auch wohl Anspruch darauf? Meine Frau war ein junges, schönes und gutes Mädchen, auch von guter Herkunft, falls dieses außer der Ehe möglich ist. Ihr Vater hatte ihr eine ausgezeichnete Erziehung geben lassen und hätte ihr auch wohl noch sonst Gutes gethan, wenn er nicht plötzlich durch einen unvorhergesehenen Zufall zu Tode gekommen wäre. Sie fühlte sich nun glücklich unter dem Titel einer Gesellschafterin, eigentlich aber als Kammermädchen bei der Frau Gräfin de Mont, deren Gatte zu Euren Freunden gehört, unterzukommen. Dort war es, wo ich ihre Liebe

Digitized by Google

gewann, und sie dann heirathete. Sie hatte sich etwas erspart; ich benutzte dies nun eben so, wie ich die Ersparnisse meines armen Vaters benutzt hatte. Gram und Entbehrungen machten sie häßlich; ich vernachlässigte sie. Ihre Engelsgeduld war dem nicht gewachsen: da schlug ich sie. Nun hat sie den Verstand verloren. Sehen Sie....""

„Schon genug, genug, Hyppolit! Nun ist es mir schon klar, daß Dein Gram gerecht ist und daß der Anblick dieses Trauerhauses Dir unerträglich seyn muß. Solch schwere Vergehungen finden schon auf Erden ihre Strafe!... Abee, sage mir, hast Du denn keine Kinder?"

„„Ja, ein einziges, einen kleinen Knaben von sechs Jahren, so hübsch, so sanft, so anmuthig, so viel verheißend in allen Stücken! Ha! er kommt seiner Mutter nach. Theurer Schatz! wenn ich nur das wüßte, daß er einst glücklich werden würde! — Ich habe ihn in Pension gegeben; denn Sie sehen wohl ein, daß es für ihn eben so wenig gut wäre, durch sie als durch mich erzogen zu werden.""

(Der Beschluß folgt.)

System des Wettens bei den englischen Pferderennen.*)

In einem aus dem Quarterly Review in mehrere deutsche Blätter übergegangenen Aufsatze über die englischen Rennpferde wird auch eines Individuums erwähnt, welches die Chancen so geschickt zu berechnen gewußt habe, daß es wohl große Summen gewinnen, aber nie etwas verlieren konnte. Man nennt dies ein sicheres Buch führen. Es werden darin ferner Stallknechte, Schlachter und Fiaker-Führer nachgewiesen, die, durch Wetten bereichert, in sechsspännigen Barutschen, umgeben von reitenden Jockeys in schaelachrothee Livree, von der Rennbahn nach ihren pallastähnlichen Wohnungen fahren. Hudibras sagt irgendwo, er habe gehört: „that fools for arguments lay wagers" (daß Narren statt Beweisgründe Wetten anbieten). Schurken wissen ihre Wetten besser anzuwenden. In dem genannten Artikel heißt es: „Die meisten der durch Pferderennen erworbenen großen Reichthümer schreiben sich von tiefen, oft ehrlosen und scheußlichen Combinationen her." Diese ehrlosen und scheußlichen Combinationen nun bestehen in der Bestechung der Reiter, und in der Entkräftung der Pferde durch Opium. Mit Bezug auf die tiefen Combinationen, die nicht ehrlos und scheußlich seyen, wird gesagt, „daß man die Berechnungen, auf die Zahl der Pferde und der Wettenden, so wie auf den Verlauf der Wetten basirt, mit großer Sicherheit machen könne. An einer andern Stelle heißt es: „Wenn man auf alle Pferde, die rennen, wettet, so muß man schon, da doch eins davon den Preis erringen muß, gewinnen;" hier hätte die Folgerung aber auch eben so gut umgekehrt seyn können. Es wird ferner bemerkt: „daß in jeder der Wetten, die nacheinander gemacht würden, eine Unzahl von Brüchen und Logarithmen enthalten sey, und es sich darum handle, die Wahl so zu treffen, daß die Wahrscheinlichkeit des für der des wider stets überlegen bliebe." Daß es sich darum handelt, ist unbezweifelt; aber wie ist das zu bewerkstelligen? Der Verfasser will nicht aus der Schule plaudern, und macht uns hier mit seinen Logarithmen blauen Dunst vor. „Merkwürdig ist es," sagt er, „daß die geschicktesten Berechner dieser algebraischen Aufgaben gerade diejenigen sind, die nicht darin auferzogen worden." Merkwürdig in der That, wenn dem so wäre! Aber ich werde zeigen, daß, um ein sicheres Buch (a safe book) zu machen, gerade so viel Logarithmen und Algebra erforderlich sind, als eine Bauersfrau braucht, um ihre Butter abzusetzen, wobei sie mit ihren zehn Fingern ausreicht.

*) Dieser Aufsatz, der Redaction von J. Prince Smith Esqr. zu Elbing eingesandt, kann als Nachtrag zu dem dienen, den wir in n. Bl. 859 u. ff., unter der Ueberschrift: Die englischen Rennpferde, mitgetheilt haben, indem er über manches Aufschluß giebt, was dem Ausländer und dem Uneingeweihten fremd seyn möchte. Anm. d. Red.

Die Wettenden zerfallen in zwei Classen: in Gentlemen, Herren aus den höchsten Ständen, und Legs, Gauner aus der niedrigsten Classe. Die Benennung „Legs," d. h. „Beine," mag es wohl bezeichnen sollen, wie nützlich sie sind, um das Geld in Umlauf zu bringen. Der Unterschied des Ranges kommt hiebei gänzlich außer Betracht. Der König geht unbedenklich eine Wette mit einem Jockey ein, und wenn es dem Scharfrichter einfiele, den „Turf," die Rennbahn, zu besuchen, so würde er mit allen Paies des Reiches Wettgeschäfte machen können. Nur die pünctliche Zahlung ist es, auf welche mit der größten Strenge gehalten wird; denn wer am Morgen nach dem Rennen nicht beim zehnten Glockenschlage mit dem verlorenen Gelde bereit steht, der wird auf eine schwarze Tafel geschrieben und nie wieder zu einer Wette zugelassen. Die Gentlemen wetten immer für (auf das Gewinnen) ein Pferd (back a horse), die Legs aber wetten dagegen (bet the odds), was ein Gentleman nicht öffentlich thun darf. Es herrscht auch die allgemeine Regel: „play or pay," d. h., wenn ein Pferd nicht mitrennt, so sind die zu dessen Gunsten gemachten Wetten verloren. Diese beiden Umstände nun geben die Möglichkeit eines sichern Buches an die Hand. Es werden z. B. hundert Pferde eingeschrieben: der Leg wettet gegen Alle: dreißig von den Pferden treten aber zurück; so steckt der Leg den Betrag von dreißig Wetten ohne Weiteres ein. Der Leg wettet nicht pari; wegen der großen Anzahl Pferde, von welchen doch nur eins gewinnen kann, muß er einen mehrfachen Betrag dessen, was für ein Pferd gehalten wird, setzen; z. B. fünf gegen eins; zwanzig gegen eins; funfzig gegen eins; ꝛc., je nachdem ein Pferd im Rufe steht. Er hat nur darauf zu sehen, daß das Verhältniß dessen, was er gegen ein Pferd wettet, geringer sey als die Zahl der Pferde. Der Leg wettet z. B. gegen siebenzig Pferde, gegen das berühmteste zehn gegen eins; gegen das am meisten in Ruf stehende sechszig gegen eins. Gewinnt das Lieblingspferd, so zahlt der Leg zehn und empfängt neunundsechszig; gewinnt das für das schlechteste gehaltene, so zahlt er sechszig und erhält neunundsechszig. Im schlimmsten Falle muß er also immer neun gewinnen, es seyen Zehner, Hunderte oder Tausende von Pfund Sterlingen — und dies ganz ohne Algebra und ohne Logarithmen. — Es kann gegen schlecht angesehene Pferde auch wohl hundert gegen eins gewettet werden; das thut der Leg aber nur bei der Gewißheit, daß ein solches Pferd gar nicht laufen, oder vorbedächtig sicher, d. h. untauglich gemacht werden wird.

Auch aus den Schwankungen des Rufes der Pferde zieht der Leg einen sichern Gewinn. So werden Pferde durch alle mögliche Mittel in Ruf gebracht; die Gentlemen wetten nun eifrig für dieselben, und nehmen zehn gegen eins, zuweilen fünf und sogar drei gegen eins an. Sobald die Legs diese Wetten eingetragen haben, suchen sie eine Reaction zu bewirken; sie bringen Pferde hervor, die bis dahin zurückgehalten worden waren; übertreiben deren Vorzüge, und bringen die früheren Günstlinge durch heimliche Gerüchte von Bestechung ꝛc. außer Credit. Durch „dergleichen Combinationen" wissen sie sehr geschickt die Gentlemen so in Furcht zu setzen, daß diese „to hedge," d. h. zu entwischen versuchen. Sie geben den Legs Aufträge, für ihre Rechnung gegen dieselben Pferde zu wetten, für die sie vorher gewettet hatten. Sie müssen nun zwar ungünstigere Bedingungen eingehen, halten dieses aber für das einzige Mittel, sich zu decken, was denn auch so lange hilft, bis sie sich am Ende durch das Wetten wie durch das Decken gänzlich ruinirt haben. Ein Leg wettet z. B. gegen ein Favoritpferd fünf gegen eins; darnach sinkt es im Cours; nun werden zehn gegen eins geboten, was der Leg annimmt. Verliert das Pferd, so bezahlt der Leg eins und empfängt eins; gewinnt es aber, so bezahlt er fünf und erhält zehn. Außer dem sichern Gewinn auf die ganze Pferdezahl, kann er bei jedem einzelnen auf dieselbe Art die Aussicht zum Gewinn ohne die Gefahr des Verlustes haben. Da

Digitized by Google

der Cours ganz von den Legs abhängt, so läßt sich denken, daß sie auch daraus einen nicht geringen Nutzen ziehen. Die Legs betreiben ihre Wetten als Gewerbe, die Gentlemen setzen ihr Geld aus Leidenschaft ein, und fallen deshalb jenen in die Hände. Das Gewerbe übersieht das Ganze, die Leidenschaft ist blind.

Dies System kann aber den Gentlemen des Turfs doch nicht unergründlich seyn; — warum duldet man denn die Legs, wenn man doch immer an sie verliert? Wahr ist es, daß die Gesammtzahl der Gentlemen immer an sie verliert; aber die Gesammtzahl der Spielenden in der Lotterie verliert eben so offenbar an deren Unternehmer, so wie die Freunde des Pharo's an den Banquier dieses Spieles. Der Einzelne läßt sich durch seine Leidenschaft nur zu gern überreden, daß sein Glück den Nachtheil, der ihm entgegensteht, überwiegen werde. Will der Eigenthümer eines Pferdes, das im Course funfzig zu eins steht, 2000 £ daran wagen, wo würde er einen Gentleman finden, der 100,000 £ setzte? Solche hohe Wetten können nur durch Vermittler gemacht werden, die, vermöge ihrer Verbindungen, Summen aufzubringen wissen. Zu solchen Vermittlern eignen sich aber Leute aus den höheren Ständen nicht, eben so wenig wie zu Banquiers an Spieltischen; es müssen Männer seyn, die, mit dem Hute in der Hand, sich demüthig jede erniedrigende Behandlung derer gefallen lassen, die von ihnen geprellt werden. Um das vorbeschriebene System ausführen zu können, muß der Leg schon sehr ausgedehnte Verbindungen auf dem „Turf" haben, und als ein Mann bekannt seyn, bei dem ein Gentleman seine Wetten immer anbringen kann. Ehe der Leg aber dahin gekommen ist, „ein sicheres Buch" zu machen, muß er sich mit Redengewinnen bei Pferden begnügen, von welchen er geheime Kundschaften eingezogen hat, auch Anfangs seine Geschäfte dadurch gefahrlos machen, daß er für und wider ein und dasselbe Pferd wettet. Bei allem Vorbesagten ist die Pferdekennerschaft nicht berücksichtigt worden; denn obgleich sie allerdings von großem Nutzen seyn kann, kommt sie doch bei dem System eines „sichern Buches" nicht in Betracht.

Correspondenz über den Orient, 1830—1831,

von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat.

(Beschluß.)

(L.)

„Indem der Naib so sprach," fügt Herr Michaud hinzu, „glaubte ich ein Orakel zu hören, das mir das Schicksal des ottomannischen Reiches verkündigte." Wahrhafte Prophezeihung allerdings, die nicht ermangeln wird, in Erfüllung zu gehen, aber die doch die wahre Ursache des Verderbens der Ottomannen nicht in sich schließt. Wenn Herrn Michaud nicht die milde Toleranz eigen wäre, die er bei jeder Gelegenheit zeigt, und wenn er nicht zu feine Lebensart hätte, irgend einen Glauben, sey es auch der eines Türken, zu verletzen, konnte er da nicht fragen, welches Volk denn, die kurze Herrschaft der Araber abgerechnet, der Mahomedismus jemals civilisirt hätte? und konnte er dem Naib nicht antworten, daß das Uebel seine Quelle nicht in dieser oder jener Auslegung des Korans habe, sondern in dem Koran selbst und daß diese Religion der Lüge, eingeführt durch Betrug und Gewalt, früh oder spät den Fall ihrer Bekenner nach sich ziehen mußte?

Mehrere Capitel der Correspondenz des Orients, die von der Erziehung der Türken handeln, sind nicht ohne Interesse. Das Studium der Philosophie, in den beiden Zweigen der Metaphysik und der Logik, ist ihnen nicht fremd geblieben; freilich auf eine sehr mittelmäßige Weise, wenn man bedenkt, daß der Unterricht darin immer einem religiösen Gesetze untergeordnet gewesen ist, das die intellectuelle Welt nicht nur auf dieser Erde, sondern selbst bis auf die Freuden des Paradieses materialisirte. Was die Logik betrifft, welche sie, in ihrer bildlichen Sprache, die Wissenschaft des Gleichgewichts nennen, so macht ihr gesunder Verstand, ob sie gleich die Feinheiten derselben kennen und ihre Hülfsquellen zu würdigen wissen, doch, daß sie auf ihre Anwendung keinen großen Werth legen. Die Türken haben eine Maxime, von welcher wir wünschten, daß sie allgemeiner ausgeübt würde: Thue jedermann wohl, sagen sie, und streite nicht mit den Unwissenden. Wenn die Metaphysik und die Logik bei den Orientalen keinen hohen Rang einnehmen, so blüht dagegen die Moral, d. h. ihre Lehren und Gebote, im reichsten Glanze. Nirgends zeigt sie sich in schöneren, anziehendern und einschmeichelndern Farben. Man lese die türkischen Dichter und Geschichtsschreiber, die bezaubernden Dichtungen des Djami, Saadi und Hafiz, die Zierde Persiens, und man sollte glauben, daß so heilige Lehren nur das Erzeugniß eines Volkes seyn könnten, das den höchsten Grad der Tugend erreicht hätte; nun weiß man aber doch, was man in dieser Hinsicht von den Orientalen zu halten hat. Das hat den Grund, daß man niemals und nirgends mehr von Tugend, Sittsamkeit und Uneigennützigkeit spricht, als wenn und wo man sie am wenigsten ausübt; ohne bis nach Persien und der Türkei zu gehen, frage man die unselige Zeit, wo man bei uns die Tugend und die Keuschheit auf die Tagesordnung setzte.

Der türkische Unterricht theilt sich in drei Grade oder Abstufungen. Die Mekteb oder Primair-Schulen sind sehr im Reiche verbreitet. Man zählt deren zwölfhundert in Constantinopel und mehrere Quartiere besitzen zwölf bis funfzehn. Jede dieser Schulen ist durch fromme Legate gestiftet, denn in der Türkei ist es die Religion und nicht die Regierung, welche die Kosten der öffentlichen Erziehung übernimmt. Die Medressé's oder Collegien werden gleichfalls auf Kosten der Moschee'n unterhalten. Da der Unterricht umsonst ertheilt wird, so empfangen die Kinder der Armen, so gut wie die der Reichen, den ersten Unterricht, welchen die Gesellschaft allen ihren Gliedern schuldig ist, den einzigen, wozu sie Verpflichtung hat, aber übereinstimmend und gleich für Alle. Es wäre zu wünschen, daß wir in dieser Hinsicht so weit vorgeschritten wären, als die Türken.*) Später tritt natürlich eine Trennung der Classen ein, nach den Bedürfnissen und Hülfsquellen der Familien. Mindestens aber sind diese Primair-Schulen ein trefflicher Ausgangspunct, der allen Ständen gemeinschaftlich ist, wo jedes Kind den unauslöschlichen Eindruck der Religion empfängt, und jedes durch die Berührung mit seinem Nächsten gewinnt. Die Türken fühlen das so tief, daß die Reichsten verschmähen würden, in ihre Familien einen Kodja, Hofmeister oder Privatlehrer zu nehmen,**) sich hierin, wie in vielen andern Puncten, nach dem Spruche richtend: Man muß es machen, wie alle andern.

Da nun der Unterricht sich nirgends anderswo findet, als in den Mektebs und Medressé's und immer dem religiösen Gesetze unterworfen bleibt, so resultirt daraus einerlei Geist und einerlei Richtung, eine ganz gleichförmige Ansicht in der türkischen Nation. Auch ist da nicht die Frage von einem Lehrstande oder einer Corporation, noch von der Thorheit (?), die man bei uns die Freiheit des Unterrichts nennt. Wer

*) Das und mehr noch darf man doch wohl hinsichtlich des Primair-Unterrichtes seit langer Zeit von Deutschland, mindestens von den mehresten Ländern desselben, behaupten. Anm. d. Red.

**) Dies hat denn nun doch, bei civilisirten Völkern, in der großen intellectuellen und moralischen Abstufung der verschiedenen Classen der Gesellschaft seine natürlichen Erklärungsgründe. In denen Ländern, wo nicht nur bürgerliche Freiheit besteht, sondern auch das Weib ein sittlich freies Wesen ist, fällt sehr natürlich die erste Erziehung, besonders die moralische, mehr in den Bereich des Familienkreises. Anm. d. Red.

Digitized by Google

die Fähigkeiten dazu hat, dem steht es frei, bei den Türken zu unterrichten, denn die Lehrstühle sind allen ohne Ausnahme geöffnet.*) Aber diese Menschen sind noch nicht tief genug gefallen (?), daß die unglückliche Jugend, in tausend verschiedenen Richtungen zwischen einander widersprechenden Lehren und Unterrichtsmethoden hin- und hergeworfen, nicht mehr weiß, an welche Lehre sie sich halten soll und, in einen traurigen Skepticismus verfallend, endlich alles verachten lernt, die religiösen und moralischen Vorschriften, wie die Landesgesetze. Die Türken, das muß man sagen, machen nicht den Anspruch, aus ihren Kindern Philosophen noch auch Philanthropen zu bilden: sie machen Türken daraus und das ist bis jetzt ihr Glück gewesen.

Wird die Reform in die Schulen dringen? Der Sultan Mahmud muß dies ohne Zweifel bezwecken: außerdem würde sein Werk mit ihm und der gegenwärtigen Generation sterben. Inzwischen ist es den Mekteds und den Medressé's bis jetzt gelungen, sich vor den Neuerungen zu bewahren. Wenn der Geist der Erhaltung siegt, so wird das türkische Reich, das durch diese unüberlegte Reform gefährdet worden war, vielleicht noch eine längere Dauer haben, als man in der letzten Zeit geglaubt hat und hat glauben müssen.**) Wir wünschen es aufrichtig, nicht aus Theilnahme für die Türken, aber für den allgemeinen Frieden, den die Zerstörung dieses Reiches nothwendig erschüttern muß.

Wenn man die große Gewalt der öffentlichen Erziehung erwägt, welcher ein barbarisches Volk, das in Europa campirt, es verdankt, so lange den Nationen widerstanden zu haben, die es von allen Seiten drücken und sich nach seiner reichen Beute sehnen, so wundert man sich über die wenige Aufmerksamkeit, die wir darauf in Frankreich wenden und daß wir solche Lehren, die wir von den Barbaren erhalten, nicht benutzen. Dachte man in der That bei uns wohl je daran, Franzosen zu bilden, die die schönen Institutionen ihres Vaterlandes mit der Strenge der Formen, die sie heiligen, ihren, Franzosen zu erziehen, die die Geschichte und die großen Männer ihres Landes lieben, die die Religion im Herzen tragen, ohne welche keine Gesellschaft möglich ist? Die Römer, die sich darauf verstanden, erhielten ihre Republik mehrere Jahrhunderte lang nur dadurch, daß sie ihren Kindern von der zartesten Jugend an einen Abscheu gegen das Königthum beibrachten. Er war es, den sie mit der Muttermilch einsogen — die erste Muttermilch selbst, sagt Montesquieu irgendwo. Und ihr, die ihr euch über die Anarchie der Gemüther beklagt, ihr versteht nicht, sie schon in der Kindheit zu unterdrücken, die ihr allen den Sophismen preisgebt, womit man ihre Unschuld verletzt; ihr wißt selbst nicht die Bande der Zucht fester zu schlingen, die von Tag zu Tage mehr erschlaffen. Warum diese Weichlichkeit, da euch die Mittel gegeben sind, streng zu seyn? Warum ist der religiöse Unterricht wie ein hors-d'oeuvre in der öffentlichen Erziehung? Warum diese Verbreitung des Viel- oder vielmehr des Vielerlei-Wissens? Warum leitet man diese jungen Seelen nicht zur Achtung der National-Institutionen an und im Ganzen zum Abscheu dessen, was ihnen zuwider ist? Warum gewöhnt man sie nicht früh zum Gehorsam, an eine Regel, an das Joch einer gesunden Zucht, wodurch sie später das Joch der Gesetze leichter finden und tragen werden?

Tes pourquoi, dit le dieu, ne finiraient jamais.

An Pedanten, Schwätzern, Prahlern und Philosophen (eine sonderbare Gleichstellung!) wird es uns nicht fehlen; aber man wird vergebens Bürger suchen. Besser wäre es, Türk zu seyn.

Herr Poujoulat hat an dem dritten Bande einen größeren Antheil als an den vorhergehenden gehabt. Während Herr Michaud, der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, ganz neue Regionen durchforschte, berichtigte sein junger Reisegefährte, mit seltener und verständiger Ausdauer, die Spuren der alten Kreuzzüge verfolgend, die Irrthümer unserer alten Chronikenschreiber und ergänzte ihre zahlreichen Auslassungen. Bei der Art, wie sie beide ihre Aufgabe gelöst haben, ist es nicht zu bedauern, daß jeder seinen angemessenen Theil für sich genommen. Die Gelehrsamkeit des Herrn Michaud hat der seines Gefährten den Weg gebahnt, während er sie verbürgt. Die Geschichte der Kreuzzüge wird dabei nicht verlieren, daß sie die Ergänzung erhält, die sie erwartete. Herr Poujoulat hat sich in der That nicht auf diese geschichtlichen Untersuchungen allein beschränkt. Verschiedene schwer zugängliche Gegenden sind von ihm durchwandert und untersucht worden: wir können unter andern Magnesia des Meanders anführen, dessen Lage er wiedergefunden und der Bericht seiner einsamen Excursionen gefällt, außer denen sich dabei bemerklich machenden Eigenschaften, noch durch seine Einfachheit und durch einen bescheidenen Ton, der zu selten ist, um nicht gelobt zu werden.

Wir erwarten bald unsere Reisenden an den Ufern des Jordans. Illic sedimus et flevimus cum recordaremur Sion (Zion). Der Gegenstand vergrößert sich im Verhältniß, wie sie sich dem Ziel ihrer Pilgrimschaft nähern. Sie werden uns sagen, was aus dem wahrhaft gelobten Lande geworden ist, das Christus mit seinem Blute geheiligt und später die Kreuzritter, Märtyrer des christlichen Glaubens, mit dem ihrigen getränkt haben. Dieser Boden kann nicht immer unfruchtbar bleiben. Abergläubische Vorurtheile befleckten ihn jetzt, sagt man. Aberglaube! wie viele Thorheiten hat dieses Wort sagen und begehen gemacht! Es muß sehr unverständig oder strafbar seyn, wenn man wagen will, ihn zu verdammen, denn was ist er anders, als die Exaltation des schönsten Gefühls, das dem Menschen gegeben ist? Man verachtet jetzt den einzig guten (?) Aberglauben, während man sich Vorurtheilen und Irrthümern der lächerlichsten Art preisgiebt.

Raul...

*) Das können wir wahrlich für keinen Vorzug erkennen. Ein Lehrer der Jugend, der so viel nützen, aber auch so viel schaden kann, sollte nie und nirgends diesen wichtigen Beruf ausüben dürfen, ohne daß seine intellectuelle, scientifische und moralische Tüchtigkeit dazu notorisch, oder durch eine Prüfung sachkundiger Männer, erwiesen wäre. Anm. d. Red.

**) Wir können aus zwei Gründen dieser Meynung nicht beistimmen: 1) liegt der conservative Geist nirgends, wo die Grundpfeiler des Bestehenden einmal so sehr erschüttert worden und überdies das Bestehende mit allen Umgebungen und äußern Beziehungen in solchem Widerspruche steht und 2) hatte der obenbezeichnete Geist des Mahomedismus und des damit verbundenen Fatalismus samt seinen stationairen und retrograden Wirkungen dieses Reich einem so gewissen Untergange entgegengeführt, daß es gegen Mehemed-Ali nur für den Augenblick dadurch scheinbar gerettet werden konnte, daß es — ein russischer Schutzstaat wurde. Kann man von einem Zustande, dessen Existenz bloß von fremder Großmuth und höchstens von der politischen Eifersucht der andern Großmächte abhängt, wohl Dauer und politische Festigkeit erwarten? Anm. d. Red.

Reisen auf den Küsten von Afrika.

(Auszug aus dem Manuscript des Abbé Baradère.)

(2.)

Alles möglichst ist schon über die französischen Niederlassungen in Afrika gesagt worden; aber die Geschichte der Sitten und Gebräuche der eingeborenen Völker kann nicht füglich von einem Reisenden geschrieben werden, der die Völker, die er kennen lernen will, nur auf einer flüchtigen Wanderung sieht. Diese Arbeit fordert ein ernsthaftes und sehr langes Studium; man muß in der Mitte der Menschen leben, die man studiren will, sich ihren Spielen, ihren Festen zugesellen und besonders in die Mysterien ihrer Idiome eingeweiht seyn.

Ich schmeichle mir nicht, es besser gemacht zu haben, als meine Vorgänger; aber ich werde neue Dinge sagen — man mag sie dann

Digitized by Google

würdigen, wie man will. Ich schreibe nur für meine Freunde; diese wissen, daß ich nicht das Wunderbare suche, wohl aber die Wahrheit.

Die Ansicht der Küste vom Senegal bietet ein entmuthigendes Schauspiel für den Reisenden dar. Seine ersten Schritte führen ihn über einen weißlichen, glühenden Sand und das Auge sucht da vergebens eine Spur von Vegetation. Nur erst in einiger Entfernung entdeckt man den ewigen Baoba und halb von den Heuschrecken abgenagtes Gesträuch und Buschholz. Was aber am meisten überrascht, das ist, auf diesem verödeten, unfruchtbaren Boden eine Stadt und Menschen zu finden. Bei unserer Ankunft vor Saint-Louis warfen sich drei Neger in eine leichte Pirogue und kamen zu uns an Bord, um die Depechen der Regierung abzuholen. Der Anblick dieser fast nackten Neger verblüffte zwei Nonnen (barmherzige Schwestern) sehr, die für das Hospital von Saint-Louis bestimmt waren; sie konnten eine solche Verachtung der Sitten nicht begreifen. Diese armen Mädchen waren sehr leidend: die eine hatte die Seekrankheit während der ganzen Ueberfahrt gehabt und die andere war seit ihrer Abreise aus Frankreich von einem andern Uebel geplagt, das auf dem Meere häufig vorkommt.

Da die Einfahrt schlecht war, blieben wir in hoher See, ausgesetzt, in einer gefährlichen Rhede, allen Windstößen. Inzwischen lief am andern Morgen der Lootse mit seinen Laptos (Matrosen) aus dem Flusse und gelangte mit unglaublicher Mühe zu uns an Bord: die Wellen, wie Berge groß, brachen sich mit furchtbarem Geheul. Dreimal wurde der Kahn an der Barre verschlungen und die Ruder weggerissen; aber niemand ist unerschrockener und muthiger als die zu diesem Dienste angestellten Neger; sie fischten die Ruder wieder auf, leerten den Nachen aus, machten ihn mitten unter dem Krachen der Wellen wieder flott und fingen das Manoeuvre von Neuem an, was darin bestand, zwei Ruder zu zerbrechen, ehe sie noch eine große Höhe erreicht hatten. Diese Einfahrt oder Passage der Barre wird zu jeder Zeit gefürchtet; damals war sie höchst gefährlich. Nichtsdestoweniger entschlossen sich, erschöpft von einer langen Schiffahrt und sich sehnend, mit ihren Gefährtinnen von Saint-Louis vereinigt zu werden, unsere beiden Nonnen, allen Gefahren zu trotzen, um nur vom Schiffe wegzukommen; sie vertrauten sich Gottes Schutz und dem Muthe der Lapto's, die für sie einzustehen erklärten. Während ihrer Ueberfahrt waren wir alle auf dem Verdeck, mit den Augen den leichten Kahn verfolgend, der bald unter den Wellen verschwand, bald sich über sie erhob: zwanzigmal glaubten wir sie versunken. Angekommen bei der Barre hielten die Lapto's zwanzig Minuten an, um auszuruhen und ihre Maaßregeln zu nehmen, die für die gefährliche Einfahrt nöthig waren. Es handelte sich davon, den Kahn mit Kraft vorwärts zu treiben in dem Moment, wo die Welle sich brach und mit Anwendung aller Ruder so schnell zu fahren, daß die zweite ihn nicht erreichen konnte. Der mindeste Mangel an Uebereinstimmung, die leichteste Unschlüssigkeit giebt der wachsenden, auf vier Schritte nachfolgenden Welle die Zeit, das Fahrzeug zu erreichen, es umzuwerfen und in den Wellen zu begraben. Es bedarf des ganzen Muthes und der ganzen Geschicklichkeit der Neger, um unter allen diesen Schrecken zu manoeuvriren; ihre Anstrengungen scheitern aber zuweilen doch an den Hindernissen. Die Schwestern wurden indessen glücklich ans Land gesetzt. Ich hatte ein geheimes Vergnügen empfunden, daß man mich auf dem Fahrzeug gelassen, um den Kahn nicht zu sehr zu beschweren. Man hatte mir versprochen, mich am folgenden Tage in einer Pirogue abzuholen. Durch dieses Mittel vermied man die Einfahrt der Barre, weil wir gerade Saint-Louis gegenüber lagen, eine Meile von der Küste, wo die Piroguen allein landeten. Die Neger kamen am andern Morgen zurück, wie sie versprochen hatten und ich bestieg die Pirogue. In einigen Augenblicken kamen wir an den gefährlichen Ort. Wenn ich in diesem Augenblicke nicht die Sphttereien meiner Reisegefährten und der Neger gefürchtet hätte, die sich an meiner Verlegenheit weideten, so würde ich auf das Schiff zurückgekehrt seyn. Nichts schien mir furchtbarer als die Wasserberge, die sich an der Küste brachen. Meine Lage wurde noch kritischer, als ein Neger mich fragte, ob ich schwimmen könne und, auf meine verneinende Antwort, mich bewog, meine Kleider abzulegen, die er in einen kleinen ledernen Sack that; ich behielt gar nichts als meinen Hut. Als ich in diesem Stande war, richteten sich die drei Neger auf der Pirogue auf und trieben sie mit der ganzen Geschwindigkeit ihrer Ruderschaufeln vorwärts. Kaum aber waren wir abgefahren, als die Pirogue an dem einen Ende in die Höhe, in eine fast senkrechte Stellung, gehoben wurde. In diesem Augenblicke ergriff mich ein Neger gewaltig am Arme und zog mich mit sich in den Grund des Wassers. Ich glaubte anfänglich, daß er mich ersäufen wolle; nachher erfuhr ich, daß er hatte verhindern wollen, daß die Pirogue nicht auf mich falle. Er zog mich durch Wirbel von Wasser und Sand und ich fand mich am Lande wieder. Ich glaubte mindestens meinen Hut verloren, aber bald entdeckte ich ihn in der Hand des Negers; ich weiß nicht, wie er hat schwimmen können, indem er beide Hände anderweit gebrauchte, aber ich weiß, daß die Neger des Senegals die besten Matrosen von der Welt sind.

Zwei Jahre später erfuhr ich, daß dieser Mensch, der mich den Wellen entrissen, von dem Lootsen Dordesson, welchem er zwanzigmal das Leben gerettet hatte, an Sclavenhändler verkauft worden war. Dieser schändlicher Handel war damals verboten, aber er wurde fortwährend heimlich getrieben und dieser Lootse des Senegal, der zu jeder Stunde unter verschiedenem Vorwande auslaufen konnte, ohne, wie die andern Fahrzeuge, der Untersuchung unterworfen zu seyn, hatte eine Menge Sclaven verkauft, ohne dabei ergriffen zu werden. Seine Lapto's, die er gut bezahlte und als Freunde behandelte, waren ihm ganz ergeben. Wie oft wäre er ohne sie an der Barre untergegangen! — Wenn er auf eine Expedition dachte, so bewaffnete er sie mit Säbeln und Pistolen, schichtete im Grunde seines Kahns, wie Sardellen, die Neger auf, die er auf hoher See ausliefern wollte, und breitete Ochsenhäute über sie aus, jeden, der sich rühren würde, mit dem Tode bedrohend; die Kinder füllten die Lücken aus, welche die Lage der Erwachsenen übrigließ. Er fuhr des Nachts von Saint-Louis ab und überlieferte auf diese Weise die unglücklichen Opfer an die Sclavenhändler. Er hatte seine Matrosen bei diesem schändlichen Handel so sehr zu interessiren gewußt, daß unter zwölf, welche er hatte, nie ein Verräther war. Dennoch war Dordesson kein ganz böser Mensch; er war durch den Reiz des Goldes und vor Allem durch das Beispiel verführt. Als er mit mir nach Europa zurückkehrte, gestand er mir, Thränen vergossen zu haben, wenn er diese unglücklichen Opfer den Sclavenhändlern übergab, die ihr Geburtsland nie wiedersehen sollten, welchem sie ein trauriges Lebewohl sagten, Gott um Rache gegen die ruchlosen Räuber anflehend. Als Dordesson sich vorgenommen, nach Frankreich zurückzukehren, faßte er den schrecklichen Plan, auch einen Theil der Menschen zu verkaufen, die ihm so ergeben waren, und die ihn aus so vielen Gefahren gerettet hatten. Er vertraute sein Geheimniß vier der treuesten und ältesten von ihnen und führte so, mit ihrer Unterstützung, seinen höllischen Gedanken aus.

Unter dem Vorwande, einem Schiffe Wasser zu bringen, fährt er mit seiner ganzen Mannschaft ab. Angekommen bei dem Sclavenhändler geht er allein an Bord des Fahrzeugs, um den ausgemachten Preis zu empfangen, und ruft dann beim Namen die fünf verkauften Menschen zu sich. Diese Unglücklichen beeilen sich heraufzusteigen und während man ihnen ein Glas Branntwein giebt, springt Dordesson geschwind in seinen Kahn und verschwindet. Beim Anblick ihres Unglücks (der abscheulichsten Verrätherei, die freilich gewissermaaßen eine Strafe des Himmels

Digitized by Google

für ihre lange Mitschuld genannt werden konnte, wenn sie gleich von Dordesson ein zwiefaches Verbrechen war), stießen die Unglücklichen ein furchtbares Geheul aus. Einer der kräftigsten, eben der, der mich in der Pirogue gerettet hatte, warf sich über Bord und versuchte das Boot zu erreichen; als er sich von dem Schiffe aus verfolgt sah, hielt er an und rief Dordesson zu: „Ich glaubte einen Freund an Dir zu haben und ward von Dir betrogen, aber ich täusche mich nicht, indem ich Dir sage, daß ich einen Retter und Rächer im Himmel habe."

Dordesson gestand mir, daß das Bild dieses Unglücklichen ihn überall verfolge und daß die Gewissensbisse, die er über diese Handlung empfinde, die Prophezeihung seines Opfers wahr machten. Wir vergießen Thränen beim Lesen erdichteten Unglücks, wir suchen rührende Abentheuer in unsern Romanen und bleiben unempfindlich bei nur zu wahren und weit jammervollern Berichten. Welche Gräuel! welche Töne der Verzweiflung! Welches Unglück, welche Trauer-Scenen findet man nicht täglich an der Küste Afrika's! Was für Barbaren sind die Menschen, die mit der Freiheit ihres Nächsten Handel treiben! die, jedes Gefühl der Menschlichkeit abschwörend, die Unglücklichen wie Schaafe einpferchen und sie unter sich vertheilen, taub gegen die Stimme der Natur, Kinder von ihren Müttern, Gattinnen von ihren Männern reißend, unempfindlich bleibend bei dem Ruf der Verzweiflung!

Von der Gesellschaft und der Regierung.

Von dem

Grafen Henry de Vieil-Castel.

(2.)

Als der Esprit des lois erschien, beeiferte sich ein jeder, dieses schöne Werk zu lesen: alle Parteien stimmten darin überein, viel Geist darin zu finden. Aber was war die Absicht des Verfassers, das Band zwischen allen diesen Theilen, die nur der Zufall an einander angereiht zu haben schien? Wo war die Ordnung in der scheinbaren Unordnung? Mit einem Worte, was war Ziel und Zweck des Herrn von Montesquieu? Philosophen und Frömmler beurtheilten das Buch, ohne doch beide über dessen Sinn im Reinen zu seyn. Die einen und die andern ahneten eine verborgene Absicht. Montesquieu gab eine Vertheidigung des Geistes der Gesetze heraus; ein zweites Räthsel. Die ernsthaftesten Beschwerden wurden umgangen, die Discussion durch einen unbesiegbaren Spott aus dem Gleise geworfen. Man glaubte sich mystificirt. D'Alembert entwarf eine analytische Uebersicht des Werkes; man behauptete, daß er den Geist der Gesetze besser verstehe, als der Verfasser selbst. Während Montesquieu in Frankreich eines Dollmetschers bedurfte, versicherten die Engländer, daß er der erste sey, der die englische Constitution zu erklären gewußt habe.

Ein ähnliches Schicksal ist vielleicht dem Buch des Herrn von Vieil-Castel vorbehalten. Ich habe es gelesen und wiedergelesen: mehrere Theile desselben haben mir klar geschienen, einige selbst verständig unter einander verbunden; aber ich weiß nicht, was ich von dem Ganzen denken soll und erwarte daher einen d'Alembert. Ich werde vielleicht noch warten, wenn Frankreich, welches seit der Juli-Revolution sich selbst nicht zu kennen scheint, auf dieses Werk zeigend, sagen wird: „Nun bin ich erklärt!"

Ich lese in der Vorrede: „Frankreich genau zu kennen und zu erkennen in dem jetzigen Zustande seiner Gesellschaft, seiner Regierung und seines Staatsrechts, ist mein Zweck gewesen, indem ich dieses Werk schrieb. Aber um einen solchen Zweck zu erreichen, habe ich den Faden, der meine Schritte leiten sollte, weit rückwärts suchen müssen." Der Verfasser steigt in der That zum Ursprunge der Dinge hinauf, um wieder bis zur Charte von 1830 und zum Königthum vom 7. August herabzusteigen. Die reichliche Hälfte des Werkes, die von der Gesellschaft im Allgemeinen handelt, enthält die Aufgabe eines langen Syllogismus, dessen Schlußfolge in den letzten Seiten mehr angedeutet als ausgesprochen ist. Diese Conclusion setzt in Verwunderung; der Leser ist nicht darauf vorbereitet; er fragt sich, ob Herr von Vieil-Castel nicht gegen sich selbst concludiert, gegen sich, den liberalen Publicisten, den Gegner des alten Regimes, den Apologisten unserer zwei Revolutionen, ihn, der einige Seiten weiter oben behauptet, daß das restaurirte Königthum illegitim war, weil es die Volks-Souverainität usurpirte. Inzwischen kehrt man zu den Prämissen zurück und liest das Werk mit neuer Aufmerksamkeit noch einmal. — Was soll ich nun hiernach sagen? Wenn man gewisse Behauptungen unter einander vergleicht, wenn man den, durch die Umschreibungen der Argumentation und die Reihe der Beweise unterbrochenen oder zerrissenen Syllogismus reconstruirt, so will uns Folgendes vom Verfasser und vom Werke bedünken: Materialist in der Philosophie, Katholik von Religion, ministeriell in der Politik; in jeder Hinsicht Feind der Freiheit, hat Herr von Vieil-Castel zwei Bände geschrieben, um zu zeigen, daß Frankreich bestimmt ist, in den Schooß der absoluten Gewalt zurückzukehren und, was noch schöner ist, in den der theokratischen Gewalt. Herr von Vieil-Castel sagt das nicht. Er hat zu seinem Motto die Phrase Montesquieu's gewählt: „Wie sollte ich das sagen, ich, der ich glaube, daß das Uebermaaß selbst von Vernunft nicht immer wünschenswerth ist?"

Nicht nur sagt Herr Vieil-Castel dieses nicht, sondern er scheint vielmehr ganz das Gegentheil zu sagen; ja, er sagt wirklich ganz das Gegentheil im ganzen Laufe seiner zwei Bände, mit Ausnahme einiger zwanzig Seiten. Deswegen bin ich ganz von meiner Höhe herabgefallen, als ich, in die Tiefen seiner Metaphysik dringend, darin das Uebermaaß oder den Excess von Vernunft fand, den er darin verborgen, wie die Arche in der Tiefe des Heiligthums, oder wie das Licht unter dem Scheffel.

Wenn man daher wissen will, was so eigentlich Herr von Vieil-Castel denkt, so halte man sich nicht bei dem auf, was er in dem verständlichsten, anziehendsten und belehrendsten Theile seines Werkes sagt. Da findet man sehr gut auseinandergesetzte Thatsachen, eine lichtvolle Argumentation, Doctrinen, die der Vernunft, oder vielmehr einer gewissen Verschlechterung des natürlichen Instincts, den man häufig für Vernunft nimmt, gefallen werden. Da unterhält der Verfasser seine Leser von dem, was sie alle, so gut wie er, wissen, (vielleicht mit weniger Wissenschaft als er), von den Fortschritten des menschlichen Geistes, von der successiven Emancipation der Gesellschaft, von den Siegen der Intelligenz über den Aberglauben, der Freiheit über die Tyrannei der Priester, der Feudalität und des Königthums, mit einem Worte von den Siegen der Civilisation: er sagt, wie und mit welchem Rechte das nach und nach befreite Volk Besitz von seiner usurpirten Souverainität genommen, wie und mit welchem Rechte der Gedanke unabhängig und die Presse aus demselben Grunde unabhängig ist, wie der Gedanke. Aber man merke sich wohl, Herr von Vieil-Castel erzählt uns nur unsere Irrthümer; diese Geschichte, die uns so viel Vergnügen macht, ist eine phantastische Geschichte, ist die spottende Fabel unserer Illusionen.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 903. Hamburg. Mittwoch, den 19. März. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Eine, durch ihre Nebenumstände, merkwürdige Vergiftungsgeschichte.

(Aus La Cour d'Assises.)

(M.)

Folgender Fall ist am 4. Juli 1833 vor dem Criminalgerichtshofe zu Calcutta verhandelt worden.

Ein gewisser Harvey war schon seit langer Zeit als Oelhändler zu Bombay etablirt gewesen, als ihm durch das Ableben seines Vaters ein ziemlich bedeutendes Vermögen zufiel. Nun gab er sein Geschäft auf und miethete sich in einer Vorstadt nach Süden ein Haus, in welchem er zwei Jahre lang ruhig lebte. Nach Verlauf dieser Zeit machte er zu seinem Unglück die Bekanntschaft eines gewissen Harun Leng-Kane, eines Menschen von schlechtem Lebenswandel, der ihm Geschmack für Vergeudung und Vergnügungen einflößte.

Nicht lange, und es war nicht allein das väterliche Erbgut durchgebracht, sondern Harvey hatte auch noch so viele Schulden als Haare auf dem Kopfe. Als die Gläubiger vergebens den Weg der Güte eingeschlagen hatten, um zu dem Ihrigen zu kommen, wirkten sie am Ende einen Verhaftsbefehl wider ihn aus. Aber das Gefängniß diente keineswegs dazu, ihn auf bessere Gedanken zu bringen, sondern nur, sein Gemüth zu erbittern.

Nach einiger Zeit wieder freigelassen, kehrte er zu seiner früheren Lebensweise zurück, überließ sich den gräulichsten Ausschweifungen, und vergeudete mit seinem treulosen Freunde auch das Wenige noch, was ihm übrig geblieben war.

Endlich in die tiefste Armuth versunken, sah Harvey sich wieder nach Mitteln, seinen Unterhalt zu verdienen, um. Aber das hielt schwer in einer Stadt, wo er von einer so ungünstigen Seite bekannt war; es wollte ihn niemand aufnehmen; niemand etwas mit ihm zu thun haben, denn man fürchtete, und wohl nicht ohne Grund, daß seine Besserung nicht von Bestand seyn möchte.

Leng-Kane hatte sich wahrscheinlich auf Kosten desjenigen, den er seinen Freund nannte, bereichert; dennoch schützte er, als dieser ihn um Beistand ansprach, ein gänzliches Unvermögen, ihm helfen zu können, vor. In der verzweifeltsten Lage blieb dem armen Harvey nun nichts anderes übrig, als seinen Geburtsort zu verlassen und sein Heil im Auslande zu versuchen, wo er sich redlich durchzuschlagen Willens war.

In diesem lobenswürdigen Vorsatze verließ er am 6. October 1829, früh Morgens, Calcutta. Er war damals sechsundzwanzig Jahre alt, und, obgleich von physischen und moralischen Leiden hart mitgenommen, sah er noch rüstig genug aus, um von dem Capitain eines französischen Kriegsschiffes aufgefordert zu werden, bei ihm als Matrose Dienste zu nehmen.

Harvey war nie gereist und mit der Handarbeit, der Disciplin und den tausend Dingen, die man wissen muß, um am Bord eines Schiffes von Nutzen zu seyn, durchaus nicht bekannt; dennoch nahm er den ihm gemachten Antrag mit Freuden an, und schiffte sich in der heitersten Stimmung von der Welt nach Frankreich ein. Er blieb einen Monat in Toulon, und ging von da wieder nach Jamaica ab. Zwei Meilen von Havanna scheiterte das Schiff, auf welchem er sich befand, und er verdankte sein Leben nur der Geistesgegenwart, sich mit zwei leeren, durch Taue zusammengebundenen, Fässern ins Meer zu werfen. So gelangte er nebst zehn seiner Kameraden ans Land, während die übrigen, ehe ihnen vom Lande aus Hülfe werden konnte, in den Fluthen begraben wurden.

Von nun an eröffnete sich für den jungen Hindu eine neue Laufbahn, eine Laufbahn voll beispielloser Gefahren und außerordentlicher Abenteuer. Er nahm als Führer*) Dienste in einer Plantage, bekam aber mehr Peitsche als er selbst unter den Unglücklichen austheilte, die unter seinen Befehlen arbeiteten. Als der Buchhalter einst abermals mit dem Tagewerk der Neger unzufrieden war, stand er im Begriff, sein Müthchen an ihrem Führer zu kühlen; aber Harvey, dessen Geduld ihr Ziel erreicht hatte, riß ihm die Peitsche aus der Hand, warf ihn zu Boden, und richtete ihn arg mit Schlägen zu, ehe es den Umstehenden möglich war, ihm zu Hülfe zu kommen.

Den Gesetzen zufolge, die damals auf den spanischen Colonieen gültig waren, hatte er den Tod verdient, welche Strafe auch wirklich über ihn verhängt ward. Er entrann ihr aber durch die Flucht in die Gebirge, wo er ganzer fünf Tage ohne alle Nahrung herumirrte. Am sechsten Tage traf er mit einigen Schwarzen zusammen, die gleich ihm entflohen, gleich ihm ohne alle Hülfsmittel waren. Sie hielten sich zusammen, und es gelang ihnen, etwa zwanzig Schildkröten einzufangen. Harvey, dem dies wilde Leben aber nicht gefiel, trennte sich von seinen Unglücksgefährten wieder, und er war so glücklich, Havanna wieder zu betreten, ohne von denjenigen, die zu seiner Verfolgung ausgesandt worden waren, erkannt zu werden. Zwei Tage darauf schiffte er sich auf einem Kauffahrer ein, der nach Cadix versegelte. Die Fahrt ging glücklich von statten, nichts ließ ahnen, daß sie unglücklich enden werde; als man aber die Höhe von Tortosa erreicht hatte, da erhob sich ein so heftiger Windstoß, daß das Schiff, in die Meerenge von Gibraltar getrieben, vier Stunden unterhalb Sale auf die afrikanische Küste geworfen ward. Harvey rettete sich durchs Schwimmen, ward aber, als er ans Land gekommen war, von den Barbaresken gefangen genommen und einem Dattelhändler aus Biledulgerid verkauft, der ihn wieder einem Scheik abstand, welcher ihn mit sich nach seinem Stamme, zu Tembo im Soudan'schen, nahm. So mußte er denn zu Fuß die Wüste Sarah passiren und alle nur erdenkliche Drangsale erleiden. Von allen Qualen aber, die er zu erdulden hatte,

*) So werden diejenigen genannt, welche die Aufsicht über einen Negertrupp haben. Sie sind stets mit einem Ochsenziemer oder mit einer Fuhrmannspeitsche bewaffnet, womit sie den Arbeitern fleißig zusprechen. Wenn die Führer sich nicht strenge genug zeigen, so werden sie selbst auf Ordre des Buchhalters oder des Oberinspectors ausgepeitscht.

Digitized by Google

war die des brennenden Durstes die allerpeinlichste; er magerte dadurch so ab, daß er am Ziele seiner Wanderung nur noch aus Haut und Knochen bestand und förmlich zu einem Gerippe eingeschrumpft war. Seinen Herrn jammerte das; er behandelte ihn ziemlich sanft, und gab ihm auch vierzehn Tage Freiheit, um sich von seinen Strapazen zu erholen.

Als diese Frist abgelaufen war, ward ihm ein Kartoffel-Feld angewiesen, das er im Schweiße seines Angesichts bestellen sollte. An eine so schwere Arbeit nicht gewöhnt, erkrankte er und war dem Tode nah. Die Stärke seiner Constitution trug aber doch den Sieg davon und er kehrte, um abermals zu leiden, ins Leben zurück. Besorgt, ihn zu verlieren, seit seine Gesundheit schwankend geworden war, beeilte der Scheik sich, ihn jetzt, wo er noch Werth hatte, einem Verwandten für ungefähr denselben Preis, den er im Bildulgerid dafür gegeben, wieder abzutreten.

Harvey's dritter Herr hieß Qalaah; er war jähzornigen Charakters, und schlug auf seine Sclaven los, sobald er üblen Laune war. Durch seine Grausamkeit gereizt, beschlossen diese nun, ihn zu ermorden. In der Furcht, daß, wenn ihr Anschlag mißlänge, man auch ihn der Theilnahme daran schuldig halten möchte, flüchtete Harvey sich in einen Wald und weilte dort so lange, daß Qalaah ihn für weit entfernt halten mußte und also die Verfolgung aufgab. Dann schlug er ungestört den Weg nach dem Senegal ein.

Am Tage nach seiner Ankunft zu St. Louis in Goree erkrankte er abermals, genas aber bei der ihm hier zu Theil gewordenen sorgfältigen Pflege bald wieder. Dann schiffte er sich nach Ostindien ein. Seit seiner Gefangenschaft in Afrika fühlte er eine unüberwindliche Sehnsucht, sein Vaterland wiederzusehen.

Als er eben so arm, als er vor einigen Jahren weggegangen, wieder zu Bombay ankam, pochte ihm das Herz mächtig. Er wagte es nicht, sich nach seinen ehemaligen Bekannten zu erkundigen, aus Furcht, erkannt zu werden. Eines Tages konnte er es sich jedoch nicht versagen, einen Nachtwächter zu fragen, ob sein Freund Leng-Kane noch in der Stadt wohne. Der Nachtwächter antwortete, er habe bald nach ihm die Stadt verlassen und lebe gegenwärtig zu Calcutta. Harvey machte sich gleich dahin auf den Weg, und war, dort angekommen, höchlich verwundert, zu sehen, daß er ein kostbares Hotel bewohnte. Er ließ sich bei ihm melden, und meynte, er würde, wenn er nur seinen Namen nennen hörte, eiligst herbeieilen, um ihn in seine Arme zu schließen. Aber er sah sich bitter in seiner Erwartung getäuscht: Leng-Kane weigerte sich, ihn zu sehen.

Harvey erfuhr bald, daß der Elende sich auf seine Kosten bereichert hatte, durch seinen Untergang groß geworden war. Einige Winke, die wohlunterrichtete Leute fallen ließen, benahmen ihm in dieser Hinsicht jeden Zweifel.

Am 2. Juni 1838 schwur er öffentlich, daß er sich an seinem treulosen Freunde rächen wolle, und am 15. desselben Monats, früh Morgens, ward dieser todt in seinem Bette gefunden. Die zur Leichenöffnung herbeigerufenen Aerzte erklärten, daß er vergiftet worden sey. Aller Verdacht fiel sofort und ohne Ausnahme auf Harvey, der denn auch am nächsten 4. Juli vor dem Criminalgerichtshofe zu Calcutta erschien, um sich wegen der wider ihn erhobenen Anklage zu verantworten.

Die Debatten dieses Processes währten achtzehn Tage; wir wollen dasjenige, was uns der Aufmerksamkeit der Leser am würdigsten erscheint, daraus mittheilen.

Am 4. Juli eröffnete das Gericht, nämlich zwölf Geschworne, nebst deren Chef und Präsidenten, dann der öffentliche Ankläger, der Defensor und zwei Schreiber, seine Sitzung. Der Generalanwald verlas die Anklage-Akte und einer der Schreiber eine von dem Angeklagten unterschriebene Art von Protestation, in welcher er sich auf sein früheres Benehmen gegen den Verstorbenen berief, um sich von dem Verbrechen loszusagen, dessen man ihn schuldig hielt.

An den Tagen vom 5., 6., 7., 8., 9. und 10. wurden die zweiundvierzig Zeugen abgehört, die auf Verlangen des öffentlichen Anklägers und auch des Defensors vorgeladen worden waren. Die merkwürdigsten Aussagen geschahen durch die Herren Qahar und Jeremias Blow und Cassim Djallah. Letzterer berichtete, der Angeklagte sey am 4. Juni zu ihm gekommen und habe ihm sehr ausführlich alles das, was er seit dem 6. October 1829, den Tag seiner Abreise aus seiner Vaterstadt, erlebt, erzählt, auch sich bitter über die Undankbarkeit des Leng-Kane beklagt, der, nachdem er Theil an seiner Opulenz genommen, ihn nun im Elende schmachten ließe, um sich nicht von einigen werthvollen Gegenständen, die ihm doch nicht von reellem Nutzen wären, zu trennen.

Jeremias Blow erklärte, daß er in den Munitions-Magazinen der ersten Infanterie-Caserne zu Calcutta angestellt sey, und äußerte sich in folgenden Worten: „Am 5. Juni kam Harvey nach dem Bureau, in welchem ich mich befand, und verlangte mich unter vier Augen zu sprechen. Da ich eben sehr dringend beschäftigt war, so ließ ich ihm sagen, er möchte den folgenden Morgen, um sechs Uhr, wiederkommen. Er stellte sich pünctlich ein, und sprach gleich in den ersten Worten seinen Aerger und seinen Zorn über Leng-Kane aus. Er erzählte mir, daß er ihn bei seiner Rückkunft vom Senegal hätte besuchen wollen, daß dieser Mensch ihn aber abgewiesen habe. „Seitdem ich zu der Gewißheit gekommen bin," sagte er weiter zu mir, „daß mein treuloser Freund mich schändlich bestohlen und ins tiefste Elend gestürzt hat, um sich auf meine Kosten zu bereichern, kennt meine Wuth keine Gränzen mehr, und ich bin entschlossen, mich um jeden Preis für seine Unrechtlichkeit zu rächen. Könntet Ihr mir nicht eine Pistole, Kugeln und Pulver verschaffen? er oder ich, einer von uns muß sterben!" Weit entfernt, einen so verzweifelten Entschluß zu unterstützen, stellte ich ihm vor, daß man sich dem Ausspruch des Schicksals fügen müsse und den Launen des Glückes nicht durch Mittel begegnen dürfte, die den Gesetzen zuwider wären. Er schien von dem, was ich ihm gesagt hatte, tief ergriffen zu seyn, und versprach mir beim Weggehen, daß er nie etwas zum Nachtheile von Leng-Kane unternehmen wolle. Zehn Tage später hörte ich, daß Letzterer todt sey."

Abdallah Qahar erklärte eidlich, daß Harvey ihm ein altes Pistol habe ableihen wollen, welches er ihm aber abgeschlagen hätte, weil er sich geweigert, den Gebrauch, welchen er davon zu machen beabsichtige, anzugeben.

Präsident. An welchem Tage war es, daß Harvey zu Ihnen kam?

Antwort. Ich entsinne mich dessen nicht.

Frage. Denken Sie darüber nach; denn es ist sehr daran gelegen. Von der Antwort hierauf kann das Leben des Angeklagten abhängen.

Antw. Ich wiederhole es Ihnen, daß ich dies vergessen habe.

Fr. Erinnern Sie sich nicht, ob es vor oder nach dem 6. Juni gewesen ist, daß Harvey zu Ihnen kam?

Antw. Mit Gewißheit? nein; doch glaube ich, daß es vorher war.

Fr. Muthmaßungen nützen hier nicht, nur bestimmte Erklärungen.

Antw. Die kann ich über diesen Punct nicht geben.

Von den übrigen Zeugen sagte noch ein Herr Whanbuh Mackah, in Bombay ansäßig, aus, daß Leng-Kane äußerst arm gewesen sey, oder doch dafür gegolten habe, als sein Freund abgereist, ohne daß jemand gewußt habe, wohin. Zwei Monate später habe auch Leng-Kane Bombay verlassen, um sich zu Calcutta zu etabliren, wo er sich bald darauf ein Haus, schwarze Diener, zwei Pferde und funfzehn Maulthiere angeschafft und in einem Luxus und einer Pracht gelebt habe, die mit seiner früheren Dürftigkeit in einem merkwürdigen Contraste gestanden hätten.

Auf den Befehl des Präsidenten, den Angeklagten vorzuführen, wandten sich aller Blicke der Thüre zu, durch die er kommen mußte. Es war ein Mann von mittlerem Wuchse, stark gebräunt, von herculischen

Digitized by Google

Gliedmaßen; er hatte, gleich den meisten Asiaten, eine Adlernase, sehr dunkelbraunes Haar und kleine, aber höchst lebhafte Augen. Sein offenes und schlichtes Wesen hatte etwas Einnehmendes.

Präsident. Ihr Name,

Antwort. Mosul Ebbin Harvey.

Frage. Woher gebürtig?

Antw. Aus Bombay.

Fr. Warum blieben Sie dort nicht?

Antw. Weil mir niemand Gelegenheit geben wollte, mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Fr. Hat Ihr Vater Ihnen nicht ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen?

Antw. Allerdings; aber ich habe es durch die Undankbarkeit eines falschen Freundes wieder eingebüßt.

Fr. Wie hieß dieser Freund?

Antw. Leng-Kane.

Fr. Derselbe, welcher kürzlich verstorben ist?

Antw. Ja, mein Herr.

Fr. Sie haben ihm das wohl immer sehr nachgetragen?

Antw. Nein, mein Herr, denn es ist mir sehr lange nicht in den Sinn gekommen, daß ich das Opfer seines Verrathes sey.

Fr. Wie erfuhren Sie denn, daß er an Ihnen zum Verräther geworden?

Antw. Es ist mir von mehreren Leuten gesagt worden, die es auch Ihnen sagen können, falls Sie es nicht schon gehört haben.

Fr. Wer sind diese Leute?

Antw. Ibrahim Lungan, Mina Lolo, Pali Pamhalus und Whundah Mackah, von welchen der Erstere und der Letztere zu Bombay und die beiden andern zu Calcutta ansäßig sind.

Fr. Sind Sie nicht am 4. Juni bei dem Herrn Cassim Djallah gewesen?

Antw. Ja, mein Herr.

Fr. Und am 6. desselben Monats bei dem Herrn Jeremias Blow?

Antw. Ja, mein Herr.

Fr. Haben Sie ihnen nicht Ihre Absicht, sich an Leng-Kane rächen zu wollen, erklärt?

Antw. Ja; denn ich wollte es wirklich.

Fr. Sie gestehen es also ein, daß Sie ihn vergiftet haben?

Antw. Ich eingestehen? ich habe das nie eingestanden und werde das nie eingestehen!

Fr. Sie haben aber doch ausdrücklich gesagt, einer von ihnen beiden müßte aus der Welt.

Antw. So ist es, ich läugne es nicht.

Fr. Wie wollen Sie Ihre Antwort mit den Worten, die Sie gesagt zu haben eben zugegeben, in Einklang bringen?

Antw. Ganz gut. Ich hatte die Absicht, mich an dem Ehrlosen zu rächen, der mich alles dessen, was mein gewesen, beraubt, und mich tausendmal der Gefahr, eines mehr oder minder grausamen Todes zu sterben, bloßgestellt hatte; aber folgt denn daraus, daß ich einen solchen Plan gefaßt, daß ich ihn auch ausgeführt haben muß?

Fr. Der Schein spricht dafür, indem Leng-Kane zehn Tage nach Ihrem Besuche bei Jeremias Blow verstorben ist.

Antw. Wenn er todt ist, bin ich es denn, der ihn getödtet hat?

Fr. Das ist es eben, was ich Sie frage.

Antw. Das sollten Sie mich aber nicht fragen. Dieser Mensch da stirbt, und da werde ich, weil ich das Unglück gehabt habe, mich kurz vorher in Drohungen gegen ihn auszulassen, verhaftet und als sein Mörder angeklagt!

Fr. Man hat mit Recht Verdacht wider Sie gefaßt. Ihre eigenen Reden sind Ihre alleinigen Ankläger. Warum verlangten Sie von Jeremias Blow und von Abdallah Qahar Pistolen und Kugeln, wenn Sie nicht Willens gewesen wären, denjenigen zu ermorden, der ehedem Ihr Freund war?

Antw. Nie ist mir der Gedanke, ihn ermorden zu wollen, in den Sinn gekommen. Habe ich es nicht schon bewiesen, daß ich nicht fähig bin, eine mörderische Hand an irgend jemand zu legen? Habe ich nicht selbst die Theilnahme an einem Complott wider den Mann, dessen Tod mir die Freiheit aus der Sclaverei verschafft haben würde, abgelehnt?

Fr. Diesen Umstand haben Sie in dem ersten Verhör angegeben, welches Sie bestanden; aber er ist nicht erwiesen, auch der von Ihnen angegebene Ort zu weit entfernt, um darüber ins Reine zu kommen.

Antw. Mein Haß wider Leng-Kane war unstreitig so leidenschaftlich als wohlbegründet; doch würde er mich nie zu einer feigen Mordthat verleitet haben.

Fr. Warum aber, wenn dem so wäre, von Ihren Bekannten Pistolen leihen wollen?

Antw. Weil ich ihn zum Zweikampf fordern wollte.

Fr. Man duellirt sich nicht mit einem Pistol, und die Zeugen sagen aus, daß Sie nur eins von ihnen verlangt hätten.

Antw. Ich bedurfte nur eines einzigen, weil ich selbst ein zweites besaß.

Fr. Es ist in Ihrer Wohnung scharf nachgesucht, diese Waffe aber doch nicht gefunden worden.

Antw. Dann muß man nicht gut nachgesehen haben.

Fr. So geben Sie selbst eine desfallsige Nachweisung, und sie soll befolgt werden.

Antw. In der Vertiefung eines Wandschranks, der sich links in der Mauer des Zimmers befindet, welches ich im Untergeschoß des Eckhauses von der Präsidentschaftsstraße bewohne, ist eine Art von Aushöhlung, die vielleicht von Ratzen gemacht worden ist. Möglich, daß das Pistol da hineingefallen ist.

Der Herr Präsident sandte sofort einen Exprssen ab, um an der bezeichneten Stelle nachzuforschen. Das Verhör ward inzwischen, wie folgt, fortgesetzt.

Fr. Woher haben Sie dies Pistol?

Antw. Ich habe es zu St. Louis auf Goree am Senegal gekauft.

Fr. In welcher Absicht.

Antw. Um mich zu vertheidigen, wenn ich angegriffen würde.

Fr. Aber man riskirt ja nicht, angegriffen zu werden, wenn man sich auf einem Schiffe, mitten unter braven Seeleuten befindet; ein anderes ist es, auf offener Heerstraße.

Antw. Sie vergessen, mein Herr, daß die Piraten auf dem Meere nicht minder zu fürchten sind als die Räuber auf den Landstraßen.

Fr. Warum haben Sie diese Waffe nach Ihrer Heimkehr verborgen gehalten?

Antw. Ich habe sie nicht verborgen; ich legte sie nebst mehreren andern mir zugehörigen Gegenständen in den schon erwähnten Wandschrank. Da ich mich ihrer noch nicht bedient habe, mag sie wohl in das Ratzenloch hinabgefallen seyn.

Fr. Warum blieben Sie nicht zu St. Louis?

Antw. Ich kannte dort niemand, und da ich in keinem Gewerbe bewandert bin, so hatte ich keine Aussicht, mir meinen Unterhalt zu erwerben.

Fr. Warum nahmen Sie nicht Schiffsdienste?

Antw. Ich hatte nicht Lust, mich noch einmal den Wechselfällen auf dem Meere preiszugeben. Ich habe freilich wohl eine Zeitlang auf einem französischen Schiffe gedient, aber doch nicht Erfahrung genug gesammelt, um hoffen zu dürfen, daß ich mich im nautischen Fache je würde auszeichnen können.

Digitized by Google

Fr. Warum kehrten Sie nach Asien zurück?

Antw. Das ist eine Frage, mein Herr, die mich in Erstaunen setzt. Wie! möchten Sie ewig hier bleiben? Sollte sich in Ihnen nicht zuweilen der Wunsch regen, nach England zurückzukehren, Ihr Vaterland wiederzusehen, die Freunde zu umarmen, von welchen Sie so lange getrennt gewesen. Ich habe nicht geglaubt, daß man von seinem Geburtslande entfernt leben könnte, ohne je ein Verlangen, dahin zurückzukehren, zu empfinden. Was mich betrifft, ich denke anders in diesem Puncte: tagtäglich sehnte ich mich, wenn ich im fremden Lande erwachte, nach dem glücklichen Augenblicke, wo ich endlich wieder den Boden würde betreten können, auf welchem vor mir meine Voreltern gewandelt.

Fr. Also nur aus diesem Grunde kehrten Sie nach Bombay zurück?

Antw. Gewiß; aus welch anderem Grunde meynen denn Sie?

Fr. Aus dem, sich zu rächen.

Antw. Ich konnte damals noch an keine Rache denken. Als ich aus meiner Vaterstadt abreiste, glaubte ich nicht, dort einen Verräther zu hinterlassen; ich dachte vielmehr, daß ich mich von einem wahrhaften Freunde trennte, der eben so arm, eben so unglücklich als ich und darüber in Verzweiflung wäre, daß er keinen Schatz besaß, den er mit mir hätte theilen können, wie ich das Erbtheil meines Vaters mit ihm getheilt hatte: ich konnte also nicht böse auf Leng-Kane seyn; das Unglück ist keine Sünde, die Armuth kein Verbrechen.

In diesem Augenblicke kehrte der ausgesandte Bote mit einem alten Pistol zurück, welches er an der bezeichneten Stelle gefunden hatte. Bei diesem Anblicke erheiterte sich Harvey's Gesicht, welches einige Minuten lang düster und niedergeschlagen gewesen war.

Der Präsident. Wo haben Sie den Leng-Kane zuerst gesehen?

Antw. Bei mir in meiner Wohnung.

Fr. Er war also zu Ihnen gekommen?

Antw. Ja, mein Herr, mit einem Briefe von einem Freunde meines Vaters, worin ich gebeten ward, ihm nützlich zu seyn.

Fr. War er ohne Anstellung?

Antw. Ohne Anstellung und ohne Geld. Ich verschaffte ihm das Eine und gab ihm das Andere. Ich sage das nicht, um mich dessen zu rühmen, denn ich hatte nie Ursache, es dem Leng-Kane zum Vorwurf zu machen, der sich höchst dankbar für meine Großmuth zeigte und mir unter verschiedenen Umständen Dienste erwies, die ich nie vergessen werde.

Fr. Sie vereinigten sich demnach?

Antw. Ja, mein Herr, wir waren durch eine Sympathie vereinigt, die ich für gegenseitig hielt. Nach meines Vaters Tode wollte ich nicht, daß Leng-Kane noch arbeiten sollte; ich gab ihm eine Wohnung in meinem Hause und öffnete ihm meine Börse mit der Bemerkung, sich ihrer zu bedienen, wie wenn es die seinige wäre; kurz, ich behandelte ihn wie einen Bruder, während er mich hinterher wie seinen grausamsten Feind behandelt hat. Der Elende! während ich ihn an mein Herz drückte, ihn als meinen Freund liebkoste, ihn mit Wohlthaten überhäufte, dachte er nur daran, mich dieser Reichthümer, die ich so gern mit ihm theilte, zu berauben!!!

Nachdem der Präsident die Debatten für geschlossen erklärt, der Generalanwald die Anklage zu verfechten, der Defensor sie nichtig zu machen gesucht hatte, trat das Gericht zusammen und sprach nach einer anderthalbstündigen Berathung das — Todesurtheil über Harvey aus. Ein peinliches Erstaunen gab sich unter dem Auditorium kund, und brach selbst in ein anhaltendes Gemurmel aus; da zeigte der Präsident an, daß ein von ihm und den sämmtlichen Geschworenen unterzeichnetes Gnadengesuch an die General-Regierung ergehen sollte und diese das Todesurtheil wahrscheinlich auf eine bestimmte Haft mildern würde.

Das Haus des Cervantes.

(M.)

Das ehemalige Madrid existirt genau genommen nicht mehr; man kann nicht sagen, daß es dieselbe Stadt sey, die den Griechen unter dem Namen Mantua bekannt war; und wollte man es für das Majorilum oder das Ursaria der alten Römer nehmen, so wüese sich die Frage auf, was aus den Denkmälern geworden sey, welche es zierten, aus seinen Tempeln, seinen Circussen, seinen Wasserleitungen? Die Gothen folgten den Römern in der Herrschaft über Spanien; sie behaupteten sich in dessen Besitz bis zu der Zeit, wo die Saracenen sich desselben bemeisterten; aber keine Spur bezeugt ihre Herrschaft in dieser Hauptstadt, die kaum einige Denkmäler besitzt, welche über die Zeit hinausgehen, wo Carl V. oder vielmehr Philipp II. dort den spanischen Hof etablirte. Um diese Zeit häuften die Reichthümer der neuen Welt und die Einkünfte so vieler Staaten, welche der Herrschaft Spaniens unterworfen waren, die Schätze beider Hemisphären dort auf und brachten Madrid zu einer Opulenz, welche die Herrlichkeit der alten Stadt bald in Schatten stellte. Die Baukunst, welche mit dem Wohlergehen der Staaten stets Schritt hält, hat diese neue Hauptstadt, den Mittelpunct der größesten Monarchie neuerer Zeit nach jener von Carl dem Großen, mit den neuen Gebäuden verschönert, die man dort bewundert. Der Pallast Philipps IV. ist nicht mehr vorhanden, es ist aber an seiner Statt eine der schönsten königlichen Residenzen von Europa aufgeführt worden. Der Pallast Buen Retiro zeichnet sich durch schöne Decorationen aus, die dem alten Gebäude ein fast gänzlich verändeetes Ansehen gegeben haben. Sogar die Spaziergänge haben mehrere bedeutende Veeänderungen erlitten. Calderon würde, wenn er aus dem Grabe erstände, nicht ohne Enthusiasmus den prachtvollen Paseo anstaunen, der zu Madrid an die Stelle des ehemaligen Prado de San Hieronimo gekommen ist. Aber unter diesen neuen Denkmälern des vormaligen Glanzes von Spanien findet man fast kein einziges Zeichen der Glorie, in welcher es zu einer Zeit geglänzt hat, wo der übeige Theil von Europa noch in einem halbbarbaeischen Zustande versunken war. Es ist nicht, wie zu Rom, wo die Trümmer der alten Denkmäler an die Macht dieser ehemaligen Weltgebieterin erinneen, und wo die neuen Gebäude den Geschmack der schönen Künste und die Erneuerung bekunden, die sie doet zu der Zeit gefunden haben; wo das neuere Italien die Nebenbuhlerin des alten Italiens ward.

Unter solchen Betrachtungen war es, daß ein Reisender, als er einst in der Straße Leon spazieren ging, und zusah, wie man ein Haus an der Ecke dee St. Franciscus-Straße demolirte, von einem Freunde mit den Worten aus seinen Träumereien gerissen waed: „Dies Haus, das ohne irgend eine Theilnahme der Einwohoer vernichtet wird, ist dasselbe, in welchem der Mann gelebt hat und gestoeben ist, dessen Genius den Ruhm der alten spanischen Literatur überlebt, der arme Miguel de Cervantes Saavedra. Dieser berühmte Mann, der Verfasser des Don Quixote, lebte mitten unter seinen Zeitgenossen in der bittersten Armuth und endigte seine Tage in diesem Hause am 25. April 1746, an demselben Tage, an welchem Shakespeare starb; aber während der englische Dichter zur Seite von Königen in Westminster ruht, ist die Grabstätte des Spaniers aller Welt unbekannt."

Inzwischen ist der berühmte spanische Bildhauer Sola jetzt beschäftigt, die Züge des unsterblichen Cervantes in Stein auszuhauen, und diese Statue, welche einen der öffentlichen Plätze von Madrid zu schmücken bestimmt ist, soll eine eclatante Huldigung seyn, die dem Andenken dieses großen Schriftstellers, dessen Ruf sich über alle Theile der Welt verbreitet hat, erwiesen wird.

Digitized by Google

Fragmente einer Reise in Persien.

Abas-Mirza und Mohammed-Aly.

(Beschluß.)

(L.)

Ueberzeugt, daß die Theorie von gewissen Dingen nichts ohne die Praxis sey, lernte Abas-Mirza mit der Flinte exerciren und das ganze französische Commando und theilte, mehr als zwei Jahre lang, seine Zeit zwischen dem Studium und den Manoeuvren der Infanterie und der Artillerie, welche die Offiziere der Gesandtschaft organisieten. Er folgte mit Aufmerksamkeit selbst den Details der Erbauung der Casernen, des Arsenals, der Werkstätten, der Pulvermühle und der Kanonengießerei, die ee errichtete, und wendete alle seine Hülfsquellen auf den Unterhalt und die Verschönerung seinee Truppen. Diese wichtigen Beschäftigungen verhinderten ihn nicht, den Krieg fortzusetzen und in dem Feldzuge die Stelle des Generals und das Gewerbe des Soldaten zu versehen. Man wirft diesem Prinzen vor, nicht Ruhe genug zu haben, eine wesentliche Eigenschaft bei einem Heerführer, und sich durch seinen Muth zu weit hinreißen zu lassen. Das Selbstvertrauen auf seine Tapferkeit läßt ihn seine persönliche Sicherheit vernachlässigen; während des Friedens hat er keine Wachen, im Felde hat er weder Vorposten, noch Vedetten. Dieser Fehler wäre ihm bald theuer zu stehen gekommen. Ein russischer Heerhaufen schlich sich einst des Nachts in sein Lager; der Prinz, aus dem Schlafe aufgeschreckt, hat eben nur die Zeit, seinen Dolch zu ergreifen und eine Oeffnung in die eine Seite seines Zeltes zu machen; fast nackend eilte er dahin, wo er wußte, daß er ein Pferd finden würde: den Riemen abschneiden, womit es angebunden war, darauf springen, wie es war, ohne Sattel und Zeug und sich an die Spitze seiner Truppen stellen, welche anfingen, sich zu versammeln — das alles war die Sache eines Augenblicks. Das russische Detachement, das, nur aus zwei Compagnieen bestehend, diesen kecken Handstreich versucht hatte, wurde bald zurückgetrieben und ee verloe nicht einen einzigen Mann.

Obgleich Abas-Mirza noch jung war, so hatte ihm doch sein Vatee, nachdem ee zum Thron gelangt, das Gouvernement von Azerbidjan und die Führung des Krieges anvertraut, den er gegen die Russen unterhielt, während Napoleon Rußland überzog. Abas-Mirza fürchtet seinen Vater und hat vor ihm die tiefste Ehrfurcht; er ist von den Völkern geliebt, die er regiert und die Offiziere und Soldaten seiner Armee sind ihm so ergeben, daß der König ein großes Zutrauen in seine Redlichkeit haben muß, um keinen Verdacht zu schöpfen. Niemals übrigens wurde wohl ein Vertrauen mehr verdient, denn der Thron seines Vaters hat in ihm seine festeste Stütze.

Während eben dieses Krieges erkannte der Prinz das Uebergewicht der europäischen Disciplin und Tactik und wendete alles an, um seinen Vater zu bestimmen, sie anzunehmen. Die zahlreichen Niederlagen, die ee litt, dienten, weit entfernt, ihn zu entmuthigen, nur dazu, seinen Charakter noch mehr zu stählen; er war dee erste, der seine Generale über die Unfälle tröstete, die sie trafen: „Jedesmal, wenn die Russen mich schlagen," sagte er, „geben sie mie eine Lection, aus welcher ich mehe Nutzen ziehen werde, als sie denken." Peter der Große hatte vor ihm gesagt: „Die Schweden werden mich so lange schlagen, bis sie mich endlich siegen lehren."

Abas-Mirza widersetzte sich aus allen Kräften dem Abschluß des Friedens mit Rußland; nachdem ee die Armee commandirt und die Militair-Operationen geleitet hatte, fühlte er sich doppelt von den drückenden Bedingungen gedemüthigt, die man seinem Vatee auflegte. Seine Hoffnungen nach der Größe seines Muthes messend, glaubte er gewiß, minder strenge Bedingungen zu erhalten nach dem Feldzuge, für welchen er große Plane und auch große Mittel in Bereitschaft hatte. Inzwischen war er der erste, die Friedens-Artikel auszuführen und die russischen Offiziere lassen ihm in dieser Hinsicht, so wie seinem hochherzigen Verfahren vor und nach den Unterhandlungen, volle Gerechtigkeit widerfahren. Was mich betrifft, so kann ich die Bewunderung nicht verhehlen, die der Charakter dieses Fürsten mir eingeflößt hat. Abas-Mirza wird der Reformator seines Landes werden; er wird ihm eine neue Existenz geben, auf einen furchtbaren Militair-Etat basirt, der seine Unabhängigkeit nach Außen und den Gehorsam im Innern sichern wird. Die Militair-Regierung kann das Unglück und die Büede eines civilisieten Volkes seyn; aber hundert Beispiele beweisen, daß sie das sicherste und schnellste Mittel ist, aus dem Zustande von Halb-Barbarei herauszukommen, dee, bei gewissen Nationen, sich unendlich verlängert.

Abas Mirza hatte die englische Gesandtschaft des Herrn Malcolm sehr ungern gesehen; sie komme, sagte er, die Hände voll Gold, um sie zu erkaufen. Er hat Virgil nicht gelesen, aber wohl das Timeo Danaos et dona ferentes errathen. Er sprach oft von der üblen Behandlung, welche die Indier von den Engländern erfahren; ihree Politik schrieb er den Verfall des Reiches des Mogols zu und fürchtete, daß sie Lust haben möchten, in Persien einen eben so unheilbringenden Einfluß auszuüben. Diese Furcht ist vielleicht nicht chimärisch (oder war es doch damals nicht), denn der Gesandte verlangte verschiedenemale die Autorisation zur Wiederherstellung der alten Factorei von Bouchie und zur Unterhaltung einer gewissen Zahl von Truppen. Diese Forderung verrieth einen geheimen Plan und wurde verweigert. An einem von dem Mittelpuncte des Reiches so entfernten Orte wäre es der englischen Politik zu leicht gewesen, die Neigung der mehresten Gouverneure, sich unabhängig zu machen, zu benutzen.

Mehrere Schriftsteller haben behauptet, daß dee Eunuch und König, Mohammed-Khan, ehe er starb, noch die Zeit gehabt habe, Baba-Khan, seinen Neffen, jetzt Fatey-Aly-Shah, zu seinem Nachfolger zu ernennen; aber es ist gewiß, daß einer der drei Dolchstiche, die ee empfing, ihm das Herz durchbohrt hatte und daß er starb, ohne noch ein Wort sprechen zu können. Ueberdies verabscheute dieser Fürst den jetzigen König, seit dieser in Freundschaft mit Kerim-Khan, dem Todfeind Mohammeds, dem Henker seines Vaters und dem Urheber seiner Verstümmelung, getreten war. Seine bekannte Absicht war, Abas-Mirza, seinen Groß-Neffen, auf den Thron zu setzen; diesem war er sehr geneigt, vielleicht um den Vater zu demüthigen, der, nach ihm, zu nichts taugte, als der Pich kadmet des Sohnes zu seyn.

Mohammed-Khan hatte anfänglich eine gleiche Neigung für die beiden ältesten Söhne seines Neffen gefaßt, auf welchen selbst er nicht viel hielt. Sie brachten bei ihm einen Theil ihree ersten Kindheit zu, was ihn in den Stand setzte, sie besser kennen zu lernen. In ihren kindischen Zänkereien hatte Mohammed-Aly, stark und robust, gewaltthätig und kühn bis zur Unverschämtheit, immee den Vortheil über seinen jüngern Bruder davongetragen, der, bis zu dem Alter von zehn Jahren, von schwacher und kränklichee Constitution war. Diese Kühnheit und eine gewisse Aehnlichkeit des Charakters hatte anfänglich den Groß-Oheim zur Vorliebe füe Aly-Khan verleitet; als er aber sah, daß alle Handlungen dieses Kindes den Stempel der Grausamkeit trugen, die sich seitdem nicht verläugnet hat, so wendete sich seine Neigung Abas-Mirza zu, in welchem ee früh probehaltige Eigenschaften erkannte. Nach einem Auftritte des Streites, in welchem der junge Mirza eine Weisheit und eine Mäßigung gezeigt, die ihm das Lob seines Oheims erworben, gerieth Mohammed-Aly-Khan in solchen Zorn, daß er sich auf seinen Bruder stürzen wollte; der König selbst konnte seine Wuth kaum mäßigen. Endlich sagte er ihm: „Da Du schon

Digitized by Google

als ohnmächtiges Kind so tyrannisch in Deinem Willen und so gewaltthätig in Deinen Leidenschaften bist, was würdest Du thun, wenn Du König wärest? — Ich würde ihn auf der Stelle tödten lassen," antwortete ihm der wilde Knabe. Der Oheim, mit Recht zornig, und voraussehend, daß solche Neigungen Persien mit großem Unglück bedrohten, wollte, daß man ihn erdrosselte; er ließ ihm auch das Leben nur auf die Bitten seiner Großmutter, Mutter von Baba-Khan, an welche er viel Anhänglichkeit hatte; aber er entfernte ihn für immer aus seiner Nähe und äußerte ohne Rückhalt die Absicht, das Zepter auf Abas-Mirza übergehen zu lassen. Nach seiner Thronbesteigung trat sein Vater diesen Absichten bei, und hat ihn zu seinem Nachfolger bestimmt. Ich weiß nicht, in welchen Abgrund das persische Reich fallen würde, wenn der Tod dieses Prinzen eine Erbschaft erledigte, die der grausame Mohammed-Aly in Anspruch nehmen könnte, und dreißig seiner Brüder ihm ohne Zweifel streitig machen würden: ein zweites Unglück, das zu dem ersten käme.*)

Geschichte des Lebens und der Werke Franz Bacons.

Von

J. B. de Vauzelles,
Rath beim königlichen Gerichtshofe von Orleans.

2 Bände in 8.

(L.)

Es lebten in Bacon zwei verschiedene Menschen, der Philosoph und der Staatsmann. Der letztere ist ein trauriges Beispiel der moralischen Flecken und Demüthigungen, wozu die Schwäche des Charakters einen großen Geist erniedrigen kann. Sohn des Siegelbewahrers der Elisabeth wurde er von seiner Kindheit an von der Königin mit Güte behandelt; trotz der Gunst aber, die er von ihr genoß, bemühte er sich doch, so lange sie lebte, vergebens um eine höhere Stelle in der Magistratur. Mit Wohlthaten von Essex überhäuft, führte doch Bacon, als Advocat der Königin, das Wort gegen seinen Wohlthäter, als dieser Günstling in Ungnade fiel. Und im folgenden Jahre, nach dem Urtheil, welches Essex verdammte, geköpft zu werden, als des Complotts schuldig, Jacob von Schottland zum Nachfolger Elisabeths erklären zu wollen, schrieb Bacon, um der Königin zu gefallen, eine Darlegung des Processes, deren Niederträchtigkeit die öffentliche Indignation weckte. Er war kein eigentlich böser Mensch; aber er gehorchte, wie so viele andere, einer Schwäche, die sich stets vor der Gewalt beugte.

Später, unter der Regierung Jacobs I., nachdem er in höherem Alter das Ziel seiner Ehrsucht erreicht hatte und Kanzler von England, Bacon von Verulam, Vicomte von Saint-Alban geworden war, wurde er von der Kammer der Gemeinen des Unterschleifs angeklagt und gab, in seinem Processe vor der Kammer der Pairs, das Schauspiel einer moralischen Erniedrigung, das bei einer so hohen Intelligenz wahrhaft herabwürdigend ist: er demüthigt sich, bittet um Gnade, und läßt sich zu den erbärmlichsten Geständnissen herab; er wagt nicht, seine Mittel der Rechtfertigung geltend zu machen, aus Furcht, dem König zu mißfallen, indem er den Günstling Buckingham hätte compromittiren müssen; denn einige der Hauptbeschwerden gegen den Kanzler waren die Wirkung einer allzugroßen Nachgiebigkeit für die Autorität Buckinghams gewesen und der unwürdige Mißbrauch, Gerechtigkeit durch Geld zu erlangen, war unglücklicherweise in dieser Zeit allgemeiner Gebrauch geworden.

Die Prachtliebe und übertriebene Freigebigkeit Bacons scheinen die erste Ursache der Unordnungen gewesen zu seyn, die in seinem Hause einrissen; er übte über seine Umgebungen nicht die strenge Controle, welche das Zartgefühl eines Staatsmannes erheischt und es scheint selbst, er habe geduldet, daß seine Dienerschaft, nicht zufrieden, für sich selbst zu arbeiten, seine Verschwendungen dadurch theilweise wieder gut zu machen suchte, daß sie ihn an ihren Unterschleifen Antheil nehmen ließ. Uebrigens war seine Seele, getheilt zwischen den gemeinen Bestrebungen der Ehrsucht und der Leidenschaft für die Wissenschaft, der Schauplatz eines immerwährenden Kampfes. In einem Briefe an einen Freund, welchem er die erste Ausgabe seines Tractats über die Fortschritte der Wissenschaften (De augmentis scientiarum), der 1605 erschien, schickte, drückt er sich folgendermaaßen aus:

„Niemand mehr als ich hat, glaube ich, das Recht, mit dem Psalmendichter auszurufen: Meine Seele ist für mich eine fremde gewesen. Denn ich gestehe, seit ich mich kenne, hat meine Seele an den Beschäftigungen meines Standes keinen Antheil gehabt, was denn die Ursache mehrerer Irrthümer gewesen ist, die ich begangen und die ich gern bekenne. Aber mein größter Fehler ist, daß ich, da ich weiß, daß ich fähiger und berufener bin, Bücher zu schreiben, als zu handeln (geeignetere zu theoretischen als zu practischen Arbeiten), es nicht unterlassen habe, mein Leben bürgerlichen Geschäften zu widmen, zu welchen die Natur mich nicht geschaffen hat und zu welchen mich die (wissenschaftliche) Voreingenommenheit meines Geistes noch ungeschickter macht."

Diese Reue des Genie's, dieser Drang zu den Studien, wozu er von der Natur berufen war, drückte ihn stets mitten in den Geschäften. Noch bei mehreren Gelegenheiten erkennt er an, „daß er mehr für die Wissenschaften als für jede andere Art von Beschäftigung geboren sey, und daß er durch ein feindliches Schicksal, gegen seinen Genius und seine Neigung, in die Geschäfte geworfen worden wäre." Er wird nur wieder er selbst, wenn er in seinen Lieblings-Studien begriffen ist, und wenn er sich, nach seinem schönen Ausdruck, zum Diener der Nachwelt macht. Gern betrachten wir ihn unter diesem Gesichtspunct und lassen ihn in dem ganzen Glanze seines Ruhmes erscheinen.

Kaum sechszehn Jahre alt, faßte er den kühnen Plan, das menschliche Vorstellungsvermögen von Neuem zu untersuchen und zu erklären und die wissenschaftliche Welt von Grund aus zu reformiren. Ergriffen von der Leere der herrschenden Philosophie, entwarf er die Grundlagen des großen Werkes, das er seitdem in verschiedenen Epochen und unter verschiedenen Titeln reproducirt hat, welches aber erst am Ende seines Lebens und nachdem es nah an funfzig Jahre der Gegenstand seiner ununterbrochenen Meditationen gewesen, seine vollständige Entwickelung erhielt. Während seines ganzen Lebens war diese Aufgabe sein beständiger Gedanke; nichts konnte ihn davon abziehen, weder die Antriebe der Ehrsucht, noch der Glanz des Reichthums, noch die Arbeiten, die ihm seine öffentlichen Functionen auflegten. Alle philosophischen Werke, die er schrieb, hatten denselben Zweck und diese Ausdauer in der Richtung

---

*) Nachrichten aus St. Petersburg scheinen den Tod von Abas-Mirza zu bestätigen; †) auch sagt man, daß sein Vater selbst dem Tode sehr nahe sey. Seit der Rückkehr des Reisenden, welchem wir diesen Artikel verdanken, ist Mohammed-Aly-Khan (vor Bagdad im Kriege mit den Türken) gestorben. Anm. d. Red. des Journal de la Marine.

†) Noch neuere Nachrichten, die man über England erhalten, sind hierüber sehr widersprechend: „Nach den Einen hätte Abas-Mirza den Krieg gegen Kamran-Shah, König von Herat, glücklich beendigt, Herat eingenommen, den König als Gefangenen nach Mesched geschickt und wäre im Begriffe, Kandahar anzugreifen, während andere Briefe seinen Tod ankündigen." Bestätigt sich das Letztere, so ist es, ohne Streit, ein großes Unglück für das persische Reich zu nennen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

seiner Arbeiten beweist, wie mächtig ihn die erste Idee ergriffen. Sein Biograph, Herr von Vauzelles, führt die Gegenstände und die Fragen, die er in seinen verschiedenen Werken behandelte, auf drei Hauptpuncte zurück: 1) die Nothwendigkeit einer Reform in den Wissenschaften zu beweisen; 2) eine neue Classification in den Wissenschaften zu machen; 3) die Methode anzugeben, die zu befolgen wäre, um die wissenschaftliche Restauration zu bewirken, und die Wahrheit zu finden. Auf diese drei Puncte beziehen sich die wichtigsten Werke Bacons, der Tractat De augmentis scientiarum, oder die Fortschritte der Wissenschaften, das novum organum oder Tractat von der Methode, und die instauratio magna, eine Art von Encyclopädie, bestimmt, alle seine Arbeiten auf das Ganze der menschlichen Kenntnisse anzuwenden und darin eine neue Ordnung herzustellen.

Bemerken wir zuvörderst den so glücklich gefundenen Ausdruck neues Organ, um die Methode zu charakterisiren, die in der That das Werkzeug des menschlichen Geistes ist, der mächtige Hebel, mittelst dessen erst Bacon und bald Descartes die philosophische Revolution vollendet haben. In diesem Werke ist das ganze System Bacons aufgestellt über die Kunst, die Principien zu finden, wozu die Erfahrung und die Beobachtung die Materialien liefert, und aus diesen Principien neue Beobachtungen und Erfahrungen abzuleiten. In dem ersten Buche beweist er, daß die alte Logik zu Erforschung der Wahrheit unnütz sey, weil der Syllogismus unfähig ist, die Richtigkeit der allgemeinen Principien, woraus Folgerungen zu ziehen er sich beschränkt, zu verificiren; überdem sind die Principien oft zu voreilig und gestützt auf eine unzureichende Zahl specieller Thatsachen, angenommen worden. Hierdurch erhält man nur ungewisse oder falsche Lehrsätze; diese müssen daher neu geschaffen und alles wieder angefangen werden, indem man die Thatsachen selbst sorglich prüft. Der Verfasser zählt hierauf die Ursachen unserer Irrthümer auf und setzt den Nutzen der Methode auseinander. Im zweiten Buche stellt er die Behauptung auf, daß der Zweck der Wissenschaft sey, die Kunst oder Macht des Menschen zu vermehren und daß diese Macht darin bestehe, den Wesen neue Eigenschaften (?) geben zu können; der zu befolgende Weg, um dieses Resultat zu erlangen, besteht darin, die Erfahrung oder die Thatsachen zu Rathe zu ziehen, um daraus die Axiome zu ziehen, und dann aus den Axiomen neue Erfahrungen und Thatsachen zu folgern. In einem an den König Jacob gerichteten Briefe drückt er sich folgendermaaßen aus: „Mein Buch ist im Grunde nichts als eine neue Logik oder die Kunst, auf dem Wege der Induction, Entdeckungen zu machen und die Dinge zu beurtheilen; da mir der Syllogismus für das Studium der Natur-Wissenschaften nicht entsprechend und ausreichend schien, so habe ich mir vorgenommen, die Philosophie und die Wissenschaften zugleich wahrer und activer zu machen."

Der Unterschied zwischen der alten Methode und der neuen, die er vorschlägt, ist mit noch mehr Entwickelung in einem andern Briefe von Bacon an den Pater Baranzan, einen Barnabiten, Professor der Philosophie zu Annecy, angedeutet. Wir wollen hier einen Auszug davon anführen, weil er wenig bekannt ist:

„Ich proscribire nicht unbedingt den Syllogismus," sagt er, „und läugne seine Nützlichkeit in vielen Fällen nicht; ich behaupte nur, daß er in den mehresten unzureichend ist. Ich will nicht hindern, daß man sich in der Mathematik seiner bediene; aber ich sage, daß man in der Physik die Induction nicht entbehren könne, wegen der Unbeständigkeit und Veränderlichkeit der Natur: die Induction allein kann diese Unbeständigkeit und Veränderlichkeit fixiren und den Ideen Bestimmtheit geben.

„Man beunruhige sich nicht mit der Metaphysik; sie kann nicht eher etwas werden, bis die wahre Physik gefunden ist: wo diese aufhört, fängt die übernatürliche Ordnung an. Sie bemerken mit Recht, und ich denke wie Sie, daß man in der Physik, wenn man die ersten Sätze und die Axiomen entdeckt hat, die sich auf sie stützen, und die man mittelst der Induction feststellt, ohne Gefahr Gebrauch vom Syllogismus machen kann, wenn man sich nur versagt, sich mit einem Sprunge zu den allgemeinsten Dingen zu erheben, und sich zum Gesetz macht, nur progressiv und stufenweise dahin vorzuschreiten.

„Was die Menge der verschiedenen Phänomene betrifft, die fähig sind, den menschlichen Geist einzuschüchtern, so antworte ich: 1) Warum es sich verhehlen? Man muß sie beobachten oder darauf verzichten, irgend etwas zu wissen. Jeder andere Weg, wie leicht er immer sey, ist ein Abweg; 2) Die Analogie, Sie bemerken das selbst, führt dahin, seine Erfahrungen von denen leiten zu lassen, die man über gewisse Haupt-Phänomene gemacht. Ich nehme mir vor, einst diese Methode zu behandeln, welche die Zahl der zu studirenden Phänomene ganz besonders vermindert; 3) Frage ich, welche wichtige Resultate würde man nicht von Bänden erwarten dürfen, wo sich Resultate genug aufgehäuft hätten, um die Geschichte des Plinius zu versechsfachen, und doch muß man von dieser eine Menge Dinge absondern, die mehr der Philologie, der Legende und der Alterthumskunde, als der Natur-Wissenschaft angehören. In der That gehören in eine eigentliche Naturgeschichte nur Thatsachen, Analogien, Beobachtungen und Regeln. Wenn man andererseits die unermeßliche Menge von Bänden betrachtet, die man über die Philosophie geschrieben, so muß man bald anerkennen, daß die besten und solidesten diejenigen sind, die den speciellesten Stoff behandeln.

„Endlich wird man, mit unserer Art zu philosophiren, beider eine reiche Aerndte nützlicher Erfindungen bewirken, während man durch Speculationen und bloße Discussionen nur unfruchtbare und nichtige Resultate erlangen wird.

„Vor Sie, ziehe ich die Natur-Wissenschaft, als Grund der Philosophie, Allem vor; auch werde ich nichts sparen, um dieser eine sichere Basis zu geben. Möchte ich doch Mitarbeiter finden, die einer solchen Unternehmung würdig wären."

Hier sieht man klar den Geist der modernen Methode, die seit Bacon nicht aufgehört hat, die Theorieen den Thatsachen unterzuordnen (?), das Bedürfniß positiver Anwendungen und die realistische Tendenz,*) wodurch die Natur-Wissenschaften so große Fortschritte gemacht haben. Das ist der Dienst, welcher Bacon den Titel des Vaters der Experimental-Philosophie erworben hat. Das war es auch, was sein neuer Geschichtschreiber hervorheben mußte. Als Biographie betrachtet, ist das Buch des Herrn von Vauzelles mit merkwürdiger Sorgfalt behandelt. Alle Details, die sich auf das Leben des Kanzlers und auf die Umstände beziehen, unter welchen er seine zahlreichen Schriften geschrieben, werden mit gewissenhafter Genauigkeit berichtet. Aber der Einfluß Bacons als Philosoph, der Impuls, den seine Werke dem modernen Geist gegeben haben, die wissenschaftliche Wiedergeburt, dessen erster Urheber er so zu sagen ist, alles dieses ist vielleicht nicht hinreichend entwickelt; und doch war dieses der wichtigste Gesichtspunct in einer Geschichte des Lebens und der Werke Bacons. Herr von Vauzelles kündigt eine Uebersetzung dieses Verfassers an. Das gründliche Studium, das er seinen Schriften gewidmet hat, macht ihn fähiger als irgend einen andern, den Freunden der Wissenschaft diesen Dienst zu erweisen. Wir können ihn zu dieser wahrhaft nützlichen Unternehmung nur aufmuntern; denn man kann sich nicht verhehlen, daß Bacon mehr nachsprechende Bewunderer als Leser hat.

*) Das kann man mindestens von Kant und Fichte nicht sagen.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

Geschichte von Aegypten unter der Regierung Mohammed-Aly's.

Von

Felix Mangin.

2 Bände in 8.

(L.)

Das Buch, auf welches wir jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken, ist schon vor mehreren Jahren erschienen; aber seit mehreren Jahren haben auch die Angelegenheiten des Orients mit jedem Tage einen neuen Grad von Interesse gewonnen: die ägyptische Macht ist groß geworden und Aller Blicke haben sich mehr und mehr dem energischen Manne zugewendet, dem es durch Kühnheit, Ausdauer und Geschicklichkeit gelungen ist, aus dem verwüsteten und durch Factionen getheilten Aegypten einen mächtigen und selbstständigen Staat zu machen und Angesichts des sinkenden ottomannischen Reiches einen furchtbaren Erben aufzustellen. Wir haben daher geglaubt, daß es nicht ohne Interesse seyn würde, auf den Ursprung des Glückes Mohammed-Aly's oder (wie man häufiger schreibt) Mehemet-Ali's zurückzugehen und ihm, mit dem Verfasser, den wir analysiren, durch die schwierigen Umstände, die seine ersten Schritte auf dem Wege zur Gewalt bezeichnet haben, zu folgen.

Als die französische Armee, nach Klebers Tode und nach den zahlreichen Fehlern seines Nachfolgers Menou, endlich das ägyptische Gebiet geräumt hatte, war das Land innern Spaltungen preisgegeben, welche lange Zeit für Aegypten eine Ursache des Verfalls und der Verödung waren. Der Kampf bestand einestheils zwischen der Pforte und den Mamelucken und andererseits war die Partei der Mamelucken selbst durch eine Menge von Rivalitäten unter sich getheilt, welche sie, trotz ihrer Macht und ihrer Tapferkeit, mit der Zeit ins Verderben führen mußte. Die alte Eifersucht der Familien Ibrahims und Murad-Bey's war, nach dem Tode des Letztern, bei seinen Nachfolgern wiedererwacht und Osman-Bey-Bardissy, einer der tapfersten Mamelucken, hegte einen tiefen Haß gegen Mohammed-Bey-J'elfy, den Schützling der Engländer, der eine Reise nach London gemacht hatte und der, wenn er zur Gewalt gelangt wäre, nicht ermangelt haben würde, in Aegypten den Einfluß und das Uebergewicht Englands geltend zu machen.

Mohammed-Pascha-Kusruff war, durch den Einfluß des Capudan-Pascha, seines Beschützers, zu dem Paschalik von Aegypten ernannt worden. Eine der ersten Sorgen des Gouverneurs war gewesen, seine Waffen gegen die Mamelucken zu kehren. Diese zeigten sich zu Friedens-Unterhandlungen nicht abgeneigt; aber mit allen ihren Vorschlägen zurückgewiesen, wählten sie endlich das Loos der Waffen. In diesem Kampfe nun mit den Mamelucken findet man den Namen Mehemet-Ali's zum erstenmale, der damals ein albanesisches Corps im Dienste des Pascha's befehligte.

Mehemet-Ali war zu Cavale, in Rumelien, im Jahre 1769, von Ibrahim-Aga, Chef der zur Sicherheit der Wege unterhaltenen Truppen, geboren. Man sagt, daß seine Mutter, als sie mit ihm schwanger ging, innere Vorgefühle von der einstigen Größe ihres Sohnes hatte. Von diesem Umstande in der Folge unterrichtet, fühlte Mehemet frühzeitig in sich den Durst nach Gewalt und den Instinct zu befehlen; er suchte begierig Gelegenheit, sich auszuzeichnen und machte sich durch einige kühne Handstreiche im Lande bekannt. Mehemet hatte sich seit einiger Zeit dem Handel mit Taback gewidmet, als die Pforte sich gegen die Franzosen rüstete, die damals in Aegypten waren; Mehemet trat als Offizier in das Contingent des Arrondissements von Cavale. Empfohlen von Mohammed-Pascha-Kusruff, erhielt er unmittelbar unter seinem Oberbefehl Anstellung. Von diesem Tage an verschmolz sich sein Name mit allen Ereignissen, an welchen er bald einen entscheidenden Antheil nahm.

Am 23. November 1802 griff Yussef-Bey, welcher die Truppen des Pascha commandirte, die Mamelucken an, erlitt aber eine bedeutende Niederlage, deren Schuld er auf Mehemet schob, wodurch er bei Kusruff in Ungnade fiel. Von dieser Zeit an spann Mehemet Intriguen mit Taher-Pascha, dem Befehlshaber der Albanesen, an. Bald erregte dieser, die Unzufriedenheit seiner Truppen benutzend, die seit langer Zeit keinen Sold erhalten hatten, einen Aufstand, der die Absetzung Kusruffs und die Ernennung von Taher-Pascha zum Gouverneur von Aegypten zur Folge hatte. Nach zweiundzwanzig Tagen des Oberbefehls aber fiel Taher-Pascha selbst als Opfer eines aus demselben Motiv veranlaßten Aufruhrs.

Nach dem Tode Tahers näherte sich Mehemet den Mamelucken und unterstützte sie in ihrem Kampfe gegen Kusruff, der sich noch in Damiette vertheidigte. In seinen Verschanzungen überwältigt und zum Gefangenen gemacht, wurde dieser unglückliche Fürst durch Aly-Pascha-Gezairly ersetzt. Der neue Gouverneur, kaum in seine neue Würde eingesetzt, hatte die Ungeschicklichkeit, die Consuln der verschiedenen europäischen Nationen gegen sich aufzubringen und in seinem Kampfe gegen die Mamelucken gab er bei jedem Schritte Beweise von Doppelsinnigkeit und Unfähigkeit. Getäuscht durch die Versprechungen der Albanesen, hatte er sich in das Lager der Mamelucken begeben und hatte die Unklugheit gehabt, seine Intriguen gegen sie dabei fortzusetzen und das Volk gegen ihre Autoritäten aufzureizen, während er sich unter dem Zelte und in den Händen von Bardissy befand, der ihm hochherzige Gastfreiheit gewährte. Des Verraths überwiesen, fiel er als Opfer seiner Treulosigkeit.

Inzwischen verfolgte Mehemet mit bewundernswerther Geschicklichkeit die Ausführung seiner Plane. Seit er sich den Mamelucken genähert, hatte er sich mit Osman-Bey-Bardissy, dem einflußreichsten unter ihnen, verbunden und leitete ihn durch seinen Rath; er lieh ihm seine Truppen und seinen Arm zur Stütze gegen Aly-Pascha-Gezairly und bei seiner Rivalität mit Mohammed-Bey-J'elfy, stets sich auf die Seite des Mächtigsten schlagend, und ihm helfend, seine Feinde auszurotten, bis er Gelegenheit fand, den Sieger in Verlegenheiten zu setzen, aus denen er, Mehemet-Ali, Vortheil ziehen konnte. Nachdem er auf diese Weise lange der Freund und Rathgeber Bardissy's gewesen war, warf Mehemet, als er die Soldaten unzufrieden und stürmisch ihren Sold verlangen und die von den Abgaben erdrückte Bevölkerung gegen seine Autorität murren sah, die Gelegenheit für günstig haltend, die Larve ab und ließ seine Truppen gegen das Haus Bardissy's marschiren; dieser, unerwartet überfallen, schlug sich mit dem Säbel in der Faust durch und verließ die Stadt mit einigen Reitern. Mehemet, der da glaubte, daß der Augenblick für ihn noch nicht gekommen sey, versuchte die Autorität Kusruff wieder zuzuwenden; in diesem Plane aber gestört, ließ er Kurchyd-Pascha ernennen. Die Wahl des neuen Gouverneurs wurde von der Pforte am 28. April 1804 genehmigt.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 904. Hamburg. Sonnabend, den 22. März. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. [illegible] und Rath, Dr. Ludwig.

Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand.

Von

Jules Janin.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

In der allgemeinen Vorrede seiner vollständigen Werke, sagt Herr von Chateaubriand von seinen Denkwürdigkeiten: „Ich habe die Memoiren meines Lebens niedergeschrieben; dies Leben ist höchst bewegt gewesen. Ich habe mehrere Male die Meere befahren, ich habe in den Hütten und in den Palästen der Könige, in den Lagern und in den Städten gelebt. Ein Reisender nach den Feldern von Griechenland, ein Wallfahrer nach Jerusalem, habe ich auf allen Arten von Ruinen gesessen; ich habe das Königthum Ludwigs XVI., und das Kaiserreich Bonapartes vorübergehen sehen; ich habe das Exil der Bourbonen getheilt, ich habe ihre Wiederkunft verheißen. Zwei Gewichte, die an meinem Geschick zu hängen scheinen, heben und senken es nacheinander in gleichem Verhältniß: man nimmt, man läßt mich, man nimmt mich wieder; den einen Tag beraubt, wirft man mir den andern Tag einen Mantel zu, um ihn mir noch einmal zu nehmen. An solche Windstöße gewöhnt, sehe ich mich, in welchen Hafen ich auch einlaufen mag, stets wie ein Schiffer an, der bald sein Fahrzeug wieder besteigen wird, und erreichte kein solides Etablissement am Lande. Zwei Stunden waren mir genug, um das Ministerium zu verlassen und die Schlüssel des Hotels demjenigen zu übergeben, der es wieder beziehen sollte.

„Man möge es zu bedauern oder sich dazu zu gratuliren haben, meine Schriften haben einer Menge Scheiften meiner Zeit ihre Farbe gegeben. Mein Name findet sich seit fünfundzwanzig Jahren mit den Bewegungen der gesellschaftlichen Ordnung verflochten; er knüpft sich an die Regierung Bonapartes, an die Wiederherstellung des Gottesdienstes, an die der legitimen Monarchie und an die Begründung der constitutionellen Monarchie. Die Einen wollen nichts von meiner Person wissen, predigen aber meine Lehren und eignen sich meine Politik an, indem sie dieselbe entstellen; die Andern würden sich meine Person schon gefallen lassen, wenn ich mich dazu verstände, dieselbe von meinen Grundsätzen zu trennen. Die bedeutendsten Angelegenheiten sind durch meine Hände gegangen; ich habe fast alle Könige, fast alle Männer, Minister oder andere, die zu meiner Zeit eine Rolle gespielt haben, gekannt. Ludwig XVI. vorgestellt, habe ich, im Beginn meiner Laufbahn, Washington gesehen, und am Ende derselben bin ich wieder auf das zurückgekommen, was ich gegenwärtig sehe. Mehrere Male hat Bonaparte mich mit seinem Zorne, mit seiner Macht bedroht, doch fühlte er sich durch einen geheimen Hang zu mir hingezogen, so wie ich eine unwillkührliche Bewunderung für dasjenige empfand, was Großes an ihm war. Ich hätte in seinem Gouvernement Alles seyn können, wenn ich es gewollt hätte; aber um Erfolg zu haben, hat es mir stets an einer Leidenschaft und an einem Laster gefehlt: an Ehrsucht und an Heuchelei.

„Solche Wechselfälle, die ich fast vom Austritt aus einer unglücklichen Kindheit an erfahren habe, dürften über meine Memoiren vielleicht einiges Interesse verbreiten. Die Werke, welche ich in den Druck gebe, werden gewissermaßen die Proben und Beweisstücke dieser Memoiren seyn. Man wird darin im Voraus lesen können, was ich gewesen bin; denn sie umfassen mein ganzes Leben. Die Leser, welche an dergleichen Studien Gefallen finden, können die Erzeugnisse meiner Jugend mit den Producten des Alters vergleichen, zu welchem ich gelangt bin. Es ist bei den Vergleichungen des menschlichen Geistes immer etwas zu gewinnen."

So spricht der größte Schriftsteller, der größte Dichter unserer Zeit über die Denkwürdigkeiten seines Lebens. Aus der angeführten Stelle, die recht gut als Vorrede zu seinen Memoiren dienen kann, bekommt man eine um so größere Idee davon, als der Verfasser sich darin so schlicht, so bescheiden zeigt. Keiner aus unserer Zeit repräsentirt in der That diese Epoche, welche zugleich die Republik, das Kaiserreich und die alte Monarchie war, besser, als der Herr von Chateaubriand. Er ist der Größeste an Geist, an Styl, an Poesie, an Gemüth; an Genie sage ich nicht, da ist er nur der Zweite des Jahrhunderts: man muß den ersten Platz Bonaparte lassen. Aber Bonaparte hat seine Denkwürdigkeiten nicht geschrieben. Wir haben von ihm einige Worte von seinem Felsen, und von dort her ist er noch sehr ruhig; denn sein Leben steht in ganz Europa niedergeschrieben durch das Eisen, durch das Feuer, durch den Despotismus, durch die Freiheit, durch den Ruhm: sein Leben bekundet sich überall. Bis jetzt besteht das Leben des Herrn von Chateaubriand nur in seinen Werken; nur dort muß man es suchen. Demjenigen, der in den großen Büchern lesen kann, wo die gesammte Menschheit zur Musterung vorübergegangen ist, entgeht nichts von dem Leben des Schriftstellers. Er ist ganz und gar darin. Da wird man, wenn man sich auf das Suchen verstehe, den Reisenden, den Skeptiker, den Gläubigen, den Dichter, den Philosophen, den Christen, den Franzosen, den Royalisten, den Mann der Freiheit, den Edelmann, den Bürger, den Soldaten, den Geschichtschreiber, den Mann der Tage des Kampfens, den Getreuen, der seine gefallenen Könige vertheidigt, den Minister, der den allgewaltigen Königen mit Rath an die Hand geht, finden; es ist der junge Mann darin und auch der Greis: Leidenschaften, Erlustigungen, Schwärmereien, Hoffnungen, Verzweiflung, Sommerträume, die Seele, der Geist, das Herz, der ganze Mensch, der ganze Dichter, finden sich in den Werken des Herrn von Chateaubriand wieder, und er hat etwas sehr Schönes, sehr Wahres gesagt, als er bemerkte: „Meine Werke sind die Proben und die Beweisstücke meiner Memoiren; man wird darin im voraus lesen können, was ich gewesen bin! So haben wir schon seit langer Zeit daran gedacht, Blatt für Blatt die Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand zu vereinigen, die in den

Digitized by Google

zweiundzwanzig Octavbänden seiner gesammten Werke zerstreut sind; denn wir wußten im Voraus, was alles bei diesen Analysirungen des menschlichen Geistes, und welch eines Geistes! zu gewinnen sey.

Plötzlich ist die literarische Welt durch die Kunde: Herr von Chateaubriand hat die Denkwürdigkeiten seines Lebens beendigt, tief aufgeregt worden. Noch mehr, der große Dichter liest in der Abtei Aux-Bois, unter dem wohlwollenden und schirmenden Blicke der Madame Recamier, der so geistreichen und gemüthlichen Frau, deren liebenswürdiges und erfreuliches Andenken sich allen unsern poetischen Erinnerungen seit mindestens zwanzig Jahren beimischt, seine Denkwürdigkeiten vor. Er hat beschlossen, daß sie erst nach seinem Tode erscheinen sollen; doch macht es ihm Vergnügen, die Erinnerungen dieses schönen und großen Lebens an sich vorüberziehen zu lassen, um sich Angesichts von Zeugen zu vergewissern, ob er den beiden Gefühlen seines Herzens: der Liebe einer erbarmenden Religion und der aufrichtigen Anhänglichkeit an die öffentlichen Freiheiten, stets getreu gewesen. So hat er denn zu diesem großen Gedankenfeste seine Freunde, jung und alt, eingeladen; er hat vor ihnen sein Herz und seine Seele aufgeschlossen; er hat vor ihnen die Bekenntnisse seines Lebens abgelegt; Herr von Chateaubriand ist dem neunzehnten Jahrhundert vorausgegangen, das er eröffnet hat, sobald J. J. Rousseau das achtzehnte Jahrhundert geschlossen hatte. O mein Gott! welch eine Geschichte, welch eine Biographie, vor welcher ein Plutarch zurückgebebt wäre! Welch ein Geschichtschreiber und für welch einen Heros! Welch ein Schriftsteller und für welch eine Geschichte! Kann man sich wohl einen Begriff von einer Biographie machen, von welcher der Genius des Christenthums und die Märtyrer nur zerstreute Fragmente und schlichte Beweisstücke sind?

Nun, es sind bald vierzehn Tage, seit Herr von Chateaubriand mit dem Vorlesen seiner Denkwürdigkeiten begonnen hat. Die eifersüchtigen Pforten von Aux-Bois haben sich hinter dem Leser und seinem Auditorium verschlossen; nicht ein Laut, nicht ein Hauch der Stimme, nicht ein Zeichen des Lebens ist über den bei dieser Lesung so tief ergriffenen Kreis hinausgegangen; die alten Mauern sind stumm geblieben, und Frankreich, Paris, Europa wissen noch nichts von diesem unappellirbaren Urtheil über unsere Zeit, so hoch herab und von einem solchen Manne gefällt; von diesen letzten Worten, welche die Feierlichkeit des Grabes haben; von diesem literarischen Testamente des Herrn von Chateaubriand! Herr von Chateaubriand hat vierzehn Tage lang ein neues Buch gelesen, dessen Held er ist, und über dies Buch ist noch nichts im Publikum laut geworden! Aber sollte der Wiederhall dieser mächtigen Stimme nicht bis zu uns durchdringen? Das durfte Herr von Chateaubriand nicht erwarten!

Nein, dem wird nicht so seyn; nein, es soll nicht gesagt werden können, daß die Mauern der Abtei Aux-Bois in dem Grade stumm gewesen wären, daß sie nicht einige der Worte offenbart hätten, die sie vernommen; nein, es soll von uns anderen, dem großen Haufen, nicht gesagt werden, daß wir diesem auserwählten Auditorium nicht etwas von seiner Gemüthsaufregung entrissen hätten. Und mit welchem Rechte könnten die Auserwählten des Herrn von Chateaubriand ein solches Vorrecht wohl verlangen? Wer unter ihnen hinge ihm wohl mehr an als wir? Bewundern sie in einem höheren Grade sein Genie? haben sie mehr Sympathie für seine Person, mehr Freude an seinem Ruhm als wir? Es ist also ein ungerechter Glücksfall, daß eben sie die Erstgekommenen zu diesen hinterlassenen Offenbarungen sind. Sie sind um die Frau von Recamier; schon gut; sie sehen den Herrn von Chateaubriand von Angesicht zu Angesicht, sie hören seine Stimme, sie genießen zuerst die Entwickelungen der großen und wundervollen Existenz, welche mit alle dem, was einen großen Namen in Europa hat, in Berührung steht; schon gut: aber sollen wir deshalb nicht das Recht haben, uns an der Pforte der Abtei Aux-Bois zu halten, um einige Laute zu erforschen, die sich in die Lüfte verirrt haben? und dort, wenn Mitternacht vorbei ist, das entzückte Auditorium herauskommen zu sehen und die einzelnen Offenbarungen seines Enthusiasmus aufzufangen, es von ferne seine Bewunderung dem Winde, der braust, dem Wasser, das fließt, dem Stern, der am Himmel glänzt, erzählen zu hören? und wenn wir so glücklich waren, einen Abglanz dieses dergestalt mit so vieler Bescheidenheit und so vielem Genie erzählten Ruhmes zu bekommen, sollten wir, durch kein Versprechen gebunden, dann nicht alles sagen, was wir im voraus wissen? Warum sollten wir unsern Raub nicht mit allen literarischen Leuten unserer Zeit theilen? Herr von Chateaubriand hat seine Denkwürdigkeiten gelesen, ohne daß wir zugegen waren; schon gut; doch wissen wir genug von diesen Denkwürdigkeiten, um davon sprechen zu können; wir haben genug davon reden hören durch den, der ein Mann von Kaltblütigkeit ist, durch den, der Dichter ist, durch alle diejenigen, die sie angehört haben, um mit Hülfe dieser zerstreuten Notizen, und vor allem unter dem Beistande der Werke des Herrn von Chateaubriand, einige Stellen dieses großen Werkes, ein Monument aus Erz und Gold, welches der Verfasser nach seinem Tode hinterließe, um ihm zugleich als Leichenrede, als Epitaphium und als Grabmal zu dienen, wiederegeben zu können.

Es läßt sich leicht der Eindruck denken, den gleich die ersten Worte der Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand: Testamentarische Vorrede, machen müssen. Es ist der letzte Wille des Verfassers, daß seine Denkwürdigkeiten erst nach seinem Tode in den Druck gegeben werden sollen. Es sind nur zwei Abschriften von diesen Denkwürdigkeiten vorhanden: die eine ruht in den Händen der Frau von Chateaubriand, die andere in den Händen der Frau von Recamier. Man sagt, diese Denkwürdigkeiten wären von englischen Speculanten, zu fünfundzwanzigtausend Franken der Band, angekauft worden. Das sind höchst betrübende Umstände. Engländer, um den größten Schriftsteller unsers Landes zu ediren! Denkwürdigkeiten, nach welchen die öffentliche Ungeduld sich nicht zu sehnen wagt, weil die Bedingung, unter welcher der Verfasser den Druck seines letzten Buches gestatten will, so sehr grausam ist! und er, lächelnd inmitten dieser traurigen Vorstellungen, lebend einer posthumen Lesung beiwohnend; lebend Worte anhörend, die für ihn nur einem Grabe entsteigen werden, wenn sie aus zu Ohren kommen! Das war die Wirkung der ersten Soiree. Ueberdem ist das ganze erste Buch den Voreltern des Dichters, die verstorben sind, und seinem Vater, der verstorben ist, geweiht; ein Geschlecht alter und starrköpfiger Edelleute, arm und von altem Adel, die stets von Ludwig XIV. getrennt lebten. Einer der merkwürdigsten dieses alten Geschlechts ist der Vater des Herrn von Chateaubriand. Er war arm, wie es sein Vater gewesen war, und er war allein mit seiner Mutter auf der Welt zurückgeblieben. Er war kaum funfzehn Jahre alt, als er einst an dem Bette seiner alten Mutter, die krank war, kniete und sie um ihren Segen bat; denn er wollte, wie er zu ihr sagte, darauf ausgehen, sein Glück zu machen. Seine Mutter segnete ihn. Er ging zu St. Malo zu Schiff; er gerieth zweimal in Gefangenschaft und ranzionirte sich beide Male. Das letzte Mal nach St. Malo zurückgekehrt, verheirathete er sich mit einer jungen adelichen Dame, mit welcher er mehrere Kinder zeugte; Herr von Chateaubriand und dessen Schwester Lucile waren die jüngsten; sie wurden im Schlosse Comburg, einem alten Besitzthum der Chateaubriands, welches sein Vater wieder angekauft hatte, erzogen.

Das Schloß Comburg ist schon bekannt; man hat es verwüstet und schon für immer verlassen im Reue gesehen. Es heißt dort: „Ich gelangte „durch die lange Tannen-Allee nach dem Schlosse, ich ging zu Fuß über

Digitized by Google

„die verödeten Höfe, ich blieb stehen, um die verschlossenen oder halbzer-
„brochenen Fenster, die Disteln, welche am Fuße der Mauer wucherten,
„die Blätter, welche auf der Schwelle und auf der Freitreppe, wo ich so
„oft meinen Vater und dessen treue Dienerschaft gesehen hatte, aufgehäuft
„lagen, zu betrachten. Der Marmor war schon mit Moos bedeckt, das
„gelbe Veilchen sproßte zwischen seinem aus den Fugen gegangenen und
„bebenden Gestein empor; ein unbekannter Wächter öffnete mir wirsch
„die Pforten.....

„Mir einen Augenblick die Augen mit meinem Taschentuche bedeckend,
„trat ich unter das Dach meiner Vorfahren; ich durchschritt die hohl-
„tönenden Gemächer, wo sich kein anderes Geräusch als das meines
„Auftretens hören ließ. Die Gemächer waren kaum durch ein schwaches
„Licht erhellt, welches durch die geschlossenen Fensterladen fiel. Ich besuchte
„das Gemach, wo meine Mutter das Leben verloren hatte, dasjenige, in
„welchem mein Vater zu verweilen pflegte, dasjenige, wo ich in meiner
„Wiege geschlafen, dasjenige endlich, wo die Freundschaft meine ersten
„Wünsche in dem Busen einer Schwester aufgenommen hatte. Ueberall
„waren die Säle auseinander gewichen und die Spinne spann in den
„verlassenen Karniesen ihr Gewebe aus. Ich verließ rasch diese Stätten,
„eilte, bald von ihnen hinweg zu kommen, ohne mich noch einmal darnach
„umzusehen. Wie wohlthuend, aber auch wie rasch sind die Augenblicke,
„welche die Brüder und die Schwestern in Gesellschaft ihrer alten Eltern
„zubringen!"

Und wenn Herr von Chateaubriand auch nicht die Denkwürdigkeiten seiner Jugend geschrieben hätte, würde man sie doch im René wiedergefunden haben. „Mein Humor war ungestüm, mein Charakter ungleich; abwech-
„selnd tosend und fröhlich, schweigsam und traurig, versammelte ich meine
„jungen Gespielen um mich her, und verließ sie dann plötzlich wieder, um
„einer flüchtigen Wolke nachzusehen, oder den Regen auf das Laub
„plätschern zu hören."

Was der Verfasser im René kaum andeutet, was er aber in seinen Denkwürdigkeiten ausspricht, das ist der mit Schrecken gemischte Respect, den ihm sein Vater einflößte. Sein Vater war ein Mann von hohem Wuchs, von einer düsteren und ernsten Physiognomie, imponirend in all seinem Wesen; sein Auftreten ertönte laut, seine Stimme war feierlich, sein Blick funkelnd. Am Tage machte der junge Franz von Chateaubriand lieber einen weiten Umweg, als daß er an seinem Vater vorübergegangen wäre; und wenn es Abend geworden war, so versammelte sich die ganze Familie in diesem wüsten Schlosse, das mitten in den Wäldern, in einer abgelegenen Gegend lag, in einem großen Saal, die Mutter und die beiden jungen Kinder sich unter dem ungeheueren Kamin aneinander schmiegend, und der Vater, eingehüllt in seinen weiten Mantel, auf- und niedergehend, ohne ein Wort zu sagen. Je nachdem ihr Herr und Gebieter sich von dem Winkel, wo sie sich duckten, entfernte, ward die Unterhaltung zwischen der Mutter und den Kindern mehr und mehr lebendig; je schwächer sich die Schritte des Herrn vernehmen ließen, desto lauter wurden die Stimmen der Kleinen; aber plötzlich machte der alte Graf eine Wendung, und kehrte von der Thür nach dem Kamin zurück; dann stimmte sich die Unterhaltung etwas herab, und je näher er kam, desto schwächer wurden die Stimmen. Zuweilen blieb er vor dem Kamin stehen, nicht ein Athemzug war zu hören; und er fragte dann mit seiner kräftigen Stimme: Was spricht man? Das tiefste Schweigen war die Antwort; er setzte seine Wanderung fort, und der Abend verstrich so unter diesen Alternativen von Geplauder und Schweigen.

Nach Eintritt der eilften Stunde stieg der alte Herr nach seinem Schlafgemach hinauf; man horchte noch nach ihm hin, und man hörte ihn oben noch gehen; die alten Bohlen stöhnten unter seinen Tritten; endlich ward alles still, und nun brachen die Mutter, der Sohn, die Schwester in ein Freudengeschrei aus; die beiden Kinder trieben tausenderlei Narrenspossen, oder sie erzählten sich auch, was noch ergötzlicher war, Geistergeschichten. Unter diesen Geschichten ist eine, welche Herr von Chateaubriand in seinen Denkwürdigkeiten mittheilt, und die einst als ein Muster des Erzählens citirt werden wird.

Hier einige Fragmente dieser Geschichte, ein bloßes Skelett des Gespenstes des Herrn von Chateaubriand.

Des Nachts, um Mitternacht, hört ein alter Mönch in seiner Celle an seine Thür klopfen. Eine klagende Stimme ruft ihn bei Namen; der Mönch nimmt Anstand, zu öffnen. Endlich steht er auf und öffnet: es ist ein Pilger, der um Gastfreiheit bittet. Der Mönch giebt dem Pilger ein Bett, und wirft sich wieder auf das seinige; aber kaum ist er eingeschlafen, als er plötzlich den Pilger vor seinem Bette stehen und ihm ein Zeichen geben sieht, daß er ihm folgen solle. Sie gehen miteinander hinaus. Die Thür der Kirche thut sich vor ihnen auf und schließt sich hinter ihnen wieder. Der Priester am Altare feiert die heiligen Mysterien. Angekommen am Fuße des Altars nimmt der Pilger seine Kapuze ab und läßt dem Mönche nun einen Todtenkopf sehen. „Du hast mir einen Platz neben Dir eingeräumt," sagt der Pilger, „dafür gebe ich Dir nun einen Platz auf meinem Aschenbette."

Man fühlt es, wie schauerlich angenehm das war, und wie die Schwester sich bei diesen Erzählungen an den Bruder und der Bruder sich an die Schwester schmiegte! Es kann nichts Rührenderes geben als die Stellen bei dem Herrn von Chateaubriand über diese schöne, einsichtsvolle und junge Schwester Lucile! Seine ganze Kindheit ist ihm zur Seite seiner Schwester dahingegangen; sie haben beiderseits einen und denselben Kummer, eine und dieselbe Lust, einen und denselben Schrecken gehabt.

„Scheu und gezwungen im Angesichte meines Vaters, fand ich Wohl-
„behagen und Zufriedenheit nur bei meiner Schwester wieder. Eine
„liebliche Gleichförmigkeit in der Lebensweise und im Geschmack verband
„mich aufs innigste mit dieser Schwester; sie war etwas älter als ich.
„Es machte uns Freude, miteinander die Hügel zu erklimmen, die
„Waldung bei dem Fall der Blätter zu durchstreifen: Promenaden, deren
„Erinnerung noch jetzt meine Seele mit Wonne erfüllt. O Illusionen
„der Kindheit und des Vaterlandes! verliert ihr nie eure Lieblichkeit?

„Bald gingen wir schweigend, auf das herbstliche Tosen oder auf
„das Geräusch der dürren Blätter horchend, die wir traurig unter die
„Füße traten; bald jagten wir, in unsern unschuldigen Spielen, der
„Schwalbe auf der Wiese, dem Regenbogen auf den durchnäßten Hügeln
„nach; zuweilen murmelten wir auch Verse her, die uns das Schauspiel
„der Natur eingab.

„In unserer beider Gemüth lag etwas Traurigkeit; wir hatten dies
„von Gott, oder von unserer Mutter!"

Man sieht hier schon, was an dem Kinde war; nach dem Kinde läßt sich nun der Schüler beurtheilen. Ein Schwärmer, ein Dichter; unbekümmert, und nach seinen Stunden studirend; ohne Behagen am Collegium und im Collegium wie im väterlichen Hause seine Zuflucht bei der Freundschaft suchend, die ihm die Stunden zu verkürzen schien. Der junge Franz von Chateaubriand ward im Collegium von Rennes erzogen; dort studirte er, so weit er zu studiren vermochte, die Arithmetik von Bezou, und als Gegengewicht zu dem Bezou fand er den Horaz auf, den Horaz expurgatus und les Confessions du saint Augustin, zwei neue Collegiums-Freunde. Diese Collegiums-Erinnerungen werden von dem Herrn von Chateaubriand höchst lieblich erzählt; es ist dieses ganz die Frische und die kindliche Anmuth, die ländliche Leidenschaft der ersten Bücher der Geständnisse von J. J. Rousseau. Er erinnert sich der kleinsten Umstände des ersten Alters. Er hat ein Bedauern für alle seine Freunde, die verstorben sind, u. a. für seinen Freund Regille, den

Digitized by Google

Vendée'r, der zu Quiberon starb. Dieser brave Regille war Gefangener der Blauen auf Parole; bei eingebrochener Nacht warf er sich ins Wasser, um zu einem englischen Schiffe zu schwimmen, das dort kreuzte, und es zu warnen, daß es sich nicht nähern sollte. Die so gewarnten Engländer wollten den Regille mit sich nehmen; aber seinem Worte getreu, stürzte er sich wieder ins Meer, kehrte schwimmend nach Quiberon zurück, wo er am andern Tage unter dem Ausruf: es lebe der König! erschossen ward. Armer Regille! er hätte schon sein Wort brechen können; was wäre es den Blauen darauf angekommen, eine Leiche weniger zu haben!

Das Collegium von Rennes hat dem Herrn von Chateaubriand wenig andere Erinnerungen übrig gelassen. Alle, oder fast alle seine Collegiums-Kameraden sind verstorben. Unter den Abenteuern, die er erzählt, ist folgendes das lustigste.

Es war im Collegium ausdrücklich verboten, Vogelnester auszunehmen. Einst, während der Promenade, entdeckten die munteren Mitschüler im Gipfel eines hohen Baumes ein Elsternnest; die Alte saß oben in der Spitze des Baumes und bewachte ihre Brut. Wie nun zu diesem Neste gelangen, das so sehr verpönt und wonach man doch so lüstern war? Die jungen Bursche zeigen sich das Nest mit Blick und Gebehrde. Wer steigt da zuerst hinauf? Du Ludwig? Du Victor? Du Franz? — Ich, sagt Franz, da er sieht, daß alle die andern nicht recht daran wollen; und sofort beginnt er zu klettern. Er klettert; er klammert sich an die Zweige an; er steigt aufwärts; er steigt höher und höher und weiß nicht, wie hoch er steigt; er hört von unten, wie ihm applaudirt wird; er steigt immer fort! Endlich ist er bei dem Neste; die arme Mutter fliegt, in ihrem Versteck forcirt, so weh es ihr auch thut, davon; der kleine Franz langt mit der Hand ins Nest. — Da sind keine Vögel darin! aber kleine Eier, weich auf Dunen gebettet, und noch warm! Um nicht mit leeren Händen wieder herabzusteigen, nimmt er die Eier zu sich und steckt sie in den Busen. Dann beginnt er, hinunterzuklettern. Das Herunterklettern war schwieriger als das Hinaufklettern; die Zweige geben nach, die Zweige brechen, sein Fuß gleitet aus; er schindet sich Gesicht und Hände; so kommt er, übel und wohl, an eine Stelle des Baumes, wo dieser, sich in zwei Theile theilend, eine Gabel bildet; er schießt rittlings zwischen diese Gabel, wo er, das eine Bein hier, das andere Bein dort, sich verschnauft.

So rittlings sitzend, Athem suchend, um dann vollends herniederzusteigen, hört er plötzlich seine Mitschüler rufen: „der Lehrer, der Lehrer!" Und in der That ließ sich der Lehrer von weitem blicken, wonach alle, gleich der Elster, davonflogen, während Franz von Chateaubriand da oben ganz allein auf seinem Baume reitend, zurückblieb. Nur einer seiner Mitschüler war am Fuße des Baumes geblieben und rief ihm zu: „Mache Dich aus dem Staube, Franz! lasse Dich an dem Baum herniedergleiten, Franz! klammere Dich mit Arm und Bein fest daran, Franz!" Möglich, daß dieser dem Unglück so getreue Kamerad kein anderer als der würdige Regille war. Armer Regille!

Franz machte es so. Er umklammerte den Baum mit beiden Armen und ließ sich so von oben bis unten an der rauhen Rinde herabgleiten; so gelangte er, freilich etwas wund, zur Erde; aber was schadet es, hatte doch der Lehrer nichts gesehen! Er macht sich also auf die Beine, trifft bei seinen Kameraden ein; der Lehrer sieht ihn kommen, und schaut ihn an. O Verzweiflung! o unvorhergesehener Zufall! die Eier, die vermaledeyten Eier sind in dem Busen des kleinen Franz zerbrochen; seine Weste hat eine andere Farbe bekommen; die Elster hat sich gerächt; ihre Eier schreien Rache! Der Lehrer, eine Art von hartköpfigem Bretagner, deutet dem Franz von Chateaubriand an, daß er die Peitsche bekommen werde. Man kehrt ins Collegium zurück; man kann sich denken, wie traurig.

Kaum dort eingetroffen, läßt der Lehrer den Franz von Chateaubriand zu sich aufs Zimmer kommen, um seine Strafe zu empfangen. Nun bittet und fleht der kleine Franz mit beklommenem Herzen, die Augen voll Thränen, die Hände gefalten, ihm doch solchen Schimpf zu ersparen. — Er bittet um eine andere Strafe; Gefängniß, trocken Brodt, Pensum, will zweihundert horazische Verse auswendig lernen. — Alles vergebens! der Lehrer hat es gesagt, Franz soll die Peitsche haben! Zugleich nähert der Lehrer sich, die einmal dictirte Züchtigung an Franz zu vollziehen; als dieser aber sieht, daß bitten zu nichts hilft, da entschließt er sich kurz wie ein Edelmann; er lehnt sich mit dem Rücken an die Mauer, und als sein Henker sich nähert, schlägt er mit Händen und Füßen um sich; er beißt, er schlägt, er scheint, er kratzt, er rennt davon, er verkriecht sich unter das Bett, er verschanzt sich hinter Möbeln: ein junger Löwe hätte sich nicht besser wehren können. Am Ende des Krieges überdrüssig, läßt man ihn gehen; er trägt weit besser und weit keuscher den Sieg davon, als der kleine Jean-Jacques bei einer ähnlichen Gelegenheit.

Nach zehn Monaten, in diesen Studien und in diesen Promenaden verlebt, wechselsweise träumerisch und zornig, aufbrausend und geduldig, studirend nach seinen Stunden, aber wo sich studirend, schon diese gelehrte und cadenzierte Phrase träumend und modulierend, die vielleicht besser ist, als eine Poesie, eine Poesie, von welcher er schon ein Vorgefühl hatte, und die er späterhin zuerst, er ganz allein zur großen Bewunderung Frankreichs aufgefunden hat, kehrte er zurück nach Combourg, um dort seine Ferien zuzubringen. Er sah das alte Schloß wieder, welches vom Meere gepeitscht wurde, er umarmte seine Mutter, er zitterte neuerdings vor seinem Vater, er plauderte mit seiner jungen Schwester, er arbeitete mit ihr; sie horchten nach dem verworrenen Geräusche des Waldes und des Meeres hin. Dann ward er plötzlich nicht wieder ins Collegium, nein, zum Regiment gesandt; heute Schüler, war er morgen Soldat, ganz Soldat, zum Exercitium gehend. Eins! Zwei! — Eins! Zwei! — Schultert's Gewehr! — Präsentirt's Gewehr! und nie: Feuer! — Als er das Metier kannte, marschiren, gehen, kommen, das Gewehr putzen, das Lederzeug weiß, die Patrontasche schwarz machen konnte, da ward er befördert. Man machte ihn zum Korporal, zum Sergeanten, ja endlich, meiner Treu, zum Unterlieutenant! Nun war es an ihm, die andern zu unterrichten. Er lehrte ihnen alles, was ihm gelehrt worden war. — Eins! Zwei! Rechtsum! Linksum! Vorwärts marsch! Fest aufgetreten! Rechts! links! Gewehr hoch! Gewehr in Arm! Alles dieses fand zu Dieppe statt, wo er in Garnison lag; der Strand des Meeres diente ihm als Schlachtfeld: er ward so, wie sein Obrister sagte, ein völlig ausgebildeter Offizier.

Als diese neue Ausbildung des jungen Franz von Chateaubriand beendigt war, und damit ging es schnell, schickte ihn sein Vater nach Paris, um dort sein Glück zu machen. So sagte er denn noch einmal dem Schlosse Combourg, seiner Mutter, seiner Schwester Lebewohl; dann reiste er in einer Postchaise tête-à-tête mit einer Dame ab, die er nach Paris begleiten sollte. Aber, wie Herr von Chateaubriand sagt, wir wollen seine Memoiren eben lassen:

„Ich habe Comburg nur noch dreimal wiedergesehen: bei dem Tode „meines Vaters war die ganze Familie im Schlosse versammelt, um sich „einander Lebewohl zu sagen. Zwei Jahre später begleitete ich meine „Mutter nach Comburg; sie wollte den alten Stammsitz möblieren; mein „Bruder sollte mit meiner Schwägerin dahinkommen: mein Bruder kam „aber nicht nach der Bretagne, er heirathete bald mit der jungen Frau,*) „für welche meine Mutter das Hochzeitsbett bereitet hatte, das Schaffott; „endlich schlug ich den Weg nach Comburg vom Hafen aus ein, als ich zu „dem Entschluß gekommen war, mich nach Amerika einzuschiffen.

*) Das Fräulein von Rosambo, Großtochter des Herrn von Malesherbes, mit ihrem Gatten an demselben Tage als ihr illustrer Großvater hingerichtet.

Digitized by Google

„Nach sechsjähriger Abwesenheit im Begriff, den väterlichen Boden „mit den Trümmern von Griechenland zu vertauschen, ging ich, inmitten „der Steppen meiner armen Bretagne das, was mir noch von meiner „Familie übrig geblieben war, zu umarmen; doch hatte ich nicht den „Muth, die Wallfahrt nach den väterlichen Gefilden zu unternehmen. „In den Haiden von Comburg bin ich das Wenige, was ich bin, „geworden; dort habe ich meine Familie sich vereinigen und sich zerstreuen „sehen. Von zehn Kindern, die wir waren, sind wir unserer nur noch „Vier. Meine Mutter ist voe Gram gestorben, die Asche meines Vaters „ist den Winden preisgegeben worden.

„Falls meine Werke mich überleben, ich einen Namen hinterlassen „sollte, so hält der Reisende vielleicht, durch diese Memoiren geleitet, einst „einen Augenblick an den Stätten an, die ich beschrieben habe. Das „Schloß dürfte er wieder auffinden, aber nach der großen Mailbahn oder „dem großen Walde würde er vergebens suchen; er ist gefällt worden; „die Wiege meiner Träume ist gleich den Träumen verschwunden. Allein „noch auf seinem Felsen aufrecht, scheint der alte Schloßthurm die Eichen „zu vermissen, die ihn umgaben und wider die Stürme schützten. Isolirt „wie er, habe ich gleich ihm die Familie um mich her fallen sehen, die „meine Tage verschönerte und mir ihren Schutz angedeihen ließ; Dank „dem Himmel ist mein Leben nicht auf einem so festen Boden gebaut, „als die Thüeme, in welchen ich meine Jugend verlebt habe!“

Hiee endigt die erste und die zweite Vorlesung der Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte von Aegypten unter der Regierung Mohammed-Aly's.

Von

Felix Mengin.

(Beschluß.)

(L.)

Während eines Jahres, als so lange ungefähr die Macht Kurchyd-Pascha's dauerte, setzte Mehemet-Ali seine Operationen gegen die Mamelucken fort und vermehrte sein Ansehen bei den Einwohnern durch die Geschicklichkeit, mit welcher er sich bei allen schwierigen Gelegenheiren zum Vermittler zu machen suchte. Ein Umstand unter andern gab ihm Gelegenheit, von dem Uebergewicht zu urtheilen, das er im Lande hatte. Es lief von Constantinopel ein Befehl an Mehemet-Ali ein, sich mit seinen Albanesen einzuschiffen, welche seit langer Zeit das Mißtrauen der Pforte erregten, und Aegypten zu verlassen. Mehemet nahm den Schein an, als schicke er sich an, zu gehorchen und fing an, seine Mobilien zu verkaufen. Da drohte ein Aufstand auszubrechen. Sicher von nun an der Erfüllung seiner Plane, gab er dem Wunsche der Einwohner nach und verkündigte, daß er Aegypten nicht verlassen würde. Bald bot sich die Gelegenheit dar, die seine Hoffnungen verwirklichen sollte. Kurchyd, der Unverschämtheit der Albanesen müde, hatte von der Pforte erlangt, daß in Asien ein Corps von Delhy's ausgehoben werden sollte, auf welche man zählte, um daraus ein Gegengewicht gegen die Ueberlegenheit der albanesischen Häuptlinge zu machen. Diese Truppen wurden wirklich gesendet; aber die erste Wirkung dieser Nachricht war natürlich, die Albanesen gegen den Pascha aufzubringen. Andererseits bestanden diese Truppen aus zuchtlosen Plünderern, drückten und quälten die Einwohner und betrugen sich wie in Feindes Land. Die Empörung wurde allgemein; am 14. Mai 1805 begaben sich die Scheiks und Ulema's zu Mehemet-Ali und flehten ihn an, die Autorität anzunehmen. Dieser ließ sich einige Zeit (zum Scheine) bitten, willigte aber endlich ein. Ein Bote wurde nach Constantinopel abgefertigt, und am 28. Juni 1805 wurde Mehemet-Ali, schon durch die Scheiks und Ulema's zum Gouverneur ernannt, in diesem erhabenen Posten durch einen Firman der erhabenen Pforte bestätigt.

Endlich an das Ziel gelangt, nach welchem er mit so vieler Beständigkeit und Geschicklichkeit gestrebt, richtete Mehemet-Ali alle seine Anstrengungen auf die Vernichtung der Mamelucken, deren Streifzüge Aegypten verwüsteten und die Gemüther in einem Zustande von Unruhe und Aufregung erhielten, welche der Befestigung seiner Autorität wesentliche Hindernisse in den Weg legte. Eine seiner ersten Sorgen war, sich das Wohlwollen der Scheiks und der Ulema's zu erwerben und ihnen zugleich durch einige Züge der Autorität fühlbar zu machen, daß er dadurch, daß er ihnen seine Macht verdankte, nicht unter ihre Vormundschaft gefallen sey, noch verfallen wolle. Diese Mischung von Milde und Entschlossenheit gelang ihm auf eine bewundernswürdige Weise. Die Mamelucken hatten in Constantinopel intriguirt und hatten, unterstützt von den Engländern, die J'elfy protegirten, die Ungnade des Pascha und ihre Wiedereinsetzung in die Regierung Aegyptens erlangt oder bewirkt. Am 1. Juli 1806 ging das Geschwader des Capudan-Pascha im Hafen von Alexandrien vor Anker und überbrachte Mehemet-Ali den Befehl, sich als Gouverneur nach Salonichi zu begeben und Aegypten den Mamelucken zu überlassen. Mehemet erklärte, daß er bereit sey, zu gehoechen, aber daß seine Truppen, denen er viel Geld schuldig sey, sich weigerten, ihn abreisen zu lassen. Den Aufschub benutzend, den diese List ihm gewährte, versicherte er sich der Ergebenheit der Anführer der Armee und ließ von den Ulema's eine Bittschrift an die erhabene Pforte verfassen, wodurch sie diese beschworen, Mehemet-Ali das Gouvernement zu lassen, den sie als den einzigen Mann schilderten, der fähig sey, Ordnung und Frieden herzustellen. Um dieser Supplik mehr Gewicht zu geben, trug der Pascha Sorge, Truppen auszuheben, und durch seine Handlungen den festen Entschluß anzudeuten, nicht zu gehorchen. Dieses Benehmen verfehlte seine Wirkung nicht. Die Pforte überließ in ihrer Antwort die Sache der Entscheidung des Capudan-Pascha, der, da er füglich nicht anders konnte, Mehemet-Ali im Gouvernement von Aegypten, gegen ein Geschenk von viertausend Beuteln, bestätigte.

Ruhig von nun an hinsichtlich der Pforte, schien ihm das Schicksal selbst zu Hülfe zu kommen, um ihm die Vernichtung der Mamelucken zu erleichtern. Am 19. November 1806 erlag Osman-Bey-Baedisty einer heftigen Krankheit. Am 30. Januar 1807 folgte ihm Mohammed-Bey-J'elfy ins Grab. Der Tod dieser beiden Bey's, der mächtigsten und tapfersten der Mamelucken, vereinfachte die Aufgabe Mehemet-Ali's außerordentlich. Es war unter den Mamelucken kein Häuptling mehr übrig, der fähig gewesen wäre, seiner Macht das Gleichgewicht zu halten. Dennoch wurde das Resultat seiner Anstrengungen durch die Expedition aufgehalten, welche die Engländer im Jahre 1807 gegen die Küsten von Aegypten versuchten. Diese schlecht berechnete und schlecht geleitete Invasion diente nur dazu, den Ruhm des Pascha und sein Vertrauen in die Macht seiner Waffen zu vermehren; übrigens wußte er seinen Erfolg durch die großmüthige Art zu ehren, mit welcher er die feindlichen Gefangenen behandelte.

Nach der Abfahrt der Engländer dauerten die Feindseligkeiten zwischen dem Pascha und den Mamelucken ohne entscheidendes Resultat fort. Unterhandlungen waren verschiedenemale angeknüpft worden, aber ohne

Digitized by Google

Erfolg; denn die Mamelucken mißtrauten mit Recht den Absichten des Pascha. Endlich, am 1. März 1811, auf dem Puncte, seine Truppen nach Arabien einschiffen zu lassen, um die von den Wechabiten eingenommenen heiligen Städte zu befreien, berief Mehemet die Civil- und Militair-Autoritäten des Landes zusammen; er wollte, hieß es, feierlich seinen Sohn, Tussun-Pascha, zum Oberbefehl der Armee von Arabien ernennen und ihn, nach dem Gebrauch, mit dem Pelz der Investitur bekleiden. Die Truppen und die vornehmsten Einwohner sollten der Feierlichkeit beiwohnen: die Häuptlinge der Mamelucken waren gleichfalls eingeladen, sich in großem Costume dahin zu begeben. Alle kamen nach der Citadelle, wo Mehemet ihnen Caffee reichen ließ. Als der ganze Zug versammelt war, wurde das Zeichen zum Abmarsch gegeben. Ein Corps von Delhy's eröffnete den Marsch; dann kamen die Albanesen, dann die Mamelucken: die Infanterie, die Reiterei und die vornehmsten Verwaltungs-Beamten sollten ihnen folgen. Der in Felsen gehauene Weg, welcher in die Citadelle führt, ist eng und an verschiedenen Stellen schwierig; nicht zwei Reiter können ihn neben einander passiren. So wie die Mamelucken darin waren, ließ der Anführer der Albanesen die Thore der Citadelle schließen und gab Befehl, die Mamelucken zu vernichten. Nun gaben die Truppen Feuer von der Citadelle; die Albanesen wandten sich um, klimmten auf die Felsen, so daß sie außer dem Bereich ihrer Gegner waren, und antworteten dem Signal der Citadelle. Zwischen zwei Feuern, außer Stande, in diesem engen Wege zu manoeuvriren, sprangen die Mamelucken vom Pferde und suchten sich mit dem Säbel in der Faust Bahn zu brechen. Aber niemand trat ihnen zu offenem Kampfe entgegen; beschossen aus dem Innern der Häuser fielen sie ohne Vertheidigung. Es wurde kein Quartier gegeben und mehr als tausend Menschen kamen an diesem blutigen Tage um.

Als der Pascha sah, daß der Zug zu defiliren anfing, wurde er unruhig und erblaßte bei den ersten Flintenschüssen: er fürchtete, daß seine Befehle nicht genau befolgt würden, daß ein ungewisser Kampf entstehen möchte, und daß seine Plane scheitern könnten.

„Der Anblick der Gefangenen und der abgehauenen Köpfe setzte seiner Unruhe ein Ziel, aber er gab seinem Gesichte die Heiterkeit nicht wieder und stillte die innere Bewegung nicht, die sein Herz beängstigte. Kurz darauf trat der Genueser, Mendrici, einer seiner Aerzte, in sein Zimmer, näherte sich ihm und sagte mit heiterer Miene: Die Sache ist entschieden — es ist ein Festtag für Ew. Hoheit. Der Fürst antwortete nichts, aber sein Stillschweigen war sehr ausdrucksvoll; er bat, daß man ihm zu trinken gebe."

So wurde das Corps der Mamelucken vernichtet, Opfer ihrer Spaltungen und ihrer Unvorsichtigkeit, so wie der Treulosigkeit des Pascha. Wir haben bis jetzt Mehemet-Ali alle Kräfte aufbieten sehen, um die Parteien, eine durch die andere, zu verderben und sich auf diesen Trümmern zu erheben. Gegenwärtig souverainer Herr von Aegypten und ohne innere Feinde, werden wir ihn nach Außen seine im Innern festgegründete Herrschaft ausdehnen sehen.

Der Mamelucken entledigt, dachte Mehemet-Ali ernstlich darauf, seine Waffen gegen die Wechabiten zu kehren, eben so sehr seiner Ruhm- und Vergrößerungssucht zu gefallen, als um den wiederholten Befehlen der Pforte zu gehorchen, welche anfingen, sehr dringend zu werden. Seit mehreren Jahren waren die heiligen Städte von den Wechabiten besetzt und die Unterbrechung der Pilgrimschaften war ein Gegenstand des Aergernisses für alle Länder mahomedanischer Religion. Ehe wir aber dem Leser die Details der Expedition mittheilen, ist es vielleicht zweckmäßig, in einigen Worten den Ursprung dieser furchtbaren Secte zu erzählen. Die Geschichte dieser Länder ist unter uns so wenig bekannt, daß man uns, denke ich, Dank wissen wird, von dem Bericht des Herrn Felix Mengin einen Ueberblick zu geben.

Mohammed-Ebn-Abdel-Wahab, Sohn des Scheiks des Dorfes El-Ayeynch, unternahm, gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, eine Reform in den Gebräuchen der muselmännischen Religion. Seine Lehre legte den Gläubigen eine größere Strenge der Sitten und gänzliche Enthaltsamkeit von geistigen Getränken und namentlich gebrannten Wassern auf. Sein Unterricht ging auch dahin, Mahomed aus den hohen Regionen, wohin ihn der muselmannische Glaube stellt, herabsteigen zu lassen, um ihn auf gleiche Linie mit Moses und Jesus zu stellen, die, wie man weiß, von den Rechtgläubigen als Propheten verehrt werden. Aus der Provinz El-Hassah vertrieben, wo er eine Frau von schlechtem Lebenswandel hatte steinigen lassen, flüchtete sich Abdel-Wahab nach Deryeh, Hauptstadt des Landes Nedjd. Günstig aufgenommen von dem Emir Mohammed-Ebn-Suhud, fing er seine Predigten an, und brachte bald die Gemüther in Aufregung. Der Emir gab dieser religiösen Aufwallung einen politischen Impuls und machte verschiedene Streifereien im Lande von Nedjd. Abd-el-Aziz, der ihm im Jahre 1765 nachfolgte, erhielt, unterstützt von seinem Sohn, Suhud, seine Eroberungen und vergrößerte sie noch. Er trug seine Waffen bis nach Bassorah von der einen Seite und von der andern bis nach Gedda am rothen Meere, bemächtigte sich Mecca's und von diesem Tage an konnten die Caravanen von Aegypten und Syrien nicht mehr bis zum Grabe des Propheten gelangen. Nachdem Abd-el-Aziz von einem fanatischen Perser ermordet worden war, der die Verletzung von Ali's Grabe rächen wollte, trat Suhud, sein Sohn, in seine Fußstapfen, unterwarf den Sheriff Ghaleb und öffnete zu Mecca das Grab Mahomeds, dessen Schätze er plünderte. Um nun diesen Streifzügen ein Ziel zu setzen, drang seit langer Zeit die Pforte in den Pascha, nach Arabien zu marschiren.

Große Schwierigkeiten setzten sich dieser Expedition entgegen. Mehemet hatte keine Schiffe, um seine Truppen zu transportiren und der Sheriff Ghaleb, der Heerschaft der Wahabi's (Wechabiten) unterworfen, konnte ihm unter diesen Umständen keine Hülfe leisten. Indessen verlor Mehemet vor so vielen Hindernissen nicht den Muth. Er hatte keine Marine auf dem rothen Meere; er beschloß, sich eine zu schaffen. Er ließ aus der Türkei nach Boulay Bauholz, Anker und Tauwerk kommen und versammelte Werkleute. So wie die Materialien zugegen waren, ließ er sie auf Kameelen nach der Meerenge von Suez transportiren; die allerschwersten Stücke wurden von zwei oder vier Kameelen getragen, die man neben einander gehen ließ; mehr als zehntausend dieser Thiere wurden zum Transport verwendet. In dem Zeitraume von zehn Monaten waren achtzehn Schiffe erbaut und flott. Um so viele Kosten aufzubringen, belegte der Pascha die Kopften mit einer außerordentlichen Steuer. Das einzige, was ihn noch aufhielt, war die Unruhe, welche ihm die Mamelucken verursachten. Man hat gesehen, durch welches Mittel es ihm gelang, sich von dieser Sorge zu befreien.

Am Ende des Jahres 1811 ging seine Flotte endlich unter Segel. Kaum gelandet, bemächtigten sich die Truppen Jambo's, durch Verrath des Sheeiffs Ghaleb. Tussun-Pascha, Mehemets Sohn, der die Expedition als Oberfeldherr commandirte, vereinigte, als er zu Lande angekommen, alle seine Streitkräfte zu Bedr, wo er einen kleinen Vortheil über die Wechabiten davon trug. Bald aber, nachdem er bis Safra vorgedrungen war und diese Stadt bestürmt hatte, brachte der Angriff der Wechabiten seine Armee in Unordnung, welche die Flucht ergriff, ihre Zelte, Kriegsmunition und Bagage in den Händen des Feindes lassend. Nur sechshundert Todte waren auf dem Schlachtfelde geblieben, aber von achttausend Mann, woraus die türkische Armee bestand, kam mehr als die Hälfte, in Folge dieser Niederlage, vor Durst und Hunger um.

Digitized by Google

Ohne sich durch diese traurigen Nachrichten entmuthigen zu lassen, setzte sich der Pascha in den Stand, Vorbereitungen zu einer zweiten Expedition zu treffen. Er legte neue Abgaben auf die Dörfer und selbst auf religiöse Stiftungen; er ließ die Anführer der Armee von Arabien aus der Liste des Soldes streichen, wegen des schlechten Benehmens, welchem er den Unfall von Safra zuschrieb; als die albanesischen Häuptlinge diese Maaßregel mit einer Art von bebendem Widerstande aufnahmen, ließ ihnen der Pascha ohne Verzug den Rückstand ihres Soldes auszahlen und zwang sie, Aegypten zu verlassen.

So wie Tussun die ihm von seinem Vater gesendete Verstärkung erhalten hatte, rückte er von Neuem vor, zog ohne Schwerdtstreich in Safra ein, und nachdem er sich durch seine Geschenke und durch seine Leutseligkeit das Wohlwollen der benachbarten Stämme erworben, brach er auf, um Medina zu belagern, das er nach einer Blockade von fünfundsiebenzig Tagen mit Sturm nahm. Von da kam er nach Birkeh und Geddah zurück, ohne auf Feinde zu stoßen. Auch Mecca fiel in die Gewalt von Tussun-Pascha. Inzwischen ließ Suhud, der bis dahin nur Vertheidigungs-Maaßregeln getroffen hatte, seine Truppen der ägyptischen Armee entgegenmarschiren. Das Zusammentreffen fand nah bei Tarabé statt. Mustapha-Bey, welcher die Aegyptier commandirte, erlitt eine völlige Niederlage und verlor seine Artillerie und Bagage. Auf ihrem Rückzuge über Tayef hatte die Armee viel von der ungeheuren Hitze des Klima's und dem schlechten Wasser zu leiden. Sie verlor mehr als achttausend Mann und mehr als fünfundzwanzigtausend Saumthiere; der Vicekönig hatte schon bei dieser Expedition mehr als funfzigtausend Beutel aufgewendet.

So viele auf einander folgende Unfälle hätten jeden minder ausdauernden Mann als Mehemet abgeschreckt. Er aber, bei dieser Nachricht im Gegentheil das Bedürfniß fühlend, den Operationen eine neue Thätigkeit zu geben, beschloß, sich in Person auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Am 28. August 1813 war er zu Geddah. Gleich nach seiner Ankunft war eine seiner ersten Handlungen, den Sheriff Ghaleb verhaften zu lassen, dessen Benehmen ihm verdächtig schien. Darauf wollte er eine Diversion zu Gunsten von Tussuns Armee bewirken und sendete über Kusodah, in Yemen, eine Expedition, die, durch die Unerfahrenheit ihres Anführers, die unglücklichsten Resultate hatte; aber hier sollten auch die Unfälle der ägyptischen Armee enden und die unerschütterliche Entschlossenheit des Vicekönigs endlich ihre Früchte tragen.

Suhud starb; dieser tapfere Fürst, dessen Regierung durch so viele Erfolge bezeichnet worden war, hinterließ den Thron seinem Sohne Abdallah, dessen Unfähigkeit auf eine wunderbare Weise die Plane Mehemet-Ali's begünstigen sollte. Von diesem Augenblicke an blieb die Offensive fast wechsellos auf Seiten Tussun-Pascha's.

Wir sind über die Operationen der Armee von Arabien in einige Details gegangen, weil es uns geschienen hat, daß der einfache Bericht der Ereignisse dem Leser die ganze Macht des hartnäckigen Willens klar machen werde, welcher das Glück Mehemet-Ali's begründet. Wir wollen flüchtig über den zweiten Theil dieses Feldzugs hinweggehen, der sich mit Friedensvorschlägen von Seite Abdallah's endigte, welcher sich verpflichtete, Dereyeh an Mehemet-Ali zu übergeben, sich der Autorität des Großherrn zu unterwerfen und dem Grabe des Propheten die Schätze wieder zu erstatten, die er geraubt hatte. Diese Vorschläge wurden gegen das Ende des Jahres 1815 angenommen und Tussun-Pascha kehrte nach Aegypten zurück, um die Früchte seines Triumphes zu genießen.

Als aber, nach der Abreise Tussun-Pascha's, Abdallah ein wenig spät gewahrte, wie drückend ihm die Bedingungen waren, die er angenommen, sendete er Deputirte an den Vicekönig, um sich bei ihm zu entschuldigen und um Erlaß mehrerer Clauseln des Tractats zu bitten. Mehemet-Ali antwortete im äußersten Zorn, daß, wenn Abdallah seine Verpflichtungen nicht erfüllte, er seinen Sohn Ibrahim mit einer Armee schicken werde, die das ganze Land Nedjd verwüsten würde. Da diese Drohungen ohne Resultat blieben, schiffte sich Ibrahim zu Kossir mit den Truppen unter seinem Befehle ein und verließ Aegypten am 23. Sept. 1816. — Ibrahim, seitdem so bekannt und wenn man will berühmt, betrat damals zuerst die kriegerische Laufbahn; aber so wie er nur den Feldzug eröffnete, zeigte sich sogleich sein energischer und unternehmender Charakter. Von Hanakyeh aus, wo er sein Lager aufgeschlagen, brach er, an der Spitze von achtzehnhundert Reitern auf, nahm den Arabern achthundert Kameele, viertausend Schaafe und viele Lager-Geräthschaften und gründete durch diesen Handstreich den Ruf der türkischen Reiterei. Kurze Zeit nachher schlug Uzun-Ali, einer seiner Generale, Abdallah zu El-Mahyeh, nicht weit von Hanakyeh; Ibrahim wollte diesen Vortheil benutzen, rückte auf El-Raß vor und versuchte, in zu großem Vertrauen auf seine eigenen Kräfte, statt einer regelmäßige Belagerung zu beginnen, es mit Sturm zu nehmen, verlor aber bei diesem fruchtlosen Versuche viele Leute. Alles schien sich zu vereinigen, um seine Anstrengungen zu vereiteln, zunächst seine eigene Unvorsichtigkeit, dann der Muth der Belagerten, endlich das Wetter, welches abscheulich wurde und im ägyptischen Lager eine Menge Krankheiten erzeugte. Endlich nach drei Monaten, während welcher er dreitausend vierhundert Mann verloren hatte, entschloß sich Ibrahim, die Belagerung aufzuheben. Aber dieser Unfall war auch der letzte und der übrige Theil des Feldzugs war nur noch ein militairischer Streifzug. El-Khabra, Anyzeh, Bureydeh wurden fast eben so schnell genommen als angegriffen. Man zahlte die Armee zwei Monate zu Bureydeh aus, wo sie Verstärkungen empfing. Von da rückte er nach Chakra vor und belagerte es im Januar 1818. Belehrt durch die Unfälle von El-Raß, leitete er diesmal seine Operationen mit mehr Vorsicht und der Erfolg krönte seine Bemühungen.

Nachdem Ibrahim Lebensmittel zusammengebracht, errichtete er ein Hospital zu Chakra und reiste ab, dreihundert Kranke unter der Aufsicht seines Arztes, Gentili, zurücklassend. Er marschirte auf Dereyeh, die Hauptstadt des Landes Nedjd, Residenz Abdallah's; unterwegs griff er Dorama an und nahm es, am 6. April 1818, und seine Armee campirte unter den Mauern von Dereyeh.

Die Belagerung bot an sich selbst große Schwierigkeiten dar, denn Dereyeh besteht aus fünf kleinen Städten, welche zusammenhängen und einen zu beträchtlichen Raum einnehmen, als daß die Armee Ibrahims jede Verbindung mit dem Lande hätte abschneiden können, so daß die Belagerten sich täglich mit Lebensmitteln versehen konnten. Ibrahims Soldaten, von so vielen Hindernissen ermüdet, fingen schon an zu murren, als am 21. Juni ein unvorhergesehener Zufall das Loos der ganzen Armee in die größte Gefahr brachte. Das Feuer ergriff den Pulvervorrath Ibrahims; die Explosion war schrecklich — zweihundert Fässer Pulver sprangen in die Luft.

Dereyeh erzitterte wie von einem Erdbeben; aber wie schrecklich war die Lage des ägyptischen Heeres, das fünfhundert Stunden von seinem Lande entfernt war, ohne andere Kriegsmunition als die Patronen, die die Soldaten in ihren Tornistern hatten. Ibrahim war einen Augenblick von der Furchtbarkeit seiner Lage betroffen. Aber bald faßte er wieder Muth, fertigte Courriere ab, um Munition zu verlangen, wußte bald die Energie seines Charakters seinen Truppen mitzutheilen und schlug mit Flintenschüssen und Säbel den Feind zurück, der seine Wälle verlassen hatte, um das Ereigniß zu benutzen. Bald erhielt er Zufuhr und Verstärkungen und betrieb die Belagerung mit solcher Kraft, daß Abdallah gezwungen war, sich zu ergeben. Dieser unglückliche Fürst wurde nach Aegypten und von da nach Constantinopel geschickt, wo ihn der Sultan hinrichten ließ.

Digitized by Google

Gemäß den Befehlen seines Vaters, ließ Ibrahim die Stadt Derayeh verbrennen und zerstören und zerstreute die Einwohner; nachdem er hierauf die Unterwerfung der benachbarten Provinzen beendigt hatte, verließ er Arabien und landete am 9. December 1819 in Aegypten. Sein Vater empfing ihn im Triumph und weinte vor Freuden, als er ihn vorüberziehen sah.

Hier endigt der Bericht des Herrn Felix Mengin; wir können ihm nicht in die statistischen Details folgen, die er über Aegypten und über das Nedjd giebt, die jedermann in dem Werke selbst suchen und finden kann, und eben so wenig in dem etwas abgekürzten Bericht von einer Expedition in das Innere von Afrika, die von Ismayl, Sohn Mehemet-Ali's, geleitet wurde.

Das Werk des Herrn Mangin ist reich an Documenten; jedenfalls bedauern wir, daß die Materialien, woran das Buch einen Ueberfluß hat, nicht einer geschicktern Classification unterworfen worden sind; das würde ein großer Vortheil für den Leser gewesen seyn, der oft Mühe hat, sich aus diesen verwirrt aufgehäuften Schätzen herauszufinden.

Eben so ist es zu bedauern, daß der Verfasser bei 1823 stehen geblieben ist und dem Vicekönig nicht in dem Antheil gefolgt ist, den er an den Angelegenheiten Griechenlands genommen; aber auch so, wie es ist, verdient das Werk des Herrn Mengin, außerdem noch mit kostbaren Anmerkungen der Herren Jomard und Langlos bereichert, die Aufmerksamkeit aller derjenigen auf sich zu ziehen, deren Blicke sich jetzt nach Aegypten wenden. A. G.

Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492.

(2.)

— Die Inquisition vollendete ihre Organisation; Scheiterhaufen brannten in allen Städten des südlichen Spaniens zur scheußlichen Hinrichtung der Opfer der Mönche; ein Groß-Inquisitor, der gehässige Torquemada, wurde an die Spitze der heiligen Hermandad gestellt und unter diesem blutdürstigen Manne wurden die Bestrafungen der Ketzer in wahrhafte Schlachtereien verwandelt, deren Andenken ein ewiger Flecken für den Namen Ferdinand seyn wird.*)

Nachdem die Juden für ihr endliches Schicksal mehrere Jahre lang gezittert hatten, erschien 1492 eine königliche Ordonnanz, die ihr Unglück aussprach, indem sie sie aus Ferdinands Staaten verbannte, unter dem Vorwande, sie dafür zu bestrafen, daß sie Anschläge gegen die Religion und die Sicherheit des Staates geschmiedet und gesucht hätten, die alten Christen und die bekehrten Juden zu verführen. Man hatte in Spanien, wie anderwärts, das Gerücht von angeblichem Kinder-Raub ausgebreitet, den die Juden begangen haben sollten, um sie an ihrem Osterfeste zu opfern; man führte Tag, Ort und Namen der Kinder an, die sie auf diese Weise hingeschlachtet haben sollten; man behauptet, daß sie, unterrichtet von denen gegen sie beschlossenen Maaßregeln, versprachen, stets den Gesetzen gehorsam zu leben und eine Summe von dreißigtausend Ducaten zu den Kosten des Krieges gegen die Mauren beizutragen, und daß der Hof ihren Anerbietungen Gehör gegeben haben würde, wenn nicht der Groß-Inquisitor, im Einverständnisse mit der Königin, vor dem Könige mit dem Crucifix in der Hand erschienen wäre und ihn gefragt hätte, ob er, ein anderer Judas, unsern Herrn für dreißigtausend Goldstücke verkaufen wolle?

Die königliche Ordonnanz, die am 31. März erschien, bestimmte den Juden einen Termin von drei Monaten zum Verkauf ihrer Güter und zu ihrer Abreise aus Spanien. Sie wurden mit Todesstrafe und Confiscation aller ihrer Güter bedroht, wenn der geringste Verzug stattfände; überdem wurde ihnen noch auferlegt, in Spanien Gold und Silber zurückzulassen und nur Wechselbriefe und Waaren mitzunehmen.

Vergebens brauchte Abarbanel seinen ganzen Credit, um den König und die Königin zu erweichen und sie zum Widerruf dieses strengen Entschlusses zu bewegen. Vergebens wendete er den Einfluß der Hofleute an und bot, im Namen seiner Nation, die Summen, die Ferdinand nur immer fordern möchte. Das Vertreibungs-Decret wurde ohne die mindeste Veränderung oder Milderung aufrecht erhalten und Abarbanel selbst, wie alle die angesehensten Juden, wurden von der allgemeinen Proscription nicht ausgenommen. Torquemada fügte der Grausamkeit der Verbannung noch den in Castilien, Leon, Andalusien und zu Toledo gegebnen Befehl hinzu, die Flüchtlinge nicht aufzunehmen, noch selbst in irgend einer Mittheilung mit ihnen zu treten. In Aragonien, Valencia und Catalonien schrieb dieser unbarmherzige Verfolger eine Untersuchung der Güter der Juden vor, um davon die adlichen Gutsbesitzer und Klöster, von welchen die Juden abhingen, für die Steuern oder die Schätzung zu entschädigen, welche diese Eigenthümer durch die Abreise ihrer Zinspflichtigen verloren. So ihren Herren entrissen, mußten sie noch, durch eine schändlich berechnete Grausamkeit, diejenigen entschädigen, von denen man sie gewaltsam trennte.

Der Jammer war allgemein und überall waren die Christen Zeugen herzzerreißender Auftritte, bei welchen nur ein Torquemada unempfindlich bleiben konnte. Bei der Uebereilung, in welcher so viele tausend Familien abreisen mußten, fielen die Güter der Juden natürlich auf einen erbärmlichen Preis und der Verkauf dieser Güter glich mehr einer Plünderung als einer friedlichen Veräußerung. Mit dem tiefsten Schmerz verließen sie ein Land, wo ihre Nation seit mehreren Jahrhunderten geblüht hatte und das ein wahres Vaterland für sie geworden war. Eine Menge von Verbannten verläugneten, der gebieterischen Nothwendigkeit weichend, lieber den Glauben ihrer Väter, als daß sie einen Boden verließen, an welchen sie all ihre Neigungen fesselten. Einige verschluckten ihr Gold, um es der Geldgierde ihrer Verfolger zu entziehen.

Einige schätzen die Zahl der von Ferdinand und Torquemada proscribirten Individuen auf hundertundsiebenzigtausend, andere selbst auf viermalhunderttausend Menschen: in Grenada allein hatten sie funfzehnhundert Häuser gehabt, die zuerst auf Befehl des Königs geräumt wurden, damit man sich ihrer Reichthümer bemächtigen könne. Die Juden aus dem nördlichen Spanien zogen sich nach Navarra und Biscaya zurück; man sagt, daß achtzigtausend von ihnen nach Portugal gingen; eine Menge andere schifften sich zu Cadiz und in den Häfen Cataloniens und Valencia's nach Afrika und die Levante ein.

Niemand, sagt Salomon-Ben-Virga, kann all die Unglücksfälle beschreiben noch selbst sich nur vorstellen, welche die Israeliten bei ihrem Austritt aus Castilien trafen, z. B. die fürchterliche Hungersnoth, welche die einen auf der See litten; die Grausamkeit der Räuber, welche zu Lande den andern alles, was sie hatten, nahmen; die Barbarei der Schiffer, die noch andere nach entfernten Inseln brachten und sie dort als Sclaven verkauften, sie für Kriegsgefangene ausgebend, oder welche die Kranken ins Meer warfen, um sich ihrer Effecten zu bemächtigen.

(Der Beschluß folgt.)

*) M. s. Florente Geschichte der Inquisition von Spanien Tom. I. und Tristan Caraccioli: De Inquisitione Epistola, im Tom. XXII. der Scriptores rerum Italicar. Anm. d. Verf.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 905. Hamburg. Mittwoch, den 26. März. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand.

Von

Jules Janin.

(Fortsetzung.)

(N.)

Dritter Abend.

Wir sind der Meynung, daß wir es dem Leser nicht erst zu sagen brauchen, daß alles dieses nur ein unförmliches und farbloses Skelett des schönsten Werkes des Herrn von Chateaubriand ist. Was wir erzählen, das erzählen wir nur nach Hörensagen; diese ganze große Geschichte eines großen Mannes, die Andern in vollem Leben, in voller Färbung zu Theil geworden ist, ist uns nur im Wiederschein und in einer secundairen Erzählung, folglich sehr verstümmelt und sehr ungewiß zugegangen. Doch ist das Interesse, welches sich an die Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand knüpft, so lebendig, daß man es uns unter allen Umständen noch Dank wissen wird, so weit im voraus einige Einzelnheiten, so voll Reiz und Naivität, obwohl ihrer ursprünglichen Hülle, so zu sagen ihres jungfräulichen Gewandes, beraubt, daraus mitgetheilt zu haben. Aber zurück zu unserm Helden, da, wo wir ihn gelassen haben.

Wir verließen ihn tête-à-tête in einem Wagen mit einer schönen Dame, als er zum erstenmale nach Paris reisete, ein unschuldiger und schüchterner junger Mann, der keine Idee von den Sitten hatte, die er zu sehen bekommen sollte; so schüchtern in der That, daß seine Reisegefährtin, die in der Gesellschaft eines Militairs zu seyn glaubte, auf der ganzen weiten Fahrt nicht einmal einen Schüler in ihm erkannte. Auch war sie kaum am Ziel der Reise angekommen, als sie dem jungen Unterlieutenant eine sehr kalte und sehr spöttische Reverenz machte, in welcher Reverenz die Worte zu liegen schienen: befassen Sie sich mit den Damen nicht, studiren Sie lieber Mathematik! Aber welcher schöne, schüchterne und redliche junge Mann wäre nicht in seinem Leben mindestens einmal in einer ähnlichen Weise begrüßt worden!

Paris bringt bei den jungen Leuten, die es zum erstenmale betreten, in der Regel zwei ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor. Der junge Offizier, schüchtern und schwärmerisch, wie er war, hatte auch seinerseits, als er die große Stadt betrat, seinen schönsten Träumen Valet sagen müssen. Adieu Poesie! Man bedenke nur, daß er in der Mail-Straße, im Hotel Europa, in einem kleinen Gemache im dritten Stock, ganz allein mitten in diesem Lärmen, ganz allein in dieser Menge wohnte! Zum Glück sah er in dem Augenblicke seiner größten Isolirung seinen ältesten Bruder bei sich eintreten, der ihn zärtlich umarmte und ihn auf der Stelle seiner Familie und seinen Freunden, dem Herrn von Malesherbes und den Gelehrten zu Paris und zu Versailles, in der Stadt und am Hofe vorstellte.

Herr von Malesherbes ist der Erste gewesen, der den jungen Franz von Chateaubriand aufgenommen, ihn verstanden hat. Seitdem hat Herr von Chateaubriand für den Herrn von Malesherbes eine Dankbarkeit gefühlt, die der Achtung gleichkam, welche er für dessen Tugenden hatte. „Die Verbindung, welche seine Familie mit der meinigen einte, verschaffte „mir oft das Glück, mich ihm zu nähern. Es war mir, als ob ich „Angesichts dieses tugendhaften Mannes, der inmitten der Verdorbenheit „der Höfe die Integrität des Herzens und den Muth des Patrioten in „einem hohen Grade zu bewahren gewußt hatte, stärker und freier würde. „Noch lange werde ich mich der letzten Unterredung erinnern, die ich mit „ihm hatte; es war an einem Vormittag; ich fand ihn zufällig allein bei „seiner Enkelin. Er begann mit mir mit einer Rührung, die ich nur zu „sehr theilte, über Rousseau zu sprechen. Nie werde ich den ehrwürdigen „Greis vergessen, der sich herabließ, mir guten Rath zu ertheilen, indem „er zu mir sagte: „Es ist unrecht, daß ich Sie von dergleichen Dingen „unterhalte; ich sollte Sie lieber ermahnen, die Seelenruhe zu mäßigen, „die unserm Freunde so sehr geschadet hat. Ich bin eben so gewesen wie „Sie; die Ungerechtigkeit hat mich empört; ich habe Gutes gethan, so „viel ich konnte, ohne auf die Dankbarkeit der Menschen zu zählen. Sie „sind noch jung, Sie werden noch manches zu sehen bekommen; meine „Lebenszeit ist nur noch kurz.“ Ich übergehe, was der Erguß einer „vertraulichen Unterhaltung und die Indulgenz seines Charakters ihn „hinzusetzen ließen; die Wehmuth, die ich empfand, als ich ihn verließ, „schien mir von der Zeit an eine Ahnung zu seyn, daß ich ihn nie wieder „sehen würde!“

„Herr von Malesherbes würde groß gewesen seyn, wenn seine ange„griffene Gesundheit ihn nicht verhindert hätte, so zu erscheinen. Was „bei ihm sehr in Erstaunen setzte, das war die Energie, mit welcher er „sich in einem hohen Alter ausdrückte. Wenn man ihn, ohne daß er „sprach, sitzen sah, mit etwas eingefallenen Augen, seinen weißwerdenden „Augenbrauen und seiner gutmüthigen Miene, so hätte man ihn für eine „der erlauchten Personen halten können, die von der Hand des Lesueur „gemalt worden sind. Wenn aber empfindsame Saiten berührt wurden, „da schoß er auf, wie ein Blitz; seine Augen öffneten und erweiterten sich. „Bei den feurigen Worten, die seinem Munde entströmten, bei seiner „denkenden und lebhaften Miene, hätte man glauben mögen, einen jungen „Mann in vollem Aufbrausen der Jugend zu sehen; an seinem kahlen „Kopfe, an seinen etwas undeutlichen Worten, weil es ihm an Zähnen „fehlte, konnte man den Siebziger erkennen. Dieser Contrast verdoppelte „den Reiz, den man in seiner Unterhaltung fand, so wie man vorzugs„weise ein Feuer liebt, das mitten im Schnee des Winters brennt.

„Der Name des Herrn von Malesherbes ist durch ganz Europa „ertönt; aber der Defensor Ludwigs XVI. ist zu den anderen Zeiten „seines Lebens nicht minder bewundernswürdig gewesen, als in den letzten „Zeiten, die ihn so glorreich bekränzt haben. Ein Patron der Gelehrten,

Digitized by Google

„verdankt die Welt ihm den Emil, und man weiß, daß er der einzige „Mann von Herz ist, den Marschall von Luxemburg ausgenommen, den „Jean-Jacques aufrichtig geliebt hat. Mehr als einmal hat er die Pforten „der Bastillen gebrochen; er allein hat sich geweigert, seinen Charakter „vor den Lastern der Großen zu beugen, und ist rein von Aemtern abge„treten, in welchen so manche ihre Tugend hinterlassen hatten. Es ist „ihm von einigen der Vorwurf gemacht worden, er sey auf das, was „man die Principien des Tages nenne, eingegangen. Wenn man „den Abscheu vor Mißbräuchen als Principien des Tages bezeichnen will, „so ist Herr von Malesherbes sicherlich straffällig gewesen. Was mich „betrifft, so würde ich, das muß ich gestehen, ihn aufrichtig hochgeschätzt „haben, wenn er auch nur ein guter und freimüthiger Edelmann gewesen „wäre, bereit, sich für den König, seinen Herrn, aufzuopfern, und dabei „eher an seinen Degen als an seine Religion zu appelliren; aber ich hätte „es anderen überlassen, sein Lobredner zu seyn."

Aus den ernsten Salons des Herrn von Malesherbes eilte der junge Mann recht schnell nach den minder zurückgezogenen Orten, wo die Gelehrten jener Zeit sich aufhielten. Merkwürdig! so unbefangen er sich gleich von vorn herein Angesichts des heiligen Greises gefühlt hatte, so blöde und zitternd war er einigen literarischen Namen gegenüber, die er späterhin nach ihrem wahren und miserablen Werthe würdigen lernte. Nicht ohne etwas Lächeln stößt man in dem „Versuch über die Revolutionen" auf die noch lebendigen Spuren des ersten Enthusiasmus des Verfassers, ein Enthusiasmus, der sich seitdem sehr abgekühlt hat, falls er nicht ganz verloren gegangen ist. Welch große Männer hat er in jener Epoche gesehen! Den Herrn von Fontanes, den Herzog von Nivernois, den Ritter Bertin, den Herrn Le Brun, den Ritter von Parny, der damals noch ein royalistischer und christlicher Dichter war und seinen Krieg der Götter noch nicht auf den Altar der Furien ausgespieen hatte; Champfort, den er den Weisen Griechenlands vergleicht, Champfort, dessen blaues Auge Blitze schoß; vor allem Flins, ein Herr Flins ich weiß nicht woher, nicht wohin, ein großer Dichter der damaligen Zeit, von ihm der berühmte Flins genannt. Nichts Lieblicheres als diese literarische Schilderung in seinen Denkwürdigkeiten. „Epime„nides," ruft er aus, „hat dem Herrn Flins seinen Tribut entrichtet, „indem er ihm das Sujet zu seinem Lustspiel gegeben." — Herr von Chateaubriand hat da einen köstlichen Commentar zu dieser köstlichen Note apropos seiner Bewunderung dieses nämlichen Flins gegeben. „Sollte man nicht glauben," sagt er, „man läse eine der grotesken „Apostrophirungen, die Diderot unter dem Namen des Abbé's Raynal „in der Geschichte beider Indien angebracht hat? — O Ufer vom „Rajinga, Du bist nichts, aber Du hast die Elisa ins Leben gerufen!"

Von der Stadt geht er zum Hofe über. Der junge Edelmann mußte durchaus am Hofe vorgestellt werden. Um aber vorgestellt werden zu können, mußte man Militair seyn und mindestens Capitains-Rang haben. Sein Bruder, der nicht Militair war, hatte die Wagen des Königs nicht besteigen können; nun mußte doch mindestens ein Mann seines Namens sie besteigen, das erheischte die Ehre der Familie. Franz von Chateaubriand war nur Unterlieutenant der Infanterie im Regimente von Navarra; aber man machte ihn schnell zum Capitain der Cavallerie, und als solcher sah er dann den König Ludwig XVI. von Angesicht zu Angesicht: er war hoffähig.

„Ludwig XVI. war von vortheilhaftem Wuchs; er war breit von „Schultern, hatte einen vortretenden Bauch, einen schwankenden Gang. „Er war kurzsichtig, seine Augen waren halb geschlossen; er hatte einen „großen Mund, eine hohle und vulgaire Stimme. Er lachte gern aus „vollem Halse; in seiner Miene sprach sich Fröhlichkeit aus, wohl nicht „die Fröhlichkeit, die Folge eines überlegenen Geistes ist, sondern die „cordiale Munterkeit des redlichen Mannes, das Product eines vorwurfs„freien Bewußtseyns. Er war nicht ohne Kenntnisse, vor allem in der „Geographie; im Uebrigen hatte er seine Schwächen gleich andern Menschen. „Er mochte z. B. gern Pagenstreiche ausführen, um fünf Uhr Morgens „durch die Fenster seines Pallastes nach den Herren seines Hofes spähen, „welche aus den Gemächern kamen. Wenn man auf der Jagd zwischen „dem Hirsch und ihm passirte, konnte er in Zorn gerathen, wie ich dies „selbst erfahren habe. Eines Tages, bei einer erstickenden Hitze, war ein „alter Edelmann aus seinen Ställen, der ihm auf der Jagd gefolgt war, „ermüdet vom Pferde gestiegen, hatte sich der Länge nach in den Schatten „ausgestreckt, und war eingeschlafen. Ludwig kam dort vorbei, ward des „guten Mannes ansichtig, und es fiel ihm ein, sich den Spaß zu machen, „ihn zu wecken. Er stieg also selbst vom Pferde und ließ, ohne Absicht, „dem alten Diener weh thun zu wollen, ihm einen ziemlich schweren Stein „auf die Brust fallen. Dieser erwacht, und ruft in der ersten Anwand„lung des Schmerzes und des Zornes aus: „„Ha! daran erkenne ich „Sie; so waren Sie schon als Kind; Sie sind ein Tyrann, ein „grausamer Mensch, ein Unthier!"" Und so schimpfte er in eins auf den „König los. Se. Majestät warfen Sich, halb lachend, halb ärgerlich, diesem „Mann, auf den Sie große Stücke hielten, weh gethan zu haben, eiligst „wieder aufs Pferd und ritten mit den Worten: Ha! er nimmts krumm, „er nimmts krumm! davon."

Nun wird man aber unstreitig auch gern wissen wollen, wie der junge Lieutenant der Infanterie, Capitain der Cavallerie es auf seine Kosten erfuhr, daß der König in Zorn gerieth, wenn man zwischen den Hirsch und ihn kam. Die Geschichte ist in den Denkwürdigkeiten sehr gut erzählt; sie ist so ergötzlich und so wohl vorgetragen, daß man sie selbst hier mit Vergnügen lesen wird. — Nachdem der junge Franz von Chateaubriand also am Hofe vorgestellt worden war, ward er eine Zeitlang darnach durch den ersten Hofcavalier eingeladen, der königlichen Jagd mit beizuwohnen.

Man kann es denken, daß der Hof dem jungen Manne schön erschien. Es läßt sich nichts bewundernswürdigeres denken als diesen Versailler Hof, der sich beim Hörnerklang erhebt. Die Sonne nimmt ein festliches Ansehen an, die Rosse wiehern, die Pagen sprengen auf und ab, die Damen, die Ritter, die großen Herren, der König, die Garden, und wer weiß, wer sonst. Man steigt zu Wagen, in die Wagen des Hofes, und nun geht es nach dem Forst von St. Germain. Es war der Brauch, daß ein jeder, der die Jagd mitmachte, auch ein Pferd aus den königlichen Ställen ritt. Unserm Cavallerie-Capitain war eine Stute gegeben worden, welche die Glückliche hieß, die sich aber weder dem Zügel noch den Sporen fügte. Sofort nimmt die Jagd ihren Anfang: die Hunde kläffen, die Hörner erschallen. Die Stute unsers Capitains geräth außer sich und läßt sich nicht mehr halten; sie stürzt los, schnell wie ein Blitz; sie wirft alles vor sich nieder, Männer und Weiber; sie rennt, rennt, rennt! Man hatte den jungen Mann gewarnt, nie zwischen den König und das Wild zu kommen, wenn er nicht vom Könige hart angelassen seyn wolle; aber sein Pferd kehrte sich an nichts; da fällt an einem Kreuzwege ein Schuß, die Stute hält an, der Reiter steigt ab, entblößt sein Haupt und sieht zwanzig Schritte von sich den König, die Flinte in der Hand, mit welcher er eben einen Hirsch erlegt hat. — „Der ist nicht weit gekommen," sagt der König, indem er auf den geschossenen Hirsch hinweist. In demselben Augenblicke trifft der ganze Hof ein, und man kann sich das Erstaunen und die allgemeine Bewunderung denken, als man den neuen Ankömmling tête-à-tête mit dem Könige findet, und als ob er mit Sr. Majestät eine Unterredung hätte.

Der König ging weiter, und als Franz von Chateaubriand nun mit den andern Jägern allein geblieben war, da wollten diese sich über den

Digitized by Google

Cavallerie-Capitain lustig machen, mit dem das Pferd durchgegangen. Nun lag da eine gefällte Eiche, mit all ihren Zweigen und in vollem Laube; da machte Chateaubriand den Vorschlag, mit ihm über Stamm und Zweige zu Pferde hinwegzusetzen, auf welche Aufforderung aber niemand eingehen wollte, und er also mit vollen Ehren von der Jagd zurückkehrte. Das die gesammte Geschichte des jungen Hofmannes. Er fand sich gleich anfangs für dies Geschäft nicht geschaffen. „Mein Charakter „war dem Hofe so abgeneigt, ich hatte eine solche Verachtung für gewisse „Leute, denen ich dieses auch wenig verhehlte, ich bekümmerte mich ferner „so wenig um das, was man sich heben nannte, daß ich gleichsam die „Rolle der Vertrauten in den Tragödien spielte, die da erscheinen, wieder „abtreten, sich umsehen, und schweigen."

Ueberdem hatte dieser feurige junge Mann zuviel Verstand und zuviel Vorgefühl von der Zukunft, als daß er den Huf hätte studiren sollen, wenn schon die Stadt ein zu beunruhigendes Sujet der Studien war, um auf die Vergangenheit zu schauen, wenn er die Zukunft vor Augen hatte. Was kümmert ihn Versailles wenn Paris da ist! Was geht ihn der alte Pallast an, wenn man die Bastille nimmt! Es wird immer noch Zeit genug haben, Ludwig XVI., diesen unglücklichen König, der auch nicht viel weiter kommen soll, als sein auf den Tod verwundeter Hirsch, zu beweinen; man lasse ihn also diejenigen betrachten, die da kommen, z. B. Mirabeau. Denn er hat Mirabeau gesehen, denn er hat auf der Tribune das furchtbare Stottern gehört, das allmählig zu der großen Beredsamkeit gedieh, die da bekannt ist. Er hat Mirabeau im Weinhause gesehen, wo er mit einem so melancholischen Lächeln von seinen Liebschaften sprach. Es muß etwas schönes seyn, ein Mirabeau von dem Herrn von Chateaubriand, von ihm gesehen, von ihm geschildert! Man kann es sich denken, daß Mirabeau sich gegen dieser so lebendigen Seele, bedient durch einen so feurigen Blick, mittheilte. Sie aßen oft miteinander zu Mittag, und einst, beim Weggehen vom Tisch, sagte Mirabeau, indem er von seinen Collegen sprach, dem jungen Manne seine beiden beeden Hände auf die Schultern legend, zu ihm: „sie werden mir meine Ueberlegenheit nie verzeihen!"

Er hat also die Revolution beginnen sehen, welche die Tour um die Welt machen sollte; er hat das 89. gesehen, welches das 93. hätte seyn sollen; er hat Versailles, er hat die Bastille zusammenstürzen sehen; er hat die Redner beginnen, die Könige endigen sehen; er hat gesehen, wie das achtzehnte Jahrhundert, dies schöne Jahrhundert, noch ganz bewegt unter dem Blick von Voltaire, von J. J. Rousseau und von Diderot, von der geschriebenen Beredsamkeit zur gesprochenen Beredsamkeit, von der Tragödie zum Pamphlet, vom Buche zum Journal übergegangen ist. Er hat gesehen, wie eine alte und schwache Gesellschaft fällt, und wie sie mausetodt und über und über geschminkt, wie eine alte und geistreiche Courtisane, untergegangen im Geist, im Stolz, im Wohlwollen, in der Liebe, sich in den Sarg legt. Er hat das Volk kommen hören und die hehre Stimme des Volkes, die sich nicht französisch auszudrücken weiß, die keine Sprache spricht, und die in allen Sprachen nur das eine Wort: Freiheit! kennt. Er hat gesehen, daß der Sammt des Thrones ganz abgenutzt war, und daß sich unter diesem abgenutzten Sammt eine rauhe und blutbespritzte Planke, die Planke des Schaffotts befindet. Er hat eines Tages in einem von der Menge umwogten, gedrängten, gestoßenen, mit Koth beworfenen Wagen, auf dem Wege von Versailles nach Paris, etwas gesehen, das einem Manne, einer Frau, einem Kinde glich: es waren diejenigen, die man den König, die Königin den Dauphin nannte. Er hat, o Gräuel, die ersten abgeschnittenen Köpfe, eine blutige Trophäe auf der Spitze einer Lanze, die schwankende Kundgebung der Volkswuth, gesehen; er hat dies alles gesehen, er, der gekommen war, um dies poetische und königliche Frankreich, dies Frankreich Ludwig's XIV. und Bossuet's, dies Frankreich Pascal's und Condé's, das Vaterland der schönen Frauen und der edlen Cavaliere, das lächelnde und zauberische Vaterland der schönen Sprache — das unglückliche Land, welches Danton und Marat zufallen sollte — in der Nähe zu sehen!

Auch kann man sich denken, welche Furcht ihm eingejagt wurde, wie er vor Entsetzen zurückprallte, wie ihm das gräulich war, als einst, an einem der Fenster seines Hotels, sein Blick mit dem Blick eines abgeschlagenen Kopfes zusammentraf, er dies kalte und bleiche Gesicht an seinem bleichen Gesichte fühlte! Alle Vorsicht vergessend, beginnt Chateaubriand bei diesem Anblick Mord! Mord! zu rufen. Die Beredsamkeit kam ihm, dem jungen Manne, oben von diesem Fenster seines Gasthofes, um die Königswürde Ludwigs XVI. zu vertheidigen, wie sie ihm nach so vielen Revolutionen auf der Tribune der Pairs-Kammer gekommen ist, um dem Königsthum Carls X. ein letztes Lebewohl zu sagen, eine rührende und edle Elegie, in welcher der Pair von Frankreich von uns Abschied genommen hat. An diesem Tage fehlte wenig daran, daß das durch diesen Anruf der Menschlichkeit erboßte Volk nicht auch den Kopf des jungen Franz von Chateaubriand selbst auf einer zweiten Pike herumgetragen hätte. Es drängte sich mit Gewalt gegen die Thür des Hotels, und schickte sich an, sie zu forciren, als ein neuer Haufen eintraf und diesen vertrieb; denn damals folgte ein Haufen dem andern, die Wuth der Wuth, die abgeschnittenen Köpfe den abgeschnittenen Köpfen; es gab nichts Unbewegliches als das Schaffott, nichts Beständiges als den Scharfrichter.

Außer sich, ging er, sich bei dem Herrn von Malesherbes, dem edlen und muthigen Edelmann, der seine Kaltblütigkeit bis zu den Pforten des Tempels behauptete, der als der Tugendhafteste und der Wackerste in diesem Frankreich getödtet ward, um niemandem mehr eine Hoffnung übrig zu lassen, von seinem Schrecken zu erholen. Dem Herrn von Malesherbes, der besser als irgend ein anderer auf der Welt wußte, was es mit einer Revolution auf sich habe, jammerte unstreitig dieser blutjunge Mann, der gleich andern Unglücklichen so von ungefähr hätte hingewürgt werden können. Er trieb ihn also unter einem edlen Vorwande fort aus Frankreich. Herr von Malesherbes hielt viel auf Geographie. Auf dem Tische seines Cabinettes lag stets irgend eine Charte aufgeschlagen. — Ich würde, an Ihrer Stelle, sagte Malesherbes, und er sagte dies ohne dabei zu seufzen, ich würde an Ihrer Stelle nach Amerika gehen, ich würde dort irgend eine große Unternehmung versuchen, ich würde zehn Jahre reisen. Zehn Jahre? Der edle Greis nannte nicht genug.

Auf diesen Rath horchte Franz von Chateaubriand hoch auf. Er hatte eine große Idee, die ihn dahin trieb, und es fiel ihm nicht ein, daß eine Gefahr ihn hier zurückhalten könnte. Er sagte dem Herrn von Malesherbes Lebewohl, er schiffte sich in St. Malo ein, wo seine Mutter ihm ihr Lebewohl sagen ließ. Der Tag dieser Abreise hat ein gewisses Datum in der Geschichte: Mirabeau war seit zwei Tagen todt. Adieu dem Vaterland! wie Lord Byron sagt.

Vierter Abend.

In folgender Weise entwickelt Herr von Chateaubriand selbst die große Idee, die ihn nach Amerika trieb: „Diese Reise, die ich damals „unternahm, war nur das Vorspiel einer anderen, weit wichtigeren, von „welcher ich die Pläne bei meiner Heimkunft dem Herrn von Malesherbes „mitgetheilt hatte. Ich führte nichts Geringeres im Schilde, als zu „Lande die große Frage wegen des Durchgangs des Südmeeres nach „dem Norden zu lösen. Sie ist, wie bekannt, trotz der Bemühungen des „Capitains Cook und der späteren Seefahrer stets im Zweifel geblieben."

Er ist also nach der neuen Welt abgegangen! Was kümmert uns da das Project, das ihn dahin geführt? Was liegt uns daran, ob die Nord-Passage aufgefunden wird oder nicht? Wir werden was Besseres

Digitized by Google

auffinden als einen Durchgang, wir werden unsern großen Dichter auffinden. Jedem das Seine: dem Capitain Coak, dem Capitain Parry, all den andern die Entdeckungen, die Passagen, die neuen Länder, die unbekannten Gestirne des Himmels; dem Amerikaner die Städte, die er in der Wüste aufführt, die Gesetze, die er umschmilzt, die Revolutionen, die wir ihm zuschicken und die er uns ausgebreitet, vermehrt, vergrößert, furchtbarer zurückgeschickt! Aber unserm Dichter die Einöden und die reichen Wälder von Amerika; ihm die großen Flüsse, die in Blüthe stehenden Bäume; die melancholischen Gesänge in den großen, ganz neuen Hölzungen, das Brausen des schäumenden Wasserfalles; ihm die Wüste; ihm den Wilden in der Wüste; ihm Chactas; ihm Atala; ihm seine Poesie, sein abgerundetes Wort, seinen tiefen und schwärmerischen Blick auf das Land, das ihn in Erstaunen setzt. Aus ihm einen Reisenden machen? Er ist besser als ein Reisender, er ist ein großer Dichter! Was bedürfte er einer Nord-Passage? Die ganze Erde ist ihm ja bekannt, er weiß sie auswendig, er hat sie seit ihrer Erschaffung gesehen; sie ist sein Gut, sie ist sein Land, sie ist sein Gedicht, sie ist sein Buch, sie ist die keusche Leidenschaft seiner Jugend, sie wird die reizende Erinnerung seines reifen Alters seyn! Man beruhige sich also nur! Der Reisende wird bald dem Dichter Platz machen! Seine großen Endeckungspläne werden bald der Phantasie weichen! — Und so ist es ihm gerade ergangen! Kaum hat er das Meer berührt, kaum hat er den Himmel, die Sonne, den Stern des Meeres gesehen, als er sich seinen göttlichen Launen hingiebt: er beschreibt das Getöse, den Wind, das Wasser, die Windstille; er bewundert Alles, den Matrosen oben im Maste und über dem Matrosen die wandernde Schwalbe, die sich ausruht! Nichts entgeht ihm. Dieser scharfe Blick, den man kennt, umfaßt die Unermeßlichkeit des Meeres und des Himmels; was die Erde betrifft, die ist weit weg. Giebt es eine Erde? Kaum, daß er daran denkt. Ueberdem wird er diese ja immer wiederfinden.

Diese Eindrücke des Meeres finden sich in den Werken des Herrn von Chateaubriand wieder vor. Wie lebendig sind nicht seine Erinnerungen an dasselbe in dem Geist des Christenthums, in den Natches, in der Reisebeschreibung, vor allem in seinen Denkwürdigkeiten! Wie er seine Lust daran findet, von der Wüste des Oceans zu sprechen! „Mich mitten auf dem Meere befinden, hieß, mein Vaterland nicht verlassen haben; das hieß, so zu sagen, auf meinen ersten Reisen von meiner Amme, von der Vertrauten meiner ersten Vergnügungen getragen zu seyn. Auf mich sind die Verse Lucrez:

Tum porro puer ut saevis projectus ab undis
Navita.....

vor allem anwendbar.

„Aufgewachsen als Gefährte der Winde und der Wogen, passen diese „Wagen, diese Winde, diese Einsamkeit, die meine ersten Gebiete waren, „sich vielleicht besser zu der Beschaffenheit meines Gemüthes und zu der „Unabhängigkeit meines Charakters; vielleicht verdanke ich dieser wilden „Erziehung irgend eine mir sonst fremd gebliebene Tugend: es ist eine „Wahrheit, daß kein Erziehungssystem an und für sich einem andern vorzuziehen ist. Was Gott thut, das ist wohlgethan; seine Vorsehung ist „es, die uns leitet, wenn sie uns beruft, eine Rolle auf dem Welttheater „zu spielen.“ Welch ein Styl!

Selbst dann, wenn man die Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand nicht gelesen hat, ist es leicht, ihm auf seinen Reisen zu folgen. Seine Reisen sind zum Theil gedruckt, und was ihnen ihren Reiz verleiht, ist, daß alles einem epischen Gedichte, von Tasso gedacht und von Sterne niedergeschrieben, ähnlich ist. Von St. Malo, wie wir gesagt, abgegangen, ging das Schiff, welches den Herrn von Chateaubriand trug, in die hohe See, und am 6. Mai 1791 warfen sie vor der Insel Graciosa, einer der Azoren, die Anker aus. Von Graciosa versegelte das Schiff nach St. Peter, und von dort fuhr es längs den Küsten von Maryland und Virginien hin. In einer dieser schönen, so stillen Nächte ist es gewesen, wo Herr von Chateaubriand, nicht eine unbekannte Inselgruppe, nein die schönen Stellen des Geistes des Christenthums gefunden hat. „Die Sonnenscheibe, im Begriff, sich ins Meer zu senken, blickte „inmitten der unbegränzten Räume zwischen dem Tauwerk durch.“ Einige Tage später rief die ausgestellte Wache: Land! Sie waren am amerikanischen Continente.

„Ich blieb eine Zeitlang mit verschränkten Armen stehen und schaute „in einer Mischung von Gefühlen und Ideen um mich her, die ich damals „zu entwirren nicht im Stande war und die ich jetzt nicht würde schildern „können. Dieser, während der ganzen Dauer der alten Zeiten, und noch „während einer Menge neueerer Jahrhunderte der übrigen Welt unbekannt „gebliebene Continent; die ersten wilden Schicksale dieses Continents und „seine zweiten Schicksale nach der Ankunft von Christoph Columbus; die „Erschütterung der Herrschaft der europäischen Monarchie in dieser neuen „Welt; das Erstehen der alten Gesellschaft in dem jungen Amerika; „eine Republik in einem bis dahin unbekannt gewesenen Genre, Vorbote „einer Veränderung im menschlichen Geiste und in der politischen Ordnung; „der Antheil, den mein Vaterland an diesen Begebenheiten gehabt; diese „Meere und diese Flüsse, die ihre Unabhängigkeit zum Theil dem französischen „Pavillon und dem französischen Blute verdankten; ein großer Mann, der „mit einemmale aus der Zwietracht und den Einöden hervortrat, Washington, „eine blühende Stadt, an derselben Stätte bewohnend, wo, ein Jahrhundert „früher, William Penn einigen Indianern ein Stück Land abgekauft hatte; „die Vereinigten Staaten, welche Frankreich über den Ocean hin die Revo„lution und die Freiheit wieder zusandten, welche Frankreich mit seinen „Waffen verfochten hatte; endlich mein eigenes Geschick, die Entdeckungen, „die ich in diesen Ur-Einöden machen wollte, die ihr weites Reich noch „hinter dem begränzten Reiche einer fremden Civilisation ausdehnten: „das waren die Gegenstände, die meinen Geist beschäftigten.“

Nachdem aber dieser erste Augenblick einer verworrenen Ungewißheit vorübergegangen ist, kommt der Dichter aufs Neue zum Vorschein. Da schaut er mit einer immer neuen Bewunderung die Spottvögel, die Cardinalsvögel, die hübschen Negerinnen, die correcten englischen Wohnungen, die grauen, schwarzen und gestreiften Eichhörnchen an; und da macht unser Dichter, mitten unter diesen Vögeln und diesen Negern, die Reflexion: „daß es in Amerika nichts Altes gäbe als die Wälder, die „Söhne der Erde, und die Freiheit, die Mutter der gesammten menschlichen Gesellschaft.“ So durchzog er alle die Vereinigten Staaten, und kam endlich auch nach Philadelphia. In dem Augenblicke seiner Ankunft dort traf auch ein Wagen ein, dem an langen Strängen vier muthige Pferde vorgespannt waren: es war der Wagen Washington's.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahre 1492.

(Beschluß.)

(L.)

Auf einem von Auswanderern angefüllten Schiffe war eine pestartige Krankheit ausgebrochen: der Schiffer setzte sie alle auf einer öden Insel aus, wo die Unglücklichen sich zerstreuten, um Hülfe zu suchen. Eine Mutter, die zwei Kinder trug, sank, an der Seite ihres Mannes, zu Boden und gab den Geist auf. Der Vater, erschöpft von Anstrengung und Schrecken, fiel ohnmächtig neben seinen Kindern nieder; als er wieder zu sich kam, waren sie Hungers gestorben. Er bedeckte sie mit Sand: O Gott! rief

Digitized by Google

er aus, mein Unglück scheint mich zwingen zu wollen, Dein Gesetz zu verlassen; aber ich bin Jude und werde es immer bleiben.

Eine beträchtliche Anzahl von Juden hatte sich nach Fez begeben; da eine lange Dürrung dort Hungersnoth erzeugt hatte, so verweigerten die Mauren den Proscribirten die Aufnahme und zwangen sie in einer Ebene zu campiren, wo diese Unglücklichen nur Wurzeln und Gras fanden, um ihren peinigenden Hunger zu stillen. Mehrere verkauften ihre Kinder, um Brodt dagegen zu erhalten. Andere starben in ihrer Mitte. Ein Pirat lockte eine Anzahl Kinder auf sein Schiff, unter dem Vorwande, ihnen Brodt zu geben und ging mit ihnen unter Segel, während die Mütter sich an das Ufer stürzten und unter Thränen flehten, ihnen ihr einziges Gut zurückzugeben.

Ein anderer Pirat, oder ein Schiffer, der seine Gewinnsucht und seine Grausamkeit theilte, nahm den Juden, deren Ueberfahrt er übernommen, alles, sogar ihre Kleider, und setzte sie ganz nackend auf einer Insel aus, wo ein Löwe einen zerriß, während diejenigen, die mit ihm waren, sich vom Felsen herabstürzten; andere, die sich in einer Höhle verborgen hatten, wurden endlich von einem vorüberseglenden Schiffe aufgenommen und in ein Land gebracht, wo eine jüdische Gemeinde existirte, die sich ihrer hülfreich annahm.

Der spanische Geschichtschreiber Zurita räumt ein, daß viele Personen die Regierung des Königs tadelten, das Verbannungs-Edict promulgirt zu haben, welches eine große Industrie und die Hoffnung, die jüdische Nation zu bekehren, vernichtete: alles, was Zurita auf diesen Tadel zu erwidern weiß, ist, daß doch wahrscheinlich dieser so lange bedachte und berathene Entschluß der beste gewesen sey. Inzwischen wurden die Akademieen, die Schulen, die Synagogen, die Gelehrten-Vereine, die Handels-Institute — alles mit einem Schlage vernichtet; die bedauernswürdigsten Leute der Nation irrten umher, ohne zu wissen, was aus ihnen werden sollte. Wie viele Talente, wie viel mühsam erworbenes Wissen, wie viel Genie vielleicht, welche Hoffnungen endlich für den Ruhm und das Gedeihen der jüdischen Nation wurden an diesem unseligen Tage zerstört, wo der König die Vernichtung aller hebräischen Institutionen seiner Staaten unterzeichnete!

Diejenigen, welche die Furcht und die Liebe zu ihrem Geburtslande bekehrt hatte, blieben demungeachtet der beständige Gegenstand des Verdachtes der Geistlichkeit; man zwang sie, ihre Taufe zu beweisen und sich unter die Spanier zu mischen, statt wie sonst unter sich zu leben. Die alten Rabbiner wurden selbst genöthigt, die Städte zu verlassen, die sie vorher bewohnt hatten, so sehr fürchtete man ihren Einfluß auf ihre ehemaligen Religionsverwandten.

Einige Juden versammelten sich, mit Gefahr ihres Lebens, noch insgeheim, um den Gottesdienst ihrer Väter zu halten, während sie öffentlich Christen zu seyn vorgaben. Man entdeckte im Jahre 1501 eine heimliche Synagoge in Valencia. Man verhaftete den Eigenthümer und ließ ihn sein Vergehen auf dem Scheiterhaufen büßen; sein Haus wurde der Erde gleich gemacht und die Inquisition baute auf dem Platze eine Kapelle, die noch unter dem Namen cruz nueva, neues Kreuz, bekannt ist.*)

Diese gewaltsam bekehrten Unglücklichen ergriffen die kleinsten Ereignisse, die ihnen eine bessere Zukunft zu versprechen schienen, um ihre Hoffnungen daran zu knüpfen. Ein junges Mädchen hatte Extasen und Visionen; sie versicherte, Moses und die Engel gesehen zu haben, die ihr verkündigt hätten, daß der Messias kommen würde, die Juden zu befreien und sie in das gelobte Land zurückzuführen. Mehr bedurfte es nicht, um die Einbildungskraft einer Menge Bekehrter zu exaltiren; sie verließen das Christenthum und wurden wieder Juden in der festen Erwartung des verheißenen Glückes.

Bald wurden sie schmerzlich enttäuscht. Die Inquisition bemächtigte sich ihrer. Die junge Inspirirte wurde mit siebenunddreißig andern zum Scheiterhaufen verdammt; der Messias kam nicht und das israelitische Volk blieb mit Gewalt christlich unter einem Torquemada und Deza.

Der spanische Fanatismus schonte zuletzt selbst die Asche der Todten nicht mehr. Zu Sevilla, nah am Thore von Minjoar, das von einem sehr reichen Juden, welcher da gewohnt hatte, so benannt war, hatten die Hebräer einen Friedhof gehabt und daselbst schöne Grabmäler errichtet; das Volk von Sevilla zerstörte sie 1580 und erbrach die Gräber.

Man fand da mehrere mit kostbaren Stoffen bekleidete und mit goldenem und silbernem Schmuck gezierte Leichname. Einige Gräber enthielten auch Manuscripte. Hinsichtlich ihrer hatte man wenigstens noch die Aufmerksamkeit, sie dem berühmten Theologen Arias Montanus zu übergeben.

Wie oft haben die Verbannten den Verlust ihres Vaterlandes beweinen müssen! Mit welcher Inbrunst haben sie ihre religiösen Gebräuche vollziehen müssen, die allein sie trösten konnten! Mit welcher Andacht haben sie ihre rührenden Gebete wohl gesprochen, vor Allem das des Montags, wovon hier einige Stellen: „Die Männer der Wahrheit sind untergegangen; wir haben sie verloren wegen unserer Sünden, sie sind uns entrissen worden wegen unserer Schuld, sie sind zur Ruhe gegangen und haben uns in Jammer hinterlassen. Wir sind zerstreut nach den vier Gegenden der Welt und finden keinen Trost in unserm Elend; wir kehren zu Dir zurück, allmächtiger Gott, bedeckt mit Schaam und Reue, um Dich zu suchen vom Morgen bis zum Abend, in der Zeit unserer Angst und Noth.“ *)

Dennoch erstarb die Hoffnung im Herzen der Kinder der Verbannung nicht. Bei jedem neuen Monde erinnerten sie sich, daß die Söhne Jacobs sich einst erneuern sollen, wie dieses Gestirn; sie segneten den Herrn, der die Monate erneuert und zogen daraus eine gute Vorbedeutung für ganz Israel und diese Gewohnheit hat sich bei ihnen bis auf unsere Tage erhalten; lange Zeit nach ihrer Verbannung suchten sie sich noch, für das Laubhütten-Fest, Zweige von spanischen Citronenbäumen zu verschaffen, in deren Schatten sie geruht. Bis zum siebenzehnten Jahrhundert machten deutsche Juden die Reise nach Spanien, um ihren Synagogen diese Zweige zu verschaffen, an welche sich so viele Erinnerungen knüpften.

Die Juden, welche nach Afrika, besonders nach Algier, übergegangen waren, machten sich dort durch Gewerbe und Handel nützlich, aber sie wurden von den Mauren wenig geachtet und als sich die Türken die Barbaresken-Staaten unterwarfen, so erniedrigten sie die Juden durch Schmach und Hohn, womit sie sie überhäuften. Als die Franzosen im Jahre 1830 Algier vom Joche der türkischen Soldateske befreiten, zogen sie auch die Juden aus ihrer tiefen Erniedrigung, aber sie konnten sich nicht verhehlen, daß diese unglückliche Nation noch lange die Spuren ihrer einstigen Erniedrigung tragen würde. (Ist dies aber wohl anders möglich? und sollten Christen, die Bekenner der Religion der Liebe, sich nicht vielmehr beeifern, die schwere Schuld ihrer verblendeten Vorfahren wieder gut zu machen?)

Dieser Artikel ist ein Fragment aus einem Werke des Herrn Depping, welches in diesen Tagen bei Treuttel und Würz in Paris erscheinen wird unter dem Titel: Die Juden im Mittelalter; geschichtlicher Versuch über ihren bürgerlichen, commerziellen und literarischen Zustand.

*) Llorente, Geschichte der spanischen Inquisition Tom. I. Cap. 10.

*) Mardochaei Venturi Tägliche Gebete, zum Gebrauch der portugiesischen und spanischen Juden, pag. 100, Gebet Ansche Emanoa.

Digitized by Google

Proceß gegen Constant Polari,
angeklagt des Diebstahls der Diamanten der Prinzessin von Oranien.

(L.)

Ueber diesen Diebstahl, der durch die Umstände sehr räthselhaft erschien, tausend widersprechende Gerüchte veranlaßte und dadurch eine Art von Bedeutung im Publiko erhielt, die sich nicht allein an den Werth der entwendeten Schätze knüpfte, ist jetzt die Untersuchung veröffentlicht worden und wir glauben, daß unsere Leser folgenden Artikel der Gazette des Tribunaux nicht ohne Interesse lesen werden:

Folgendes sind die Thatsachen, die in der Anklage-Acte angeführt werden, und die sich aus den Geständnissen des Angeklagten in den verschiedenen Verhören ergeben:

Der Angeklagte hat zuvörderst dem General-Procurator gestanden, daß die Diamanten, Perlen und andere Kostbarkeiten, in deren Besitz er gewesen, von ihm persönlich und ohne Mithülfe von irgend jemand (?) aus dem Pallast des Prinzen von Oranien in Brüssel entwendet worden seyen. Er hat hinzugefügt, daß die Ehre seines einzigen Kindes, Rosine Polari, ihn allein bis dahin verhindert habe, dieses Geständniß abzulegen. In zwei auf einander folgenden Verhören, welche ein Rath des Gerichtshofes gehalten, der durch einen Beschluß vom 9. December 1833 dazu beauftragt worden war, hat der Angeklagte dieses Geständniß wiederholt.

Der Angeklagte hat erklärt, nie vor dem Diebstahl im Pallast gewesen zu seyn, und nie irgend eine Verbindung mit Personen, die ihn bewohnten, gehabt zu haben. Die Kostbarkeiten, die er mit Gewißheit wußte, in dem Pallaste finden zu müssen (?), hatten den Gedanken in ihm erweckt, daselbst einen Diebstahl zu begehen; wobei er jedoch erklärt, nicht gerade von dem Augenblicke zu sprechen, der ihm den Gedanken zu diesem Diebstahl eingegeben und ihn dazu geeeizt hätte. Die Wahrnehmung einiger kostbaren Gegenstände, die man von außen sehen konnte, hatte vorzüglich seinen Entschluß bestimmt. Er hat überdies erklärt, daß er in dieser Hinsicht die Wahrheit mit allen Details sagen wolle, wenn er vor seinen Richtern erscheinen würde.

Nachdem er eines Tages eine Leiter in dem Winkel eines Hauses entdeckt, das zunächst an dem Pallast auf den Boulevards lag, nahm er diese Leiter in der Nacht vom 25. September 1829 und bediente sich ihrer, um die äußere Mauer des Gartens zu erklimmen. Er zog hierauf die Leiter nach sich und gelangte, der Terrasse entlang, bis zu der Glasthür, die man von außen sieht und die ihm auf der Stelle der einzige Weg schien, durch welchen man ins Innere gelangen könne.

Er hatte eine Scheibe dieser Glasthür mit Thon zerbrochen, den er deshalb mitgebracht,*) damit das Glas im Zerbrechen nicht Lärm verursachte und hierauf die Thür geöffnet, indem er den Arm durch die zerbrochene Scheibe steckte. Er hatte sich eine Blendlaterne, ein phosphorisches Feuerzeug und Schwefelhölzer verschafft, welcher letztern er sich dann bediente, um die Laterne anzuzünden.

Er war nun durch mehrere Zimmer gegangen und da zufällig sein Blick auf ein mit Spiegelglas bedecktes Meuble (das Schmuckbehältniß der Prinzessin) fiel, zerbrach er dies Glas und bemächtigte sich der einzelnen Gegenstände, die sich darin befanden.

Die Schnelligkeit, mit welcher er diesen Diebstahl begangen und die lange Zeit, die seitdem verflossen ist, machten, daß er sich nicht erinnern konnte (?), durch welches Mittel es ihm gelungen war, den untern Theil des Diamantenbehältniß zu öffnen. Nichtsdestoweniger hatte er daraus drei kleine Cassen oder Kistchen von kostbarem Holz, die Charniere von Eisen und Kupfer hatten und welche mehr breit als hoch waren, entwendet. Noch befand sich in dem Diamantkasten oder Schrank ein Shawl, dessen er sich bediente, um die drei Kistchen darein zu wickeln.

Darauf, so weit mindestens als er sich erinnert, hatte er sich mit seiner Beute über die Terrasse zurückgezogen, war wieder bis an die äußerste Mauer gekommen, wo er die Leiter gelassen, hatte von Neuem damit die Mauer erklimmt, sie darauf wieder nach sich gezogen, sie bis an die Stadtmauer getragen und auch diese damit, nebst seiner Beute, überstiegen.

Diese Leiter, die ihm von keinem Nutzen mehr seyn und den Shawl, der zu leicht erkannt werden konnte, als daß er hätte hoffen dürfen, ihn vortheilhaft zu verkaufen, hatte er an der äußern Seite der Stadtmauer gelassen. Er war hierauf mit seiner Beute nach dem Wald von Soignies gegangen und hatte die gestohlenen Gegenstände im Gebüsch verborgen und sie mit Erde, Rasen und dürren Blättern bedeckt; die folgende Nacht war er dahin zurückgekehrt, um die Kistchen zu vergraben, nachdem er sich versichert hatte, daß sie auch noch Diamanten enthielten; später glaubend, daß diese Gegenstände da nicht in Sicherheit wären, hatte er sie wieder ausgegraben und sie in den Wald von Mosselman getragen. Die Kistchen sind, sagt er, siebenzehn Monate lang an diesem Orte verborgen geblieben; da er aber nach der Zeit fand, daß die Charniere sich abgelöst hatten, so nahm er die Diamanten heraus und bemerkte bei dieser Gelegenheit einige kleine Stückchen Papier oder andere weiße Dinge, wie Papier, das fast vermodert war.

Alles dieses hatte er niemanden mitgetheilt, als einer einzigen Person, Susanne Blanche (seiner Geliebten), welcher er zuerst gesagt, daß er diesen gestohlenen Schatz gefunden habe, welcher er aber späterhin gestanden, daß er selber der Dieb sey.

Die Diamanten, die er mit sich nach Lyon genommen und mit welchen er nachher nach Amerika gegangen war, hatte er zuvörderst aus ihrer goldenen Fassung genommen und diese Fassung wie die nebst den Diamanten gefundenen Cameen hatte er in Brüssel an einem Orte eingegraben, den er der Susanne Blanche genau angegeben. Er hatte dies gethan, weil er wollte, daß man nach seinem Tode wisse, wo man diese Gegenstände wiederfinden könne und auch, daß man wisse, daß er der Urheber des Diebstahls sey. (Ein gewaltig ehrlicher Dieb!)

Das sind die Thatsachen, die aus den Geständnissen Polari's sich ergeben. Dieser Angeklagte erschien Freitags den 7. März vor den Assisen im Haag. Nur drei Zeugen sind bei den Debatten vernommen worden, nämlich: ein Secretair der Prinzessin von Oranien, Heer Knyff, vormaliger Polizei-Director zu Brüssel, und Fräulein Ezerickoff, vormals im Dienste der Prinzessin von Oranien und diejenige, welche ihre Diamanten und Kostbarkeiten am beßten kannte. Dieses Fräulein war am Tage vor den Debatten von Petersburg gekommen. Man spricht nicht von Susanne Blanche, noch von einer andern Person, welche dazu beigetragen, die Verhaftung Polari's in Amerika zu bewirken.

Das öffentliche Ministerium hat auf das maximum der Strafe gegen den Angeklagten angetragen, d. h. auf Ausstellung auf öffentlichem Platze und funfzehnjähriges Gefängniß, außerdem auf die Proceßkosten und die Rückgabe der gestohlenen Gegenstände.

Polari wurde von dem Advocaten de Bas vertheidigt, welcher behauptete, daß, da der Angeklagte länger als zwei Jahre, sowohl in den vereinigten Staaten als in Holland, eingekerkert gewesen sey,*)

*) Wunderbar — da es doch nach den oben vorhergehenden Zeilen scheint, als wenn er erst im Moment auf die Glasthür, als den besten Weg des Einbruchs, aufmerksam geworden wäre; wunderbar nicht minder, daß diese nach dem Garten gehende Glasthür nicht besser verwahrt war, wie denn endlich auch von jeher unbegreiflich gefunden worden ist, daß keine Wache bemerkt, wie er die Leiter herbeibrachte und über die Mauer stieg. Anm. d. Red.

*) Eine Zeit, die in der That schwer zu rechtfertigen seyn dürfte, wenn die Thatsachen nicht verwickelter waren, als sie hier vorliegen. Warum die öffentliche Verhandlung und das Urtheil so lange aufschieben?

Anm. d. Red.

Digitized by Google

er sehr wohl aus Ueberdruß zum Geständniß erfundener Thatsachen bewogen worden seyn könne. Da Polari auf Befehl der Regierung und ohne die Intervention der gewöhnlichen Justiz verhaftet worden ist, so hat der Advocat überdies behauptet, daß die Verhaftung illegal und dem Fundamental-Gesetz entgegen gewesen sey.

Um fünf Uhr wurden die Debatten vom Gerichtshofe geschlossen und das Urtheil auf den folgenden Tag den 8. März verschoben.

Durch dieses Urtheil hat der Gerichtshof Constant Polari des nächtlichen Diebstahls mittelst Einsteigens, so wie äußerer und innerer Erbrechung, in einem bewohnten Hause, für schuldig erklärt und verurtheilt, anderthalb Stunden auf einem Gerüst am Pranger zu stehen, mit einer Schrift auf der Brust, die sein Verbrechen angiebt; überdieß zu zwölfjähriger Zuchthausstrafe, so wie zu den Proceßkosten. Außerdem hat der Gerichtshof noch befohlen, daß ein Auszug des Urtheils im Haag so wie in Brüssel angeschlagen werden solle, und daß die gestohlenen Gegenstände, so weit sie in den Händen der Justiz sind, dem dazu Berechtigten ausgehändigt werden mögen.

Stellung der Gelehrten in China.

(Aus dem Spectator of Calcutta.)

(I.)

Das Verhältniß der chinesischen Gelehrten oder wissenschaftlich Gebildeten ist eine Art von Aristokratie, die durch Verdienst und nicht durch Geburt constituirt wird. Sie ist in ausschließlichem Besitz aller Aemter, die unter ihre verschiedenen Mitglieder vertheilt sind, nach den Graden, die sie ihren Fähigkeiten gemäß erlangt haben. Sie sind es, die das Reich regieren. Man könnte sie als die National-Repräsentation von China betrachten und sie bilden das Gegengewicht von der Autorität des Souverains, dessen Despotismus mehr scheinbar als reell ist.

Es war gegen das Jahr 700 unserer Zeitrechnung, daß man es zur Pflicht und Bedingung machte, in den Wissenschaften unterrichtet zu seyn, um gewisse Gewerbe auszuüben und öffentliche Aemter zu versehen. Folgendes war die Art der Prüfung, die man zu jener Zeit einrichtete, und die noch in unsern Tagen besteht, mit vielerlei Modificationen jedoch, deren Nothwendigkeit sich fühlbar gemacht hat.

Es giebt zwei Grade von Prüfung oder Examen. Das erste wird in der Provinz mit den Candidaten vorgenommen, die schon den Grad eines Siou-tsé oder Baccalaureus haben, welcher lange Studien und vorhergehende Prüfungen voraussetzt. Das Examen, das in der Provinz vorgenommen wird, heißt Heng-chi: die Candidaten, die sich darin ausgezeichnet haben, werden, nach drei Jahren, zum Houé-chi oder allgemeinen Examen zugelassen, das in Peking mit vieler Feierlichkeit, zur Aufnahme in die erste Classe von Gelehrten, der kiou-djin, gehalten wird. Es müssen drei Jahre verfließen zwischen den Prüfungen der Collegien und der Zulassung zum Siou-tsé und wiederum zwischen dieser und der Concurrenz zum allgemeinen Examen. Der Jüngling, der das Collegium verläßt, muß daher sechs bis sieben Jahre warten, bevor er den Titel eines Gelehrten erster Classe, d. h. eines Doctors, erhält.

Die gewöhnlichen Prüfungen haben zu von den Gesetzen bestimmten Epochen statt; nichtsdestoweniger sind von Zeit zu Zeit außerordentliche Prüfungen und andere, die für die Glieder der kaiserlichen Familie vom Hofe angeordnet werden. Diese kommen nach den gewöhnlichen Prüfungen; sie sind öffentlich, wie die andern, und der Examinator giebt die Aufgabe für die (mündlichen und schriftlichen) Leistungen; ein Richter und ein Offizier werden vom Hofe beauftragt, darüber zu wachen, daß alles den Vorschriften gemäß geschehe. Aber diese Prüfungen sind, wie man das wohl erwarten kann, dennoch nur illusorisch, und der kaiserliche Candidat bringt gewöhnlich die Zeit, die er zu seiner Ausarbeitung verwenden soll, mit Trinkgelagen und andern Vergnügungen zu.

Man nennt die Prüfung Ko-kiou, die dem Siou-tsé das Recht giebt, sich zum Provinzial-Examen zu stellen. Die Zahl der Individuen, die diesen Grad erlangen, ist sehr groß in jeder Provinz: namentlich die Provinz Kiang-tong zählt deren bisweilen mehr als zehntausend. Folgendes ist die Reihe der Prüfungen, welche die Siou-tsé bestehen müssen, um zu den ersten Graden zu gelangen: 1) der Ko-kiou, 2) der Heng-chi oder Provinzial-Examen, 3) der Houé-chi, die Prüfung in der Hauptstadt, 4) der Tin-chi, in dem kaiserlichen Pallast, 5) der Cheou-keou, auch im kaiserlichen Pallast, für den ersten und zweiten Rang unter den Hen-lin, ausgewählt aus den Tzeosi, welche die Elite der kiou-djin oder Doctoren sind.

In dem chinesischen Reiche sind die Unterrichts-Anstalten in drei Classen getheilt: in die Schulen für die Zöglinge der kaiserlichen Familie, die Schulen der Regierung und die Privat-Institute.

Man registrirt in jeder Provinz die Siou-tsé, die sich zu den Prüfungen vorbereiten. Einige erhalten einen Zwischen-Grad zwischen der ersten und zweiten Classe und ein schnelleres Avancement, aber diese Gunst wird selten ertheilt. Das Verzeichniß der Provinzial-Candidaten wird zehn Tage vor der Eröffnung der Prüfungen gefertigt und den obern Behörden vorgelegt. In diesen Listen findet man genau das Signalement jedes Candidaten mit Anmerkungen über seine Person und seine Familie.

Man wird nicht zu den Prüfungen zugelassen, wenn man für einen Verwandten tauert, wenn man nicht regelmäßig seine Abgaben bezahlt, wenn man von den Magistrats-Personen censurirt (?) worden ist.

Die Provinzial-Examinatoren werden zu Peking gewählt. Sechs Tage, nachdem sie ihre Befehle erhalten, müssen sie sich unmittelbar an den Ort ihrer Bestimmung begeben: derjenige, welcher sich verspätete, würde vor ein Untersuchungs-Tribunal gestellt werden. Man setzt ihnen Gehülfen bei, um die Arbeiten der Candidaten zu beaufsichtigen. Anfänglich vervielfältigte man diese Inspectoren, weil man so glaubte, jeder Art von Betrug bei den Prüfungen zuvorkommen zu können; aber man gewahrte, daß eine Collectiv-Verantwortlichkeit fast immer illusorisch ist und jetzt präsidirt in jedem der Säle, wo die Candidaten ihre Ausarbeitungen machen, ein einziger Inspector.*)

Die Provinzial- und allgemeinen Prüfungen beschäftigen eine große Anzahl Beamtee und Angestellter und man kann aus der Feierlichkeit, womit sie umgeben sind, von der Wichtigkeit urtheilen, die man darauf legt. Die Functionen sind dabei wie in einer Manufactur vertheilt; das Werk eines Concurrenten geht durch mehrere Hände und verschiedene Controlen, bis es zu dem Haupt-Examinator gelangt. Zahlreiche Patrouillen circuliren von Innen und Außen; Vorgesetzte untersuchen Alles, was ein- und ausgeht und visitiren gewissenhaft die Concurrenten, damit sie nicht betrügerisch Abhandlungen mitbringen können, die nicht ihre eigene Arbeit wären. Die innere Polizei, noch ängstlicher geordnet, als die äußere, ist unter Aufseher vertheilt, die sich wechselseitig controliren, so daß, wenn

*) Diese Einrichtung scheint uns sehr vernünftig, so wie auch die, daß man das Resultat hauptsächlich von schriftlichen Ausarbeitungen abhängen läßt; diese kann der zu Prüfende mit Ruhe und Ueberlegung machen und es muß sich daraus der Grad und Umfang seiner Kenntnisse ergeben, während mündliche Prüfungen, hinsichtlich des Examinators von Gunst und Willkühr, hinsichtlich des Examinanden von augenblicklicher Stimmung und Befangenheit, so wie von natürlicher Keckheit oder Furchtsamkeit abhängen und deshalb sehr unzuverlässig für den daraus zu ziehenden Schluß sind. Anm. d. Red.

Digitized by Google

man Irrthümer begeht oder Unterschleife herausbringt, die Zahl der Strafen die der Schuldigen übersteigt.

Die Provinzial-Prüfungen, die zu Peking für einige privilegirte Classen stattfinden, erfordern noch eine größere Anzahl untergeordneter Agenten; es giebt da mehr als hundert Lehrer und ungefähr tausend Schreiber. Die Militair-Prüfungen fangen gleich nach den Prüfungen der Studierenden an; die jüngern Militairs können durch eine gute Aufführung die Gunst erlangen, in die Gelehrten-Schulen einzutreten; aber dann müssen sie auf die kriegerische Laufbahn verzichten. In einigen Provinzen schlägt man die Zahl der Studierenden und der bei den Prüfungen Angestellten aller Art auf funfzehntausend Individuen an.

Die Prüfungen dauern drei Tage und jeder Tag wird durch Arbeiten ausgefüllt, die sich in nachstehender Ordnung folgen: 1) drei Denkschriften über den vier Büchern entlehnte Gegenstände; die Candidaten müssen den Zweck, die Methoden und die Principien dieser classischen Werke auseinandersetzen. Sie müssen auch eine Dissertation in Versen (!) über die fünf Bücher geben, die gleichfalls classische Werke der Chinesen sind. Am zweiten Tage liefert jedes der fünf Bücher den Gegenstand einer besondern Ausarbeitung; endlich am dritten Tage fordert man eine Antwort auf fünf Fragen über die Geschichte und politische Oekonomie der Chinesen. Die den Candidaten vorgelegten Aufgaben werden vom Kaiser selbst gewählt, oder nach seinen Befehlen, wenn die Prüfung allgemein oder in dem kaiserlichen Pallaste ist. In diesem Falle empfängt der Haupt-Examinator, in großer Feierlichkeit, die vom Monarchen gestellten Fragen in einer Büchse verschlossen, aus welcher sie mit den Zeichen der tiefsten Verehrung herausgezogen werden.

Die Aufgaben für die Ausarbeitungen sind oft Sentenzen, deren Sinn sehr tief oder sehr subtil ist: in diesem Falle läßt man den Concurrenten eine gewisse Zeit, um auf den rechten Weg zu kommen und das Mittel zu finden, diese als Fundamental betrachtete Maximen durch ihre Raisonnements zu interpretiren, aufzuklären und zu verständigen. Wenn der Gegenstand aus den classischen Büchern genommen ist, so ist es verboten, in den versificirten Arbeiten irgend eine Stelle zu zerstückeln oder zu verändern. Die Correctheit und Eleganz ist das, wornach man am meisten strebt. In der politischen Oekonomie fordert man von den Candidaten Größe der Ansichten und Klarheit der Darstellung ohne Abschweifungen noch Auslassungen. Die Denkschriften müssen lakonisch seyn: man zählt die Worte und, merkwürdig genug, wenn man deren mehr als dreihundert findet, so wird das Werk verworfen. Wenn ein Examinator seine Programme schlecht verfaßt, wenn die Aufgabe trivial, schlecht definirt ist, so kann sein Betragen Gegenstand der Rüge des Untersuchungs-Tribunals werden. Das Materielle der Arbeiten ist einer Menge von Bedingungen unterworfen und nur mit der größten Schwierigkeit und einer außerordentlichen Sammlung des Geistes können die Candidaten ihnen genügen. Das Verfehlen einer einzigen Regel des Details reicht hin, um einem Studierenden den Eintritt in die Prüfungs-Säle zu versagen und um ihn seinen Rang verlieren zu machen.

Bei den allgemeinen Prüfungen, die in der Hauptstadt gehalten werden, trägt man Sorge, die Examinatoren den Verführungen der Nachbarschaft, der Heirathen und Verwandtschaften zu entziehen. Die Candidaten sind in drei Abtheilungen geschieden, den Norden, den Süden und das Centrum und man giebt jedes diejenigen Examinatoren, die ihr die fremdesten sind. Aber dieser Geist der gleichen Gerechtigkeit und Billigkeit ist mit Ausnahmen und Privilegien nicht unvereinigbar. Wenn sich unter den Candidaten eine große Anzahl von Söhnen, Brüdern oder nahen Verwandten hoher Staatsbeamten befinden, so erlangen sie leicht, von dem großen Haufen abgesondert zu werden, eine Uniform zu tragen und beim Eintritt nicht visitirt zu werden. Die beim Salz-Verkauf angestellten Beamten, wovon die Regierung das Monopol hat, haben auch das Privilegium, ihre Arbeiten absondern zu lassen, welche einem Examinator übergeben werden, um darüber besondern Bericht zu erstatten.

Die Zahl der in jeder Unter-Abtheilung der ersten Classe zuzulassenden Subjecte muß bei jedem Examen von dem Kaiser selbst bestimmt werden. Man nimmt gewöhnlich zwölf- bis dreizehnhundert Studierende dieser ersten Classe oder kiou-djin an. Die Zahl der Tsen-si wechselt von hundertfunfzig bis vierhundert Individuen.

Der Straf-Coder ist sehr streng im Puncte der Prüfungen. Der Studierende, der sich bei seiner Arbeit helfen läßt, und der, welcher Mitschuldiger dieses Vergehens ist, werden gleich gestraft. Ein Irrthum in den Verzeichnissen der Candidaten kann Gegenstand einer Untersuchung werden. Der Studierende, welcher versuchen würde, eine schon fertige Arbeit einzuschwärzen, würde verurtheilt werden, die cangue zu tragen, ein portativer Pranger oder Hals-Eisen, das man an dem Halse der Verurtheilten befestigt, so daß diese Unglücklichen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen das Schauspiel ihrer Entwürdigung geben müssen. Der Studierende oder Gelehrte, der diese Strafe erduldet hat, ist definitiv ausgestrichen; sein Vater selbst oder sein Vormund wird auch gestraft. Wenn das Vergehen erst nach den Prüfungen entdeckt wird, so werden die Beamten, deren Wachsamkeit sich hat hintergehen lassen, vor Gericht gestellt und streng gestraft.

Eine Menge Worte müssen aus den Ausarbeitungen verbannt werden, unter andern der Name des regierenden Monarchen, die den Namen seiner Vorfahren gewehrten Beiwörter, der Name von Confucius ꝛc. Ein Verzeichniß der Worte, die nur mit großer Zurückhaltung und Vorsicht angewendet werden dürfen, ist mit großen Buchstaben an den Orten angeschlagen und zu lesen, wo sich die Studierenden versammeln. Jede Verletzung dieser Regeln der Wohlanständigkeit wird durch eine Suspension von drei Prüfungen, d. h. auf neun Jahre, bestraft. Noch müssen eine Menge anderer Regeln, wie z. B. die Größe der Buchstaben, ihre Entfernung von einander ꝛc. genau befolgt werden.

Das Verzeichniß der Candidaten, die einen höhern Grad erhalten oder sich doch bei den Prüfungen ausgezeichnet haben, wird mit der größten Pracht vom Gouverneur der Provinz bekannt gemacht und unter Gewehr-Salven und Kanonenschüssen angeschlagen. —

Bei den allgemeinen Prüfungen werden zehn Arbeiten, die man für die besten hält, dem Kaiser vorgelegt, der sie denn auch noch seinerseits prüft. Drei davon erhalten besondere Auszeichnungen. Der Verfasser des besten Werkes wird mit Blumen gekrönt; die zwei andern erhalten andere Belohnungen.

Da die Zahl der Grade beschränkt ist, so können eine Menge Studierende keine erhalten, ob sie gleich in den Prüfungen bestanden. Inzwischen bleibt ihre Arbeit nicht unbelohnt: man gesteht ihnen mehr oder minder ausgedehnte Vorrechte zu, und bisweilen das Recht, sie auf ihre Familien zu vererben, bis zur dritten Generation.

Man hat gesehen, daß die Gelehrten der ersten Classe (kiou-djin) drei Abtheilungen bilden, wovon die höchste sehr wenig zahlreich ist. Von dieser werden die drei ausgezeichnetesten Subjecte bei dem Kaiser eingeführt, um ihm zu danken. Der Monarch fragt sie und läßt sie in seiner Gegenwart arbeiten: das ist der letzte Grad der Prüfung.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 906. Hamburg. Sonnabend, den 29. März. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hoostrup. Redigirt von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand.

Von

Jules Janin.

(Fortsetzung.)

(N.)

Die Schilderung der Zusammenkunft des jungen Reisenden mit Washington ist ein Meisterstück der Erzählung.

„Ein kleines Haus im englischen Geschmack, den benachbarten Häusern „ähnlich, wie der Pallast des Präsidenten der Vereinigten Staaten; da „sah man keine Garden, nicht einmal Kammerdiener. Ich klopfte an; „eine junge Magd öffnete mir. Auf meine Anfrage, ob der General zu „Hause sey, antwortete sie bejahend. Dann bemerkte ich, daß ich ein „Schreiben an ihn abzugeben hätte. Die Magd fragte nach meinem „Namen, der im Englischen schwer auszusprechen ist, und den sie nicht „behalten konnte: dann sagte sie mit sanfter Stimme: Walk in, Sir! „Treten Sie näher, mein Herr! und ging mir in einen der schmalen „und langen Corridore voran, welche den englischen Häusern als Hausflur „dienen. Sie geleitete mich zu einem Sprachzimmer und bat mich, dort „den General zu erwarten.

„Ich fühlte mich nicht bewegt. Seelengröße oder große Glücksgüter „imponiren mir nicht: die ersterr bewundere ich, ohne daß sie mich in den „Staub drückt; die Welt flößt mir mehr Mitleid als Achtung ein. Ein „Menschengesicht wird mich nie aus meiner Fassung bringen.

„Nach Verlauf einiger Minuten trat der General ein. Es war ein „Mann von hohem Wuchse, mit einer mehr kalten und ruhigen als edlen „Miene. Er ist den Abbildungen, die man von ihm hat, ähnlich. „Schweigend überreichte ich ihm mein Schreiben; er eröffnete es, sah „nach der Unterschrift, und las laut mit freudiger Ueberraschung: Obrist „Armand! — So ward der Marquis de la Rouairie von ihm genannt „und so hatte dieser sich unterzeichnet.

„Wir setzten uns. Ich erklärte ihm, so gut das gehen wollte, den „Grund meiner Reise. Er antwortete mir in französischen oder englischen „einsylbigen Worten. Er hörte mir mit einer Art Verwunderung zu. „Ich trat zu ihm heran, und sagte mit einiger Lebhaftigkeit zu ihm: „„Aber, es ist minder schwer, die nordwestliche Durchfahrt aufzufinden, „als, wie Sie gethan, ein Volk zu schaffen!““ Well, well, young man! „rief er aus, indem er mir die Hand reichte. Er lud mich auf den „folgenden Tag zum Mittagessen ein, und dann schieden wir von einander.

„Ich stellte mich pünctlich ein. Wir waren außer uns nur fünf oder „sechs Gäste. Die Unterhaltung drehte sich fast lediglich um die franzö„sische Revolution. Der General zeigte mir einen Schlüssel der Bastille. „Dieser Bastillen-Schlüssel war ein ziemlich läppisches Spielzeug, das „man damals in beiden Welttheilen in Umlauf setzte. Wenn Washington, „wie ich, die Sieger der Bastille in den Gassen von Paris gesehen hätte, „würde er weniger Werth auf seine Reliquie gelegt haben. Das Ernste „und die Stärke dieser Revolution beruhten nicht in den blutigen Orgien. „Zur Zeit der Zurücknahme des Nanteser Edicts, im Jahr 1685, riß „derselbe Pöbel der Vorstadt St. Antoine den protestantischen Tempel „zu Charenton mit demselben Eifer ein, als er im Jahr 1793 die Kirche „von St. Denis verwüstete.

„So war mein Zusammentreffen mit dem Manne, der eine ganze „Welt befreit hat. Washington ist ins Grab gestiegen, ehe ich irgend „einiges Aufsehen gemacht hatte; ich bin an ihm vorübergegangen, wie „das unbekannteste Wesen: er war in aller seiner Herrlichkeit, ich in aller „meiner Obscurität. Mein Name ist ihm vielleicht nicht einen vollen Tag „im Gedächtniß geblieben. Doch fühle ich mich glücklich, daß sein Blick „auf mich gefallen ist. Es hat mich für meine ganze übrige Lebenszeit „erwärmt. Es liegt etwas Stärkendes in den Blicken eines großen Mannes.

„Nachdem habe ich Bonaparte gesehen; so hat die Vorsehung mir „also die beiden Personen gezeigt, die sie an die Spitze der Geschicke ihres „Jahrhunderts zu stellen für gut gefunden hatte.“

Dann kommt die bewundernswürdige Parallele zwischen Washington und Bonaparte, die in dem Alterthume nicht Ihresgleichen hat, weil es dazu dem Alterthume an drei Männern, an Washington, an Bonaparte und an Chateaubriand fehlte: Washington, der die Vereinigten Staaten als Trophäe auf seinem Schlachtfelde hinterlassen hat; Bonaparte, der sich nur seines eigenen Schicksals angenommen. Diese, schon aus jedem Gesichtspuncte prachtvolle, Parallele ist in den Denkwürdigkeiten, vielleicht aus der Ursache, daß Bonaparte für Grister seines Maaßes täglich größer wird, noch bewundernswürdig vergrößert worden.

Nach der Begeißung Washingtons setzt Chateaubriand seine Reise fort. Die Verwunderung Washingtons hat den jungen Mann nicht irre gemacht. Er geht nach den Ländern der Wilden ab, wo er, wie ein geheimer Instinct ihn überzeugt, sicherlich etwas finden wird. Dachte er auch noch an die Nordwest-Durchfahrt, so dachte er doch nicht lange mehr daran. Die poetische Phantasie nahm bald von Neuem Platz neben ihm, so wie ehemals Horaz und Augustin in seinem Collegium oft der Arithmetik von Bezout den Rang ablirsen. Ich berufe mich dieserhalb nur auf die köstliche Erzählung, die so natürlich ihren Platz in den Denkwürdigkeiten ausfüllen wird. Ich frage alle diejenigen, die diese lesen werden, ob das Gefühle eines Mannes sind, der ernstlich an die Entdeckung einer Nordwest-Passage denkt!

„Ich reiste nun nach dem Lande der Wilden ab, und hatte mich auf „dem Paketboote eingeschifft, welches auf dem Hudsonsflusse von Newyork „nach Albany fährt. Die Gesellschaft der Passagiere, aus mehreren „Frauen und einigen amerikanischen Offizieren bestehend, war zahlreich „und liebenswürdig. Ein leichter Wind führte uns gemächlich unserer „Bestimmung zu. Am ersten Tage gegen Abend, versammelten wir uns

Digitized by Google

„auf dem Verdeck, um eine Collation Früchte und Milch einzunehmen. „Die Frauen nahmen auf den Bänken des Castells Platz und die Männer „setzten sich ihnen zu Füßen. Die Unterhaltung blieb nicht lange geräuschvoll. „Ich habe stets bemerkt, daß man bei dem Anblick eines schönen Bildes „der Natur unwillkührlich verstummt. Plötzlich rief jemand aus der „Gesellschaft, ich weiß nicht wer, aus: „„Hier ist es, wo der Major „Andre hingerichtet ward!““ Mit einemmale waren meine Ideen über „den Haufen geworfen worden. Man ersuchte eine sehr niedliche Ameri„kanerin, die Romanze von dem unglücklichen jungen Manne zu singen. „Sie gab unsern Bitten nach, und begann eine schüchterne Stimme voll „Wollust und Gefühl hören zu lassen. Die Sonne ging unter, wir waren „eben zwischen hohen Bergen. Man gewahrte hie und dort, über Ab„gründen hängend, einige spärliche Hütten, die zwischen halb weißen, halb „rosenfarbenen Wolken, die sich horizontal in der Höhe dieser Wohnungen „hinzogen, bald verschwanden, bald wieder sichtbar wurden. Wenn man „über diesen Wolken die Felsengipfel und die mit Tannen bewachsenen „Bergkuppen erblickte, war es fast, als ob man kleine Inseln im Meere „schwimmend sähe. Der majestätische Fluß, der bald nach Norden und „Süden floß, breitete sich, eingerahmt zwischen zwei Ufern, so parallel, „wie eine bleierne Tafel, in gerader Linie vor uns aus; und wenn man „sich dann, beim Anblick der untergehenden Sonne, plötzlich umkehrte, so „wälzte er seine goldenen Fluthen um irgend einen Berg, der, mit allen „seinen Pflanzen in den Fluß vortretend, einem großen Bouquette Grüns „glich, welches man einer blauen und rosigen Zone unten angeheftet. „Wir beobachteten ein tiefes Schweigen, und ich, ich wagte kaum zu „athmen. Nichts unterbrach den klagenden Gesang der jungen Reisege„fährtin, als das unmerkliche Geräusch, welches das über die Welle hin„gleitende Schiff verursachte.“

Und je weiter er in der neuen Welt kam, desto weiter rückte er in der Poesie vor. Er hatte schon zu thun, sie nach Außen kundzugeben, die Poesie, die ihn zu dem gemacht, was er ist, ihn, der bis dahin hinsichtlich der Poesie nur die literarischen Ehren des Mercure de France genossen hatte, eine beneidete Auszeichnung und auf die er recht stolz gewesen war. Er möge demnach in die jungfräulichen Waldungen von Amerika eindringen, so tief er immer will. „Als ich, nachdem ich den Mohawk „passirt war, mich in den Wäldern befand, die nie gefällt worden, verfiel „ich in eine Art von Trunkenheit. Ich ging von Baum zu Baum, bald „rechts, bald links, und sagte zu mir selbst: da ist von Wegen keine Rede „mehr. Hier ist es am Ende mit den Städten, den engen Häusern, den „Präsidenten, den Republiken, den Königen.... Und um es zu versuchen, „ob ich mich endlich in meinen angeborenen Rechten befände, überließ ich „mich tausenderlei willkührlichen Handlungen, worüber der große Holländer, „der mir als Führer diente, hätte rasend werden mögen und im Stillen „dachte, ich wäre verrückt geworden.“

Aber, wird man sagen, wie wird es denn mit dem Durchgange? Ja, ja, die Passage! Giebt es nicht unter den Bäumen die beiden blauen Mädchen, die ihn lieben und die von ihm geliebt werden? reizende und treuherzige Musterbilder der beiden amerikanischen Frauen, zuerst die Atala, und dann das junge Mädchen der Natches? Ißt er nicht zu Abend mit einem ganzen Stamm von Wilden und schläft dann neben einem Feuer ein, nachdem er mit den Kriegern Branntewein getrunken und den Calumet geraucht hat? Was Passage! Sagt er nicht, daß er außer sich, entzückt, trunken, frei, frei, ganz allein, unstät an Körper und in der Einbildungskraft, Dichter nach seinem Sinne, ganz Dichter ist? Er besteht, entzückt, Thränen in den Augen, Lächeln auf den Lippen, Glückseligkeit im Herzen, die Offenbarung seines Genius. Er ruft nun seinerseits aus: auch ich! auch ich! Anch io, anch io! Welch ein Drama! Dieser blutjunge Mann in dieser ganz jungen Welt! dieser Mann so ganz allein in dieser Einöde; dieser Civilisirte, Paris entronnen, und welch einem Paris! der springt und rennt, wie ein junges Reh! Adieu Trauer! Adieu Melancholie! Er irrt umher, er geht, er setzt sich, er schläft, er kehrt sich um, er hört, er spricht, er schaut aus, er träumt, er ruft sich bei Namen, er raucht, er läßt sein Mahl rösten, es mundet ihm blutiges Fleisch, er sieht die Kinder, in den Zweigen der Bäume geschaukelt, schlafen; was redet man zu ihm von dem Nordwest-Durchgange! Er hat ja keine Zeit. Muß er nicht den Niagara-Fall sehen, von welchem er zwei oder drei bewundernswürdige Beschreibungen gegeben hat? Es ist nicht seine Schuld, wenn er nicht gleich das erste Mal in den Schlund hinabstürzt und das zweite Mal durch sein Pferd dahinein gerissen wird. Er kommt mit einem gebrochenen Arm davon — aber man sieht sich in Amerika schon schnell geheilt! Dann wirft er sich in den Erie-See, und an den Ufern des See's sieht er reizende Mattern, anbetungswürdige Schlangen; er kennt ihre Weise, er ruft sie bei ihrem Namen; wenn man es will, wird er sie nach dem Laute seiner Flöte tanzen lassen. Er passiret da an funfzig Flüsse über schöne Brücken, die an schönen Stahl- und Goldfäden, die seine schöpferische Einbildungskraft geschaffen, frei in den Lüften schweben. Zuweilen weilt er am Ufer eines See's, um tausende von Fischen zu sehen, die in den durchsichtigen Fluthen spielen; ein anderes Mal sind es Vögel, die ihn fesseln, oder er verschließt auch die Augen und horcht nach dem Tosen all der Flüsse hin, die sich ins Meer stürzen. Dies Getöse war so stark, daß er davor den Lärmen nicht hörte, mit welchem die Pforten des Tempels hinter dem Könige zuschlugen.

Diese Extase ist ohne Ende, diese Verzückung unbegränzt. Er ist gleich dem Menschen, welcher in einem Gedichte, Angesichts der neugeschaffenen Welt nichts anderes als o! o! o! hervorzubringen wußte. Zuweilen schrieb er selbst lange Phrasen, die sammt und sonders nichts als Ausrufungen sind. Ihr wollt zu ihm von seiner Durchfahrt sprechen — aber seht Ihr denn nicht, daß ihn die kleinsten Hindernisse einen ganzen Tag lang aufhalten? Einst sieht er, indem er über eine Wiese geht, eine sehr magere Kuh, die dort ruhig weidet; plötzlich kommen drei Männer, die fünf oder sechs fette Kühe führen, und jagen die magere Kuh mit Stockschlägen fort. Bei diesem Anblick kann unser Reisender sich nicht helfen, er muß von seiner Straße abbiegen. „Eine Frau, dem Anscheine „nach eben so mager als die Kuh, verließ ihre isolirte Hütte, ging auf „das eingeschüchterte Thier zu, rief es sanft zu sich, und bot ihm etwas „zu fressen. Die Kuh rannte, den Kopf mit einem kleinen Freudengebrüll „vorstreckend, auf sie zu. Die Colonisten drohten der Indianerin, die „nach ihrer Hütte zurückkehrte, von weitem. Die Kuh ging ihr nach. „Sie blieb an der Thür stehen, wo ihre Freundin sie liebkoste, während „das dankbare Thier jener die Hand leckte. Die Colonisten hatten sich „entfernt.“

Wem sollte nicht, wie mir, diese Kuh lieber seyn als alle Nordwest-Durchfahrten?

Und was sagt man zu seiner höchst ergötzlichen, unvermutheten Zusammenkunft mitten in den Wäldern; zu dem Kammerdiener, der Messieurs die Wilden und Mesdames die Wildinnen in ihrem Gemache tanzen ließ, indem er auf seiner Flöte die Arie von Madelon Friquet dazu spielte? So vereinigte sein Reisen in den Waldungen alle Reize der Einöde und alle Abenteuer der Civilisation. Oft nahm er auf indianischen Ruinen, einem englischen, gestern erst fertig gewordenen, Hause gegenüber, im Schutze von Bäumen, so alt wie die Welt, neben Wilden am Ufer eines Flusses sitzend, wo das Krocodill spielend aus seinem klaffenden Rachen das Wasser des See's in farbigen Garben spie, unter dem Gesange des Pelicans, unter dem Geschrei des in den Wolken

Digitized by Google

unsichtbaren Storches, sein Mahl von frischen Forellen ein, und in diesen Augenblicken der Stille, der Bewunderung und der Ruhe war er glücklich, wie ein König. „Auch war ich ja weit mehr als ein König. „Wenn das Schicksal mich auf den Thron gesetzt hätte, und ich durch „eine Revolution davon heruntergestürzt wäre, würde ich, statt mein „Elend gleich Carl und Jacob in Europa zur Schau zu tragen, zu den Lieb„habern gesagt haben; Ihr beneidet mich um mein Amt? wohlan, versucht „Euch einmal darin; Ihr werdet schon sehen, daß nicht gar viele Freude „dabei ist. Erwürget Euch meines alten Mantels wegen, ich will nun „in den Wäldern von Amerika der Freiheit genießen, die Ihr mir wieder„gegeben habt."

Wahrlich, es ist nicht möglich, nicht aus voller Seele und aus vollem Herzen besorgt zu werden, wenn man den Frieden, die Ruhe und den Enthusiasmus dieses jungen Mannes sieht. Er ist so keusch, so jung, so verliebt in alles, was schön, was edel und gut ist, in diese Wälder gekommen; er hat so viele Tugend, Unabhängigkeit und Muth mitgebracht; er ist so glücklich und so stolz über den poetischen Instinct, der sich ganz neu, ganz gerüstet in ihm offenbaret, der von allen Seiten hervorbricht, der sich durch Geschrei, durch Thränen, durch Schweigen, in seinem Wachen, in seinem Schlummer, unter dem Himmel, in der Hütte des Wilden, mitten auf großen Steppen, zur Seite blauer Mädchen, neben Kriegern, fern von Menschen, in der Nähe von Menschen, überall und immer kundgiebt: es ist ein so schönes Schauspiel, das eines jungen Mannes, der so glücklich und so völlig glücklich ist, daß man in Furcht schwebt, dies Glück plötzlich verschwinden zu sehen! Bei jedem Schritte, den dieser junge Mann in das Leben der Wildheit thut, erinnert man sich unwillkührlich, daß er ein Edelmann, daß er Offizier ist, daß er in königlichen Wagen gesessen, daß er dem Könige angehört, der da Unten eingekerkert wird, dem Adel Frankreichs, den man da Unten hinwürgt; daß er da Unten einen Bruder, eine Mutter, Verwandte, Freunde, ein Regiment, und was noch sonst, hinterlassen hat. Ihr Bäume der Wälder, verhüllet ihn gut in Eurem geheiligten Schatten; Ihr Vögel ohne Zahl und ohne Namen, lasset ohne Aufhören und ohne Ende Euren Gesang des Ruhms in seine Ohren erschallen; murmelt, Ihr alten Flüsse; brause, Du hehres Meer; steht muthig auf Orcane; ziehe ihn an Dich, Indianer, der Du fischest; haltet ihn fest in blumigten Banden, Ihr jungen Mädchen der Wilden; möge das ganze amerikanische Land sich erheben, um ihn nicht fahren zu lassen! Gebe der Himmel, daß er in den Einöden nicht erfahre, wie es in Frankreich zugeht! Barmherzigkeit, Barmherzigkeit für ihn! Er ist so glücklich! Er ist hier so wohl daran! Aber wie es verhindern, daß dieser Thron von Frankreich, der einstürzt, bei diesem Einsturz nicht einen so fürchtbaren Lärm macht?

Herr von Chateaubriand sollte seinem Geschicke nicht entgehen. In folgender Weise war es, wie er das Getöse eines Reiches, das zusammenstürzt, vernahm. Es gehört dieses mit zu den Meisterwerken der Erzählung, die man nicht zu viel lesen, nicht zu sehr bewundern kann. „Von Wäldern zu Wäldern irrend, hatte ich mich den amerikanischen „Uebarmachungen genähert. Eines Abends ward ich einer Meierei ansichtig, „die am Ufer eines Flusses aus Baumstämmen aufgeführt worden war. „Ich bat um gastliche Aufnahme: sie ward mir gewähret.

„Es war Abend. Die Wohnung war nur durch die Flamme vom „Heerde erleuchtet. Ich setzte mich in einen Winkel des Kamins. „Während meine Wirthin das Abendessen bereitete, vertrieb ich mir die „Zeit damit, beim Schimmer des Feuers, zu dem ich mich hinbückte, „eine englische Zeitung zu lesen, die auf der Erde gelegen hatte. Da „fielen mir in großen Buchstaben die Worte: Flight of the King. „Flucht des Königs, in die Augen. Es war die Beschreibung des „von Ludwig XVI. gemachten Rettungsversuches und der Verhaftung „des unglücklichen Monarchen zu Varennes. Die Zeitung berichtete auch „das Umsichgreifen der Auswanderung, und daß sich fast alle Offiziere „der Armee unter den Fahnen der französischen Prinzen geschaaret „hätten. Ich glaubte den Kauf der Ehre zu vernehmen, und gab meine „Projecte auf."

Hier sagt der Dichter nicht Alles: er hat an diesem Tage mehr gethan, als seine Projecte aufgegeben; er hat seine Poesie aufgegeben, er hat diesem ganz neuen Lande entsagt, dessen poetische Seite er zuerst gesehen; er hat allem Valet gesagt, was er gesehen und was er nicht gesehen. Adieu, ihr Berge! Adieu, ihr Thäler! Adieu, ihr Wasserfälle! Adieu, ihr Bewohner der Wälder! Adieu, ihr Wälder selbst! Der Dichter nimmt die Atala und die Natchez mit sich und kehrt aus diesem grünenden und stillen Lande nach diesem ganz alten, ganz verwitterten, ganz zusammengebrochenen, ganz revolutionairen Paris zurück, das ihm schon im Jahr 1789 Furcht eingeflößt hatte, und dies Paris, allmächtige Götter! war eben im Jahr 1792.

Ich glaube nicht, daß je ein junger Mann einen größeren Beweis von Resignation, von Muth und von Hingebung für seinen Glauben gegeben hat. Es giebt deren, die aus Pflicht ihrer Familie, ihren Studien, ihrer Liebe entsagen; das ist schon etwas; aber seiner Poesie entsagen, ein schon begonnenes Gedicht unbeendigt lassen, aus der neuen Welt nach der alten Welt, aus dem Walde und der Einöde zur Stadt und unter den großen Haufen, aus einer Welt, die aufkeimt, nach einer Welt, die absterbt, aus der Freiheit des Wilden zur Freiheit der Kannibalen zurückkehren; das Schweigen, die Ruhe, das Geräusch, das Exil, die Flüsse, die Einöde, die Blumen verlassen, und mit unvollständigen Ideen, mit unvollendeten Gedichten, unter dem Einfluß eines unterbrochenen Traumes zurückkehren; zurückkehren, um blutbespritzte Schaffotte, Menschen, die sich einander würgen, Throne, die man zertrümmert, Tempel, die man über den Haufen stürzt, zu sehen; zurückkehren, ohne etwas vertheidigen zu können, weder Gott noch den König, weder die Lebenden noch die Todten; zurückkehren, um sich in den Ruinen zu verbergen, ohne es wagen zu dürfen, über diesen Ruinen zu weinen: dies Alles hat er ohne Bedenken, ohne Reue, ohne Scheu gethan!

Nach Philadelphia zurückgekehrt, um sich einzuschiffen, war das Erste, was ihn daran erinnerte, daß er ein civilisirter Mensch sey, der Umstand, daß er nicht das erforderliche Geld hatte, um seine Ueberfahrt bezahlen zu können. Ein rechtschaffener Capitain willigte ein, ihn auf seine Parole mit sich nach Europa zu nehmen. Er schiffte sich demnach ein. Ein Sturm trieb ihn in neunzehn Tagen bis an die Küsten von Frankreich, wo er zwischen den Inseln Guernsey und Oerigny einen halben Schiffbruch litt. Welch ein Sturm! wie schrecklich! Mit der Beschreibung dieses Sturmes beschließt Herr von Chateaubriand das vierte Buch seiner Denkwürdigkeiten. „Wenn ein holländisches Schiff von einem Sturme überfallen wird, so „schließen sich die Offiziere und die Matrosen unten im Schiffe ein; alle „Luken werden zugemacht; auf dem Verdecke bleibt nur der Schiffshund „zurück, der den Sturm anbellt. Währenddem, und das Ende des Sturmes „abwartend, vertreiben sich die Offiziere und die Matrosen die Zeit mit „Trinken und Schmauchen. — Der Sturm legt sich, der Hund hört auf „zu bellen; nun begiebt die Mannschaft sich wieder auf das Verdeck. — „Und ich," sagt er, „ich bin der Schiffshund, den die Restauration auf „dem Verdeck gelassen hat, um ihr von dem Sturme Kunde zu geben, „während sie im Schutze sitzt." — Aber man wird es schon einsehen, daß dies nicht die Phrase Chateaubriands ist, daß ich sie verderbe, daß ich ihr den Hals drehe; eine schon verzeihliche Sache für jemand, der sie nicht aus dem Munde des Dichters selbst gehört hat, der sie nur vom Hörensagen kennt, und dessen Erinnerung nur in einer Erinnerung beruht.

Digitized by Google

Fünfter Abend.

Es muß erwähnt werden, daß jedes neue Buch dieser Denkwürdigkeiten mit einem prachtvollen Exordium beginnt. Diese Denkwürdigkeiten, in welchen sich das Leben des größten Schriftstellers unsers Zeitalters so bewundernswürdig abspiegelt, sind seit langer Zeit begonnen worden. Sie wurden oft unterbrochen, oft wieder aufgenommen, unter dem Zelte, im Pallaste, im Wolfsthale, in der Höllenstraße, im Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, zu Berlin, zu London, überall. Sie sind unter sehr verschiedenen Glücksumständen, aber immer mit einem gleichen Gemüthe geschrieben worden. Welches auch die Lebensepoche seyn mögt, die der Verfasser eben schildert, läßt er es sich stets angelegen seyn, uns, ehe er von der Vergangenheit spricht, in den Augenblick der Gegenwart zu versetzen: was ihm auch in den Sinn kommen mag, ein großes Ereigniß, ein großer Mann, eine schöne Landschaft — Herr von Chateaubriand beschäftigt sich zuvörderst damit; auf sein Capitel und auf seinen Helden, der er selbst ist, kommt er nur dann zurück, wenn er es nicht mehr vermeiden kann. Die fraglichen Introductionen sind prachtvolle oratorische Pirçen, keine Nebensachen, sondern greifen vielmehr tief in die Haupterzählung ein, indem sie wundersam die Stunde, den Ort, den Augenblick, die Stimmung der Seele und des Geistes, in welcher der Verfasser denkt, schreibt und erzählt, angeben. Man darf nicht erwarten, daß ich auch nur eine Idee von diesen prachtvollen Präliminarien zu geben versuchen sollte, in welchen die Vollkommenheit der französischen Sprache bis zu einem, selbst in der Sprache des Herrn von Chateaubriand unerhörten, Grade gesteigert worden ist.

Wir wollen aber wieder den Faden dieser Erzählung, so abwechselnd und so einfach, aufnehmen, ein gutes Geschichtchen, dessen Held schlicht, redlich, geistreich und gut ist, dem nichts von seinem Genie ahnt, der viel dem Ungefähr, diesem allmächtigen Schutzherrn der überlegenen Geister, anheimstellt. Kaum vermählt (er heirathete gleich nach seiner Rückkunft) verreist er mit seiner Frau nach Paris, wo sie hinter der St. Sulpitius-Kirche im Cul-de-sac Frodo wohnen. Hier erhebt Herr von Chateaubriand sich zu der vollen Höhe der Geschichte, er nimmt den ersten Rang unter den Malern des Pittoresken ein. Welch ein Schauspiel das Paris von 92! Er hat es ganz vollständig gesehen; er hat es von Anfang bis Ende durchgemacht; er hat von Angesicht zu Angesicht alle seine Blutmenschen gesehen. Er hat all sein Toben, all sein Geschrei, alle seine scheußlichen Flüche, auf der Tribune, in den Theatern, im Palais-Royal, auf den Straßen, in den Zeitungen gehört; er hat von Angesicht zu Angesicht dem Terrorismus, dieser Art von Tiger, welchem kein wildes Thier der neuen Welt zu vergleichen war, ins Auge gesehen. Er hat Robespierre, er hat Marat, er hat Danton, dies Kleeblatt der Volksfreiheiten, gesehen; er hat den Sitzungen des Jacobiner-Clubs beigewohnt. Wenn man auch an das Colorit und an den großen Styl des Herrn von Chateaubriand gewöhnt ist, kann man sich doch keinen Begriff von den Stellen machen, in welchen er uns diese weite, schlecht erleuchtete, gedrängtvolle und düstere Kirche zeigt; die Fledermäuse, welche die ungestörten Bewohner dieser finstren Gewölbe, die nun einen Schrei des Schreckens über die Stimme der Redner des Berges ausstoßen, und durch ihr Geschrei einigen dieser rauhen Stimmen dermaßen übertönen, daß man von Zeit zu Zeit Gewehre in die Höhe abfeuern muß, was eine sonderbare Weise ist, um Stille zu erlangen. Nichts entgeht dem Herrn von Chateaubriand von diesem kläglichen Schauspiel, selbst nicht die aus zwei kreuzweise gelegten Balken, einer Art vorbereitenden Schaffotts, geformte Tribune; selbst nicht die Werkzeuge der alten abgeschafften Tortur, die hinter dem Redner hängen, eine sehr würdige, obwohl unerwartete Decoration dieser Tod und Verderben bringenden Motionen und Reden. Dort war es, wo täglich unzählige Todesurtheile gefällt wurden. Währenddem zog sich die gesammte französische Gesellschaft, die nicht auf die Alderneit von Coblenz eingegangen war, aufs Aeußerste getrieben, aus Frankreich zurück, um einen letztern, einen verbrecherischen, einen vergeblichen Versuch zu machen.

Hier wirft Herr von Chateaubriand, der zugleich, wie großer Bildner, ein großer Politiker ist, sich die Frage auf, ob das Auswandern wohl erlaubt sey? Diese ernste Frage muß ihm schwer auf dem Herzen gelegen haben, weil er, um sie besser zu lösen, den großen Schatten des Herrn von Malesherbes anruft, eine Anrufung in dem antiken Genre, ein von hohen Geistern seit Plato oft erneuerter Dialog. Uebrigens war diese Frage über Auswanderung schon bewundernswürdig von dem Herrn von Chateaubriand abgehandelt worden.

„Ich habe mir diese Frage gethan, als ich die Verlegenheit der Dreißig „schrieb. Warum erhebt man den Thrasybull in die Wolken, während „man die französischen Emigranten im höchsten Grade verächtlich macht? „Genau genommen sind sich die Verhältnisse doch einander gleich. Die „Flüchtlinge beider Länder ergriffen, durch Verfolgungen zum Aus„wandern gezwungen, auf fremden Boden die Waffen zu Gunsten einer „alten Verfassung des Vaterlandes. Die Sache bleibt dieselbe, wenn „auch die Worte verschieden lauten, und so ändert es nichts, daß „die Ersteren sich für die Demokratie, die Letzteren sich für die Monarchie „schlugen.

„Ein ehrlicher Ausländer im Winkel seines Heerdes, in einem höchst „ruhigen Lande, vergewissert, des Morgens wieder aufzustehen, wie er „sich des Abends schlafen gelegt hat, im Besitz seiner Glücksgüter, die „Thür wohlverschlossen, Freunde nach Innen, Sicherheit nach Außen, wird, „bei einem Glase Wein, den Beweis führen, daß die französischen Emi„granten Unrecht haben, und daß man nie sein Vaterland verlassen sollte; „und da raisonnirt der ehrliche Ausländer ganz consequent. Er fühlt sich „behaglich, wird von niemandem verfolgt, kann ohne Furcht, insultirt, ja „selbst ermordet zu werden, gehen, wohin er will; man steckt ihm seine „Wohnung nicht in Brand, man macht nicht Jagd auf ihn, wie auf ein „wildes Thier, und dies alles bloß deshalb, weil er Jacob und nicht „Peter heißt, weil sein Großvater, vor vierzig Jahren gestorben, das „Recht hatte, mit zwei oder drei Hanswürsten in Livree hinter sich in „einem Kirchenstuhl zu sitzen; dieser Ausländer, sage ich, denkt wahrlich, „daß es Unrecht sey, sein Vaterland zu verlassen.

„Das Unglück muß vom Unglück beurtheilt werden; das plumpe Herz „des Wohlergehens weiß die zarten Gefühle des Mißgeschickes nicht zu „würdigen. — Wenn man ohne Leidenschaften bedenkt, was die Emigranten „in Frankreich geduldet haben, wo wäre dann wohl der jetzt glückliche „Mensch, der, die Hand aufs Herz, zu sagen wagte: „Ich hätte es anders „gemacht als sie!“

„Die Verfolgung trat zu gleicher Zeit in allen Theilen Frankreichs „ein und man glaube nicht, daß sie in der Meynung ihren Grund hatte. „Und wenn man der böseste Demokrat, der exaltirteste Patriot gewesen „wäre, so durfte man nur einen bekannten Namen führen, um adelig zu „seyn, um verfolgt, verbrannt, latternisirt zu werden, davon geben Lameth „und so viele Andere Zeugniß, deren Eigenthum, obwohl sie Revolutionaire „waren und der constituirenden Versammlung angehörten, verwüstet ward.“

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 907. Hamburg. Mittwoch, den 2. April. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Math. Dr. Ludwig.

Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand.

Von

Jules Janin.

(Beschluß.)

(M.)

Und doch, ich bin dessen gewiß, und man wird es sehen, wenn das Unglück der Zeiten uns dazu verdammen sollte, würde Herr von Chateaubriand, je feierlicher seine neue Apologie der Auswanderung ist, um so weniger sich dazu verstehen, das Vaterland in den Tagen der Gefahr zu verlassen; er weiß es jetzt zu wohl, daß der Tod eines Mannes auf dem Schaffotte, aber auf einem innerhalb der Mauern aufgeführten Schaffotte, mehr nutzt als das Leben dieses Mannes außerhalb der Mauern, in den Reihen der Fremden. Es ist schön, eine königliche Sache, mit Bezug auf Treue und Dulden, und indem man die Meynungen bei Seite setzt, zu vertheidigen.

Inzwischen bedrohte, inmitten dieses Paris, erbost gegen alles was Edelmann war, ein jeder Tag den Herrn von Chateaubriand mit einer neuen Gefahr; die Hauptstadt war nicht mehr eine solche Zufluchtsstätte, daß jeder Edelmann dort ruhig das Bischen Brodt hätte verzehren können, das ihm übrig blieb; der unsrige mochte mit sich kämpfen, so viel er wollte, er mußte abreisen. Auch diesmal gebrach es ihm wieder an Gelde, denn es ist einer der Glücksfälle dieser an Begebenheiten so reichen Biographie, daß diese Phrase ohne Unterlaß wieder darin vorkommt. Das Geld fehlte! das ist die einzige Metapher, deren Wiederholung in einer lange währenden Erzählung nicht monoton wird; es ist die einzige stets unerhoffte, stets grausame Entwickelung; es ist der einzige Querstrich, der stets seine Entschuldigung in sich trägt, die einzige Verlegenheit, die stets verzeihlich ist, der einzige Kummer, der sich immer begreifen läßt. Das Geld fehlte! Ha, mein Gott! ja, der Plebs sieht diese Phrase denjenigen, die über ihm stehen, nur deshalb nach, weil es ihm eine geheime Freude macht, einen großen Mann plötzlich aus so hohen Gedanken und aus so großen Ereignissen so tief herabfallen zu sehen, daß er durch die zugleich so einfache und so dramatische Phrase: Das Geld fehlte! mit jedermann auf gleicher Höhe steht.

Es fehlte also an Geld. Herrn von Chateaubriands gesammtes Vermögen bestand nur aus den Assignaten, welche die Frau von Chateaubriand ihm als Mitgift zugebracht hatte. Wie aus Paris kommen? Nach vielem Suchen findet er in der Straße der Vorstadt St. Honoré einen Mann, der einwilligt, ihm zwölftausend Franken zu leihen. Er geht selbst hin, um diese zwölftausend Franken in der Vorstadt St. Honoré in Empfang zu nehmen, und als er, sie in seiner Brieftasche tragend, auf dem Rückwege ist, begegnet ihm ein Freund. Sein Freund redet ihn an; sie plaudern zusammen, sie gehen neben einander her. Diese armen Leute fühlten eine große Langeweile mitten unter all diesem Volke, das sich in den Clubs oder um die Schaffotte her täglich so sehr drängte. Kurz, Herr von Chateaubriand geht, es sey aus Schwachheit, aus Langeweile, oder aus Neugierde, mit seinem Freunde in ein Spielhaus in der Straße Richelieu. Er spielt; er verliert. Er verliert die ganze Summe bis auf funfzehnhundert Franken. Er verlor vielleicht den Kopf seines Bruders und den eigenen! Aber er gewann wieder Kaltblütigkeit; er verläßt das Spiel, er besteigt einen Fiaker; der Fiaker bringt ihn vor seine Thür in der Straße Feron: er kommt zu seiner Frau; er will das Portefeuille aus der Tasche nehmen; er sucht darnach — weg ist es! Er hat die Brieftasche — seine letzten funfzehnhundert Franken — in dem Fiaker vergessen.

Sogleich geht er, trostloser als je, wieder aus. Was anfangen? Was soll aus ihm werden? Er rennt nach dem St. Sulpitius-Platze. Kinder, die dort spielen, sagen zu ihm, der Fiaker, nach dem er frage, sey eben ganz voll weggefahren. Er erkundigt sich weiter; man weiset ihm die Wohnung des Fuhrmanns nach. Er geht, den Kutscher in dessen Hause, vor dessen Thür zu erwarten. Um zwei Uhr Morgens trifft der Kutscher ein; man durchsucht den Wagen: aber kein Portefeuille ist zu finden. Der Kutscher hatte Abends drei Sansculotten und einen jungen Priester gefahren, deren Wohnung er nachweist. Herr von Chateaubriand hat also nur eine Aussicht von ein zu vier, daß er sein, ihm so nothwendiges, Geld wiederfinden werde.

Er kehrt zurück nach Hause, und mit dem ächten Muthe begabt, der sich durch nichts aus der Fassung bringen läßt und jeder Sache gleich auf den Grund sieht, schläft er eben so fest, als ob er gratis unter der Hütte eines Wilden geschlafen hätte. Am andern Morgen wird er durch einen jungen Abbé geweckt, der ihn fragt, ob er der Chevalier Chateaubriand sey. Zugleich behändigt der junge Mann ihm seine Brieftasche mit den funfzehnhundert Franken, mit welchen er, sein ältester Bruder und ein Diener, dann nach Brüssel abreisen.

Sie hatten diesen Diener als Bürger gekleidet und auf der Post wie an den Wirthstafeln gaben sie ihn für einen Freund von ihnen aus. Der, durch so viel Ehre ganz verdutzt, arme Schelm konnte sich gar nicht recht in seine neue Würde schicken. Kaum wagte er es, sich im Beisepn seiner Herren zu setzen, zu essen; er sprang abwechselnd von der tiefsten Ehrerbietung zu der vulgairsten und spaßhaftesten Familiarität über. Dazu kam noch, daß dieser Diener im Schlafe sprach; er sagte ganz laut und in dem vollen Postwagen, was er während des Tages mit so vieler Mühe verhehlt hatte. Er redete in seinem Schlafe von nichts als von Grafen, von Marquis und von großen Herren; endlich, in einer Nacht, es war bei Cambray, rief er, an seinem Geheimnisse erstickend, außer sich, und um diesem Zwange, der ihm unerträglich geworden war, zu entrinnen, dem Fuhrmanne Halt! Halt! zu. Nachdem man ihm die Wagenthür geöffnet hatte, rannte er, ohne Hut, quer

Digitized by Google

selhein. Es kostete den Herren von Chateaubriand große Mühe, den Postwagenführer zu bereden, daß er, ohne ihres Reisegefährten Rückkunft abzuwarten, weiter fahren sollte. Am folgenden Tage ward der Domestik ergriffen und gefangengesetzt, und späterhin diente seine, mehr ungeschickte als übelwollende Aussage, dazu, daß über den Bruder des Herrn von Chateaubriand ein Todesurtheil gefällt ward.

Inzwischen kamen die beiden Brüder ohne einen sonstigen Zufall in Cambray an; sie standen in ihren Pässen als Weinhändler und Lieferanten der Nord-Armee bezeichnet. Von Cambray gelangten sie ohne Mühe nach Brüssel. Brüssel war voller Royalisten; es war der allgemeine Sammelplatz der Armee der Prinzen; dort war von nichts anderem als von Siegen, von Triumphen, von Restauration, von Würden, vom alten Hofe und von Privilegien die Rede. Nach den Reden dieser verblendeten Edelleute standen sie im Begriff, der Komödie vom Ballsaal ein Ende zu machen, den König gleich den andern Tag wieder auf seinen Thron zu setzen; sie wollten hiervon allein die Ehre, allein den Vortheil haben, und jeder neue Ankömmling war ihnen lästig wie ein gefährlicher und unnützer Gefährte. Die Emigration hatte sich schon in zwei Theile geschieden: die Erstgekommenen und die Letztgekommenen; die Erstgekommenen wollten das Recht der Restauration ausschließlich haben. Die Unsinnigen! Auch wurden Herr von Chateaubriand und dessen Bruder bei der Armee der Prinzen übel aufgenommen. Man fragte sie, in was sie sich mengten, woher sie kämen, warum sie sich so unnöthiger Weise derangirt und nicht lieber die Rückkunft der königlichen Armee zu Paris, wohin es ginge, abgewartet hätten.

Das war die Art und Weise, in welcher sie von ihren Verbündeten und von ihren Brüdern aufgenommen wurden. Vergebens wollte Herr von Chateaubriand in sein Regiment, das Regiment von Navarra, welches ein Regiment der Armee der Prinzen war, eintreten; dessen Glieder schlossen sich so dicht, daß er nun unter eine der Bretagner-Compagnieen ging, die im Begriff waren, Thionville zu belagern. Nun compensirte sich alles für den jungen Abenteurer. Wenn zuerst der Unterlieutenant der Infanterie zum Capitain der Cavallerie gemacht worden war, um in den Augen des Hofes zu fahren, so ward nun wieder aus dem Cavallerie-Capitain ein gemeiner Soldat. Den Tornister auf dem Rücken, ein schlechtes Gewehr ohne Hahn im Arm, bricht er auf. Um sich besser zu präsentiren, trug er seine weiße Uniform, und zog unbekümmert seines Weges, als ihm der König von Preußen, Friedrich Wilhelm, zu Pferde begegnete, und zu ihm sagte: „Wohin?“ — „„Mich schlagen.““ — „Daran erkenne ich den französischen Adel,“ sagte der König, grüßte und ritt weiter.

Herr von Chateaubriand hatte schon zu Brüssel eine ähnliche Conversation mit einem Manne gehabt, der nur Geist besessen, und der kaum dem Namen nach noch lebt, Champfort. Wohin? fragte Champfort. — Vom Niagara. — Wohin? — Dahin, wo es ins Treffen geht. Und damit hatte die Conversation ein Ende. Möglich, daß Champfort, einer der äußersten Skeptiker, die Frankreich gehabt hat, glaubte, daß dieser junge Mann sich über ihn lustig machte.

Er setzte also, ohne daß ihm sein Tornister schwer fiel, den Weg, immer, und in Abwartung, auf den Feind zu stoßen, von Poesie träumend, fort. Auch diesesmal noch war der Feind für den Herrn von Chateaubriand eine neue Art von Nordwest-Passage, die aufgefunden werden mußte. Er ging seinem Feinde entgegen, wie er auf die Durchfahrts-Entdeckung ausgegangen war, aufs Ungefähr, als Träumer. In Amerika war er stehen geblieben, um eine magere Kuh zu liebkosen, in Belgien blieb er stehen, um den Nachfolger des großen Friedrichs zu begrüßen: immer ist es die Phantasie, die ihn beherrscht. Wie oft mag er aber wohl sein Amerika vermißt haben! „Die Bourbonen bedauerten „es nicht, daß ein junger Edelmann der Bretagne über das Meer zurück„kehrte, um ihnen seine obscure Gegebenheit zu bezeugen. Wenn ich, „meine Reise fortsetzend, die Lampe meiner Wirthin mit der Zeitung „angezündet hätte, die meinem Leben eine andere Richtung gegeben, so „würde niemand meine Abwesenheit inne geworden seyn, weil niemand „um mein Daseyn wußte. Ein bloßer Zwist zwischen mir und meinem „Gewissen führte mich zurück auf den Schauplatz der Welt: ich hätte „thun können, was ich gewollt hätte, indem ich der alleinige Zeuge des „Streites war; aber dieses ist unter allen Zeugen gerade derjenige, vor „dem zu erröthen ich am meisten befürchten würde.“

So kam er unter die Mauern von Thionville. In dieser Stadt gab es Republikaner, die gut Stand hielten, und die vor diesen abgematteten, halbverhungerten und schlechtangeführten Royalisten nicht erbebten, die sich auf wenig mehr verstanden, als sich zu duelliren und einen Hirsch zu jagen; im Uebrigen recht brave Leute, nur nicht geduldig in der Tapferkeit, noch sonst geschickt, und die sich deshalb dem Hohn der belagerten Stadt bloßstellten. Die ersten Granaten, die sie warfen, fielen sechs Fuß vor der Mauer zur Erde. Diese royalistische Armee that, was sie konnte, um sich mit der Belagerungsoperation zurechtzufinden: sie schlug Zelte auf, zog Gräben, stellte Posten aus, hielt Musterungen, und schoß, wenn sie eben Gewehre und Pulver hatte. Herr von Chateaubriand ein Soldat, ging mit den andern Soldaten auf Patrouille. Diese, an die Jagd im Niedergehölz gewöhnten, Edelleute zogen, die Flinte unter dem Arm, einher, stöberten mit dem Laufe in die Gesträuche, als hätten sie da einen Blauen oder Republikaner aufjagen wollen; ein jeder hatte bei dem Soldaten-Metier seine elegante Weise und seine Lieblingsausdrücke von ehedem beibehalten. Die Schilderung dieses Lagers von Thionville ist ein Genre-Bild von auserlesener und reizender Schönheit. Was den Herrn von Chateaubriand betrifft, so überließ er sich bis dahin, wo sein Gewehr einen Hahn bekommen würde, mit Herzenslust den poetischen Träumereien. Er benutzte jetzt das soldatische Leben, wie er vorher das Leben in der Wildheit benutzt hatte. Des Morgens, wenn er erwachte, horchte er auf den Hahnenschrei in der Ferne; er hatte seine Lust daran, die Lerche früh aus einer Trenschee aufsteigen zu sehen, um ihr munteres Lied in den Lüften ertönen zu lassen; er machte sich alle diese Contraste zu Nutz: hier die friedliche Natur, schön, und geschmückt, und strahlend unter der aufgehenden Sonne; dort der Mensch in Lumpen, gräulich anzusehen und bleich, und unter den Waffen, und im Begriff, sich für Ideen massacrieen zu lassen; Bäume in Blüte und Gewehre mit aufgepflanzten Bayonnetten; der Fluß, der dahin rauscht, und der Tambour, der den Feldmarsch schlägt. Natürliche Eindrücke, die man, ganz mit dem Feuer des Frühlings und der Jugend belebt und gefärbt, in einem der schönsten Bücher der Märtyrer noch einmal vorfindet.

Oft ward er, mitten in seiner Extase, von dem Korporal aufgerufen, um die Suppe zu kochen, ein Amt, dessen er sich, das muß man sagen, mit vielem Glücke entledigte; ein anderes Mal suchte er einen schönen Platz am Rande eines Pfuhls, da kniete er auf den blumigten Rasen und wusch sich sein Hemd so geschickt, wie ein braver Edelmann seine Wäsche nur ohne Seife waschen kann. Und selbst unter diesen sonderbaren Umständen schlug dieser junge Geist stets die poetische Richtung ein. Was hätte er nicht an seinen Waschetagen darum gegeben, sich in die Zeiten Homers versetzt zu sehen, um auf seinem Wege der schätzenswerthen Prinzessin Nausicaa zu begegnen.

Ein anderes Mal wachte er über die Sicherheit des Lagers und streifte durch die benachbarten Felder. Bei diesen Streifereien stieß ihm immer etwas auf. Eines Tages sah er unter andern einen feisten Mann, die Nase unterwärts, unbeweglich in einer Furche liegen. Gleich legt sich Chateaubriand aufs Recognosciren; er hält sein Gewehr schußfertig,

Digitized by Google

schleicht sich leise heran, und erkennt endlich — seinen dicken Vetter Moreau, so dick, daß er, einmal in diese Furche gefallen, bis an der Welt Ende darin würde liegen geblieben seyn, wäre nicht der Soldat Chateaubriand dazu gekommen, um ihn mit seinem Gewehre wieder aufzuhelfen.

Wenn es Abend geworden war und man die Suppe gegessen hatte, so ward geplaudert, gespielt, gelacht und auf dem Fuße großer Herren unter dem Zelte gelebt; Chateaubriand aber träumte; er arbeitete schon an der Atala. Eines Tages ward selbst das Manuscript zur Atala, das er in seinem Tornister trug, von einer Kugel durchlöchert; es hatte also dem Dichter das Leben gerettet; aber er sagte, mit dem ihm so eigenthümlichen lieblichen Lächeln: Atala hatte noch das Feuer des Abbe's Morellet zu bestehen.

Aber die Belagerung von Thionville mußte doch endlich einmal ein Ende nehmen, hat doch die Belagerung von Troja auch ein Ende genommen. Die Belagerung von Thionville endigte, wie die Belagerung von Troja, nur mit dem Unterschiede, daß den Belagerern zuerst die Geduld ausging. Zur Strapaze und zum Hunger gesellte sich noch eine schreckliche Dysenterie, die man le mal des Prussiens nannte. Man zog also ab, ein jeder auf seiner Seite. Herr von Chateaubriand ward an dem Tage, wo er das Lager verließ, noch durch einen abspringenden Splitter von einem brennenden Balken am Bein verwundet, so daß er zugleich eine Wunde am Bein, die Blattern, und das obengenannte Lagerübel zu traurigen Marschgefährten hatte. Aber auch diesmal verließ ihn sein Muth nicht; er gab den Beweis, daß eine große Seele stets über den Körper gebietet, in dem sie ihren Sitz aufgeschlagen hat. Er ging, so lange er gehen konnte. Wenn er durch Städte kam, so zeigte man ihm den Weg zum Hospital; er ging aber gerade vor sich hin. Zu Namur erbarmte sich seiner eine arme Frau, die ihn vom Fieberfrost schütteln sah, und warf ihm eine alte Decke über die Schulter. Er lächelte der Alten freundlich zu und setzte dann, in seiner Decke eingehüllt, seinen Weg stolz fort. Endlich fiel er in einen Graben. Als er dort, ohne Bewußtseyn und regungslos, ausgestreckt lag, zog eben die Compagnie des Prinzen von Ligne vorüber. Einem daraus fiel es ein, sich diesem Körper zu nähern; man bemerkte noch eine Spur des Lebens an ihm, warf ihn auf einen Munitions-Karren, und dieser Munitions-Karren setzte ihn vor den Thoren von Brüssel ab. Nun wieder zu sich gekommen, und findend, daß er nur seine drei Uebel habe, die Wunde, das Mal Prussien und die Blattern, zieht er in die Stadt ein. Zuerst klopft er an die Thür des Gasthofes an, wo er schon einmal logirt hat: aber die Thür wird ihm vor der Nase zugeschlagen; so geht er von Gasthof zu Gasthof, von Haus zu Haus: immer wird er an der Schwelle zurückgetrieben. Was sollte man zu Brüssel mit diesem hinkenden Sterbenden, blau angelaufen und ganz durchsichtig, anfangen? Brüssel hat sich durch den Nachdruck von Chateaubriands Werken bereichert; aber es ist eine Stadt, der es nicht einfällt, den Schriftstellern, die sie so ungestraft ausplündert, zu Hülfe zu kommen, und wenn es auch nur für einen einzigen Tag wäre.

Endlich, als er gar nicht mehr weiter konnte, kehrte er zur Thür des ersten Gasthofes zurück. Es kam ihm in den Sinn, eingehüllt in seiner Decke auf dieser Schwelle sterben zu wollen. Er war schon ganz darauf vorbereitet und dazu gestimmt, als ein Wagen des Weges kam, in welchem, man denke sich das Entzücken, sein Bruder saß. Sein Bruder hatte zwölfhundert Franken in der Tasche; er gab die Hälfte davon an Franz. Aber trotz dieser fünfundzwanzig Louisd'or, wollte man Franz in dem schönen Hotel nicht aufnehmen; da erbarmte sich seiner ein Barbier und nahm ihn mit sich in seine kümmerliche Behausung. Dort sagte er seinem Bruder Lebewohl, und sein Bruder kehrte nach Frankreich zurück, um zu sterben.

Was ihn betrifft, verbunden, so gut es gehen wollte, denn man wagte es kaum, ihm seine Wunden zu verbinden, wegen der Ansteckung seiner doppelten Krankheit, er genas. Ihm kehrte zu gleicher Zeit die Gesundheit und die gänzliche Entblößung wieder. Er beschloß nun, sich nach der Insel Jersey zu begeben, um wieder zu den Royalisten der Bretagne zu gelangen. Für ein wenig Geld, das er lieh, ließ er sich nach Ostende schaffen. „Zu Ostende traf ich mehrere Bretagner, meine „Landsleute und Kameraden, an, die mit mir dasselbe Vorhaben hatten. „Wir mietheten uns eine kleine Barke für Jersey, und wurden dann in „dem Raume dieser Barke eingepfercht. Das schwere Wetter, der „Mangel an Luft und Raum, das Schaukeln des Meeres, erschöpften „meine Kräfte vollends; widrigen Windes und der Flathzeit wegen „mußten wir zu Guernsey anlaufen.

„Da ich im Sterben war, so brachte man mich ans Land, und legte „mich, das Gesicht der Sonne zugekehrt, gegen eine Mauer, um dort „meinen Geist aufzugeben. Es ging eine Schiffersfrau vorbei; sie fühlte „Mitleid mit mir, sie rief ihren Mann herbei, der mich dann, von zwei „oder drei andern Matrosen unterstützt, nach einem Fischerhause trug, „wo ich in ein gutes Bett gelegt ward. Diesem Act der Barmherzigkeit „verdanke ich wahrscheinlich das Leben. Am folgenden Tage schiffte man „mich wieder auf der Schaluppe von Ostende ein. Als wir zu Jersey „ankamen, war ich in einem völligen Delirium. Ich ward von einem „Onkel mütterlicherseits, von dem Grafen von Bedee aufgenommen, und „ich schwebte mehrere Monate zwischen Leben und Tod.

„Im Frühjahr 1793, als ich mich wieder stark genug glaubte, um „die Waffen führen zu können, ging ich nach England, in der Hoffnung, „dort eine Nachweisung abseiten der Prinzen zu finden; aber meine „Gesundheit zerrüttete sich, statt sich zu bessern, mehr und mehr; meine „Brust war angegriffen; ich konnte kaum Athem holen. Geschickte Aerzte, „bei welchen ich mich Raths erholte, deuteten mir an, ich könnte mich so „wohl noch einige Wochen, vielleicht selbst einige Monate, ja wohl gar „noch einige Jahre durchschleppen, aber ich müßte alle Strapazen meiden „und jedenfalles auf kein langes Leben Rechnung machen."

Hier giebt dieser große Mann an Geist sich einem der unerwarteten wunderlichen Einfälle hin, die seinem Vortrage eine so große Lebhaftigkeit und Ueberraschung verleihen.

„Man lasse Se. Excellenz, Monseigneur Vicomte de Chateaubriand, Pair von Frankreich, Gesandter zu London, Großoffizier der Ehrenlegion ꝛc. eintreten." Und die ganze Stadt, die ihm entgegeneilt, und die Ehrenwache, die ihm gegeben wird, und alle die Mächtigen der Zeit, die sich an ihn drängen!

„Es war dieses derselbe junge Mann, der vor vierzig Jahren arm, „nackend, flüchtig, krank, und von den geschicktesten Aerzten für eine Beute „des Todes erklärt, zu London einzog."

Die Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand enthalten eine Menge von dergleichen bewundernswürdigen drolligen Einfällen. Man citirt deren schon viele. Es ist ein Mann, der sich im Contraste gefällt und der deren keinem ausweicht. Man hat ihn eben als Pair von Frank- und als Gesandten in der Stelle des unbekannten und abgerissenen Dichters gesehen, der nach London kam; nun stellt er ein paar Todtenscheine neben einander, den über seinen Vater und den über seine Mutter. Als der alte Herr auf seinem Rittersitze starb, starb er noch eben zeitig genug, um aller Ehren theilhaftig zu werden, die seiner Geburt zukamen. Man liest in den Kirchenbüchern seines Sprengels: „Heute, an dem und dem Tage, verstarb in seinem Schlosse, Monseigneur, der höchstedle Vicomte René-Auguste de Chateaubriand, Herr von Comburg und anderen Herrschaften. Er ward in dem Chor der Kirche unter einem Marmor beigesetzt, der sein Wappen führte, der es aber nicht für lange Zeit

Digitized by Google

behielt." Neben diesem prunkenden Todtenscheine giebt Herr von Chateaubriand denjenigen seiner Mutter, man kann schon denken, mit welchem melancholischen Lächeln der Wehmuth und des Kummers.

„Auszug aus den Sterbelisten der Stadt Saint-Servant, im ersten „Arrondissement des Departements der Ille und Vilaine, im Jahr VI. „der Republik, Fol. 35, wo es heißt, wie folgt:

„Am 12. Prairial des Jahres VI. der französischen Republik, erschienen „vor mir, Jacob Bourdasse, Municipalbeamten der Gemeinde von Saint-„Servant, am 4. letzten Prairial als öffentlicher Beamter erwählt, Johann „Bosle, Gärtner, und Joseph Bouslier, Tagelöhner, von majorennem Alter, „und abgesondert von einander in dieser Gemeinde wohnhaft, um zu erklären, „daß Appoline Johanne Susanne de Redee, geboren in der Gemeinde von „Bourseuil, am 7. April 1726, Tochter des verstorbenen Ange Annibal „de Redee und der Renigue Johanne Marie de Ravenel, Frau von Rene „Auguste de Chateaubriand, am heutigen Tage um 1 Uhr Nachmittags, „in der Behausung der Bürgerin Compon, zu la Rallue, in dieser Ge-„meinde, verstorben sey; nach welcher Erklärung ich, nachdem ich mich „von deren Wahrheit überzeugt, gegenwärtige Acte ausgefertigt habe, „die allein von Johann Bosle nebst mir unterzeichnet worden ist, indem „Joseph Bouslier erklärte, daß er des Schreibens unkundig sey."

Hier halten die Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand inne. Diese Lesung, oft durch den Ausruf der Bewunderung, durch Thränen, durch das tiefe Schweigen unterbrochen, welches mehr als alle Ausrufungen die Stimme des Vorlesenden übertönt, hat in dem Auditorium eine lebendige und tiefe Sympathie gefunden. Diese langsame Musterung eines an Thatsachen und Idee'n so reichen Lebens mußte, das konnte nicht fehlen, einen solchen unauslöschlichen Eindruck hervorbringen. Das erste Auftreten des jungen Mannes, aus welchem späterhin der Herr von Chateaubriand werden sollte, war voll sicherer Vorzeichen des reinsten Ruhmes unserer Zeit. Es findet sich von allem in diesem Buche vor: Erinnerungen eines jungen Mannes mit dem Ernste eines Greises erzählt, die Erzählung eines Kindes, für welches die Nachwelt beginnt, Täuschungen der Jugend, dem Kummer des Alters gegenübergestellt, bitterer Kummer von fünfundzwanzig, bitterer Kummer von siebenzig Jahren, hier eine Monarchie, die aufsteigt, und dieselbe Monarchie, die wiederkehrt; hier ein junger Mann, der am andern Morgen von Varennes zurückkommt, um mit seinem König zu sterben, dort ein in Hof-Ungnade gefallener Greis, der den andern Tag ganz voll Trauer über dieses Königthum, reich an Liebe, Poesie und Glauben von Cherbourg abreiset. Es war dieses unstreitig eins der allmächtigen Schauspiele, die auf junge Gemüthee, auf junge Seelen, auf edle Frauen, auf die gesammte Gesellschaft für sich, die unter den halbprofanen, halbheiligen Schatten der Abtei Au-Bois verborgen lebt, allmächtig einwirken mußten.

Dieser Eindruck muß in der That recht tief, diese Aufregung höchst lebhaft gewesen seyn, da wir Profanen den Rückprall davon so tief in unserm Gemüthe, in unserer Seele empfangen haben. Mein Gott! was haben wir anderen, wir, die Bewunderer seines Geistes, wir, die unter seinem poetischen Blicke auferzogenen Kinder, wie, deren Jugend er vor dem falschen Skepticismus und der Voltaire'schen Ironie, diesem etwas, das da ausdörrt und versengt, und welches Voltaire allein ohne Gefahr ertragen konnte, weil er Voltaire war, bewahret hat, denn dem Herrn von Chateaubriand gethan? Was haben wir denn dem großen Dichter gethan, daß er uns nicht zu diesen fast posthumen vertraulichen Mittheilungen seines Genie's zugelassen hat? Warum hat er nicht zu uns gesagt: „Herbei! kniet an der Schwelle der Thür und legt das Ohr an das Schlüsselloch, damit ihr nicht ganz dieser vorzeitigen Offenbarung verlustig geht!" Dann würden wir anderen sicherlich gekommen seyn und hätten baarhaupt, auf der steinernen Schwelle knieend, den Athem an uns haltend, hingehorcht nach diesen testamentarischen Worten, für welche wir an und gegen alle Zeugniß abgelegt hätten. Aber Herr von Chateaubriand hat nicht an uns gedacht: er hat gewählt. So haben wir uns denn darauf beschränkt gesehen, die Bruchstücke dieser vertraulichen Mittheilungen zu sammeln, aus den uns schlecht übertragenen Erzählungen ein Ganzes zu bilden, aus den Materialien, die wir schon hatten, den ersten Theil dieser Denkwürdigkeiten, die wir geben, wie wir sie bekommen, zusammenzusetzen. Um mehr davon zu hören, müßt Ihr anderen, eben so wie ich, es abwarten, daß Herr von Chateaubriand den Verfolg dieser Denkwürdigkeiten gelesen hat. Um aber seine Denkwürdigkeiten vollständig zu erlangen, muß man sich bis zum Tode des Herrn von Chateaubriand gedulden, und da gebe Gott, daß wir noch recht lange warten müssen!

Die Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand halten inne bei seiner ersten Reise nach England. In England ist es, wo sein eigentlich literarisches Leben mit dem Werke, welches der Gegenstand so vieler Controversen gewesen, und in dem sich schon ein Schriftsteller ersten Ranges bekundet, mit dem Essai sur les Révolutions beginnt.

Die letzte Lesung, welche Herr von Chateaubriand gehalten hat, enthält die neuere Geschichte seiner Reise nach dem Exil von Carl X. Er ist jetzt dabei, seine neuesten Erinnerungen, die auch die peinlichsten sind, niederzuschreiben. Er ist schon sicher, sich dessen zu erinnern, was ihm vor vierzig Jahren begegnet ist; aber sollte er sich wohl eben so zuverlässig alles dessen entsinnen können, was er seit 1830 erlebt hat? Welche Ereignisse, welche Unglücksfälle, welche Verrätherein, welche Widerwärtigkeiten! Auch eilt er mit dem Niederschreiben alles dessen, was er in unsern letzten Jahren gesehen und erfahren hat, so wie man sich gern schnell einer unangenehmen Pflicht entledigt; damit fertig, wird er um so fröhlicher und enthusiastischer zu den Unglücksfällen seiner Jugend zurückkehren.

Wenn ich unter den brillanten Nebenwerken, deren ich bereits gedacht habe, eine bewundernswürdige Stelle über das Alter der Menschen, über den Menschen, der inmitten dieser immer jungen Natur altert, anführen könnte, so würde man bei der Lesung dieser Pièce, in welchem Alter man auch seyn möchte, finden, daß man schon recht alt und Herr von Chateaubriand noch recht jung sey.

Merkwürdig! Hier eine Epoche, von 1789 bis 1834, die allein mehr Revolutionen, mehr Veränderungen, mehr Drangsale, mehr Ruhm und mehr Unfälle in sich faßt, als drei volle in unserer Geschichte zu wählende Jahrhunderte. Von 1784 bis 1834 hat Frankreich mehr illustre Menschen, mehr Eigennamen und mehr mächtige Renommée's dahingerafft, als bei allen Völkern von Europa in hundert Jahren nicht darauf gegangen sind. Angesichts so vieler Thatsachen, die zu erklären, so vieler Revolutionen, die zu beschreiben, so vieler Menschen, die zu beurtheilen sind, muß wohl ein jeder eingestehen, daß nie, selbst nicht von einem Geschichtschreiber des Alterthums, ein größeres, ein imponirenderes und ein schwierigeres Werk unternommen worden ist.

Nie, in der That, haben die Annalen der Welt über einen einzigen Punct eine so große Verwirrung der Thatsachen und der Principien dargeboten; nie haben sie in so kurzer Zeit große Männer erstehen und vergehen gesehen; nie ist das Fatum des Alterthums, nie die christliche Vorsehung, nie Tacitus, nie Bossuet, nie der Zweifel, nie der Glaube, nie Voltaire, nie Montesquieu in dem Fall gewesen, imponirendere Materialien zu ordnen, das Geschrei verschiedenerer Stimmen zu erzählen, Bemerkung von entgegengesetzteren Meynungen zu nehmen, unerhörtere Glücksfälle und unglaublichere Unglücksfälle zu berichten. Wenn ehedem die Menschenmassen sich völlig regungslos und nackend, ein imponirendes Piedestal einiger hie und da zerstreuten Intelligenzen, dem Geschichtschreiber darstellten; wenn ehedem die Massen, von der Wiege bis zum Grabe durch das Verhängniß getrieben, an dem Geschichtschreiber vorüber-

Digitized by Google

gingen, so hatte der Geschichtschreiber ein leichtes Spiel; wenn die Massen im Ruhestande waren, so stand der Geschichtschreiber still, um die einzelnen Intelligenzen zu betrachten, welche unter dem Vorgeben, sie zu regieren, auf diesen Menschenmassen lasteten; wenn die Massen in Bewegung waren, so begnügte der Geschichtschreiber sich damit, die Hauptthatsache zu beurtheilen und zu sehen, ob die Menschheit ihre Aufgabe wohl erfülle, ob sie festen Schrittes von der Wiege bis zum Grabe gehe. Das hat den vormaligen Geschichtschreibern, Christen oder Heiden, civilisirt oder barbarisch, die Sache wundersam erleichtert; aber heutzutage, wo in dem Volke jeder seine Stimme hat; heutzutage, wo jeder in dem Haufen seine Individualität hat; heutzutage, wo jede Meynung eine Meynung, jeder Wille ein Wille ist: heutzutage, wo das Volk nicht mehr ein tausendköpfiges Thier, sondern ein Mensch mit tausend Köpfen ist, wer wird es da wagen, diese Macht von gestern, zu welcher der Geschichtschreiber, er obenan, mit gehört, und von der er nicht sprechen kann, ohne seiner selbst zu gedenken, zu beurtheilen? Man sieht wohl, daß, seitdem das Volk im Ernst die Bühne der Welt betreten hat, dasjenige, was man eigentlich Geschichte nennt, auf ewig todt ist. Die Helden haben gewechselt. Aus ist es mit den Anrufungen an die Gottheit und an die Musen, wie in den Geschichten des Herodot; aus ist es mit den schönen, der athenienſischen Schule aufgepropften Reden, wie in den Büchern des Titus Livius; aus mit der Mönchs- oder der Feudal-Chronik, wie in unserer alten Geschichte; aus ist es mit den Biographieen der Könige von Frankreich, wie in der neueren Geschichte. Die Geschichte hat all die Formen aller Völker der Welt angenommen: bei den Griechen war sie ein Gedicht, bei den Römern eine Erzählung, bei unsern Voralten eine Sacrystei-Legende oder ein Opern-Prolog; gegenwärtig, wo nicht mehr Poesie, nicht mehr Beredsamkeit, nicht mehr Glauben, nicht mehr Königsthum darin liegt; gegenwärtig, wo alle Dinge schwankend, alle Principien in Frage gestellt sind, und man nur darnach sieht, was am meisten Ruf oder Geld eindringen kann, ob die Begründung einer neuen Religion oder die Anlage von Eisenbahnen, giebt es wahrlich nur noch eine Weise, die Geschichte zu schreiben, nämlich, ein Mann gewesen zu seyn, viel gethan und viel gesehen zu haben, auch gesehen worden zu seyn, wegen irgend einer Eigenschaft oder lieber noch irgend eines Fehlers geschätzt zu seyn; gleich der Geschichte bald oben, bald unten gewesen zu seyn; von Grund aus über alle Geschicke, gute wie böse, sprechen zu können, über das gute öfterer, wenn man mehr geachtet als geliebt seyn will; über das böse öfterer, wenn man mehr auf das Mitgefühl als auf den Respect seiner Leser giebt. Ein Mensch, der so gestellt ist, und schreiben kann, der die Menschen weder schätzt noch haßt, der sie so nimmt, wie sie sind, mittelmäßig und eitel, aber nicht sehr boshaft, hat es in seiner Macht, nicht die Geschichte seiner Zeit — denn seine Zeit wird durch nichts von dem repräsentirt, was die Geschichte ausmacht, nicht durch ein Princip, nicht durch einen Gott, nicht durch einen Menschen — sondern die Geschichte seines Lebens, welches auch das Leben aller andern Menschen seiner Zeit gewesen ist, zu schreiben. So wird Herr von Chateaubriand, während er nur seine Denkwürdigkeiten zu schreiben glaubte, in der That nichts mehr und nichts weniger als die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben haben.

Deshalb läßt sich voraussagen, daß, wenn einerseits nie eine Epoche dem Geschichtschreiber unzugänglicher gewesen ist, andererseits nie eine Epoche eine vollständigere und bewundernswürdiger geschriebene Geschichte gehabt haben wird, als die unsrige. Man denke sich einmal, daß, während Herr von Chateaubriand seine Denkwürdigkeiten schreibt, auch Herr von Talleyrand seine Memoiren niederschriebe. Herr von Chateaubriand und Herr von Talleyrand beide mit einer und derselben Epoche verbunden, der Eine als Repräsentant der Poesie und des Royalismus, der andere als Repräsentant dessen was politisch und einträglich ist; der Eine Lehrer von Bossuet, des Erhalters des religiösen Princips, der Andere Lehrer von Voltaire, und der sich nie anders als vor dem Zweifel, dieser großen Gewißheit der Geschichte, in den Staub geworfen hat; der Eine, welcher die Vergangenheit aus dem Gesichtspuncte der Zukunft betrachtet, der Andere, der sich in der Gegenwart für den alleinigen Herrn der Zukunft hält; der Eine Enthusiast und überzeugt, der Andere ironisch und stets bereit, sich überzeugen zu lassen; der Eine beredt auf der Tribune und in seinen Büchern, und überall; der Andere, sonst nirgends, beredt im tête-à-tête, in seinem Lehnstuhl, am Feuer seines Kamins; der Eine, ein Mann von Genie, und dies beweisend; der Andere, bemüht, glauben zu machen, daß er ein Mann von Geist sey; dieser voller Liebe für die Menschheit, jener weniger Egoist als man es glaubt; dieser gut, jener wenigstens boshaft als er es scheinen will; dieser in Sätzen und Sprüngen gehend, ungestüm wie ein Donner oder wie eine Phrase der Scheist, jener hinkend, und doch immer zuerst kommend, er weiß nicht wie, von ungefähr; dieser, der sich immer zeigt, wenn jener sich verbirgt, der spricht, wenn der andere schweigt; der Andere, der immer kommt, wenn es gekommen seyn muß, den man selten sieht, selten hört, der überall ist, der alles sieht, der fast alles weiß; der Eine verständig vermittelst des Herzens, der Andere verständig vermittelst des Kopfes; der Eine ein Edelmann unter dem Volke, der Andere ein Edelmann unter den Edelleuten, ohne je Edelmann zu seyn, der letzte Edelmann von Frankreich und der als Edelmann sterben wird; der Eine, der Anhänger, Enthusiasten und Bewunderer hat, der Andere, der nur Vertraute, Schmeichler, Verwandte und Diener hat; der Eine geliebt, angebetet, besungen, der Andere kaum gefürchtet; der Eine immer jung, der Andere immer alt; der Eine immer geschlagen, der Andere immer Sieger; der Eine das Opfer von verlorenen Sachen, der Andere der Heros der gewonnenen Sachen; der Eine, der sterben wird, man weiß nicht wo, der Andere, der als Fürst und in seinem Hause, mit einem Erzbischofe neben seinem Kopfkissen, sterben wird; der Eine, den das Volk zu allen Zeiten im Triumph getragen, der Andere, den das Volk zu allen Zeiten unterstützt hat; der Eine, der sich nie dem großen Haufen entzogen hat, der Andere, der gar nicht weiß, was ein großer Haufe ist; der Eine ein großer Schriftsteller für gewiß, der Andere ein großer Scheiftsteller, ohne daß man es ahnet; der Eine der seine Denkwürdigkeiten geschrieben hat, um sie seinen Freunden vorzulesen, der Andere, der seine Denkwürdigkeiten geschrieben hat, um sie seinen Freunden zu verbergen; der Eine, der sie nicht in Druck giebt, aus Laune, der Andere, der sie nicht in Druck giebt, weil sie erst acht Tage nach seinem Tode beendigt seyn werden; der Eine, der von Oben und aus der Ferne, der Andere, der von Unten und aus der Nähe gesehen hat; der Eine, der der erste Cavalier der Geschichte unserer Zeit gewesen ist und der sie im Staate und im vollen Schmuck gesehen hat, der Andere, der ihr Kammerdiener gewesen ist und der alle ihre geheimen Gebrechen kennt; der Eine, der stets zehn Jahre im Voraus gelebt hat, der Andere, der stets zehn Jahre zurück gewesen ist; der Eine, den man Chateaubriand nennt, der Andere, der sich Fürst von Benevent tituliet. Das sind die beiden Männer, welche das neunzehnte Jahrhundert im Voraus als seine zwei furchtbarsten Richter, als seine zwei gefährlichsten Beurtheiler, als die zwei entgegengesetzten Geschichtschreiber, nach welchen die Nachwelt ihr Urtheil fällen wird, bezeichnet.

Digitized by Google

Einige Scenen aus der Schreckenszeit.

(2.)

Schon trete die erste Zeit der Revolution mehr und mehr in den Schatten zurück und es thut wohl Noth, die heranwachsende und uns folgende Generation an ihre Gräuel zu erinnern, damit sie das Unglaubliche glaube und nicht für die fabelhafte Ausgeburt einer kranken Phantasie halte. Bei dem noch fortdauernden Kampfe der Meynungen, bei dem verbrecherischen Schauspiel, was wir noch jüngst an der Schweizer-Gränze gesehen, wird es aber selbst zur Pflicht, besonders die leicht entglühte Jugend darauf zurückzuführen, daß kein noch so erhabener Zweck ein schlechtes Mittel rechtfertige, daß nur der Weg der Gesetzmäßigkeit und Umwälzigkeit zum Bessern führe und sie warnend auf die zahllosen Verbrechen und Leiden hinzuweisen, die der plötzliche gewaltsame Umsturz des Bestehenden — eine Revolution statt einer Reform — im Gefolge hat. Wir wählen aus tausend Beispielen folgende zwei:

Der Marquis von Favras.

Wenn die Großen in einer Verschwörung scheitern, weh den untergeordneten Dienern, die sie mit ihrem Vertrauen beehrt haben! Der Mächtige rettet seinen Kopf, indem er den seiner Getreuen opfert, bisweilen selbst ihr gefährlichster Ankläger wird. Das tragische Ende La Mole's und Coconas, in den letzten Zeiten der Regierung Carls IX., war ein klarer Beweis dieser traurigen Wahrheit. Monsieur, Herzog von Alencon, Bendee des Königs, ein ehrsüchtiger, über den Despotismus seiner Mutter ungeduldiger Prinz, hatte ein Complott gemacht, sich vom Hofe zurückzuziehen und sich an die Spitze der Hugenotten und Unzufriedenen zu stellen. Der Anschlag wurde entdeckt und es hatte die Niederträchtigkeit, La Mole, den er seinen Freund nannte, Coconas und mehrere andere seiner Vertrauten, so zu sagen mit gebundenen Händen und Füßen, zu überliefern, um sich zu rechtfertigen. Der Marquis von Favras scheint, im Jahre 1790, das Opfer einer ähnlichen Intrigue gewesen zu seyn. Die Dunkelheit seines Processes und einige von einem ehrwürdigen Zeitgenossen des unglücklichen Favras auf einer unserer Tribunen noch ganz neuerlich ausgesprochene Worte erlauben nicht, an seiner Unschuld zu zweifeln.

Der Marquis von Favras war zu Blois, im Jahre 1745, in einer Familie geboren, deren Glieder längerher hohe Richter-Aemter und administrative Stellen bekleidet hatten. Er wählte die kriegerische Laufbahn und wurde Lieutenant der Schweizer-Garde von Monsieur, eine Stelle, die er übrigens 1786 niederlegte.

Favras hatte eine glühende und an Entwürfen fruchtbare Einbildungskraft; er schlug deren zu allen Zeiten und über eine Menge von Gegenständen vor. Er beschäftigte sich vor Allem mit den Finanzen und hatte einen voluminösen Plan für die Liquidation der Staatsschulden in zwanzig Jahren, ausgearbeitet.

Im Anfange der Revolution machte er sich verdächtig, indem er mehrere politische Plane vorschlug, die nicht nach dem Geschmack der Mehrheit der Nation waren.

Endlich, im Jahre 1790, klagte man ihn an, daß er der Regierung angeboten haben sollte, auf den Gränzen Frankreichs eine Armee von hundertundvierzigtausend Mann auszuheben, um sich der neuen Constitution zu widersetzen, den Anfang damit machend, daß er zwölfhundert wohlbewaffnete Reiter zusammenbrächte, die hinter sich eben so viele entschlossene Infanteristen aufsitzen ließen. Diese zweitausend vierhundert Mann sollten, nach dem Project, das man ihm zuschrieb, durch die drei Hauptthore von Paris eindringen, Bailly und Lafayette ermorden, den König und seine Familie entführen, um sie nach Peronne zu geleiten, wo eine Armee von zwanzigtausend Mann sie erwarten sollte.

Favras, vor Gericht gestellt, vertheidigte sich mit Ruhe und läugnete die Complotte, die man ihm aufbürdete. „Dieser Angeklagte," sagt Prudhomme, in seinem Journal des revolutions de Paris, „erschien vor seinen Richtern mit allen Vortheilen, welche die Unschuld verleiht und die er geltend zu machen wußte, weil er mit einem gebildeten Geist die Leichtigkeit, sich klar auszudrücken, verband. Seine Worte hatten selbst einen Zauber, dessen sich zu erwehren schwer war. Er war von sanftem Charakter und hatte viel Anstand in seinen Manieren, eine vortheilhafte Gestalt und eine edle Physiognomie. — Seine Haare fingen an zu bleichen, er war damals sechsundvierzig Jahre alt; von Natur kalt und zurückhaltend, sprach er wenig und dachte viel nach. Im ganzen Laufe seiner Vertheidigung verlor er nie die edle Haltung, die dem Unschuldigen ziemt. Favras antwortete auf alle Fragen mit Bestimmtheit und ohne Verlegenheit. Die Richter blieben inzwischen während des sechsstündigen Verhörs bei ihrer vorgefaßten Meynung und verurtheilten den Angeklagten, gezwungen zu werden und vorher Abbitte zu thun. Um drei Uhr Nachmittags, am 18. Februar 1790, wurde er zum Richtplatz geführt. Mit zerstreuten Haaren, gebundenen Händen auf einem abscheulichen Karren sitzend, behielt er nichtsdestoweniger die Ruhe und die Majestät seines Gesichts bei. Angekommen vor der Kirche Notre-Dame, stieg er ab, nahm aus den Händen des Schreibers sein Verdammungs-Urtheil und las es selbst mit lauter Stimme vor. Als er auf dem Stadthause war, verlangte er eine Erklärung zu dictiren, wovon Folgendes ein Auszug ist: „In diesem schrecklichen Augenblicke, bereit vor Gott zu erscheinen, betheuere ich in seiner Gegenwart, in der meiner Richter und aller derer, die mich hören, daß ich denen Menschen verzeihe, welche, gegen ihr Gewissen, mich verbrecherischer Anschläge, die nie in meiner Seele gewesen, angeklagt haben. — Ich liebte meinen König; getreu diesem Gefühle, werde ich sterben; aber ich habe weder jemals den Willen noch die Mittel gehabt, gewaltthätige Maaßregeln gegen die neuerlich eingeführte Ordnung der Dinge anzuwenden. — Ich weiß, daß das Volk laut meinen Tod verlangt; weil es denn also eines Opfers bedarf, so ist es mir lieber, daß die Wahl auf mich fällt, als auf irgend einen Unschuldigen, der vielleicht schwach wäre und den der nicht verdiente Tod in Verzweiflung brächte. Ich will daher Verbrechen abbüßen, die ich nicht begangen."

Favras verbesserte hierauf ruhig die Fehler der Orthographie und Interpunction, die der Schreiber gemacht und sagte denen, die ihn umgaben, ein ewiges Lebewohl. Auf die Aufforderung des Richters, seine Mitschuldigen anzugeben, antwortete er: „Ich bin unschuldig; ich berufe mich auf die Verwierung, in welcher ich Sie sehe." Als er auf dem Schaffott stand, fesselten die Milde seines Blickes und die Heiterkeit seines Gesichts die Wuth der Zuschauer, die so grausam gegen ihn eingenommen waren, und geboten ein unwillkührliches Stillschweigen; da wendete er sich gegen das Volk und rief: „Brave Bürger! ich sterbe unschuldig, betet für mich zu Gottes Güte." Darauf befahl er dem Henker, seine Pflicht zu thun und sein Leben zu endigen.

Niemals hatte eine Hinrichtung so viele Menschen auf dem Greve-Platze versammelt; Fenster wurden bis zu 36 Livres vermiethet. Das Publikum, das unbegreifliche Wesen, abwechselnd so grausam und so mitleidig, hielt auf einmal nun, nachdem es mit der höchsten Erbitterung seinen Tod verlangt, Favras für unschuldig, und war gerührt, als er ihn erlitt.

Es wäre möglich gewesen, diesen Unschuldigen zu retten, wenn das Volk ruhiger und die Richter geneigter gewesen wären, seiner Wuth zu trotzen; aber statt Zuhörern, die die Unschuld zu erkennen suchen, hörte man nur wahnsinnige Fanatiker in allen Straßen rufen: Zur Laterne mit Favras! Favras wurde an einem sehr hohen Galgen gehängt, damit das Volk nicht nur auf dem Greve-Platze selbst, sondern auch von allen benachbarten Puncten aus sehen könne, daß er wirklich hingerichtet wurde. Trotz dieser Sorgfalt, einer barbarischen Neugierde

Digitized by Google

zu genügen, verbreitete man nachher doch, daß Favras noch lebe, daß der Scharfrichter ihn an den Achseln aufgehängen und nur anscheinend erdrosselt habe. „Dieses Urtheil," sagt ein Geschichtschreiber der Revolution, „hat diejenigen nicht geehrt, die es gefällt haben und vor Allem demjenigen von ihnen zur Schande gereicht, der sich nicht scheute, zu dem, welchen er verurtheilte, zu sagen, daß sein Leben ein nothwendiges Opfer sey, das der öffentlichen Ruhe gebracht werden müsse. Urtheile, bei welchen solche Rücksichten in Betracht kamen, bereiteten noch grausamere vor, die auf das Haupt kleinmüthiger Richter zurückfallen mußten, die zum Maaßstab ihrer Pflichten eine andere Autorität als die Stimme ihres Gewissens hatten nehmen können."

Wir fügen diesen Details noch den kurzen Bericht hinzu, den Herr Thiers von diesem Ereigniß gegeben, und der vollkommen bestätigt, was man so eben gelesen.*)

„Favras," sagt dieser Geschichtschreiber, „zeigte in seinen letzten Augenblicken eine Entschlossenheit, die eines Märtyrers und nicht eines Intriguanten würdig war. Er betheuerte seine Unschuld und verlangte, bevor er starb, eine Erklärung geben zu dürfen. Das Schaffott war auf dem Greve-Platze errichtet. Man führte ihn nach dem Stadthause, wo er bis zur Nacht blieb. Das Volk wollte einen Marquis hängen sehen und erwartete mit Ungeduld diese Gleichheit in den Hinrichtungen. Favras räumte ein, daß er Communicationen mit einem Großen des Staates gehabt habe, der ihm zur Pflicht gemacht, die Gemüther zu Gunsten des Königs zu stimmen. Da einiger Aufwand erforderlich war, hatte ihm dieser Herr hundert Louisd'or gegeben, die er angenommen. Er versicherte, daß darauf sein Verbrechen sich beschränke und nannte niemand. Inzwischen fragte er, ob die Angabe der Namen ihn retten könne? Da die Antwort, die man ihm gab, nicht genügte, so sagte er: „„In diesem Falle werde ich mit meinem Geheimnisse sterben,"" und er betrat den Ort der Hinrichtung mit großer Entschlossenheit."

Carrier zu Nantes.

Marat, Robespierre und Saint-Just waren in ihrem Fanatismus, oder ihren politischen Ideen (die beide letztere charakterisirt), schon hinlänglich die Geißel Frankreichs während der kurzen Zeit ihrer Schreckensherrschaft; was aber das Unglück noch unendlich vermehrte, das waren ihre Werkzeuge, die ihre Blutbefehle mit unbegreiflichem Wahnsinn und zum Theil mit tigerähnlicher Grausamkeit und teuflischer Berechnung überschritten. Alle haben sie ohne Widerspruch sich mit Verbrechen befleckt; aber unter allen diesen Ruchlosen hat der entmenschte Carrier nicht seines Gleichen und steht in der Geschichte dieser Periode, die zu glauben die Nachwelt ohnehin Mühe haben wird, als eine in ihrer Art einzige Warnungs-Säule für die Menschheit, als ein psychologisches Räthsel für den Philosophen, für alle Zeiten da.

Carrier war, beim Ausbruche der französischen Revolution, Procurator zu Aurillac. Der revolutionaire Eifer dieses jungen Demagogen zog die Aufmerksamkeit der Partei-Häupter der Revolution auf sich und machte ihn bald zu einem ihrer ergebensten Creaturen. Nantes wurde das Hauptquartier und der unglückliche Schauplatz seiner Hinrichtungen und seiner Greuel.

Wir entlehnen der Geschichte der Revolution von Herrn Thiers einige Fragmente, welche diesen Unmenschen schildern, so weit die Sprache überhaupt vermag, die Farben zu diesem Schauergemälde herzugeben, das aus den Gränzen der Menschen-Natur schreitet.

„Carrier," sagt er, „wurde nach Nantes geschickt, um dort die Vendee zu strafen. Carrier, noch jung, war eins der mittelmäßigen und gewaltthätigen Wesen, die in den Stürmen bürgerlicher Kriege, Ungeheuer überspannter Grausamkeit werden. Er begann, bei seiner Ankunft in Nantes, mit der Aeußerung, daß, trotz des Versprechens der Begnadigung, welches denen Vendeern gegeben worden, die die Waffen niederlegen würden, keiner am Leben gelassen werden müsse. Als die constituirten Behörden von Erfüllung des den Rebellen gegebenen Wortes sprachen, antwortete ihnen Carrier: „„Ihr seyd Schufte und verstehet euer Handwerk nicht; ich werde euch selbst alle guillotiniren lassen.““ Und er fing damit an, die Unglücklichen, die sich ergaben, in Haufen von ein- bis zweihundert, mit Kartätschen niederschießen zu lassen. Er erschien in der Volks-Gesellschaft, den Säbel in der Hand, Flüche im Munde, immer mit der Guillotine drohend. Bald löste er die Gesellschaft selbst auf. Er schreckte die Behörden so ein, daß sie nicht mehr vor ihm zu erscheinen wagten. Einst wollten sie mit ihm über die nöthigen Lebensmittel sprechen; er antwortete den Municipal-Beamten, daß das nicht seine Sache sey, daß er dem, der ferner davon spräche, den Kopf vor die Füße legen lassen werde und daß er nicht Zeit habe, sich mit ihren Thorheiten zu beschäftigen. Dieser Wahnsinnige glaubte keinen andern Beruf als den des Würgengels zu haben.

„Er wollte zugleich die rebellischen Vendeer und die nanteser Föderalisten strafen, die, nach der Belagerung ihrer Stadt, eine Bewegung zu Gunsten der Girondisten versucht hatten. Täglich strömten Unglückliche herbei, die, dem Blutbade von Mans und von Savenay entronnen, auf allen Seiten von den Armeen gedrängt und verfolgt wurden. Carrier häufte deren zehntausend in den Gefängnissen von Nantes auf. Er bildete eine Compagnie von Mördern, die das umliegende Land durchzogen, die Familien von Nantes verhafteten und mit der Grausamkeit noch die schändlichste Raubsucht verbanden. Carrier hatte zunächst ein Revolutions-Tribunal eingesetzt, vor welches er Vendeer und Nanteser stellte. Er ließ die Vendeer erschießen und die Nanteser guillotiniren, die des Föderalismus oder des Royalismus verdächtig waren. Bald fand er die Formalität zu lang und die Strafe des Erschießens zu weitläuftig und unfüglich. Es ging ihm zu langsam und die Beerdigung der Leichname war schwierig; oft blieben sie auf der Mordstelle liegen und inficirten die Luft so, daß eine Epidemie in der Stadt ausbrach. Die Loire, welche durch Nantes fließt, gab Carrier einen schrecklichen Gedanken ein, den nämlich, sich der Gefangenen durch Ersäufung in dem Flusse zu entledigen. Er machte einen ersten Versuch, belud eine Gabarre mit neunzig Priestern, unter dem Vorwande, sie zu deportiren, und ließ sie in einiger Entfernung von der Stadt scheitern. Nachdem er dieses Mittel gefunden, beschloß er, es in weiterem Umfang zu gebrauchen. Er überhob sich der Schein-Formalität, die Angeklagten vor eine Commission zu stellen; er ließ sie des Nachts zu hunderten aus den Gefängnissen holen und auf die Boote führen. Von diesen Booten transportirte man sie auf kleine Fahrzeuge, die zu diesem schrecklichen Zwecke eingerichtet waren. Man warf die Unglücklichen in den untern Schiffsraum; man vernagelte die Stückpforten und verschloß den Eingang zu den Verdecken mit Brettern; dann zogen sich die Henker in Schaluppen zurück und in Kähnen sitzende Zimmerleute hauten mit Aexten die Seiten der Fahrzeuge durch und machten sie so sinken. Vier- bis fünftausend Individuen kamen auf diese schauderhafte Weise um. Carrier freute sich, dieses schnellste und gesundeste Mittel gefunden zu haben, die Republik von ihren Feinden zu befreien. Er ließ so nicht nur Männer, sondern auch eine große Menge Weiber und Kinder ersäufen. Als die vendeeischen Familien, nach der Niederlage von Savenay, sich zerstreut hatten, hatten viele Nanteser Kinder angenommen, um sie zu erziehen. „„Dies

*) Wir sind nicht der Meynung des Verfassers und überlassen den Lesern, zu beurtheilen, ob nicht, nach dem Bericht des Herrn Thiers, die Thatsache doch in einem etwas andern Lichte erscheine, wenn gleich dadurch die verwerfliche Procedur gegen Herrn von Favras auf keine Weise entschuldigt werden kann noch soll. Anm. d. Red.

Digitized by Google

sind junge Wölfe,“ sagte Carrier, „„und er befahl, daß sie der Republik ausgeliefert würden. Diese unglücklichen Kinder wurden größtentheils ersäuft.

„Die Loire war von Leichnamen angefüllt; die Schiffe brachten bisweilen, indem sie Anker warfen, Kähne mit Ertrunkenen angefüllt, zu Tage. Raubvögel bedeckten das Ufer des Flusses und nährten sich von Menschenfleisch; es wurde gefährlich, die Fische zu essen, die sich mit dieser Nahrung mästeten und die Municipalität verbot, zu fischen. Zu diesen Gräueln gesellte sich eine ansteckende Krankheit und Hungersnoth. Mitten in diesem allgemeinen Unglück verschloß Carrier jeder Regung von Mitleid das Ohr und ließ öffentlich anschlagen, daß, wer für einen Gefangenen bitten würde, ins Gefängniß geworfen werden sollte. Glücklicherweise ersetzte ihn endlich der Wohlfahrts-Ausschuß, denn ob er gleich auch das Ausrottungs-System befolgte, so geschah dies doch ohne diese teuflische Wuth. Man schätzt die Zahl der Opfer Carriers auf vier- bis fünftausend. Die mehresten davon waren Vendeer.“

Es ist der von Carrier gebildeten Mörderbande (compagnie Marat) gedacht worden, die das Land durchstreifte und kein Alter und kein Geschlecht schonte. Ihr gab er noch eine Compagnie Neger zu Gehülfen, deren Gesicht den Schrecken noch vermehrte, den ihr Beruf einflößte. Diese Schwarzen waren vorzüglich bestimmt, die Kinder und die Frauen zu verfolgen und zu verhaften. Ein gewisser Pinard, der sie commandirte, übte außer seinem Henkersberuf noch zuvor die höchste Brutalität an ihnen. — Man mordete in einem Tage fünfhundert Kinder, wovon das älteste noch nicht vierzehn Jahre alt war. —

Unter den Soldaten der Compagnie Marat befand sich ein armer Bergbewohner der Auvergne, ein vormaliger Wasserträger, welchem eine Madame Lefevre, zu der Zeit, wo sie in Paris wohnte, Dienste erwiesen hatte. Diese Frau hatte ihre Familie während des Vendee-Krieges decimiren sehen; ihr Sohn und ihr Mann waren von den Revolutionairs getödtet, ihre Tochter schändlich gemißhandelt und ermordet worden; sie selbst war endlich in die Hände von Carriers Banditen gefallen, die sie in die Loire stürzen sollten. Unter denen dazu Beauftragten war der Wasserträger; er hört glücklicherweise ihren Namen nennen, blickt sie an und erkennt sie wieder. „Brüder!“ ruft er, „die Bürgerin Lefevre ist keine Verrätherin, sie ist eine gute Patriotin!“ Und alsobald haut er mit dem Säbel den Strick durch, der sie an die andern Opfer bindet und nimmt sie unter seinen Schutz. Seiner Entschlossenheit gelang es, sie zu retten. —

Als Carrier am 16. October 1794 vor Gericht gestellt wurde, ward er der genannten und noch einer Menge anderer unglaublichen Grausamkeiten angeklagt und durch unverwerfliche Zeugen überwiesen. — Endlich erhielt der Mörder der Stadt Nantes, so wie Joseph Lebon und mehrere andere Verbrecher derselben Gattung, den verdienten Lohn ihrer Unthaten. Er wurde zum Tode verurtheilt und unter dem Jubel des Volkes hingerichtet. Frankreich fing an wieder aufzuathmen. Das Schreckens-System war nach dem Falle von Robespierre und den Seinen ohne Stütze geblieben; zum Heil des Menschengeschlechts kann Unnatur und Wahnsinn nicht auf lange Zeit ein ganzes Volk unterjochen.

Algierische Gewohnheiten.

(L.)

Die Wasserbäder sind unter den Mauren fast unbekannt und die Dampfbäder die einzigen gebräuchlichen; sie sind ihr angenehmster Genuß. Das dazu bestimmte Locale ist in vier Gemächer getheilt, die einen wie die andern gleich unreinlich.*) Das erste ist ein Vorzimmer oder Eintritts-Saal, zur Aufbewahrung der Kleider bestimmt. Man legt sie auf ein Gerüst, das drei oder vier Fuß über dem Boden erhöht und mit Matten bedeckt ist, über welche man mehr oder minder dichte baumwollene Decken legt. Bevor der Badende das letzte Kleidungsstück ablegt, kommt ein Mann, der ihm einen von den Hüften bis zu den Knieen reichenden Schurz anlegt und ihm Kopf und Schultern mit einem kleinen weißen Mantel bedeckt. Er zieht dann Holz-Schuhe an, so ungefähr, wie sie die Schmidte in Frankreich tragen und tritt dann in ein zweites Zimmer, das dem vorigen ähnlich, aber von wärmerer Temperatur ist. Nach einem Aufenthalt von einigen Augenblicken geht er in das dritte, einen noch wärmeren kleinen Corridor und endlich in die Schwitz-Stube oder das eigentliche Bade-Gemach. Dieses ist geräumig, gewölbt, mit Marmor ausgelegt oder gepflastert und erhält durch zwei oder drei Löcher, jedes von einem halben Zoll Durchmesser und mit sehr dickem Glas verschlossen, ein geheimnißvolles Halb-Licht, das noch durch die in der innern Atmosphäre verbreiteten Dünste vermindert wird. Da werden ihm die zwei geliehenen Bedeckungen wieder genommen und ein anderer Schurz angelegt, der von der feuchten Temperatur der Schwitz-Stube schon durchdrungen ist. Eine baumwollene Decke ist auf der Erde ausgebreitet; nachdem der Badende sich darauf gelegt, so kommen zwei Frotteurs, ziehen ihm die Extremitäten in die Länge, wenden und drehen die Glieder und den ganzen Körper in jeder Richtung, so daß Personen, die nicht daran gewöhnt sind, fast erschrecken. Diesem Manoeuvre folgt eine Pause von etwa fünf Minuten und dann ein noch längeres und wichtigeres; der Frotteur, die Hand mit einem Säckchen von Kameelhaaren bedeckt, reibt ihm den ganzen Leib von oben bis unten, den Platz des Gürtels ausgenommen. Wenn alle Theile des Körpers, selbst das Gesicht und die Fuß-Sohlen mit einbegriffen, so mehreremale frottirt sind, so seift er dem Badenden die Haare und den ganzen Leib ein und übergießt ihn dann mit warmem Wasser, um die Seife und was etwa sonst Unreines zurückgeblieben, wegzunehmen. Er läßt ihn hierauf einen Augenblick allein und bedeckt ihn dann mit neuen, nicht sehr dichten, Canevas ähnlichen, schmiegsamen Decken, die eben dadurch sehr geeignet sind, die Haut in einigen Augenblicken zu trocknen. Er setzt ihm einen Turban auf den Kopf, umgiebt ihn noch mit einer ähnlichen Decke und führt ihn in den ersten Saal zurück, wo seine Kleider sind. Da breitet er zwei oder drei andere baumwollene Decken aus, um eine Art von Matratze zu bilden, worauf der Badende sich legt. Dann werden ihm Caffee und Pfeife angeboten und die Glieder noch einmal gerieben und gedrückt. Endlich schläft er in dieser sanften Ermattung und Hindeuten ein, das die Orientalen so leidenschaftlich lieben, und das in der That ein seltenes Behagen und eine angenehme Erfrischung erzeugt.

Der Gebrauch dieser Bäder ist allgemein. Die Türken und Mauren bezahlten sie mit 20—25 Centimes; aber die Franzosen haben das Vorrecht, sie mit 1 Franken bis 1 Franken 50 Centimes zu bezahlen. Die Frauen haben besondere Stunden, nämlich von 2—7 Uhr; sie werden von Negerinnen oder Mauerinnen bedient; getreue Sclaven wachen an der Thür, und niemand kann bis zu ihnen dringen. Jeder Mann, den man da ergriff, würde mit dem Tode bestraft werden.

Die beständige Isolirung, in welcher sie leben, macht, daß sie einen Theil des Tages in den Schwitz-Stuben bleiben, denn diese sind Versammlungs- und Unterhaltungs-Oerter.

---

*) Das geht aus dem Folgenden nicht hervor; wohl aber zeigt sich eine auffallende Aehnlichkeit mit der Einrichtung der russischen Bäder. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 908. Hamburg. Sonnabend, den 5. April. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Des Herrn von Chateaubriand testamentarische Vorrede zu seinen Denkwürdigkeiten.

(M.)

Der Directeur der Revue des Deux-Mondes erhielt unterm 10. v. M. das obgenannte Document mit folgender Zuschrift:

„Ich habe den Brief, den Sie an mich zu schreiben beliebten, und durch den Sie so gütig sind, mich um die testamentarische Vorrede zu meinen Memoiren zu ersuchen, erhalten. Jetzt, wo der Herr J. Janin, in der Revue de Paris, das Daseyn dieser Memoiren mit so vielem Eclat, Talent und Artigkeit zur Kunde gebracht hat, meine Arbeit also kein Geheimniß mehr ist, steht der Mittheilung des Manuscripts der Vorrede nichts mehr entgegen; ich habe demnach die Ehre, Ihnen dasselbe zuzuschicken.

„Genehmigen Sie ꝛc. Chateaubriand."

Paris, den 1. August 1832.

Da es mir unmöglich ist, den Augenblick meines Endes vorherzusehen; da, in meinem Alter, die dem Menschen zugestandenen Tage nur Tage der Gnade oder vielmehr der Härte sind, so will ich, aus Furcht, unerwartet hinweggerafft zu werden, mich über eine Arbeit aussprechen, die, indem sie sich in die Länge zieht, die Bestimmung hat, mir die Langeweile der letzten und verlassenen Stunden zu vertreiben, nach welchen niemand verlangt und mit welchen man nichts anzufangen weiß.

Die Memoiren, an deren Eingang man diese Vorrede lesen wird, werden meinen ganzen Lebenslauf umfassen; sie sind seit dem Jahr 1811 begonnen und bis auf diesen Tag fortgesetzt worden. Ich erzähle in dem, was beendigt ist, und werde in dem, was erst skizzirt ist, erzählen: meine Kindheit, meine Erziehung, meine erste Jugend, meinen Eintritt in den Dienst, meine Ankunft zu Paris, meine Präsentation bei Ludwig XVI., den Anfang der Revolution, meine Reisen in Amerika, meine Rückkunft nach Europa, meine Auswanderung nach Deutschland und England, meine Wiederankunft in Frankreich unter dem Consulate, meine Beschäftigungen und meine Werke unter dem Kaiserreiche, mein Ausflug nach Jerusalem, meine Beschäftigungen und meine Werke unter der Restauration, endlich die vollständige Geschichte dieser Restauration und ihres Sturzes.

Ich bin fast mit allen Männern zusammengetroffen, die zu meiner Zeit, im Auslande und in meinem Vaterlande, eine große oder kleine Rolle gespielt haben, von Washington bis zu Napoleon, von Ludwig XVIII. bis zu Alexander, von Pius VII. bis zu Gregorius XVI., von Fox, Burke, Pitt, Sheridan, Londonderry, Capo d'Istria bis zu Malesherbes, Mirabeau ꝛc.; von Nelson, Bolivar, Mehemet, Pascha von Aegypten, bis zu Suffren, Bougainville, Lapeyrouse, Moreau, ꝛc. Ich habe Theil an einem Triumvirat genommen, von dem es noch kein Beispiel gegeben hat: drei Dichter, im Interesse und von Nationen einander entgegengesetzt, sind fast zu gleicher Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen: ich in Frankreich, Herr Canning in England, Martinez de la Rosa in Spanien. Ich habe nacheinander die leeren Jahre meiner Jugend, die Jahre so voll der republikanischen Acte, der Großthaten Bonapartes und der Regierung der Legitimität durchgemacht.

Ich habe die Meere der alten und der neuen Welt befahren, und den Boden von vier Welttheilen betreten. Nachdem ich unter der Hütte des Irokesen und unter dem Zelte des Arabers, in den Wigwams der Huronen, in den Trümmern von Athen, von Jerusalem, von Memphis, von Carthago, von Granada, bei den Griechen, bei den Türken, bei den Mauren, unter Wäldern und Ruinen campirt habe; nachdem ich mit dem Bärenfell des Wilden und dem seidenen Kaftan des Mameluken angethan gewesen; nachdem ich Armuth, Hunger, Durst und Exil geduldet, habe ich, Minister und Gesandter, in Gold gestickt, bunt von Insignien und Bändern, Platz an der Tafel von Königen genommen, den Festen von Prinzen und Prinzessinnen beigewohnt, um wieder in Dürftigkeit zu verfallen und das Gefängniß zu kosten.

Ich habe mit einer Menge von Personen in Beziehung gestanden, die berühmt in den Waffen, in der Kirche, in der Politik, in der Magistratur, in den Wissenschaften und Künsten waren. Ich besitze unermeßliche Materialien, mehr als viertausend Privatbriefe, die diplomatischen Correspondenzen meiner verschiedenen Gesandtschaften, die meines Durchganges durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, worunter sich Actenstücke befinden, die mir privatim angehören, und die einzig und unbekannt sind. Ich habe die Muskete des Soldaten, den Stock des Reisenden, den Stab des Pilgers geführt: ein Schiffer, hatte mein Geschick den Unbestand meines Segels; ein Eisvogel, habe ich mein Nest auf den Fluthen gebettet.

Ich habe mich in den Frieden und in den Krieg gemischt; ich habe Tractate und Protocolle unterzeichnet und zwischeneln zahlreiche Werke in den Druck gegeben. Ich bin in die Parteien-Geheimnisse des Hofes und des Staates eingeweiht worden; ich habe in der Nähe die seltensten Unglücksfälle, die größten Glücksfälle, die größesten Renommée's gesehen. Ich habe Belagerungen, Congressen, Conclaven, dem Wiederaufbau und dem Einreißen von Thronen beigewohnt. Ich habe Geschichte geschrieben und ich konnte sie schreiben. Und mein einsames, träumerisches, poetisches Leben zog sich mitten durch diese Welt der Wirklichkeiten, der Catastrophen, des Tumults, des Lärmens mit den Söhnen meiner Träume: Chactas, Rene, Eudore, Aben-Hamet; mit den Töchtern meiner Chimairen: Atala, Amelia, Blanca, Velleda, Cymadocee hin. Im Innern und zur Seite meines Jahrhunderts übte ich auf dasselbe, ohne es zu wollen und zu suchen, vielleicht einen dreifachen, religiösen, politischen und literarischen Einfluß aus.

Ich habe nur noch vier oder fünf Zeitgenossen von altem Rufe um mich her. Alfieri, Canova und Monti sind verschwunden. Italien hat aus seinen glänzenden Tagen nur noch den Pindemonte und Manzoni

Digitized by Google

behalten; Pellico hat seine schönen Jahre in den Gefängnissen des Spielbergs zugesetzt; die Talente von Dante's Vaterland sind zum Schweigen verdammt, oder gezwungen, im Auslande dahinzuschmachten; Lord Byron und Herr Canning sind jung verstoben; Walter Scott scheint im Begriff, von uns zu scheiden; Göthe hat uns hoch an Ruhm und an Jahren verlassen. Frankreich hat fast nichts mehr von seiner so reichen Vergangenheit; es beginnt eine neue Aera: ich bleibe übrig, um mein Jahrhundert unter die Erde zu bringen, gleich dem alten Priester, welcher, bei der Plünderung von Beziers, die Glocke anziehen sollte, ehe er selbst fiel, wenn der letzte Bürger seinen Geist aufgegeben.

Wenn der Tod zwischen mir und der Welt den Vorhang fallen läßt, so wird man sehen, daß mein Drama sich in drei Acte abtheilt.

Seit meiner frühesten Jugend bis 1800 war ich Soldat; von 1800 bis 1814, unter dem Consulate und dem Kaiserreiche, ist mein Leben literarisch, seit der Revolution bis jetzt ist es politisch gewesen.

In meinen aufeinander folgenden drei Laufbahnen habe ich mir stets eine große Aufgabe gestellt: als Reisender habe ich nach der Auffindung der Polarwelt gestrebt; als Literator habe ich es versucht, die Religion aus ihren Ruinen wieder aufzubauen; als Staatsmann habe ich es mir angelegen seyn lassen, den Völkern das wahre monarchische Repräsentativsystem mit seinen verschiedenen Freiheiten zu geben. Ich habe wenigstens zur Eroberung derjenigen, die deren Werth hat, sie ersetzt, und statt jeder Constitution diese: der Freiheit der Presse, mitgewirkt. Wenn ich oft in meinen Unternehmungen gescheitert bin, so bin ich von dem Geschick hintergangen worden. Den Ausländern, welchen ihre Vorhaben gelangen, hat das Glück zur Seite gestanden; sie hatten mächtige Freunde und ein ruhiges Vaterland hinter sich: so glücklich bin ich nicht gewesen.

Von den neueren französischen Schriftstellern meiner Zeit bin ich quaß der einzige, dessen Leben Aehnlichkeit mit seinen Werken hat: Reisender, Soldat, Poet, Rechtsgelehrter, habe ich in den Wäldern die Wälder besungen, auf den Schiffen das Meer geschildert, in den Lagern von den Waffen gesprochen, im Exil das Exil gelernt, an den Höfen, in den Geschäften, in den Versammlungen die Fürsten, die Politik, die Gesetze und die Geschichte studirt. Die Redner von Griechenland und Rom wurden als eine öffentliche Sache angesehen und theilten deren Geschick. In Italien und in Spanien nahmen die ersten Geister in Wissenschaften und Künsten am Ende des Mittelalters und der Wiedergeburt Theil an der gesellschaftlichen Bewegung. Welch ein stuembewegtes und schönes Leben, das des Dante, des Tasso, des Camoens, des Cecilia, des Cervantes!

In Frankreich sangen und schrieben unsere alten Dichter und unsere alten Geschichtschreiber mitten unter Wallfahrten und Kämpfen: Thibault, Graf von Champagne, Villehardouin, Joinville verdanken ihren glücklichen Styl den Abenteuern ihrer Laufbahn; Froissart sucht die Geschichte auf den Heerstraßen und lernt sie von den Rittern und Abbe's, welchen er begegnet und mit welchen er einen Ritt macht. Aber von der Regierung Franz I. ab sind unsere Schriftsteller isolirte Leute gewesen, deren Talente wohl der Ausdruck des Geistes aber nicht der Epoche seyn konnte. Wenn mir noch ein feneres Leben beschieden ist, so werde ich in meiner, in meinen Memoiren repräsentirten, Person die Grundsätze, die Begriffe, die Begebenheiten, die Encasteophen, die Epopee meiner Zeit repräsentiren, um so mehr, als ich eine Welt habe endigen und eine andere anfangen sehen und als die entgegengesetzten Charaktere dieses Endes und dieses Anfangs sich in meinen Meynungen vermenge finden. Ich habe mich zwischen den beiden Jahrhunderten wie beim Zusammenfluß zweier Flüsse befunden; ich habe mich in ihr getrübtes Wasser geworfen, mich ungern von dem alten Ufer entfernend, wo ich geboren war, und mit Hoffnung nach dem unbekannten Ufer hinschwimmend, auf welchem die neuen Generationen landen werden.

Die Memoiren, abgetheilt in Büchern und Theilen, sind zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geschrieben worden: diese Abschnitte veranlassen natürlicher Weise Arten von Prologen, welche die Zufälle ins Gedächtniß zurückrufen, die seit den letzten Daten eingetreten sind, und die Orte beschreiben, wo ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehme. Die mannichfaltigen Begebenheiten und die wechselnden Formen meines Lebens gehen so in einander über: es kommt vor, daß ich in den Augenblicken meines Wohlstandes von der Zeit meiner Armuth zu reden habe, und daß ich an den Tagen meiner Prüfungen meine glücklichen Tage schildere. Die verschiedenen Gefühle meiner verschiedenen Alter; meine in mein Alter übergehende Jugend; die Schmerze meiner, meine leichten Jahre trübenden, Erfahrungsjahre; die Strahlen meiner Sonne, die sich von deren Aufgang bis zu deren Untergang kreuzen und ineinander laufen, als die vereinzelten Reflexe meines Daseyns, geben meiner Arbeit eine Art von unbeschreiblicher Einheit: an meiner Wiege haftet etwas von meinem Grabe und an meinem Grabe haftet etwas von meiner Wiege; meine Drangsale werden zur Lust, meine Lust wird zur Pein, und man weiß nicht, ob diese Memoiren das Werk eines dunkelhaarigen oder eines schneeweißen Hauptes sind.

Ich sage dies nicht, um mich zu loben, denn ich weiß nicht, ob das gut wäre; ich sage, was da ist, was da geschehen ist, ohne bei der Unbeständigkeit der Stürme selbst, die wider meine Barke losgelassen worden, und die mir oft, um dies oder jenes Bruchstück meines Lebens niederzuschreiben, nur die Klippe meines Schiffbruchs gelassen haben, weiter daran zu denken.

Ich habe diese Memoiren mit wahrer väterlicher Vorliebe aufgesetzt; ich möchte auf der Stelle Geister heraufbeschwören können, um ihre Correctur zu besorgen: die Todten gehen schnell zu Werke.

Die dem Texte beigegebenen Noten sind dreierlei Art: die ersten, ans Ende der Bände verwiesenen, enthalten die Erläuterungen und Belege; die zweiten, unter den Paginas, fallen in eine Epoche mit dem Text; die dritten, ebenfalls unter den Paginas, sind seit der Entwerfung dieses Textes hinzugefügt und führen das Datum der Zeit und des Ortes, wo sie geschrieben werden. Ein oder ein paar Jahre Einsamkeit in einem Winkel der Erde würden zur Beendigung meiner Memoiren hinreichen; aber ich habe nur Ruhe während der neun Monden gehabt, die ich in dem Schooße meiner Mutter geschlafen: aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich sie erst im Innern unserer gemeinschaftlichen Mutter Erde wiederfinden.

Mehrere meiner Freunde haben mir zugeredet, schon jetzt einen Theil meiner Geschichte in den Druck zu geben; ich habe mich ihren Wünschen nicht fügen können. Zuvörderst würde ich wider meinen Willen minder offen und minder wahrhaftig seyn; zweitens habe ich es mir stets gedacht, als schriebe ich sitzend in meinem Sarge. Davon hat das Werk einen gewissen religiösen Charakter angenommen, den ich ihm nicht ohne Nachtheil würde nehmen können; es würde mir schwer werden, diese ferne Stimme zu ersticken, die aus dem Grabe ertönt, und die man in dem ganzen Verlauf der Erzählung wahrnimmt. Man wird es nicht sonderbar finden, daß mir einige Schwächen ankleben, daß mir das Glück der armen Waise sehr am Herzen liegt, die nach meinem Tode auf der Erde bleiben soll. Wenn Minos glauben sollte, daß ich auf dieser Welt genug gelitten, um mindestens in der andern ein glücklicher Schatten zu seyn, so würde ein wenig Licht aus den elysäischen Gefilden, das mein letztes Bild erhellte, dazu dienen, die Fehler des Malers minder augenfällig zu machen: das Leben steht mir übel an; möglich, daß der Tod mir besser anstehen würde.

Digitized by Google

Die Niger-Expedition.

(Aus der Literary Gazette.)

(M.)

Je nachdem sich über den Lauf des Nigers, dies geographische Problem so vieler Jahrhunderte, mehr Licht verbreitet, und dessen Wichtigkeit in commercieller Beziehung, durch Eröffnung eines Weges ins Innere von Afrika, mehr hervortritt, sehen wir natürlich mit einem selbst noch steigenden Interesse auf jeden Umstand hin, der mit dessen Ausmittelung in Verbindung steht. So haben die Expeditionen Mungo Park's eine starke Sensation erregt und stehen bei dem Publikum noch jetzt in schmerzlichem Andenken; und eben so haben die gleich waglichen und edlen, mit mehr Erfolg gekrönten, Unternehmungen der Gebrüder Lander, besonders desjenigen von ihnen, noch diesen Augenblick mitten in Gefahren und Entbehrungen, auf den sich die folgenden Nachrichten beziehen, die Bewunderung ihres Landes gefesselt. Das augenblickliche Gefühl ist vielleicht noch dadurch erhöht, daß die Aussicht auf Nutzen durch das merkwürdige Zusammentreffen dieser hochherzigen Anstrengungen mit der Anwendung der Dampfschiffahrt unstreitig bedeutend erweitert wird. Es hätte Generationen Landers geben können, die ihr Leben der Sache geopfert hätten, ohne anderen Lohn als den der Entdeckung des Ursprungs und des Endes eines Flusses; nun aber ist mit diesem Erfolge die liebliche Hoffnung verknüpft, die Civilisation auszubreiten, die Hyder Sclaverei in ihrer Wiege zu erdrosseln, und Glück und Annehmlichkeit über einen weiten Theil der Erde auszugießen. Es ist sicher rühmlich, angelegentlich und erfolgreich bemüht zu seyn, ein so erwünschtes Resultat herbeizuführen.

Indem wir unsern Lesern die letzte Kunde von dem Schauplatze dieses Strebens vorlegen, wollen wir noch anderer Dinge erwähnen, die damit in Verbindung stehen und uns von verschiedenen Seiten zugegangen sind. Ein Freund zu Glasgow benachrichtiget uns, daß, ermuntert durch die Nachricht von der übergroßen Billigkeit der Stapelartikel Elfenbein und Indigo zu Rabba, so wie sonstiger kaufmännischer Vortheile, und auch aus höheren Rücksichten, eine Gesellschaft dortiger Kaufleute die Absicht habe, eine zweite Niger-Expedition auszusenden. Dies patriotische Unternehmen ist, wie wir zu glauben Ursache haben, schon im Werke. Nie hat es in der That eine günstigere Gelegenheit, als die jetzt dargebotene, gegeben, um in die unbekannten Regionen von Afrika einzudringen, den prächtigen Tschad-See zu erkunden und die Geographie der inneren Theile dieses interessanten Continents zu berichtigen, von welchen wir nur oberflächlich und ungenau durch Herodot, Plinius, Ptolomäus, Leo den Afrikaner und alle die arabischen Autoritäten unterrichtet sind.

Der afrikanische Indigo ist, wie wir dies von competenten Beurtheilern hören, die Proben davon an der Küste gesehen haben, besser als der, welcher von Ostindien eingeführt wird, weshalb denn auch die Zeuge der Eingeborenen eine so schöne, glänzend blaue Farbe haben. Wir sind überzeugt, daß schon allein hieraus dem Handel Englands in kurzer Zeit ein eminenter Vortheil erwachsen wird; wenn wir aber hinzusetzen, daß der Einkaufspreis von Indigo am Niger nicht drei Halb-Pence pr. Pfund, und der von Elfenbein weniger als zwei Pence war, so wird dies hinreichen, den Geist der Handelsspeculation für ein Ziel zu erwecken, welches solchen Lohn verheißt.

Es sind Nachrichten von unserer interessanten Expedition bis zum 5. Januar eingegangen. Der Zeit befand Lander sich am Bord des Kriegsschiffes Curlew auf der Fahrt nach Cap Coast Castle, um dort gewisse Waarengattungen für die Märkte im Innern anzukaufen, mit welchen er sich früher nicht hinlänglich genug versehen hatte. Wenn ihm das gelänge, so wollte er nach der Mündung des Nun-Flusses zurückkehren, von dort zum drittenmale den Niger aufwärts fahren, und bis nach Bussa vorzudringen suchen. Es ist höchst interessant, zu erfahren, daß Lander und der Lieutenant Allen, vor ihrer letzten Rückkunft nach der Küste, in dem eisernen Dampfboote glücklich nach Rabba, einer großen Falatah-Stadt, gelangt waren, dreizehn oder vierzehn Tage in einem freundschaftlichen Verkehr mit den Einwohnern gestanden und vortheilhafte Handelsgeschäfte gemacht hatten. Die Wassertiefe dort betrug zwischen zwei bis drei Faden, und so weit man von jenem Platz aus sehen konnte, war der Niger frei von Felsen und sonstigen Hemmnissen und hatte ein majestätisches Ansehen. Die schon erwähnte Ursache veranlaßte Lander, nach der Küste zurückzukehren; doch hat es auch geheißen, er habe sich eiligst von Rabba entfernt, weil es ihm zu Ohren gekommen sey, daß das Volk unsere Landsleute am Ufer habe überfallen und ihr Boot zerstören wollen. Dies scheint jedoch eine grundlose Vermuthung zu seyn; denn nach allem, was wir gehört haben, war die Stimmung der Eingeborenen für die Engländer nichts weniger als feindlich. Diese wichtige Stadt wird von Falatahs und Negern bewohnt und sie entspricht den Erwartungen, die man sich von ihrer Größe, von ihrem Reichthum und von ihrer Bevölkerung gemacht hat. Unsere Landsleute wurden einiger weniger Tuariks von dem Saum der Wüste und anderer Araber in den Straßen von Rabba ansichtig.

Ein anderer wichtiger Punct dieser Expedition ist der Umstand, daß die Reisenden den Tschadda bis auf 150 Meilen von seinem Zusammenflusse mit dem Niger hinauf gewesen sind. Dort, und etwas unterwärts und oberwärts dieser Stelle, fand man den Fluß mit Inseln besäet und verhältnißmäßig flach, bald breit, bald schmal, je nachdem sein Lauf von solchen Inseln beengt war oder nicht. An den Ufern dieses höchst interessanten Flusses war keine Spur von Einwohnern zu sehen, und Lander und sein wackerer Assistent mußten wegen Mangels an Lebensmitteln nach dem Nigee zurückkehren. Alle die Eingeborenen dieses Theils des Landes sagen einstimmig, daß der Tschadda mit dem See Tschad, dem inländischen See von Afrika, in Verbindung stehe. Sie geben dies nicht als eine bloße Vermuthung, sondern als eine wohlbekannte unbestrittene Thatsache. Und so ist denn wohl das einstimmige Zeugniß der Eingeborenen, die jedenfalls mit der Geographie ihres Landes besser bekannt seyn werden als wir, zu respectiren, wenn es auch mit der Meynung mancher unserer wissenschaftlichen Landsleute im Widerspruche steht. Es ist zu bedenken, daß der Tschadda (eben so wenig wie sein riesiger Namensvetter) seinen Namen nicht von den Europäern, sondern von den Eingeborenen selbst, die ihn wie anders genannt, bekommen hat. Auf einer kleinen Insel in der Nähe von Atta hat Lander eine Art von Fort aus Lehm aufgeführt, welches auch recht gut als Niederlage für brittische Waaren dienen kann. Dieser Platz ist English-Eiland genannt worden und ist für den Handel in jenem Landestheile sehr geeignet. Der König von Atta, der Lander liebgewonnen zu haben scheint, hat ihm vier kleine aber sehr schöne Pferde geschenkt, die er bereits nach Fernando Po gefördert hat. Der arme alte Pasko, der Schwarze, welcher den Belzoni begraben hat, und dessen Name so häufig in Clapperton's Tagebuch und in der Lander'schen Beschreibung vorkommt, ist verstorben. Er hatte sich der jetzigen Expedition zu Cap Coast Castle angeschlossen und gab auf dem Niger, nach einer kurzen Unpäßlichkeit, seinen Geist auf. Der Lieutenant Allen hat der Sache der Wissenschaft durch die Beobachtungen, welche er auf dem Niger und auf dem Tschadda angestellt, wichtige, unschätzbare Dienste geleistet. Dieser unternehmende und unerschrockene junge Offizier dürfte unter Kurzem von der afrikanischen Küste zurückkehren, und wird, wie das wohl nicht erst gesagt zu werden braucht, in seinem Vaterlande jubelnd begrüßt werden. Lander ist von seiner früheren ernsten Unpäßlichkeit völlig genesen und sieht so kräftig aus wie ein Araber. Er trägt einen Bart, der ihm bis auf den Leib herunter hängt.

Digitized by Google

Schiffbruch des Esser und des Eagle.

(2.)

Wenn man Valparaiso verläßt, vor der Insel Sala-y-Gomez, der Oster-Insel und der kleinen Insel Duceie vorüberfährt, so gelangt man zu der Insel Elisabeth, einer Corallen-Masse, 80 Fuß über dem Meere hervorragend, mit dichtem Gesträuch bedeckt, auf welcher man weder Frucht, noch Wurzel, noch Bewohner findet.

Diese Insel war dennoch lange die Wohnung zweier Menschen, die einem der außerordentlichsten Unglücksfälle entronnen waren, die die Geschichte der Schiffbrüche aufgezeichnet hat. Es waren zwei Matrosen des Esser, eines Wallfischfahrers, der zuerst diese vulkanische Insel recognoscirte, obgleich der Capitain Henderson die Ehre ihrer Entdeckung gehabt und der Commandant der Elisabeth ihr den Namen seines Schiffes gegeben hatte.

Der Esser, der eben diese bis dahin unbekannte Insel besucht hatte, traf auf einen der ungeheueren Wallfische, die bisweilen in der Sonne einschlafen und die man leicht für eine kleine Insel nehmen kann. Begierig darnach, hatten die Menschen im Boote zweimal die Harpune nach ihm geworfen und zweimal hatte das ungeheuere Thier die Wellen mit seinem Blute gefärbt. Plötzlich kehrt es sich um, trifft mit seinem Schwanze das leichte Fahrzeug und wirft es um. Die Mannschaft sucht den Esser schwimmend zu erreichen, aber der Wallfisch kommt ihnen zuvor und schießt auf das Fahrzeug zu. In seiner Wuth stößt er darauf, zerschmettert es und begräbt es in den Abgrund. Einige Matrosen retten sich in eins der Boote. Zwei von ihnen erreichten die Insel wieder, die sie eben besucht hatten und lebten auf dieser traurigen Zufluchtsstätte von wilden Kräutern und Fischen. Endlich rettete sie ein Wallfischfahrer, der ihr Unglück zu Valparaiso gehört, wo ihre Cameraden glücklich gelandet waren, aus ihrer schrecklichen Lage. Beechey, der die Insel Elisabeth im Jahre 1825 besucht hat, erzählt diesen Schiffbruch, den der Capitain Dumont d'Urville, in einer Analyse der Reisen dieses Schiffers, bestätigt hat.

Der Aemoricain, ein Journal von Brest, enthielt kürzlich den Bericht eines andern Schiffbruches, dessen Details uns noch grausender erscheinen.

Am Bord eines amerikanischen Kutters, dem Eagle, freute sich die Mannschaft einer schnellen Schiffahrt, als plötzlich der Hintertheil des Schiffes einen heftigen Stoß erhielt; noch lief er einige Augenblicke fort, als ein zweiter und bald ein dritter noch heftigerer folgte; da stiegen stumme Seufzer aus jeder Brust. Dieses Ereigniß weissagte die schrecklichsten Gefahren.

Inzwischen war bis um neun Uhr Abends dem Eagle kein neues Unglück widerfahren; er blieb unbeweglich und über die Felsen geneigt. Um neun Uhr aber wurde der Wind heftig, das Meer schwoll und brausende Wogen schlugen an die Seiten des Schiffes. Der Lieutenant Smith eilte sogleich auf das Verdeck und in dem Augenblicke, wo er den Fuß auf die letzte Stufe der Treppe setzte, sank der Kutter; er sollte sich nicht wieder erheben.

Die Equipage, die aus vierundzwanzig Mann bestand, befand sich glücklicherweise auf dem Verdeck, mit Ausnahme zweier Matrosen, die in dem Kutter ertranken. In einem Augenblicke kämpfte die ganze Mannschaft mit den Wellen und stürzte sich eilig in die Schaluppe; was man voraussehen konnte, geschah, das Fahrzeug schwankte und die Matrosen fielen, einer über den andern, ins Meer.

Der Lieutenant Smith, ein Mann von Kopf und Herzen, der eine große Gewalt über seine Mannschaft ausübte, machte ihnen begreiflich, daß es unmöglich sey, daß irgend jemand sich rette, wenn, nach Wiederaufrichtung der Schaluppe, sich alle zugleich schnell hineinwürfen. Er befahl zwei Matrosen, in die Schalappe zu steigen, um das Wasser auszuschöpfen, wovon sie voll war; dann sollten zwei andere ihnen nachkommen, in dem Verhältniß, wie sie allmählig leichter geworden wäre. So konnte die ganze Mannschaft den schrecklichen Gefahren entrinnen, die ihnen drohten.

Schon hatten sechs Menschen Platz auf dem leichten Fahrzeuge genommen, als ein Matrose rief, daß er die Flossfedern eines Haifisches gewahre: da sah man die Bestürzung auf allen Gesichtern. Herrn Smith gelang es indessen abermals, die Matrosen zu ermuthigen, die sich von Neuem an die Schaluppe angeklammert hatten, indem er ihnen zuredete, das Wasser mit ihren Füßen in die möglichst größeste Bewegung zu setzen, und sie versicherte, daß sie so das Ungeheuer entfernen würden, das ihnen solchen Schrecken einflößte. Aber in demselben Augenblicke entstand ein großes Geräusch ganz nah bei ihnen und sie entdeckten funfzehn Haifische, die auf die Schaluppe zuschwammen. Da erreichte der Schrecken den höchsten Grad; jeder verließ seine Stellung, um sich in das schwankende Fahrzeug zu stürzen und die zweiundzwanzig Matrosen waren dem schrecklichsten Tode geweiht.

Die Haifische folgten der Schaluppe und es war wenig wahrscheinlich, daß sie eine so reiche Beute aufgeben würden. Während Herr Smith unabläßig die Matrosen ermahnte, die Schaluppe auszuschöpfen, vergaß er unglücklicherweise einen Augenblick, das Wasser mit seinen Füßen zu bewegen; plötzlich packte ein Haifisch beide Beine und barg sie in seinem ungeheueren Rachen. Ein durchdringender Schrei ward ihm von Schrecken und Schmerz ausgepreßt. Die Matrosen hatten immer die größte Ehrfurcht für ihren würdigen Lieutenant gehabt; sie kannten alle seine Tapferkeit und seinen Edelmuth, und so wie sie ihn in den Wellen verschwinden sahen, ergriffen zwei Mann ihren sterbenden Anführer und zogen ihn auf das Hintertheil der Schaluppe. Dieser brave Offizier, obgleich den fürchterlichsten Schmerzen zum Raube, schien seine eigene Angst zu vergessen, um sich einzig noch mit der Rettung der übrigen Mannschaft zu beschäftigen. Mit erlöschender Stimme gab er den Matrosen noch Rathschläge und beklagte ihre furchtbare Lage, als er, in dem Drange mehrerer von ihnen, in die Schaluppe zu kommen, einen starken Stoß erhielt: diejenigen, welche den Lieutenant in ihren Armen hielten, ließen ihn unversehens, in der Furcht, selbst ins Meer zu fallen, einen Augenblick los und unmittelbar verschwand der Unglückliche in den Wellen. Seine letzten Worte verhallten in dem Geschrei seiner Gefährten. Er kam nicht wieder auf der Oberfläche zum Vorschein.

Der Eagle war ungefähr um neun Uhr gesunken und um zehn Uhr war schon die ganze Mannschaft ein Raub der Haifische geworden oder im Meere ertrunken.

Es waren nur noch zwei Matrosen übrig: diese Unglücklichen, nachdem sie die Schaluppe so weit vom Wasser befreit hatten, um ihren Umsturz oder ihr Versinken nicht mehr befürchten zu müssen, fielen, erschöpft von Schrecken und Ermüdung, in einen tiefen Schlaf und schon war der Tag lange angebrochen, als ihr Erwachen sie an ihre schreckliche Lage erinnerte.

Jetzt war es Hunger und verzehrender Durst, der sie peinigte; denn fast seit sechsunddreißig Stunden hatten sie keine Nahrung zu sich genommen. Der Hunger zog Magen und Eingeweide krampfhaft zusammen, der Durst brannte in ihrer Kehle und sie hatten am Bord der Schaluppe weder Wein noch Zwieback, noch irgend eine andere Nahrung; es blieb ihnen kein Schimmer von Hoffnung mehr übrig. Sie hatten kein Mittel, zu erkennen, wo sie waren; es schien ihnen, daß sie sehr weit vom Lande entfernt seyn müßten, denn der Wind, der sich erhoben, hatte sie nothwendig weit wegtreiben müssen und sie waren ohne Hoffnung, die Scha-

Digitized by Google

luppe an die Küsten von Amerika geworfen zu sehen. Auch ist die Freude nicht zu beschreiben, als der eine auf dem Vordertheile stehende, die Augen spähend auf den Horizont geheftet, plötzlich ausrief: „Ein Segel! ein Segel!“ Die erlöschenden Augen seines sterbenden Gefährten flammten bei dem Zauberworte hell auf; er bemühte sich aufzustehen und wendete seine schwachen Blicke nach dem Orte, den ihm sein Freund bezeichnete.

Inzwischen sah man immer deutlicher das Tauwerk einer Fregatte in den Strahlen der Sonne schimmern; sie näherte sich immer mehr der Schaluppe, sich unter dem Winde haltend. Nun häuften die Matrosen alle Arten von Signalen, sich überredend, daß sie gesehen worden wären, und daß die Fregatte absichtlich auf sie zukäme, um sie zu retten: aber sie täuschten sich, die Fregatte lavirte bloß; und als sie die beabsichtigte Höhe erreicht hatte, so legte sie um, nahm eine andere Richtung und verschwand, mit vollen Segeln ihren Weg verfolgend. Nun folgte bei den beiden Unglücklichen auf die Exaltation, welche die Hoffnung erzeugt hatte, ein Zustand gräßlicher Erstarrung. Der eine der Matrosen fiel in seine vorherige Verzweiflung zurück; aber der andere rief, wie auf eine höhere Eingebung, aus: „Ja, ich will es versuchen, oder wir sind verloren;“ zugleich stürzte er sich ins Meer und da er ein selten tüchtiger Schwimmer war, so schien es, daß er zuletzt das Schiff erreichen würde, wenn er nicht auf einen Haifisch stieße. Bald aber sah er wirklich eins dieser Ungeheuer auf sich zukommen; ohne den Muth zu verlieren, bewegte er mit großem Geräusch die ihn umgebenden Wellen und tauchte unter. Der Haifisch ist das gefräßigste, zugleich aber auch das furchtsamste aller See-Ungeheuer; er erschrickt bei dem kleinsten Geräusche und fällt nur über seine Beute her, wenn er diese in der vollkommensten Ruhe findet. So entging denn der Matrose dieser Gefahr; aber er war auch in weiter Entfernung vom Schiffe und der eingetretene frische Wind beschleunigte noch die Schnelligkeit der Fahrt desselben. Nach ungeheueren Anstrengungen glaubte er sich dennoch verloren; und schon bereitete sich der Unglückliche betend vor, vor Gott zu erscheinen, als er, noch einmal die Augen nach dem Schiffe erhebend, auf dem Hinter-Castel einen Menschen entdeckte. Sogleich hob er die Hände empor, rief aus allen Kräften und bot alles Mögliche auf, sich dem Manne bemerklich zu machen. Wie groß war seine Freude, sein Entzücken, als er endlich sah, daß er bemerkt worden war — denn man richtete ein Ferarohr nach ihm; einen Augenblick darauf bestiegen zwei Menschen eine Schaluppe und ruderten aus allen Kräften auf ihn zu. Bald sah er sich befreit von seinen furchtbaren Qualen; darauf wandte sich die Schaluppe, um auch seinen Unglücksgefährten zu holen, der, wie man wohl denken kann, der schrecklichsten Angst zum Raube geworden war. So wurden die beiden Matrosen gerettet, die einzigen Reste der ganzen Mannschaft des Eagle.

Die Missionarien zu Siam.

(Aus den Annales de l'association de la propagation de la Foi.)

(M.)

Seit langer Zeit hat man zu Siam keine eigentlichen Verfolgungen erlebt. Es kommen auch protestantische Geistliche nach Bang-Kok, aber der König hat ihnen, da er sie für Spione der Engländer hält, verboten, über die Gränze von Bang-Kok hinauszugehen, so, daß alles, was sie auszurichten vermögen, sich auf die Austheilung von chinesischen Bibeln beschränkt, die dann gebraucht werden, um Taback, Thee oder Speck darein zu wickeln. Uns haben jene Heeren insofern geschadet, daß der König, trotz des Wohlwollens, was er uns angedeihen läßt, etwas mißtrauisch auf uns geworden ist und fürchtet, wir möchten die Anschläge der Engländer begünstigen, ein Argwohn, den auch die Mandarinen theilen. Auf unsern fernen Streifereien fragen uns alle, warum wir denn so weite Reisen unternähmen: wir antworten, der Wahrheit gemäß, um die Religion des wahren Gottes zu predigen; aber diesen sinnlichen Menschen ist eine solche Sprache unverständlich und sie bilden sich ein, die Einen, daß wir die verschiedenen Puncte des Königreichs in Augenschein nehmen wollen, um die Europäer davon in Kenntniß zu setzen, die dann kommen und ihr Land erobern würden; die Andern sagen, wir suchten nach Gold- und Silber-Gruben, nach edlen Steinen und Diamanten: deshalb müssen wir bei unsern Reisen mit großer Vorsicht zu Werke gehen und uns als christliche Laien verkleiden, die sie wohl, Arbeit suchend, hie und dort umherziehen sehen. Uebrigens verschmähen selbst die Fürsten es nicht, uns in unsern elenden Wohnungen zu besuchen; aber, was meynt man wohl, aus welchem Grunde? — aus schmutziger Habgier. Sie kommen, um uns am lichten hellen Tage alle die kleinen europäischen Gegenstände und Utensilien abzuzwacken, deren sie in unserer Hütte ansichtig werden, und wenn wir Umstände machen, sie ihnen zu geben, so bitten sie, daß man sie ihnen — versteht sich, auf ewige Zeiten — leihen möge.

Monseigneur hat nur eine elende Strohhütte, aus Bambus aufgeführet und mit Laub belegt, zum Pallast. Er hat junge chinesische Christen in seinem Dienste, welchen er keinen andern Sold zahlt, als daß er sie mit Reis und Fischen nährt. Unterwegs findet man weder Märkte noch Gasthöfe; man muß zu drei bis vier Personen in einer schmalen Barke schlafen, wo man von den Muskitos fast aufgefressen wird. Der Bau meiner Hütte zu Juthia hat mir etwa zwanzig Franken gekostet; sie besteht aber auch nur aus Bambusstöcken und Blättern, die unserm Schilfe ähnlich sind; die Zahl der Creaturen, die dort eine Zuflucht suchen, ist unglaublich, nämlich: ein Dutzend Schlangen, wohl Hundert Kröten, an funfzig dicke Ratzen, eine Menge Eidechsen, grauer und schwarzer Scorpione, Frösche, Kelleresel, Chamäleons, Heimchen, Eichhörnchen, Muskitos ꝛc.

Dem füge man nun noch Hühner, Hunde und Katzen hinzu, und man wird es einsehen, daß wir ihnen das untere Geschoß schon überlassen und uns mit der Zelle, drei bis vier Fuß über der Erde, begnügen müssen; und dann haben wir noch von Glück zu sagen, wenn diese lästige Einquartierung, was kaum zu hindern ist, nicht bei uns eindringt. Oben auf dem Dache einer jeden solchen Hütte hauset ein eigenthümliches Thier, einigermaßen der Eidechse ähnlich, aber wegen seiner Größe und den rothen Flecken, mit welchen es gesprenkelt ist, gränlich anzusehen: es ist sehr geschickt, die Ratzen zu fangen, auch dient es gewissermaßen als Hausuhr, indem es zu gewissen Stunden regelmäßig ein sehr starkes Geschrei ausstößt, welches im Laute dem Worte Tocke gleichkommt.

Ein anderes, woran die Missionaire sehr leiden, ist die schale und widerliche Kost der Siamesen. Dank der Industrie der Chinesen weiß ich mir jedoch, wenn ich zu Bang-Kokbin, Schweine, Hühner, frische Fische und Gemüse in Ueberfluß zu verschaffen; aber außerhalb Bang-Kok findet man fast nichts als gedörrte und gesalzene Fische, aus welchen ein Ragout bereitet wird.

Man muß, bald im Kothe, bald auf Dornen, zuweilen auch in brennend heißem Sande baarfuß gehen. Wenn wir die heidnischen Völker mitten in den Waldungen unterweisen, so kann dieses nur des Nachts und unter freiem Himmel geschehen, weil die kleinen Hütten eine solche Masse von Zuhörern nicht fassen können. Sie scharen sich um einen brennenden Holzhaufen, dessen Qualm dazu dient, die Muskitos zu verscheuchen; aber bald ist der Missionair von dem stark fallenden Himmelsthau durchnäßt und dermaßen erkältet, daß er keinen Laut mehr von sich geben kann und die nächtliche Sitzung schließen muß.

Digitized by Google

Wissenschaftliche Reise in Südamerika.

Von

Orbigny,

Naturhistoriker des Museums.

(L.)

Herr von Orbigny ist, nach siebenjährigen Reisen im südlichen Amerika, wieder in Frankreich angekommen. Er war von dem Museum der Naturgeschichte ausgesendet, diese Länder zu untersuchen und zu erforschen und hat, in Folge dessen, den ganzen Norden von Patagonien, Chili, Peru und einen Theil der Bergkette der Cordilleras durchwandert; er hat gleichfalls Brasilien, Buenos-Ayres und selbst einen Theil von Paraguay bereist. Er bringt ein schönes Herbarium und eine bedeutende geologische Sammlung mit, ungerechnet eine Menge Insecten, Schaalthiere, Reptilien, Fische, Vögel und Säugethiere. Das Museum hatte schon wichtige Sendungen von diesem Naturhistoriker erhalten, der der Akademie der Wissenschaften einen Bericht über seine Arbeiten erstattet hat, wovon wir hier eine Analyse geben wollen.

Herr von Orbigny reiste im Laufe des Monats Juni 1826 nach Amerika ab. Nachdem er nach einander Rio-Janeiro, Monte-Video, die Ostsee von la Plata zu Buenos-Ayres besucht, schiffte er den Parana hinauf bis an die Gränzen Paraguay's und durchzog die Provinzen Corrientes, Santa-Fé, Missions und Entre-Rios. Nach Buenos-Ayres zurückgekehrt, reiste er von da aus bald nach Patagonien ab, ein Land, das bis jetzt von den Naturhistorikern fast noch gar nicht erforscht worden ist, und verweilte da acht Monate. Er kehrte hierauf nach Buenos-Ayres zurück und schiffte sich nach Chili ein, das Cap Horn umsegelnd und verließ diese Republik bald wieder, um sich nach Bolivien zu begeben. Von den Häfen Arica und Cobija aus besuchte er den westlichen Abhang der Anden bis in ihre Eis-Regionen und stieg dann auf das große Plateau herab, das die Kette der Anden von den östlichen Cordilleren trennt. Dieser Raum, der mehr als vierzig französische Meilen breit ist, ist der bevölkertste Theil von Peru und Bolivien; da findet man die zahlreichen Heerden von Lama's und Apaca's und den unermeßlichen See Titicana, so berühmt durch die Tempel der Sonne und des Mondes, welche die alten Inca's auf den darin befindlichen Inseln erbaut hatten.

Bevor er nach Cochambaba kam, durchwanderte er den östlichen Abhang der Cordilleren, einen Raum von mehreren hundert französischen Meilen und begab sich nach Santa-Cruz de la Sierra, von wo aus er die Provinzen Chiquitos und Moros, von der einen Seite bis zu dem Flusse Paraguay und der Stadt von Mato-Grosso und von der andern bis an den großen Fluß Madeira, den Hauptarm des Amazonenflusses, durchwanderte. Verschiedenemale von diesen heißen Ebenen bis zum Schnee der östlichen Cordilleren emporsteigend, um über die verschiedenen Zonen der Wohnung der Pflanzen und der Thiere Beobachtungen zu machen, besuchte dann der Reisende die silberreichen Districte von Potosi und Chuquisaca und kehrte dann nach Arica zurück, wo er die zahlreichen Sammlungen, die er gemacht, einschiffte. Seine geologischen Beobachtungen haben ihn erkennen lassen, daß die Ur-Länder sich nur noch in einem großen Theile von Brasilien und der Banda-Oriental de la Plata zeigen; das unermeßliche Bassin, das sich vom 25. Grade südlicher Breite bis zum 38. ausdehnt, war der erste Punct, wo er Reste organisirter Körper in einer Formation fand, die ganz tertiair zu seyn scheint. See-Fossilien liegen darin tiefer als die der Säugethiere, welche selbst wieder von Bänken von Muscheln und Schaalthieren aller Art bedeckt sind. Die Küsten der Flüsse dieses Bassins bieten leichte Mittel dar, der Lage der Schichten zu folgen. Im Süden trennt eine ursprüngliche Bergkette dieses Bassin von dem von Patagonien. Dieses letztere hat viele Aehnlichkeit mit dem von Paris durch seine Lager von Austern, Gebeinen in Sandstein und versteinten Fluß-Schaalthieren. Herr von Orbigny hat erkannt, daß die mehresten erhabenen Plateaux der Anden vulkanischen Ursprungs sind. Auf einem Plateau, 12,000 Fuß über der Meeres-Höhe, fand er See-Fossilien; es existirten deren auch auf verschiedenen Puncten des Abhangs der östlichen Bergkette.

Herr von Orbigny bringt 157 Gattungen von Säugethieren, 780 Arten von Vögeln, 119 von Reptilien, 116 von Fischen und mehr als 700 von Mollusken mit; was die Seethiere anbetrifft, so hat er Sorge getragen, die Tiefe anzugeben, in welcher sie im Schooße der Gewässer wohnen. Die Zahl der in den Sammlungen begriffenen, gegliederten Thiere beläuft sich auf 4,800 Gattungen, die der Strahlen-Thiere auf 55. Die Zahl der Gattungen von Vegetabilien ist 2820, unter welchen man allein 50 vom Palmbaum unterscheidet.

Die verschiedenen Charaktere des wilden oder civilisirten Amerikaners sind auch von unserm Reisenden mit Aufmerksamkeit studiert worden. Man ist verwundert, sagt er, wenn man die wenige Aehnlichkeit zwischen einem Patagonier, dessen mittlere Größe 5 Fuß 4 Zoll ist, mit einem viereckigen Gesicht und kurzer Nase, und einem Quichua, oder Abkömmling der Inca's, der, 4 Fuß 9—10 Zoll groß, ein rundes Gesicht und eine hervortretende Nase hat, betrachtet. Herr von Orbigny hat sich auch mit den Idiomen beschäftigt und bringt mehr als 60 gedruckte oder geschriebene Vocabularien amerikanischer Sprachen mit, deren letztere er fast alle selbst zusammengetragen hat.

Verurtheilung der Girondisten; Details über ihre letzten Augenblicke. Tod der Madame Roland und Bailly's.*)

(L.)

Die Einsetzung der revolutionairen Regierung legalisirte das Schreckens-System. Die Ermordung guter Bürger wurde mit Entsetzen erregender Thätigkeit betrieben; aber man unterwarf sie einer Art von höhnender Regelmäßigkeit, die sie noch furchtbarer machte. Die schlechtesten, die blutgierigsten Menschen waren gewählt worden, um in diesem Todesgericht zu sitzen. Von ihnen war kein Mitleiden zu erwarten. Ein Fouquier Tinville war öffentlicher Ankläger, eine Function, die er mit einer Wuth ohne Beispiel gegen alle übte, die einen bekannten Namen trugen, gegen alle, die sich ein Recht auf die allgemeine Achtung erworben hatten.

Einige Züge werden den Mann ohne Moralität, wie ohne Gefühl näher bezeichnen. Man hatte vor seinen Richterstuhl einen Mann, Namens Gamache, geführt; der Huissier bemerkte, daß er nicht der Angeklagte sey, den man der Justiz habe übergeben wollen. „Was liegt daran?" antwortete Fouquier, „der ist eben so viel werth, als der andere." Und er schickte ihn zum Tode. Rosset von Fleury hatte an das Tribunal geschrieben, um ihm zu melden, daß er die Meynungen seiner Familie theile, die den Tod erlitten hatte, und daß er auch ihr Loos zu theilen verlange. Fouquier rief, beim Empfange dieses Briefes, aus: „Dieser Herr hat große Eil; aber ich bin erfreut, seinen Wunsch erfüllen zu können." Fleury wurde vor das Tribunal geführt und als Mitschuldiger von Leuten verurtheilt, die er nie gesehen, und, mit einem rothen Hemde bekleidet, als Mörder von Collot d'Herbois, auf das Schaffott

*) Es bedarf für unsere Leser der Bemerkung nicht, daß wir diesen Artikel aus denselben Gründen mittheilen, wie die beiden in unserm vorigen Blatte. Sie sind sämmtlich aus einem neuerlich erschienenen Werke Chronique du Crime et de l'Innocence genommen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

geschickt. Eine Wittwe Maillet war, statt der Herzogin von Maillé, die man zu verhaften geglaubt hatte, vor die Richter geführt worden. Beim Verhör wurde Fouquier den Irrthum gewahr. „Nicht Dich wollte ich richten," sprach er, „aber das ist gleich; ob Du nun heute oder morgen an die Reihe kommst." — Madame von Sainte-Amarante und ihre Tochter, eine der schönsten Frauen der Hauptstadt, hatten den größten Muth in ihren Antworten und bei Anhörung ihres Urtheils gezeigt. Ihre Festigkeit erzürnte Fouquier. „Welches Uebermaaß von Frechheit!" rief er aus; „ich muß sie auf das Schaffott steigen sehen, um mich zu versichern, ob sie auch dort ihren Charakter beibehalten werden, sollte ich auch das Mittagsessen darüber versäumen." — Ein an der Zunge gelähmter Greis konnte auf die ihm vorgelegten Fragen nicht antworten. Fouquier sagte, als er den Grund seines Schweigens vernahm: „Nicht der Zunge bedarf ich, sondern des Kopfes."

Die Collegen Fouquier Tinville's waren seiner ganz würdig. Dumas und Coffinhal unterstützten ihn wunderbar. Man kennt den grausamen Spott von Dumas, Präsidenten des Revolutions-Tribunals, der, als er eine mehr als sechszigjährige Frau verhörte und, wegen ihrer Taubheit, keine Antwort erhalten konnte, zum Gerichtsschreiber sagte: „Schreiben Sie, daß sie sourdement conspirirt habe." Man erinnert sich auch der Niederträchtigkeit Coffinhals, der, nachdem er das Todesurtheil über einen Fechtmeister ausgesprochen, hinzusetzte: „Nun parire diesen Stoß aus, wenn Du kannst."

Wie viele Opfre fielen unter den Streichen dieser Henker-Richter! Das revolutionaire Beil hatte keinen Augenblick Ruhe. Die edelsten Häupter sanken auf dem Schaffott; die öffentlichen Plätze waren mit Blut getränkt. Es schlägt nicht in unsern Plan, die Hinrichtungen so vieler Unschuldigen im Detail zu beschreiben; wir wollen uns beschränken, die letzten Augenblicke einiger dieser Unglücklichen zu skizziren.

Die Girondisten, diese beredten und edlen Deputirten, die sich aus allen Kräften dem Insurrections-Project vom 10. August widersetzt, kräftig gegen die Ermordungen protestirt, einiges Mitleiden für Ludwig XVI. (freilich zu spät!) gezeigt und stets die Opposition gegen alle revolutionaire Maaßregeln gebildet hatten, mußten, ganz natürlich, das Ziel der ganzen Wuth der Jacobinen werden. Um ihr Verderben sicher zu bewirken, klagte man sie der Verschwörung und des Anschlags zu einem Bürgerkriegs an.

Die Mehrheit dieser Deputirten, wenigstens alle diejenigen, die activ zum Aufstand einiger Provinzen mitgewirkt hatten, waren nicht in der Hand ihrer Feinde. Man beschloß ohne Unterschied alle diejenigen zu verhaften, die durch Freundschaft oder durch Uebereinstimmung der Meynung mit ihnen verbunden waren. Einundzwanzig von ihnen wurden verhaftet und vor Gericht gestellt, alle in der Blüthe der Jahre, in der Kraft des Talents, einige selbst im Glanze der Jugend und Schönheit: Brissot, Gardien, Lasource, Vergniaud, Sensonné, Lehardy, Mainvielle, Ducos, Boyer, Fonfrede, Duchastel, Duperret, Cuera, Valazé, Lacaze, Duprat, Sillery, Fauchet, Lesterpt-Beauvais, Boileau, Antiboul und Vigée.

„Sensonné war ruhig und kalt," sagt Herr Thiers; „Valazé voll Indignation und Verachtung; Vergniaud war bewegter als gewöhnlich; der junge Ducos war heiter; und Fonfrede, den man am 2. Juni verschont hatte, weil er nicht für die Verhaftung der Commission der zwölf gestimmt, und der, durch seine wiederholten Bestrebungen zu Gunsten seiner Freunde, seitdem verdient hatte, ihr Loos zu theilen, Fonfrede schien, für eine so schöne Sache, mit Leichtigkeit sein großes Vermögen, seine Jugend und selbst sein Leben aufzugeben."

Man hatte keine Mühe, falsche Zeugen zu finden, um die Mitschuld der Girondisten mit den Septembrer-Mördern zu bekräftigen. Fabre-d'Eglantine, der der Agiotage verdächtig geworden war, hatte nöthig, sich zu popularisiren; er unterstützte diese Anklage auf die treuloseste Weise. Vergniaud konnte sich nicht lange halten und rief mit Indignation aus: „Es ziemt mir nicht, mich wegen der Mitschuld mit Räubern und Mördern zu rechtfertigen."

Ungeachtet ihrer muthvollen Vertheidigung sahen die Angeklagten bald, daß ihr Verderben beschlossen war, und bereiteten sich vor, edel zu sterben. Sie begaben sich in die letzte Sitzung des Tribunals mit heiterem Gesicht. Während man sie an der Thür der Conciergerie untersuchte, um ihnen die mörderischen Waffen zu nehmen, womit sie vielleicht ihrem Leben ein Ende machen könnten, gab Valazé seinem Freunde Riouffe eine Scheere und sagte in Gegenwart der Gendarmen: „Nimm hier, mein Freund, eine verderbene Waffe; unser Leben muß nicht gefährdet werden!"

Am 30. October 1793 sprachen die Geschworenen das ihnen auferlegte und anbefohlene Urtheil. Als er dies hörte, ließ Brissot seine Arme fallen — sein Haupt sank plötzlich auf seine Brust; Sensonné wollte einige Worte über die Anwendung des Gesetzes sagen, aber er konnte sich nicht verständlich machen. Sillery, der lahm war, ließ seine Krücken fallen mit dem Ausrufe: Dieser Tag ist der schönste meines Lebens. Man hatte einige Hoffnung für die beiden jungen Brüder Ducos und Fonfrede geschöpft, die etwas weniger compromittirt schienen; aber sie wurden gleich den andern verurtheilt. Fonfrede sagte, Ducos umarmend: „Mein Bruder! ich gebe Dir den Tod! — Tröste Dich," antwortete Ducos, „wir sterben zusammen." Der Abbé Fauchet schlug die Augen nieder und schien zum Himmel zu beten; Carra behielt sein Ansehen; Vergniaud zeigte in seinem ganzen Wesen Stolz und Verachtung; Lasource sprach das Wort eines Alten aus: „Ich sterbe an dem Tage, wo das Volk den Verstand verloren; ihr aber werdet an dem Tage sterben, wo es ihn wiedererhält." Der schwache Boileau, der schwache Gardien, die sich erniedrigt hatten, ihre Mit-Angeklagten zu belasten, um sich zu rechtfertigen, wurden nicht verschont. Boileau warf seinen Hut in die Luft und rief: „Ich bin unschuldig! — Wir sind unschuldig," wiederholten alle Angeklagte; „Volk, man betrügt Dich!" Einige von ihnen begingen das Unrecht, einige Assignaten auszuwerfen, gleichsam um die Menge zu bewegen, sie zu retten; ihr Versuch blieb ohne Wirkung und die Gendarmen umgaben sie, um sie in ihren Kerker zu führen. Plötzlich fällt einer der Verurtheilten zu ihren Füßen nieder; sie heben ihn in seinem Blute gebadet auf; es war Valazé, der die Scheere an Riouffe gegeben, aber einen Dolch behalten und sich damit niedergestoßen hatte. Das grausame Tribunal entschied auf der Stelle, daß sein Leichnam auf einem Karren den Verurtheilten nachgeführt werden sollte. Als sie den Gerichts-Saal verließen, stimmten sie alle zusammen aus freien Stücken die Marseiller Hymne an.

„Ihre letzte Nacht war erhaben," sagt der schon angeführte Geschichtschreiber. Vergniaud hatte Gift; er warf es weg, um mit seinen Freunden zu sterben. Sie vereinigten sich gemeinschaftlich zu einer letzten Mahlzeit, wo sie wechselnd heiter, ernsthaft, beredt waren. Brissot, Sensonné waren ernst und nachdenkend; Vergniaud sprach von der sterbenden Freiheit mit dem edelsten Bedauern, und von dem menschlichen Geschick mit hinreißender Beredtsamkeit. Ducos wiederholte Verse, die er im Gefängniß gemacht hatte, und alle zusammen sangen Lieder auf Frankreich und die Freiheit. Am andern Morgen, den 31. October, drängte sich eine unermeßliche Volksmenge dahin, wo ihr Weg vorbeiführte. Sie wiederholten, zum Schaffott gehend, die Marseiller Hymne, die unsere Soldaten sangen, wenn sie gegen den Feind marschirten. Angekommen auf dem Revolutions-Platze und von ihren Karren abgestiegen, umarmten sie sich unter dem Rufe: Es lebe die Republik! Sillery bestieg das Schaffot zuerst, begrüßte mit Anstand das Volk, in welchem er noch selbst die schwache und getäuschte Menschheit ehrte, und empfing den Todesstreich. Alle ahmten Sillery

Digitized by Google

nach und starben mit derselben Würde; in einunddreißig Minuten machte der Henker diese berühmten Häupter fallen und zerstörte so in wenigen Augenblicken Jugend, Schönheit, Tugend und Talente. Das war das Ende dieser edlen und muthigen Bürger, Opfer ihres hochherzigen Utopismus. Weder die Menschheit, noch ihre Laster, noch die Mittel, sie in einer Revolution zu leiten, begreifend, indignirte es sie, daß sie nicht besser werden wollte, und ließen sich von ihr verzehren, indem sie darauf beharrten, sie aufzuhalten und vom Abwege zurückzuziehen. Ehrfurcht ihrem Andenken! Niemals glänzten so viele Tugenden und Talente in Bürgerkriegen; und man muß zu ihrem Ruhme sagen, daß, wenn sie nicht die Nothwendigkeit gewaltthätiger Mittel, um die Sache Frankreichs zu retten, begriffen, die mehrsten ihrer Gegner, die diese Mittel ergriffen, sich mehr aus Leidenschaft als aus Genie dafür entschieden.

„Claviere, Ex-Minister der Partei der Gironde, wurde in die Gefängnisse der Conciergerie, kurz nach dem Tode der Madame Roland, geworfen; aber er hatte den Muth, der Sentenz seiner Richter zuvorzukommen. Am Morgen des Tages, wo er vor dem Revolutions-Tribunale erscheinen sollte, sahen seine Unglücks-Gefährten mit Schrecken die schlechte Matratze, auf welcher er lag, und den ganzen Fußboden umher mit Blut überschwemmt. Er hatte sich ein breites Messer in die Seite gestoßen und das Todes-Werkzeug hing noch in der Wunde, die er sich um Mitternacht beigebracht, ohne daß es einer der Gefangenen entdeckt hatte. „„Was mich immer verwundert hat,"" sagt der Geschichtschreiber Beaulieu, der sich unter der Zahl dieser unglücklichen Gefangenen befand, „„das ist, daß unsere Tyrannen, die so viele abgeschmackte Mährchen zu benutzen wußten, um sich der von ihnen Unterdrückten zu entledigen, nicht diesen Selbstmord zu Hülfe genommen haben, um uns als Mörder des Herrn Claviere die Köpfe abschneiden zu lassen und sich so von dem Uebel zu befreien, das sie uns angethan.""

Von dem Tode der Girondisten an, ruhte das revolutionaire Mordbeil nicht mehr. Am 10. November bestieg die interessante und muthige Gattin Rolands, als Mitschuldige der Girondisten, ihrer alten Freunde, verurtheilt, das Schaffot mit einer ihrer würdigen Fassung.

Diese Frau, die mit der Grazie einer Französin den Heldenmuth einer Römerin verband, trug alle Schmerzen in ihrer Seele. Ihr Gemahl, den sie wie einen Vater ehrte und liebte, mußte sich verbergen, da sein Kopf bedroht war; sie hegte für einen der proscribirten Girondisten eine tiefe Leidenschaft, die sie immer bezwungen; sie hinterließ eine Tochter, jung und als Waise — ihren Feinden anvertraut. Alle diese erdrückenden Opfer mußten die letzten Augenblicke ihres Lebens sehr schmerzlich machen. Dennoch hörte sie ihr Urtheil mit einer Art von Enthusiasmus, schien von dem Augenblicke ihrer Verurtheilung bis zu dem ihrer Hinrichtung inspirirt und erregte bei allen denen, die sie sahen, eine wahrhaft religiöse Bewunderung. Sie ging weißgekleidet zum Schaffot; während des ganzen Weges sprach sie einem Unglücks-Gefährten Muth ein, der nicht gleiche Kraft hatte; zweimal selbst gelang es ihr, ihm ein Lächeln zu entreißen. An dem Orte der Hinrichtung angekommen, neigte sie sich vor der Bildsäule der Freiheit mit dem Ausrufe: „O Freiheit! wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!". Mit unerschütterlichem Muthe empfing sie den Tod.

Der Gemahl dieser berühmten Frau hatte sich in die Umgegend von Rouen geflüchtet. Als er ihr tragisches Ende erfuhr, wollte er sie nicht überleben. Er verließ das Haus, wo man ihn gastfrei aufgenommen und um niemand zu compromittiren, gab er sich auf der Landstraße den Tod. Man fand ihn, das Herz von einem Degen durchbohrt, an einen Baum lehnend, gegen welchen er die mörderische Waffe gestützt hatte.

„So," sagt Herr Thiers, „ging, in diesem furchtbaren Wahnsinn, der Genie, Tugend und Muth verdächtig machte, alles unter, was es Edles und Großes in Frankreich gab, sey es durch Selbstmord oder durch das Beil des Henkers.

„Unter diesen illustren und mathvollen Todten giebt es keinen beklagenswertheren und erhabeneren als Bailly. Schon hatte man an der Art, wie er in dem Processe der Königin behandelt worden war, sehen können, wie er beim Revolutions-Tribunal aufgenommen werden würde. Die Scene auf dem Marsfelde, die Proclamation des Kriegs-Gesetzes und die darauf gefolgte Fusillade waren die am ofteston und bittersten der constituirenden Partei zum Vorwurf gemachten Ereignisse; es war an Bailly, den Freund Lafayette's, es war an dem Magistrat, der die rothe Fahne hatte wehen lassen, daß man alle angebliche Unthaten der constituirenden Versammlung strafen wollte. Er wurde verurtheilt und sollte auf dem Marsfelde, dem Schauplatz dessen, was man sein Verbrechen nannte, hingerichtet werden. Seine Hinrichtung fand am 11. November bei kaltem und regnerischem Wetter statt. Zu Fuße dahin geführt, unter den Mißhandlungen eines barbarischen Pöbels, den er genährt hatte, während er Maire war, blieb er ruhig und von unerschütterlicher Heiterkeit. Während des langen Weges von der Conciergerie auf das Marsfeld schwang man vor seinem Gesicht die rothe Fahne, die man auf der Mairie, in einem Futteral von Mahagoni, wiedergefunden. Am Fuße des Schaffotts angekommen, schien er endlich am Ziele seiner Leiden zu seyn; aber einer der Wüthenden, die ihn verfolgten, rief, daß das Feld der Föderation nicht durch sein Blut befleckt werden müsse. Da stürzt die Menge auf die Guillotine und trägt sie mit dem nämlichen Eifer fort, den man ehedem zeigte, dasselbe Feld der Föderation zu graben; endlich richtet sie sie an dem Ufer der Seine, auf einem Haufen von Schmutz, dem Quartier Chaillot gegenüber, wo Bailly sein Leben zugebracht und seine Werke geschrieben hatte, wieder auf. Diese Operation dauerte mehrere Stunden. Während dieser Zeit ließ man ihn mehrmals das Marsfeld durchziehen. Mit bloßem Haupte, die Hände auf den Rücken gebunden, schleppte er sich nur mit Mühe fort. Die einen werfen auch ihm mit Koth, die andern geben ihm Stockschläge oder Fußtritte. Ueberwältigt von Mißhandlungen, sinkt er zu Boden; man reißt ihn wieder empor. Der Regen, die Kälte machen seine Glieder unwillkührlich zittern. „„Du zitterst ja — sagt ein Soldat zu ihm. — Mein Freund,"" antwortet ihm der Greis, „„nur vor Kälte."" Nach mehreren Stunden dieser Tortur verbrennt man ihm unter der Mase die rothe Fahne; endlich bemächtigt sich der Henker seiner und raubt uns abermals einen berühmten Gelehrten und einen der tugendhaftesten Männer, die je unserm Vaterlande zur Ehre gereichten.

„Seit der Zeit, wo Tacitus den Pöbel bei den Verbrechen der Kaiser jauchzen und Beifall klatschen sah," fügt der Geschichtschreiber hinzu, „hat sich dieser niedrige Pöbel nicht verändert; immer übereilt in seinen Bewegungen, erbaut er bald dem Vaterlande Altäre, bald Schaffotte und erscheint nur groß und edel, wenn er, mit den Heeren fortgezogen, sich auf die Bataillone der Feinde stürzt. Möge der Despotismus seine Verbrechen nicht der Freiheit aufbürden; denn unter dem Despotismus war er stets eben so strafbar als unter der Republik. Rufen wir vielmehr ohne Unterlaß die Aufklärung und den Unterricht für die Barbaren an, die sich im Grunde der Gesellschaften regen, immer bereit, sie mit allen Lastern zu befleckn, auf den Wink aller Gewalten und zur Schande aller Parteien."

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 909. Hamburg. Mittwoch, den 9. April. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Schilderung der letzten Revolution in Brasilien.

(Aus der Revue des deux Mondes.)

(M.)

Brasilien ist zwischen dem 40° 18' und 34° 35' südlicher Breite belegen und bildet so ziemlich den dritten Theil von Amerika. Es würde nichts Verwunderliches seyn, daß eine so unermeßliche Landesstrecke eine große Mannichfaltigkeit an Reichthümern und Producten darböte; aber oft findet man in einer und derselben Provinz, in einem und demselben Districte Eisen und Diamanten, Gold, Blei und Topasen vor; man kann zugleich Manioc, Waizen und Mais, Caffee und Reben, Flachs und Baumwolle, die köstlichsten Früchte Indiens, Amerikas und Europas erzielen; endlich hat die, noch jungfräuliche, Erde eine solche Fruchtbarkeit, daß sie ihr anvertraute Sämereien hundertundfunfzig bis fünfhundertfältig wiedergiebt.

Mehrere Jahrhunderte lang ist dies schöne Land dem Colonial-System unterworfen gewesen. Möglich, daß dies System für Brasilien nie so strenge war als das für das spanische Amerika; aber es ist desungeachtet nicht weniger wahr, daß die strengsten Verbote die Brasilianer unaufhörlich hinderten, der Wohlthaten zu genießen, welche die Natur an sie verschwendet hatte. Den Ausländern verschlossen, erschöpfte Brasilien sich, um die Kaufleute von Lissabon zu bereichern. Seine Bewohner scheuten über das Eisen hinweg, und mußten dennoch, wenn sie nicht lebenslänglich nach dem ungesunden Gestade von Angola exilirt seyn wollten, all ihr Ackergeräth von Portugal beziehen; sie besaßen ergiebige Salzwerke, und dennoch mußten sie das ihnen nöthige Salz von europäischen Compagnieen kaufen. Sie waren genöthigt, ihre Processe an den Ufern des Tajo zu führen, und ihre Kinder konnten sich in der Arzeneikunde und in der Jurisprudenz nicht anders als auf der Universität von Coimbra ausbilden.

Das Colonial-System ging nicht bloß darauf aus, Brasilien arm zu machen; es hatte einen noch abscheulicheren Zweck, den, es zu entzweien. Die Metropole hoffte dadurch, daß sie den Saamen der Zwietracht unter die Provinzen ausstreute, länger das Uebergewicht der Stärke zu behaupten, welches ihr zur Ausübung ihrer Tyrannei vonnöthen war. Jede Capitanerie hatte ihren Satrapen, ihre kleine Armee, ihren kleinen Schatz; sie standen wenig im Verkehr miteinander, ja oft war ihnen die gegenseitige Existenz unbekannt. Es gab in Brasilien keinen gemeinschaftlichen Mittelpunct, es war ein ungeheurer Kreis, dessen Strahlen erst weit, weit von seinem Umfange zusammenliefen.

Als Johann VI., durch die Franzosen aus Portugal vertrieben, ein Asyl in Amerika suchte, da mußte nothwendiger Weise ein Theil des Colonial-Systems von selbst fallen. Da wurden zu Rio-Janeiro Gerichtshöfe eingesetzt, die in letzter Instanz entschieden; Brasilien ward den Ausländern eröffnet, und man gestattete endlich seinen Einwohnern die Benutzung der Reichthümer, womit die Natur sie bedacht hatte. Aber weiter ging man nicht; bei dieser Leistung ließ man es bewenden. Man suchte in das neue Königreich, dessen Existenz man proclamirt hatte, keine Gleichförmigkeit zu bringen; man ließ ungeschickter Weise den Zwiespalt unter den Provinzen fortbestehen, und Johann VI. war zu Rio-Janeiro der Monarch einer Menge von einander abgesonderter Staaten. So gab es denn ein Land, das man Brasilien nannte; aber es gab keine Brasilianer.

Johann VI. hatte auch nicht den mindesten Begriff von der Kunst, Menschen zu regieren. Er hatte einen Bruder gehabt, an den alle Sorgfalt einer vortrefflichen Erziehung aufgewendet worden war, während man ihn, den jüngeren Sohn, der nicht für den Thron bestimmt zu seyn schien, in der größten Unwissenheit hatte aufwachsen lassen. Johann VI. war von Natur gutmüthig, er konnte persönlich nie etwas abschlagen, auch bewies er sich stets als ein zärtlicher und respectvoller Sohn; als bloßer Privatmann würde er sich durch einige ehrenwerthe Eigenschaften ausgezeichnet haben, aber als König war er gänzlich null.

Die Minister, welche unter seinem Namen regierten, waren nicht insgesammt ohne Talente; aber keiner von ihnen war hinreichend bekannt mit Brasilien, um die Wunden verwarfen zu machen, welche das Colonial-System diesem Lande geschlagen, um dessen getrennte Theile miteinander zu verbinden, und ihnen einen gemeinschaftlichen Mittelpunct der Thätigkeit und des Lebens zu geben. Don Rodeiga, Graf von Linhares, hatte erhabene Idee'n; aber er wollte alles mit einemmale unternehmen und zu Stande bringen; er sah kein Hinderniß in einem Lande, wo alles ein Hinderniß ist; er maaß die Größe seiner Pläne nicht nach der Beschränktheit seiner Mittel ab, und glaubte, bethört von den Charlatans, die um ihn waren, mehr aber noch von seiner glühenden Einbildungskraft, mit riesigen Planen schon am Ende zu seyn, die kaum binnen mehreren Jahrhunderten ausführbar waren. Seine Nachkommen, alt und kümmerlich, sahen das Reich Brasilien stets wie Europa an und ließen die Sachen gerade so, wie sie sie gefunden hatten. Antonio de Villanova e Portugal, der letzte Minister, den Johann VI. als unumschränkter Monarch hatte, war ein guter Mann und hatte selbst einige Kenntniß vom Ackerbau, von der Staats-Oekonomie und von der Jurisprudenz; aber seine verjährten und kleinlichen Ansichten standen weder mit denen des Jahrhunderts noch mit den neuen Bedürfnissen der portugiesischen Monarchie im Einklange; die, schon seit mehreren Jahren vollführte, Emancipation von Brasilien erschien ihm noch immer als ein Traum, der nicht auszuführen sey; er war ein rechtschaffener Mann, war aber von Schurken und Verschwendern umgeben; er beabsichtigte stets das Gute, schaffte aber fast nur Böses. Thomas Antonio wußte die Revolution, die bald in Portugal ausbrach, weder vorherzusehen, noch zu hemmen, und er ließ sie mit Blitzesschnelligkeit sich über alle brasilianischen Provinzen verbreiten.

Damals hielten die Bewohner dieses Landes sich verpflichtet, für den Monarchen, welchen die Vorsehung ihnen gegeben hatte, eine fast an Abgötterei gränzende Hochachtung zu haben, und Johann VI. hatte sich

Digitized by Google

vor allem die Liebe seiner Völker durch seine angeborene Gutmüthigkeit und durch das herablassende Wesen, welches so sehr mit dem finstern Ernst der ehemaligen Gouverneure contrastirte, erworben. Wenn er die Metropole ihrem Schicksale überlassen hätte, unter den Brasilianern geblieben wäre, die ihn anbeteten, das Colonial-System bis auf die letzte Spur beseitigt, kurz ein ächt brasilianisches Reich constituirt hätte, so hätte er den schönsten Theil der portugiesischen Monarchie retten können. Aber um dergleichen zu Stande zu bringen, wär mehr Energie, mehr Kenntniß der Menschen und der Dinge erforderlich gewesen, als der unwissende und gutherzige Sohn des Königs Don Joseph besaß. Er ließ sich durch eine sträfliche Intrigue hinters Licht führen.

Die Revolution in Portugal war das Werk einiger aufgeklärten Männer gewesen; aber die Masse der Nation konnte weder ihren Zweck noch ihre Principien einsehen. Da der König die Liebe der Portugiesen besaß, so leuchtete es ein, daß man die zuvorgebrachten Veränderungen minder unpopulair machen würde, wenn man ihn damit in Verbindung brächte; es ward demnach alles aufgeboten, den Hof nach dem Mutterlande zurückzuziehen. Johann VI. hatte Brasilien liebgewonnen, auch trug er einige Scheu vor den Unannehmlichkeiten einer Seereise; vor allem mußte man aber darauf bedacht seyn, es ihm nicht merken zu lassen, daß es die Absicht sey, ihn einer Revolution beizugesellen, die ihm ein Gräuel war; man redete ihm deshalb ein, daß seine Gegenwart die rebellischen Portugiesen wieder zu ihrer Pflicht zurückführen würde, eine List, die denn auch seinen Widerwillen gegen die Beschwerden der Seereise überwand.

Johann VI. war noch auf dem Schiffe, das ihn nach Europa gebracht hatte, als schon alle seine Illusionen dahin waren. Seine Cortes schrieben ihm die strengsten Gesetze vor und gingen selbst so weit, die Stunde zu bestimmen, wann er landen sollte. Ein unumschränkter Monarch, war er nie ein Tyrann gewesen; unter dem Vorwande, einen constitutionellen König aus ihm zu machen, machte man ihn zum Sclaven, und so starb er unglücklich.

Die Brasilianer waren empört darüber, sich so von ihrem Monarchen verlassen zu sehen. Der einzige Mittelpunct, an welchem die brasilianischen Provinzen sich hielten, war ihnen abermals weit entrückt, und ein legitimer Stolz gestattete es ihren Einwohnern nicht mehr, jenseits der Meere die schweren Ketten zu schütteln, welche die Emancipation gebrochen hatte; nun aber zeigten sich die traurigen Resultate des Colonial-Systems in ihrer vollen gräulichen Gestalt.

Die Rivalität der Capitanerien erwachte stärker als je. Tief verletzt durch die stolze Geringschätzung der Bewohner der Hauptstadt, begannen die Bewohner des Innern nun darüber nachzudenken, worauf denn jene ihre Ansprüche begründen. Jede Provinz wollte die erste seyn; jeder Flecken glaubte als Hauptstadt des Königreichs figuriren zu können, und der, den Künsten, der Gesittigung und allen Bequemlichkeiten des Lebens fremde, Bewohner der Wüste behauptete keck, es gäbe nichts, das nicht an den Orten, wo er geboren worden, zu finden sey, daher sein Canton auch recht gut des übrigen Theils der Welt entbehren könne. Eine gräuliche Anarchie war im Begriff, Brasilien zu vernichten, als die ungerechte und einfältige Politik der Lissaboner Cortes seine Existenz noch verlängerte.

Das Volk von Portugal hatte höchst ungern die Emancipation seiner Colonie gesehen. Diese Emancipation warf es zurück in den zweiten Rang, und machte eine der Hauptquellen seines Reichthums versiegen; sie verletzte es zugleich in seinem Stolze und in seinem Interesse. Deshalb glaubte die Versammlung der Cortes dann, daß sie, um sich populair zu machen, Brasilien wieder unter das Joch der Metropole bringen müßte. Von der Nationaleitelkeit geblendet, hatten die portugiesischen Legislatoren es unstreitig nicht der Mühe werth gefunden, einmal die Augen auf die Charte von Brasilien zu werfen. Ein heuchlerisch-linkisches Decret setzte das ehemalige Colonial-System wieder ein, und über das Königreich Brasilien nebst dem jungen Fürsten, welchem Johann VI. die Regentschaft darüber anvertraut hatte, zugleich den Bannfluch aussprechend, befahlen die Cortes, daß Don Pedro, schon vermählt und Familienvater, nach Europa zurückkehren sollte, um unter der Leitung eines Gouverneurs zu reisen und mit ihm das Buch Ciceronis von den Pflichten und die Begebenheiten des Telemach zu lesen.

Die den Brasilianern und dem Prinzen Regenten gemeinschaftlich zugefügte Kränkung brachte sie einander näher. Don Pedro versagte den Lissaboner Gesetzgebern den Gehorsam, die Brasilianer stellten ihn an ihre Spitze, vertrieben die portugiesischen Soldaten, und proclamirten ihre Unabhängigkeit.

Der neue Monarch des unermeßlichen Reiches Brasilien war zweiundzwanzig Jahre alt. Seine Kindheit war einem verdienstvollen Manne, dem Dänen Rademacher, anvertraut worden; aber der verderbte Hof Johanns VI. hatte gleiche Scheu vor Kenntnissen und Tugenden. Der weise Lehrer ward durch eine Intrigue verdrängt, und der Prinz hatte fortan keinen andern Lehrer als den Franziscaner Antonio Arrabida, jetzt Bischof in partibus. Dieser Mönch galt in seinem Orden für einen unterrichteten Mann; aber die Kenntnisse des dürftunterrichteten Franziscaners hatten wenig zu bedeuten, und der Pater Antonio Arrabida wollte seinem Zöglinge selbst das Wenige nicht mittheilen, was ihm zu Gebote stand. Don Pedro war mit glücklichen Anlagen geboren; er besaß Geist, Gedächtniß und Erhabenheit der Seele. Wenn diese kostbaren Keime durch Erziehung entwickelt worden wären; wenn sie die Fehler unterdrückt hätten, die dem jungen Infanten anklebten; wenn nicht das Beispiel des Lasters ihm so früh unter die Augen gekommen wäre; wenn man seine rege Einbildungskraft durch ernste Studien gefesselt hätte, und wenn er, an das Ruder der Geschäfte gekommen, mit mehr Talent und größerem Eifer unterstützt worden wäre, so hätte er auf soliden Grundlagen ein freies und blühendes Reich gründen können.

Don Pedro sah sich, kaum ins Leben getreten, den Geschäften fremd, ohne Kenntniß der Menschen und der Dinge, ohne alle Unterweisung, ohne einen aufrichtigen und aufgeklärten Freund, fast ohne Leiter, an der Spitze eines Reiches, das an Umfang Rußland, China und den brittischen Staaten nichts nachgiebt; eines Reiches, das noch nicht constituirt war, das man wenig kannte, und dessen heterogene Bevölkerung, je nach den Provinzen, weit merklichere Verschiedenheiten darbietet als zwischen Frankreich und England, Deutschland und Italien bestehen. Dieser Fürst hatte die Vortheile der Jugend, eine große physische Stärke, Geradheit, edle Gesinnungen und das Verlangen, Gutes zu thun. Es war dieses unstreitig viel; aber unter den schwierigen Umständen, in welchen er sich befand, war es nicht genug. Man hätte sich damit beschäftigen müssen, Brasilien eine neue Regierungsform zu geben, eine Aufgabe, die einen Mann hätte in Verlegenheit setzen können, der bewanderter in den Geschäften gewesen wäre als es der Sohn des Königs Johann VI. war.

Nachdem er die Titel Prinz Regent und Vertheidiger von Brasilien geführt hatte, ward Don Pedro als constitutioneller Kaiser proclamirt. Damals gab es noch keine Constitution; aber die zu Rio-Janeiro versammelten Deputirten der verschiedenen Provinzen arbeiteten an diesem großen Werke. Inzwischen zeigte sich unter den Repräsentanten bald eine ziemlich starke Hinneigung zum Republikanismus; Don Pedro ward wegen seiner Autorität besorgt, und so löste er plötzlich die constituirende Versammlung auf, indem er mehrere Mitglieder, die sich durch ihre Talente und durch ihre Beredtsamkeit auszeichneten, verbannte. Es war dieses ein kühner Staatsstreich, der, durch die Verän-

Digitized by Google

lung, welche sie verursachte, für eine kurze Zeit die Gewalt des Kaisers noch verstärkte. Um aber aus den Resultaten einer solchen Krafthandlung Nutzen zu ziehen, wäre eine Ausdauer und eine Geschicklichkeit erforderlich gewesen, die sich von einem noch so jungen Monarchen nicht erwarten ließen; und so diente die Auflösung der constituirenden Versammlung vielleicht nur, dem Kaiser etwas unpopulairer zu machen. Don Pedro hatte verkündet, daß er einer neuen Versammlung einen Constitutions-Entwurf vorlegen wolle, der sich durch seinen Liberalismus auszeichnen sollte, und dieser Entwurf ward der Nation auch wirklich am 11. December 1823 dargeboten. Aber man war nun einmal mißtrauisch gegen Don Pedro geworden; man fürchtete, daß er auch die zweite constituirende Versammlung wieder verjagen möchte, ehe sie mit ihren Discussionen zu Ende sey, und so verlangte das Volk, daß der dargebotene Entwurf sofort ein Fundamentalvertrag seyn sollte. Am 25. März 1824 ward die neue Constitution beschworen, und bald darnach begannen die beiden zusammenberufenen Kammern ihre Arbeiten.

Es besteht allerdings keine Homogenität unter den Bewohnern von Brasilien; doch kann man im Allgemeinen sagen, daß sie milde Sitten haben, daß sie gut, hochherzig und gastfrei sind, und daß diejenigen von mehreren Provinzen sich durch ihre Intelligenz und durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes auszeichnen. Aber das Colonial-System hatte die Brasilianer in der tiefsten Unwissenheit erhalten; die Gestattung der Sclaverei hatte sie mit dem Beispiel der verworfensten Laster vertraut gemacht; und seit der Ankunft des portugiesischen Hofes zu Rio-Janeiro hatte das Feilseyn bei allen Classen Wurzeln gefaßt. Eine Menge aristokratischen Partheien, untereinander durch Intriguen, durch kindische Streitereien, durch kleinliches Interesse getheilt, hatten sich über Brasilien verbreitet; aber eine Gesellschaft gab es in diesem Lande nicht, und man konnte dort kaum einige Elemente des gesellschaftlichen Lebens wahrnehmen.

Es ist klar genug, daß die neue Regierungsform diesem traurigen Zustande der Dinge hätte entsprechend seyn sollen, daß sie hätte suchen müssen, die Brasilianer unter einen Hut zu bringen und gewissermaßen ihre moralische und politische Bildung zu beschaffen. Um aber den Brasilianern eine in diesem Geiste abgefaßte Charte geben zu können, hätte man sie aus dem Grunde kennen müssen; während Don Pedro, den seine Väter stets von den Geschäften entfernt gehalten hatte, kaum Rio-Janeiro hatte kennen lernen können, eine Stadt, deren schwer zu studirende Bevölkerung ein bizarres Gemisch von Amerikanern und Portugiesen, von Weißen und Farbigen, von freien Leuten, von Freigelassenen und von Sclaven darbietet; eine Stadt, die, zugleich Colonie, Herbarge, Hauptstadt, Residenz eines sittenlosen Hofes, stets unter dem verderblichsten Einfluß gestanden hat.

Von hochherzigen Gesinnungen beseelt, war es Don Pedro's voller Ernst, daß sein Volk frei seyn sollte; es war dieses die edle Absicht, welche der Abfassung seiner constitutionellen Charte zum Grunde lag. Diese Charte setzt gerechte Principien ein, und einige ihrer Artikel sind höchst lobenswerth; überdem war sie von vielen andern Combinationen gleicher Art nicht wesentlich verschieden; sie hatte nichts Brasilianisches an sich und sie hätte sich vielleicht eben so gut für Mexico wie für Brasilien, für Frankreich wie für Deutschland gepaßt.

Von den ersten Augenblicken der Revolution an sahen sich unwissende Menschen, in allen Gewohnheiten der Knechtschaft aufgewachsen, plötzlich in Haufen zur Theilnahme an den Geschäften berufen. Alle die Leidenschaften, die zugleich die Folge des Colonial-Systems und des maßlosen Despotismus Johanns VI. waren, brachen über Brasilien ein und schienen sich in seine Herzen theilen zu wollen.

Die Presse, diese Gewähr der öffentlichen Freiheiten, war fast nichts anders als das Organ des Hasses und des Neides. Die Flugschriften, die zu Rio-Janeiro gedruckt wurden, strotzten derselben von Plattheiten und Persönlichkeiten, daß selbst solche Europäer, die es in dieser Art Licenz am weitesten getrieben, Anstoß daran nahmen. Seit 1821 sind kaum zwei oder drei wahrhaft nützliche Werke in Brasilien erschienen; und wenn dies Land gegenwärtig etwas besser bekannt wird, so sind es die Ausländer, welchen man es verdankt.*)

Vergebens sah Don Pedro sich unter seiner Umgebung nach Ministern um, die das brasilianische Reich hätten in Flor bringen können. Er gerieth von einem Schwächling zu einem verderbten Manne, und stieß überall auf die heillosesten Nullitäten. Man hat Gelegenheit gehabt, zu Paris einen Kriegsminister zu sehen, der von der brasilianischen Regierung erklärt wurde: die geringste unserer Legionen würde ihn kaum als Korporal zugelassen haben! Es kamen nacheinander so viele unfähige Subjecte zur Gewalt, daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn heutzutage die meisten Brasilianer darauf Anspruch machen, auch einmal Minister zu werden; und andererseits hat Don Pedro im Verlaufe seiner Regierung mit einer solchen Menge lasterhafter Menschen zu thun gehabt, daß es fast zu entschuldigen wäre, wenn er allen Glauben an Ehre und Rechtschaffenheit verloren hätte.

Inmitten des steten Wechsels, welcher im Ministerium vor sich ging, war es nicht möglich, daß die Regierung ein gleichmäßiges System hätte befolgen können; auf eine Handlung der Kraft ließ sie eine Handlung der Schwäche folgen; sie schien sprungweise zu gehen und büßte mehr und mehr von ihrem ersten Ansehen ein. Das ewige Schwanken gab dann Anlaß, den Kaiser der Treu- und Wortlosigkeit anzuklagen; doch war er nur ein Telebrad, wie man dies immer seyn wird, wenn man unter höchst schwierigen Umständen ohne Kenntnisse, und ohne Erfahrung an das Ruder der Geschäfte kommt.

Brasilien macht demungeachtet einige Fortschritte; aber es verdankt dies wohl weit weniger seiner Regierung, als der Freiheit seiner Handelsbeziehungen; es verdankt solches vor allem der Leichtigkeit, mit welcher sich auf seiner unermeßlichen Oberfläche die Keime des Wohlstandes entwickeln, welche die gütige Natur dort so verschwenderisch ausgestreut hat.

Ludwig XIV. und der Czaar Peter hatten Gelehrte vom Auslande kommen lassen, um ihre Völker aufzuklären; und man weiß, welch glückliche Resultate sie zuwege brachten. Auch die brasilianische Regierung dachte einen Augenblick daran, sich die Einsichten der civilisirtesten Nationen zu Nutz zu machen; stiftete aber unterrichtete Professoren nach Rio-Janeiro zu berufen, die, indem sie vor einem zahlreichen Auditorium lasen, die nützlichen Kenntnisse allgemein gemacht hätten, schickte man junge Brasilianer nach Frankreich, wendete große Summen für sie auf, und gebot ihnen zu studiren und gelehrt zu werden. Vielleicht wäre das Ziel, welches man sich vorgesetzt hatte, nicht so gänzlich verfehlt worden, wenn man eine Concurrenz der Pensionairs veranstaltet und die unterrichtetsten und fleißigsten Subjecte nach Frankreich geschickt hätte: aber Nepotismus und Intrigue führten den Vorsitz bei der Wahl. Die augenblicklichen Machthaber schickten ihre Verwandten und ihre Creaturen nach Europa, und unter diesen gab es Exemplare, die erst Unterricht in der Grammatik und im Rechnen bedurft hätten. Die Pensionairs ließen es sich auf Kosten ihrer Landsleute zu Paris wohl seyn; aber der schweren Ausgaben für sie überdrüssig, ließ man diese Jugend mit derselben Uebereilung, mit welcher man sie hatte reisen lassen, wieder zurückkommen, ohne daß sie etwas Rechtes gelernt hatte.

*) Es giebt jedoch ein sehr bemerkenswerthes neueres Buch über die Geographie von Brasilien: die Memorias historicas do Abbe Pizarro.

Digitized by Google

Der vorbesagte Umstand war nicht der einzige, wo die brasilianische Regierung darzuthun suchte, daß sie für die edlen Leistungen der Intelligenz nicht gleichgültig sey. Sie wollte eines Tages einige berühmte Ausländer belohnen, und ihre Wahl fiel auch wirklich auf Männer, deren ausgezeichnetes Talent niemand in Zweifel ziehen konnte. Da es inzwischen nicht möglich war, allen Leuten von Verdienst Gunstbezeugungen zu erweisen, so hätte man wohl glauben dürfen, daß sie namentlich dem Herrn von Humboldt den Vorzug gegeben haben würde, der dem amerikanischen Continent so große Dienste geleistet, den Gelehrten, die gleich Spix, Pohl und Martius hauptsächlich bemüht gewesen sind, Brasilien, dessen Erzeugnisse und Reichthümer bekanntzumachen, oder auch Männern, deren wichtige Forschungen einen großen Einfluß auf die Fortschritte der nützlichsten Wissenschaften gehabt und zum Wohlseyn aller Völker beigetragen haben, Männern wie Cuvier, Gay-Lussac, Poisson, Davy, Ampère, Arago, Berzelius. Sie waren es nicht, die zu belohnen der brasilianischen Regierung einfiel; dazu wählte sie die Herren Scribe und Rossini.*)

Wenn wir alle die Thatsachen berichten wollten, die nacheinander seit zwölf Jahren in Brasilien vorgefallen sind, so würden wir die Freude haben, auch mehrere mit Recht geehrte Namen zu nennen; der so unpolitische als unglückliche Krieg des Rio de la Plata, die Piratereien Cochrane's, die successive Empörung verschiedener Provinzen, würden uns höchst interessante Details der Sitten liefern; aber bei dem Schreiben der Geschichte der Regierung von Rio-Janeiro, ihres Hofes und ihrer Intriguen, könnte man versucht werden, zu glauben, daß man einige Seiten der altgriechischen Annalen copirte.

Der Regierung, dessen Oberhaupt er war, überdrüssig, von ewig wiederkehrenden Händeln geplagt, seinen eigenen Ministern nicht völlig vertrauend, suchte Don Pedro in den vertraulichen Mittheilungen und Klätschereien einiger Diener, obscure und ungebildete Menschen, Trost. Die Isolirung, in der er sich befand, kann unstreitig zur Entschuldigung dieses Mißgriffes dienen; er erschien den Brasilianern aber um so ärger, als die Günstlinge Portugiesen waren. Eingenommen von der Ueberlegenheit ihres Landes, schilderten diese Leute dem jungen Monarchen die Herrlichkeiten von Europa unter den glänzendsten Farben und verleideten ihm Brasilien, das seinerseits allmählig auch seiner überdrüssig ward.

Es bereitete sich eine Catastrophe vor. Sie ward durch ein Individuum beschleunigt, welches längst unter den Brasilianern famös gewesen war, durch Filisberto Caldeira Brant, von dem Kaiser zum Marquis de Barbacena ernannt. Die genaue Schilderung von Filisberto's Charakter würde etwas höchst Pikantes für die Europäer haben und vielleicht einen besondern Typus in einem Sittenromane abgeben. Aber wenn die Tagesgeschichte sich auch allgemeine Bemerkungen erlauben darf, muß sie andererseits sich auf die Beschreibung von Thatsachen beschränken. Filisberto hatte ein sehr abenteuerliches Leben geführt, und sich schon unter der alten Regierung ein sehr großes Vermögen erworben. Der Kaiser überhäufte ihn mit Titeln und Ehrenbezeugungen. Er war Obergeneral der Süd-Armee, stand bei allen wichtigen Verhandlungen, welche Brasilien mit dem Auslande hatte, an der Spitze, schloß alle die Anleihen ab, und ward auch endlich von dem Kaiser mit den Unterhandlungen beauftragt, die sich auf dessen Vermählung mit der jungen Prinzessin, Tochter von Eugen Beauharnois, bezogen.

Nach Brasilien zurückgekehrt, machte Filisberto Caldeira Brant sich den Taumel zu Nutze, in welchen das glückliche Ehebündniß den Monarchen versetzt hatten. Der schlaue Höfling wußte sich mitten unter den glänzenden Festen, die aufeinander folgten, mehr und mehr bei seinem Gebieter einzuschmeicheln; er machte seine wichtigen Dienste geltend und stellte sich zuletzt als einen Mann dar, dessen man nicht entbehren könne. Es ward ihm das Finanzministerium und der Vorsitz im Conseil angetragen, Gunstbezeugungen, die er aber nur unter der Bedingung annehmen wollte, daß alle Rechnungen, die er eingeben würde, ohne vorläufige Untersuchung legalisirt werden sollten.

An das Ruder der Geschäfte gekommen, sah Filisberto wohl ein, daß er nicht ganz über den Monarchen herrschen würde, wenn es ihm nicht gelänge, einige einflußreiche Günstlinge zu beseitigen, hauptsächlich den Francisco Gomez, geheimen Cabinetssecretair des Kaisers, und Rocha Pinto, Unter-Intendanten der kaiserlichen Domainen. Er suchte ihnen etwas anzuhängen, so, daß dem Kaiser nichts anders übrig blieb als die beiden Vertrauten, die ihm so theuer waren, nach Europa zu schicken. Zu London angekommen, war Gomez dort nicht müssig; er sammelte so viele Actenstücke als es ihm nur möglich war, um den Beweis zu führen, daß Filisberto nicht immer ein vorwurfsfreier Agent gewesen sey, und schickte diese Documente dann direct an den Kaiser. Die Liebe, mit welcher dieser seinem Minister zugethan gewesen war, verwandelte sich nun plötzlich in Unwillen; er machte ihm die bittersten Vorwürfe und setzte ihn ab.

Während Gomez darauf sann, den Filisberto zu stürzen, hatte dieser aber auch nicht gerastet; er hatte die Gewalt, welche er noch besaß, benutzt, und, gewohnt, die Menschen zu leiten, sich eine Partei gebildet. Obwohl gestürzt, ließ er sich nicht entwürdigen, und eines Anhangs in den Kammern gewiß, gab er ein Pamphlet in den Druck, in welchem er mit geschickter Umgehung des eigentlichen Fragepunctes sich selbst als Ankläger stellte. Dieser Streit nun ward durch die Oeffentlichkeit, welche Filisberto ihm gab, zu einer förmlichen National-Angelegenheit. Der in Ungnade gefallene Minister stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen; er schuf Journale, die seinem Hasse und seinen Anschlägen Vorschub leisteten; er verbreitete sie in Ueberfluß und regte aus allen Kräften den Geist des Aufruhrs auf, der bald die Abdankung des Kaisers herbeiführte.

Zu jener Zeit ward der Unerfahrenheit des brasilianischen Volkes eine höchst gefährliche Schlinge gestellt. Man schilderte ihm unter den verführerischsten Farben das immer zunehmende Gedeihen von Nordamerika, und es verbreiteten sich Ideen des Föderalismus über alle brasilianische Provinzen. Aber die amerikanische Union ist durch tugendhafte Sectirer, voller Ausdauer und Energie, gebildet worden, die, durch die Lehren und durch das Beispiel ihrer europäischen Vorfahren selbst, zur Freiheit vorbereitet, sie zu begreifen im Stande, ihrer zu genießen würdig waren. Leider fehlt noch sehr viel daran, daß das brasilianische Volk aus gleichen Elementen gebildet wäre und sich unter gleichen Umständen befände. Einer niederen Menschenclasse angehörende Sclaven bilden zwei Drittheile dieses Volkes, und noch vor zehn Jahren lastete ein despotisches Regiment auf ihm, das nicht bloß zu seiner Verarmung, sondern auch zu seiner Demoralisirung führte. Die Brasilianer haben das Joch des Colonial-Systems abgeworfen, aber es ist nicht zu läugnen, daß sie, vielleicht ohne daran zu denken, unter dessen kläglichen Einfluß stehen, so wie man bei dem Sclaven, der seine Ketten gebrochen hat, noch lange die Spuren der Quetschungen sieht, die sie ihm verursacht haben. Die amerikanische Union, und vor allem der Geist, welcher die Amerikaner beseelt, gehen darauf hinaus, die Gesellschaft, welche dies Volk gebildet hat, oder mindestens diejenige, die sich in jeder Provinz bildet, täglich compacter zu machen. Die Brasilianer hingegen würden mit dem Bundessysteme unter sich nicht zu Stande kommen, als nachdem sie noch zuvor die schwachen Bande gesprengt hätten, die sie aneinanderknüpfen. Aller Superiorität feind, sehnen sich mehrere der hochmüthigen Häupter der aristokratischen Patriarchien, die über Brasilien verbreitet sind,

*) Der Abbe Manoel Ayres de Casal, der Vater der brasilianischen Geographie, schmachtet zu Lissabon in einer solchen Dürftigkeit, daß er außer Stande ist, eine zweite Ausgabe seines vortrefflichen Werkes über Brasilien zu veranstalten.

Digitized by Google

allerdings stark nach dem Föderalismus; aber die Brasilianer mögen gegen eine Täuschung auf ihrer Huth seyn, die sie der Anarchie und den Plackereien einer Menge kleiner Tyrannen zuführen würde, die tausendmal unerträglicher sind, als es ein einziger Despot seyn kann.

Mitten in der Aufregung, welche die Ideen von Föderalismus und demagogischen Systemen hervorbrachten, wollte Don Pedro, so satt er auch schon die Krone hatte, noch einen letzten Versuch machen, sich im Schooße seines Reiches selbst eine Stütze zu bereiten.

Unter den verschiedenen brasilianischen Provinzen ist die von Minas Geraes unstreitig die civilisirteste und vielleicht die reichste. Es ist diejenige, wo die Einwohner unter sich am wenigsten verschieden sind und die meiste Nationalität zeigen. Die Einwohner von Brasilien erkennen mit Recht die Superiorität von Minas Geraes an, und dieser Theil des brasilianischen Reiches würde, wenn verständig geleitet, sicher einen großen Einfluß auf alle die andern ausüben. Don Pedro war schon unter den Mineiros gereiset; er kannte sie, und so verfiel er darauf, sich unter ihnen eine Macht zu bilden, und einige Popularität wieder zu gewinnen. Der Gedanke dieses Plans war gut; aber er ward schlecht ausgeführt.

Trotz der zahlreichen Schwierigkeiten, welche die Regenzeit den Reisenden entgegensetzt, begab Don Pedro sich in der Begleitung der jungen Kaiserin, welche die Liebe und die Achtung des brasilianischen Volkes zu gewinnen gewußt hatte, nach der Provinz der Bergwerke. Der Monarch und dessen erlauchte Gemahlin wurden überall mit dem lebhaftesten Jubel begrüßt, und jede Stadt, jedes Dorf wetteiferte, ihre Anwesenheit durch glänzende Feste zu feiern. Die Einwohner von Ouro Preto oder Villa Rica, Hauptstadt der Provinz, zeichneten sich vor allem bei dieser Gelegenheit durch ihren Eifer und ihre Pracht aus. In den Straßen dieser Stadt waren Triumphbogen errichtet worden; die Häuser waren mit Teppichen und Blumen geschmückt; zahlreiche Musik-Trupps durchzogen die verschiedenen Stadtviertel, und auf jedem Balcon ertönten Gesänge zu Ehren des Monarchen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris revolutionnaire.

(2.)

Diese neue, in einzelnen Lieferungen erscheinende Schrift, eine Art von Revue, findet man im Temps auf folgende Weise angezeigt:

Bei Gelegenheit dieses Buches hat sich in der Seele der Leser ein eigener Gewissens-Scrupel erhoben. Die Leute de conviction et de répugnance haben gefürchtet, daß die ausschließliche Farbe der neuen Sammlung unwillkührliche Sympathieen und verwegene Neugierde erwecken möge. Man hat sich gesagt, daß eine exceptionelle und piquante Gallerie, wo die großen Männer und die großen Dinge der Revolution, in dem einfachen Negligee ihres Ruhmes, ausgestellt würden, das beste Mittel wäre, die furchtsamen Herzen und beschränkten Köpfe für die Nicht-Stabilität zu gewinnen; es hat sich die unschuldige Furcht vor der Geschichte, das anklagende Phantom dessen, was edel und wahr ist, gezeigt. Unter diesem Gesichtspuncte würden alle Seiten unserer Annalen ein Recht auf dieselbe Proscription haben; die Fronde war eine revolutionaire Epoche; die Barricaden und die Ligue gebaren die Föderation und die Brücke von Arcole; das Leben der Franzosen ist stets der Exaltation in der Politik wie im Kriege unterworfen. Nehmen wir daher die Berühmtheiten des Vaterlandes für das, was sie in ihrer Zeit gegolten haben, für das, was sie vorbereitet und für das, was sie zerstört haben; verurtheilen wir nicht die Todten, die zerstörten Monumente, die ausgerotteten Institutionen, weil sie gestern aufrecht standen und heute zu Boden liegen; seyen wir billig und nachsichtig auf Gräbern und in Frieden mit der Asche. Darin beruht die wahrhafte Nationalität.

Sumit ist denn das revolutionaire Paris ein Werk, das sich an alle Meynungen mit Offenheit wendet; es bietet selbst das eigenthümliche literarische Interesse dar, daß die Personen und die Ereignisse der Geschichte in ein gleichförmig radicales Licht gestellt und folglich sehr deutlich und verständlich sind; die leichtesten Verirrungen und Abschweifungen, der innigste Glaube, die vollkommenste Anhänglichkeit, die ausschweifendesten Theorieen, an einem gemeinschaftlichen Heerde gesammelt, gewinnen an Kraft der Malerei und Lebendigkeit der Schilderung, was sie an strenger Unparteilichkeit verlieren könnten. Ueberdies können gewisse Menschen und gewisse Monumente, zur genauen Darstellung ihrer Physiognomie, nicht von den Gemälden getrennt werden, die sie mit ihrer Gegenwart beehrt haben. Begreift man z. B. die Chroniken des Stadthauses seit den Municipal-Versammlungen der Ligue bis zu den drei Stürmen des 28. Juli? Begreift man den National-Roman der Stadt ohne die fanatischen Processionen der sechszehn oder die permanenten Sitzungen der Commission? Der revolutionaire Typus, welches auch seine Zukunft sey, hat zu tiefe Wurzel in unsern Sitten geschlagen, ist zu unzertrennlich von der Exegese unserer Geschichte, um nicht mit seinem eigenen Colorit, seinen unterscheidenden Lineamenten, seinem individuellen Modell angenommen zu werden; unter dem einzigen Gesichtspuncte der Kunst ist seine Integrität schon eine Fundamental-Frage; wir sind nicht reich genug an literarischen Bergwerken, um die glänzende Ausbeute im Gebiete der Freiheit zu verschmähen.

Sprechen wir jetzt von den drei ersten Lieferungen dieser Revue, wo die Artikel mit Namen bezeichnet sind, die sich an die Doctrinen knüpfen, deren pittoreskes Organ sie ist, ehrenvolle und junge Namen. Es ist eine geistreiche Dichtung — das kleine Drama, wo Diderot, der Sohn des Raths von Langres, der künftige Ritter der Encyclopädie, Reden oder vielmehr Predigten schreibt, um zu leben, zu gleicher Zeit, mit den Bijoux indiscrets, um sich zu verheirathen; man sieht da Diderot, brennend und ungeduldig, wie er fast immer gewesen, seine Abbé-Robe wegwerfen für das außbraune Kleid des Literators, die table d'hôte und die gelbe Rabatte gegen garnirte Hemden und die Feuer-Kiste seiner Schwiegermutter vertauschen, Chor genug, um sich arm zu verheirathen, erhaben genug, um schon das Leben Seneca's und den Brief an die Blinden zu träumen. Es ist nicht der Diderot, der über die Bildhauerkunst katechisirte und den Plan einer moscowitischen Universität für die Kaiserin von Rußland entwarf, der Diderot der Mademoiselle Voland und der Madame Geoffrin; es war auch nicht der Diderot des café de la Régence, wohin ihn seine Frau alle Abende mit sechs Sous schickte, um Schach zu spielen und seine halbe Tasse zu trinken, noch selbst der Diderot, welcher Jean Jacques Stunden in der Logik gab; in Wahrheit, es war nicht schon und sehr glücklicherweise dieser Diderot; sondern es war Diderot von Langres, der Jüngling und skeptische Abbé, der andere Diderot, der immer allen möglichen Hunger hatte, Hunger der Poesie wie des Magens, der Diderot der Straße Saint-Jacques. Dieser Diderot, unter der Soutane, scheint uns auf dem Wege, später eine Revolution zu machen.

Man hat Diderot gesehen, wie er Predigten für die Kirche macht; jetzt sieht man Corneille, den großen Corneille, den Corneille des Cinna, den Republikanismus in römischen Tragödieen predigend. Herr Etienne Arago zeigt uns zu allen Zeiten der Erneuerung des théâtre français in der Prüfung, die Couplets und die Opera comique gegen die Vorurtheile und die Mißbräuche kämpfend. Nichts amüsanter als diese

Digitized by Google

sinnreiche Forschung in den Possenspielen unserer Väter, mitten in den Saturnalien der Bazoche. Die Farce der Schreiber, auf einer Marmortafel gespielt, war eine Opposition gegen die Laster des Hofes und die Flachheiten der Könige; die Mysterien der Passion, ganz natürlich dargestellt, mit dem Leidenden und dem Schwamme, parodirten auf eine feine Weise das Weltleben der Geistlichkeit, während sie unter dem Volke die biblische Poesie des Evangeliums, das künftige Thema der Reformation, erhielten. Seit vierzig Jahren hat sich der Beruf des Theaters noch erweitert; es ist nicht mehr das bürgerliche Lustspiel Molieres, der seine Satyre nur auf Umwegen und verkleidet an die Aristokratie richtet; es ist die in ihrer ganzen Kraft, mit ihrem rauhen Wort und ihrem denunciatorischen Costume, auf die Scene gebrachte Satyre.

Das Theater enthält mithin, nach unserer Meynung, den wesentlichen Keim aller revolutionairen Kraft. Herr Cavaignac erkennt die Existenz dieses Princips in den Dollmetschern der obscursten Publicität, wie in den Hülfsmitteln der erhabensten Beredtsamkeit an. Man sieht schon, daß interessante und mannichfaltige Fragen der Polemik ruhig in diesem Buche erwogen werden bei Gelegenheit einer vollendeten Thatsache oder eines bezeichnenden Ausdrucks. Nach Herrn Cavaignac ist die revolutionaire Kraft eine immer progressive Bewegung, unabhängig von den alten Intriguen der Politik, auf ihr Ziel losgehend auf universellem Wege der Intelligenz, die Völker mit sich fortreißend, die Geschichte beherrschend, die materiellen Hemmnisse umstürzend, aus ihren Niederlagen selbst den Geist neuer Siege schöpfend. Die von Herrn Cavaignac energisch auseinandergesetzten Doctrinen, bereichert mit unbekannten Thatsachen und mit der strengsten Logik geordnet, werden ohne Zweifel viele Ungläubige finden; aber es war unmöglich, das Interesse, die Leidenschaften eines jeden, die Rancunen oder den Rausch des Augenblicks mehr aufzuregen, und zugleich die Probe eines gehaltenen Styls und moderirterer Formen zu geben. Es ist ein merkwürdiger, lichtvoller und vollständiger Artikel; es ist besonders ein äußerst merkwürdiges Glaubensbekenntniß. Wir betrachten ihn, wegen seiner Wichtigkeit, als einen der besten, die in dieser Sammlung und überhaupt neuerlich erschienen sind.

In Wahrheit begreifen wir nicht, wie dem Herausgeber der Vorwurf hat gemacht werden können, eine Partei-Schrift unternommen zu haben. Aufrichtig gesagt kommen in dem revolutionairen Paris die Fragen des Tages nur als Episode vor, mehr um den angenommenen Titel zu rechtfertigen, als um der wahren Bedeutung zu genügen. Zum Beispiel in der Erzählung von Herrn Saint-Germain über Diderot und seine gute Wirthin ist doch wahrlich nichts Anacreontisches oder Thermidorianisches; es ist eben so wenig Schrecken oder Terroristisches in dem chronologischen Gemälde des Palais-Royal von Eugen Briffaut; es ist vielmehr eine geistreiche Revue, wie das Vaudeville des Herrn Thraulon, aber positiver, anziehender, wo die Personen ihr eigenthümliches Leben und ihren historischen Gang beibehalten haben. Man findet darin die Sitten der Regentschaft wieder, welchen Herr Ancelot so viele Lustspiele verdankt; man stößt da auf Brancas, Parabere, Dubois; man wittert darin die Orgieen von Philipp von Orleans, die Toilette Anna's von Oesterreich, die galanten Soupers des Cardinals Richelieu — alles unter einander, wie die Liebeshändel der Epoche. Und damit das Gemälde in seinem Ganzen wie in seinen Details vollendet werde, so führt uns Law's System, von Herrn Maxie Aycard mit der Festigkeit eines Wechsel-Agenten und dem richtigen Tact eines Ober-Intendanten auseinandergesetzt, zu den Bouffonneries der Straße Quincampoix, zu den Confidencen Duclos', zum Discours der Madame de Prie zurück. Herr Aycard und Herr Briffault haben in diesen beiden Fragmenten alles ausgedrückt und destillirt, was es Anecdotisches, Amusantes und Unerhörtes in einem Jahrhundert gab, wo Tenin schrieb, wo Frau von Berry lebte.

Die Philosophie der Geschichte von Herrn Ottavi ist vielleicht etwas zu Ernstes und Abstractes für ein Buch, dessen erster Zweck das Interesse der Mannichfaltigkeit ist. Wir haben überdem geglaubt, darin minder den allgemeinen Ausdruck der jetzt debattirten republikanischen Theorieen, als die Entwickelung individueller und durch das Studium gereifter Reflexionen zu finden. Die Arbeit des Herrn Ottavi scheint uns die Vorrede irgend eines noch herauszugebenden Werkes oder, besser noch, der Versuch literarischer, ein wenig ausschließlicher Meynungen zu seyn. Wie dem übrigens auch sey, eine so hohe Kritik, eingewebt in so feine, betrübende oder gelehrte Gedanken, erhöht wunderbar den nominellen Ernst des Buches, ohne demungeachtet ihm den geringsten Anstrich von Pedanterie zu geben. Eben dieses können wir vom Drama in der Straße sagen, eine nicht minder zarte Auffassung, aber belebter von der Bewegung zur politischen Freiheit, wovon die Bevölkerungen in Europa jetzt gequält werden. Herr Auger ist der Verfasser einer sehr ausgezeichneten Schrift über den Fürsten von Machiavel, ein Werk, worüber in diesem Journal Bericht gegeben wird und das unsern Lesern ins Gedächtniß zurückzurufen wir uns beeifern. Das Drama in der Straße ist das italienische Volks-Trauerspiel, auf den Marktplatz von Brüssel, vor das Schaffott Carl Alberts und unter die Mauern von Warschau versetzt. Es ist ein Ueberblick in einigen Seiten von dem großen Kampf, der seit fünf Jahren gegen die absoluten Regierungen begonnen hat.

Endlich schließt sich der erste Band des revolutionairen Paris, der drei Lieferungen enthält, mit einer Scene aus unserer Zeit über den Tod des Marschalls Ney. Die naive Figur des alten Muskopfs Lambert, die Schmerzen der Familie des Proscribirten, die Umstände seiner Hinrichtung, die finstern Debatten des hohen Gerichtshofes, Alles das bildet ein Ganzes, das die dramatische Richtung des Verfassers, Herrn Maurice Alhoy, verräth. Jedenfalls möchten wir indessen rügen, daß er die charakteristischeste politische Thatsache der Restauration, eben unter diesem Gesichtspuncte, nicht mehr entwickelt habe. Der Tod des Marschalls Ney war eine Rache der Ausgewanderten, ein blutiger Contract mit Wellington über die alte Armee abgeschlossen, die demüthigste und, so zu sagen, bourbonischeste Antwort auf die Angriffe Castlereaghs. Wenn man aus dem Luxembourg durch das Gitter des Gartens, das dem Observatorium gegenüber liegt, tritt; so sieht es die Mauer zur Linken, jetzt weiß, wie ein abgeputztes Palais, welche die sechs Kugeln aufnahm, die Ney's Körper durchbohrt hatten. Man sollte den Brief darauf schreiben, den Ney an Napoleon sendete. Dieser Brief, den wir in dem revolutionairen Paris wiederfinden, ist die edelste Vertheidigung, welche die Geschichte, zur künftigen Apotheose des Märtyrers, in ihre Tafeln einzeichnen wird. Es ist der Pendant zu dem famösen Briefe Waudammes.

Beinah hätten wir die interessante Beschreibung einer Meuterei zu Sainte-Pelagie, von Herrn Raspail, vergessen. Die Gebräuche dieses Gefängnisses haben eine originelle Physiognomie. Trotz der Strenge des Parquets bleibt doch da, unter Schloß und Riegel, der französische Geist unverändert; das ist die einzige Annehmlichkeit, die man den Gefangenen nicht rauben kann. Unter diesem Gesichtspuncte liegt Herr Raspail, durch seinen Artikel, die Ohnmacht der Autorität an. Der Sieg der Mönche über die Troupiers, ohne Kampf gewonnen, ist ein vollendetes Sitten-Gemälde. Der Mönch hatte seine Vorurtheile, seine Aristokratie, seine Größe; er herrscht zu Sainte-Pelagie, er giebt den Impuls zur Bewegung, er entscheidet den Widerstand. Der Mönch ist eine Individualität. Wenn man über seine Natur ausführlichere Aufschlüsse haben will, so wende man sich an seinen Geschichtschreiber. Es ist schwer, besser unterrichtet zu seyn, als er.

Digitized by Google

Verurtheilung der Girondisten: Details über ihre letzten Augenblicke. Tod der Madame Roland und Bailly's.

(Beschluß.)

(L.)

Die Jahre 1793 und 1794 haben wenige Tage, die nicht mit dem Blute einiger Bürger befleckt gewesen wären; bald waren es unschuldige Opfer, allen Factionen fremd, die ihr Name und ihre Tugenden dem Henker weihten; bald waren es die Männer einer Partei, aufgeopfert von denen der siegenden Partei. Auf diese Weise sah man, als alle gemäßigten Parteien vernichtet waren, die des Beeges, die das furchtbare Schreckens-System organisirt hatte, sich selbst decimiren und seine einflußreichsten Glieder successiv zum Tode schicken. Diejenigen, die so viele Köpfe im Namen der Freiheit hatten fallen machen, endigten fast alle damit, ihre eigenen, im Namen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, welche Rache heischten, auf das Schaffott zu tragen. Hebert, Chaumette, Danton, Chabot, Couthon, Saint-Just, Robespierre — lange Zeit Mitschuldige, später Feinde geworden, fielen nach einander und ließen endlich das Vaterland wieder frei aufathmen.

Aber vor dem 9. Thermidor, wo der entscheidende Streich gegen die blutige Tyrannei Robespierre's und seiner Agenten geführt wurde, wie viel unschuldig vergossenes Blut! Wie viele illustre Proscribirte! Wie viele tausend Franzosen in den Gefängnissen aufgeschichtet! Der ehrwürdige Malesherbes, der muthige Vertheidiger des unglücklichen Ludwigs XVI., dieser tugendhafte Mann, der, wie Herr von Chateaubriand sagt, mitten in der Verderbniß der Höfe, in einem hohen Range, die Integrität des Herzens und den Muth des Patrioten zu bewahren gewußt hatte, wurde mit seiner ganzen Familie, an zwanzig Personen, zum Tode verurtheilt. So endigte der Freund und Beschützer Jean Jacques Rousseau's, derjenige, welcher, im Laufe eines langen Lebens, sich zur Pflicht gemacht hatte, den Unterdrückten gegen den Unterdrücker zu vertheidigen und der, so wie er den letzten aus dem Volke gegen die Tyrannei der Großen beschützt, es gewagt hatte, die Sache eines unschuldigen Königs gegen die demagogischen Despoten zu vertreten, seine zweiundsiebenzig Jahre der Redlichkeit auf — dem Schaffott. Er ging mit der Ruhe und Heiterkeit eines Weisen zum Tode. Als er beim Ausgang aus dem Gefängniß zum Richtplatz einen Fehltritt machte, sagte er: „Dieser Fehltritt ist von übler Vorbedeutung; ein Römer würde wieder umkehren.“ Ach! ruft Herr von Chateaubriand, bei Erwähnung dieser beklagenswerthen Aufteitte, aus, es war unserm Jahrhundert vorbehalten, den ehrwürdigen Greis, mit einem rothen Hemde angethan, zwischen seiner Tochter, Enkelin und Enkel, unter dem Jubel eines undankbaren Volkes, dessen Elend er so oft beweint, zur Guillotine gehen zu sehen!“

Der Familie Malesherbes hatte man zweiundzwanzig Parlamentsglieder beigesellt. Das Parlament von Toulouse wurde fast ganz hingeopfert. Endlich wurden die General-Pächter wegen ihrer ehemaligen Verträge mit dem Fiscus vor Gericht gestellt. Man bewies ihnen, daß die Pachtungen für den Staat lästige Bedingungen enthielten; und das Revolutions-Tribunal schickte sie auf das Schaffott wegen angeblicher Erpressungen vom Tabak, Salz ꝛc. Unter ihnen war ein ausgezeichneter Gelehrter, der berühmte Chimist Lavoisier, der vergebens einige Tage Aufschub verlangte, um eine neue Entdeckung zu Papier zu bringen.

Vor dem Revolutionsgericht, wie bei den Mord-Scenen der Gefängnisse, kamen zahllose Züge der heroischesten Aufopferung vor.

On a vu des enfans s'immoler pour leurs pères,
Des frères disputer le trépas à leurs frères.

Loizerolles, vormaliger Rath des Königs, war zu Saint-Lazare, mit seinem Sohne, eingekerkert. Am 7. Thermidor (26. Juli 1794) kommt der Huissier des Tribunals, sein Todes-Verzeichniß in der Hand; er ruft Loizerolles den Sohn auf. Der Jüngling schlief; da tritt ohne Zögern sein Vater statt seiner vor. Am nächsten Morgen erscheint er in der Audienz mit fünfundzwanzig andern Unglücksgefährten, vernimmt sein Todesurtheil ohne zu erbleichen und vollendet schweigend sein heldenmüthiges Opfer.

Unter den Frauen, die ihren Tod durch einen übermenschlichen Muth verherrlichten, kann man vor Allem die Karmeliterinnen von Royal-Lieu bei Compiegne anführen: sie wurden alle von dem Revolutions-Tribunal verurtheilt. Gefesselt auf dem Unglücks-Karren und durch wüthenden Pöbel geführt, sangen sie das Salve Regina mit derselben Ruhe, als wenn sie in ihrer Kirche wären. Als die erste von ihnen das Schaffott bestiegen, setzten die andern ihren religiösen Gesang fort und dieser wurde nicht eher unterbrochen, als bis die Aebtissin, die zuletzt hingerichtet wurde, den Todesstreich empfing. Der erhabene Muth dieser Nonnen hatte das Volk so überrascht und erweicht, daß es von diesem Augenblicke an aufhörte, den Hinrichtungen Beifall zuzujauchzen.

An demselben Tage und zu derselben Stunde fanden sich zwei Opfer, deren Andenken den Freunden der Dichtkunst theuer ist, André Chenier und Roucher, Verfasser des Gedichts Mois, beide Freunde von Kindheit auf, auf dem Todes-Karren wieder. Welches Bedauern sprachen sie, einer über den andern, aus! „Sie,“ sagte Chenier, „der untadelhafteste Bürger, angebeteter Vater und Gatte — Sie opfert man auf! — Sie,“ erwiderte Roucher, „Sie, den tugendhaften Jüngling, voll Genie und Hoffnung, führt man zum Tode! — Ich habe nichts für die Nachwelt gethan,“ antwortete Chenier. Dann fügte er, seine Stirn berührend, hinzu: „Dennoch hatte ich hier etwas.“ Diese beiden Dichter sprachen in ihren letzten Augenblicken von Poesie und sagten Verse von Racine her, um das Geschrei der barbarischen Menge zu übertäuben, die ihren Muth und ihr Unglück verhöhnte. Roucher hatte am Morgen der Hinrichtung selbst sein Portrait machen lassen und daunter folgende an seine Frau und Kinder gerichtete Verse gesetzt:

Ne vous étonnez pas, objects charmans et doux,
Si quelqu'air de tristesse obscurcit mon visage;
Quand un savant crayon dessinait cette image
On dressait l'echafaud et je pensais à vous.

Wir fügen den mannichfachen Gräuel-Scenen aus der Schreckenszeit der Revolution, als in seiner Art gleich eigenthümlich und gleich rechtlos, noch hinzu den

Proceß des Generals Custines und seines Sohnes.

Die Revolution, den wüthendesten Demagogen zum Raube geworden, schickte die illustresten Opfer auf das Schaffott. Selbst die Generale, an der Spitze ihrer siegreichen Heere, waren nicht vor den Streichen dieser blutgierigen Faction sicher. Männer, der Kriegskunst ganz fremd, maaßten sich das Recht an, ihre Militair-Operationen zu controliren, fanden in allen ihren Handlungen Beweise von Verrath, stellten falsche Zeugen auf und verurtheilten die dem Vaterlande treuesten Diener zum Tode. Der unglückliche Custines gehörte zu denenjenigen, die die Undankbarkeit der Volksherrschaft erfuhren.

Adam Philipp Custines war zu Metz von einer adlichen Familie geboren. Er hatte den Beruf der Waffen ergriffen und wichtige Grade erlangt, als die Stimmen des Adels ihn zu den Functionen eines Deputirten bei der constituirenden Versammlung beriefen, wo er sich durch edle Rechtlichkeit auszeichnete. Einige Jahre nachher wurde er zum

Digitized by Google

General der Armee ernannt, folgte Dumouriez nach, der die Nord-Armee verlassen hatte und zum Feinde übergegangen war und bezeichnete seine Erhebung zu diesem Posten mit mehreren glänzenden Thaten.

Anfänglich rechneten die beiden Parteien, die den National-Convent theilten, gleichsehr auf ihn; aber als seine Vorliebe für die Freunde wahrhaft liberaler Ideen bekannt wurde, schwor Robespierre's Faction ihm den Tod. Sie vernachlässigte nichts, um alle seine Operationen zu vereiteln, um die Soldaten so wie das Volk gegen ihn zu erbittern; und jeden Tag bezeichnete ihn das blutige Blatt Marats im Voraus als Verräther.

Am 29. Juli 1793, an dem Tage, wo ein Decret des Convents die flüchtigen Girondisten für Verräther des Vaterlandes erklärte, wurde auch seine Anklage beschlossen. Die Uebergabe der Stadt und Festung Mainz an die Preußen war der Vorwand dieser Maaßregel. Custines befand sich damals zu Paris; er hatte sich nach den Befehlen des Vollziehungsrathes dahin begeben. Als er das Decret, das ihn in Anklage-Zustand versetzte, erfuhr, suchte er, weit entfernt, sich durch die Flucht der ihm drohenden Gefahr zu entziehen, vielmehr etwas darin, sich öfter als gewöhnlich zu zeigen, und betrieb mit noch mehr Thätigkeit seine Beschwerden gegen den Kriegs-Minister, den er bei der Regierung anklagte, alle seine Operationen paralysirt zu haben, indem er ihm die geforderte Hülfe verweigerte, und den Geist der Zuchtlosigkeit und des Mißtrauens unter seinen Soldaten verbreitete.

Dieses Uebermaaß von Aufrichtigkeit diente nur dazu, seinen Fall zu beschleunigen. Man klagte ihn der Absicht an, einen allgemeinen Aufstand in der Hauptstadt zu erregen. Man befahl seine Verhaftung und er wurde nach der Abtei geführt, von wo man ihn am 31. Juli nach der Conciergerie versetzte. Vierzehn Tage nachher wurde er vor das Revolutions-Tribunal gestellt.

Die Anklage-Acte war von dem berüchtigten Fouquier-Tinville verfaßt. Man sah darin die verläumderischesten und abgeschmacktesten Beschuldigungen figuriren; man klagte ihn an, den Verrath Dumouriez's nachgeahmt zu haben; man machte ihm zum Verbrechen, daß er den Tod des Königs gemißbilligt habe; und weil er einige Soldaten hatte erschießen lassen, die, bei der Einnahme von Speier, die Laden der Uhrmacher, die vorzüglichsten Kirchen und Klöster geplündert hatten, klagte man ihn an, daß er, wegen der geringfügigsten Fehler, die Offiziere und Soldaten seiner Armee habe erschießen lassen.

Der öffentliche Ankläger ließ Custines ein Billet vorlegen, das seine Unterschrift trug und vom 9. April datirt war: „Ich habe es nicht geschrieben," sagte Custines, nachdem er es genau untersucht, „ich habe es nicht dictirt, ich habe es nicht unterzeichnet; kurz, ich erkläre, daß ich es nicht kenne."

Die herbeigerufenen Schriftkundigen erklärten wirklich, daß die Unterschrift Custines unter diesem Billet einer Unterschrift des Angeklagten nachgeahmt sey und alle Zeichen der Verfälschung trüge.

Der Angeklagte antwortete mit einer Entschlossenheit, in welche sich Indignation mischte, auf alle Beschuldigungen, welche die gegen ihn aufgestellten Zeugen, von Haß oder Ehrsucht inspirirt, auf ihn laden machen wollten. Verschiedene für ihn angeführte Zeugen hatten den Muth, Custines Apologie zu übernehmen, unter andern der General Miranda.

Nach der Abhörung der Zeugen begann der öffentliche Ankläger mit einer kurzen Uebersicht der Kämpfe der französischen Freiheit gegen alle Despoten Europa's, stellte dann eine treulose Parallele zwischen Custines und Dumouriez auf und recapitulirte die Thatsachen, die gegen den Angeklagten angeführt worden waren. Nach diesem Resumé des öffentlichen Anklägers benachrichtigte Tronson-Ducoudrai, Custines Vertheidiger, das Tribunal, daß, da die Vertheidigung seines Clienten sich in zwei Theile schied, der General selbst den auf die Militair-Operationen sich beziehenden Theil vortragen, dann er die andern Thatsachen vertreten werde.

Custines ging alle die Vorwürfe durch, die ihm der öffentliche Ankläger gemacht; er wiederholte über den größten Theil seiner angeblichen Vergehungen, was er schon gesagt hatte. Seine Vertheidigung war die eines braven Soldaten, welcher nichts als Richter fehlten, die fähig gewesen wären, sie zu würdigen. Darauf nahm Tronson-Ducoudrai das Wort und vertheidigte Custines mit einem Eifer und einem Talent, die des größten Lobes würdig sind. Aber was vermochte die Sprache der Wahrheit und der Schmuck der Beredtsamkeit gegen blutschnaubende Tieger?

Am 27. August, um neun Uhr Abends, sprach das Tribunal, nach der Erklärung der Jury, das Todes-Urtheil gegen Custines aus. Als man den Angeklagten wieder eintreten ließ, trieb der Präsident die Heuchelei so weit, daß er dem Volke, welches den Saal füllte, empfahl, kein Zeichen von Billigung oder Mißbilligung zu geben, indem der Angeklagte nicht mehr der Republik, sondern dem Gesetz angehöre, das ihn treffe, und daß man ihn beklagen müsse, sich durch sein Benehmen ein solches Loos zugezogen zu haben.

Mit festem Schritte trat nun, unter einer zahlreichen Escorte von Gendarmerie, Custines wieder in den Audienz-Saal. Die tiefe Stille, die da herrschte, und die Hellung der Lichter, die man in seiner Abwesenheit angezündet, schienen einen lebhaften Eindruck auf ihn zu machen. Der Präsident theilte ihm die Erklärung der Geschworenen mit, indem er ihm anzeigte, daß die erste Frage eine Majorität von zehn Stimmen unter elf, die zweite von neun und die dritte von acht gehabt habe. Er ließ ihm dann das Urtheil vorlesen, zugleich bemerkend, daß er entweder selbst oder durch das Organ seines Vertheidigers Bemerkungen über die Anwendung des Gesetzes machen könne.

Custines, von Neuem um sich blickend, und weder Tronson-Ducoudrai, noch seinen Rath, gewahrend, denen ihre tiefe Rührung nicht erlaubt hatte, Zeugen dieses herzzerreißenden Schauspiels zu seyn, sagte zu seinen Richtern oder vielmehr zu seinen Henkern: Ich habe keine Vertheidiger mehr, sie sind verschwunden; mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf; ich sterbe ruhig und unschuldig.

Nach dem Schlusse der Audienz trat er in die Kanzlei, kniete nieder und blieb in dieser andächtigen Stellung zwei Stunden lang. Er bat seinen Beichtvater, die Nacht bei ihm zuzubringen. Er schrieb an seinen Sohn einen Brief, in welchem er ihn, nach dem rührenden Lebewohl eines für immer scheidenden Vaters, ermahnte, in schönern Tagen der Republik alles zu thun, was in seinen Kräften stehen würde, um die Reinigung seines Andenkens zu erlangen.

Am andern Morgen um zehn Uhr verließ er die Conciergerie, um zum Richtplatz zu gehen. An der Stätte der Hinrichtung angekommen, kniete er auf der ersten Stufe der Treppe abermals nieder, stand mit gesammelter Kraft dann auf, bestieg muthvoll das Schaffott und empfing den Tod mit der größten Resignation am 27. August 1794, in dem Alter von dreiundfunfzig Jahren.

(Der Beschluß folgt.)

Gedenkt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 922. Hamburg. Sonnabend, den 24. Mai. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Riedour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Kriegsgefangenen.

Aus den Erinnerungen des englischen Capitains Marryat.

(N.)

Seit einigen Tagen hatten wir auf hoher See und in der Nähe der französischen Küste gekreuzt, als wir eines Morgens, bei Tagesanbruch, ungefähr vier Meilen vom Hafen von Cette, einer großen Convoy Schiffe ansichtig wurden, die alle einen Cours verfolgten. Wir machten sofort bis an die Küste, wo sie unter einer Batterie vor Anker gingen, die wir erst dann bemerkten, als sie Feuer auf uns gab, Jagd darauf. Die Fregatte ward von zwei oder drei Kugeln getroffen, weil das Meer ruhig war und die Batterie mit dem Wasserspiegel fast auf gleicher Höhe lag. Der Commandant ließ sogleich wenden und stach wieder in See, um die Böte auszusetzen und eine Landung vorzubereiten. Es war seine Absicht, die Batterie zu erstürmen. Der Lieutenant O'Brien, der den ersten Cutter befehligte, war zur Abfahrt bereit, und ich erhielt von ihm die Erlaubniß, die Parthie mitzumachen. Wir landeten mitten unter dem Feuer der Kanonenböte, welche die Convoy beschirmten, und die uns drei Leute tödteten. Dann rannten wir sogleich auf die Batterie los, die wir auch ohne Widerstand einnahmen, indem die Franzosen sie verließen, so wie wir eindrangen. Die uns mitgegebene Instruction besagte, in der Batterie nicht eine Minute länger zu verweilen, als nöthig sey, um ihre Kanonen zu vernageln; denn der Commandant wußte, daß Truppen an der Küste lagen, und daß sie uns angreifen konnten, ehe wir uns dessen versahen. O'Brien und ich wir blieben nebst dem Waffenschmidt in der Batterie, die Mannschaft der Schaluppe aber kehrte ans Ufer zurück, um diese flott zu erhalten und aufs erste Signal das Weite suchen zu können.

Wir hatten alle Stücke bis auf eins vernagelt, als plötzlich eine Gewehrsalve den Waffenschmidt tödtete und mich oberhalb des Knies verwundete. Ich fiel neben O'Brien zu Boden und dieser rief aus: „Da sind sie, und es ist noch ein Stück unvernagelt!" Mit einem Satze sprang er auf den Waffenschmidt zu, riß ihm den Hammer aus der Hand, und hatte in einem Nu auch die letzte Kanone unbrauchbar gemacht. In demselben Augenblicke hörte ich das Anmarschiren der Soldaten. O'Brien warf den Hammer von sich, hockte mich mit den Worten: „Frisch Peter, wackerer Aspirant, sey gutes Muths!" auf die Schulter und rannte mit mir der Schaluppe zu: aber es war schon zu spät. Kaum hatte er den halben Weg bis ans Ufer zurückgelegt, als ihn zwei Soldaten beim Kragen gepackt hatten und nach der Batterie zurückführten. Die Franzosen rückten dann vor und machten ein wohlunterhaltenes Feuer. Unser Cutter entkam, und stieß zu den übrigen Schaluppen, welche die Kanonenböte und die Convoy ohne große Mühe genommen hatten. Unsere größeren Landungsfahrzeuge, die im Vordertheile eine Karonade führten, beschossen den Feind mit Kugeln und Kartätschen. Nun suchten die Franzosen Schutz in ihrer Batterie, von wo aus sie bequem die Unsrigen aufs Korn nehmen konnten, bis diese die meisten Schiffe bemannt und die übrigen in Brand gesteckt hatten.

Währenddem war O'Brien, der mich noch immer auf dem Rücken getragen hatte, in die Batterie gebracht worden; so wie er diese aber erreicht hatte, setzte er mich sanft nieder, und sagte: „Peter, guter Junge, als Du noch unter meinem Schutze standest, da hätte ich Dich durch Dick und Dünn getragen; da Du nun aber unter der Botschaft der verdammten Franzosen stehst, so mögen sie Dich tragen, wenn sie dazu Lust haben. Ein jeder trage seine Last, das ist billig, Peter, nicht wahr? Wenn sie es der Mühe werth halten, einen Aspiranten zu transportiren, können sie es wohl über sich nehmen!" — „Aber wenn dem nicht so wäre, O'Brien, könnten Sie mich hier lassen?" — „Dich verlassen, Peter? nein, wahrhaftig nicht; mein Junge, wenn es auf mich ankommt; aber sey wegen des Zurücklassens unbesorgt; sie machen so wenig Gefangene, daß sie selbst den Affen des Commandanten nicht verschmähen würden, wenn er in ihre Gewalt geriethe."

Sobald unsere Schaluppen außer dem Bereich des Gewehrfeuers waren, hörte das Schießen auf. Der Offizier, welcher die Truppen befehligte, trat zu O'Brien heran und sagte zu ihm, indem er ihn fest ins Auge faßte: „Offizier?" O'Brien nickte bejahend mit dem Kopfe. Er wiederholte dieselbe Frage, indem er mit dem Finger auf mich zeigte, und O'Brien antwortete in derselben Weise. Ich war steif, schwach, und außer Stande, zu gehen. Der Commandant ließ ein Detaschement in der Batterie, und schickte sich an, nach Cette zurückzukehren. Ich ward auf drei Gewehren getragen und O'Brien ging mir zur Seite. Ich kann nicht anders sagen, als daß die Soldaten sich sehr menschlich bewiesen und mir selbst eine Kapotte unter mein verwundetes Bein legten. Nach einem anderthalbstündigen Marsche, der mir aber fünf Tage zu währen schien, kamen wir zu Cette an. Ich ward in das Haus des Commandirenden getragen, der mich unterwegs oft mitleidsvoll angesehen und dabei gesagt hatte: „le pauvre Enfant!" Sobald man mich aufs Bett gelegt, war ich ohnmächtig geworden. Als ich wieder zu mir selbst gekommen war, bemerkte ich, daß ein Wundarzt mir das Bein verbunden hatte. O'Brien war bei mir; der Commandant stand an der einen Seite meines Bettes und der Wundarzt an der andern; ein junges, etwa zwölfjähriges Mädchen, lehnte sich über mein Kopfkissen und bot mir eine Tasse dar. Ich glaubte einen Engel zu sehen, so hübsch war sie, und ich wendete mich ein wenig auf die Seite, um sie besser betrachten zu können. Ich nahm die Tasse, die sie mir reichte, an, was ich eben jetzt von keinem andern gethan hätte, und netzte meine Lippen. In diesem Augenblicke trat jemand andres herein und es ward Französisch gesprochen.

„Was wird man mit uns beginnen?" sagte ich nun zu O'Brien. — „Ruhig!" antwortete er, indem er sich über mich hinneigte; „ich verstehe alles, was sie miteinander reden; Du weißt ja, daß ich der franzö-

Digitized by Google

fischen Sprache mächtig bin.““ — Einen Augenblick darnach gingen alle fort, ausgenommen das junge Mädchen und O'Brien. Ungefähr eine Stunde darnach kehrten der Offizier und der Wundarzt zurück. Der Offizier redete O'Brien französisch an, dieser antwortete aber durch ein Zeichen, daß er ihn nicht verstände.

„Warum antworten Sie ihm nicht,“ sagte ich zu O'Brien, „da Sie ihn doch verstehen?“ — „„Thue, als kennte ich kein Wort von ihrem Kauderwälsch; dann werden sie sich gehen lassen und ich erfahre alles, was sie vorhaben.““ — „Aber ist das ehrlich, O'Brien?“ — „„Ehrlich? ei denke einmal, ich hätte eine Banknote in der Tasche; was verpflichtete mich denn, sie jedermann zu zeigen? Nun, ist das nicht einer von den Fällen, welche die Juristen identisch nennen?““ — „Ich werde mir nichts merken lassen, weil Sie es so wollen; doch sollte ich Sie eigentlich denuncüren, da man so gütig mit uns verfähret.“

Während unserer Unterredung sagte der Offizier von Zeit zu Zeit einige Worte zu dem Wundarzt, indem er uns bedeutungsvoll ansah. In diesem Augenblicke traten zwei andere Individuen ein. Eins davon sagte in schlechtem Englisch zu O'Brien, er sey der Dollmetscher. Er fragte uns nach unseren Namen und nach unserm Rang, was der andere in ein Buch einteug; und als diese Formalität vorbei war, da gingen alle weg, mit Ausnahme des Offiziers. Zu unserm großen Erstaunen redete er uns nun in sehr gutem Englisch an, und sagte: „Meine Herren, ich habe mir von dem Heren Gouverneur die Erlaubniß erwirkt, daß Sie bei mir bleiben dürfen, bis unser jungrer Verwundeter hergestellt ist. Sie, Here O'Brien, geben mir Ihr Wort, daß Sie keinen Versuch zur Flucht machen werden. Wollen Sie das?“ — O'Brien war wie verdutzt. Dann rief er aus: „„Wie! Obrist, Sie sprechen Englisch? Es ist nicht großmüthig von Ihnen, uns das verhehlt zu haben; nun sind Sie in alle unsere kleinen Geheimnisse eingeweiht.““ — „Haben Sie mir denn gesagt, daß Sie Französisch verstehen?“ — „„Ei, alle Teufel!““ schrie O'Brien nun, „„da habe ich mich in mein eignes Netz verstrickt. Ich wettr, Sie sind ein Irländer.““ — „Ich stamme von einer irländischen Familie ab,“ antwortete der Obrist, „und ich nenne mich auch O'Brien. Ich ward in diesem Lande erzogen, weil es mir untersagt war, dem meinigen zu dienen, und ich lebe in der Religion meiner Vorfahren. Ich kann für einen Franzosen gelten, denn ich habe von meinem Vaterlande nichts als die Sprache, die meine Mutter mir gelehrt hat, und eine große Vorliebe für die Engländer, die ich ihnen beweise, so oft sich mir eine Gelegenheit dazu darbietet. Aber wieder auf meine Frage zu kommen, Herr O'Brien; geben Sie mir Ihr Wort?“ — „„Das Wort eines Irländers und seinen Handschlag in den Kauf,““ antwortete O'Brien, indem er dem Obristen die Hand schüttelte, „„gewähren hinlängliche Bürgschaft. Rechnen Sie fest darauf, daß ich ohne den kleinen Peter da nie davongehen werde.““ — „Das ist genug,“ antwortete der Obrist; „mein Herr O'Brien, ich werde für Sie thun, was in meinen Kräften steht. Wenn Sie zu ermüdet sind, länger bei Ihrem Freunde zu wachen, so wird meine Tochter Sie ablösen. Sie, Herr Marryat, werden an ihr eine recht sorgliche Krankenwärterin haben.“ — Die Güte des Obristen preßte mir Thränen aus. Er drückte mir die Hand, und nachdem er zu O'Brien gesagt hatte, das Mittagessen ständr bereit, rief er seine Tochter und bat sie, bei mir zu bleiben. Ich erkannte in ihr dasselbe Kind, das schon für meine Pflege bedacht gewesen war. „Celeste,“ sagte ihr Vater zu ihr, „Du weißt Englisch genug, um zu verstehen, was der Herr da zu haben wünscht. Hole Deine Arbeit, damit Du Beschäftigung hast, wenn er schläft.“

Celeste ging und kehrte bald mit ihrer Stickerei zurück. Sie setzte sich neben mein Kopfkissen und man ließ uns allein. Celeste begann zu sticken und da ihre Augen auf ihrer Arbeit hafteten, so konnte ich sie ansehen, ohne daß sie es gewahr wurde. Sie war wahrhaft hübsch: sie hatte dunkelbraunes Haar, große Augen, wohlgezeichnete Augenbrauen, eine zierlich geformte Nase und einen vollkommenen Mund; aber ich bewunderte weniger ihre Züge als den Ausdruck ihrer Physiognomie: es lag so viele Sanftmuth, Bescheidenheit und Intelligenz in diesem Gesichte! Wenn sie lächelte — und sie sprach mir, ohne dabei zu lächeln — so zeigte sie zwei Reihen Zähne, die einer Schnur kleiner Perlen glichen. Es währte nicht lange, so blickte sie mich an und sagte: „Wünschen Sie auch etwas? wollen Sie trinken?“ — Ich dankte ihr und erwiederte, ich bedürfte nur eines bischen Schlafs. — Da stand sie auf, um die Fenstervorhänge niederzulassen, damit das Tageslicht mich nicht am Schlafen hindere; doch konnte ich kein Auge zuthun, weil meine Gedanken zu sehr mit dem, was da geschehen, beschäftigt waren. Ich dachte an die Meinigen, an den Kummer, den sie über mein Geschick haben würden. Ueber mein Schmerzenslager, das vierzehn Tage lang sehr peinlich war, will ich mich nicht umständlich aussprechen. Celeste wich kaum von meiner Seite. Als ich in der Genesung war, standen wir auf dem besten Fuße miteinander, wie sich das schon denken läßt. Wir lehrten uns gegenseitig Englisch und Französisch. Nach Verlauf von zwei Monden war ich gänzlich hergestellt; aber der Obrist wollte mich noch nicht dem Gouverneur übergeben. Bei Tage durfte ich das Haus nicht verlassen; aber des Abends entschädigte ich mich durch Spaziergänge, die ich mit Celeste machte. Diese letzten vierzehn Tage waren die glücklichsten meines Lebens.

Der Befehlshaber unserer Fregatte hatte einen Parlamentair gesandt, um Erkundigung einzuziehen, ob wir noch am Leben wären, und hies uns zugleich unsere Effecten und zweihundert Dollars Geld behändigen. Nach drei Monaten befand ich mich aufs vortrefflichste, und der Wundarzt durfte nicht länger säumen, seinen Bericht zu machen. Wir erhielten den Befehl, binnen zwei Tagen reisefertig zu seyn, um nach Toulon abzugehen, von wo wir mit einer Abtheilung Gefangener ins Innere abgeführt werden sollten. Unsere Trennung war grausam. Celeste versprach, an mich zu schreiben, wenn es ihr erlaubt würde, und ich versprach ihr, zu antworten. Der Obrist drückte uns die Hand. O'Brien dankte ihm für seine Güte, und wir reiseten zu Pferde, unter Bedeckung von zwei Cairassieren, ab. Am Abend des zweiten Tages kamen wir zu Toulon an. Sobald wir die Stadt betreten hatten, überlieferte unsere Escorte uns einem grämlich aussehenden Offizier, der uns in grobem Ton sagte, unser gegebenes Wort sey uns zurückgegeben, und der dann ein Commando beorderte, uns in das Gefängniß neben dem Arsenal abzuführen. Wir gaben einem jeden der Cairassiere vier Dollars zum Lohn für ihre uns bewiesene Aetigkeit und traten dann den Weg zu unserm Gefängniß an. Ich sagte zu O'Brien, wir würden nun wohl auf jede Art Vergnügen Verzicht leisten müssen. „So ist es,“ antwortete er; „aber es giebt einen Edelstein, den man die Hoffnung nennt; ihn wollen wir nicht aus den Augen verlieren, und darauf bedacht seyn, wie wir wieder zu unserer Freiheit gelangen.“ — Einige Minuten darnach waren wir im Gefängnißhofe.

Die Pforten öffneten sich, um uns aufzunehmen, und schlugen dann schwer wieder hinter uns zu. Als unsere Augen sich erst an die Dunkelheit des Gefängnisses gewöhnt hatten, da sahen wir, daß wir uns in der Gesellschaft von etwa dreißig englischen Matrosen befanden. Wir setzten uns auf unsere Mantelsäcke und ein jeder hing nun seinen Grillen nach. Es war eine gräuliche Nacht. Mit Tagesanbruch wurden die Pforten geöffnet, und wir mußten heraus, in den Hof treten. Dort wurden wir in zwei Reihen gestellt und zogen dann, einen Tambour voraus, begleitet von einem schaulustigen Pöbel, zur Stadt hinaus; Abends kamen wir zu Cujes an. Wir wurden in einer alten Kirche eingesperrt, wo wir in einem Morgste schliefen, indem das Dach durchlöchert war. Am andern

Digitized by Google

Morgen wurden wir einem neuen Detaschement übergeben; unter dessen Oberen glaubte ich einen Offizier zu erkennen, den wir oft zu Cette, bei dem Obristen O'Brien, gesehen hatten, und so nannte ich ihn bei seinem Namen. Er sah sich um, und als er uns erkannte, da wunderte er sich, uns in einer solchen Lage zu sehen. Er sprach zu unsern Gunsten mit dem Platzmajor, und dieser erlaubte uns nun, Gefangene auf Parole zu seyn. Bis Montpellier wurden wir von den Offizieren, welche die Detaschements befehligten, mit der größten Artigkeit behandelt. In dieser Stadt genossen wir aller möglichen Freiheit; wir hatten selbst keinen Gensd'armen, der uns nachgegangen wäre; wir aßen des Mittags an der Table d'Hote, und des Abends ergötzten wir uns im Theater. Ich schrieb an den Obristen O'Brien nach Cette und legte einen Brief an Celeste unversiegelt bei. Wenige Tage darnach erhielt ich schon Antwort; die von Celeste war in englischer Sprache. Der Obrist zeigte mir an, daß er als Commandant irgend eines Platzes im Innern versetzt werden würde, doch wisse er noch nicht wohin.

Zehn Tage nach unserer Ankunft zu Montpellier wurden O'Brien, ich und acht Capitains von Kauffahrteischiffen, die uns in dieser Stadt beigegeben worden, beordert, uns zur Abreise nach Givet, einer befestigten Stadt im Departement der Ardennen, bereit zu halten; zugleich erhielten aber die dortigen Behörden die Weisung, daß sie keine Gefangenschaft auf Parole gestatten sollten. Ich will mich nicht auf die umständliche Beschreibung eines Marsches von drei Wochen einlassen, auf welchem wir bald gut, bald übel behandelt wurden, je nach der Laune der Offiziere, die uns escortirten. Endlich, vier Monate nach unserer Gefangennehmung, trafen wir zu Givet ein. „Peter," sagte O'Brien zu mir, indem er einen flüchtigen Blick auf die Festungswerke und auf den Fluß warf, welcher die beiden Städte trennt, „ich sehe nicht ein, warum wir nicht zu Weihnachten in England unser Mittagsmahl halten sollten. Ich habe mir das Aeußere des Platzes gemerkt; es fragt sich nun, wie wir drinnen daran seyn werden." — Ich muß jedoch gestehen, daß ich das Vertrauen meines Freundes nicht theilte, als ich die tiefen Gräben und die hohen Mauern sah. Ein Gensd'arme, der uns zur Seite ging, errieth, wovon die Rede war, und sagte auf Französisch zu O'Brien: „Halten Sie das für möglich?" Einem Manne, der Muth hat, ist nichts unmöglich, das sieht man an den französischen Armeen, antwortete O'Brien. — „Sie haben Recht," erwiederte der Gensd'arme, geschmeichelt durch das seiner Nation gespendete Lob. „Ich wünsche Ihnen alles Heil, Sie verdienen es; aber ..." er zuckte die Achseln. — Wenn ich nur einen Plan von der Citadelle anzuschaffen wüßte, sagte O'Brien, ich gäbe gern fünf Napoleons dafür, und dabei sah er den Gensd'armen an. „Ich wüßte nicht, warum man einen Offizier, wenn auch Gefangener, abhalten sollte, die Befestigungskunst zu studiren," antwortete der Gensd'arme; „in zwei Stunden sind wir zur Stelle; ich erinnere mich, daß die Citadelle in dem Plane der beiden Städte richtig genug beschrieben ist, um einen Begriff davon zu bekommen. Aber wir haben schon zu viel geplaudert;" — dies sagend, schloß der Gensd'arme sich wieder dem Nachtrabe an.

Nach einer Viertelstunde kamen wir auf dem Platze an und von dort wurden wir zum Gouverneur geführt. Als wir uns vor dessen Haus befanden, gab der Gensd'arme dem O'Brien ein Zeichen, und dieser holte fünf Napoleons hervor, wickelte sie in Papier, und hielt sie verborgen in der Hand. Einen Augenblick darnach behändigte der Gensd'arme dem O'Brien, indem er an ihm vorüberging, ein altes seidenes Taschentuch, indem er zu ihm sagte: „Ihr Tuch, mein Herr." — Ich danke, antwortete O'Brien, indem er das Päckchen, welches die Charte enthielt, zu sich steckte; da, ein Trinkgeld, Freund; dann drückte er dem Gensd'armen das Papier in die Hand, und dieser ging sofort weiter. Wir hatten in diesem Stücke viel Glück; denn späterhin erfuhren wir, daß es ausdrücklich verboten war, uns auf Parole aus der Citadelle herauszulassen, selbst nicht unter Aufsicht.

Nachdem wir vor der Thür des Gouverneurs die Stunde des Appells abgewartet hatten, wurden wir ins Gefängniß geführt, und nach einigen Minuten befanden wir uns in einem der bestbefestigten Plätze Frankreichs unter Schloß und Riegel.

Hatte ich die Möglichkeit einer Flucht schon bei dem Anblick der äußeren Festungswerke in Zweifel gezogen, so hielt ich sie vollends für unausführbar, nachdem ich die inneren gesehen hatte, und sprach mich darüber gegen O'Brien aus. Wir befanden uns auf einem von hohen Mauern umgebenen Hofe oder Grasplatz; auf der einen Seite waren die Gemächer der Gefangenen, und vier in gleichen Entfernungen aufgestellte Wachen ließen uns nicht aus den Augen. Dieser Grasplatz war den breiten Stuben sehr ähnlich, in welche man jetzt die Bären setzt, nur mit dem Unterschiede, daß er größer war. O'Brien antwortete mir: „Bah! Peter, gerade die Sicherheit des Orts ist es, die uns die Mittel, aus ihm herauszukommen, verschaffen wird. Aber still! es pflegt immer ein Spion zur Hand zu seyn, der auch Englisch versteht." Es ward uns eine Zelle angewiesen, die sechs Personen faßte, und ehe wir sie in Besitz nahmen, wurden unsere Felleisen untersucht.

„Immer besser, Peter!" sagte O'Brien zu mir, „sie haben nichts bemerkt." — Nun, was denn? fragte ich ihn. — „Oh! nur so eine kleine Sammlung von allerlei Geräthschaften, die uns von Nutzen seyn können;" und nun zeigte er mir, daß sein Felleisen einen doppelten Boden hatte, so wohl eingerichtet, daß es fast unmöglich war, es zu bemerken. — Was haben Sie denn da drinn? fragte ich weiter. — „Werkzeuge, die ich mir zu Marseille habe machen lassen; aber Du sollst das schon weiterhin sehen." — In diesem Augenblicke traten unsere Stubengenossen ein, aber eine Viertelstunde später, als die Glocke das Zeichen zum Mittagsessen gab, verließen sie uns wieder. „Jetzt, Peter," sagte O'Brien zu mir, „muß ich mich erleichtern; mache Du das Felleisen auf." Er entkleidete sich, und als er die Unterbeinkleider und das Hemde abgelegt hatte, gewahrte ich eine seidene, fast einen halben Zoll dicke, und immer auf zwei Fuß Weite mit einem Knoten versehene Schnur, die er sich um den Leib gewickelt hatte. Sie war fast sechszig Fuß lang. Während ich sie abwickelte, wobei O'Brien sich auf seinen Hacken herumdrehte, sagte er zu mir: „Peter, ich trage diese Schnur schon seit unserm Abmarsch von Montpellier am Leibe, und Du kannst es Dir gar nicht denken, was ich dabei ausgestanden habe; aber wir müssen durchaus nach England zurück, da hilft einmal nichts!" Als ich das Tau abgewickelt hatte, da sah ich es allerdings, was der arme O'Brien damit ausgestanden haben mußte. An mehreren Stellen war der Leib durch die stete Reibung völlig wund geworden, und als er seine Kleidung wieder angelegt hatte, da sank er ohnmächtig zusammen. Ich erschrak nicht wenig, behielt aber noch so viel Geistesgegenwart, daß ich erst die Schnur ins Felleisen legte und dieses wieder zumachte, ehe ich nach Hülfe rief. Aber das war nicht einmal nöthig, denn O'Brien hatte sich schnell wieder erholt, sah mich aber unruhig an; ich wußte, weshalb, und zeigte ihm sogleich den Schlüssel zum Felleisen vor.

Mehrere Tage war O'Brien noch unpäßlich, und verließ das Zimmer nicht; er benutzte diese Zeit aber, um den Plan zu studiren, den ihm der Gensd'arme verschafft hatte. Einst sagte er zu mir: „Peter, kannst Du schwimmen?" — Nein, aber das thut nichts. — „Wohl thut es was; denn sieh, wir müssen die Maas passiren, und man findet nicht immer Böte vor. Diese Citadelle wird auf der einen Seite von dem Fluß bespült, und da sie eben die bestbefestigte ist, so wird sie auch am mindesten bewacht. Von hier aus müssen wir entkommen. Ich kenne sehr gut den Weg, welchen ich bis zur zweiten Mauer am Fuße zu machen

habe; aber wenn wir erst im Wasser sind und Du nicht schwimmen kannst, da muß ich schon darauf bedacht seyn, wie wir uns aus der Verlegenheit ziehen." Wollen Sie denn wirklich das Wagestück unternehmen? Ich sehe doch wahelich nicht ein, wie Sie Angesichts dieser vier Schildwachen die hohe Mauer da erklimmen wollen. „Laß Dich das nicht kümmern, Peter, denke an Deine Angelegenheiten und sage mir nur, ob Du mir folgen willst." — Gewiß, wenn Sie genug Vertrauen zu mir haben, um mich als Genossen anzunehmen. „Höre, Peter, nicht um den Preis eines Hellers möchte ich fliehen, wenn Du nicht mit von der Parthie wärest. Wir sind zusammen gefangen worden und wollen auch miteinander wieder frei werden, so Gott will. Aber in diesem Monate gehts noch nicht; dazu thun uns düstere Nächte und schlechtes Wetter Noth.

Dies Gefängniß war in allen Stücken von dem zu Verdun ꝛc. sehr verschieden. Wir bekamen keine Erlaubniß auf Parole und hatten wenig Verkehr mit den Einwohnern. Nur einige waren befugt, zu den Gefangenen zu kommen, um ihnen dies und jenes zu verkaufen; ihre Päckel wurden aber stets zuvor untersucht. Ohne die im voraus von O'Brien genommenen Maaßregeln würde jeder Versuch nutzlos gewesen seyn. Unter andern Artikeln hatte O'Brien auch mehrere Knäuel Bindfaden gekauft, angeblich zu Papierdrachen, mit deren Steigenlassen die Gefangenen sich ergötzten. Dieser Zeitvertreib ward aber bald wieder verboten, weil ein solcher Drachenbindfaden, ob zufällig oder mit Absicht, das war nicht zu ermitteln, einer der Schildwachen in das Schloß des Gewehrs gerathen war und ihr dieses aus den Händen gerissen hatte. Über dies Verbot kam O'Brien eben recht, denn nun überließen die übrigen Gefangenen ihm willig alles, was sie an Bindfaden besaßen, so daß er dessen genug bekam, um insgeheim einen recht starken Strick daraus zu flechten. Einst sagte er zu mir: „Peter, nun fehlt mir nur noch ein Regenschirm für Dich." — Ein Regenschirm! wozu? — „Damit Du nicht ertrinkst, das ist's alles." — Nun, vom Regen werde ich doch nicht ertrinken. — „Nein, das wirst Du nicht; aber kaufe Dir dennoch einen, und zwar sobald als möglich." — Als ich mir dies Möbel verschafft hatte, schmolz O'Brien Wachs und Oel untereinander, bestrich den Schirm mehrere Male damit und verbarg ihn dann im Bettstroh. Ich fragte ihn, ob er auch noch sonst einen Gefangenen mit ins Geheimniß ziehen würde; er antwortete: „nein, es sind so wenig Zuverlässige darunter, daß ich lieber gar keinem trauen will."

Einige Tage darnach erhielten wir Briefe. Mein Vater bot mir an, so viel Geld auf ihn anzuweisen, als ich nöthig haben möchte. — In der nächsten Woche sagte O'Brien zu mir: „Der Neumond hat mit schlechtem Wetter begonnen; sollte dies fortwähren, so halte Dich in Bereitschaft. Deinen kleinen Ränzel habe ich mit allem versehen, was Dir Noth thut..... Vielleicht gehts schon diese Nacht vor sich; darum lege Dich schlafen, und schlafe, wenn möglich, für eine ganze Woche, denn wenn wir evasiren, so wird es in der nächsten Woche um das Schlafen schlecht stehen." Es war acht Uhr; ich legte mich nieder. Gegen Mitternacht wurde ich von O'Brien geweckt und aufgefordert, mich in gedämpfter Stille anzukleiden und ihm nach dem Hofplatze zu folgen. Ich verließ mein Gemach, ohne jemand wach zu machen; es war eine sehr finstere Nacht (im November), der Regen schoß strömweise hernieder und es wehte scharf. Ich konnte O'Brien nicht gleich finden: er war schon in Thätigkeit; und da er mich mit seinen Planen und seinen Mitteln bereits bekanntgemacht hatte, so will ich sie auch sofort hier mittheilen.

Zu Montpellier hatte er sich sechs eiserne, achtzehn Zoll lange Vorhangsstangen angeschafft, die an dem einen Ende als Bohrer zugerichtet waren und an dem andern, vierkantigen Ende einen Handgeiff hatten, der sich abnehmen ließ. Zu größerer Sicherheit war noch ein überzähliger Handgriff vorhanden, und jeder Handgriff paßte zu den verschiedenen Stangen. O'Brien hatte schon eine der Eisenstangen in einem der Zwischenräume der Steine, aus welchen die Mauer aufgeführt war, eingeschraubt und saß rittlings darauf, um eine zweite drei Fuß höher zu befestigen. Damit fertig, stieg er auf die erstere, lehnte sich an die zweite, und schrob eine dritte ein, und dies so fort; doch befestigte er sie nicht in gerader Höhe übereinander, sondern mit sechszölliger Abweichung. Als alle sechs Stangen eingeschraubt waren, hatte er ungefähr die halbe Mauerhöhe erreicht: er befestigte nun an der obersten Stange den Strick, welchen er, um seinen Hals gewunden, mit hinaufgenommen hatte, und zog, indem er sich daran hinunterließ, die untersten vier Stangen wieder aus. Dann vermittelst des Strickes wieder aufwärts klimmend, stützte er den Fuß auf die fünfte Stange und setzte, an der sechsten angelehnt, die Operation in der vorherigen Weise fort. So gelangte er nach anderthalbstündiger Arbeit oben auf die Mauer; hier schrob er die letzte Stange fest, und nachdem er an diese den Strick gebunden, ließ er sich wieder nach dem Hofplatz herunter. „Peter," sagte er zu mir, „es ist nicht möglich, daß die Schildwachen uns hier sehen können, selbst wenn sie Katzenaugen hätten; aber ein anderes ist es, wenn wir oben auf der Mauer sind und dann aufs Glacis kommen; dort müssen wir auf dem Bauche weiter kriechen und so den Wall zu erreichen suchen. Ich will zuerst mit den Geräthschaften hinaufsteigen; gieb mir den Ränzel, Du bist dann um so viel leichter; sollte irgend etwas in die Quere kommen, so lege Dich nur gleich wieder zu Bett; wenn ich aber den Strick drei- oder viermal bewege, so kletterst Du mir eiligst nach."

Nach diesen Instructionen packte O'Brien sich mit dem zweiten Stricke, den Ränzeln, den Eisenstangen, dem Regenschirm ꝛc. und sagte zu mir: „Sieh, Peter, wenn der Strick im Stande ist, mich und all dies Gepäck zu tragen, so wird er unter der Schwere Deines Körpers gar nicht reißen; sey also ohne Furcht." — Nach drei Minuten bewegte sich der Strick, und nun legte ich Hand an, denselben Weg zu gehen, was mir auch so sehr schwer nicht ward, da ich mich mit den Füßen auf den Knoten halten konnte, die in dem Stricke angebracht waren. Als ich die Höhe der Mauer erreicht hatte, faßte O'Brien mich beim Kragen, drückte mir seine genäßte Hand auf den Mund, und ich mußte mich neben ihm hinstrecken, während er den Strick nach sich zog. Als dies geschehen war, passirten wir das Glacis auf dem Bauche kriechend, und gelangten bald nach dem Walle. Es stürmte wüthend, und der Regen fiel so dicht, daß die Schildwachen uns nicht bemerkten; es war dies sicherlich nicht ihre Schuld, denn man konnte keine Hand vor den Augen sehen.

O'Brien hatte einige Mühe, den entsprechenden Punct der Zugbrücke über den ersten Graben zu finden; doch mittelte er ihn endlich aus, und nachdem er eine der Eisenstangen daran befestigt hatte, band er an dieser einen Strick fest. „Ich will mich zuerst hinunterlassen," sagte er, „und wenn ich den Strick bewege, so folge mir nach." Als er unten war, gab er das verabredete Zeichen. Ich stieg ihm nach und er holte mich auf dem Steedepfeilee der Zugbrücke, die aufgezogen war, in seine Arme. O'Brien ging mir voran zwischen den Ketten durch und ich folgte ihm. Als wir den Graben passirt waren, stießen wir auf eine verschlossene Pforte. Da geirthen wir in eine große Verlegenheit. O'Brien suchte das Schloß zu öffnen, aber vergebens. Wir konnten nicht weiter kommen. Da that ich den Vorschlag, ein Loch unter der Pforte wegzugraben, und so unsern Ausweg zu finden. „Das ist eine herrliche Idee, Peter," sagte O'Brien, „auf die ich nie verfallen wäre." Wir bohrten nun mit unsern Eisenstangen frisch darauf los, und nach einer Stunde schwerer Arbeit war die Oeffnung groß genug, um uns hindurch zu lassen. Diese Thür führte zum innern Wall, mitten durch einen verdeckten Gang. Wir schritten tappend vorwärts, als wir ein Geräusch vernahmen. Wir standen still, um zu horchen, was es sey, und da erkannten wir das Schnarchen

Digitized by Google

einer eingeschlafenen Schildwache. Dies unerwartete Hinderniß machte uns eine ziemliche Weile stutzig. Ueber den Soldaten hinwegzuschreiten, ohne ihn zu wecken, war rein unmöglich, weil er gerade an der Stelle lag, wo wir unsere Stange einsetzen wollten, um uns in den Fluß hinabzulassen. Nach einigen Augenblicken Bedenkens sagte O'Brien zu mir: „Peter, jetzt hast Du Gelegenheit, Dich zu zeigen. Ich will ihm die Hand auf den Mund legen, in demselben Augenblicke öffnest Du den Pfannendeckel seines Gewehres und bläßt das Pulver ab, dann kann er nicht Feuer geben." — Zählen Sie auf mich, O'Brien. Wir näherten uns leise dem Schlafenden, und so wie O'Brien ihm den Mund zuhielt, öffnete ich den Pfannendeckel.

Der Soldat schlug mit Händen und Füßen um sich und wollte losschießen, um Lärm zu machen; aber Dank unserer Vorsicht war dies nicht mehr möglich; dann banden wir ihn an Händen und Füßen und verstopften ihm den Mund. Da wir nun von der Schildwache nichts mehr zu befürchten hatten, so eilten wir zum Walle, an dessen Seite O'Brien eine Stange einschlug, um einen Strick daran zu befestigen. Er ließ sich hinab; ich folgte ihm, und als ich unten war, fand ich ihn bis an der Hüfte im Wasser stehend und das Ende des Strickes festhaltend. Er hatte den Regenschirm schon geöffnet, der, in Folge der mit ihm vorgenommenen Operation, kein Wasser durchließ; den Instructionen nachlebend, welche O'Brien mir schon vorher gegeben hatte, brauchte ich nur mit beiden Händen die Stricke zu erfassen, die er am Ende des Regenschirms befestigt hatte, welcher, den Stiel nach unten, auf dem Wasser lag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Letzte Expedition von Richard Lander in Afrika.

(Man vergl. Nr. 908 u. 918 unsr. Blätter.)

(L.)

Man wird nicht ohne Interesse folgende Details lesen, welche die letzte Expedition Richard Landers in Afrika betreffen, welcher jüngst leider! als Opfer seines Strebens für die Wissenschaft gefallen ist. Diese Details sind einer Denkschrift entlehnt, die in einer der letzten Sitzungen der geographischen Gesellschaft von London vorgelesen und aus den Materialien zusammengestellt worden ist, die Herr Laird eingesendet hat, einer der Offiziere dieser Expedition, die ein so beklagenswerthes Ende genommen hat.

Die Expedition, die aus zwei Dampfbooten, der Quorra, der Alburka und einer Brigg bestand, wurde auf Kosten einiger Kaufleute von Liverpool ausgerüstet.*) Der Quorra, von 150 Tonnen, war von Holz gebaut; die Alburka, 56 Tonnen trächtig, war in Eisen gebaut, so daß sie nur drei Fuß Wassertiefe bedurfte. Die Brigg von 150 Tonnen sollte an der Mündung des Nigee stationiren, um die von den Dampfbooten herbeigeführten Waaren in Empfang zu nehmen. Die Flottille verließ England gegen das Ende des Monats Juli 1832 und kam am 19. October desselben Jahrs an der Mündung des Flusses Nun an. Man war an der Küste von Afrika von den Inseln Los an, hingefahren und hatte Sierra-Leone, Liberia, Cape-Coast-Castle und andere Colonieen berührt, wo man sich Lebensmittel verschaffte und einige Neger an Bord nahm. Daher ohne Zweifel die Krankheiten, die auf der Quorra ausbrachen und den Capitain Harris nebst zwei Matrosen hinrafften.

Nach der Ankunft der Expedition war Landers erste Sorge, die Brigg in der Mündung des Flusses durch Taue zu befestigen oder vor Anker zu legen, dann eine hinlängliche Quantität von Lebensmitteln und Waaren, die für den Handel mit dem Innern bestimmt waren, an Bord der Dampfboote zu bringen. Am 27. fuhren diese nun den Fluß aufwärts, ohne Hindernisse von Seite der Eingeborenen zu erfahren, ob man gleich allen Grund zu glauben hatte, daß der König Boy sich ihren Versuchen widersetzen würde; denn man wußte, daß er seinem Lootsen befohlen, sie scheitern zu machen. Vierzig (englische) Meilen weit bot das Land nur traurige Sümpfe dar, wo da und dort einiges Gesträuch und Gestrüppe wuchs; dann fing das Terrain an, mehr Consistenz zu gewinnen.

Die Expedition kam am 7. November in Eboe an, ohne daß die Mannschaft irgend einen Verlust zu beklagen hatte, ob sie gleich ein sumpfiges und ungesundes Land durchschifft hatte. Ein dreißig Meilen oberhalb Eboes gelegenes Dorf versuchte ihnen den Weg zu verschließen; man erfuhr einen lebhaften Widerstand und sah sich genöthigt, das Dorf zu zerstören, um ein Beispiel zu geben.*) Die Engländer verweilten achtundvierzig Stunden zu Eboe. Der König nahm sie gut auf und Geschenke wurden von beiden Seiten gewechselt. Am 9. verließen die Schiffenden Eboe und gelangten an eine Stelle des Flusses, die Lander, bei seiner vorhergehenden Reise, für einen großen See angesehen hatte, von welchem drei Flüsse ausgingen; aber jetzt erhielt man die Gewißheit, daß es nur eine Erweiterung des Flusses war, den eine Insel in zwei Arme oder Ströme theilte, und nicht in drei, wie Lander vorausgesetzt hatte. An dieser Stelle ist der Fluß ungefähr 2500 Metres breit und vierzehn tief; Herr Laird kann nicht begreifen, woher die unermeßliche Wassermasse kommt, welche zahlreiche Flüsse in den Golf von Benin führen. Er kann nicht glauben, daß diese Gewässer alle aus dem Nigee kommen, deren mittlere Breite 15—1600 Fuß, englisch, beträgt.

Zwei Tage nachdem man Eboe verlassen, fing die Sterblichkeit wieder an und am 5. December hatte die Mannschaft der Quorra funfzehn und die der Alburka fünf Mann verloren. Diese große Unterschied zwischen der Sterblichkeit der beiden Schiffe wird der Frische und Kühlung zugeschrieben, die das Eisen auf der Alburka verbreitete, woraus sie gebaut war.

Die Flottille kam nun in Atta an, eine ziemlich bedeutende Stadt, die auf dem linken Ufer des Niger sehr romantisch liegt. Die Bevölkerung dieser Stadt konnte ungefähr 15.000 Seelen betragen, während Eboe deren kaum 6000 zählt. Die Reisenden befanden sich jetzt in dem District der Gebirge, Kong genannt, die sich von beiden Seiten des Niger zu einer Höhe von 2000—2500 Fuß erheben. Nach Herrn Laird bestehen die Gebirge Kong hauptsächlich aus Glimmer-Schiefer. Der König von Atta empfing unsern Reisenden nicht mit so viel Zuvorkommenheit und Freundschaft als der König von Eboe; alle Mühe,

*) So zweckmäßig es scheinen mochte, die Völkerstämme des Innern von Afrika durch mit ihnen angeknüpfte Handelsverbindungen kennen zu lernen, so wahrscheinlich ist es uns doch, daß dies gerade das Unglück der Expedition und Landers Tod herbeigeführt hat. Es wird in dem neuesten Berichte über diese traurige Katastrophe (m. s. Nr. 918 unsr. Bl.) selbst die Vermuthung aufgestellt, daß Ausländer und namentlich europäische Sclavenhändler, die Eingeborenen zu diesem meuchlerischen Angriffe angereizt haben, und wir finden es sehr natürlich, daß die Landesfürsten, wenn ihnen die Fremden über die frühere Politik der Engländer in entfernten Weltgegenden Notizen gaben, die Erbauung eines Forts mitten in ihrem Lande, wie es Lander wirklich begann, nicht ohne Besorgniß und Mißtrauen sahen. Waren es nicht auch einzelne befestigte Factoreien, womit die Unterjochung Ostindiens von Seite der Engländer begonnen hat? Anm. d. Red.

*) Es fragt sich indessen, ob hierdurch nicht der Haß erhöht und nur geheimer gehalten wurde, um den günstigen Augenblick zu erwarten? Anm. d. Red.

Digitized by Google

die man sich bei diesem König gab, um Elfenbein zu erhalten, waren vergebens. Der König von Atta zeigte wenig Achtung für die Engländer und seine Priester nahmen, das Betragen ihres Herrn nachahmend, zu allen Arten von Zauberkünsten ihre Zuflucht, um sich der Durchfahrt der Flottille zu widersetzen; um ihre Absicht zu erreichen, opferten sie selbst einen Menschen, schnitten den Körper des Opfers in Stücken und warfen sie in den Fluß; Herr Lander, dieser Ränke müde, verließ bald diesen Ort und die Wilden waren nicht wenig verwundert, zu sehen, daß die Zauberei ihrer Priester keine Wirkung gehabt hatte.

Die Expedition kam hierauf nach Baqua, eine kleine Stadt, welche Herr Lander, bei seiner ersten Reise, auf dem rechten Ufer des Niger gefunden hatte, die aber, nachdem sie von einem feindlichen Volksstamm verwüstet worden, auf das gegenüberliegende Ufer versetzt worden war. Die neue Stadt, so wie die alte, hatte einen Markt auf dem Flusse. Ein Umstand, welcher bemerkt zu werden verdient, und welcher zeigt, daß die Extreme in Civilisation und in Barbarei sich zuweilen berühren, ist, daß der Markt ein neutrales Terrain ist, eine Art von Frei-Hafen, wohin die Tribus ohne Gefahr die Gegenstände ihres Tauschhandels bringen. Die Einwohner von Egga, von Cuttum, von Curfi und andern kleinen Städten des Innern handeln hier in Sicherheit mit den Einwohnern von Atta, Ebäe und andern, die ihre Feinde sind. Die vorzüglichsten Artikel des Austausches bestehen in Pferden, Ziegen, Schaafen, Reis ꝛc., Boote, die aus dem Innern des Landes kommen, bringen auch herrliche Butter mit, aber ohne Salz, denn dieses ist sehr selten in diesen Gegenden.

Oberhalb von Atta wird der Niger schwierig für die Schiffahrt und man trifft häufig Sandbänke an. Herr Laird setzt voraus, daß das Flußbett an dieser Stelle sehr hoch ist. Die Quorra stieß verschiedenemale auf solche Sandbänke und blieb zuletzt sechs Monate darauf festsitzen. Alle Anstrengungen, sie aus dieser Lage zu befreien, waren vergebens. Die Alburka war glücklicher: sie gelangte bis zu dem Orte, wo die Tschadda sich in den Niger ergießt. Man hätte selbst, nach Herrn Lairds Meynung, noch weiter kommen können; aber man zog vor, die nächste Jahreszeit abzuwarten. Die Sterblichkeit fing wieder an unter der Mannschaft beider Schiffe einzureißen. Glücklicherweise waren die Neger von jeder Krankheit frei und blieben treu. Herr Laird zollt diesen Menschen ein gerechtes Lob, die man die Schotten der Küste von Afrika nennt, denn ohne ihre guten Dienste würde jeder Handel in diesen Gegenden unmöglich seyn.

Im Monat Februar starb Herr Briggs, Wundarzt und Naturforscher der Expedition, am Bord der Quorra. Inzwischen machte die Entfernung von sechs Meilen, welche die Alburka und die Quorra trennte, die Communicationen äußerst schwierig. Herr Laird machte im Monat April eine Excursion auf das Gebiet von Funda, eine an der Tschadda gelegene wichtige Stadt. Herr Laird hatte ein solches Zutrauen zu der friedlichen Stimmung der Eingeborenen, oder er rechnete so sehr auf die Ueberlegenheit, die er, als Weißer, über diese Völker ausübte, daß er nur einen einzigen Europäer mitnahm und der Rest der Mannschaft bestand ganz aus Negern.

Er versah sich auch mit einer bedeutenden Quantität von Waaren. Er fand die Tschadda breiter als den Niger, aber minder tief; denn die Tiefe dieses Flusses ging nicht über neun Fuß. Sein Wasser war auch um fünf Grad kälter; was anzudeuten scheint, daß es aus den umliegenden Gebirgen kommt, obgleich später die Eingeborenen Herrn Laird gesagt haben, daß dieser Fluß in dem See Tschad entspränge. Aber man kann keineswegs auf die Wahrhaftigkeit dieser Angaben zählen.

Ungefähr dreißig Meilen von der Tschadda, d. h. von ihrer Vereinigung mit dem Niger an, und zwar auf dem rechten Ufer, entdeckte Herr Laird die Stadt Jammahar, die der Seehafen von Funda wird zur Zeit nämlich großer Hitze, wenn ein kleiner Fluß, der zehn Meilen von da fließt, nicht mehr schiffbar ist.

Funda liegt auf dem rechten Ufer des Niger in einer Entfernung von fünfundzwanzig Meilen. Nach den im Jahre 1831 Herrn Lander gemachten Anzeigen sollte diese Stadt vielmehr auf dem linken Ufer liegen. Es ist dreißig Meilen weit zu Lande und funfzig zu Wasser von Jammahar nach Funda; man gelangt dahin, indem man zuerst die Tschadda hinaufährt, dann in den kleinen Bach, der zur Stadt führt, von welchem wir so eben gesprochen.

Jammahar ist eine kleine Stadt, die auf der Spitze eines felsigen Hügels sehr angenehm liegt; aber Funda ist befestigt, seine Mauern sind zwanzig Fuß hoch und durch Bastionen von maurischer Form vertheidigt; sie ist außerdem noch mit einem dreißig Fuß tiefen Graben umgeben. Herr Laird ist der Meynung, daß diese Stadt in einer noch nicht allzuentfernten Epoche von einem in der Civilisation sehr vorgeschrittenen Volke bewohnt gewesen seyn muß. Funda ist sehr bedeutend und so groß wie Liverpool; seine Bevölkerung beträgt 60—70,000 Seelen. Herr Laird verweilte da zwei Monate, während welcher seine Gesundheit viel zu leiden hatte. Es war ihm nicht möglich, ein Comptoir in dieser Stadt einzurichten. Der König ist von einem wilden und grausamen Charakter.

Sein Serail besteht aus 1500 Frauen und sein Pallast aus einer Gruppe von kreisförmigen Hütten, die mit Palisaden umgeben sind. Herr Laird wohnte in einer dieser Hütten, aber es war ihm verboten, mit den andern Bewohnern zu communiciren. Seine Lage setzte ihn bald in große Verlegenheit. Es wurde ihm nicht mehr erlaubt, seine isolirte Wohnung zu verlassen und er wurde darin mit Gewalt wie in einem Gefängnisse zurückgehalten. Alle seine Bitten, die Freiheit zu erhalten, waren umsonst; man sagte ihm, daß sich die Götter seiner Freilassung widersetzten. Endlich gelang es Herrn Laird, sich mittelst einer Kriegslist aus dieser Lage zu ziehen. Er sagte seinen Wächtern, daß er selbst einen Boten an ihre Gottheiten schicken wolle. Er nahm eine Rakete, legte den Zünder hinein und sagte, indem er sie losließ, daß, wenn die Götter seine Freiheit wollten, man in den Lüften eine blaue Flamme sehen würde. Beim Anblick des von dem Gefangenen angekündigten Zeichens glaubte man ihm die Götter gewogen und gab ihn auf der Stelle samt seinen Waaren frei.

Die Einwohner von Funda theilen sich, nach Herrn Laird, in Mahomedaner und in Götzendiener; aber seit einiger Zeit macht der Mahomedanismus große Fortschritte. Die Umgegend, nördlich von Funda, gehört den Fellatahs, die, während des Aufenthaltes des Herrn Laird in dieser Stadt, eine Excursion in das auf der Westseite des Niger gelegene Gebirt machten. Sie gingen bei Rabba über diesen Fluß. Obgleich die Expedition aus kaum tausend Mann bestand, so dachte doch niemand daran, ihnen Widerstand zu leisten und jedermann ergriff die Flucht. Auch wurde das Land schrecklich verwüstet; mehrere Dörfer wurden ganz zerstört, unter andern Adda-Kudda, nicht weit von dem Orte, wo die Dampfboote der Expedition vor Anker lagen. Diese Stadt besaß eine große Färberei, deren Verfahren merkwürdig ist: man grub in eine Masse von Thonerde Höhlungen von 4 Fuß Breite und 8 Fuß Tiefe. Diese Höhlungen füllte man, ungefähr zum vierten oder fünften Theil, mit kleinen Kugeln von Indigo von drei Zoll Durchmesser, aber von geringer Qualität; dann füllte man sie ganz mit Wasser und Asche an, was man gähren ließ. So wie die Gährung beendigt war, tauchte man die Stoffe in den Indigo, dann trocknete man sie und tauchte sie darauf verschiedenemale wieder ein, so lange bis sie die bezweckte Farbe oder Nuance derselben angenommen hatten; dann glättete man sie nach einem

Digitized by Google

ähnlichen Verfahren, wie das, was Clapperton beschrieben, d. h. durch die Hitze. Die Farben waren ziemlich glänzend wegen der Menge Indigo, den man darauf verwendete, aber doch nicht von guter Tinte, weil die Stoffe bei der Berührung fleckig wurden. Diese Manufactur wurde gänzlich von den Fellatahs zerstört. Uebrigens kennt man diese Kunst im ganzen Lande.

Die Bewohner von Funda fabriciren grobe Stoffe von Baumwolle und schätzen die von Manchester wenig gerade wegen ihrer Feinheit und Leichtigkeit. Doch bewundern sie die glänzenden Farben dieser Zeuge. Es giebt auch unter ihnen geschickte Schmidte. Sie machen schön gearbeitete Pfeifen von Kupfer und von solcher Länge, daß sie sie zu Pferde auf den Fuß setzen und in dieser Stellung rauchen. Diese Völker verstehen das Leder gut zu bereiten und zu bearbeiten und brauen gutes Bier. Die Kunst des Destillirens ist ihnen unbekannt und bis dahin machen sie sich wenig aus Rum; aber sie werden bald die gefährlichen Wirkungen dieses Liqueurs kennen lernen.

Die Race der Pferde ist klein, aber voll Feuer und Muth; die Eingeborenen sind treffliche Stallmeister und Reiter — ihre Sattel von maurischer Form. Man bedient sich arabischen Gebisses. Das Rindvieh ist kümmerlich; die Race der Schaafe und Ziegen mittelmäßig; das Geflügel sehr klein. Der Niger ist reich an Fischen aller Art; eine derselben gleicht dem Lachs, aber das Fleisch ist weiß; dieser Fisch wiegt ungefähr neun Pfund. Man findet da zwei Gattungen von Krokodillen; die eine hat eine platte Schnauze oder Rachen und ist sehr grausam. Das Krokodill hält sich vor Allem in salzigen Gewässern (Brackwasser) nah an der Mündung des Flusses auf und scheut sich nicht den Menschen anzugreifen; das von der andern Gattung dagegen, welches man antrifft, wenn man mehr ins Innere dringt, hat eine längliche Schnauze und ist nur dann gefährlich, wenn man es angreift.

Die Eingeborenen bemächtigen sich dieser Ungeheuer auf dieselbe Weise, wie die Aegyptier die Alligators fangen, indem sie ihnen einen dicken, kurzen und an beiden Enden mit einer Spitze versehenen Stock in dem Augenblicke in den Schlund stoßen, wo dieses Thier sich auf sie stürzt. Andere greifen das Krokodill mit der Lanze an, aber der Ausgang des Kampfes ist zweifelhafter. Diese Völker lieben das Fleisch dieser Thiere sehr. Einige Eingeborene widmen sich der Fischerei und, zu mehrerer Leichtigkeit in ihrem Handel, bauen sie am Ufer des Niger kreisförmige mit Stroh gedeckte Hütten; aber Herr Laird hat diese Menschen-Classe in Verdacht, sich auch mit dem Negerhandel zu beschäftigen und diesem Umstande schreibt er das Fehlschlagen seiner Versuche zu, Handelsverbindungen in diesem Lande anzuknüpfen.

Bei seiner Rückkehr von Tunga (Funda?) erfuhr Herr Laird, daß Herr Lander den Niger herabgefahren sey, um wieder zur Beiga zu stoßen und sich Lebensmittel und Verstärkung zu holen. Seine Abwesenheit verlängerte sich auf mehrere Monate, denn er war bis nach Fernando-Po gesegelt. Die Mannschaft der Quorra war in einer beklagenswerthen Lage; das Fahrzeug war indessen wieder flott und Herr Laird beschloß, sofort zurückzukehren. Er reiste daher im Monat August ab und begegnete auf halbem Wege Herrn Lander, der den Niger herauffuhr in der Absicht, bis nach Bossa zu gehen.

Es wurde zu Ebüe Halt gemacht, wo die Mannschaft, trotz des traurigen Zustandes, in welchem sie sich befand, mit der nämlichen Achtung und Zuvorkommenheit, wie früher, aufgenommen wurde; und nach neuen Anstrengungen und Schwierigkeiten aller Art kam Herr Laird in Fernando-Po an, wo die Gesundheit am Bord bald hergestellt wurde.

Ein Brief Michel-Angelo's.

(Beschluß.)

(2.)

Condivi erzählt, daß, da die fünf Couriere des Papstes, welche den Befehl hatten, ihn zurückzubringen, an welchem Orte sie ihn auch einholten, ihn erst auf dem toskanischen Gebiete fanden, wo sie ihm um so weniger Gewalt anthun konnten, als Michel-Angelo drohte, sie zu tödten, wenn sie etwas gegen ihn wagten, sie ihn dringend baten, daß er auf den Brief des Papstes antworten und ihm schreiben möge, daß sie ihn erst in Florenz erreicht hätten, damit der Papst einsähe, daß er ihn nicht mit Gewalt zurückbringen lassen könne. Michel-Angelo, sagt Condivi, erinnerte in seinem Briefe Julius an seine guten und treuen Dienste, die nicht eine solche Belohnung verdienten. Beim dritten Breve, das von der Republik forderte, den Rebellen, mit oder ohne seinen Willen, nach Rom zu schicken, ließ Peter Soderini, damals Gonfaloniere, Michel-Angelo rufen und sagte zu ihm: „Du hast einen Strauß mit dem Papst bestanden, wie schwerlich ein König von Frankreich gethan haben würde. Jetzt mußt Du Dich nicht bitten lassen, sondern abreisen. Michel-Angelo, der den Zorn des Priesters fürchtete, beschloß, nach dem Orient zu gehen, und dies um so eher, als ihn der Sultan, durch Vermittelung gewisser Franziskaner-Mönche, hatte einladen lassen, um eine Brücke von Constantinopel nach Pera zu bauen. Aber Peter Soderini, dessen Seele Machiavel für der Vorhölle würdiger als der Hölle erklärt hatte, Soderini machte ihm begreiflich, daß es besser sey, unter dem Papst zu sterben, als unter den Türken zu leben, was wohl nicht die Meynung Michel-Angelo's seyn möchte, wenn er jetzt lebte. Um ihn zu beruhigen, fügte er hinzu, daß ihn die Republik mit dem geheiligten Titel eines Gesandten nach Rom schicken werde; ein Titel, der, wie es scheint, zu jeder Zeit mehr respectirt worden ist, als der des großen Dichters, des großen Bildhauers, des großen Architecten, des großen Bürgers. Indessen war es doch noch immer etwas: ein Papst gebrauchte seinen Despotismus, seine Couriere, seine Diplomatie, um ein verlornes Genie wiederzugewinnen; eine Republik widerstand dem Papste drei Monate lang; endlich schickte sie den Flüchtling zurück, doch nicht etwa gebunden, nicht als einen Vertriebenen und Verbannten, sondern mit ihrem Siegel, als einen würdigen Repräsentanten ihres Ruhmes. Das beweist, daß das Genie in der Welt noch etwas gilt; daß die auf Asche gegründete Freiheit noch nicht an der Tagesordnung war; daß Kunst und Talent diesen armen Politikern eine Sache schien, die der Mühe lohnte, daß man sich mit ihr ernstlich beschäftige; daß die Theorie der Auslieferung noch nicht erfunden war; daß Julius nicht Gregor, noch Florenz Genf glich.

Im Jahre 1513 starb Julius und vermachte Buonarotti die Ehre, endlich sein Grabmal anzufangen, aber nach einem minder reichen Entwurf. Michel-Angelo machte drei Zeichnungen und die letzte wurde von dem Neffen des Verstorbenen angenommen. Aber Leo X. schickte den Künstler nach Florenz, um die Façade von St. Lorenzo zu bauen, einer Kirche der Mediceis, würdig ihres Namens und ihres Vaterlandes, in welcher ihre sterbliche Reste ruhen; und diesen edlen Resten zur Seite österreichische Leichname und unter allen diesen Todten die florentinische Freiheit!

Dennoch wollte Michel-Angelo das Grabmal Julius II. vollenden; er liebte dieses Werk, wie man seine alten Erinnerungen liebt, wie man den ersten Ruhm seiner Jugend liebt, wir man das Andenken an einen Menschen liebt, der uns Böses zugefügt, aber der dennoch würdig war, uns zu begreifen. Leo bestand auf seinem Willen; Michel-Angelo verließ Rom mit Thränen. Er sollte nicht für sein Vaterland arbeiten, er sollte für die Freiheitsmörder dieses so theuren Vaterlandes, für den Oheim von Clemens arbeiten.

Digitized by Google

Leo stirbt und unser Architect wird wieder Bildhauer und macht Grabmale. Hadrian stirbt und Clemens folgt ihm nach; da wird Michel-Angelo wieder Architect und baut die laurentinische Bibliothek und die Sakristei. Mittlerweile nimmt der Herzog von Urbino, Julius Neffe, sein Talent als Bildhauer wieder in Anspruch; Clemens dagegen möchte ihn mit dem Gemälde des jüngsten Gerichts beschäftigen. Michel-Angelo, seiner alten Verpflichtung geneigter, berechnet sich mit dem Herzog von Urbino und willigt ein, um in den Augen des Papstes strenger verpflichtet oder gebundener zu erscheinen, als er es wirklich war, sich als Schuldner einer Summe von tausend Thalern mehr zu bekennen, als er wirklich erhalten.*) Man nimmt ihn beim Wort; man schaltet dieses Bekenntniß ohne sein Wissen in den Contract ein: und das ist es gerade, worüber er sich in dem 1534 geschriebenen Brief beklagt. So ist es denn wirklich dreißig Jahre und mehr, daß dieses Trauerspiel des Grabmals, wie er es nennt, ihn verfolgt: die Blüthenkrone seiner Jugend wird die Dornenkrone seiner alten Tage. Und das sind die Freuden des Ruhmes! So theuer muß man selbst die schönen und edlen Inspirationen der Mächtigen dieser Erde erkaufen! Das sind die großen Jahrhunderte Leo's, Ludwigs und des Augustus! Wahrlich, ich sage euch: Nicht weil sie das Genie beschützt, haben diese Männer sich Ruhm erworben; nein, weil sie von ihm beschützt worden sind.

Von der römischen Vielgötterei, nachgelassenes Werk von Benjamin Constant.

(2.)

Dieses von Benjamin Constant hinterlassene Buch ist ein edles und gelehrtes Werk, ein bewundernswürdiges Gemälde, das nur in unsern Tagen entworfen werden konnte. Der Christianismus, im Kampfe mit dem Unglauben, mußte uns alle Anstrengungen des Polytheismus, der menschlichen Vernunft zu widerstehen, errathen lassen. Vor einem Jahrhundert war der Glaube zu lebendig, zu allgemein, und der Maler würde keine Farben gefunden haben. In einem Jahrhundert wird die Religion neue Wurzeln geschlagen haben und die Farben werden verloren seyn.**)

Wir mußten die Zeitgenossen dieses Werkes seyn: und ich schätze mich glücklich, der Freund des Verfassers gewesen zu seyn!

Der Abbé de la Mennais hat unsere Epoche ganz richtig beurtheilt. Sein schönes Werk: Von der Theilnahmlosigkeit an Gegenständen der Religion, zeugt davon. Wenn die römischen Priester, nach Lucrez und Cicero, das Genie La Mennai's besessen hätten, so würden sie dasselbe Buch gemacht haben, das, in Frankreich, nur nach Voltaire und Rousseau geschrieben werden konnte.

Er hat sehr gut gesehen, daß der Christianismus fiel; *) Benjamin Constant hat sehen wollen, wie der Polytheismus gefallen war. La Mennais hat in Gegenwart des Kranken Klinik getrieben; Benjamin Constant Anatomie, er untersuchte einen Leichnam. Aber nie ist ein feineres Secir-Messer von einer geschicktern Hand geführt worden; nie hat Breschet eine ganze Organisation genauer bis in ihre letzten Linea-mente zerlegt und vor Augen gestellt.

Die Bücher dieser beiden Scheinstellen über die Religion sind, nach meiner Meynung, von einem Geist. Der Abbé wird durch die Stimmung des Jahrhunderts zur Philosophie getrieben; der Philosoph durch das Gefühl des Herzens zur Religion. Sie gehen von einem Puncte aus, den sie für verschieden halten; sie glauben im entgegengesetzten Sinne zu gehen und begegnen sich in den Resultaten. So groß ist die Macht der Wahrheit über höhere Talente, daß sie sie unbewußt oder selbst gegen ihren Willen leitet. Männer von redlichem Herzen und hellem Geiste sind im Voraus bestimmt, sich zu verstehen. Nur die Sophisten und Rhetoren (?) können nicht aus dem Bereiche der Lüge kommen, weil sie die Wahrheit nicht zu sehen vermögen.

Das Buch von der Religion macht dem Schriftsteller mehr Ehre; der Polytheismus ehrt den Philosophen mehr. Das erste ist schöner, aber es konnte von mehreren Verfassern geschrieben werden; zu dem zweiten bedurfte es Benjamin Constants. Die Eigenschaften seines Herzens und die hohen Fähigkeiten seines Geistes mußten vereinigt seyn, um den Gedanken dazu zu fassen und auszuführen. Auch war es sein letztes Buch, sein Lieblingsbuch, dasjenige, welchem er seine letzten Tage, sein letztes Nachdenken versprach, als wenn der von der Politik und den Revolutionen fortgerissene Mensch Gedanken und Tage versprechen könnte. Der Tod erscheint und hindert ihn, selbst dem Ruhme Wort zu halten.

Benjamin Constant skizziet nur flüchtig das Gemälde des Polytheismus in der Periode seiner Macht. Das war nicht sein Gegenstand. Er will vielmehr sehen, wie die Götter aus dem Olymp fallen, wie Jupiter Stator vom Capitol vertrieben wird und in der ganzen Welt kein Asyl mehr hat.

Folgendes ist die Gedankenreihe Benjamin Constants. Welchen Rang nimmt die Moral in dem Polytheismus ein? Welches waren ihre Beziehungen zu der Religion? Welcher Einfluß hat aus diesem Range und diesen Beziehungen entstehen müssen? Das ist eine große Idee, ein edles Gefühl. Kopf und Herz ist sogleich davon voll. Aber um diese Verfahrungsart zu entdecken, mußte er Christ seyn und Christ des neunzehnten Jahrhunderts, er mußte ein Licht haben, diese Finsterniß zu erhellen: das eines Priesters hätte nur das Dogma beleuchtet; das eines Philosophen hätte nur einigen Wiederschein auf die Moral geworfen; er mußte das funfzehnte und das achtzehnte Jahrhundert umfaßt und verstanden haben und beides, Glauben und Philosophie, in sich vereinigen. Benjamin Constant allein konnte dieses Buch schreiben.**)

(Der Beschluß folgt.)

*) Möglich — wer kann die Möglichkeit eines Leichtsinns der Art bei einem genialen Künstler bestreiten, dem der Geschäftsgeist in der Regel fremd ist; aber doch ein wenig unwahrscheinlich, da es mindestens so leicht war, sich durch Rückschein oder Revers zu decken und daher sehr natürlich, daß viele an diese nachmalige Versicherung nicht glauben. Anm. d. Red.

**) Der französische Verfasser dieses Artikels (eines Auszugs aus der Einleitung zu „Benjamin Constants vollständigen Werken") ist in dieser, wie in mancher folgenden, Stelle, (wenn anders sich selbst, doch) uns nicht klar geworden. Wir bemerken nur so viel im Allgemeinen, daß mehrere neuere Schriftsteller Frankreichs in einem doppelten Irrthume befangen zu seyn scheinen: 1) den Zustand der intellectuellen und moralischen Bildung anderer civilisirter Länder immer nach dem Maaßstabe Frankreichs zu beurtheilen und zwar, diesen Gradmesser noch für die höchste Ehre zu halten, die sie andern Nationen (z. B. Engländern und Deutschen) anthun können; und 2) häufig den Glauben an Dogmen mit Religion zu verwechseln und diejenigen für Ungläubige zu erklären, die nur Menschensatzung und Priester-Machwerk verwerfen, deren Seele und Gemüth aber von Gott, Unsterblichkeit und Freiheit entglüht, deren Leben der Tugend geweihet seyn kann, während sie gegen Aberglauben und — blinden Glauben kämpfen. Anm. d. Red.

*) Darum, weil ein ohne Erziehung und Schulen und unter Bürgerkriegen aufgewachsener Theil der jetzigen Generation in Frankreich, nicht erbaut von dem Beispiel der Priester und der plump versuchten Restauration aller hierarchischen Abgeschmacktheiten, zwischen Aberglauben und Unglauben schwankt — darum wähnt der Verfasser, der Christianismus sey gefallen? Das wahre Christenthum, der Geist der reinen, ursprünglichen Lehre Jesu Christi wird Welten und Sonnen überdauern und ewig bleiben und unvergänglich, wie der Urquell, aus dem sie entsprang. Anm. d. Red.

**) Wie gelehrt und tiefgedacht auch dieses Buch seyn möge und wie hoch wir auch die Talente und Verdienste des Verstorbenen ehren, welche Uebertreibung und welche National-Eitelkeit liegt in dieser Behauptung! Anm. d. Red.

Digitized by Google

Literarische

Blätter der Börsen-Halle.

Herausgegeben

von

Gerhard von Hosstrup.

Zehnter Jahrgang. — April, Mai, Juni.

Hamburg 1834.
Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 932. Hamburg. Sonnabend, den 28. Juni. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Revolutionaire Numismatik.

Von Dumersan.

(M.)

Die isolirten Thatsachen bilden für die Gesammtgeschichte kleine Capitel, deren Zusammenstellung zu dem Ensemble einer großen Composition führt, und der allgemeine Geist einer Epoche findet sich in deren kleinsten Details abgedrückt.

Die vorherrschende Meynung spricht sich bei allen Menschen und selbst da aus, wo dieses von keinem besondern Nutzen ist; jedoch immer in dem Geiste der Individualität. Der Eine behandelt die kleinste Lappalie mit der größten Wichtigkeit, wenn der Andere bei der für die Menschheit traurigsten und beklagenswerthesten Sache sich geistreich zeigen zu müssen glaubt.

Wir wollen hier ein ziemlich curioses Factum mittheilen, das aus den Archiven des Münz-Cabinettes gezogen ist und welches ich nicht zur Oeffentlichkeit bringen würde, wenn der Verfasser der folgenden Notiz nicht längst verstorben wäre.

Veränderungen im Münz-Cabinette in dem eilften und zwölften Monate des ersten Jahres der Republik und in den ersten Monaten des zweiten, um es von allem zu säubern, was einigen Bezug auf die vormalige Tyrannei hatte. 1793.

„Alle Consoles und Bureaus führten die mit Recht proscribirten Namenszüge und Embleme; sie verschwanden, um der Bürgereiche und den republikanischen Devisen Platz zu machen, als: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, Einheit, Unzertheilbarkeit der Republik oder Tod. Diese Veränderung geschah im Juli. Alle Ränder der Bilder waren überladen mit Lilien, was den Patrioten natürlich ein Aergerniß war: sie wurden weggenommen und anderweitig ersetzt. Diese Veränderung ward ungefähr um dieselbe Zeit vorgenommen. Da zwei große Bilder, Ludwig den Trägen (Ludwig XV.) und dessen Vorweser repräsentirend, noch die französische Freiheit zu insultiren schienen, so ward eine patriotische Jagd darauf gemacht und sie traten ungefähr zu derselben Epoche in das Nichts zurück.*)

„Das Schaukästchen zunächst der Verbindungsthür enthielt eine ärgerliche Folge von italienischen Tyrannen; aber die Herren Päpste mußten, es mochte ihnen recht seyn oder nicht, den republikanischen Decorationen, den im Namen der Freiheit geschlagenen Medaillen und den Münzen weichen, die bei den alten freien Völkern im Cours gewesen.

„Das gegenüberstehende Kästchen, dicht neben dem großen chinesischen Schranke, enthielt die wenig kostbaren Ueberreste von Childerichs Grabmal, der die Frau seines Wirths entführte. Auch dieser Herr mußte seine Stätte kleinen antiken Statuen von unschätzbarem Werthe und anderen ebenfalls gut conservirten Stücken einräumen.

„Die erste Abtheilung des Mahagony-Bureaus, welches das nächste Fach Fenster einnimmt, enthält Ringe, unter welchen fünf Heinrich IV., dessen Gemahlin, Ludwig XIII. und dessen Brüder darstellten: sie sind den Blicken der Republikaner entzogen worden; so auch ein Franz I., ein Philipp II., seinem Sohn gegenüber, dessen Nebenbuhler und Tyrann er seyn wollte, ein Medicis, Herzog von Florenz, und ein Sixtus Quintus, die sich in der zweiten Abtheilung des besagten Bureaus befanden. Etwas weiterhin, an derselben Seite, findet man das Schaukästchen, worin sich die Petitots *) befinden; da ist einem Richelieu, zwei Ludwig XIV., dessen Bruder, dessen Gemahlin, einem Tourville, einem mit Blau angethanenen **) Czar Peter, zweien Ludwig XV. und einer Königin von Ungarn ihr Recht geschehen. Auch hielt man es für billig, ein Cliuchete wegzuschließen, welches die Decenz verletzte.

Aber die größte Reform ist in dem zweiten Mahagony-Bureau auf der andern Seite, vormals die erste Schieblade des vierten Bureaus genannt, vorgenommen worden, indem Ludwig XII., Franz I., Heinrich IV., dieser noch einmal mit seiner Gemahlin, diese allein, Ludwig XIII., Anna von Oesterreich, der Cardinal Richelieu, Ludwig XIV., der Cardinal Mazarin, Carl V., Philipp II., Elisabeth von England, Ludwig Sforza, Herzog von Mayland und der Papst Julius III. gebeten wurden, sich aus dem Staube zu machen."

Dieser hanswurstartige Styl, der Geist und Scherz verrathen sollte, paßt gleich sehr auf den Mann wie auf seine Zeit.

Hätte der Bürger C*** nicht alle diese Abänderungen in der Aufstellung der Monumente in der Stille abmachen können, ohne der Nachwelt in einem Protocolle, das eins der Stücke der Archive des Münz-Cabinettes ausmacht, die republikanischen Albernheiten aufzutischen, womit er seine Arbeit hat würzen wollen?

Es ist ein großes Glück, daß diese, für Wissenschaft und Kunst gleich sehr interessanten, Denkmäler nur eine temporaire Haft in verschlossenen Schubläden zu bestehen gehabt haben, und daß der patriotische Eifer, welcher ihre Feinde entflammte, diese Elenden nicht bewogen hat, sie, gleich so vielen andern Meisterwerken, die sie damals verstümmelt haben, zu vernichten.

Um das Maaß des Unsinns voll zu machen, hatte der National-Convent ein Decret erlassen, daß alle Goldmünzen, welche das Cabinet besaß, eingeschmolzen werden sollten. Dies Decret existirte glücklicherweise nur eine Stunde lang. Es war der Deputirte Romme, der dessen Zurücknahme durchsetzte, nachdem er deshalb eine Unterredung mit dem ehrwürdigen Abbe Barthelemy gehabt hatte. Dieser nämliche Romme,

*) Das heißt, sie wurden auf den Boden gelegt.

*) Die schönen, auf Email gemalten, Miniaturbilder des Petitot befinden sich gegenwärtig im Museum.

**) Soll heißen: mit blauem Ordensbande.

Digitized by Google

den Mercier das Auvergner Maulthier nannte, überreichte dem National-Convent den neuen Calender, der statt des römischen eingeführt wurde und der von Fabre d'Eglantine ausgearbeitet worden war. Dieser Mann beschäftigte sich viel mit dem öffentlichen Unterricht und war die Ursache der Auflösung der Normalschule gewesen, die er des Charlatanismus beschuldigte. Im Jahr 1794 als Freund des Robespierre zum Tode verurtheilt, erdolchte er sich selbst; sobald er sein Urtheil vernommen hatte. Er war damals dreiundvierzig Jahre alt.

Wir, Freunde der Wissenschaft, wollen es nicht vergessen, daß er dem Vandalismus seiner Zeit fremd geblieben ist und daß die Numismatik ihm die Erhaltung eines unschätzbaren Schatzes verdankt, von welchem leider ein Theil in jüngster Zeit der Raub einer andern Art von Vandalismus geworden ist.

Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand.

Von

Alexander Sallé.

(Beschluß.)

(2.)

— Neue diplomatische Conferenzen, bestimmt, die dem Wiener Congreß unterworfenen Puncte und die durch den Feldzug von 1815 dazugekommenen Schwierigkeiten zu beendigen und zu beseitigen, wurden zu Paris eröffnet. Die Prätentionen der Alliirten gingen jetzt noch viel weiter, als auf dem Congresse von Wien. Man wollte von Frankreich Roussillon, das französische Navarra, einen Theil der Dauphiné und der Provence abreißen. Oesterreich reclamiete die Franche-Comté, Lothringen und Elsaß. Holland verlangte einen Theil von französisch Flandern. Man verlangte eine Entschädigung von mehreren Milliarden und unter dem Vorwande, daß es dem König von Frankreich an Kraft gebreche, wollte man die Occupation des Gebiets durch eine Armee von dreimalhunderttausend Mann auf ganz unbestimmte Zeit verlängern; selbst der Papst gab den Auftrag, die Kunstgegenstände zu reclamiren, die freiwillig durch den Tractat von Tolentino cedirt worden waren.

Den Prätentionen der Alliirten setzte Herr von Talleyrand entgegen: es sey ein Irrthum, zu glauben, daß die beiden Kriege von 1814 und 1815 gleicher Art seyen und daß der zweite wie der erste durch einen Friedens-Tractat beendigt werden müsse; diese beiden Kriege seyen ganz verschiedener Natur; der erste sey wahrhaft gegen die französische Nation geführt worden, weil er gegen einen Mann gerichtet gewesen, der von ganz Europa für ihr Oberhaupt anerkannt worden und der gesetzlich über alle Hülfsquellen Frankreichs verfügte: dies vorausgesetzt, sey ein Friedens-Tractat nöthig gewesen; 1815 dagegen wäre dieser nämliche Mann, mit welchem Europa Krieg führte, von keiner Macht anerkannt gewesen; wenn er über die Hülfsquellen Frankreichs verfügte, so habe er dies nicht legal gethan und die Unterwerfung sey durchaus nicht vollständig und allgemein gewesen; Europa habe, nach seinen eigenen Erklärungen, nur ihm allein und der Faction, die ihn gerufen und nicht der Nation den Krieg gemacht; der Krieg sey daher beendigt und der Friedenszustand hergestellt worden durch die einzige Thatsache des Umsturzes der Usurpation, der Zerstreuung seiner Anhänger und der Bestrafung ihrer Häupter. —

— Inzwischen schien der Abschluß eines Definitiv-Tractats noch sehr entfernt. Der Kaiser Alexander vor Allem zeigte, weil er fortdauernd Herrn von Talleyrand an der Spitze des französischen Cabinets sah, eine auffallende Kälte gegen Ludwig XVIII. Geschickt sendete er ihm den Herzog von Richelieu zu, welcher zum König sagte, daß die Freundschaft des Kaisers für Herrn von Talleyrand sich in wahrhaften Haß verwandelt habe, und daß die Interessen Frankreichs nothwendig leiden müßten, wenn Herr von Talleyrand fortführe, es zu repräsentiren. Darauf ging er in Entwickelungen ein, die in der That Ludwig XVIII. zu der Ueberzeugung brachten, daß er Alles von der Stimmung des Kaisers von Rußland zu fürchten habe.

Andererseits verständigte sich der Herzog von Richelieu mit dem Grafen Pozzo di Borgo und dieser sagte dem Kaiser Alexander, daß er nur dem König äußern dürfe, wie unangenehm ihm Herr von Talleyrand sey, um Ludwig XVIII. zu seiner Entlassung zu bestimmen. Diese Eröffnung schmeichelte dem Kaiser Alexander sehr und er sagte zu Ludwig XVIII., in einer Unterhaltung, die er fast unmittelbar darauf mit ihm hatte, daß er sich freuen würde, den König von Frankreich zu verbinden, aber daß er an der Spitze seines Cabinets einen Mann habe, der England zu sehr angehöre, und dessen Intriguen er fürchten müsse. Ludwig XVIII. sprach sich nicht sogleich aus, aber er ließ mittelbar Alexander wissen, daß er seine Wünsche bald erfüllt sehen werde. Hierauf versprach Alexander, den Tractat von Paris respectiren zu machen und sicherte seinen Einfluß bei den andern Mächten zu.

Dies alles war Herrn von Talleyrand unbekannt; dennoch sah er sich nach einer Stütze um. Er unterhandelte mit England und suchte Ludwig XVIII. zur Abtretung gewisser Gebietstheile an Oesterreich zu bewegen, welches sich dann, nebst England, von der Coalition losmachen werde. Alle diese Schritte offenbarten deutlich, wie sehr er sich von Rußland zu entfernen dachte.

Am 16. September wurde dennoch dem französischen Cabinet wieder eine Note zugestellt folgenden Inhalts: „Die Bevollmächtigten der vier alliirten Höfe stellen als Ultimatum folgende Bedingungen auf: Eine neue Demarcations-Linie im Norden wird den Canton von Condé außerhalb Frankreichs stellen. Dasselbe gilt von Philippeville, Marienburg und dem Canton von Givet. Saar-Louis und Landau werden an der östlichen Seite an Deutschland abgetreten; das Fort Sas wird der helvetischen Conföderation cedirt; das Fort Ecluse wird gleichfalls nicht mehr zu Frankreich gehören. Diese Macht wird darauf verzichten, eine Garnison in Monaco zu halten. Die Festungswerke sollen geschleift werden. Eine Kriegs-Contribution von sechshundert Millionen Franken wird aufgelegt; außerdem wird Frankreich einen Theil der Kosten übernehmen, die zur Herstellung des Definitiv-Systems der Mächte erforderlich sind. 150,000 Mann werden provisorisch die Militair-Positionen längs der Gränze occupiren; die Festungen Valenciennes, Bouchain, Cambray, Maubeuge, Landrecy, le Quenois, Avesnes, Rocroy, Longwy, Thionville, Bitsch und die Brückenköpfe des Forts Louis werden ihnen übergeben werden. Diese Militair-Occupation wird auf sieben Jahre bestimmt, sie wird aber vor dieser Zeit endigen können, wenn nach drei Jahren die vereinigten Souverains in der Ueberzeugung übereinstimmen, daß die Motive, welche diese Maaßregel veranlassen, aufgehört haben."

Diesen ungeheuren Prätentionen setzte Herr von Talleyrand eine Note entgegen, in welcher er erklärte: „Die Alliirten haben keine Eroberung gemacht, sie können daher keine Territorial-Cession verlangen; wir leben in einer Zeit, wo, mehr als in irgend einer andern, es wichtig ist, das Zutrauen in das Wort der Könige zu befestigen. Cessionen, die man von dem Könige von Frankreich fordert, würden eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen nach den Erklärungen, worin die Mächte verkündigt haben, daß sie sich gegen Bonaparte waffnen würden, nach dem Tractat, worin sie sich verpflichtet haben, die Integrität der Stipulationen

Digitized by Google

des Tractats vom 30. Mai 1814 gegen jede Verletzung aufrecht zu erhalten; Cessionen vom Könige von Frankreich gefordert, würden ihm die Mittel rauben, gänzlich und für immer unter seinen Völkern den Geist der Eroberung verlöschen zu machen, den der Usurpator angefacht und der sich unzweifelhaft durch den Wunsch wieder entzünden würde, das wieder zu erlangen, was Frankreich ungerechterweise verloren zu haben glauben müßte. Inzwischen und trotz der Unsüglichkeiten, die mit Gebiets-Cessionen verbunden sind, wird Se. Majestät, in Betracht der jetzigen Umstände, zur Herstellung der alten Gränzen auf den Puncten einwilligen, wo dem alten Frankreich durch den Tractat vom 30. Mai 1814 etwas hinzugefügt worden ist; er wird gleichfalls die Bezahlung einer Schadloshaltung bewilligen, die jedoch aber die Mittel übrig läßt, die inneren Bedürfnisse der Verwaltung des Reiches zu bestreiten, ohne welche es unmöglich seyn würde, die Herstellung der Ruhe und der Ordnung zu bewirken, die der Zweck des Krieges gewesen ist; er wird endlich auch in eine provisorische Occupation willigen; ihre Dauer, die Zahl der Festungen, und der Umfang des zu occupirenden Landstrichs wird der Gegenstand einer besonderen Unterhandlung seyn, aber der König steht nicht an, zu erklären, daß eine Occupation auf sieben Jahre gänzlich unzulässig ist. Wenn diese Grundlagen nicht angenommen werden sollten, so sind die Unterzeichneten nicht autorisirt, andere entgegenzunehmen oder vorzuschlagen."

Verschiedene Noten wurden noch gewechselt und der Stand der Dinge blieb derselbe, als das Resultat der Wahlen den Geist der royalistischen Partei verstärkte. Von diesem Augenblicke an modificirte Ludwig XVIII. auf eine auffallende Weise seinen Widerstand gegen die Fremden und gab sich weit nachgiebiger den Forderungen und Zumuthungen der Royalisten hin. Er glaubte viel zu thun, als er Fouché, in Folge einer Unterhaltung mit ihm, so zu sagen, zwang, das Portefeuille der Polizei abzugeben. Das war das Vorspiel der gänzlichen Dislocation des Ministeriums Talleyrand. Ludwig XVIII. erkannte wohl die Dienste, die Herr von Talleyrand der Monarchie erwiesen hatte, aber er fand, daß er für ihn eine zu drückende Last geworden war. Er sann daher auf Mittel, sich von ihm zu befreien, als die Umstände glücklicherweise dies Resultat gleichsam von selbst herbeiführten.

Die Alliirten gingen von ihren Prätentionen nicht ab und das französische Ministerium fuhr fort, sie zurückzuweisen. Herr von Talleyrand hörte nicht auf, dem Könige zunächst einen Bruch mit Rußland und dann eine Allianz mit England anzurathen. Ludwig XVIII. behauptete, daß es unmöglich sey, die Angelegenheiten auf diese Weise mit Erfolg zu leiten. Es gab unter ihnen eine ziemlich lebhafte Discussion, in Folge deren Herr von Talleyrand zum König sagte, daß Frankreich verloren wäre, wenn es einen andern Alliirten als England annähme; daß er die Angelegenheiten nicht länger leiten könne, so wie sie eine der seinigen entgegengesetzte Richtung nähmen. Ludwig XVIII. antwortete, daß er an der Aufrichtigkeit Englands zweifle, und daß das einzige Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen, wäre, sich Rußland zu nähern, das ihm sicher dienen würde, wenn das französische Cabinet sich ihm angenehm machte. „„Diese Sorge geht Sie an,"" sagte er zu Heern von Talleyrand; „„wollten Sie wohl sie übernehmen?"" Herr von Talleyrand kannte die Stimmung des Kaisers von Rußland gegen ihn zu gut, um unter ihnen eine Annäherung zu hoffen. Er antwortete dem König, er glaube, daß das Ministerium von dem Kaiser von Rußland keine Frankreich günstige Concessionen erlangen könne. „Was mich betrifft," fügte er hinzu, „so habe ich allen Grund zu fürchten, daß mein einzig von Vaterlandsliebe geleitetes Betragen den Kaiser verletzt habe; ich halte mich daher, so wie meine Collegen, für unfähig, jetzt für die Sache der Legitimität zu bewirken, was ich das Glück gehabt habe, im vergangenen Jahre zu erreichen." Auf dieses Glaubensbekenntniß erwiederte mit Verstellung Ludwig XVIII. daß er die Schwierigkeiten der Zeitumstände übertreibe; daß der Kaiser Alexander ihm darüber nicht böse seyn könne, daß er in den Interessen Frankreichs handle: „„Gehen Sie, besachen Sie den Kaiser und machen Sie, daß alles in Ordnung komme.""" „Dieser Schritt würde unnütz seyn," antwortete Talleyrand; „Alexander ist entschlossen, nicht mehr mit mir zu unterhandeln und ich gestehe, daß es mir viel kosten würde, mich an ihn zu wenden, gewiß seiner Antwort, wie ich bin; inzwischen werde ich gehorchen, wenn der König es befiehlt." — „„Ich will Ihnen keine Gewalt anthun; inzwischen ist es nöthig, daß sich die französische Politik künftig auf Rußland stütze."" — „So bleibt mir nichts übrig, als mich von den Geschäften zurückzuziehen; ich bitte daher den König, meine Entlassung anzunehmen." — „„Sie machen mir einen tiefen Schmerz, indem Sie mich zu dieser Annahme zwingen, aber ungeachtet meiner aufrichtigen Zuneigung, ungeachtet meiner Dankbarkeit für die Dienste, die Sie mir erwiesen, bin ich so sehr überzeugt, daß die Ehre und der Vortheil des Thrones von einer Allianz mit Rußland abhängen, daß ich mir das Opfer auflege, mich von Ihnen zu trennen."" — „Sire," sagte Talleyrand, indem er sich beurlaubte, „es ist wahrscheinlich, daß meine Resignation die Auflösung des Ministeriums herbeiführen wird." — „„Das glaube ich auch,"" antwortete der König; „„das kann in einer Repräsentativ-Regierung nicht füglich anders seyn.""

In der Unterhaltung sagte der König noch zu Talleyrand: „Es ist Ihnen nichts vorzuwerfen und nichts hindert Sie, ruhig in Paris zu bleiben."

Herr von Talleyrand fühlte sich durch diese Bemerkung sehr verletzt und nicht ohne sichtliche Aufwallung antwortete er dem König: „Sire, ich habe das Glück gehabt, Ew. Majestät Dienste genug zu erweisen, um zu glauben, daß Sie sie im Andenken behalten haben; ich würde nicht begreifen, was meine Entfernung aus der Hauptstadt veranlassen könnte; ich werde da bleiben und mich glücklich schätzen, wenn ich höre, daß man den König nicht auf einen Weg führt, der seine Dynastie und Frankreich gefährden könnte."

Sofort versammelte Herr von Talleyrand seine Collegen; „Wir sind getäuscht worden," sagte er zu ihnen, „wir sind der Gegenstand einer lange vorbereiteten Intrigue," und alle reichten ihre Entlassung ein.

Wir haben schon gesagt, Herr von Talleyrand war dem König zur Last geworden und er wünschte derselben los zu werden. Man erzählt unter andern, daß, gegen seine Vertrauten, der König sich über die Art beklagte, wie Herr von Talleyrand die Arbeit mit ihm betreibe. Seine Gewohnheit war, die Schriften auf das Bureau des Königs zu legen, und nach einer Unterhaltung von einigen Worten sagte er dann: „Ich mache dem König bemerklich, daß diese Acte unerläßlich ist." Der König unterzeichnete, bezeugte aber sein Mißvergnügen. Eines Tages sagte der König zu jemanden, auf die baldige Entlassung des Ministeriums anspielend: „Herr von Talleyrand hat bis jetzt die Karten für sich gehabt, aber ich hebe die Dame für ihn auf." Bei Hofe behauptete man, daß Herr von Talleyrand, bei Herstellung der Monarchie, mehr sein Interesse als das der Legitimität zu Rathe gezogen habe. Er hatte besonders einen gefährlichen Gegner an dem Grafen von Blacas.

Die Kälte, die er in der Gesinnung des Königs bemerkte, und die zu verbergen Ludwig XVIII. nicht immer gelang, verstimmte Herrn von Talleyrand sehr. „Ich habe Alles für sie gethan und ich könnte ihnen noch nützlich seyn; sie wollen mich nicht mehr — desto schlimmer für sie. Sie leihen nur Schwachköpfen das Ohr, die nicht das Alphabet der Politik verstehen; sie mögen sich aber in Acht nehmen, sie können es bereuen."

Zum zweitenmale sah sich auf diese Weise Herr von Talleyrand von einer Gewalt verstoßen, die ihm ihr Daseyn verdankte. Indessen erhielt er, indem er von den Geschäften abtrat, doch eine Entschädigung.

Ludwig XVIII. ernannte ihn zu der Würde seines Ober-Kammerherrn mit einem Gehalt von 500,000 Franken.

— Der Ernst und die Wichtigkeit der Geschäfte zur Zeit der beiden Restaurationen verhinderte Herrn von Talleyrand nicht, die gute Gesellschaft mit seinen Witzen und Bonmots zu ergötzen.

Herr Alexis von G.... fragte einst, während der Conferenzen mit Alexander im Jahr 1813, Herrn von Talleyrand über den Gang der Regierung. „Nun, Fürst," sagte er zu ihm, wie gehen die Geschäfte?" — „„Wie Sie sehen,"" antwortete Talleyrand. Um den Sinn dieser Antwort zu verstehen, muß man wissen, daß die Augen des Fragenden ganz schief stehen und er entsetzlich schielt.

Ein anderesmal sagte man ihm, daß viele Leute ihn tadelten, beim Abfall (von Napoleon) die Initiative übernommen zu haben. „Mein Gott!" antwortete er, „das alles beweist weiter nichts, als daß meine Uhr vorausging, alle anderen aber Stunde hielten."

Vor der Bekanntmachung der constitutionellen Charte hatte eine Discussion im Conseil stattgefunden. Der Kanzler las den Entwurf vor und Talleyrand, der sehr aufmerksam zuhörte, verlangte plötzlich, eine Bemerkung machen zu dürfen. „Welche?" fragte Ludwig XVIII. mit Bitterkeit. — „„Sire,"" antwortete Talleyrand, „ich sehe keinen fixen Gehalt für die Glieder der Wahlkammer."" — „Nein, ohne Zweifel, davon ist nicht die Rede; ihre Functionen werden um so ehrenvoller seyn, als sie unentgeldlich sind." — „„Ja Sire, ich verstehe wohl, aber unentgeldlich — unentgeldlich — das wird viel theurer zu stehen kommen!"

Es müssen heute sehr wichtige Dinge im Cabinet berathen worden seyn, sagte jemand zu Herrn von Talleyrand, denn die Minister sind fünf Stunden beisammengeblieben. Que s'y est donc passé? — Il s'y est passé cinq heures, antwortete dieser.

Ein Emigrant redete einst in seiner Gegenwart vom Kaiserreich, sprach sich verächtlich über alle Verfügungen aus und behauptete, daß die Restauration allein im Interesse des Landes administrire. „Ganz richtig," sagte Talleyrand, „unter dem Kaiserreiche war man sehr zurück. On ne faisait que des merveilles, tandis qu'actuellement on fait des miracles."

Eine Emigrantin klagte Ludwig XVIII. an, nicht Royalist zu seyn. „Inzwischen," sagte Herr von Talleyrand, „ist er doch in Gent gewesen und bereit, dahin — zurückzukehren." Dieses dem König wieder hinterbrachte Wort reizte ihn sehr gegen Herrn von Talleyrand auf.

Bei der zweiten Restauration quälte irgend ein Mensch Herrn von Talleyrand um eine diplomatische Anstellung. „Ich möchte Ihnen gern gefällig seyn," antwortete dieser, „aber Sie müßten doch einige Ansprüche haben. — Monseigneur, ich bin nach Gent gegangen. — Nach Gent! Sind Sie dessen ganz gewiß? — Wie so? — Ja, sagen Sie mir aufrichtig, ob Sie dahin gegangen oder nur von dort zurückgekommen sind? — Ich begreife nicht — Sehen Sie, es waren zu Gent sieben- bis achthundert Royalisten, mehr nicht, meines Wissens, und mehr als funfzigtausend sind von dort zurückgekommen."

Man fragte ihn um seine Meynung über den Herzog von Richelieu, der berufen war, ihn zu ersetzen. „Ich denke," antwortete er, „daß er der Mann Frankreichs ist, der die Krimm am besten kennt."

— Im Jahre 1823 glaubte Frankreich in den Angelegenheiten Spaniens interveniren zu müssen. Herr von Talleyrand, der das Verdienst wieder erneuern wollte, das er sich hatte beilegen lassen, als habe er sich der Unternehmung Napoleons gegen dieses Land widersetzt, tadelte diesen Schritt der Regierung. Ludwig XVIII. war darüber sehr unzufrieden und das Gerücht ging schon, daß Herr von Talleyrand nicht nur gänzlich in Ungnade fallen, sondern selbst verbannt werden würde. Das erstemal, als der Ober-Kammerherr wieder vor ihm erschien, nahm er ihn so auf, daß Herr von Talleyrand, mit seinem Tact, wohl sah, daß etwas im Werke sey. „A propos, ich wünsche Ihnen Glück," redete ihn der König an, „Sie gehen aufs Land? — Nein, Sire, es sey denn, daß Ew. Majestät nach Fontainebleau gehen, denn dann würde ich um die Gnade bitten, Sie zu begleiten, um die Pflichten meines Amtes zu erfüllen. — Nein, nein, das ist's nicht, was ich sagen wollte. Doch genug!" Dabei blieb es einstweilen; einige Tage nachher aber wiederholte Ludwig XVIII. seine Frage. Herr von Talleyrand antwortete darauf, wie das erstemal. Endlich, zum drittenmale, sagte der König zu ihm: „Wie weit ist es von Paris nach Valrneay? — In der That, Sire," antwortete Talleyrand, „ich weiß es nicht genau, aber es muß noch einmal so weit seyn, als von Paris nach Gent." Nach dieser Replik entschloß sich Ludwig XVIII., den Ober-Kammerherrn in Ruhe zu lassen.

„— Meine Bourbons," sagte er einst mit prophetischer Bitterkeit, „haben mir ihre Gunst entzogen; das Beispiel des Directoriums und Napoleons haben ihnen nicht zur Lehre gedient. Nun, sie werden auch fallen! Es ist in mir etwas, was denjenigen Unglück bringt, die mich vernachlässigen!" (Wahrlich, prophetische Worte, die 1830 und seitdem in Erfüllung gegangen sind und die Ludwig Philipp bis jetzt zu beachten scheint.)

Am Ende der Krankheit Ludwigs XVIII. sagte Talleyrand von ihm, indem er über das Ministerium sprach: „Wenn er die Augen nicht öffnet, so muß er sie schließen."

Unter dem Ministerium Villèle sagte er, als er eines Tages Herrn Ferrand, unterstützt von zwei Bedienten, in die Kammer der Pairs treten sah, zu jemandem: „Sehen Sie einmal Ferrand an, er ist das Bild der Regierung; er glaubt zu gehen und man trägt ihn."

Man behauptete in Gegenwart des Herrn von Talleyrand, das Ministerium Polignac habe geschworen, daß es Frankreich retten würde; „Ja," sagte er, „wie die Gänse das Capitol gerettet haben."

Eines Tages, wo er sich in seinem Dienste als Ober-Kammerherr in den Tuilerieen befand, erschien das diplomatische Corps zur Cour beim König. Irgend jemand bemerkte, daß er den Bailli de Ferette, Minister von Baden, fixirte. Was hat Ihnen denn dieser arme Bailli gethan? fragte man ihn. „Er setzt mich in die größte Verlegenheit," antwortete Herr von Talleyrand, „denn, wie viele Mühe ich mir auch gebe, so ist es mir doch unmöglich, zu errathen, ob er drei Beine hat, oder drei Degen trägt."

Wir brechen hier ab, theils um unsern Lesern nicht das Lesen des Buches selbst zu ersparen, theils weil wir die uns selbst gesetzte Aufgabe, Auszüge über die drei wichtigsten Momente des politischen Lebens des Herrn von Talleyrand aus dieser Schrift zu geben, nun gelöst zu haben glauben und nichts mehr wünschen, als daß wir, statt zu wenig, nicht etwa zu viel gegeben haben mögen. Uebrigens ist das, was über die Revolution von 1830 und Herrn Talleyrands Wiederauftreten auf dem politischen Schauplatze gesagt wird, nicht von Interesse und Erheblichkeit; und wir behalten uns vor, über diesen Gegenstand aus einer andern neuen und höchst berücksichtigungswerthen Schrift belehrende Mittheilungen zu machen.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

der literarischen Blätter der Börsen-Halle,

von den Monaten April, Mai und Juni 1834.

No. 907. Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand. Von Jules Janin. (Beschluß.) — Einige Scenen aus der Schreckenszeit. Der Marquis von Favras. Carrier zu Nantes. — Algierische Gewohnheiten.

No. 908. Des Herrn von Chateaubriand testamentarische Vorrede zu seinen Denkwürdigkeiten. — Die Niger-Expedition. — Die Missionarien zu Siam. — Wissenschaftliche Reise in Südamerika. Von Orbigny, Naturhistoriker des Museums. — Verurtheilung der Girondisten; Details über ihre letzten Augenblicke. Tod der Madame Roland und Bailly's.

No. 909. Schilderung der letzten Revolution in Brasilien. — Paris revolutionnaire. — Verurtheilung der Girondisten; Details über ihre letzten Augenblicke. Tod der Madame Roland und Bailly's. (Beschluß.) — Proceß des Generals Custines und seines Sohnes.

No. 910. Erinnerungen aus der Revolution. Von Charles Nodier. Pichegru. — Schilderung der letzten Revolution in Brasilien. (Beschluß.) — Proceß des Generals Custines und seines Sohnes. (Beschluß.) — Denkwürdigkeiten von Mirabeau, geschrieben von ihm selbst, von seinem Vater, seinem Oheim und seinem Adoptiv-Sohne.

No. 911. Erinnerungen aus der Revolution. Von Charles Nodier. Pichegru. (Fortsetzung.) — Archäologische Forschungen über Constantinch. — Vorlesungen des Herrn Lerminier über die vergleichende Geschichte der Gesetzgebungen.

No. 912. Erinnerungen aus der Revolution. Von Charles Nodier. Pichegru. (Beschluß.) — Fragmente der Geschichte. Von Victor Hugo. — Pittoreske Reise um die Welt, unter der Leitung des Schiffs-Capitains, Herrn Dumont-d'Urville. Erster Artikel. — Politische Reflexionen. Ein Ministerium.

No. 913. Erinnerungen aus dem Morgenlande. Von Alphons de Lamartine. — Ueber Ahnungen. Von J. A. Saint-Valery. — Politische Reflexionen. Ein Ministerium. (Beschluß.) — Pittoreske Reise um die Welt, unter der Leitung des Schiffs-Capitains, Herrn Dumont-d'Urville. Zweiter Artikel. — Von der Emancipation Indiens und von seiner politischen und commerziellen Zukunft.

No. 914. Reminiscenzen aus dem Seeleben. Von Capitain James Scott. — Die Alchymisten und der Graf von Saint-Germain. — Von der Emancipation Indiens und von seiner politischen und commerziellen Zukunft. (Beschluß.) — Versuch über die Constitution des Menschen. Von M. G. Combe.

No. 915. Reminiscenzen aus dem Seeleben. Von Capitain James Scott. (Fortsetzung.) — Denkwürdigkeiten von Allen. Eine Sammlung von Erinnerungen aus unserer Zeit, bestimmt, die Wahrheit in der Geschichte zu ergründen. — Geschichte der Reformation, der Ligue und der Regierung Heinrichs IV. Von Capefigue.

No. 916. Dreijährige Sclaverei des Capitains A. de Maugenac. — Reminiscenzen aus dem Seeleben. Von Capitain James Scott. (Beschluß.) — Geschichte der Reformation, der Ligue und der Regierung Heinrichs IV. Von Capefigue. (Beschluß.)

No. 917. Dreijährige Sclaverei des Capitains A. de Maugenac. (Beschluß.) — Zukunft der Welt. Von Chateaubriand. — Erinnerungen der Marquise von Crequi. — Die wahre Gleichheit. Halb Scherz, halb Ernst.

No. 918. Edgar Quinet, über die Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand. — Erinnerungen der Marquise von Crequi. (Beschluß.) — Von der Conversation. — Die griechischen Frauen vor der christlichen Zeitrechnung. I. Die griechische Frau der heroischen Zeiten. — Richard Landers Tod.

Digitized by Google

No. 919. Edgar Quinet, über die Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand. (Fortsetzung.) — Die griechischen Frauen vor der christlichen Zeitrechnung. II. Die griechische Frau unter der Demokratie. (Fortsetzung.) — Fragment einer Reise in Persien. Die Bädee. Die Haeems. — Dampfwagen ohne Eisenbahnen. Von dem Herrn J. W. Schmitz. — Vorzug der Chaussee-Dampfwagen über Dampfwagen auf Eisenbahnen. Von dem Heren J. W. Schmitz.

No. 920. Edgae Quinet, über die Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand. (Beschluß.) — Palmyra. — Die griechischen Frauen vor der christlichen Zeitrechnung. III. Die Hetären. Louise Strozzi.

No. 921. Eine Episode aus der Zeit der Chouannerie in Frankreich. Von J. D. Descepeaux. Jambe-d'Argent und Dur-au-Fee. — Die Orientalen in ihrer Häuslichkeit. Von H. Corneille. — Die griechischen Frauen vor der christlichen Zeitrechnung. III. Die Hetairen. (Beschluß.) — Mexikanische Alterthümer. — Ein Brief Michel-Angelo's.

No. 922. Die Kriegsgefangenen. Aus den Erinnerungen des englischen Capitains Marryat. — Letzte Expedition von Richard Lander in Afrika. — Ein Brief Michel-Angelo's. (Beschluß.) — Von der römischen Vielgötterei, nachgelassenes Werk von Benjamin Constant.

No. 923. Die Kriegsgefangenen. Aus den Erinnerungen des englischen Capitains Marryat. (Fortsetzung.) — Von der römischen Vielgötterei, nachgelassenes Werk von Benjamin Constant. (Beschluß.) — Reisen nach dem Orient, unternommen auf Befehl der französischen Regierung in den Jahren 1830 bis 1833 von Fontanier.

No. 924. Die Kriegsgefangenen. Aus den Erinnerungen des englischen Capitains Marryat. (Beschluß.) — Ein Beuchstück aus der Selbstbiographie des Kaisees Jahangueir. Von dem Major David Price aus dem Persischen ins Englische übersetzt. — Reisen nach dem Orient, unternommen auf Befehl der französischen Regierung in den Jahren 1830 bis 1833 von Fontanier. (Beschluß.) — Seltene Resignation und deren würdige Anerkennung. — Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand. Von Alexander Sallé.

No. 925. Le Plessis-aux-Tournelle. Von A. Bossange. — Lafayette. — Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand. Von Alexander Sallé. (Fortsetzung.)

No. 926. Le Plessis-aux-Tournelle. Von A. Bossange. (Beschluß.) — St. Jean d'Acre. Von den Herren Michaud und Poujoulat. — Worte eines Gläubigen. Von La Mennais. — Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand. Von Alexander Sallé. (Fortsetzung.)

No. 927. Paris zur Zeit des Directoriums. — Die Alligatoren- oder Krokodillen-Jagd. Aus den Denkwüedigkeiten und Reisen des Capitains Basil Hall. — Entstehung der Erde aus der Sonne. Von J. W. Schmitz. — Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand. Von Alexander Sallé. (Fortsetzung.)

No. 928. Paris zur Zeit des Directoriums. (Beschluß.) — Ueber die Beerdigungen und die den Begräbnissen geweihten Stätten in Indien. — Von der Coalition der Capacitäten. — Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand. Von Alexander Sallé. (Fortsetzung.)

No. 929. Scenen der Wüste. — Ueber die Beerdigungen und die den Begräbnissen geweihten Stätten in Indien. (Beschluß.) — Ambulante Restaneationen und Caffeeschenken. — Der Frühling in der Bretagne. Aus den Denkwüedigkeiten des Heren von Chateaubriand. — Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand. Von Alexander Sallé. (Fortsetzung.)

No. 930. Ueber die Handelsbeziehungen zwischen England und Frankreich. — Verschiedenheit der Phänomene, die sich auf den Gebirgen der beiden Halbkugeln äußerte. — Politisches Leben des Füesten von Talleyrand. Von Alexandee Sallé. (Foetf.)

No. 931. Ueber die Handelsbeziehungen zwischen England und Frankreich. (Beschluß.) — Physiologische und hygienische Eigenthümlichkeiten einiger berühmter Geleheten. Aus dem Extrait de Phisiologie et Hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit, par le docteur J. H. Reveillé-Parisse. — Die arctische Expedition. — Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand. Von Alexander Sallé. (Forsetzung.)

No. 932. Revolutionaire Numismatik. Von Dumersan. — Politisches Leben des Füesten von Talleyrand. Von Alexander Sallé. (Beschluß.)

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 933. Hamburg. Mittwoch, den 2. Juli. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Politisches und moralisches Gemälde von Aegypten, im Jahre 1834.

(Aus dem Voleur.)

(M.)

Trotz des häufigen Verkehrs, welcher gegenwärtig zwischen Frankreich und Aegypten besteht, ist letzteres Land noch wenig bekannt. Die wenigen Notizen, die wir über seine innere Lage haben, sind entweder unvollständig oder widersprechend und man verdankt sie im Allgemeinen Agenten, die dabei interessirt sind, den jetzigen Herrn von Aegypten hoch über die Wolken zu erheben, oder auch Reisenden, die von diesem Lande nichts weiter als Mehemed-Ali's Pallast und Alexandriens Werfte gesehen haben. Wir entlehnen der Geschichte der französischen Expedition in Aegypten, herausgegeben von den Herren Denain und Delamarr, die folgende Schilderung, welche viele der Meynungen aufhebt, die bis jetzt gegolten haben, und das alte Land des Nils aus einem ganz neuen Gesichtspuncte zeigt.

„Verführt durch die Kämpfe, welche im Mittelalter die Reaction der besiegten Völker gegen die erobernden Völker bezeichneten, haben viele Schriftsteller in dem letzten türkisch-ägyptischen Kriege eine Empörung des arabischen gegen das türkische Geschlecht sehen wollen. In dieser Meynung liegt ein sichtlicher Irrthum; denn Aegypten ist im strengen Wortverstande nicht arabisch; die Araber wie die Türken haben es unterjocht; beide Geschlechter bestehen dort fort, aber unter verschiedenen Verhältnissen: die Türken, die Letztgekommenen, sind die Herren des Landes; sie sind es, die aus demselben Nutzen ziehen und es regieren; die Araber hingegen haben sich großentheils in der allgemeinen Knechtschaft verloren; weit entfernt, als eine völlig abgesonderte Caste zu gelten, findet man sie meistens nur als Fellahs oder Bauern im Innern von Aegypten, förmliche Leibeigene, seit mehreren Jahrhunderten einer gänzlichen politischen Sclaverei und gegenwärtig dem höchsten Elende preisgegeben. Mit anderen Worten, der Fond der ägyptischen Bevölkerung besteht aus zwei Geschlechtern, die gleich sehr der Gewalt beraubt worden sind: aus den muselmännischen Arabern und den christlichen Kophten, Geschlechter, die keinen anderen besonderen Charaktee als den ihrer Religionen haben, und in welchen alle Trümmer der ehemaligen erobernden oder überwundenen Völkerschaften verschmolzen haben: die Oberfläche ist türkisch geblieben.

„So ist Mehemed-Ali ein Türke, und nicht einmal der arabischen Sprache mächtig; alle Offiziere seiner Armee und seiner Flotte sind Türken; alle Beamte oder Civil-Agenten sind Türken, Kophten, Griechen oder Ausländer.

„In mehr oder minder zahlreichen Stämmen über alle Puncte von Afrika und Asien zerstreut, wo es Einöden und Saadwüsten giebt, bildet das arabische Geschlecht gegenwärtig nirgends einen homogenen und regelmäßigen Staat mehr. Einen Ort giebt es jedoch, wo man es noch ungemischt für sich, mit seinen Sitten, seinen Oberhäuptern und als unbeschränkten Gebieter des Landes antrifft: das ist im Nedschid, mitten in dem Gebirge, das unstreitig seine Wiege war; dort entspann sich, das geben wir zu, ein wirklicher Kampf zwischen dem arabischen Geschlechte, das unter dem Namen der Wechabiten focht, und dem türkischen Geschlechte, das eben durch ägyptische Truppen agirte; ein Kampf, der vielleicht mindee religiös als politisch war, und bei welchem zugleich materielle Interessen und Ideen im Spiel waren; denn nicht bloß im Westen und im Süden von Europa stehen der Despotismus und die Freiheit einander feindlich gegenüber. Zwei Principe bekämpften einander in gleichem Grade im Nedschid: das eine thätig, verständig, der politischen und bürgerlichen Freiheit nachgehend, und personificirt in dem Araber-Häuptling Abd-Allah-ben-Saud; das andere blind, zerstörend, und darauf ausgehend, alles seinem viehisch dummen Willen zu unterwerfen, repräsentirt durch den Türken Mehemed-Ali.

„Ibrahims Siege konnten diesem Kampfe kein Ende machen; einige Städte wurden geschleift, einige tausend Einwohner mußten über die Klinge springen — aber das mittlere Arabien blieb bei seiner Gesinnung und seinem unabhängigen Willen, und gleich nach dem Tode von Abd-Allah brach der Krieg, wie man es gesehen hat, auf allen Puncten der Halbinsel wieder aus. Zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, wurde derselbe selbst zum entschiedenen Nachtheile der Aegypter geführt.

„Man muß also anderswo, als in einem Aufstand der Geschlechter die Ursachen der Schilderhebung suchen, die im Jahre 1249 der Hegira (1833) das ottomannische Reich in zwei fast gleiche Hälften geschieden hat. Es war, genau genommen, nur ein Krieg des Ehrgeizes und der dynastischen Interessen.

„Als die Bevölkerung von Cairo im Monat Mai 1805 den Churschid-Pascha absetzte, um Mehemed-Ali mit dem Pelz eines General-Gouverneurs zu bekleiden, gab diese Act der Volks-Souverainität dem neuen Vice-Könige nur die Hauptstadt, deren Weichbild und einen Theil des Delta; es waren ihm noch fünf Jahre Ringens und Kämpfens Noth, um von den Mamelucken den Rest des Landes zu erobern. Erst um die Mitte des Jahres 1811 übte er endlich eine absolute Autorität von Syene bis nach dem mittelländischen Meere aus. Von da ab war seine Macht in stetem Zunehmen; seine drei Söhne eroberten nacheinander das Hedjaz, den Nedschid, die beiden Nubien, den Sennaar und den Kurdofan; endlich, im Jahre 1833, sah dieser Fürst seine nördlichen Gränzen bis auf zwanzig Tagemärsche von Constantinopel vorgerückt.

„Das Geschick des Mehemed-Ali hat den sonderbaren Charakter, daß ein jeder seiner Schritte in der durchlaufenen Bahn der Größe Aegypten immer ärmer gemacht hat. Das Land ist bei all der Macht, welche sein Gebieter erworben, immer schwächer und schwächer geworden.

Digitized by Google

So zählte Aegypten im Jahr 1805 mehr als 2,200,000 Einwohner, während seine jetzige Bevölkerung kaum noch 1,700,000 beträgt. Im Jahr 1805 waren die Abgaben leicht zu zahlen, der Boden ward durch freie Hände angebaut, Aegypten hatte Landbauer, Grundbesitzer, Kaufleute, Fabrikanten; jetzt müeden alle Fellahs, die auf beiden Ufern des Nils vertheilt sind, unter sich in baarem Gelde nicht einen einzigen Piaster aufbringen können; kein einziger Einwohner ist noch Herr eines Zollbreits Landes; die Industrie ist überall verschwunden und Aegypten hat nicht einen einzigen Grundbesitzer, einen einzigen Capitalisten, einen einzigen Fabrikanten, einen einzigen Kaufmann, einen einzigen Manufacturisten mehr aufzuweisen. Für Mehemed-Ali's Rechnung, zu seinem Nutzen ist es, daß die Fellahs ackern und ernten, die Weber von Said ihre Spulen in Bewegung setzen, die Arbeiter von Cairo und vom Delta wirken und fabriciren, und alle Gegenstände des Luxus wie der Nothdurft verkauft werden.

„Als dieser Fürst zur Gewalt gelangte, war das Volk gekleidet und fand noch, trotz der Streifereien von türkischen, mamelackischen, albanesischen und arabischen Banden, die bewaffnet alle Theile des Gebiets durchzogen, in der Fruchtbarkeit des Bodens oder in seiner Industrie, die Mittel, die Bedürfnisse des materiellen Lebens zu bestreiten; gegenwärtig geht eine Menge Einwohner buchstäblich nackend und kömmt, es ist dieses keine Metapher, vor Elend und Hunger um.

„Diese Schilderung könnte übertrieben scheinen, besonders wenn man sie den Bildern zur Seite stellt, welche einige Agenten von Aegypten entwerfen, in deren Interesse es ist, Mehemed-Ali und dessen Verwaltungs-System in das glänzendste Licht zu stellen. Die schnellen Fortschritte der europäischen Civilisation in Aegypten sind Thatsachen, die seit einigen Jahren als fast unbestritten angesehen werden; die meisten Politiker und Zeitungen wissen nicht Worte zu finden, wie sie die wissenschaftlichen und industriellen Schöpfungen Mehemed-Ali's genügend loben sollen; alle klatschen dem Muselmann Beifall zu, der mit großen Kosten Chemiker, Mathematiker, Aerzte, Mechaniker, Künstler, jeden Luxus, kurz einen sehr vorgerückten gesellschaftlichen Zustand nach dem alten Boden des Nils verpflanzt. Ist Aegypten reich genug an Bevölkerung und materiellem Wohlstand, um einen solchen Luxus der Civilisation ertragen zu können, um Nutzen davon zu haben? Weit entfernt, dies zuzugeben, sehen wir die Richtung, welche Mehemed-Ali einschlägt, als verderblich an; denn sie lenkt diesen Fürsten von Institutionen ab, die nothwendiger und dringlicher sind, und verschlingt Capitalien, die er nützlicher verwenden könnte.

„Was soll z. B. die ärztliche Wissenschaft bei den Leiden einer Bevölkerung fruchten, die vom Elend decimirt wird? Wozu die vielen Manufacturen in einem Lande, wo die Einwohner nicht einen Fetzen zu kaufen vermögen, womit sie ihre Blöße bedecken könnten? Was nützen Zucker-, Indigo-Fabriken und chemische Producte Unglücklichen, die ohne Obdach und ohne Nahrung sind? Und wozu Geometer und Mathematiker in einem Lande, wo die Bevölkerung, ihres Bodens beraubt, nicht einen Acker ihre nennt, nichts zu theilen, nichts zu messen hat?

„Das erste Element des Gedeihens eines Landes ist die Bevölkerung; Mehemed-Ali aber hat Aegypten entvölkert und entvölkert es noch täglich mehr.

„Andererseits ist nur da eine Bevölkerung möglich, wo Familien sich zu nähren vermögen; nun bilden aber die Landestheile, welche gegenwärtig in Cultur sind, nicht allein kaum zwei Drittheile des arabischen Bodens, welchen Aegypten vor fünfundzwanzig Jahren aufzuweisen hatte, sondern sind auch nicht im Stande, die den Einwohnern nöthigen Nahrungsstoffe zu produciren, indem der Vice-König die besten Getraidefelder in Baumwoll-Plantagen und Maulbeerbaum-Anpflanzungen umgewandelt hat. Ist demnach die Einführung unserer industriellen und manufacturischen Wissenschaft nicht ohnmächtig gegen die verderblichen Folgen dieses doppelten Systems? Aegypten geht unter wegen Mangel an Menschen und dafür giebt weder die Chemik noch die Mechanik ein Aushülfsmittel.

„Mehemed-Ali hat die Civilisation aus einem verkehrten Gesichtspuncte genommen; er hat sie in dem Daseyn einer mächtigen Armee, einer zahlreichen Flotte und in den Anlagen großer Canäle sehen wollen, alles Dinge, die in Europa nur das Ergebniß einer großen Entwickelung von Reichthümern und Bevölkerung sind. Aegypten zählt bei weniger als 1,700,000 Einwohnern fast achtzigtausend Soldaten; sein auswärtiger Handel ist null, weil der Vice-König in ihm den einzigen Kaufmann macht; und der einzige Hafen, den es hat, ist überfüllt von Kriegsschiffen; der innere Verkehr beschränkt sich, mit Ausnahme der Operationen des Mehemed-Ali, auf ein jämmerliches Detail-Geschäft, während Canäle von zwanzig Lieues mitten in Sandwüsten gegraben worden sind.

„Europa hat in Aegypten nie anderes als Mehemed-Ali gesehen, und dieser Fürst sah seinerseits in Aegypten immer nur sich selbst. Zwei Generationen sind von ihm in den Kadees seiner Armee, in denen seiner Flotte und in dem Aufgraben seiner Canäle verschlungen worden.

„Diese gräuliche Consum von Menschenfleisch war es, der ihn nöthigte, seinen Sohn Ismail auszuschicken um fünfhundert Lieues weit über Siena hinaus Soldaten zu suchen; er hat beide Nubien, den Sennaar und das Kurdofan entvölkert; aus den Dörfern sind selbst Weiber, Kinder und Greise weggeführt worden, alles ohne Nutzen für Aegypten; denn noch täglich werden vor den Thoren von Aegypten, ja selbst in den Straßen der Stadt Arbeiter aufgehoben, um die Lücken auszufüllen, welche Desertion oder Krankheiten in den Regimentern des Vice-Königs zuwegegebracht haben. Ein Beispiel unter tausend mag dienen, von den Ansichten dieses fürstlichen Civilisators und von der Lage des Landes, das er zu civilisiren Willens ist, Kunde zu geben.

„Im Laufe des Jahres 1826 bedurfte der Vice-König einer Aushebung von zwölftausend Mann. Von einem Ende Aegyptens bis zum andern hoben die Dorfs-Oberhäupter ganze Familien auf und schickten sie ins Lager von el Khanzah. Die Straßen waren bald mit Unglücklichen bedeckt, die, nackend, zwei und zwei zusammengebunden, um den Hals oder an der Faust eine schwere hölzerne Fessel tragend, von Reitern escortirt wurden, die in diesem Gensd'armerie-Dienst abgehärtet waren. Einige darunter hatten eine Strecke Weges von fast zweihundert Lieues zu machen; die meisten hatten ihre Weiber und Kinder bei sich: sie erreichten den Bestimmungsort im höchsten Grade von Strapazen und Hunger erschöpft. Endlich beisammen, ließ man sie sich in einer großen Sandebene aufstellen, wo die Offiziere dann zur Auswahl schritten. Folgendes war das officielle Resultat dieser Inspection:

Rekruten, die beim Corps angekommen, aber aufgeschossen und zurückgesandt worden	36,000
Zulässig befundene Rekruten	12,000
Weiber, Töchter, Kinder, Greise, wovon ein Drittheil im Lager geblieben	22,000
Zusammen	70,000.

„So hatten siebenzigtausend Unglückliche auf fast vierzig Tage ihre Felder verlassen, ihre Ernten untergehen sehen und ihre Existenz gefährden müssen, um den Truppen des Vice-Königs zwölftausend Rekruten zu liefern. Aber das ist noch nicht alles! mit einer Reise kommen die Elenden, die als dienstuntauglich heimgesandt worden, noch nicht frei. So wie eine neue Rekrutirung nöthig wird, sieht man sie abermals mit einem Stricke um den Hals auf der Landstraße; ob auch als Schwächlinge, als Hinkende zurückgesandt und seitdem in nichts gebessert, müssen

Digitized by Google

sie immer wieder wandern, zur Ausfüllung der aufgegebenen Zahl. Nicht Alter, nicht Verheirathung schützen; ob funfzig Jahre alt, ob Vater einer zahlreichen Familie, bleibt unberücksichtigt, sind nur die körperlichen Kräfte da. In dem letztbesagten Falle folgt die Familie ihrem Haupte in die Garnison wie ins Lager und bekommt eine Supplementar-Ration.

„Im Jahr 1830 hatte Alexandrien mehrere Kriegsschiffe bekommen, die in einem europäischen Hafen gebaut worden waren: diese mußten nun Matrosen haben. Schnell ließ der Gouverneur von Alexandrien alle Eselsführer in der Stadt, alle Fellahs mehrere Stunden im Umkreise aufgreifen, und nach drei Tagen hatte ein jedes der neuen Fahrzeuge seine vollständige Bemannung.

„Wir wollen nicht wieder auf den Bau des famösen Canals Mahmudyeh zurückkommen, an welchem bekanntlich zweimalhunderttausend Fellahs acht Monate lang ohne Obdach, ohne Rationen, ohne andere Werkzeuge als ihre Hände arbeiteten; die Leichen von zwanzigtausend unter ihnen, die dabei in Hunger und Elend umkamen, halfen die Ufer erhöhen.

„Wenn die Bewohner von Aegypten aus diesem fluchbeladenen Lande fliehen könnten, würde das doppelte Ufer des Nils gegenwärtig wahrscheinlich unbewohnt seyn; aber im Norden durch das mittelländische Meer, im Süden durch die nubischen Einöden, im Westen durch die Sandwüsten Lybiens und im Osten durch das rothe Meer festgehalten, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als in den Mauern der Städte eine Zuflucht wider die alles unterdrückende Despotie der niederen Beamten Mehemed-Ali's zu suchen. Tagtäglich veröden neue Dorfschaften, deren Bevölkerung verschwunden ist; durch diese Auswanderung gewinnt die Bevölkerung der großen Städte, und so kommt es denn, daß z. B. Cairo augenblicklich fast die doppelte Einwohnerzahl von vor zwanzig Jahren hat.

„Wir müssen jedoch zugeben, daß Mehemed-Ali, wenn er sich auch täglich an der Civilisation, an der Menschheit, so wie wir eins und das andere bei unsern europäischen Bedürfnissen und Begriffen verstehen, versündigt, ihm weniger ein Vorwurf daraus zu machen ist, sobald man sein doppeltes politisches und administratives System aus einem orientalischen Gesichtspuncte betrachtet. Im Morgenlande sind die Spoliirungen des Eigenthums, die Handelsmonopole, die Sclaverei der Völkerschaften im Rechte begründete Dinge; der Mensch wird politisch für nichts gezählt; es wird dort nur ein einziges Recht als heilig anerkannt, das Recht des Fürsten, ein Recht, welches nach der Religion von Gott selbst ausgegangen ist, es möge ihm nun der Sieg, die Erblichkeit, oder selbst die Usurpation zum Genade liegen; „denn," so heißt es im Koran, „Allah verleiht den Sieg wem er will und läßt nur den herrschen, den er auf dem Throne behalten will."

„Auch empfinden die Aegyptier ihr Elend nicht in dem Grade, wie wir es für sie empfinden; wir fühlen uns empört, wenn wir sie so erniedrigt, so elend sehen; es ist dies aber ein Gefühl, das sie nicht haben: sie dulden, ohne zu klagen; sie dulden in Trauer und Ergebung, gleich Kranken, die eine Amputation bestehen, welche als unumgänglich erkannt worden ist.

„Diejenigen, die mit Mehemed-Ali am besten bekannt sind, gestehen überdem, daß es diesem Fürsten nie im Ernste in den Sinn gekommen ist, auf die Rolle und den Namen eines Civilisatoren Anspruch zu machen; es ist dieses ein Titel, der ihm von den eingeborenen und den ausländischen Höflingen beigelegt wird, was er sich allenfalls gefallen läßt. Die Einführung europäischer Dinge in Aegypten ist ihm immer nur ein Mittel, nie der Zweck gewesen. Aegypten ist, wie schon gesagt, nach seinen Ansichten, nach seiner Handelsweise immer nur sein eigenes Ich. Was Europa betrifft, so hat er eine lange Zeit von dessen Civilisation nichts weiter verlangt, als einige Bataillons, die ein Heckfeuer machen und ein Quarré bilden könnten; er hat in ihm eine geraume Zeit nur einen Menschen — den General Bonaparte gesehen.

„Mehemed-Ali, sagen einige Lobspender, war Aegypten nichts schuldig als den Despotismus der türkischen Paschas, seiner Vorgänger, Seinesgleichen, und doch hat er Keime der Civilisation gelegt, die späterhin dem Lande zu Gute kommen müssen.

„Man civilisirt aber keine Saadwüsten, sondern nur Menschen, und Mehemed-Ali entvölkert Aegypten und arbeitet tagtäglich dahin, es in eine Einöde umzuwandeln. Was das Nichtbestehen aller gesellschaftlichen und politischen Pflichten gegen seine Unterthanen betrifft, so dürfen wir nur bemerken, daß er weder durch ein Erbrecht, durch den Sieg, noch durch den Willen des Sultans, sondern durch den Willen des Volks die oberste Gewalt erhalten hatte; daß es im Namen der verhöhnten Freiheit, im Namen des verletzten Rechtes war, daß er seinen Vorweser Churschid stürzte, und daß die Scheiks und die Einwohner von Cairo ihn nur unter der Zusage zum Vice-König erwählten, durch und für das Volk regieren zu wollen.

„Wir wollen hinzusetzen, daß in dieser Frage ein Gedanke liegt, der die anderen beherrscht, und in dem man für den Augenblick Trost suchen muß. Nichts von allem, was hier unten geschieht, ermangelt der providentiellen Logik. So hat das persönliche Interesse den Mehemed-Ali vermocht, die Scheidewand niederzureißen, welche das Morgenland von dem Abendlande trennte; es hat eine Verschmelzung, ein Austausch der Begriffe stattgefunden — und das war die Hauptsache. Wenn Mehemed von unserer Civilisation nur dasjenige genommen hat, warum es seiner Politik zu thun war, so werden die Völker späterhin unstreitig dasjenige davon nehmen, was ihrem Interesse frommt. Die Menschheit ist immer so vom Bekannten zum Unbekannten fortgeschritten; Aegypten wird keine Ausnahme von dieser Regel machen.

„Im Uebrigen ist Mehemed-Ali's Gewalt ein rein persönlicher Zufall. Aegypten respectirt in ihm ein Glück, das noch jetzt seine Einbildungskraft in Erstaunen setzt. Wir bezweifeln es jedoch, daß das Reich, welches er so mühsam aufgebaut hat, ihn überleben wird. Ibrahim hat sicher einen kräftigen Kopf und eine sehr feste Hand; aber die Kriegsstrapazen haben ihn schwer mitgenommen, und einige Handlungen des Zorns und großer Strenge haben vielen Militairhäuptern einen Haß gegen ihn eingeflößt, der seiner Thronbesteigung sehr nachtheilig werden dürfte.

„Wem wird dies hehre Erbtheil zufallen? Das ist eine Frage, deren Lösung nicht leicht ist; wir wollen es jedoch wagen, unsere Meynung darüber auszusprechen.

„Die arabische Halbinsel scheint uns von Neuem einem eingeborenen Gouvernement, der wechabitischen Herrschaft bestimmt zu seyn. Syrien, für das durch einen Successionskrieg zerrissene Aegypten zu stark, aber zu schwach, um selbstständig bestehen zu können, wird unstreitig dem Großherren wieder zufallen. Was Aegypten betrifft, so ist es nicht unmöglich, daß es aus seiner Mitte neue Militair-Dynastien, neue mamelucksche Milizen erstehen sieht, falls nicht ein europäischer Anlauf, indem er die Türken aus Constantinopel verjagt, den Thron des Sultans zu Cairo wieder aufbaut.

„Das ist die Zukunft, die wir den Staaten vorbehalten glauben, die gegenwärtig dem Mehemed-Ali unterworfen sind. Was die Gegenwart betrifft, so sagen wir, daß, wenn dieser Fürst im Orient der Monarch ist, dessen Macht sich am furchtbarsten und gefürchtetesten zeigt, Aegypten von allen muselmännischen Ländern dasjenige ist, wo die meiste Unterdrückung und das tiefste Elend herrschen."

Digitized by Google

Das Irrenhaus zu Cairo.

(N.)

Daſſelbe iſt in einem der Flügel einer großen Moſchee angelegt, deren Haupteingang man paſſiren muß, um nach dem Hofe zu gelangen, wo die Irren eingeſperrt ſind. Ein Irrenhaus iſt in allen Ländern ſtets ein furchtbares und den menſchlichen Stolz tief demüthigendes Schauſpiel; aber nirgends wohl gräulicher und abſcheckender als eben zu Cairo. Nach dem wilden Anſehen der Wächter und dem Zuſtande der mit Wunden und Quetſchungen bedeckten Opfer zu urtheilen, müſſen dort Scenen der Grauſamkeit vorgehen, die zu ſchauerlich ſind, um eine Beſchreibung zu geſtatten. Mitten auf dem Hofe iſt ein viereckigter Teich, den man mit dem Namen eines Brunnens belegt, der aber ſeinem Anſehen und ſeiner Ausdünſtung nach vielmehr als ein Sumpf oder Kloak zu bezeichnen wäre. Die Mauern und das Pflaſter ſind mit einer grünlichten und feuchten Materie überzogen, die das Gemüth gewiſſermaßen auf die Schreckniſſe vorbereitet, deren Zeuge es in den Zellen ſeyn ſoll. Der Mauer, welche den Hof umgiebt, gegenüber, ſieht man eine gewiſſe Anzahl Oeffnungen, die durch viereckige eiſerne Thüren verſchloſſen ſind, und die man für die Ausgänge vormaliger unterirdiſcher Höhlen zur Aufbewahrung wilder Thiere halten könnte, wenn man nicht hinter ihren Gittern, gewöhnlich in gänzlicher Nacktheit, menſchliche Weſen erblickte. Eine ſchwere Kette hängt an dem maſſiven eiſernen Halsbande, das dem Unglücklichen umgethan iſt. Dieſe Kette, welche ſich durch das Gitter außen an der Mauer bis zur nächſten Zelle hinzieht, feſſelt dort einen zweiten Irren in derſelben Weiſe, ſo, daß wenn der Eine eine Bewegung macht, der Andere ihr nothwendig folgen, oder, wenn er der ſtärkere iſt, ihr Widerſtand leiſten muß.

In der erſten Zelle, von der rechten Seite angefangen, ſahen wir, berichtet ein engliſcher Reiſender, einen jungen Araber, der in eine Lethargie verſunken war, aus welcher ihn nichts zu erwecken vermochte. Er ſah uns nach, als wir an ihm vorübergingen, ſonſt hätte man ihn für eine Statue halten können. Der Zweite war ein Soldat, der auf der Inſel Candia vom Wahnſinn befallen, durch Mehemed-Ali hieher geſandt worden war, um hier den Reſt ſeines Lebens zuzubringen. Er ſaß, völlig nackend, mit untergeſchlagenen Beinen und die Arme über der Bruſt gekreuzt, mit geſchloſſenen Augen, wie wenn er träumte, am Gitter. Durch Anrufung ſeines Namens geweckt, ſchlug er langſam die Augen auf. Als einer der Beſuchenden ihm eine Blume präſentirte, roch er daran, und ſchien uns mit Intereſſe zu betrachten; wenn er angeredet wurde, lächelte er, ſprach aber kein Wort. Sobald wir ihn verlaſſen hatten, verſank er gleich wieder in ſeine vorherige Betäubung.

Das Individuum, welches die anſtoßende Zelle inne hatte, und in ſeine Decke gehüllt in einem Winkel auf ſeiner Matte lag, erhob das Haupt, als es angerufen ward, ſtierte uns mit ſeinen verſtörten und erloſchenen Augen an, zog ſich die Decke dann wieder übers Geſicht, und wollte weiter nichts von uns wiſſen. Dicht neben demſelben, hinter dem nächſten Gitter, befand ſich ein junger etwa achtzehnjähriger Mann, der, mit Gewalt aus ſeinem Dorfe entführt und unter die Soldaten geſteckt, darüber den Verſtand verloren hatte und ſich nun auf ewig von den Seinigen geſchieden ſah, während er, verſtändig behandelt, wohl zu heilen geweſen ſeyn möchte, indem ſeine Krankheit am Ende nur ein Heimweh höheren Grades war. Nach ihm kam ein junger Araber, der mit einer ungewöhnlichen Zungenfertigkeit die Geſchichte ſeiner Einſperrung erzählte. Es ſey, ſagte er, ſeine Schweſter daran Schuld, die ihn aus ſeinem Dorfe habe wegführen laſſen, um ihn hier feſtzuſetzen.

Aber es iſt unmöglich, alle die Unglücklichen in Augenſchein zu nehmen, die dieſe Stätte des Jammers bewohnen. Der Scheußlichſte darunter war ein Mann aus Cairo, verſunken in allen Laſtern, obwohl einer reſpectablen Familie angehörend. Er war mit Wunden und Narben bedeckt, zu einem Geripp abgemagert und noch die Beute des Fiebers, welches ihn um ſeinen Verſtand gebracht hatte. — Dicht neben ihm befand ſich ein Muzzlim, der, als er geſehen, daß wir Franken waren, uns mit Schimpfwörtern überhäufte, die gegenwärtig nur einem Wahnſinnigen in Aegypten nachgeſehen werden. — Einer der Inſaſſen des Narrenhauſes ſtand in dem Verdacht, daß er nur, um ſich der Strafe für ein großes Verbrechen zu entziehen, die Rolle eines Verrückten ſpiele; auch bemerkten wir, als wir ihn ſahen, keine Spur der Geiſtesverwirrung an ihm: er war beſchäftigt, Agraffen und Knöpfe zu fabriciren.

Der, durch den ſteten Anblick ſolcher Leiden abgehärtete, alte arabiſche Wächter, welcher uns umherführte, hörte nur mit Widerwillen auf die verworrenen Reden der Irren hin. Wie die Unglücklichen genährt und wie ſie ſonſt behandelt werden, darüber konnte oder wollte er keine Auskunft geben; jedoch flößt ſchon der bloße Anblick der Anſtalt und ihrer inneren Oekonomie den Ausländern Abſcheu ein.

Ein Beſuch bei der Favorit-Gemahlin des Paſchas von Aegypten.

(Aus the Captives in India &c. by Mrs. Holland.)

(N.)

— Nachdem Olivia die Thore des Kaſtells paſſirt war, ward ſie nach einem kleinen Hofplatze geführt, in deſſen Mitte eine Quelle ihr klares Waſſer in ein Marmorbecken ergoß, wie dies in den öſtlichen Ländern überall der Brauch iſt; der Platz war von vergoldetem Gitterwerk und anderen Zierathen in einem Styl umgeben, wie ſie es nie geſehen, und es verwirklichten ſich ſo in ihrem Geiſte die Eindrücke, welche ſie in ihrer Jugend von dem Reichthum und der Pracht, womit die arabiſchen Mährchen prunken, gewonnen hatte.

Darnach thaten ſich ein paar Flügelthüren auf und ſie ward durch ein Vorzimmer, belegt mit dem Producte der perſiſchen Webekunſt und duftend von Wohlgerüchen, in das innere Gemach geſchoben, welches zu ihrem Erſtaunen ganz mit Frauenzimmern angefüllt war, die ſie mit kindiſcher Neugier, bei einigen ſelbſt mit Furcht gemiſcht, anſtarrten. Die reichen Anzüge und bei einigen ſelbſt die ausgezeichnete Schönheit ſetzten es außer Zweifel, daß ſie die Damen des Harems und keine Sclavinnen waren; doch bildeten ſie ſofort ein Spalier, das zu einem weiblichen Weſen führte, welches auf einer kleinen viereckigten Ottomanne von Seide mit Gold gewirkt ſaß, und deren prachtvoller ſchimmernder Anzug Olivia ganz die Augen verblendete. Die tiefe Verbeugung, womit ſie den erſten Blick der Favoritin erwiederte, ſchien dieſe aus einer Träumerei erweckt zu haben, und obwohl haſtig, dennoch mit Grazie ſich erhebend, bot ſie Olivia die Hand, ſagte ihr einige leiſe, aber doch vernehmliche Worte, und ließ ſie neben ſich Platz nehmen. Olivia konnte nun analyſiren, was ſie im erſten Augenblick ſo überraſcht und eingenommen hatte. So prachtvoll auch der Anzug der ſchönen Morgenländerin war, ſtand er dennoch nicht im Einklang mit deren vollendeter Schönheit und hoher Zierlichkeit; doch war die Schönheit von ganz anderer Art, als was ſie je geſehen hatte. Dieſe Eigenthümlichkeit hatte ihren Grund in der blaßgelben Limonienfarbe, an welche ſich das ungewöhnte Auge erſt gewöhnen mußte. Einige wenige Augenblicke waren aber hinreichend, um Olivia zu überzeugen, daß dieſe Farbe die Schönheit noch mehr hebe, als blond oder oliv, und ſie hatte nie eine zartere Haut, hochrothere Lippen geſehen, nie in größere, dunklere und ſanftere Augen geſchaut, dabei war jeder Geſichtspunct rein griechiſch, gepaart mit der lebendigen Schönheit, welche der Marmor nie wiederzugeben vermag.

Digitized by Google

Supplement zu den Denkwürdigkeiten und Erinnerungen des Herrn Gaudin, Herzogs von Gaëta, Minister der Finanzen unter dem Kaiserreiche.

(2.)

Ueber dieses Buch finden wir im Journal de Paris folgende kritische Anzeige (unstreitig von Herrn Fain, vormaligem Privat-Secretair Napoleons), die für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn dürfte:

— Nicht zufrieden, dem Gedächtniß des Kaisers Napoleon schon eine glänzende Huldigung gebracht zu haben, macht es sich der Herzog von Gaëta in dem vorliegenden Werke zur Aufgabe, durch Thatsachen, die zum Theil selbst als Anecdoten Interesse haben, gewisse Anklagen zu bestreiten, die man zu leichtsinnig gegen den großen Mann geeichtet und die im Publiko nur zu eifrig und übereilt Glauben gefunden haben.

Wie viele vormalige Schmeichler Napoleons, die nachher Hofleute Carls X. und neuerlicher noch Volks-Tribunen geworden sind, haben wiederholt, daß der Kaiser ein unbeugsamer Despot, ein wahres Ungeheuer von Undankbarkeit war! Folgende Thatsache wird den Leser in den Stand setzen, diese Anklagen zu würdigen:

„Während des Feldzugs von Austerlitz hatte ein Beamter ersten Ranges (der Minister des Schatzes), außerdem ein Mann von Verdienst, einen Fehler begangen, der die wichtigsten Folgen gehabt hatte. Wer kann sich auch schmeicheln, dergleichen nie zu begehen? Der Kaiser war äußerst aufgebracht darüber. Bei seiner Rückkehr, die sehr kurz auf den Empfang dieser Nachricht folgte, besetzte er die Stelle anderweit und einige Tage nachher sagte er in einer Privat-Unterhaltung mit mir, darauf zurückkommend, was während seiner Abwesenheit geschehen: Diese Angelegenheit hat ein ganz anderes Ende genommen, als ich selbst gedacht; ich war im ersten Augenblick entschlossen, M*** bei meiner Ankunft in Paris verhaften und ihm den Proceß machen zu lassen. Ich bin mit dieser Absicht in Schönbrunn in den Wagen und in den Tuilerieen ausgestiegen; ich wollte beim Eintritt in mein Cabinet den Befehl dazu geben. Glücklicherweise kam mir der Gedanke, ihn zu hören; ich ließ ihn rufen und er zeigte eine so unzweideutige Aufrichtigkeit in seinem Versuche der Rechtfertigung, daß ich mir sagte: Es ist mein Fehler, diesem Manne einen Posten anvertraut zu haben, zu welchem er nicht paßte. Ich muß ihn nicht zum Opfer eines Irrthums machen, den ich begangen habe und ich entließ ihn frei nach Hause.“

Ein Jahr später trat an die Stelle dieser vorübergehenden Ungnade ein glänzender Beweis von Zutrauen und Achtung.*)

Wer hatte wohl Napoleon mehr zu danken, als sein vormaliger Secretair, Herr von Bourienne, und welcher Mensch hat ihn je mit schwarzerem Undank bezahlt? Wenn man den vom letzteren heraus-gegebenen Denkwürdigkeiten trauen sollte, so hätte der erste Consul, als er ihn aus dem Cabinet entließ, einer Regung von Eifersucht nachgegeben und hätte nur die allgemein verbreitete Meynung zerstören wollen, daß dieser Secretair ihm zur Regierung des Staates unentbehrlich sey. Eine abgeschmackte Voraussetzung, welcher man ihr Recht anthun muß. Herr von Bourienne kannte besser als irgend jemand die Ursache seiner Ungnade: aber es war ihm wichtig, die Leichtgläubigen, deren es an allen Orten und zu allen Zeiten so viele giebt, zu täuschen. Der Herzog von Gaeta übernimmt die Mühe, über diesen Punct die Wahrheit herzustellen. Nachdem er ohne Schwierigkeit bewiesen, daß der Kaiser dem Herrn von Bourienne nothwendiger war, als dieser seinem erlauchten Beschützer, giebt er uns, mit einer exemplarischen Mäßigung, folgende Erklärung:

„Unangenehme Gerüchte hatten sich über eine Angelegenheit verbreitet, die den Functionen des Herrn von Bourienne ganz fremd war, und in welcher er sich, wie man behauptete, sehr compromittirt haben sollte. Es handelte sich von einer commerziellen Speculation, dessen Gegenstand ich mich nicht erinnere. Alles, was ich weiß, ist, daß man von einem Stellionat sprach, dessen er angeklagt seyn sollte. So stand die Sache, als der erste Consul, in einer Privat-Unterhaltung mit mir, über diese Angelegenheit sprach und mir sehr betrübt darüber schien. Ein Mann, sagte er, der seit so langer Zeit um mich ist — es ist schrecklich! — Aber welches Resultat glauben Sie, daß diese unglückliche Sache haben würde, wenn sie streng verfolgt würde? — Nun, antwortete ich, ich will glauben, daß das umlaufende Gerücht nur eine Erfindung Uebelwollender ist: wenn sich aber eine solche Anklage gegründet fände, so würde sie zu einer Criminal-Untersuchung führen und Sie wissen, was davon die Folgen seyn müßten. Ich sehe, erwiderte er mit Bewegung, daß ich ihn nicht bei mir behalten kann. Bald darauf erfuhr ich, daß Herr von Bourienne die Stelle eines Privat-Secretairs verlassen habe.

Dieser ersten Ungnade, woraus sich Herr von Bourienne eine so loyale Empfehlung bei den Bourbonen gemacht hatte,*) muß man noch eine andere derselben Art hinzufügen, die er uns mit derselben Wahrheitsliebe für eine empörende Ungerechtigkeit giebt.

Indem der Kaiser einen alten Freund von seiner Person entfernte, hörte er doch nicht gänzlich auf, Theil an ihm zu nehmen und wollte seine Ungnade dadurch mildern, daß er ihn als Chargé d'Affaires nach Hamburg schickte. Herr von Bourienne aber residirte nicht lange in dieser Handelsstadt, ohne Napoleon neue Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben. Der erzürnte Monarch schickte ihm den Befehl zu, sechs Millionen Franken, zur Erbauung eines neuen Hotels der auswärtigen Angelegenheiten, an den Schatz zu zahlen. Das war denn, sagt Herr von Bourienne, der die Anecdote selbst erzählt, der Lohn, der meiner wartete!

Sehen wir nun, ob dieser sentimentale Ausruf von einem guten Gewissen ausging. Zwei Worte, sagt der Herzog von Gaeta, werden hinreichen, dieses Geheimniß aufzuklären:

„Napoleon hatte von Hamburg sehr wichtige Denunciationen über das Benehmen des Herrn von Bourienne erhalten. Das Continental-System, das er in seinen Memoiren so streng behandelt, war, sagte man, für ihn die Quelle unermeßlichen Gewinns geworden. Der Kaiser beauftragte mich, eine Untersuchung an Ort und Stelle vornehmen zu lassen; und einige Zeit darauf erstattete mir der Director dieser Administration einen Bericht, welcher die dem Kaiser zugekommenen Nachrichten vollkommen bestätigte. Ich übergab ihn demselben; er behielt ihn, ohne sich darüber auszusprechen. Dieser Bericht mußte in das Mini-

*) Dieser Ex-Minister, einer der ehrenwerthesten Männer jener Zeit, wurde zum ersten Präsidenten des Rechnungshofes ernannt. Anm. d. Vers.

*) Wir erinnern hierbei unsere Leser an manche unserer Anmerkungen, mit welchen wir seiner Zeit die Auszüge begleiteten, die wir aus den Bourienneschen Memoiren gaben, als sie bei ihrer Erscheinung mit allgemeiner Neugierde und der Voraussetzung, wichtige Aufschlüsse zu erfahren, gelesen wurden. Unsere damals ausgesprochenen Zweifel gegen die historische Glaubwürdigkeit des Verfassers in mehreren Stellen, gegen seine Urtheilsfähigkeit sowohl, als noch mehr gegen die moralischen Motive, die Hn. v. B. in Beziehung auf die Bourbonen, in seinen Urtheilen über Napoleon leiten möchten, wurden zu jener Zeit von Manchen für unberufen, wo nicht für anmaaßend, gehalten, die der einstige Nimbus dieses ehedem angestaunten Geschäftsmannes noch verblendete; die Zeit hat seitdem zwischen uns und diesen Tadlern, oder vielmehr zwischen unserer historischen Kritik und den Bourienneschen Memoiren, entschieden. Anm. d. Red.

Digitized by Google

sterium der auswärtigen Verhältnisse abgegeben werden, zu dessen Attributionen diese Angelegenheit definitiv gehörte. Kurz nachher erfuhr ich die Zurückberufung des Herrn von Bourienne und zugleich, daß der Kaiser beschlossen habe, daß er zum Bau des neuen Hotels der auswärtigen Angelegenheiten eine Summe beitragen solle, deren Betrag ich vergessen habe."

Wen wird man nun wohl überreden, daß der Kaiser seinen Chargé d'Affaires mit einer so hohen Contribution hätte belegen sollen, wenn er nicht durch sehr wichtige Motive dazu bewogen worden wäre, und wenn seinerseits der speculirende Beamte nicht gute Gründe gehabt hätte, die Publicität gerichtlicher Debatten zu scheuen.*)

Gerade in diesem Moment, wo sich diese Angelegenheit in die Länge zog, überlieferten uns die Unfälle unserer Heere der Restauration. Das Benehmen des Herrn von Bourienne bei dieser Gelegenheit war so, wie man es von einem Manne dieses Schlages erwarten mußte.**) Er stellte sich den Bourbonen als ein Opfer des Directoriums dar und wurde, was schlimmer ist, angenommen. Der von dem Kaiser weggeschickte Secretair wurde Polizei-Präfect bei Ludwig XVIII.

Ich habe nicht geglaubt, über diese Thatsachen schnell hinweggehen zu müssen, die geeignet sind, einen der Menschen zu charakterisiren, die Napoleon am meisten verläumdet haben. Wenn man die Grundsätze und das Leben des Herrn von Bourienne einst vollkommen kennen wird, so wird man mit weniger Zutrauen alles das lesen, was er zu schreiben sich erlaubt hat, um sich an seinem Wohlthäter zu rächen.

Es scheint dem Herzog von Gaeta vor Allem am Herzen zu liegen, zu beweisen, daß man fälschlich Napoleon der Härte und der Barbarei angeklagt habe:

„Eine Regie, die zu den Attributionen des Finanz-Ministeriums gehörte, hatte eine große Ursache zur Unzufriedenheit gegeben. Ihr Pacht-Contract wurde schlecht erfüllt und da alle meine Vorstellungen unnütz waren, so entschloß ich mich endlich, den Kaiser zu bitten, die Administratoren zu sich zu berufen, um ihnen in meiner Gegenwart einen Verweis zu geben. Die Erklärungen, die sie gaben, waren so wenig genügend und die Entschuldigungen so ungeschickt, daß er ungeduldig werden mußte: „„Wollen Sie mich zum Besten haben?"" sagte er lebhaft zu dem, der das Wort führte. „„Glauben Sie denn, daß „ein Mann, der nicht auf dem Throne geboren ist, und der zu Fuße „die Straßen durchlaufen hat (das sind seine eigenen Ausdrücke), sich „mit so schlechten Gründen abfertigen lasse?"" Dieser Ausfall erschreckte den Redner in dem Grade, daß er anfing zu weinen. Als der Kaiser das gewahrte, milderte er auf der Stelle seinen Ton, discutirte die ihm gegebenen Erläuterungen ganz ruhig, zeigte das Unzureichende davon und behandelte zuletzt diese Administratoren bei weitem milder, als ich selbst es mehr als einmal gethan hatte. „„Gehen Sie, meine Herren,"" sagte er, indem er sie entließ, „„ich hoffe, daß der Finanz-Minister künftig Ursache „haben wird, mit Ihnen zufrieden zu seyn.""" Ist das nun nicht ein Fall, wo man mit dem alten Almaviva sagen kann: „Das ist doch kein bösartiger Mensch!"

Man hat den Kaiser oft einer ungemessenen Ehrsucht und der despotischesten Laune angeklagt. Ich gestehe, daß es mir schwer scheint, ihn ganz von diesen beiden Beschuldigungen loszusprechen; inzwischen wenn der Vorwurf unbestreitbaren Thatsachen gilt, können nicht seine Absichten noch Napoleon zur Entschuldigung dienen? Auf folgende Weise mindestens erklärte sich (nach der Angabe des Herzogs von Gaeta) der Kaiser über diesen Punct:

„Diese Anklage des Despotismus kommt insgemein von Menschen, die die wahre Lage unsers Landes nicht gut kennen. Die Zahl der Mißvergnügten ist nicht so groß, als man es voraussehen könnte. Die Masse der Nation würdigt eine Ordnung der Dinge, die, indem sie keins der Vorrechte mehr zuläßt, von welchen sie so lange die Demüthigung oder das Gewicht getragen hatte, ihre beiden ersten Bedürfnisse befriedigt: die bürgerliche Gleichheit und die Gemeinschaftlichkeit der Abgaben. Das Cataster, dessen Arbeiten wir betreiben, bereitet unter diesem Gesichtspuncte den Eigenthümern, die seit der Revolution in Frankreich so zahlreich geworden sind, eine Art von Unabhängigkeit vor, die sie vormals nie gekannt. Das Eigenthum jeder Gattung ist vollkommen verbürgt. Niemand wird von der Regierung wegen seiner Meynungen beunruhigt oder verworfen, so lange er nicht durch Handlungen, die ihn compromittiren, die öffentliche Ordnung stört. Jede Art von Cultus genießt gleichen Schutz. Der öffentliche Unterricht, den Fortschritten der Civilisation so nothwendig, ist auf eine angemessene Weise organisirt. Andererseits bilden sich fortdauernd zahlreiche Etablissements des Nutzens oder der Annehmlichkeit in der Hauptstadt und in den Departements-Städten. Unermeßliche Arbeiten werden in allen Theilen des Reichs ausgeführt; Straßen werden eröffnet oder verbessert; Kanäle gegraben, um den Handel zu begünstigen, indem dadurch die Communication und der Transport der Waaren erleichtert wird; während die überall eröffneten Werkstätten der arbeitenden Classe reichen Lohn gewähren.

„Damit ist für das Dringendste im Innern gesorgt, während hinsichtlich des Auslandes der französische Name in allen Theilen der Welt respectirt wird. Zwar bleibt mir noch viel zu thun übrig, um mein politisches System zu vervollständigen; aber die Ereignisse müssen mir zu Hülfe kommen. Wenn wir endlich einen allgemeinen Frieden erlangt haben werden, gegründet auf die Ohnmacht unserer Feinde, den Krieg zu erneuern, und der die Nation in den ruhigen Genuß ihrer Rechte auf die freie Theilung des Welthandels setzt; dann werden wir, unbesorgt über unsere Zukunft und ruhig im Innern, ohne Unfüglichkeit den Absichten vernünftiger Menschen entgegenkommen können und die Zügel der Regierung minder straff zu halten brauchen, vorzüglich hinsichtlich der hohen Polizei, die jetzt noch stark organisirt bleiben muß, und indem wir den neuen Umständen die Anwendung der Fundamental-Principien unserer Constitutionen auf das System unserer Gesetzgebung und unserer innern Administration anpassen; während die Ersparnisse, die ein fester Friede herbeiführt, uns in den Stand setzen werden, unsere Abgaben zu reduciren und sie zur Erleichterung der bedürftigen Classe zu mobilisiren, ohne den Dienst zu gefährden, der dann weniger dringend und minder kostspielig seyn wird. Ich kann kein entgegengesetztes Interesse für mein Glück oder meinen Ruhm haben; aber für jetzt beruht das Glück und der Ruhm Frankreichs darauf, nicht durch unzeitige Neuerungen (unter dem Vorwande, es freier zu machen) es neuen Bewegungen preiszugeben, die seine Ruhe gefährlich stören und die Autorität ohne Unterlaß der Nothwendigkeit aussetzen würden, Unordnungen mit Gewalt zu unterdrücken oder aus Ohnmacht zu dulden, die nicht vorausgesehen und verhüthet zu haben vernünftige Leute mit Recht die Regierung anklagen würden."

Das Alles, sieht man, läuft auf den Gedanken des Dichters hinaus, der vom Vaterland sagt: „Et pour la rendre libre, il la faut asservir."

*) So unbezweifelt wohl das Letzte ist und daher Herr von Bourienne persönlich eben nicht über empörende Ungerechtigkeit zu klagen haben dürfte, so läßt sich doch nicht läugnen, daß eine solche Abmachung der Sache, wenn auch der Absicht nach eine Milde, in einem repräsentativen Staate eine Ungesetzlichkeit ist und nur dem Absolutismus zum Verdienst angerechnet werden kann. Anm. d. Red.

**) Unsere Leser haben dieses kürzlich aus der Biographie Talleyrands zu entnehmen Gelegenheit gehabt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Das ist ohne Zweifel eine sehr abenteuerliche Politik, die man, vor Allem jetzt, unter einer constitutionellen Regierung, stark durch ihre Nationalität, vernünftigerweise nicht billigen kann. Aber versetzen wir uns in die Epoche zurück, wo sich Buonaparte zur höchsten Gewalt erhob, eine Epoche, wo die Freiheit, die Füße im Blute, das ganze Gebäude der sociellen Ordnung in seinen Grundsätzen eeschüttert hatte, so wird man für die damalige Zeit minder geneigt seyn, den starken Willen und die Dictatur dieses neuen Cäsars zu verdammen.

Eine besonders merkwürdige Sache, welche erklärt, wie er so unermeßlichen Arbeiten, die er sich auflegte, genügen konnte, ist, daß die Angelegenheit, die er eben brhandelt, keinen Einfluß auf die Stimmung seines Geistes hinsichtlich der darauf folgenden hatte.

„In den ersten Zeiten des Consulats," sagt der Herzog von Gaeta, begab ich mich eines Morgens zu ihm, um eine Entscheidung über eine dringende Angelegenheit zu erhalten. Ich fand ihn sehr aufgeregt und sein erstes Wort war, mich auf einen andern Moment zu verweisen. Da ich auf der Nothwendigkeit einer schnellen Lösung bestand, um den Abgang des Couriees zu Ertheilung von Befehlen zu benutzen, so sagte er: „„Dringen Sie jetzt nicht in mich, ich bin übler Laune; ein andermal — bald."" Als ich einige Zeit darauf wiederkam, hatte sein Gesicht die gewöhnliche Heiterkeit wiedergewonnen und nach einer gründlichen Discussion gab er mir, mit der freundlichsten Miene, die Entscheidung, deren ich bedurfte."

Als er mich nach Italien berief, fährt der Verfasser dieser neuen Denkwürdigkeiten fort, hatte mir der Kaiser anempfohlen, einen meiner Divisions-Chefs nicht mitzubringen, über welchen man ihm eine nachtheilhafte Meynung beigebracht hatte. Dieses Vorurtheil that mir für den Familienvater, welcher der Gegenstand desselben war, sehr leid; ich nahm mir vor, es zu bekämpfen, sobald ich nur immer die Gelegenheit dazu finden würde. Sie bot sich bald dar und da ich mich mit Wärme über die Ungerechtigkeit des Verdachtes aussprach, den man dem Kaiser eingeflößt, so erwiderte er lächelnd:

„Nun, nun mein Lieber, legen Sie auf das, was ich Ihnen geschrieben, nicht mehr Werth, als ich selbst darauf gelegt habe. Sehen Sie," fügte er hinzu, indem er den Zeigefinger an seine Stirn legte, „ich habe zwei Räume in meinem Kopfe: den einen für die Bosheit, den andern für die Gerechtigkeit. Der Verdacht, wovon ich Ihnen gesprochen habe, ist nur noch in der ersten Abtheilung. — Sehr wohl, Sire, aber die beiden Abtheilungen gränzen so nah aneinander und ich zittere, daß er aus der einen in die andere übergehen möge, ohne daß Ew. Majestät es bemerkt. — Nein, nein, seyn Sie ruhig, Sie haben mich überzeugt."

Wirklich sprach der Kaiser nicht wieder gegen den Herzog von Gaeta davon und der tugendhafte Familienvater war zur Zeit der Restauration noch in seinem Amte: was ihn jedoch nicht hinderte, später mit vieler Heftigkeit gegen denselben Fürsten zu schreiben, den er lange bis zu den Wolken erhoben hatte.*)

Buonaparte kannte besser als irgend jemand den Geist und die Laune des Soldaten: niemand verstand besser als er, in schwierigen Umständen Vortheil daraus zu ziehen.

„Als er den Oberbefehl über die Armee von Italien übernahm, fand er sie an Allem Mangel leidend und auf Kosten des Landes lebend. Die Truppen waeen seit langer Zeit nicht gekleidet worden und gingen so zu sagen in Lumpen. Am Tage nach seiner Ankunft erschien ein Grenadier vor ihm und beklagte sich lebhaft über den Zustand von Abgerissenheit, in welchem er sich befand. Der General, welcher recht gut wußte, daß weder Zeug in den Magazinen, noch Geld in der Kriegs-Casse war, um welches zu schaffen, hatte gerade den Commissair-Ordonnateur bei sich.

„Die Klage dieses Menschen ist vollkommen gegründet," sagte er zu ihm: „geben Sie auf der Stelle Befehl, ihr abzuhelfen." Dann fügte er hinzu: „Eins thut mir doch dabei leid; wenn dieser Brave, der, wenngleich noch jung, doch nicht minder ein alter Soldat ist, neu gekleidet seyn wird, so wird man ihn für einen Rekruten halten. — General," rief der Grenadier, „ich will nicht gekleidet seyn!

„Das beweist wohl die Nothwendigkeit, die Menschen, die zu beseligen man berufen ist, genau zu kennen: ein Deutscher oder ein Russe würde diese Sprache nicht verstanden haben.**) (?!)"

Ich überlasse dem Leser die Sorge oder vielmehr das Vergnügen, in dem Buche noch andere Anecdoten zu suchen und schließe mit einem Citat von allgemeinerem Interesse. Es handelt sich nämlich von der Art, wie Buonaparte, als er zur Gewalt gelangte, die Frage ansah: Ist es paßlich, die republikanische Regierungsform zu erhalten?

Die Probe dieses Systems, sagt der Herzog von Gaeta, war nicht glücklich gewesen. Das Andenken an die Excesse der Revolution war noch neu und sie drohten, sich gewaltsamer als je zu erneuern in dem Moment, wo das Glück Frankreichs ihm den einzigen Mann vielleicht gegeben hatte, der fähig war, ihre Rückkehr zu verhindern. Aber konnte er hoffen, lange durch die Ueberlegenheit seines Genie's die Leidenschaften zu bemeistern, die ohne Unterlaß die Ordnung zu stören suchten, die ihren unheilbringenden Einfluß begünstigte?

„Diese Organisation fand allerdings mit Erfolg in den vereinigten Staaten statt; aber welcher Unterschied zwischen unserer moralischen und physischen Lage und der eines ganz neuen, schwach bevölkerten Landes von im Allgemeinen strengen Sitten und das außerdem, durch Meere von dem alten Europa geschieden, die Mächte, die es unter sich theilten, keine Gefahr des Beispiels von dem, was so fern von ihnen sich zutrug, fürchten ließ! Wie sollte man sie über die Folgen eines ähnlichen Beispiels beruhigen, wenn es in einem benachbarten Lande, das durch seine Bevölkerung und seinen Umfang so mächtig ist, mit einem anfänglichen Erfolge gegeben würde? Hatten sie sich nicht alle gegen die aufkeimende Republik coalisirt und war diese nicht auf dem Puncte, in diesem schrecklichen Kampfe zu unterliegen, als, in Folge der kurzen Revolution vom 18. Brumaire, der National-Wunsch das Staatsruder in die Hand Napoleons gelegt hatte? Und wie viel Blut und Schätze hatte sie doch nicht schon gekostet!" **)

Die nachstehenden Reflexionen des Herzogs von Gaeta scheinen mir eine würdige Vervollständigung dessen zu seyn, was man so eben gelesen:

„Ohne Zweifel hat man nicht das Recht, die Meynung ehrlicher Männer zu verunglimpfen, deren Illusionen für die Herstellung des republikanischen Regime, in einem so großen und so bevölkerten Lande wie das unsrige, eine so neue und so unglückliche Probe nicht zerstört hat, obgleich die Hindernisse, die es einmal gefunden hat, sich natürlicherweise erneuern müßten; aber sie dürfen sich auch eben so wenig verwundern, daß im Allgemeinen sich die Wünsche bei uns für die Befestigung der constitutionellen Monarchie vereinigen,

*) Ein Zeichen, daß der Kaiser nicht einmal so Unrecht gehabt, als der Verfasser zu jener Zeit geglaubt, als er seine Vertheidigung so wirksam übernahm. Anm. d. Red.

*) Vielleicht sich auch nicht haben dadurch täuschen lassen, wie es hier die französische Eitelkeit that. Anm. d. Red.

**) Wie mancherlei sich auch gegen dieses Raisonnement einwenden läßt, so ist doch nicht zu läugnen, daß ähnliche Betrachtungen nach der Juli-Revolution wesentlich zu der Erhebung des Herzogs von Orleans auf den constitutionellen Thron Frankreichs beigetragen haben. Anm. d. Red.

Digitized by Google

wenn sich die Lehre der örtlichen Erfahrung verstärkt findet durch einen neuen Wink, der aus demselben Lande kommt, wo das Regime, das sie vorziehen, bis dahin nur durch glückliche Wirkungen bekannt war, und in welchem man schon den Saamen innerer Uneinigkeiten hat keimen sehen, deren Folgen für eine mehr oder minder nahe Zukunft vorauszusehen unmöglich seyn dürfte.*)

Es ist klar, daß diese vielleicht etwas weitschweifigen Worte sich auf die wichtigen Zwistigkeiten beziehen, die seit einiger Zeit das Gedeihen der vereinigten Staaten von Amerika bedrohen.**) Ich erlaube mir, diesem so besorglichen Beispiel das der noch weit anarchischeren Unruhen hinzuzufügen, welche seit zehn Jahren die andern Republiken der neuen Welt in Trauer versetzen.***) Vor allem auf diese unglücklichen Länder, wo alle Arten republikanischer Ehrsucht in permanenter Gährung ist, kann man die Verse von Corneille anwenden:

— — Parens contre parens
Combattent seulement pour le choix des tyrans.

Der vormalige Minister Napoleons trägt übrigens kein Bedenken, sich zu Gunsten der National-Regierung auszusprechen, welche wir der Juli-Revolution verdanken.

„Die herrschende Meynung in Frankreich," sagt er, „stützt sich weniger auf die Erinnerungen der Ueberspannungen und Unordnungen, welche das Fortschreiten der öffentlichen Vernunft und die große Theilung des Grund-Eigenthums, des Mobiliar-, Handels- und Industrie-Vermögens, welche seit vierzig Jahren stattgefunden, wohl an ihrer Wiederkehr verhindern zu müssen schienen, als vielmehr auf zwei Hauptbetrachtungen: die erste, daß die Erblichkeit des Thrones keine Unfüglichkeit darbietet in einer Repräsentativ-Monarchie, wo die Verantwortlichkeit der Minister durch das Gesetz feststeht, während die Freiheit der Tribunen und der Presse, einzig Normen unterworfen, die geeignet sind, den Verirrungen Einhalt zu thun, der Einführung von Mißbräuchen Hindernisse entgegensetzen und jede rationelle und mögliche Verbesserung in dem Loose der Völker begünstigen; die zweite, daß dieses politische System von einer andern Seite den augenscheinlichen Vortheil hat, den Staat im Allgemeinen vor den Zuckungen zu sichern, die eine wählbare höchste Magistratur, unter welchem Titel sie immer eingeführt sey, nur zu oft herbeiführt."

Man wird mir ohne Zweifel erlassen, das Buch des Herrn Herzogs von Gaeta unter dem speciellen Gesichtspuncte des literarischen Verdienstes zu kritisiren. Wozu würde die strenge Prüfung eines Styls dienen, der, ich bekenne es, nicht der eines Schriftstellers von Profession ist? Das Wesentliche in dieser Art von Werken ist, daß sie gut gedacht seyen, daß man darin neue und sinnreiche Reflexionen, authentische und merkwürdige Thatsachen finde; mit einem Worte, daß der Verfasser darin, in passenden Ausdrücken, das, was er sagen will, deutlich sage. Nun müßte man aber von sehr üblem Willen seyn, wenn man nicht einräumen wollte, daß der Verfasser die mehresten dieser Bedingungen erfüllt hat.

F. F.

*) Auch wir maaßen uns dies nicht an, ob wir wohl frei gestehen, daß wir die Verfassung und das Wohl von Nordamerika durch die nicht nur von einer republikanischen Verfassung, sondern selbst von jeder repräsentativen Monarchie unzertrennliche Fluctuation der Parteien und der Ansichten keineswegs für bedroht halten; so viel aber ist unbestreitbar, daß man, eben weil diese Folgen nicht vorauszusehen sind, sie auch noch nicht als Gründe im Allgemeinen gegen die republikanische Form brauchen kann und darf. Anm. d. Red.

**) Da die jetzige Opposition oder Renitenz gegen den Präsidenten Jackson von der Geld-Aristokratie ausgeht, so begreift sich leicht, daß sie hartnäckig ist; wir sind aber dennoch überzeugt, daß endlich die Principien und die Majorität der Volks-Interessen siegen werden. Anm. d. Red.

***) Was sind aber zehn Jahre für die Bildung ganz neuer Staaten? Kann man sich aus den Elementen, die Despotie und Hierarchie seit Jahrhunderten dort begründet, gleich ein ruhiges Gelingen eines ersten Versuchs der Freiheit und Selbstständigkeit versprechen oder erwarten? Wir glauben vielmehr, daß für ein so kurzes, mehr von den Umständen als dem freien Willen erzwungenes und gebotenes politisches Aufstreben schon recht viel geschehen ist. Anm. d. Red.

Ein Brand auf dem Meere oder die zwei Neger der Goelette les six soeurs.

(2.)

— Nacht war's, der Himmel heiter, das Meer ruhig: achtundzwanzig Personen waren am Bord. Alles schien ihnen eine glückliche Ueberfahrt zu versprechen; die Luft war balsamisch und rein; der Gesang der Matrosen mischte sich in das Geräusch der Wellen und der Capitain Houdoul unterhielt sich mit Madame Mulfit, einer Passagierin auf dem Fahrzeug, vom Vaterlande. Plötzlich schallte ein Schrei des Schreckens zwei Schritte von ihnen; eine glänzende Flamme loderte durch die Nacht. Durch eine unerklärliche Unvorsichtigkeit war Feuer auf der Goelette ausgebrochen und der Brand verbreitete sich mit grausender Schnelligkeit. Alles, was nur die thätigste Energie vermag, wird angewendet, um die gräßliche Gefahr zu bekämpfen; unnütze Anstrengung! Der Wind erhob sich, der Horizont verfinsterte sich. Unwiderstehlich griff die Flamme um sich und umschlang das Fahrzeug in einem magischen Kreise; es brennt, es sinkt, es ist nicht mehr.

Es war im April 1829, in den veränderlichen Tagen des Frühlings; ein kleines Boot, der Wuth der Flammen entronnen, hatte der Mannschaft allein eine augenblickliche Zuflucht gewährt. Darauf hatten sich die Passagiere wild durcheinander geschichtet. Neue Verzweiflung! Sie überzeugten sich bald, daß dem Steurrmann nicht Raum genug blieb, um das Fahrzeug vom Schiffbruch zu retten, wenn sich der geringste Sturm erhöbe; und schon heulten die Wellen und der Donner brüllte. Der Capitain und seine Seelute berirthen sich in der Eil, was zu thun sey. Einige Opfer sind zur allgemeinen Rettung nöthig. Zwei mindestens müssen den Anfang machen: dann wird man weiter sehen. Aber wen opfern? wen wählen?

Wie sollte man ungestraft die kräftigen Kinder des Senegal ins Meer werfen, deren athletische Kraft dem mörderischen Willen den energischesten Widerstand entgegensetzen würde? Dennoch wuchs der Sturm mit jeder Minute und kein Augenblick war mehr zu verlieren; Houdoul bedeckt sich das Gesicht mit beiden Händen: er sieht ein, die Frau und das Kind müssen sterben.

Diesen Ausspruch hatte ein Neger gehört: er klopft seinem farbigen Bruder auf die Schulter, wechselt leise mit ihm einige kurze lebhafte Worte und redet in feierlichem Tone den Capitain an: „Schwöre mir, unsere Gebieterin zu retten und wie stürzen uns augenblicklich ins Meer." „„Nein,"" unterbrach hier Madame Mulfit, „„diese bewundernswerthe Aufopferung kann ich nicht annehmen. Nur eins erflehe ich — die Rettung meines Kindes; es sey von Stund' an das Ihre, Capitain!""

„Armer Kleiner!" riefen die beiden Neger, das Kind krampfhaft umarmend, aus; „auf Wiedersehen dort oben!" Und mit dem Finger gen Himmel zeigend, stürzten sie sich unter Blitz und Donner ins Meer und verschwinden augenblicklich in den Wellen. Unverhofftes Wunder! diese erhabene Aufopferung scheint plötzlich den Zorn des Himmels entwaffnet zu haben. Der Wind legt sich, der Sturm schweigt — die Mannschaft ist gerettet.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 934. Hamburg. Sonnabend, den 5. Juli. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Geschichtliche Forschungen über die edlen Metalle im Alterthum.

(Aus dem Englischen.)

(N.)

Wir finden nichts in der Bibel, wonach wir das Quantum der edlen Metalle beurtheilen könnten, die zur Zeit der Patriarchen im Gebrauch waren. So muß man sich denn mit den wenigen Andeutungen zufrieden geben, die in den heiligen Büchern enthalten sind, und zu einer uns näheren Periode übergehen, zu deren Studium es uns nicht an Documenten fehlt, die, wenn auch nicht sehr genau, mindestens vielfältig und sehr interessant sind.

Die Geschichte der Regierung Salomo's, so wie sie im Buch der Könige niedergeschrieben ist, erwähnt des Quantums kostbarer Metalle, die in dem Pallaste dieses Monarchen und in dem prachtvollen Tempel verwendet worden, den er bauen ließ. Das Quantum Gold, welches Salomo in einem einzigen Jahre aufgehäuft hatte, wird auf 666 Talente circa 300,000 £ geschätzt, und dasjenige, was er zur Ausschmückung des heiligen Tempels verwandte, läßt sich zu 230,000 £ annehmen. Wir lesen in dem Buch der Könige, daß er auf seinen Schiffen 420 Talente oder circa 190,800 £ von Ophir mitgebracht hatte. Das Buch der Chronika schlägt das Gold von Ophir zu 450 Talente oder 203,000 £ an, ein Unterschied, der nicht von Belang ist, und der vielleicht zu berichtigen wäre, wenn man die Manuscripte collationiren wollte.*)

Im Buche der Könige heißt es: „Sein (des Salomo's) Thron war von Elfenbein, belegt mit dem reinsten Golde; alle Trinkgefäße waren gülden, und alle Gefäße im Hause vom Walde Libanon waren auch lauter Gold; denn des Silbers achtete man zu den Zeiten Salomo's nicht."

Wenn man von den heiligen Schriftstellern zu den profanen Schriftstellern des Alterthums übergeht, so muß man in der That über die arge Leichtgläubigkeit staunen, mit welcher die Letzteren die albernsten Fabeln aufgenommen haben. Diese Einfalt ist besonders dem Herodot und dem Diodorus eigen, Schriftsteller, die doch alles Glaubens würdig sind, sobald sie nicht das Gebiet des Uebernatürlichen betreten. Die griechischen und römischen Schriftsteller erzählen Wunder, die man vielleicht nicht so sehr ihrer eigenen Leichtgläubigkeit als der der Völker, für die sie schrieben, beimessen muß. Wie dem aber auch seyn möge, so sind wir doch nicht berechtigt, ihr Zeugniß zu verwerfen, wenn es sich um Geschichte, Geographie, Sitten, Gesetze und Regierung handelt.

*) So viele Talente Salomo auch gehabt hat, hat ihm doch ein Haupt-Talent — das, Unterhen zu machen — gefehlt, wodurch ein edler Nachkomme von ihm in unsern Tagen seine Talente bis ins Unendliche vermehrt hat, und diesen Augenblick als der talentvollste Mann in allen fünf Welttheilen anerkannt ist. Anm. d. Red.

Die Geschichte der Nationen des Alterthums enthält eine Menge lügenhafter Angaben, durch die sich niemand mehr täuschen läßt; wenn man aber der Mangelhaftigkeit der alten Werke wegen alles Uebrige verwerfen wollte, so würde es unmöglich seyn, die Fortschritte der Menschheit durch ihre verschiedenen Phasen seit der fernsten Zeit bis zu unsern Tagen zu verfolgen.

Wenn man dem Diodorus glauben will, so hatte Ninus, der Gründer von Ninive, der sich aller Schätze der Bactrianer bemächtigt, worunter sich ein ungeheures Quantum Gold und Silber befand, große Massen edler Metalle aufgehäuft. Derselbe Geschichtschreiber belehrt uns, daß Semiramis, die Gattin und Nachfolgerin des Belus, unter den prächtigen Denkmälern, womit sie die von ihr erbaute Stadt Babylon verschönerte, dem Jupiter oder dem Belus einen Tempel errichtete, auf welchem die Statuen Jupiter's, Juno's und Rhea's, alle drei von Gold, prunkten. Die des Ersteren stellte den Vater der Götter stehend dar und war vierzig Fuß hoch; ihr Gewicht belief sich auf tausend babylonische Talente. Die der Rhea war von derselben Höhe; die Göttin saß auf einem goldenen Throne; zwei Löwen lagen ihr zur Seite und einer vor den Füßen, und neben ihr sah man ein paar riesige silberne Schlangen, dreißig Talente schwer. Juno stand aufrecht, wie Jupiter; sie wog achthundert Talente. Diesen Gottheiten zu Ehren war ein Altar von massivem Golde, vierzig Fuß lang, funfzehn Fuß breit, und fünfhundert Talente schwer, aufgeführt worden; auf diesem Altare befanden sich zwei Becher, von welchen jeder dreißig Talente wog, und daneben zwei Rauchfässer, dreihundert Talente schwer. Auch sah man dort drei goldene Becher, von welchen der größte, der zwölfhundert Talente wog, dem Jupiter geweiht war. Die beiden anderen wogen jeder sechshundert Talente.

Da Diodorus als Grieche geschrieben hat, so wird er auch griechisches Gewicht gemeynt haben, wonach der Werth dieser Masse Goldes nach der Berechnung des Abbe Barthelemy 275 Millionen Franken oder ca. 11 Millionen £sterl. gewesen wäre. Andere Schriftsteller haben ihn niedriger angeschlagen, doch ist der Unterschied zu unerheblich, als daß es der Mühe verlohnte, zu untersuchen, wer Recht habe. Man darf den Angaben des Diodorus wohl einige Uebertreibungen zutrauen, wenn man erwägt, daß er fast zweitausend Jahre nach den Ereignissen, die er berichtet, und zu einer Zeit geschrieben hat, wo geschriebene Documente sehr selten und nicht eben glaubwürdig seyn mußten.

Die Meynung, daß es zu Babylon eine ungeheure Masse edler Metalle gegeben haben muß, wird auch durch die Beschreibung bestätigt, welche das Buch Daniels uns von dem goldenen Bilde hinterlassen hat, das von Nebucadnezar in der Ebene von Dura, in der Nähe der Stadt, aufgerichtet worden war.

Es besteht ein gewisser Anschein der Authenticität und Genauigkeit in der Schätzung, die Herodot von dem Tribut in Gold und Silber gemacht hat, welchen Darius Hystaspis, König von Persien, ungefähr

Digitized by Google

480 Jahre vor Christo, von den verschiedenen Provinzen erhob, in die er, nachdem er seine Eroberungen vollendet und consolidiet hatte, seine unermeßlichen Besitzungen eintheilte.

Das Quantum edler Metalle, welches jede Provinz zahlen mußte, ist sorgfältig angegeben, und der Geschichtschreiber bemerkt auch, ob es in Gold oder Silber zu entrichten war. „Das Gewicht des Silbers betrug," heißt es bei ihm, „9880 Talente, und was das Gold betrifft, so läßt es sich, auf dreizehnmal mehr, als das Silber, geschätzt, zu 4680 Talente berechnen." Nach Gibbon und Rennel würde dieser Schatz in englischer Münze ungefähr 3½ Million £sterl. austragen. Der Erstere sagt, es sey dies der Ueberschuß der Staatseinnahmen nach Abzug aller Kosten für den Unterhalt der Armee und die Provinzial-Administration gewesen. Diese Masse Gold und Silber ward unstreitig das Eigenthum des Monarchen und bildete einen Reservefonds für außergewöhnliche Fälle.

Von Herodot erfahren wir auch, in welcher Weise der Schatz in dem Pallaste des Königs aufbewahrt wurde. „Das Gold und das Silber wurden geschmolzen in irdene Gefäße gegossen, die, wenn vollgelaufen, und sobald das Metall erkaltet war, in Stücken geschlagen wurden. Wenn man Gold oder Silber gebrauchte, so hieb man von dem dergestalt gebildeten Klumpen so viel herunter, als eben nöthig war." Es scheint, mindestens zu Darius Zeiten, der Brauch gewesen zu seyn, nur so viel Gold und Silber zu münzen, als zu den Bedürfnissen des Handels und des Staates unerläßlich war; welche damals bei den wenigen Tauschartikeln und den niedrigen Preisen der Gegenstände erster Nothwendigkeit und selbst des Luxus, keine große Masse des Metalles absorbirt haben werden.

Der Reserve-Fonds ist unstreitig sorgfältig zurückgelegt worden, um zu der großen Expedition wider die Griechen zu dienen, welche der persische Monarch und dessen Minister längst im Schilde führten. Xerxes zog mit so vielem Silber und anderen Kostbarkeiten ins Feld, daß dreihundert Kamehle kaum zu deren Fortschaffung hinreichten, und nach den Unfällen, die einen Theil seiner Armee vernichteten, sah er sich genöthigt, bedeutende Summen unter die gemietheten Truppen zu vertheilen, die er mit sich führte: Sparta allein bekam aus seiner Hand 5000 Talente.

Darius ließ Goldstücke von großer Reinheit prägen, die man Darics nannte und die 25 Schillinge englischen Geldes werth waren. Die Benennung Darics ward späterhin allen Goldmünzen gegeben, die wenig Zusatz hatten und diente demnach mehr, die Reinheit des Metalles als das Gewicht einer Münze zu bezeichnen. Die Emission der Darics dieser Art muß nicht erheblich gewesen seyn, sonst wären wohl mehrere davon nachgeblieben; es sollen ihrer aber nur noch zwei existiren, wovon einer in der Sammlung des Lords Pembroke. Eine der Seiten dieser Münze zeigt den Kopf eines Bogenschützen, was zu einem Wortspiel Anlaß gab, das wohl einer Erwähnung werth ist. Agesilaus, König von Sparta, erhielt von Darius 30,000 Darics, um sich von den andern griechischen Staaten, mit welchen er ein Bündniß geschlossen hatte, loszureißen. Darüber der Verrätherei bezüchtigt, sagte er zu seiner Entschuldigung, er sey von dreißigtausend Bogenschützen angegriffen und überwunden worden.

Der Reichthum des Krösus, Königs von Lydien, der ungefähr 540 Jahre vor Christo lebte, ist zum Sprichwort geworden, und wenn uns auch kein sicheres Document über den wirklichen Werth der Schätze dieses Monarchen geblieben ist, so können wir uns doch nach den kostbaren Geschenken, die er dem delphischen Tempel verehrte, einen Begriff davon machen. Diese Geschenke kann man dem Herodot und dem Diodorus zufolge auf 4000 Silber- und 270 Gold-Talente, also auf 3 Millionen £ anschlagen.

Wie finden beim Herodot eine Anekdote, wonach sich die Reichthümer des Krösus und die Sitten seiner Zeit beurtheilen lassen. Als dieser Herrscher einige seiner Unterthanen nach Delphi sandte, um das dortige Orakel zu befragen, so fanden die Lydier eine höchst gastliche Aufnahme in der Familie der Alcmaeoniden zu Athen; als sie nun zurückgekehrt waren, unterrichteten sie ihren Gebieter davon. Da ließ Krösus ein Mitglied dieser Familie einladen, zu ihm zu kommen, und so bald es eingetroffen war, ward ihm angeboten, so viel Gold mit sich fortzunehmen, als es zu tragen im Stande sey. Um dies Anerbieten bestens benutzen zu können, legte Alcmaeon eine weite Tunika und die größten Halbstiefel an und folgte so ausgerüstet seinem Führer nach dem königlichen Schatze. Dort pfropfte er nicht allein seine Stiefel und die Falten seines Gewandes voll mit Gold, sondern schüttete sich selbst Goldstaub in die Haare und in den Mund. So ganz vergoldet sah er keinem Menschen ähnlich, und Krösus wollte sich vor Lachen ausschütten, als er ihn in diesem Aufzuge erblickte; er ließ ihn aber nicht allein alles, was er an sich gerafft hatte, forttragen, sondern verehrte ihm noch andere, nicht minder kostbare Geschenke. Durch dieses Abenteuer gelangte die Familie des Alcmaeon zu großem Reichthum und er selbst sah sich nun im Stande, die berühmtesten Pferde anzukaufen und zu halten, die ihm bei den olympischen Spielen den Sieg verschafften.

Pythius, König des kleinen Gebiets von Celoena, in Phrygien, war ebenfalls berühmt wegen seiner Reichthümer. Dem Herodot zufolge war er aus Lydien, dem Plinius nach aus Bithynien gebürtig, und man weiß nicht recht, wie er zu dem reichen Lande gekommen ist, das er beherrschte. Herodot erzählt von diesem Monarchen, daß er, als Xerxes in Griechenland eingefallen (470 Jahre vor Christo), ihn so wie seine ganze Armee aufs prächtigste bewirthet habe. Auf Xerxes Frage, wie groß wohl seine Schätze wären, antwortete er: „Ich will Dir nichts verhehlen, und alles sagen, wie es ist. Als ich hörte, daß Du im Anzuge wider Griechenland warst, da verfiel ich darauf, Dir das Geld zum Kriege zu geben. Ich habe deshalb meine Reichthümer nachgesehen, und befunden, daß ich 2000 Silber-Talente und fast vier Millionen Darius'sche Gold-Stateren besitze: alles dieses soll Dein seyn; meine Sclaven und meine Ländereien genügen schon für meinen Unterhalt." Der Berechnung Larcher's, eines der verständigsten französischen Kritikers, zufolge, haben die metallischen Reichthümer dieses Mannes, Herrscher über ein kleines Land, aber Eigenthümer von Gold- und Silber-Bergwerken, sich auf 3,600,000 £ belaufen.

Larcher hat, vor allem in dem Werke de virtutibus mulierum von Plutarch, eine Menge auf Pythius Bezug habende Thatsachen gesammelt. Er erzählt unter anderem, welches Mittel von dessen Gemahlin angewendet worden, um ihn von der Leidenschaft, Gold zu sammeln, zu heilen; eine Leidenschaft, welcher er die Existenz seiner Unterthanen aufopferte und die am Ende den Staat fast um alle seine Existenzmittel brachte. Das unbillige Gesetz, welches allen Einwohnern gebot, Gold aufzusuchen und zu reinigen, verursachte einen solchen Mangel, daß Pythius sich endlich genöthigt sah, die Abänderung zu treffen, daß nur ein Fünftheil der Bürger zu dieser Arbeit verwendet werden sollte.

Die Geschichte des Pythius ist insofern nicht unwichtig, als sie den Beweis liefert, daß das Gold und das Silber im Innern der Erde verborgen geblieben seyn würden, wenn die Gruben damals nicht im Besitz einiger grausamen Tyrannen gewesen wären, welche, wie der König von Celoena, die Ruhe und selbst das Leben ihrer Unterthanen dem Aufsuchen der edlen Metalle aufgeopfert hätten.

Man hat Grund, zu glauben, daß die freien Städte von Griechenland keine so große Masse Goldes und Silbers besaßen als was von den absoluten Monarchen kleinerer Gebiete aufgehäuft worden war. Als Perikles die Athenienser haranguirte, um sie in ihrem Kampfe gegen die Peloponesier anzufeuern, sagte er zu ihnen, daß sie in der Citadelle einen Schatz von 1,172,250 £ nach unserm Gelde finden würden, und daß

Digitized by Google

man überdem, wenn der Dienst des Staates es erheischte, von dem Golde der Statue Minervas Gebrauch machen könnte, welches einen Werth von 124,800 £ hätte.

Das Quantum edler Metalle, welches Alexander aus dem Morgenlande nach dem Abendlande mitgebracht hat, muß ungeheuer gewesen seyn, obgleich ein großer Theil in den eroberten Ländern und in denjenigen, die in den neuen morgenländischen Besitzungen und Griechenland einbegriffen waren, wieder ausgegeben worden. Die desfallsigen Angaben der Geschichtschreiber sind unstreitig übertrieben; aber trotz der den Alten eigenthümlichen Gewohnheit, Schätze zu sammeln, glauben wir, uns auf eine Menge von Zeugnissen stützend, daß die Masse Goldes und Silbers, die von gewissen Monarchen oder von gewissen Staaten aufgehäuft worden, zu den Zeiten der Größe des römischen Reiches unendlich bedeutender gewesen ist als zu irgend einer anderen geschichtlichen Epoche.

Die Schätze, welche Alexander zu Suze und in Persien erbeutet hat, ungerechnet diejenigen, welche er im persischen Lager und zu Babylon gefunden, werden durch obengenannte und andere, nicht minder glaubwürdige, Autoren auf vierzig- und funfzigtausend Talente, der von Persepolis auf hundertundzwanzigtausend und der von Pasargard auf sechstausend angeschlagen. Die Einnahme von Ecbatana hat, dem Strabo zufolge, dem Sieger hundertundachtzigtausend Talente eingebracht, außer sechstausend Talenten, welche Darius mitgenommen hatte und die von Mördern geraubt worden.

Die Verschwendung Alexanders, von seinen Schmeichlern Großmuth genannt, stand im Verhältniß mit seinen unermeßlichen Reichthümern. Er war sehr freigebig gegen seine Soldaten und bezahlte ihre Schulden, zum Belauf von 9800 Talenten. Den Thessaliern schenkte er zweitausend Talente. Die Leichenfeier des Hephaestion soll ihm zwölftausend Talente und die Arbeiten der Naturgeschichte Behufs der Werke des Aristoteles sollen ihm achthundert Talente gekostet haben.

Seine Satrapen waren ebenfalls übermäßig reich. Einer derselben, Harpales, hatte 50,000 Talente zusammengebracht. Auch Alexanders Nachfolger häuften große Massen edler Metalle auf, obgleich ihre immer wiederkehrenden Kriege einen ansehnlichen Theil davon verschlucht hatten.

Man findet beim Polybius eine Beschreibung von Ecbatana nach dessen Eroberung durch Alexander und unter den Regierungen von Antigonus und Seleucus. „Die Pracht des Pallastes," sagt der Geschichtschreiber, „zeugte von der Macht und dem Reichthum derer, die ihn aufgeführt hatten; denn, von Cypern- und Cedernholz erbaut, war von diesem vor Zierrathen auch nicht ein Fleck sichtbar. Die Balken, das Dach und die Säulen, welche die Säulenhalle und die Säulengänge trugen, waren ganz mit Gold- und Silberplatten belegt, und alle Ziegel waren silbern. Obgleich die Stadt schon dreimal vor Antiochus geplündert worden war, waren in dem Tempel von Eca doch noch einige mit Gold überzogene Säulen und ein Haufen silberner Ziegel übrig geblieben. Auch fanden sich noch einige Gold- und mehrere Silber-Barren vor, zum Gesammtwerthe von circa 5000 Talenten."

Appian sagt, indem er sich auf authentische Documente stützt, daß Ptolomäus Philadelphus, zweiter König von Aegypten nach Alexander, einen Schatz besaß, der sich auf die ungeheure Summe von 740,000 Talenten belief. Ist hier von römischen oder von den kleineren ptolomäischen Talenten die Rede? Im ersteren Falle käme die Summe 178 Mill £sterl. gleich, im letzteren, was glaubwürdiger ist, dem vierten Theil derselben. Die Einkünfte der Ptolomäusse waren sehr bedeutend, und die ihnen unterworfenen Länder mußten alles hergeben, was sie an Gold und Silber besaßen; die Tribute wurden durch Einnehmer erhoben, welchen eine bewaffnete Macht zur Seite stand, die aus organisirten Diebsbanden gebildet war.

Man kann sich von der barbarischen Raubgier der Administration unter den Ptolomäussen einen Begriff machen, wenn man im Herodot den Tribut, welchen Cyrus von den Provinzen Coelesyria, Palästina und Samarien erhoben, mit den Erpressungen von Alexanders Nachfolger vergleicht. Zu Cyrus Zeiten gehörte die Insel Cypern mit zur Provinz Coelesyria, aber unter Ptolomäus ward sie davon getrennt. Cyrus verlangte von dieser Colonie einen Tribut von 350 Talenten. Während der Regierung des Ptolomäus ward sie dem Evergetes für 8000 Talente verpachtet; wenn aber ein Jude die Steuern pachtete, so mußte er noch einmal so viel bezahlen und überdem dem königlichen Schatze so viel Geld geben als nöthig war, um das confiscirte Eigenthum derjenigen einzulösen, welche die Steuern nicht bezahlt hatten.

Während der Dauer des macedonischen Reiches wurden die edlen Metalle in Ueberfluß über alle östlichen Küsten des mittelländischen Meeres verbreitet, und wenn der größere Theil dieser edlen Metalle nicht wieder in den königlichen Schatz geflossen wäre, so würden sie im Verhältniß zu anderen Waaren an ihrem Werth verloren haben.

Wenn die allmähligen Entwickelungen des römischen Reiches eine Verminderung der Förderung der edlen Metalle herbeiführten, so zogen sie dagegen eine Masse aus Asien und Afrika nach der Metropole. So kann man sich die colossalen Reichthümer erklären, welche die Geschichtschreiber gewissen Privatleuten beilegen. Diese Reichthümer bestanden allerdings nicht bloß in metallischem Reichthum, sondern in Ländereien, Häusern, Sclaven, Möbeln und in ihnen für gemachte Anleihen versetzte Pfänder; doch muß es ein ungeheures Quantum Gold und Silber zu Rom gegeben haben, wenn, wie alle Geschichtschreiber es sagen, die verschiedenen Handelsgegenstände so sehr im Preise gestiegen sind. Als ein außerordentliches Beispiel dessen wird erzählt, daß das von Cornelius um 75,000 Drachmen angekaufte Haus des Marius zu Mysene einige Jahre später dem Lucullus wieder zu 500,200 Drachmen verkauft worden ist.

Einige von den Schriftstellern jener Zeit entnommene Beispiele deuten hin, die Reichthümer gewisser römischer Privatpersonen beurtheilen zu können. Crassus besaß an Ländereien zwei Millies (ungefähr 1,614,584 £), ungerechnet sein Geld, seine Sclaven, und ein prachtvolles Mobiliar, welches zusammen noch höher geschätzt wurde. Seneca soll drei Millies gehabt haben; der freigelassene Pallas eben so viel, und der Augur Lentulus vier Millies. C. C. Claudius Isidorius hinterließ bei seinem Tode — obwohl er einen großen Theil seines Vermögens in den Bürgerkriegen eingebüßt hatte — 4116 Sclaven, 3600 Paar Ochsen, 257,000 Stück anderes Vieh und 481,875 £ an Geld.

Obwohl Crassus mehrere Silbergruben und ein Grundeigenthum von großem Werthe hatte, kamen doch die Einkünfte, welche er davon bezog, denen nicht gleich, die ihm seine Sclaven verschafften. Er hatte deren eine ungeheure Zahl, die er zu Vorlesern, Copisten, Buchhaltern, Gastwirthen und Köchen erziehen ließ. Außerdem wußte er Geld durch Geld zu machen, indem er zu 1 pCt. pr. Monat lieh. Er sagte oft, es könnte keiner für reich gelten, der nicht im Stande wäre, aus seinen Einkünften eine Armee zu unterhalten. Es scheint, daß er, als er sich eine Partei im Staate bilden wollte, einzeln eben so verschwenderisch ward, als er vorher geizig gewesen war, denn er ließ einmal das Volk an zehntausend Tischen speisen, und ein anderesmal theilte er auf drei Monate Korn unter dasselbe aus.

Der Reichthum der Kaiser stand im Verhältniß zu ihrer Macht. Augustus erhielt testamentarisch von einem seiner Freunde 82,291,666 £. Tiberius hinterließ bei seinem Ableben 29,796,875 £, die Caligula in einem einzigen Jahre vergeudete.

Die Ausgaben des Staats, die Schulden und der Credit derjenigen, die den meisten Einfluß hatten, standen in demselben Verhältniß.

Digitized by Google

Vespasian berechnete, als er den Thron bestieg, daß der Staat 322,916,670 £ bedürfe.

Milo's Schulden beliefen sich auf 565,104 £. Julius Cäsar war 1300 Talente schuldig, ehe er noch irgend ein Amt in der Republik bekleidet hatte. Als er, nachdem er Prätor gewesen, nach Spanien abreisete, soll er gesagt haben, es fehlten ihm noch 2,018,000 £, ehe er sagen könnte, daß er etwas hätte. Als er, beim Anfang des Bürgerkrieges, zum erstenmal in Rom einrückte, nahm er aus dem Schatze 1,095,000 £; aber am Schlusse des Krieges gab er demselben 4,843,000 £ zurück. Man sagt, er habe sich die Freundschaft des Curio mit 843,000 £ und die des Consuls L. Paulus, Collegen von Marcellus, um 279,500 £ erkauft.

Man könnte noch eine Menge anderer Beispiele von unermeßlichen Reichthümern, von ungeheuren Schulden, von rasenden Verschwendungen bei den öffentlichen Festen zu Rom, damals, als es auf der höchsten Stufe seines Glanzes gestanden, anführen. Zu jener Zeit war der Schatz, die Frucht der Eroberung, noch nicht unter so vielen Menschen vereinzelt, noch durch das Ausmünzen der Barren so versplittert worden.

Ein Ausflug nach der Moskitos-Küste.

(Aus dem North American Review.)

(N.)

Die englische Colonie, welche auf der Moskitos-Küste in Mittel-Amerika angelegt worden ist, besteht hauptsächlich aus Kreolen, Mulatten und Sambos, Eingeborene von Jamaica, St. Andre und anderen Städten. Eine Menge unter ihnen haben eingeborene Frauen geheirathet. Ihre Lebensweise ist sanft und bequem: die Hütten haben nur einen Stock und sind aus Brettern und wohlgeknetetem Thon aufgeführt; ihre Dächer sind mit Palmblättern belegt, die fast undurchdringlich sind. Die Kaufleute von Jamaica haben dort zwei Faktoreien, die Vereinigten Staaten eine dritte errichtet. Die verschiedenen Stämme der Indianer und der Moskitos kommen von allen Gegenden der Küste dahin, um Schildpatt, Harz, Gummy-Elasticum, Felle und sonstige Artikel gegen Segeltuch, Messer und Nägel auszutauschen. Die Einwohner beschäftigen sich, wenn die Zeit der Schildkrötenfischerei vorüber ist, mit der Jagd und mit dem Landbau. Sie sind wenig unterrichtet, und es ist zu bedauern, daß noch kein Missionair nach dieser Gegend gekommen ist. Ich bin überzeugt, daß es ihnen hier besser ergehen würde als es jüngst ihren Collegen auf den Küsten von Guiana ergangen ist.

Während meines Aufenthalts in diesen Gegenden habe ich nicht gesehen, daß auch nur eine einzige Ehe nach den Riten irgend eines civilisirten Volkes gefeiert worden wäre. Die Ehe ist dort nichts weiter als ein stummer Vertrag, der mit gegenseitiger Zustimmung oft aufgehoben wird; die Kinder werden gewöhnlich von den Capitains der Kauffahrteifahrer getauft, die von Jamaica kommen. Diese Capitains unterwerfen alljährlich, bei ihrer Wiederkunft, alle die Kinder, die während ihrer Abwesenheit geboren worden, dieser Ceremonie, und mehrere darunter verdanken ihnen auch wohl noch mehr als die Taufe. Sie haben sich bei den Oberhäuptern so in Gunst gesetzt, daß sie bei ihrer Ankunft von den Einwohnern aller Classen am Ufer empfangen werden und die Zeit ihres Aufenthalts durch Spiele, Festlichkeiten, Schmausereien und Zechgelage bezeichnet wird.

Der König der Moskitos, der diese Völkerschaften zu meiner Zeit regierte, war auf Jamaica erzogen worden, aber seine Erzieher hatten sichtlich keinen hohen Begriff von den Pflichten der Königswürde, denn sie hatten ihm nichts weiter als tüchtig zu zechen gelehrt; darin suchte diese Majestät nun Ihresgleichen, und ihre Unterthanen bestärkten sie darin bestmöglichst, weil sie bemerkt hatten, daß ihr König in seiner Trunkenheit besonders gnädig war. Hier eine höchst ergötzliche Anecdote, von der ich Zeuge und selbst Mithandelnder war.

Der Geburtstag des Fürsten sollte durch große Lustbarkeiten gefeiert werden. Früh Morgens ward ich durch das Rasseln einer Trommel geweckt. Die Sambos waren schon auf den Beinen, um Vorrichtungen zum Empfang und Bankett des Königs zu treffen. Dieser erschien in einem großen Boote, umgeben von der Elite seiner Hofhaltung. In kleineren Barken befanden sich noch zwanzig andere Personen, die den Rest seiner Escorte ausmachten. Einige Engländer, von einigen Häuptlingen der benachbarten Dörfer begleitet, empfingen den König ohne eine andere Ceremonie als daß sie ihm mit den Worten: How do you do king? (wie geht's, König?) die Hand schüttelten. Der König der Sambos war ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, kupferfarbig, mit langem krausen Haar, das ihm in Locken über die Backen hing. Er war von mittlerem Wuchs, hatte kleine Hände und Füße, ein lebhaftes schwarzes Auge, und eine höchst ausdrucksvolle Physiognomie; man würde ihn mehr für gewandt als für kräftig haben halten können.

Das Fest ward bald eröffnet. In dem Verhältniß, wie die Flaschen-Kürbisse mit dem Cocos-Liqueur unter den Gästen die Runde machten, ward ihre Lustigkeit ungebundener und tobender; bald darnach erhoben sie sich in Unordnung von der Tafel und begannen eine Art von Hopser zu tanzen, den die Engländer ihnen gelehrt hatten. Der König fuhr fort, mit seinen Günstlingen zu zechen. In diesem Augenblicke traf nun auch sein Onkel Andres, begleitet von einer der Geliebten des Königs, ein.

Andres war ein Indianer reinen Geschlechts, gelenk in seinen Bewegungen, und, wie es mir schien, von verschmitztem und schlauem Charakter, was er aber unter einem leichten Wesen zu verstecken wußte. Er sprach ziemlich gut Englisch und ergötzte uns durch Geschichtchen, die er über die Kaufleute von Jamaica zum Besten gab, so wie durch satyrische Ausfälle auf die Moskitos. „Es darf Sie nicht wundern," sagte Se. Majestät zu mir, „meinen Onkel so handeln zu sehen; er hat die Absicht, die Eingeborenen des Landes dadurch, daß er Ihnen schmeichelt, allmählig zur Annahme der englischen Sitten und Gebräuche zu bewegen. Sie haben bereits, wie Sie sehen, den Pulpera (eine Bekleidung aus gegerbter Baumrinde) abgelegt und dagegen Jacken, Beinkleider und Hüte angethan." — So waren sie auch wirklich ausstaffirt. „„Eine ächt englische Mode,"" antwortete ich lachend, und sie wiederholten mit einer komischen Wichtigkeit und einer grotesken Betonung: „ächt englische Mode."

Nachdem er tapfer getrunken, begann nun auch der König, einen Tanz aufzuführen, und zwar einen schottischen, den er auf Jamaica erlernt hatte und wobei er mir die Ehre erwies, mich als Mitfiguranten aufzurufen. Man kann sich keinen Begriff von dem Enthusiasmus, von dem Schreien und dem Applaus machen, der nun in der Gesellschaft losbrach. Noch einmal, noch einmal! hieß es von allen Seiten, als der Tanz beendigt war. Es war der Befehl gegeben worden, niemand in den Ballsaal hereinzulassen; aber von dem Lärm der Musik und von dem Jubelgeschrei angezogen, brach ein Haufe mit Gewalt durch und auf uns ein.

Die Hitze benahm uns den Athem und wir mußten wegen Mangel an Luft und Raum den Tanz einstellen. Als der König sah, wie weh es seinen Unterthanen that, ihrer Lieblingsbelustigung beraubt zu seyn, so machte er ihnen den Vorschlag, das Tanzen im Freien fortzusetzen. Sofort schlossen sich die Sambos der niederen Classe, welche in der Nachbarschaft einen Ball veranstaltet hatten, mit ihrer tobenden Musik und einem starken Gefolge von Frauenzimmern uns an, und der König,

Digitized by Google

die Männer, die Weiber, ja selbst die Engländer begannen nun so tobend und so verworren durcheinander zu springen, daß alle, die noch ein bischen bei Sinnen waren, den Platz verlassen mußten.

Als die Tänzer ganz erschöpft waren, hörte die Musik auf, der Ballsaal ward geräumt, und nun ging es wieder ans Trinken. Diesmal waren auch die Frauen mit von der Partie. Aber bald gaben die Häuptlinge ihnen die Weisung, zu Hause zu gehen, und nun berauschte man sich vollends. Jung und Alt brachten die Nacht neben ihren Kalebassen zu. Von Zeit zu Zeit ließ sich ein Trommelwirbel und ein Gewehrfeuer vor der Thür des Bankettsaals hören. Sobald ein Gast besinnungslos unter den Tisch taumelte, ließ man sein Weib kommen, um ihn zu pflegen, und oft erschien er gleich wieder unter den Zechenden, sobald er sich einigermaßen erholt hatte.

Auch der ganze folgende Tag ward mit Trinken zugebracht, und als man mit dem Cocos-Liqueur zu Ende war, so behalf man sich mit dem Manioc- und Mais-Liqueur. In der dritten Nacht, als alle Vorräthe verzehrt waren, kehrten die Eingeborenen, meistens in einem höchst kläglichen Zustande, heim. Merkwürdig ist es, daß trotz der langen Orgien, kein Streit unter ihnen entstand. Einige Tage darnach ward ich von dem Könige, dessen Gunst ich mir erworben hatte, als Abgeordneter zu einem Stamm-Obrehaupte gesandt, welches darnach trachtete, sich völlig unabhängig zu machen. Dies Obrehaupt, dessen Physiognomie und Reden einen sehr lebhaften Eindruck auf mich machten, war den ehemaligen Caziken ähnlich, von welchen er abstammte.

Bei meiner Ankunft erhob er sich von seinem Sitze und reichte mir mit den Worten: Seyd willkommen! die Hand. Es war ein kräftiger Mann, zwischen funfzig und sechszig Jahre alt und von edlem Ansehen. Man sah es auf den ersten Blick, daß er geboren war um zu befehlen, und daß ihm das Joch der Moskitos unmöglich zusagen konnte. Seine Kleidung bestand aus einer alten spanischen Uniform, ein blaues Kleid mit rothen und goldbetreßten Aufschlägen und Kragen, eine alte mit Goldflittern gestickte Atlas-Weste, ein Paar alte, weiß cachemirne Beinkleider, durchbrochene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen und ein Rohr mit goldenem Knopfe.

Der alte Cazike wollte meine Vollmacht als Unterhändler nicht anerkennen, und so mußte ich denn unverrichteter Sache wieder abziehen.

Briefe über Amerika.

(L.)

Nachstehender Brief, den wir dem Journal des Débats entnehmen, hat uns so sehr interessirt, daß wir ein Gleiches bei unsern Lesern voraussetzen zu dürfen glauben. Wir wünschen und hoffen daher aufrichtig, daß uns die versprochene Fortsetzung bald in den Stand setzen möge, noch mehrere Briefe desselben Verfassers mitzutheilen:

Philadelphia, den 24. April 1834.

Welches ist das erste Volk der Welt? Es giebt fast keine Nation, die nicht auf das Primat Anspruch macht. Wer von uns in Frankreich hat nicht mit Beranger gesungen: „Königin der Welt, o Frankreich, o mein Vaterland!“ überzeugt, daß das französische Volk vorausbestimmt sey, ewig an der Spitze des Menschengeschlechts zu stehen; alle andern im Kriege wie im Frieden auszulöschen?*) Was mich betrifft, so glaubte ich, bevor ich die Gränze überschritten, mit einem religiösen Glauben, daß wir vorzugsweise nicht nur das hochherzige und ritterliche, das geistreiche und künstlerische, das liebenswürdige und glänzende Volk seyen, sondern auch das in den Wissenschaften, in der Industrie, Administration und Erfindung erste, mit einem Worte der Typus aller andern, das einzige, das vollkommene Volk wären. Trotz der Regen und Nebel von Paris hielt ich unser Klima für das mildeste und lachendeste der Erde. Trotz der Champagne und ähnlicher Landstriche war ich gewiß, daß unser Boden der reichste und pittoreskeste des Universums sey. Auf unsere Bulletins von den Industrie-Ausstellungen hätte ich geschworen, daß wir unsere Nachbaren, die Engländer, um hundert Meilen hinter uns ließen und daß ihre Manufacturisten, um nicht durch unsere Concurrenz an den Bettelstab gebracht zu werden, in aller Eil von uns lernen müßten, wie Eisen und Stahl am besten geschmiedet, gegossen, geglättet, wie die Baumwolle am schönsten gesponnen, gewebt und bearbeitet wird ꝛc.

So wie man die Gränze passirt hat, so läßt man nach und nach von diesen hochtrabenden Prätentionen ab; der Patriotismus reinigt sich, klärt sich auf und stärkt sich zu gleicher Zeit. Man liebt nicht nur sein Vaterland noch mehr, wenn man einige Zeit außerhalb seines Schooßes gelebt hat, sondern man sieht auch, wenn man fremde Länder besucht, was seinem Gedeihen und seinem Ruhme fehlt und wie es möglich wäre, noch einige Blumen in seine Krone zu flechten. So braucht man England nicht lange zu beobachten, um sich zu überzeugen, daß, wenn es vieles von uns zu entlehnen hat, wir nicht minder von ihm zu empfangen haben. Die Engländer sind nicht nur in der Industrie weiter als wir und geschicktere Kaufleute, sie besitzen außerdem mehr als wir die Eigenschaften, welche, nachdem man schöne Plane gefaßt, sie auch zur Ausführung und zur Vollendung bringen. Die Engländer haben in ihrer Natur den practischen Schaefsinn, durch welchen unsere Riesenschlachten der Revolution und des Kaiseereichs, unser überströmender Enthusiasmus, unsere Aufopferungen, unsere unvergleichlichen Siege und unerhörten Triumphe mit den Tractaten von Wien, d. h. mit unserer Demüthigung und mit der Besitzergreifung Großbrittanniens von dem Gipfel der europäischen Pyramide geendigt haben. Die Engländer wußten das Mittel zu finden, ihre Colonieen zu vermehren, während alle Völker die ihrigen verloren. Was ihnen im Occident entging, fanden sie zehnfach im Orient wieder. Sie haben den politischen Sinn, durch welchen sie seit drei Jahren Fragen discutirt und gelöst haben, die man nicht berühren zu dürfen schien, ohne den Granit-Felsen zu erschüttern, auf welchem der Boden Großbrittanniens ruht und ohne es im Abgrunde des Oceans zu begraben. Sie haben ihre Reform vollendet; sie haben das Monopol der ostindischen Compagnie aufgehoben; sie haben ihre Bank neu begründet; sie haben die Sclaverei abgeschafft. Während dieser Zeit drehen wir uns um wahrhaft secundaire Fragen des Tarifs, ohne eine Partei nehmen zu können. Wir wissen nicht, wie wir mit den Monopolen enden sollen, die wahre Sandkörner sind im Vergleich mit den colossalen Privilegien der ostindischen Compagnie; wir, die wir der Welt die bestimmtesten Tractaten zu Gunsten der Freiheit des Handels gegeben haben!

Wenn wir übrigens in Paris glauben, daß wir Alles in Allem und für immer das Musstervolk sind, so ist man in London nicht minder ausschließlich zu Gunsten der Engländer gestimmt. In London nennt sich der Herzog von Wellington den Besieger Napoleons, was buchstäblich wahr und dennoch vollkommen lächerlich ist, ob man gleich Lord Wellington nicht einen gewöhnlichen Menschen nennen kann. Ich habe Engländer gefunden, die den Kopf verächtlich schüttelten, wenn man ihnen sagte, daß ihr Himmel nebelich sey. Mit ein wenig Bosheit hätte man sie dahin bringen können, zu behaupten, daß sie den italienischen Himmel

*) Wohl giebt es überall eine National-Eitelkeit, wie jeder Mensch mehr oder minder seine Portion persönlicher Eitelkeit hat; so stark in dem eben erwähnten Glauben ist aber wohl kein Volk wie das französische! Inzwischen keimt auch aus dieser Wurzel eine warme Vaterlandsliebe wie ihren Opfern und wie ihren Großthaten. Anm. d. Red.

Digitized by Google

nicht zu beneiden hätten, und daß das Klima von Manchester, wo das Schauspiel der Sonne eine Seltenheit geworden ist, trotz aller Verläumdung selbst für diejenigen Reize habe, die die Luft von Neapel eingeathmet haben.

Zu Madrid, bei dem heroischen Volke, das jetzt zu seinem ehemaligen Glanze wieder aufzuleben scheint, hat man seit den schönen Tagen Carls V., in dessen Ländern die Sonne nie unterging, nicht aufgehört, an die Suprematie der spanischen Nation zu glauben. Den Castilianern wollen wir das noch nicht verargen. Aber ich bin überzeugt, daß Don Pedro und Don Miguel, diese beiden nie endenden Prätendenten, jeder ein officielles Journal hat, welches ihnen alle Morgen sagt, daß das ängstlich athmende Universum die Blicke auf ihre zerlumpten Armee'n heftet, und daß das Schicksal der Welt zu Santarem und zu Setubal entschieden werden wird.

Zu Constantinopel, in der Hauptstadt eines Reiches, das nur noch besteht, weil die europäischen Mächte über die Theilung seiner Trümmern noch nicht einig sind, nennt man uns Europäer Christenhunde.

In Rom nennt sich das Volk noch das römische und dieser Witz läßt den Pöbel an der Tiber glauben, daß der Kriegsruhm noch das Erbtheil des Landes sey, und daß unverzüglich die Römer die Rolle der Schiedsrichter der Welt wieder übernehmen werden, großherzig die Gedemüthigten wieder erhebend und von einem Pole zum andern die Kühnheit und die Ehrsucht ausrottend (parcere subjectis etc.).

In Wien ist man dagegen überzeugt, daß Rom nicht mehr in Rom ist, daß es de jure und de facto in der Hauptstadt der Erzherzöge existirt; daß der Kaiser der Erbe Augusts und Trajans in gerader Linie ist. Der Wahlspruch eines alten Fürsten des Hauses Oesterreich A. E. I. O. U. (Austriae est imperare orbi universo, die Herrschaft der Welt gebührt Oesterreich) beweist, daß diese Prätention fast so alt als das Haus Habsburg ist.

Inzwischen nährt in Preußen der junge Adel, stolz auf den großen Universitäten von Jena (?) und Berlin studiert zu haben, und das Schwerdt in dem Heere zu tragen, das einst der große Friedrich befehligte, die tiefste Verachtung (?) gegen die Oesterreicher. Exaltirt durch den schnellen Zuwachs ihres Landes, ein Zuwachs, der übrigens noch nicht einmal sein Ziel erreicht zu haben scheint, betrachten die Preußen ihr sandiges Vaterland als die Wiege einer neuen Civilisation. Es scheint, daß das Wasser der Spree wunderbare Eigenschaften haben muß, und daß, wer es nicht gekostet, nur vier Sinne statt fünf hat.

Zu St. Petersburg und zu Moskau zweifelt man nicht, daß das Schwerdt des Kaisers, in die Waagschale des Schicksals der Welt gelegt, sie augenblicklich sinken machen müsse. Vielleicht haben wir im westlichen Europa alles gethan, was nöthig war, um die Russen in dieser hohen Meynung von der Autorität ihres Czars zu bestärken. In Rußland nimmt man die Schmeicheleien des achtzehnten Jahrhunderts ganz ernsthaft und im Mittelpunct der Autokratie bildet man sich ein, auf das Wort des größten Feindes des Despotismus (Voltaire's?), daß das Licht jetzt vom Norden ausgehe. Das möchte gern geschehen; möchte unser Europa, fest vereinigt, einen hinlänglich starken Damm bilden, daß nicht noch mehreres daher komme!

So messen sich denn in Europa alle Nationen den ersten Rang bei. Ich sehe nicht ein, warum die Amerikaner bescheidener seyn sollten, als man es von der andern Seite des atlantischen Meeres ist. Die Wunder, die sie seit funfzig Jahren verwirklicht haben, geben ihnen das Recht, stolz zu seyn. Sie sind daher ebenfalls überzeugt, daß sie das erste Volk der Welt sind und rühmen sich dessen laut.

Die Thatsache ist, daß es kein vorausbestimmtes Volk giebt, das für die ganze Reihefolge der Jahrhunderte mit der Ueberlegenheit belehnt wäre. Das jüdische Volk, in welchem das Gefühl einer ewigen Vorausbestimmung am tiefsten eingefleischt zu seyn schien, ist seit achtzehn Jahrhunderten einer Prüfung unterworfen, die seine Hoffnungen auf die grausamste Weise Lügen straft. Seit Richelieu und seit der Revolution von 1688 stehen Frankreich und England an der Spitze der Civilisation und theilen sich in die Suprematie, das eine herrschend durch die Theorie, das andere durch die Praxis, das eine für die Politik, das andere für die Sitten den Ton angebend. Man darf glauben, daß das junge Deutschland, d. h. Preußen,*) bald, zu seinem eigenen Nutzen und zum großen Vortheil Aller, diese Einwirkung mit ihnen theilen wird. Aber was waren Frankreich und England vor drei Jahrhunderten zur Zeit Carls V., als die Generale dieses Kaisers und Königs Bayard zu Rebecque tödteten, Franz I. zu Pavia und den Papst zu Rom gefangen nahmen, während zweitausend Meilen davon Cortez das stolze Reich Montezuma's seinen weiten europäischen Staaten hinzufügte? Was war Preußen vor drei Generationen? Was werden wir, Franzosen, Engländer, Preußen in drei Jahrhunderten, vielleicht in hundert Jahren seyn? Wer kann behaupten, daß irgend ein Nordwind, wenn er uns durch innere Zwiste getheilt und geschwächt findet, nicht uns vielleicht gezwungen haben wird, das Haupt zu beugen, das wir jetzt so hoch und stolz tragen? Wer weiß, ob die kräftigen Völkerstämme, die hier auf einem jungfräulichen Boden keimen, uns dann nicht ihrerseits übertroffen haben werden, wie wir unsere Vorgänger übertroffen haben? Die Civilisation ist ein Schatz, welchen jede Generation vermehrt, indem sie ihn ihren Erben hinterläßt. Dieser Schatz geht von Hand zu Hand, von Volk zu Volk, von Land zu Land. Ausgegangen von dem alten Asien hat er vierzig Jahrhunderte gebraucht, um bis an die Ufer des europäischen Oceans zu gelangen. Sobald Völker die Depositarien davon geworden sind, wehe ihnen, wenn sie, statt an seiner Vermehrung zu arbeiten, ihre Zeit verlieren und ihre Kräfte in eitlen Zänkereien consumiren! Der Schatz wird ihnen unverzüglich geraubt werden. Die Amerikaner sind die unternehmendesten Menschen: wenn wir uns zu lange von unsern Zwistigkeiten absorbiren ließen, so wären sie im Stande, ihn uns unversehens zu entführen.

Jedes Volk hat seine Eigenschaften, welche die Erziehung entwickelt, welche in gewissen Momenten in lebhaftem Glanze schimmern, wie ein Leuchtthurm, nach welchem die fortschreitende Menschheit die Blicke richtet und die sich zu jeder Zeit der Aufmerksamkeit, der Achtung und der Nacheiferung der andern empfehlen. Die vereinigten Staaten haben unbestritten die ihrigen. Kein Volk ist durch seinen eigenthümlichen Charakter, durch die Verhältnisse des Gebiets und der Bevölkerung zur demokrati-

*) Warum nennt der Verfasser Preußen allein das junge Deutschland, als ob es keine andern deutschen Staaten gäbe, wo ein Streben nach fortschreitender Bildung herrscht? Und warum nennt er, statt des deutschen Volkes oder aller Völkerstämme deutscher Zunge, überall nur Oesterreich, dessen kleinster Theil nur aus Deutschen bestehe? Wenn wir den Antheil nicht verkennen, den England und Frankreich sich an der fortschreitenden Civilisation beimessen, so darf das Deutschland, was weder zu Oesterreich noch zu Preußen gehört, wohl einen größern und wichtigern Antheil mit gerechtem Stolze in Anspruch nehmen, denn ihm verdankt die Welt die wichtigsten Ereignisse, welche der neuern Zeit die Richtung und den charakteristischen Impuls gegeben haben, die Reformation, die dieselbe, wie überhaupt die Verbreitung der Ideen, fördernde Erfindung der Buchdruckerkunst und endlich die, die ganze Kriegskunst und die Art des Kampfes umgestaltende Erfindung des Schießpulvers.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

schen Regierungsform geeignetes. Sie besitzen daher im höchsten Grade die Vortheile der Demokratie und haben auch die davon unzertrennlichen Fehler; aber bei ihnen übertrifft das Gute unendlich das Schlimme; man muß blind seyn oder die Augen verschließen, um das nicht zu erkennen. Es ist hier viel für den Europäer zu denken, der dahin gekommen ist, nicht Gegenstände der Satyre, der Kritik und der Sarcasmen zu suchen (die Satyre, die Kritik und der Sarcasmus ist in jedem Lande ein sehr gemeines Handwerk, seitdem so viele Leute die kleine Münze von Voltaire und Byron ausgegeben), sondern positive Thatsachen, die in unsern alten Ländern nachgeahmt werden können, d. h. mit allen den Modificationen, welche völlig verschiedene Umstände und Verhältnisse von den amerikanischen, erheischen. Fast alle englische Reisende, sey es aus Widerwillen alter Protectoren, deren Schutz verschmäht worden ist, sey es, daß sie von den ungeheueren Prätentionen überspannt patriotischer Amerikaner verletzt worden, haben hier viel Schlimmes und kaum einiges Gutes gesehen. Das Bild, was sie von Amerika und den Amerikanern entworfen haben, ist eine Karrikatur. Es ist übrigens in so fern ähnlich, als es eine mit Geist gemachte Karrikatur immer ist. Die Amerikaner haben das Recht, das Urtheil zu verwerfen: man kann nur von seinen Pairs gerichtet werden. Der noch in Europa intactesten Aristokratie, der englischen, kommt es nicht zu, eine Demokratie zu richten. Die in Amerika reisenden Engländer aber gehörten, durch ihre Verbindungen oder ihre Meynungen, entweder der Aristokratie schon an, oder waren Aspiranten dazu, oder doch Leute, die ihnen nachäfften, um das Ansehen zu haben, daß sie dazu gehörten.

Gewiß hätte ein armer Landmann von Yorkshire oder ein Mechanicus von Birmingham ein ganz anderes Urtheil gefällt. Sie wären wahrscheinlich eben so ausschließlich in ihren Lobsprüchen gewesen, als die Reisebeschreiber in ihrem Tadel gewesen sind. Und die Ackerbauer und die Mechaniker sind doch etwas in der Zahl der englischen Bevölkerung und unter den Elementen des Gedeihens Großbritanniens. Setzen wir voraus, daß ein Farmer vom Ohio oder Illinois, wenn er sein Mehl gut verkauft hat, nach England ginge, um dort sechs Monate lang den Nabob zu spielen und daß er, bei seiner Rückkunft, mit der rohen Beredsamkeit des Westen die Noth der Arbeiter in Großbrittannien, die KornGesetze, die Armen-Taxe, die schreckliche Lage der irländischen Bauern, das Matrosen-Pressen, die Verkäuflichkeit der Militair-Stellen beschrieb; setzen wir voraus, daß er als Sitten-Gemälde einen Mann hinzufügte, der seine Frau auf dem Markte verkauft, ein Duell von Bauern und eine Scene, wo die Zecher am Ende eines Gastmahls halbtodt betrunken unter dem Tische liegen; wenn er nun diesen Bericht seinen Landsleuten als die politische und moralische Schilderung von England gäbe, so würden die Engländer die Achseln zucken und hätten Recht. Und doch wäre der Inhalt des Buches wahr. Dieser Bericht würde genau das Gegen- oder Seitenstück, der Pendant von dem seyn, was im Allgemeinen die englischen Reisenden als eine treue Darstellung Amerika's bekanntgemacht haben. Thuet andern nicht, was ihr nicht wollt, daß man euch thue.

Es giebt in Amerika eine Thatsache, die den Fremden bei seiner Landung ergreift und die geeignet ist, seinen Gefühlen von Nationalstolz Schweigen aufzulegen, zumal wenn er Engländer ist: das ist der Anblick des allgemeinen Wohlstandes, den das Land darbietet. Während die europäischen Gesellschaften alle mehr oder weniger an der Wunde der Verarmung verbluten, die sie untergräbt, ohne daß bis jetzt die Geschicktesten ein wirksames Heilmittel haben finden können, giebt es hier keine Armen, mindestens in den nördlichen und westlichen Staaten, die sich vor dem Aussatz der Sclaverei zu bewahren gewußt haben; oder, wenn man ja Arme findet, so ist es nur eine unmerkliche Minderzahl von Individuen, die sich nicht zu benehmen wissen, meistens Faulige; oder es sind frisch gelandete Abenteurer, die sich noch nicht zur Gewohnheit eines arbeitsamen Lebens haben entschließen können. Hier ist nichts leichter, als zu leben und gut zu leben, wenn man arbeiten will. Die ersten Bedürfnisse, Brod, Fleisch, Zucker, Caffee, Feuerung sind wohlfeiler als in Frankreich und der Arbeitslohn dreifach. Ich befand mich vor einigen Tagen bei einer eben im Bau begriffnen Eisenbahn. Man führte gerade Terrassirungen aus. Diese Art von Arbeit, die nur Kraft, wenn auch ohne Erfahrung und Geschicklichkeit, erfordert, wird gewöhnlich in den vereinigten Staaten von neu angekommenen Irländern unternommen, die keine andere Hülfsquelle als ihre Arme, kein anderes Talent als ihre Muskelkraft haben. Diese Irländer erhalten Speise und Wohnung und ihre Nahrung ist folgende: drei Mahlzeiten täglich; bei jeder Mahlzeit Fleisch im Ueberflusse und Waizenbrod *) (wheat); Caffee und Zucker zweimal und Butter **) einmal täglich. Man reicht ihnen im Laufe des Tages sechs bis acht Gläser Wiskey, je nachdem es warm oder minder heiß ist. Außerdem empfangen sie an Geld einen Taglohn, der sich täglich auf 40 Cents (2 Franken 13 Centimes) unter den ungünstigsten Umständen beläuft, oft auf 3 und zuweilen selbst auf 4 Franken. In Frankreich wird solche Arbeit gewöhnlich mit 1 Franken 25 Centimes bezahlt und die Arbeiter müssen für ihre Kost selbst sorgen.

Diese positive, unbestreitbare Thatsache des allgemeinen Wohlstandes steht noch einer andern zur Seite, die die Wichtigkeit derselben in den Augen eines Europäers, der Freund des Fortschreitens und Feind der Gewaltthätigkeit ist, ganz besonders erhöht. In der Politik ist der Radicalismus hier an der Tagesordnung: das Wort Demokratie, das anderwärts selbst den Republikanern Furcht einflößen würde, wird hier gesucht und mit Beifall begrüßt. Man wetteifert um den Namen der demokratischen Partei. Es giebt drei oder vier Nuancen der Meynung, die ihn als ihr ausschließliches Eigenthum reclamiren. Aber das ist die einzige Gattung von Eigenthum, die in Frage steht. Zwar schmilzt das materielle Eigenthum hier schnell, wenn nicht thätige Aufsicht es bewahrt und ausdauernde Arbeit es erneuert. Nichtsdestoweniger ist es, so lange es besteht, der Gegenstand der höchsten, unbedingten Achtung und hat mich, ich gestehe es, fast überrascht. Ich hätte erwartet, daß die Theorie der socialen Oekonomie der politischen Theorie einige Syllogismen entlehnt hätte. Wer in dieser Hinsicht in Europa gar nicht für überspannt gelten würde, wäre hier ein kühner Neuerer.

Nach diesen einfachen Bemerkungen scheint die Ueberzeugung natürlich, daß man aus dem Studium dieses Landes kostbare Winke und Lehren für die friedliche Lösung des schwierigsten politischen Problems in Europa, das der Verbesserung des Looses der Mehrzahl im Volke, ziehen könne. Es würde interessant seyn, die Ursachen dieses Zustandes der Dinge zu erforschen und zu untersuchen, ob sie, mit Modificationen, auf die europäische Gesellschaft und besonders auf Frankreich anzuwenden seyen. Ich werde auf diesen Gegenstand zurückkommen, sobald es mir möglich seyn wird.

M. C.

---

*) Ein großer Theil der eingeborenen Bevölkerung ist Brod von Mais. Anm. d. Verf.

**) Die Butter ist viel theuerer in den vereinigten Staaten, als in Frankreich. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Vom Geiſt der literariſchen Kritik bei den Völkern alter und neuer Zeit.

Von Thery, Ueberſetzer der Satyres de Perse.

Paris 1834. 2 Bände in 8.

(2.)

Erſter Artikel.

Es begegnet der Kritik oft, ſich für wichtiger zu halten, als ſie iſt, ſich nicht die Schweſter, ſondern ſelbſt die Mutter der Poeſie und der Kunſt zu nennen. Sie ſtellt ſich dann über die Werke, welche ſie beurtheilt. Sie macht auf die Ehre der Schöpfung Anſpruch; ſie erhebt ſich aus eigner Machtvollkommenheit zur Königin und Meiſterin. Geſchaffen einzig, um zu urtheilen, ſteht ſie da und herrſcht mit Inſolenz. Sie proclamirt ſich als die einzige Quelle und die allgemeine Mutter der Wiſſenſchaften und Künſte. Das iſt eine abgeſchmackte Behauptung; iſt ſie nicht die zuletzt gekommene? Benutzt ſie nicht alle Schöpfungen? Iſt ſie nicht das letzte Reſultat der intellectuellen Civiliſation? Und iſt ihr Loos etwas anderes, als ein Reſumé der Axiome, welchen die Vorbilder die Entſtehung gegeben haben?

Wenn ſie auf dieſe hohe und gewaltſame Supremätie Anſpruch macht, ſo glaube man ihr nicht aufs Wort. Ehrenwerth mit klarem Verſtand, beſonders wenn ſie beſcheiden iſt, möchte ſie auch oft für fruchtbar gehalten ſeyn, weil ſie ſparſam, geordnet und wachſam iſt. Die Schätze, die ſie claſſificirt, hat ſie nicht hervorgebracht. Ihre Weſenheit und ihr Beruf beſteht nicht darin, zu ſchaffen, ſondern zu ordnen.

Wehe der Zeit, wo das Syſtem der Schöpfung vorausging, wo man zuerſt Kritiker und nachher Dichter wäre, wo der Gedanke nicht aus dem Innerſten der Seele quölle, ſondern in der traurigen Werkſtätte der Commentare, der Diſſertationen, der Kritik und der Exegeſe ausgearbeitet würde! Dieſe Ausarbeitung würde eine erzwungene ſeyn und immer nur eine künſtliche Haltung, einen blaſſen Reflex der Lebenswärme hervorbringen. Das iſt es, was geſchieht, wenn die Künſte viel Kraft aufgewendet, von allen Seiten eine markige Vegetation getrieben und zahlreiche Muſterbilder Geſetzeskraft erlangt haben. Dann herrſchen die erſten Verwalter und Executoren der Kritik, die Scholiaſten, die Aeſthetiker, ſinnreiche und gelehrte Leute, die man gewiß nicht ſchmähen, aber auf ihrer ehrenwerthen, ſecundairen Stelle laſſen muß. Dann werden alexandriniſche Schulen eröffnet, die den Geſchmack mit dem Klafter-Maaße ausmeſſen und Recepte für das Genie ſchreiben. Dann legt ein ängſtlicher Gelehrter eine außerordentliche Wichtigkeit auf die Stellung eines Wortes, auf den Zuſammenhang zweier Sylben, auf die Endigung des verum esse videatur, auf Kleinigkeiten, auf ein Nichts; er wägt mit dem höchſten Ernſt ſeine Sandkörner in ſeiner Wange von Spinnengewebe und zerlegt aufmerkſam ſeine Müdemee; er deſtillirt die letzte Quinteſſenz der Worte, der Archaismen und der Etymologieen. Ein anderer fabricirt luftige Syſteme und wägt ſie im leeren Raume. Der Verfall der griechiſchen Literatur hat dieſes ſeltſame Schauſpiel in ſeiner komiſchſten Naivetät gegeben. Man ſah berühmte Männer überall lexicologiſche Schwierigkeiten ſuchen, nach Soleciſmen jagen und eine klare Phraſe martyriſiren, um ihr einen dunkeln Sinn zu entreißen. Man ſah mehrere ſich mit dem Homer quälen, um darin eine myſtiſche Gnoſis und chriſtliche Symbole zu entdecken; einige ſelbſt, welche gelehrt bewieſen, daß Orpheus und Heſiodus im Voraus den Dogmen der Dreieinigkeit und der Incarnation anhingen. Man ſpotte nicht zu ſehr über dieſe Menſchen; ihres Gleichen exiſtiren zu allen Zeiten des Verfalls und der Abſpannung. Es finden ſich bisweilen ſelbſt Strahlen von Genie und Spuren von Kraft in dieſen verirrten oder beſchränkten Geiſtern, die ſich mit dem Leichnam der Künſte herumziehen, wenn die Künſte todt ſind.

Man fühlt wohl, daß dieſe falſche, kurzſichtige Kritik zweiten Ranges nothwendig pedantiſch und kleinlich iſt. Sie maßt ſich die ganze intellectuelle Supremätie an; ſie hält ſich für edler, als das Talent, das ſie anatomirt. Wenn man Johnſon und Blair, Batteux und La Harpe, oder den deutſchen Gottſched lieſt, ſo wundert man ſich über den Ton von Stolz und Aufgeblaſenheit, den ſie gegen die armen Schriftſteller, die ſie kreuzigen, affectiren. Sie behandeln ſie mit unerhörter Härte, ungefähr wie die Kammerdiener, die die ihnen untergebenen Bedienten tyranniſiren, oder wie der Herr Pincé d'Addiſon und Deſtouches, Intendant, der ſich Herr glaubt, Diener, der ſich für den Eigenthümer ausgiebt, ein Verwalter, der ſich in den Kopf geſetzt hat, daß alles, was er adminiſtrirt, ihm gehört. Aber, ſagen wir es ohne Zögern, es giebt eine andere Kritik und die, welche ſich beſcheiden zeigt, iſt ſo umfaſſend, lichtvoll und erhaben, wie die, von welcher wir eben geſprochen, gehaltlos und eitel iſt. Die wahre Kritik iſt nichts als ein von der Geſchichte der Völker losgeriſſenes Fragment. Sie bringt alle ihre Modificationen, alle ihre Nuancen in Anſchlag; ſie ſchreibt ihre intellectuellen Annalen und vernachläſſigt keine Fraction, keine Specialität. Sie umfaßt alle Offenbarungen des Gedankens und der menſchlichen Seele.

Dieſe hohe Kritik, von einem umfaſſenden Standpuncte aus alle Producte der Intelligenz und der Erregbarkeit beherrſchend, iſt mit Erfolg nur durch das moderne Deutſchland in Wirkſamkeit geſetzt worden. Die deutſche Nation war die letzte (?), die die literariſche Laufbahn betrat. Ihr zerſtückeltes Land, ihre ungewiſſe Politik, ihre langen Religions-Streitigkeiten, ihre bürgerlichen Sitten *) (!), der Mangel eines Central-Punctes für die Civiliſation und Intelligenz: alle dieſe Motive hatten, nicht das Genie und die moraliſche Kraft dieſes Volkes, das Luther und Erasmus erzeugt hatte, aber ſeine literariſche Entwickelung verſpätet. Spanien, Italien, Frankreich waren ſchon auf dem Congreſſe der Intelligenzen durch glänzende und gründliche Genie's repräſentirt und Deutſchland hatte noch nur geduldige Gelehrten, ſehr vergeſſene Volksdichter und kriegführende Theologen zu Organen. Ganz beſcheiden begnügte es ſich lange Zeit, zu beobachten. Es war Kampfrichter; auf das Schaffen ſchien es zu verzichten. Dieſer lange Stillſtand ſeiner Gedanken hat auf ſeine ganze Literatur großen Einfluß gehabt. Dieſes Land iſt vielleicht das einzige auf der Welt, wo ein ſolches Phänomen ſtattgefunden hat, wo die Kritik der fremden und alterthümlichen Literaturen der großen Blüthe der Künſte und Wiſſenſchaften vorausgegangen iſt, wo die Schöpfer Richter und die Examinatoren Poeten geweſen ſind. Es iſt mithin bis auf dieſen Augenblick das einzige Land, wo die Kritik auf breiten Grundlagen geruht hat, wo der Genius der Nationalitäten für etwas gerechnet worden iſt, wo man die unendliche Verſchiedenartigkeit der menſchlichen Natur und den Einfluß dieſer Varietät auf die Künſte begriffen, wo man den Gedanken jedes Volkes, allen ſeinen politiſchen und ſocialen Modificationen unterworfen, angenommen und die tauſend Formen ſucceſſiv bewundert hat, die das Schöne und das Ideale auf ſeinem Wege durch die Geſchichte annehmen kann.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Was auch der Verfaſſer des Artikels darunter verſtehen mag, ſo ſieht man doch nicht ein, warum dieſe von der literariſchen Laufbahn zurückhalten ſollten. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börſen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 935. Hamburg. Mittwoch, den 9. Juli. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Der Kazee von Emessa, die Grundlage zur Geschichte des Shylock.

(Aus dem Asiatic Journal.)

(R.)

Die Geschichte des Juden Shylock in dem Kaufmann von Venedig hat ihren Ursprung im Morgenlande, gleich den meisten alten europäischen Mährchen. Es ist dieses eine Entdeckung des Sir Thomas Munro; aber das Mährchen, welches dem großen englischen Dichter die Idee zu der Poesie des Shylock gegeben hat, ist noch nicht in Europa bekannt.

Die folgende Version ist von dem, der so gefällig war, sie uns mitzutheilen, vor dreißig Jahren gekauft worden. Das Manuscript, dem sie entnommen ist, hat ehedem dem berühmten Claude Martin zugehört. Der Verfasser der Erzählung ist unbekannt; Dichtungen wie diese verlieren das Eigenthumsrecht, wenn sie Jahrhunderte durchlaufen sind.

„Ein reicher Jude und ein armer Muselmann wohnten zusammen in einer Stadt. Letzterer befand sich nun einst in einer solchen Noth, daß er jenen aufsuchte und ihn um ein Darlehn von hundert Dinars unter der Bemerkung ansprach, daß er großen Vortheil aus der Benutzung dieses Geldes ziehen könnte und daß er den Gewinnst dann mit ihm theilen wollte. Der Jude, obwohl sehr geizig, hatte längst eine heftige Neigung zu der Frau des Muselmanns gefaßt, die sehr schön war, in deren reinen Sitten und aufrichtiger Liebe zu ihrem Gatten er aber stets ein unübersteigliches Hinderniß gefunden hatte. Nun dachte er aber, schon zum Zwecke zu gelangen, sobald es ihm gelänge, den Mann von sich abhängig zu machen und die Frau zu zwingen, daß sie sich für ihn bei ihm verwendete. Mit diesem Gedanken im Hinterhalte, sagte er freundlich zu dem Muselmanne: „Ich will Dir, was Du verlangt hast, ohne Interessen leihen, wenn Du mir ein Pfand giebst, wie ich es wünsche." Erstaunt über ein so großmüthiges Anerbieten, fragte der Muselmann, welcher Art das Pfand denn seyn sollte, das er zu stellen habe. „Darin, daß Du mir ein Pfund Fleisch von Deinem Körper verschreibst, wenn Du nicht an dem festgesetzten Tage Zahlung leistest. Dazu wollte der arme Schelm sich nicht verstehen, weil ja Fälle vorkommen könnten, die alle seine Berechnungen zu Schanden machten.

„Aber gedrängt von der Noth und gerührt von den Leiden seiner Kinder, nahm er zwei Monate später die besagte Summe unter den Bedingungen auf, die ihm von den Juden gestellt worden waren, und dieser berief mehrere Mahomedaner als Zeugen des Contractes, um diesem die größtmöglichste Bündigkeit zu geben. Der Muselmann trat nun die Reise nach dem Lande, wo er die besten Geschäfte zu machen meynte, an, auch hatte er Glück in seinen Speculationen und schickte seiner Frau die Summe, welche er dem Juden schuldig war, zu, um sie zu rechter Zeit abzutragen. Da sie aber eben in Verlegenheit war, und auch die Bedingungen nicht kannte, unter welchen das Darlehn aufgenommen worden, so bediente sie sich dieses Geldes, um ihre und ihrer Kinder Lage zu verbessern. So bekam denn der Jude ein Recht auf das ihm zugeschriebene Unterpfand.

„Einige Zeit nachher kehrte der Muselmann mit großem Gewinnst und hochvergnügt, daß er den Fallstricken des Juden entgangen, zurück in sein Vaterland, ward aber unterwegs von einer Räuberbande ausgeplündert, und kehrte eben so arm wieder heim, als er weggegangen war. Als der Jude seine Ankunft erfahren hatte, schickte er zu ihm und ließ sich artig nach seinem Befinden erkundigen; aber schon den folgenden Tag verlangte er die Erfüllung des mit ihm abgeschlossenen Contracts. Der unglückliche Muselmann erzählte ihm, wie es ihm ergangen; aber der Jude wiederholte ohne Unterlaß: „mein Geld, oder mein Unterpfand." Mehrere Tage zankten sie sich so herum, dann legten sich die Nachbaren ins Mittel und riethen, man sollte die Sache vor den Kazee bringen.

„Dies geschah. Als der Kazee ruhig die streitenden Partein angehört hatte, erklärte er, der Muselmann habe Unrecht und müßte sich der Strafe unterwerfen, zu welcher er sich schon im Voraus für den nun eingetretenen Fall bereit erklärt habe. Dieser weigerte sich dessen aufs hartnäckigste, protestirte wider die Legalität des Ausspruchs, und verlangte zu appelliren. Der Jude war dies zufrieden, und sagte, er selbst möchte sich den Richter wählen, der in letzter Instanz entscheiden sollte. Da wählte der Muselmann den Kazee von Emessa, einen tiefgelehrten und vollkommen gerechten Mann, und beide Theile machten sich sofort dahin auf den Weg. Als sie einige Meilen zurückgelegt hatten, stießen sie auf ein Maulthier, das seinem Heern entlaufen war, und dieser schrie von weitem den beiden Reisenden zu, sie möchten doch sein Thier aufhalten und es zurückjagen. Der Muselmann suchte seinen Wünschen zu entsprechen, und warf, um das Thier zurückzuscheuchen, mit einem Stein darnach, der ihm aber unglücklicher Weise ein Auge ausschlug. Da schrie der Eigenthümer des Maulthiers, der Muselmann müsse ihm dessen vollen Werth bezahlen; der Jude aber bemerkte, das könnte jener nicht, weil er ältere Ansprüche an ihn habe, er sollte aber mit zu dem Kazee von Emessa gehen, um dort sein Recht zu suchen. Das that der Eigenthümer des Maulthiers nun auch, und so setzten alle drei ihren Weg nach Emessa fort.

„Bei einbrechender Nacht erreichten sie ein Dorf, und da es stockfinster war, so suchten sie im Stillen ein Nachtlager auf dem terrassenartigen Dache eines Hauses. Nicht lange hatten sie hier geweilt, als im Dorfe ein großer Tumult ausbrach. Neugierig, zu sehen, was dem zum Grunde liege, sprang der Muselmann vom Dach herab in die Straße, fiel aber auf einen Menschen, der da unten schlief, und verursachte ihm den Tod. Als nun die beiden Söhne des Getödteten ihn packten, und ihn zur Wiedervergeltung erschlagen wollten, da widersetzten sich dem der Jude und der Maulthiereigenthümer, riethen jenen aber, mit zum Kazee zu ziehen und bei diesem ihre Sache vorzubringen. Dazu verstanden auch sie sich endlich, und so brachen denn am andern Morgen alle fünf

Digitized by Google

zugleich nach Emessa auf. Als sie in dieser Stadt angelangt waren, da wunderten sie sich sehr, einen ehrwürdigen Greis, mit einem riesigen Turban auf dem Haupte und eingehüllt in ein Gewand, das ihm über die Fersen herabreichte, völlig betrunken auf einem Esel spazieren reiten zu sehen: es war ein griechischer Aufseher.

„Einige Schritte weiter traten sie in eine Moschee, die mit Leuten angefüllt war, welche dort spielten. Wieder etwas weiter stießen sie auf ein Leichenbegängniß. Derjenige, der zum Kirchhofe getragen ward, gebehrdete sich gar jämmerlich und schrie, er sey noch am Leben; aber die Umstehenden riefen ihm zu, er irre sich, und begruben ihn dann.

„Am andern Morgen stellten sich unsere Reisenden beim Kazee ein und begannen ihre Klagen zugleich vorzutragen; aber der Kazee gebot ihnen zuvörderst insgesammt Schweigen, und sagte ihnen dann, daß sie einer nach dem andern sprechen sollten. Der Jude nahm zuerst das Wort, und sagte: Herr, dieser Mann ist mir hundert Dinars schuldig, wogegen er ein Pfund seines Fleisches zum Pfand eingesetzt hat; so gebiete ihm denn, daß er mir entweder jene Summe zurückgebe, oder die eingegangene Verpflichtung erfülle. Auf die Frage des Kazee an den Muselmann, was er darauf zu erwiedern habe, gestand er, der Jude habe allerdings wahr geredet, doch glaube er, daß der Traetat nicht gelten könne, da er sich in der absoluten Unmöglichkeit befinde, das ihm geliehene Geld zu ersetzen. Aber mit Schrecken vernahm er den Ausspruch des Kazee's, daß er entweder zahlen oder das verheißene Pfand stellen müsse, und als die Diener des Gerichts den Befehl erhielten, ein scharfgewetztes Messer herbeizuschaffen, da überlief ihn ein kalter Schauder und er hielt sich für verloren. Als das Messer gebracht worden war, wandte sich der Kazee zu dem Juden, und sagte: „da, mit diesem Messer schneide Dir das ausbedungene Pfund Fleisch von seinem Körper; aber hüthe Dich, ein Quentchen mehr oder weniger zu nehmen, als worauf Du Anspruch hast; denn in diesem Falle würdest Du des Todes seyn." Als der Jude erwiederte, es wäre ja rein unmöglich, auf einen Schnitt gerade ein Pfund zu treffen, antwortete der Kazee, er habe sich an den Buchstaben des Contracts zu halten, und mehr könnte er nicht verlangen. Da ward dem Juden Angst, und er erklärte, daß er auf Pfand und Schuld verzichten wollte. „Gut," sagte der Kazee; „da Du aber diesen Mann, unter dem Vorwande eines Rechts, welches Du nicht durchzuführen vermagst, einen so weiten Weg hast machen lassen, so ist es nicht mehr als billig, daß Du ihm seinen Zeitverlust vergütest. Dieser ward dann von Schiedsrichtern auf zweihundert Dinars angesetzt, welche der Jude entrichtete und dann abreisete.

„Nach ihm trat der Maulthiers-Eigenthümer vor. Als derselbe seinen Vortrag gemacht hatte, fragte der Kazee ihn, wie hoch er sein Maulthier anschlüge. „Auf tausend Dinars," antwortete er, „ehe es das eine Auge eingebüßt hatte." — „„Wohl,"" sagte der Kazee; „„nun nehmt eine Säge, theilt das Thier in zwei Hälften, behaltet die Seite mit dem guten Auge für Euch und gebt die andere dem Muselmann, der Euch dann fünfhundert Dinars dafür zahlen soll. Ein solches Abkommen aber war nicht nach dem Sinn des Eigenthümers von dem verletzten Maulthier, und er erklärte, es sey ihm auch so noch 750 Dinars werth, daher er lieber die Sache auf sich beruhen lassen wolle. „„Nach Belieben,"" sagte der Kazee; „„aber Ihr seyd dem Manne da eine Entschädigung schuldig, dafür, daß Ihr ihm einen so frivolen und nichtigen Proceß habt anhängen wollen."" So mußte denn der Herr des halbgeblendeten Maulthiers nicht allein mit diesem ruhig wieder abziehen, sondern dem Muselmanne auch noch hundert Dinars auszahlen.

„Nun kamen auch die beiden jungen Männer an die Reihe, deren Vater durch den Muselmann das Leben eingebüßt hatte. Als der Kazee sie vernommen, fragte er sie, ob das Dach des Collegiums wohl so hoch sey als das des Hauses, von welchem herab der Muselmann ihren Vater getödtet. Sie bejahten es. Da befahl der Kazee, der Muselmann solle sich unter dem Collegium auf die Straße niederlegen, die Kläger aber sollten auf dessen Dach steigen und beide zugleich auf ihn herniederspringen. Sie erstiegen auch das Dach, kehrten aber bald wieder zurück und erklärten, daß es, selbst wenn sie zehn Leben zu verlieren hätten, nicht wahrscheinlich sey, daß sie, ohne den Hals zu brechen, davon kommen würden. Der Kazee antwortete, das sey nicht seine Schuld, aber er könne, um ihnen gefällig zu seyn, nichts an dem Gesetze ändern. Auf diese Erklärung gaben auch sie nun ihre Klage auf und zahlten die ihnen vom Kazee zuerkannte Geldstrafe von zweihundert Dinars hin.

„Als alle Kläger abgetreten waren, theilte der Kazee die von ihnen erhobenen Geldbußen in zwei gleiche Theile, behielt den einen für sich und schob den andern dem Muselmann zu; da er aber diesen noch in Gedanken vertieft sah, so fragte er ihn, ob er sich nicht befriedigt fände. „Vollkommen, Herr," erwiederte derselbe, „und überdem durchdrungen von Bewunderung für Eure Weisheit und Gerechtigkeit; nur habe ich, seit ich in dieser Stadt bin, mehrere merkwürdige Dinge gesehen, die ich mir nicht zu erklären weiß, und dies läßt mir keine Ruhe: deshalb würde ich es als eine große Güte Euererseits betrachten, wenn Ihr mir den Schlüssel dazu gäbet."

„Der Kazee war dazu bereit, und als er hörte, warum es sich handelte, da sprach er sich, wie folgt, aus: „Die Schenkwirthe dieser Stadt sind gar arge Gesellen; sie verfälschen den Wein, gießen Wasser darunter, oder verkaufen schlechte für gute Waare; deshalb muß der Aufseher von Zeit zu Zeit bei den Weinhändlern Visitation halten, und wenn er auch in jeder Schenke nur einen Tropfen probirte, so müßte er dennoch in den Zustand gerathen, in welchen Ihr ihn gestern gesehen habt. — Die Moschee, in welcher gespielt wurde, hat keine eignen Mittel; da sie aber einer Ausbesserung bedürftig war, so hat man sie als Spielhaus verpachtet, und aus dem Vortheil, den dies abwerfen wird, soll sie dann hergestellt werden. — Was den Menschen betrifft, der in so hohem Grade Euer Mitleid erregt hat, so war er wirklich todt, wie ich es Euch beweisen will. Vor zwei Monaten erschien seine Frau vor Gericht und bat unter der Erklärung, daß ihr Mann in einer entfernten Stadt verstorben sey, um die Erlaubniß, sich wieder verheirathen zu dürfen. Ich ertheilte ihr dieselbe, nachdem sie das Factum durch zwei glaubwürdige Zeugen verbürgt hatte, und sie schritt dann sofort zur zweiten Ehe. Aber bald darnach kam jener klagend ein, daß seine Frau einen zweiten Mann genommen, und verlangte, daß sie zu ihm zurückkehren sollte. Da ich ihn nicht kannte, so ließ ich seine Frau kommen und forderte sie auf, sich wegen ihres Benehmens zu rechtfertigen, worauf sie antwortete, es sey dieses derselbe Mann, dessen Tod sie mir vor zwei Monaten bewiesen und sich darnach auf die von mir ertheilte Erlaubniß wieder verehelicht habe. Da sagte ich zu ihm, sein Tod sey mir durch unverwerfliche Zeugen bewiesen worden, mein Ausspruch könne nicht zurückgenommen werden, und das Einzige, was ich für ihn zu thun im Stande wäre, sey, ihm zu erlauben, daß er sich sein Leichenbegängniß selbst anordnen könne."

„Der Muselmann bezeugte dem Kazee alle die Bewunderung, die er für seinen Scharfsinn und seine Weisheit hegte, und dankte ihm für sein unparteiisches Urtheil, in dem, was ihn betreffe, so wie für die Güte, ihm alle die außerordentlichen Dinge erklärt zu haben, die ihm unbegreiflich gewesen. Darnach kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück und verlebte dort seine übrigen Tage in dem Genuß der Reichthümer, die er zu Emessa gewonnen hatte."

Digitized by Google

Die Stiergefechte in Spanien.

Von

E. Desprez.

(Aus dem Voleur.)

(M.)

Pampeluna, den 8. Juni.

Das erste Stiergefecht ist eben beendigt. Ich leide noch unter den furchtbaren Eindrücken, die mir geblieben sind. Ich habe Mühe, meine Begriffe zu sammeln, so zerstreut und verworren sind sie; wenn ich mich abwende von dem Blute, das da fließt, um Dir die Volksmasse zu zeigen, welche vor Freuden brüllt, so wird meine Aufmerksamkeit sofort durch ein Geschrei des Zorns und der Wuth, ausgestoßen, Paul, von Frauen, von ganz jungen Frauen, die es übel nehmen, daß ein Matador Vorsichtsmaaßregeln trifft, um dem Tode zu entgehen, angezogen... Es liegt in der That etwas Feiges in dem Kampfe dieser Menschen mit ihren betrogenen Opfern... Mit der Linken schwenkt der Matador einen rothen Mantel, in der Rechten hält er versteckt einen bloßen Degen, und wenn der Stier nun mit gesenktem Kopfe auf das ihm vorgehaltene Irrbild losrennt, fährt dem armen Thier der Degen des Menschen gerade ins Herz... In Spanien nennen sie das sich mit Stieren messen; ich sage aber, es heißt, sie feiger Weise ermorden.

Dies Schauspiel ist ehrlos. Selbst die Pferde machen sie zu Genossen ihrer Barbarei!... Aber da die Menschen wissen, daß das von Natur hochherzige Pferd sich nicht dazu hergeben würde, sie in diesen grausamen Spielen mit seinem Muthe zu unterstützen, so verbinden sie ihm die Augen, und treiben es, so geblendet, auf den Stier loß, den sie mit ihren Lanzen durchbohren. Man nennt diese Reiter, deren ganzes Verdienst darin besteht, ihre langen Lanzen in die Seite des wüthenden Thieres zu stoßen, und zwar ohne große Gefahr, indem sie unter dicken ledernen Beinkleidern noch gepanzert sind, Picadores.

Eine schöne Heldenthat, einem schon durch Blutverlust und Schrecken geschwächten Stiere Trotz zu bieten, wenn man in Eisen gekleidet ist! und wie viele sind ihrer überdem gegen einen? Mindestens zehn!

Wahr ist es, daß zuletzt ein Einzelner, der Matador, oder Espada, auf den Feind eingeht. Aber wann? Wenn das unglückliche Thier, von einem langen Kampfe erschöpft und an vielen Stellen blutend, kaum noch auf den Beinen stehen kann.

Menschen, die solchen Grausamkeiten applaudiren können, verdienen es nicht, Menschen genannt zu werden. Und nun vollends Frauenzimmer! Ich habe innerhalb drei Stunden zwei Picadores verwunden, acht Stiere tödten, zwölf Pferden den Bauch aufreißen sehen, so daß ihre herunterhängenden Eingeweide die Rennbahn fegten, und bei jedem neuen Opfer klatschten Frauen, schöner und dem Ansehen nach sanfter, als die unsrigen, jubelnd in die Hände.

Auf den Gesichtern einiger Männer nahm ich wohl etwas wahr, was wie eine Theilnahme aussah; aber die Frauen, dürstend nach Blut, selig inmitten des Gemetzels, hatten auch nicht einen Blick des Mitleids für den Stier, so muthig im Leben, so bejammernswerth nach seinem Tode!

Mindestens während der ersten Hälfte dieses gräulichen Festes wünschte ich aus der Tiefe meines Herzens, daß der, so feiger Weise gemeuchelmordete, edle Stier plötzlich seine Kräfte wieder gewinnen möchte, die Pferde der Picadores über den Haufen würfe, Capadores und Espados auf seine Hörner spießte, dann über die Barrièren setzte, welche die Zuschauer absonderten, unter ihnen ein fuchtbares Blutbad anrichtete, und sich so für die überdachte Grausamkeit der Menschen rächte.

Siehe Paul, das wünschte ich; aber das war noch nicht alles, und Dir kann ich es wohl gestehen: ich wollte, wäre der Stier auf mich eingedrungen, auch nicht einen Schritt weichen, um dem Tode zu entgehen; ich verdiente ihn ja, weil ich nicht einmal den Muth gehabt hatte, mich einem so barbarischen Schauspiel zu entreißen. Ich bin bis zuletzt geblieben: hältst Du das für möglich? — Die Stierkämpfe dauern noch zwei Tage lang.

Pampeluna, den 9. Juli.

Es half kein Sträuben, ich mußte auch heute der Rosaria wieder nach dem Stiergefechte folgen; doch nahm ich mir vor, nicht über eine Viertelstunde, gerade lange genug, um den Alcalden und dessen Gefolge in den Circus defiliren zu sehen, zu bleiben. Die Scenen vom gestrigen Tage, obwohl durch die dazwischen liegende Zeit in etwas geschwächt, erfüllten mich noch mit einer Art von Schauder.

Zwei junge Leute, der eine Engländer, der andere Franzose, boten Rosaria und mir zwei Plätze an einem Fenster an, die sie theuer genug bezahlt hatten; ich acceptirte das unter der Bedingung, für mich und meine Fünfecein mein Quotum beizusteuern.

Da ich einmal von diesen jungen Leuten spreche, so will ich ihrer auch mit eins in dem Maaße erwähnen, daß ich nicht nöthig habe, auf sie zurückzukommen.

Seit vier Tagen wohnen wir zusammen in einem und demselben Gasthofe und seitdem haben wir auch mit einander die Stadt durchstreift. Was dem Engländer auch in die Augen fallen mag, bricht er gleich in den Ausruf „pittoresk! pittoresk!“ aus. Der junge Franzose hingegen hat noch nichts bewundert; denn bis jetzt hat er von dem, wonach er sucht, noch nichts gefunden. Spanien ist ihm das privilegirte Land der Liebe, und nichts weiter. Genährt von dem Lesen des Gil-Blas, sieht er Spanien in dem wundersamen Buche des Lesage. Es sich anders denken, würde ihm rein unmöglich seyn. Auch pflanzt er sich ohne Unterlaß mitten auf den Straßen auf, starr auf die spanischen Jalousieen blickend.... Bei jeder Alten, die ihm entgegen kommt, glaubt er, daß sein Waizen blühe, daß es eine Dueña sey, die ihn auffordern will, ihr zu irgend einer Schönen zu folgen, welche sich in seine elegante Tournure verliebt hat.... Er träumt von nichts als von Intriguen, von Dolchen, von Entführungen, und ärgert sich, daß weder eins noch das andere in Erfüllung gehen will.

Aber wieder zu unserm Stiergefecht. Das Gedränge war ungeheuer. Diejenigen, die auf den Stufen des Circus kein Unterkommen hatten finden können, hatten die Fenster und Dächer der anstoßenden Häuser in Beschlag genommen. Auch nicht eine Classe Spanier fehlte beim Feste; man sah dort Mönche jedes Ordens und jeder Farbe: Zigeuner von Santander mit ihren langen Haaren, ihrer phrygischen Mütze, ihren Weibern mit den langen Ohrgehängen; Basken mit einem falben Barett; Bauern mit einem rothen Tuche um den Kopf; vornehme und reiche Kastilianer, die ins Seebad nach St. Sebastian reiseten; alte Bürger aus Pampeluna, gekleidet wie die Alguasils; Frauen aus Sevilla mit einem weißen Mäntelchen, einem bis auf die halbe Wade reichenden seidenen Kleide; einige Valencianer, kupferbraun, wie die Mauren....

Kurz, die ganze Stadt, zweitausend Fremde mit einbegriffen, drängten sich hier mit offenen Mäulern, des Blutes halber, das bald fließen sollte.

Ich will Dir keine vollständige Beschreibung von dem geben, was ich gesehen habe. Die Schilderung gewisser Gegenstände bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück, wie genau sie auch seyn möge.

Was Du mit Recht von mir fordern kannst, ist, däucht mir, minder die nutzlose Beschreibung der Trachten; des roth equipirten Musikcorps; der Heerolde mit ihren silbernen Stäben; des Alcalden und seines in altem, düsteren spanischen Costum gekleideten Gefolges; der Läufer

Digitized by Google

in blauen Jacken, mit großem Hute, rothen Beinkleidern und Steümpfen; der Picadores mit gesticktem Wams und Gürtel und dem greisen andalusischen Hute; der Espadas, funkelnd in Gold und Seide, das Haar in einem langen Netze tragend, das in ungeheuren Bouffanten ausläuft, ꝛc., als der getreue und peinlich belehrende Bericht dessen, was ich während des Kampfes empfunden habe.

Der erste Stier, der im Circus erschien, war bis auf die weiß schimmernden Hörner völlig schwarz. „Seht dort einen stolzen Kämpfer," sagte Rosaria zu mir: „er hat ein Rückgrad so gerade als eine Binse, und das ist ein Zeichen der Kraft. Das wird einen langen und heißen Kampf geben." — Der Stier, der im Lauf auf dem Kampfplatz erschienen war, blieb stehen und sah sich wie verwundert umher. Zu Pampeluna giebt es auch nicht ein Fenster, das nicht bis zu einer gewissen Höhe vergittert wäre. Da der Stier frei in der Rennbahn war, während die Menschen hinter ihren Gittern hervorlugten, so hatte es fast das Ansehen als sey er herbeigeführt worden, um sich diese zu besehen. — „Aufgepaßt, Herr!" begann Rosaria wieder; „seht doch, mit welcher Geschicklichkeit die wackeren Banderillos da ihm ihre Wurfspieße in den Pelz jagen."

Ich schaute hin, und in demselben Augenblicke sah ich, wie einer dieser Banderillos vor dem Stiere vorbeisprang, der mit hochgehobenem Kopfe auf ihn losging. Der Erstere rannte dem Letzteren ein paar Stacheln in den Hals; und als das Thier sich bückte, um ihn auf seine Hörner zu nehmen, da setzte der gelenke Spanier seinem furchtbaren Feinde den Fuß auf die Stirn und schwang sich mit einem Satze der vollen Länge nach über ihn hinweg.

Diese Probe der Kühnheit erweckte einen donnernden Applaus. Ich gestehe es zu meiner Schande, Paul, daß die Ueberraschung auch mir ein Lächeln des Beifalls entlockte; ja ich glaube, daß ich mich schon mehr für den Menschen als für sein Opfer interessirte .... und doch kenne ich nichts so grausames als dies Banderollenspiel: acht bis zehn Personen spicken den Stier eins ums andere mit den Wurfspießen, an welchen weiße Bänder flattern, die sich aber bald roth färben.... Der Leib des armen Thieres ist bald so voller Stacheln, wie der eines Stachelschweins. Wüthend schüttelt es sich, um die Wurfspieße los zu werden, die es zugleich verwunden und erschrecken; es dreht sich zwanzigmal um sich selbst herum, und außer Stande, sich freizumachen, springt es, gereizt durch das Geschrei der Zuschauer und durch das Knallen der Banderollen, die sich plötzlich in Schwärmer umgewandelt haben, in die Kreuz und Quere.

Rosaria, die alle ihre Beredsamkeit aufbot, um mich zur Bewunderung auch der barbarischesten Lustbarkeiten ihres Vaterlandes hinzureißen, hat doch diesmal meinen Widerwillen nicht überwinden können; ein anderes aber war es hinsichtlich der Picadores, von deren Tapferkeit und wirklicher Gefahr sie mich mehr als zur Hälfte überzeugt hat. Sie behauptet, und wohl nicht ganz mit Unrecht, daß diese Leute, wenn sie einmal vom Pferde herunterkommen, dem Stiere völlig preisgegeben sind, und ihnen die Eisenschienen dann mehr zum Schaden als zum Vortheil gereichen, indem sie ihnen jede Flucht unmöglich machen.

Aber die armen Pferde, welchen man die Augen verbindet? sagte ich zu ihr. Nun, erwiederte sie, die Pferde, die dazu gebraucht werden, sind schon abgenutzte Thiere, mit deren Leben es ohnedem schon auf die Neige geht. Morgen würden sie dem Schinder anheimfallen, und so haben sie doch mehr Ehre davon, auf dem Kampfplatze zu enden. Uebrigens seyd Ihr im Irrthum, wenn Ihr glaubt, die Pferde würden den Angriffen des Stieres ausweichen; gerade des Gegentheiles wegen geschieht es, daß man ihnen die Augen verbindet.

Unsere Unterhaltung ward durch ein allgemeines Hurra! unterbrochen. Eine kreischende Musik übertönte noch den Tumult. Die Musiker waren Basken, und das von ihnen gespielte Instrument hatte die Form eines Flageoletts. Die Basken nennen es **Dulzaina**. Der pittoreske Engländer versicherte mir, daß man bei ihm zu Lande nicht bloß dasselbe Instrument habe, sondern es auch fast eben so nenne, nämlich **Dulcinet**. Mir war das gleichgültig. Was soll dieser Lärm bedeuten? fragte ich Rosaria, und diese erklärte mir nun, daß das Volk dem Espada, der eben auf dem Kampfplatze war, ein Charivari gäbe, weil er den Stier wohl viermal gestochen, ihn aber nicht getödtet habe. Durch den ihm angethanenen Schimpf verlor der Espada alle Fassung und Kaltblütigkeit; der Stier traf ihn mit dem einen Horn in die Schenkel, warf ihn zu Boden, und war im Begriff, ihm den Rest zu geben, als die Capadores, ihre rothen Mäntel in der Hand, des Thieres Aufmerksamkeit und Wuth auf sich lenkten. Während dieser falschen Attacke ward der Espada aus dem Circus weggetragen.

Nun trat ein anderer Toreador, jung und kräftig, mit Feuer im Blicke, auf. — Das ist Jose de Los Santos! sagte Rosaria zu mir. Schickt Euch an, zu applaudiren.

Sie gab das Signal dazu, und als der Applaus verrauscht war, da herrschte die größte Stille unter der Menge — die beiden Feinde, beide einander furchtbar, standen sich gegenüber.

Wie wenn er es gewußt hätte, mit wem er es nun zu thun bekäme, wich der Stier zurück, hob den hinteren Theil des Körpers höher, streckte den Hals aus, senkte den Kopf, schnob in den Sand, daß er weit weg stieb, und scharrte mit den Vorderfüßen den Boden auf, den seine weit heraushängende Zunge mit einem weißen Schaum bedeckte.

Los Santos forderte den Gegner durch Zeichen heraus. Der Stier wich noch einmal zurück; doch ahnte man es schon, daß er gleich einen furchtbaren Anlauf nehmen würde, und daß sein Zögern minder die Frucht der Furcht als der Berechnung sey. Wer wird erliegen? der Mensch oder das Thier? — Sie sind kaum sechs Fuß von einander.

In diesem Augenblicke, Paul, schien mir der Mensch so muthvoll (weil die Gefahr ganz unvermeidlich war), daß ich mich vom Mitleid für eine so große Tapferkeit, in einem so ungleichen Kampfe aufs Spiel gesetzt, ergriffen fühlte: es schien mir nicht möglich zu seyn, daß Los Santos mit dem Leben davon kommen könnte.

Währenddem stand der Espada, den Feind im Auge, die Degenspitze nach unten gekehrt, ruhig wartend da. Plötzlich, mit einem Satze, hatte der Stier ihn erreicht und schoß mit einem Fetzen Seide an den Hörnern, den er ihm von seinem Wams abgerissen hatte, nah an ihn vorüber.

Aber schon war der, den ich für den Sieger gehalten, in die Kniee gestürzt: das Blut schoß ihm in Strömen aus dem Halse; der Degen des Toreador hatte ihm das Herz durchbohrt: er verschied.

Die den Jubel beschreiben, der nun aus der Menge ertönte, das vermag ich nicht.

Rosaria fragte mich, was ich von dem Los Santos hielte. „Nun," antwortete ich, „er scheint mir ein recht tüchtiger und sehr geschickter Schlächter zu seyn." Sie sah mich fast verächtlich an. „„Señor,"" sagte sie dann, „„es gehört doch wohl Muth dazu, das Theuerste, was es nächst der Freiheit giebt, das Leben, einzusetzen, und dieses gegen einen Stier!"" — „Ein Stier, Señora, der schon durch Strapazen abgemattet ist." — „„Wuthentbrannt, wollt Ihr sagen. Je mehr die Picaderes und die Banderilleros ihn gehetzt haben, um so wüthiger ist er und um so größer die Gefahr des Espadas, der sich allein seinem Zorne darbietet.""

Ich gab zu, daß diese Bemerkung gegründet seyn könne, erklärte aber das ganze Treiben noch für eine große Barbarei; indessen

Digitized by Google

fühlte ich mich doch anders gestimmt, als an dem ersten Tage, wo ich dessen Zeuge gewesen war... Ich weilte noch zwei volle Stunden in der Arena, und die vorher gefühlte Indignation wich mehr und mehr einer Art von Trunkenheit.

Ob in Folge der Bemerkungen von Rosaria, oder ob schon aus Gewohnheit, genug, ich empfand schon den edlen Widerwillen nicht mehr, der gestern mein Herz empört hatte. Ich entschuldige die Picadores, ich bewundere fast die Espados; die Blutscenen regen mich auf, ohne mich zu empören, und morgen bin ich wohl gar schon dahin gekommen, zum Morden der Stiere Beifall zu klatschen.... Das ist recht abscheulich, recht erniedrigend für den Menschen. Drei Tage hätten also hingereicht, mich zum Kannibalen zu machen! Sollte es denn wahr seyn, was ich von einigen Aerzten gehört habe, daß unser Instinct, durch die Erziehung eingeschläfert, beim Anblick des Blutes gleich wieder erwacht und uns durch seinen nichtvorhofften Appetit den Beweis liefert, daß wir nichts weiter als civilisirte wilde Thiere sind?

Vom Geist der literarischen Kritik bei den Völkern alter und neuer Zeit.

Von Thery, Uebersetzer der Satyres de Perse.

(L.)

Erster Artikel.

(Beschluß.)

Der Deutsche des achtzehnten Jahrhunderts sah alle literarische Annalen aller Zeiten vor sich geöffnet. Er stand am Zusammenflusse aller dieser Ströme, Flüsse und Bäche, deren Wellen zu seinen Füßen wogten. Seine teutonische Verwandtschaft näherte ihn England und seine Studien machten ihn mit dem römischen und griechischen Genius vertraut. Er fand Inspirationen in seinen ritterlichen Minnesängern und in der homerischen Iliade, im Shakespeare, dem Sänger des Nordens und in dem von Friedrich beschützten Voltaire. Nach einigen mehr oder minder glücklichen Versuchen der Nachahmung erkannte er, daß seine specielle Aufgabe sey, alles zu begreifen (?). Es lag Resignation, Geduld und Größe in diesem Entschlusse. Um ihn, vor ihm, in der Vergangenheit, in der Gegenwart erhoben sich tausend verführerische Formen verschiedenartiger Inspirationen: hier das Phantom der griechischen Muse, tragisch und still wie Niobe, dort die elegante und halb griechische (!) Form der französischen Muse: anderwärts die scandinavische Voluspa, oder der kühne Genius arabischer Erfindung oder der launenhafte Geist Persiens und selbst die alten und großen Gedanken des theokratischen Indiens. Die vorbereitenden Arbeiten Lessings, Herders, Göthe's und Wielands sind das erschöpfende Studium aller dieser verschiedenen Genie'n; die Association und die vollständige Verschmelzung des deutschen Gedankens mit diesen mannichfachen Formen. Ein aus allen diesen Trümmern bloß zusammengesetztes Werk wäre eine kleinliche Schöpfung gewesen; aber die Betrachtung oder Beschauung befruchtete sie, der Lebenshauch Griechenlands und des Mittelalters drangen in das Studierzimmer Göthe's und Herders. Dieser Hauch war schöpferisch; ein solches Zusammentreffen war noch nie dagewesen. Inzwischen war doch weniger Spontaneität, etwas minder ursprüngliches und kräftiges in einer solchen von Erinnerungen eingegebenen Literatur. Was die eigentliche Kritik, das Resultat dieser Bemühungen, betrifft, so war sie erhaben, vielumfassend, unermeßlich und nahm in ihren freien Schooß alle Theorieen, alle Einflüsse, alle Idee'n auf. Man kann ihr eher zu große Kühnheit transcendentaler Systeme als beschränkte und kleinliche Ansichten vorwerfen. Sie hatte ihre Irrthümer, aber sie war frei; und das Eigenthümliche der Freiheit ist, sich selbst zu berichtigen und zu reinigen. Sie suchte nicht ihre einzige Stütze in Aristoteles oder Plato, sondern in noch höheren Regionen, in denen der ewigen Wahrheit und des moralisch Schönen. Die Kritik, so betrachtet, nicht als bloße Analyse des Details und der Form, als eine Art grammatikalischer Chemie, sondern die philosophischen Annalen der Abwechselungen des menschlichen Gedankens in sich fassend, ist die unbestreitbarste Trophee des modernen Deutschlands. Deutschland ist es, das die Geschichte des Menschen, seine Sitten, seine Leidenschaften und Gesetze an die Modificationen seiner Beredtsamkeit, seiner Poesie und seiner Künste geknüpft hat. Man vergleiche diese Verfahrungsart mit der des Dionys von Halicarnaß, des Longinus und selbst des Abbé Dubos. Im neunzehnten Jahrhundert stand der Dichter Ecouchard-Lebrun, bekannt und gerühmt wegen seiner dityrambischen Kühnheit, noch auf dem Puncte, in Pierre Corneille nicht die Züge des Genie's, nicht die Größe des allgemeinen Gedankens, sondern Wort-Verbindungen zu suchen; so viele Gewalt hatte die in den Collegien angebetete Wort-Kritik behauptet.

Was ist aber die literarische Kritik, abgesondert von der Geschichte der Völker? Ein Labyrinth ohne Licht. Was liegt daran, die Classificationen zu kennen, die Aristoteles annahm, und die Grundsätze, die Sulzer aufgestellt? Alle diese Grundsätze, alle diese Classificationen hängen von einem nationellen und temporairen Genius ab, der von einer bestimmten socialen Stellung ausgeht. Diese Stellung ist verloren, verlöscht, vergessen, wenn — das Volk todt ist. Wecke man daher den innern Gedanken, wenn man will, daß wir die Literatur begreifen, die nur die ferne Stimme seiner Sitten und seines Lebens ist. Ein Volk, das seine Literatur hat, ist das nicht ein Volk, das seine Gefühle, seine Erinnerungen, seine Idee'n sich frei und natürlich entwickeln sieht, das auf seinen Institutionen ruht und eine dauerhafte Form annimmt? Das Studium dieses Resultates allein ist daher ungenügend und um es zu begreifen, muß man sich in das Sanctuarium versenken, wo die heilige Quelle rinnt, muß man in den Mutter-Gedanken eindringen, der die Gesetze und die Sitten und mit den Sitten die Künste geschaffen hat.

Diese Bewegung der wiedergeborenen Kritik hatte sich in Deutschland auf eine sehr ausgesprochene und feurige Weise fühlbar gemacht, während England, an Beredtsamkeit, Poesie und Beobachtung so reich und stark, noch bei der Kritik des Details stillstand.*) Die ausgezeichnetesten Geister Frankreichs folgten hierin Deutschland, ohne es zu wissen: der Fond dieser Theorieen findet sich wieder bei Barante, Villemain und bei Frau von Stael. Aber mit welcher Vorsicht und Klugheit mußte man eine so heterodoxe Lehre einführen und gleichsam einschwärzen. Jetzt ist sie populair geworden. Das Buch des Herrn Thery ist ganz im Geiste dieser Doctrin geschrieben.

Das Schaffen hat sich von Tag zu Tage mehr erschöpft; die Kritik herrscht; an Dichtern ist Ueberfluß, die originellen Dichter und Schriftsteller fehlen: „O Du hörende, raisonnirende, ganz passive, nur kritisirende und tadelnde Gesellschaft, Du bringst Dein Leben hin, Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten zu wägen: wie willst Du Großes schaffen?“ sagte ein englischer Philosoph.

*) Dies ist in der That ein schmeichelhaftes Zeugniß, das Deutschland den Geist und die Schöpfungen aller Völker studierend und in sich aufnehmend und den seinigen damit verschmelzend, in seiner Kritik wie in seinen Dichtungen und Künsten das Erhabenste, das Reinmenschliche zu reproduciren und zu repräsentiren mit Erfolg versucht hat. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Unsere Epoche ist eine ganz kritische: Regierung, Institutionen, Poesie selbst sind einzig dieser souverainen Macht unterworfen. Es giebt nichts mehr als Prüfung, Widerspruch, Discussion, Auseinandersetzungen für und wider, ein System dem andern entgegengesetzt, Analyse gegen Analyse kämpfend, Ideen einer gegenseitigen Probe unterworfen, wie der Diamant den Diamant schleift. Da sind die Journale, diese geborenen Kritiken der socialen Acte, der Regierungs-Handlungen und der intellectuellen Bewegungen, die ihr Leben damit zubringen, einander zu kritisiren. Das große Rad der Repräsentativ-Mode ist die Kritik. Die Dichtkunst wagt kaum, sich zu zeigen, ohne ihre Theorie aufzustellen, ohne ihr System zu begründen, ohne das Handwerk des Richters zu treiben. Europa gleicht jetzt dem alten Athen, wo jeder Bürger aus Beruf, Geschmack und Interesse Richter war. Ich hüthe mich wohl, diese Tendenz zu tadeln oder zu würdigen, ich bezeichne sie nur; mitten in dieser universellen Kritik kommt nun ein junger, sehr unterrichteter Professor, der diese beiden Bände, die allgemeine Kritik aller Kritiken, uns Journalisten giebt, die wir diese Kritik aller Kritiken wiederum kritisiren, unsererseits wiederum der Kritik unserer Leser preisgegeben.

Wie dem auch sey, das Buch des Herrn Thery, voll von Studien der fleißigsten Art, und nach freisinnigen Ansichten der deutschen Kritik verfaßt, wird von großem Nutzen für den Verfasser und für jeden seyn, der in seiner Bibliothek und unter einer lichtvollen Form alle die Theorieen finden will, die man über Kunst, Styl und Zusammensetzung erfunden und discutirt hat.

Der Verfasser nimmt eine dieser Theorieen nach der andern vor; er kritisirt sie und beobachtet sie von allen Seiten; er tadelt sie niemals unbedingt. Wir werden ihm auf dem langen und verschlungenen Wege, den er eingeschlagen, folgen und seine Lehre discutiren.

Es.

Sitten der Caffern.

Reise in das Land der Caffern, von Steffens Kay.

(L.)

Die Caffern sind groß, stark und wohlgebaut; ihr Kopf ist schön und ihre Züge gleichen mehr denen der Europäer, als denen der Neger-Stämme: die Farbe ihrer Haut ist hellbraun, ihre Haare sind wollig. Ihr Ansehen und Wesen ist offen und zutraulich und sie scheinen ganz frei von der Furcht und dem Verdacht zu seyn, welche im Allgemeinen die barbarischen Völker charakterisiren. Die Frauen sind bei weitem nicht so schön als die Männer, sie sind klein, stark und nervig: ihre Züge sind indessen doch angenehm, zuweilen selbst schön; sie haben prächtige Zähne und sind in der Jugend froh und guter Laune.

Die Kleidung beider Geschlechter besteht ganz aus Thierfellen, die so bereitet sind, daß sie geschmeidig und biegsam werden und doch die Haare behalten. Der Mantel (Inguba) ist aus einer Ochsenhaut gemacht, die auf eine eigenthümliche Art zugeschnitten ist und über die Schultern herabhängt; er ist das gewöhnliche Costume aller Classen. Die Häuptlinge haben Mäntel oder Kleider von Leoparden- oder Pantherfellen, die sie bei großen Feierlichkeiten tragen oder vielmehr gewöhnlich von einem ihrer Offiziere tragen lassen, während der Häuptling mit seinem Mantel von Ochsenleder bedeckt einhergeht. Die Inguba ist das einzige Kleidungsstück der Männer und ist vollkommen von vorn offen; die Völker verbinden keine Idee von Indecenz mit der völligen Nacktheit und betrachten jede andere Kleidung als die Inguba wie eine weibische Mode. Sonst trugen die Caffern eine Art von Schürze, wenn sie genöthigt waren, die Inguba abzulegen; dieser Theil des Costumes ist abgeschafft worden, als unverträglich mit dem wilden und barbarischen Muthe, den sie als die erste Tugend der Männer betrachten.

Die Kleidung der Frauen ist viel decenter. Außer der Inguba, die von der der Männer nur dadurch unterschieden ist, daß sie eine Art von langer Pelerine hat, die vom Hals ausgehend hinten herabfällt, tragen sie noch eine Schürze von Leder, Kio genannt, und ein breites Stück Leder, womit sie den Busen bedecken, das Imbeka heißt. Es gilt als sehr indecent für eine Frau, mit unbedecktem Busen zu gehen, außer im Alter, in der Kindheit oder während des Säugens.*) Sie tragen auch vor den Fremden einen Kopfputz, der in einer Art Mütze oder Turban besteht, der von dem Fell einer Art blauer Antilope gemacht ist, die man Iputi nennt. Dieser Kopfputz ist noch mit Perlenschnuren verziert, die auf eine regelmäßige Art geordnet sind, wo das Weiß und das Blau vorherrscht und diese beiden Farben bilden mit dem Teint derer, die ihn tragen, einen angenehmen Contrast.

Es findet keine Verschiedenheit noch Wechsel in dem Costume der Frauen statt und jede derselben trägt ihre ganze Garderobe mit und auf sich und legt ihre Kleider nicht ab, selbst wenn sie schlafen geht. Die weibliche Coquetterie hat inzwischen doch Mittel gefunden, dieser Einförmigkeit zu entgehen; Armbänder von Elfenbein, Ringe von Gold und Kupfer für Hand- und Fußgelenke, Ohrenringe von Glas oder Kupfer, Schnuren von kleinen Muscheln oder Perlen, die sich bisweilen auf hundertundfunfzig belaufen und sich über den Hals, den Turban, die Imbeka und den Kio ausbreiten, machen den weiblichen Luxus aus. In jeder andern Rücksicht giebt es keinen Unterschied zwischen den Frauen jedes Tribus und wie fast bei allen barbarischen Nationen werden sie als Saumthiere angesehen und behandelt. Von der Frau des Königs oder Häuptlings bis zu der des niedrigsten Unterthans betrachtet man sie als geschaffen, das Land zu bauen, zu graben, zu säen, zu pflanzen, zu ärndten, Körbe und andere Wirthschaftsgeräthe zu machen, den Ochsen die Nahrungsmittel oder, im Fall der Wohnungsveränderung, die Mobilien tragen zu helfen, während die Männer den Krieg, die Jagd oder die Viehzucht betreiben.

Die Hütten der südlichen Caffern sind in der Bauart weit unvollkommener als die der sie umgebenden Nationen; sie sind aus Zweigen und in die Erde gesteckten Pfählen gemacht, nach Art eines Bienenkorbes gewölbt, mit Rasen oder Schilf bedeckt und inwendig mit einer Art von Mörtel überkünstet, der aus Sand und Kuhmist zusammengesetzt ist. Diese Hütten von sechs bis funfzehn Fuß im Durchmesser haben weder Fenster noch Kamin. Sie sind selten hoch genug, daß ein großer Mensch darin aufrecht stehen kann. Das Klima ist so schön und die Temperatur so warm, daß die Einwohner des Landes im Allgemeinen sehr wenig auf die Bequemlichkeit ihrer Häuser sehen, die ihnen nur des Nachts, bei Krankheiten oder schlechtem Wetter, zum Aufenthalte dienen. Sechs bis zwölf Hütten zusammen mit einem oder zwei gemeinschaftlichen Ställen bilden ein Dorf.

Diese Völkerschaften sind mehr Hirten als Krieger und ihr Reichthum besteht in unermeßlichen Viehheerden; die Vermehrung dieser Heerden ist ihr tägliches Studium. Die Schaafe, die Ziegen, die Pferde sind ganz neuerlich erst in das Land eingeführt worden und bis auf diese letzte Zeit war der Ochse das einzige Lastthier, das daselbst in Gebrauch war. Jetzt

*) Hält man diese drei Zustände vielleicht nicht für versucherisch? Jedenfalls gehen auf diese Weise dort die Nacktheiten nicht von der weiblichen Eitelkeit aus, wie in unserm oft so spröde thuenden Europa. Wie dem übrigens auch sey, so widerspricht doch diese Notiz der frühern Behauptung, daß die Caffern mit gänzlicher Nacktheit keine Idee der Indecenz verbänden.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

findet man hier und da kleine Ziegenheerden: man sieht auch Pferde, die den Colonisten geraubt oder von ihnen als dienstunfähig bei den Expeditionen der Colonisten gegen die Eingeborenen zurückgelassen worden sind. Mehrere junge Häuptlinge sind wahre Araber durch ihre Zärtlichkeit für diese Thiere geworden und einige besitzen schöne Stutereien, die sie mit jedem Jahre vermehren. Der vorzüglichste Gebrauch, den sie von ihren Pferden machen, ist der der Jagd, die sie eben so leidenschaftlich als die Araber lieben.

Nichts ist lustiger als die Vorwürfe, welche die alten Häuptlinge ihren Söhnen machen, die, sagen sie, nicht mehr gehen können, seitdem sie Pferde haben und die es verschmähen, ihre Kraft und ihre Gelenkigkeit auf der Jagd zu versuchen; und sie fügen hinzu, wie alle Greise, daß alles immer schlimmer werde. Das Leben dieser Völker ist ganz patriarchalisch und ihre außerordentlich einfache Nahrung besteht gewöhnlich in Milchspeisen, die sie bereiten, wenn die Milch sauer geworden und geronnen ist; sie bewahren sie, um sie auf diese Art gerinnen zu machen, in ledernen Schläuchen oder in Flaschen auf; diese Gefäße werden Morgens und Abends mit Milch gefüllt. Bisweilen heben sie die Milch in Kürbisflaschen auf, wo sie aber einen Geschmack annimmt, der den Europäern unangenehm ist. Man verbraucht nie süße Milch, außer etwa für die Kinder und nie bereitet man sie anders zu, als wie wir eben erzählt. Diese Milch mit einer Schüssel aufgekochter Frucht macht das Mahl der Caffern aus.

Die am meisten von den Völkern des südlichen Afrika angebaute Frucht ist eine Art von Hirse, holcus sorghum, von den Caffern Amazimba genannt. Man bedient sich ihrer auf verschiedene Weise, wovon die gewöhnlichste ist, sie zu kochen. So bereitet trägt man sie in kleinen Körben auf, woraus dann ein jeder mit der Hand statt des Löffels schöpft. Zuweilen würzt man sie mit Molken, andermale zerreibt man sie zwischen zwei Steinen, da der Gebrauch der Mühlen den Caffern völlig unbekannt ist; noch andermale bäckt man harte Kuchen daraus, indem man sie unter der Asche des Heerdes, nach Art der Alten, röstet. Das Land erzeugt eine Art von Zuckerrohr, wornach die Eingeborenen sehr lüstern sind; bisweilen kochen sie es, so wie den Stengel des türkischen Korns und würzen ihren Hirsen mit dem Zuckerwasser, das sie daraus ziehen. Bei einigen seltenen Gelegenheiten fügen sie dieser Nahrung ein Gericht Fleisch hinzu.

Sie halten täglich nur eine Mahlzeit und zwar gegen Abend, ungefähr eine Stunde bevor sie sich schlafen legen; ein wenig Milch ist alles, was sie außer dieser Essenszeit genießen. Es ist ihnen ein Gräuel, Schweinefleisch, Fische, Geflügel und Eier zu essen, die sie als unrein betrachten; eben so wenig essen sie Elephantenfleisch. Da sie weder die Natur noch den Gebrauch geistiger Getränke kennen, so sind sie von der Neigung zum Trunke frei, welcher sich die mehresten wilden Nationen überlassen; doch haben sie eine Art von Liqueur, der aus wildem Honig gemacht wird, den sie selbst bereiten und wovon sie zuweilen allerdings im Uebermaaße trinken.

Obgleich die Häuptlinge eine große Zahl von Dienern und Beamten haben, so sieht man sie doch häufig ihre Heerden selbst hüthen. Die verschiedenartigen Formen, die sie den Hörnern ihrer Ochsen geben, geben ihnen ein sonderbares und phantastisches Ansehen; sie machen diese Thiere gelehrig und verständig wie Pferde, durch ihre Geschicklichkeit, sie zu erziehen und zu dressiren. Eine ihrer Lieblingsbelustigungen ist, Wettrennen von Ochsen anzustellen, wie man in England und Frankreich mit Pferden hält. Bei dieser Gelegenheit reitet ein Caffer zu Pferde im vollen Galopp voraus. Der Ochse, der den Preis davon trägt, wird zu den Wolken erhoben und die Freude der Menge thut sich durch rauschenden Beifall kund.

Die Waffen der Caffern bestehen in der Zagaia oder Javeline, einer kleinen Keule und einem Schild. Die erstere ist eine leichte Lanze von sechs bis sieben Fuß Länge, an deren Ende eine eiserne Klinge befestigt ist, acht Zoll lang und zwei breit; sie werfen sie mit einer Hand und die Geschicklichkeit besteht darin, ihr eine Art zitternder Bewegung zu geben, welche ihre Geschwindigkeit vermehrt. Mit dieser Waffe erreicht ein Caffer, auf siebenzig Schritte weit, einen Menschen oder eine Antilope mit hinlänglicher Sicherheit und Kraft, um sie zu durchbohren. Die Krieger und die Jäger tragen jeder sechs oder acht solcher Lanzen. Die Keule ist eine Art von großem Knotenstock, dessen man sich bedient, um seinen Feind niederzuschlagen, wenn man ganz nah, d. h. Mann gegen Mann, kämpft; man bedient sich derselben auch, um die Zagaia auszuparriren, indem man sie damit zersplittert.

Der Schild ist ein breites Oval, gebildet aus einer Ochsenhaut, die über zwei kreuzweise zusammengelegte Stücke Holz gezogen wird, die zur Handhabe dienen; es ist vier Fuß lang und zwei und einen halben breit und sehr geeignet, die Krieger gegen die Waffen des Landes zu schützen, aber völlig unnütz gegen Feuergewehr. Diejenigen Tribus des Innern, die mit den Portugiesen in Berührung gewesen sind, führen kleinere Schilde, mit Rhinocerosshaut überzogen, die kugelfest sind; zum Kampf stellen sie sich in Reihe und Glied, dem Feinde gegenüber, und werfen ihre Zagaien. Ein schönes Schauspiel ist das der Scheinkämpfe, die sie sich unter einander liefern, wo man die Menschen von athletischem Baue unter großem Geschrei sich einander entgegenstürzen sieht, den Platz jeden Augenblick wechselnd, um den Waffen ihrer Gegner auszuweichen, sich zur Erde werfend und schnell wieder aufspringend, um ihrerseits wieder anzugreifen.

Die Caffern sind leidenschaftliche Jäger und verfolgen mit Hitze nicht nur die Antilope, die ihre Wälder und Berge bewohnt, sondern auch den Büffel, den Löwen, das Rhinoceros, das Flußpferd und den Elephanten. Sie verwenden oft mehrere Tage darauf, den letztern zu bekämpfen, ohne ihn besiegen zu können.

Die Regierung dieser Völkerstämme ist patriarchalisch. Das Königthum ist erblich, wiewohl man nicht immer dem Gesetz der Erstgeburt folgt. Der Häuptling wählt gewöhnlich seinen Nachfolger unter den Söhnen der ersten seiner Frauen, die immer von hoher Geburt und von einem andern Tribus ist. Die großen Häuptlinge werden als unumschränkt in ihren respectiven Tribus betrachtet, aber ihre Gewalt ist in der Praxis beschränkt: nichts von Wichtigkeit wird entschieden oder beschlossen, ohne den Rath der vornehmsten Mitglieder des Tribus und die Befehlshaber der Dörfer werden gewöhnlich unter den Reichsten, Klügsten und Tapfersten der Horde gewählt. Diese Männer werden Amapagati, d. h. Alte oder Räthe, genannt.

Die traditionellen Gebräuche vertreten die Stelle eines Gesetzbuches und die Art, wie die Urtheile gefällt werden, ist folgende: Wenn Beleidigungen begangen worden sind oder sich Streitigkeiten erheben und die Freunde der beiden Parteien sie nicht wieder versöhnen können, so müssen sie sich vor dem Gerichtshofe des Königs stellen. Die interessirten Parteien werden unmittelbar vor eine General-Versammlung des Tribus vorgeladen. Der Ort der Zusammenkunft ist gewöhnlich der gemeinschaftliche Stall des Dorfes, oder, wenn es heiß ist, so versammelt man sich unter den Bäumen der Wälder; die Parteien stehen am Eingange des Versammlungsortes; die andern nehmen im Kreise, im Innern, Platz; Frauen werden dabei nicht zugelassen; nur einer Anzahl alter und respectabler Personen ist es erlaubt, zu sprechen. Die größte Aufmerksamkeit herrscht, wenn der Gegenstand von einiger Wichtigkeit ist.

Die Redner erheben sich, einer nach dem andern, mit der größten Würde, halten lange und lebhafte Reden, bis die Streitfrage von allen

Digitized by Google

Seiten beleuchtet worden ist. Darauf spricht der Häuptling, welcher den Vorsitz führt, seine Meynung aus und legt sie der Versammlung vor, die sie annimmt oder verwirft unter Angebung der Gründe. Zuweilen dauert ein solcher Proceß mehrere Tage; aber das ist sehr selten, da es dort keine Advocaten giebt, die dabei interessirt sind, die Sache in die Länge zu ziehen. Die Parteien vertheidigen ihre Sache selbst und bringen ihre Beweise und ihre Zeugen bei. Ein Redner wird selten unterbrochen, obgleich die Reden oft mehrere Stunden dauern; sie sind nicht ohne wahre Beredtsamkeit, kühn und edel im Ausdruck, würdig und energisch in den Gesten.

Mord, Diebstahl, Ehebruch und im Allgemeinen alle Attentate gegen Personen werden mit einer Strafe gebüßt, die vom Gerichtshofe bestimmt wird und die vom Verlust einer Kuh bis zum Gesammtbetrage der Güter des Delinquenten variirt. In diesen wichtigen Fällen oder wenn die Beleidigung gegen einen mächtigen Häuptling begangen worden ist, wird der Angeklagte bisweilen mit dem Tode bestraft.

Ueber die Religion der Caffern ist es schwer, etwas Bestimmtes anzugeben. Es ist kein Götzendienst; man findet darin den Glauben an ein höchstes Wesen und abergläubische Vorurtheile, welche die Reste alter Religionen und einer höhern Civilisation zu seyn scheinen. Einer der verbreitetesten Benennungen Gottes ist der: Herr der Gestirne und des Donners. Er ist mehr gefürchtet, als angebetet und geliebt. Die Zauberer und Hexen werden sehr in Ehren gehalten und veranlassen oft Opfer von Thieren, um erzürnte Schatten zu versöhnen; das Fleisch des Opfers wird dann von dem Zauberer und denen verzehrt, die er erwählt, um an diesem Schmause Theil zu nehmen.

Außer diesen Fragmenten von Religion, die bei diesen Völkern bestehen, beobachten sie noch mit großer Genauigkeit gewisse traditionelle Gebräuche, welche, wie wir so eben gesagt, ihre Abkunft von einer civilisirteren Nation, als sie jetzt sind, anzudeuten scheinen. Die Beschneidung ist bei ihnen gebräuchlich, ohne daß sich sonst eine Spur von Islamismus findet. Sie scheinen diese Ceremonie nicht als einen religiösen Act zu betrachten, sondern vielmehr als eine Formalität, durch welche der zur Pubertät herangewachsene Jüngling die Würde des Mannes erlangt. Bei diesem Feste werden die jungen Beschnittenen weiß geschminkt, in ein Costume von Palmblättern gekleidet und drei Monate lang von dem Rest des Tribus getrennt, worauf sie dann feierlich in eine allgemeine Versammlung eingeführt werden, wo sie Platz unter den Männern und Kriegern nehmen. Eine analoge Ceremonie findet mit den mannbaren Mädchen statt.

Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832.

(2.)

Erster Artikel.

Am 26. August 1828 ging die Corvette Sr. Maj. la Zélée von Brest unter Segel, mit der Bestimmung nach Bengalen, Herrn von Meslay, ernannten Gouverneur von Pondichery und Victor Jacquemont, einen jungen französischen Naturforscher am Bord habend, welcher letztere von der Regierung dahin geschickt wurde, um eine wissenschaftliche Reise ins Innere von Ostindien zu unternehmen.

Wir wollen die Zélée segeln lassen, ohne sie auf ihrer langen Schifffahrt zu begleiten; denn die Zélée ist ein sehr respectables, sicheres und solides Fahrzeug, aber langsamer Segler und wir würden viel Zeit verlieren, wenn wir ihr folgen wollten. Wir haben eben so wenig von der Mannschaft zu sagen, alle herrliche Seeleute, die die Sonnenhöhe zu Mittag zu nehmen, die Entfernung dieses Gestirns von dem Monde zu messen, und methodisch ihren Punct auf dem Chronometer auszurechnen verstehen, aber von denen, für den Augenblick, wir nichts lernen würden, als etwa Gesänge von Beranger vom Morgen bis zum Abend zu singen.

Einer ist unter den Passagieren der Zélée, den diese Musik nicht erfreut: das ist Victor Jacquemont. Er wirft seinen Büchern, seinen Heften alle die Zeit, die er nicht damit zubringt, mit Herrn von Meslay, dem einzigen Philosophen am Bord außer ihm, auf dem Verdeck zu philosophiren. Jacquemont arbeitet, schreibt, zeichnet ohne Rast; „aber," sagt er, „ich kann es nicht gutmachen auf dem Daumen, wie die Maurer frühstücken. Ein wenig Ruhe ist mir nöthig. Beranger kann auf zwölf Bleikugeln in den Kopf rechnen, wenn man, bei meiner Rückkunft nach Frankreich, die Phantasie hätte, aus mir einen Rey netto zu machen. Stelle man sich vor, daß hier mindestens funfzig Offiziere und Soldaten sind, die vom Morgen bis zum Abend alle zugleich singen, jeder in dem Tone, der ihm gefällt und ohne ihm treu zu bleiben, und zwar das, was wir andern Liberalen die Oden dieses großen Dichters nennen. Dieses abscheuliche Charivari, wozu Beranger den ersten Stoff geliefert hat, läßt ihn mich verabscheuen." Abgesehen von diesem lustigen Grimme gegen Beranger ist Victor Jacquemont ein sehr harmloser und sehr braver Seemann, wenigstens für seine Correspondenten; er verschont sie mit aller beschreibender Dichtung vom Meer, dem Mond und den Sternen, denn das Meer langweilt ihn; er sieht ohne Leidenschaft, ohne Poesie, ohne Illusionen vor dem ewigen Schauspiele eines monotonen Horizonts, der jeden Tag sich erweitert, ohne sich zu erneuern. Dagegen sind alle seine von der Zélée datirten Briefe voll von positiven Beobachtungen, scharfsinnigen Berichten, neuen und piquanten Reflexionen über alle Länder, wo das Fahrzeug anlegt, über Saint-Croix von Teneriffa, über Brasilien, das Cap, die Insel Bourbon; Jacquemont besucht diese Länder nur im Fluge und spricht mit Kenntniß und Tiefe davon.

Wir kommen in Indien an. Die Zélée geht vor dem Fort William von Calcutta vor Anker; dies geschieht am 5. Mai 1829, acht Monate nach seiner Abreise von Brest. Victor Jacquemont, schwarz gekleidet vom Kopfe bis zu Füßen und im größten Putze, springt ans Ufer, wirft sich in einen Palanquin mit einem enormen Paquet von Empfehlungsbriefen und ruft den Trägern zu: „Pirssonn sahebka ghoeurme!" Und somit macht er sich nach dem Hause des Herrn Pearson, General-Advocaten, auf den Weg, womit er den Kreislauf seiner Besuche bei den notabeln Engländern von Calcutta eröffnet.

Wir müssen jetzt mehr im Einzelnen diesen jungen Franzosen kennen lernen, der auf diese Weise durch ein Schiff des Königs, einige tausend Meilen weit von seinem Vaterlande, allein, ganz allein, mit so viel Gefahren, Abenteuern und Noth in der Perspective, in ein fremdes Land geworfen wird; wir müssen ihn kennen, so wie er ist; denn wir fürchten, daß er, mit seiner schwarzen Kleidung, seinen 2000 Thalern Besoldung und seinen Brief-Paketen, bei den edlen Repräsentanten der königlichen Akademie nur sehr mittelmäßig empfohlen sey, wenn er nicht durch seine Person Großes leistet, wenn er nicht Herz, Geist, viel gute Laune, viel Gelehrsamkeit, solide Eigenschaften, elegante Sitten, Unabhängigkeit der Seele und des Charakters hat. Glücklicherweise hat Victor Jacquemont alles dieses.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 936. Hamburg. Sonnabend, den 12. Juli. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Rüppel's Reise in Abyssinien.

(Aus dem ägyptischen Moniteur.)

(M.)

Herr Rüppel ist nach Europa abgereist und nimmt eine wundersame Menge kostbarer Gegenstände, vor allem naturhistorische, die er während seines Aufenthalts in Abyssinien gesammelt hat, mit dahin. Die Stadt Frankfurt wird diesem berühmten Reisenden bald eine der seltensten und merkwürdigsten Sammlungen verdanken. Ihm steht es zu, davon die Beschreibung zu geben und zugleich das Land, welches er bereiset hat, in seinen geschichtlichen, geographischen und statistischen Beziehungen zur Kenntniß zu bringen; doch wollen wir inzwischen einiges von dem mittheilen, was wir aus seiner Conversation erfahren haben. Freilich wird es uns unmöglich seyn, dies mit dem natürlichen Reiz zu thun, der stets in dem Worte eines Fremden liegt, der vermittelst eines Idioms, das nicht das seinige ist, die Bemerkungen wiederzugeben sucht, die er gemacht hat, und die Eindrücke, welche er Angesichts der von ihm besuchten Orte empfunden. In Ermangelung dieses Verdienstes hoffen wir den Leser jedoch einigermaßen durch die Neuheit der Thatsachen schadlos zu halten.

Als Herr Rüppel vor drei Jahren nach Abyssinien zog, waren ihm die Gefahren, welche er auf seiner Reise lief, und diejenigen, welche ihn während seines Aufenthalts erwarteten, nicht unbekannt; aber ein fester und ausdauernder Wille sollte über alle Hindernisse obsiegen, und so hat er sein schönes Unternehmen denn auch glücklich vollführet.

Das Erste, was ihm bei dem allgemeinen Anblick von Abyssinien aufgefallen ist, war die vulkanische Beschaffenheit des Bodens. Es liegt am Tage, daß dies Land in älteren Zeiten von unterirdischen Feuern umgewühlt worden; man sieht dort nur wenig große Thäler, wohl aber sehr hohe Berge, von welchen einige nach den barometerischen Beobachtungen unsers Reisenden dreizehntausend Fuß über der Meeresfläche erhaben sind. Der Gipfel dieser Berge ist fast beständig mit Schnee bedeckt; denn wenn auch die heißen Strahlen der Sonne ihn über Tag schmelzen, so versammelt die Kälte der Nacht um die höheren Bergspitzen die Dünste neuerdings, womit die Atmosphäre stets geschwängert ist.

Diese Dünste, die sich auf den Gebirgen zu Schneeflocken condensiren, fallen das ganze Jahr hindurch, hauptsächlich aber vom Monat Mai bis Ende September als Regen in die unteren Regionen herab. Dieser stete Regen alimentiet oder schwellt die Flüsse an, welche das Land durchschneiden, vor allen einen der Hauptarme des Nils, bekannt unter dem Namen des blauen Nils. Dennoch ist keiner dieser Flüsse schiffbar, und dieser Umstand gehört mit zu den vielen Ursachen, welche allem Handelsverkehr im Wege sind. Als Landschaft hat Abyssinien nichts sehr Interessantes aufzuweisen, außer etwa die Umgegend des großen See's Dombea. Ueberall sind die Kuppen der Hügel der Bäume beraubt, weil die Eingeborenen sie in Brand stecken, um so das Land zu befruchten und alsdann ihre Aussaat dem Bischen Stauberde anzuvertrauen, welche der Brand freigelegt hat.

Eigentliche Waldungen giebt es deshalb nicht in Abyssinien; die Thäler lassen nur hie und dort einige Baumgruppen sehen, die eine ziemliche Höhe haben, vor allem eine Art von Maulbeerfeigenbaum, der sich so zierlich als majestätisch präsentirt. Was die Haupterzeugnisse des Landes betrifft, so bestehen sie hauptsächlich in Getraidearten, die uns meistens unbekannt sind, aber doch ein ziemlich nahesames Brodt geben. Der wenige Landbau, den die Einwohner treiben, reicht für ihre Bedürfnisse überflüssig aus, und sie würden höchst selten eine Hungersnoth zu befürchten haben, wenn das Land nicht stets durch Bürgerkriege verheeret würde. Besonders seit siebenzig Jahren ist Abyssinien fast ununterbrochen der Anarchie preisgegeben gewesen. Der Krieg ist dort wie zu Hause. Ueberall muß der Schwächere der brutalen Gewalt erliegen; reißt der Stärkste und der Schlaueste die Gewalt an sich. Sein Ruf der Tapferkeit verschafft ihm Anhänger, die ihn unter allen Umständen zu unterstützen bereit sind.

Man schlägt sich von Provinz zu Provinz, von Dorf zu Dorf. Bei einer Invasion wird alles geplündert, alles niedergebrannt, und die Einwohner des eroberten Landes werden als Sclaven mitgenommen und verkauft. Das ist das klägliche Bild eines Landes, wo keine höchste Autorität mehr anerkannt wird. Dort ist nur unter einem Häuptlinge, vor welchem alle seine Nachbaren erzittern, einige Ruhe zu gewärtigen. Der Schrecken, den er einflößt, ist die alleinige Sauvegarde. Nun mache man uns noch viel Rühmens von den Völkern, die dem schlichten Naturzustande näher stehen als wir! Nach der Schilderung, welche Herr Rüppel uns davon gemacht hat, kennen wir keinen Zustand, der fürchterlicher wäre.

Aber so zerrissen dies abyssinische Volk auch durch die inneren Spaltungen ist, so ist ihm doch eine hohe Meynung von seiner Bedeutsamkeit und von dem Alterthum seines Ursprungs geblieben. Es leitet seine Niederlassung von der Zerstreuung der Völker nach der Sprachverwirrung beim Bau des Thurmes zu Babel her; da man nun, seiner Angabe nach, der Zeit in achtzig Sprachen sprach, und es ungefähr vierzig verschiedene Mundarten in seinem Lande giebt, so folgert es daraus, nach einer eigenthümlichen Logik, daß es allein so viel werth sey als alle die übrigen Völker zusammengenommen. Uebrigens entsprechen die Annalen, welche die Abyssinier aufbewahrt haben, so ziemlich der emphatischen Meynung, die sie von ihrem ersten Ursprung haben. Sie behaupten, daß ihre Herrscher und mehrere ihrer Familien in gerader Linie von dem Könige Salomo und den zwölf Richtern abstammen, die an der Spitze der zwölf Stämme Israels gestanden. Das ist denn unstreitig ein ziemlich respectables Alterthum, und es sollten darüber nur recht authentische Beweise beigebracht werden, was bis dahin noch nicht geschehen ist.

Digitized by Google

Herr Rüppel, der an dreißig abyssinische Manuscripte von verschiedenen Formaten mitgebracht hat, ist jedoch vermittelst ihrer, und indem er sie eins durch das andere gebessert oder vervollständigt hat, dahin gekommen, eine befriedigende Chronologie seit Jesu Christi, vor allem seit dem dreizehnten Jahrhundert, zu Stande zu bringen. Nur in dem zehnten Jahrhundert, einem Zeitabschnitt, in welchem das Land durch einen Einbruch von Außen gänzlich verheert worden, kommt eine Lücke vor. Diese Manuscripte, von welchen das älteste nicht über das funfzehnte Jahrhundert hinaus geht, sind alle auf Pergament geschrieben; mehrere darunter sind aus ganz neuer Zeit. Eins davon enthält eine Geschichte und eine allgemeine Geographie des Erdballs. Herr Rüppel hält es für die Uebersetzung irgend eines arabischen Werkes, denn die Abyssinier scheinen nie in der Lage gewesen zu seyn, die für ein solches Buch nöthigen Notizen sammeln zu können.

Die beiden kostbarsten Manuscripte, die er hat auftreiben können, sind: zuvörderst eine Bibel, die ein neues Werk Salomo's, eins oder zwei neue Bücher Esras, und eine bedeutende Zugabe zum Buche Esther liefert, welches alles in Europa völlig unbekannt ist. Es enthält auch das Buch Enochs und die funfzehn neuen Psalmen, von deren Vorhandenseyn die Gelehrten schon gehört hatten. Das zweite dieser Manuscripte ist eine Art von Codex, dessen Ursprung die Abyssinier von dem Concilium zu Nicäa herdatiren, zu welcher Zeit er von einem ihrer Könige promulgirt worden. Dieser Codex ist in zwei Bücher abgetheilt. Das erstere bezieht sich auf das kanonische Recht und handelt von den Beziehungen der Kirche zur zeitlichen Gewalt; das zweite ist eine Art von bürgerlichem Codex, welcher die Beziehungen der verschiedenen Glieder der Gesellschaft untereinander regulirt.

Diese Manuscripte, welche alles umfassen, was es in der Literatur der Abyssinier Interessantes giebt, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen kann, enthalten nichts Poetisches, falls man nicht eine Art von Gedicht so nennen will, in welchem unter der Wiederkehr eines gewissen Gleichlauts, aber ohne irgend einen gehaltenen Rhythmus, die Begebenheiten einer großen politischen Revolution gefeiert werden, die im funfzehnten Jahrhundert vorgefallen. Einige Kirchengesänge bieten auch die eben erwähnte Wiederkehr des Gleichlauts, aber nichts weiter, dar. Alles dieses beweist, daß dies Volk nie eigentliche Dichter gehabt hat. Die in Rede stehenden Manuscripte sind in der alten Sprache des Landes, Ghiz genannt, geschrieben, welche, außer in dem östlichen Theile von Abyssinien, wo noch eine Mundart herrscht, die einige Aehnlichkeit mit der alten hat, jetzt nur noch wenigen Leuten verständlich ist.

Der vorbesagte Codex hat im Verlauf der Zeit in den verschiedenen Ländern Abyssiniens manche Veränderung erfahren. Der Text, welchen Herr Rüppel mitgebracht hat, ist ihm als der unverfälschteste von dem Haupte einer der Familien gegeben worden, deren Ursprung von den Richtern Israels abgeleitet wird, und welchen seit undenklichen Zeiten das Recht geblieben ist, eine Art Justiz im Lande zu üben. Er war der einzige redliche Mann, den unser Reisender, wie er sagt, in ganz Abyssinien angetroffen hat. Das muß wahrlich ein gräuliches Volk seyn, unter welchem man nicht einmal die sieben Gerechten zu finden vermöchte, die Gott von dem straffälligen Sodom verlangte, um es mit dem Feuer des Himmels zu verschonen. Was die Justiz betrifft, welche von den in Rede stehenden Individuen gehandhabt wird, so darf man nicht vergessen, daß es ein fast illusorisches Recht ist. Da diese Justiz nicht die Gewalt hat, sich Gehorsam zu verschaffen, so unterzieht man sich ihren Aussprüchen, oder verwirft sie auch, wie es eben kommt. In Abyssinien schafft sich ein jeder sein eigenes Recht. Das Eigenthum z. B. scheint dort auf keinem bestimmten Princip zu beruhen; auch theilt in den Familien ein Vater, ein Ehemann willkührlich einer Frau oder einem Kinde zu, was sie haben sollen. Wenn die andern über eine solche Theilung murren, so wenden sie sich an den Richter; sie können sich hinterher aber doch in die Haare fallen, wenn sie mit seinem Ausspruch nicht zufrieden sind.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß in einer so organisirten Gesellschaft auch die sanftesten und geheiligsten Bande höchst locker sind. Ein Mann kann so viele Frauen halten als es ihm beliebt. Er nimmt sie und entläßt sie wieder, wie es ihm in den Sinn kommt, und wenn er, um eine Scheinehe zu sanctioniren, eine religiöse Intervention eintreten läßt, so ist es hinreichend, daß der Priester seine Hand in die Hand des Frauenzimmers legt, um ihr so lange, als er oder sie es will — denn beiden Geschlechtern steht es frei, sich einander wieder zu verlassen — anzuhängen. Es läuft dieses, wie man sieht, auf eine förmliche Gemeinschaft der Weiber hinaus. Läßt es sich bei allem diesen nun wohl begreifen, daß sich in einem solchen Lande der sonderbare Brauch erhalten hat, daß die Mitglieder einer und derselben Familie sich gegenseitig füttern, indem sie einander die Speisen in den Mund stecken, die sie genießen!

Die Herein des Hauses, in welchem ein Fremder aufgenommen worden, ist nach den Gesetzen der abyssinischen Artigkeit verpflichtet, ihn, während er ruht, wie ein Kind zu füttern. Es ist dieses eine Regel ohne Ausnahme. Was der Abyssinier Hauptnahrungsmittel betrifft, so essen sie außer dem Brode, welches aus den, dem Lande eigenthümlichen, Kornarten bereitet worden ist, auch ganz rohes Rindfleisch. Sie zerlegen es, wenn es noch raucht, und gleich nachher, wenn das Thier geschlachtet worden ist, in kleine Stücke. Das Hammelfleisch wird auf einige Augenblicke in die Nähe eines lodernden Feuers gebracht, ehe man es ißt. Ein Ochse kostet nur zwei bis drei Thaler, und mehrere Hammel oder hundert Hühner sind für den dritten Theil dieses Werthes zu haben. Was die Gegenstände von minderem Belange betriffe, so verschafft man sie sich auf dem Wege des Austausches. Zu solchen Transactionen bedient man sich der Pfefferkörner und der Salzstücke von gewissem Gewicht. Etwa dreißig solcher Salzkuchen haben den Werth eines Thalers. Der Handel dieser Länder ist fast null.

Zu Massuah, dem einzigen Hafen der Ein- und Ausfuhr, übersteigen die Zollgefälle nie 35,000 Thaler das Jahr. Wenig für ein Land, das so groß ist als Abyssinien; aber es ermangelt ja auch jeder Art von Industrie und ist fast entvölkert. Massuah zählt kaum 2000, Gondar, die Hauptstadt, höchstens 6000 Seelen. Diese Schätzung variirt ungeheuer mit der von Bruce, welcher der letzteren Stadt 50,000 Seelen beilegt. Wahr ist es, daß sich seitdem manches anders gestaltet hat: Krieg und Barbarei haben sich gleich sehr im Werke der Zerstörung beeifert. Heutzutage gewähren zwei Drittheile der Häuser von Gondar nur das Bild einer allgemeinen Vernichtung.

Uebrigens sind die Wohnungen der Einwohner durchs ganze Land ein lebendes Bild der Armuth. Kalk, oder einige, in Ermangelung von Kalk mit fetter Erde verkittete, Steine bilden die Mauern von Häusern, die ein kegelförmiges Dach haben. Dort hausen unter- und durcheinander Menschen und Vieh, erstere hingestreckt auf Thierhäuten und während der Nacht gegen das Eindringen von Löwen und Leoparden nur durch einen sehr einfachen Verschluß und eine Art von Vorhof geschützt, aus welchem diese Thiere des Nachts oft das Vieh wegholen, welches dort vergessen worden ist. Uebrigens scheinen die wilden Thiere in Abyssinien, wie überall, eine Scheu vor dem Menschen zu haben und greifen ihn nie anders als in verzweifelten Fällen an.

Das Land hat nirgends Ruinen aufzuweisen, die denen von Aegypten und Nubien zu vergleichen wären, außer einigen Obelisken von außerordentlicher Schönheit zu Axum und einigen Marmortafeln mit alten griechischen Inschriften, die schon vor dem Herrn Rüppel bekannt gewesen

Digitized by Google

sind. Wir haben jedoch noch hinzuzufügen, daß er selbst mitten unter Trümmern drei neue Tafeln von Kalkstein, ungefähr drei Fuß hoch, aufgefunden hat, die Inschriften in der Ghiz- oder äthiopischen Sprache, aus dem vierten Jahrhundert her und auf die Ereignisse jener Zeit bezüglich, enthalten. Die Eingeborenen des Landes behaupten, daß es weiter nach Süden höchst imponirende Ueberreste von Gebäuden gäbe; aber man kann wegen der feindlichen Völker nicht dahin kommen, weil man jedenfalls von ihnen geplündert werden würde und selbst Gefahr liefe, erschlagen zu werden.

Hauptsächlich die Gallas, ein Wanderleben führendes Hirtenvolk von wildem Charakter, sind es, die sich in dem Lande so inclavirt haben, daß sie von den Völkern gleichen Ursprungs gegenwärtig völlig geschieden sind. Jenseits des Bezirks, den sie inne haben, befindet sich die ebenfalls abyssinische Provinz Caffe, welche der kostbaren Bohne den Namen gegeben hat, die im Yemen angebaut wird. Der dortige Caffee soll im Aroma und in der Qualität noch dem von Mocca vorzuziehen seyn; leider ist dessen Ausfuhr aber theils wegen der Länder, die zu passiren sind, theils wegen der ungeheuren Zölle, die auf der ganzen Route, welche Abyssinien von Aegypten trennt, entrichtet werden müssen, unmöglich.

Wenn wir nun zu den Sitten der Abyssinier übergehen, werden wir sehen, wie sie den scheußlichsten Lastern, welche die Menschheit schänden, unterthan sind. Diebstahl, Lüge, Liederlichkeit, Trunkenheit sind ihnen bekannte Dinge. Grausam zum Entsetzen, nehmen sie an ihren Feinden die furchtbarste Rache. Ihre Habgier ist so groß, daß man nur durch ihre gegenseitige Mißgunst dagegen gesichert ist. Von dieser hat Herr Rüppel uns ein Beispiel erzählt, das schon einer Anführung werth ist.

Auf seiner Rückreise nach Aegypten hatte sich ein Esel, der mit verschiedenen Dingen beladen war, verlaufen, dessen Abwesenheit erst nach Verlauf von ein paar Stunden bemerkt ward. Es wurden sofort Leute ausgesandt, ihn aufzusuchen, aber auch diese kehrten nicht wieder zurück. In Verzweiflung darüber, eine Menge ihm sehr kostbarer Gegenstände zu verlieren, entschloß Herr Rüppel sich, persönlich nach dem nächsten Dorfe zurückzukehren, um wo möglich Kunde über den Esel und die Diebe, die ihn festgehalten, einzuziehen. Wie groß war nun sein Erstaunen, als das Oberhaupt des Dorfes ihm schon entgegen kam, um ihm anzuzeigen, daß sein verlornes Thier wiedergefunden sey und er es gegen eine Auslösung von drei Thalern zurückbekommen könne. Herr Rüppel glaubte schon hier den zweiten ehrlichen Mann in Abyssinien gefunden zu haben, als er dahinter kam, daß der Chef des Dorfes ihm seinen Esel nur deshalb wieder zustellte, weil er seinen Diebsgenossen nicht so viel hatte abzwacken können, als er gewollt hätte. Aus Aerger darüber hatte er nun seinen Antheil am Raube lieber aufgeben und dem Eigenthümer all die gestohlenen Sachen zurückstellen wollen. Das Lustigste bei der Sache war, daß die Abyssinier sich nachher aus Mißgunst insgesammt gegenseitig anklagten, ihm dies oder jenes entwandt zu haben, und er dergestalt wieder zu alle dem gelangte, was ihm gestohlen worden war.

Es ist unstreitig nicht von großem Interesse, zu wissen, welche Religion ein Volk hat, das so verderbt ist; denn es liegt am Tage, daß die Religion aufgehört hat, ihm ein heilsamer Zügel zu seyn. Das Christenthum ist, wie bekannt, in Abyssinien lange im Flor gewesen. Die meisten seiner Einwohner nennen sich noch jetzt cophtische Christen und erkennen den Patriarchen als Oberhaupt an, der seinen Sitz zu Cairo hat. Von ihm sollten sie jährlich eine Art von Legaten erhalten, um den Priestern des Landes die geistliche Würde zu verleihen; aber es scheint, daß sie es schon seit langer Zeit unterlassen haben, diesen kommen zu lassen, um die ihnen zur Last fallenden Reisekosten zu ersparen. Es werden in der That im Allgemeinen nicht weniger als viertausend Thaler erfordert, um nach Abyssinien zu gelangen, weil man unterwegs alle Augenblick einem neuen Stamm Tribut zollen muß. So treiben die Abyssinier denn gegenwärtig nur so eine Art von Bastards-Christenthum.

Es leben seit dem funfzehnten Jahrhundert, zu welcher Zeit ein muselmännischer Monarch von der Küste der Somaulis in ihre Provinzen einbrach, von dessen Herrschaft sie wieder durch die Portugiesen, angeführt von einem Sohne des Vasco de Gama, befreit wurden, die auf der Ostküste von Afrika eine Niederlassung haben, viele Mahomedaner unter ihnen. Auch eine Menge Juden ist mit den Abyssiniern verschmolzen, und man kann selbst sagen, daß der Letzteren Cultus ein plumpes Gemisch von Judenthum und Christenthum ist. Im Uebrigen sind sie sehr abergläubisch, und wenn man nach den vielen Festtagen urtheilen wollte, die sie haben, so könnte man versucht werden, sie für sehr religiös zu halten; denn deren Zahl beläuft sich auf nicht weniger als zweihundert im Jahr. Es giebt eine Menge Heiliger, deren Andenken sie alle Monate einmal feiern.

Ihre Kirchen bieten überall plumpe Abbildungen der Gegenstände ihrer Verehrung dar. Es dürfte nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß um das funfzehnte Jahrhundert ein italienischer Maler aus Venedig, Branca genannt, sich hierher geflüchtet und in diesem Lande seinen Kunstbetrieb fortgesetzt hat. Ihm verdankt man unstreitig die ungestalteten Erinnerungen einer Kunst, in welcher er einige Geschicklichkeit besessen haben soll. Im Uebrigen werden alle Industriezweige von einiger Nützlichkeit von Fremden, hauptsächlich von Juden und Levantinern, betrieben. Alles beweist jedoch, daß Abyssinien vor Zeiten der Wohlthaten einer mehr oder minder vollkommenen Civilisation theilhaftig gewesen ist. Herr Rüppel hat uns einige vollkommen erhaltene abyssinische Medaillen aus der byzantinischen Zeit gezeigt, die als Beweis einer gewissen Höhe der Künste dort dienen können, indem nie ein Kunstzweig allein im Flor steht. Gebe der Himmel, daß diesem Lande die schönen Tage wiederkehren und daß es in der Zukunft stolz darauf seyn könne, unter den vorgeschrittenen Nationen einen Rang einzunehmen! Bis jetzt sehen wir aber noch nicht ein, wie dies Ziel zu erreichen seyn sollte.

Von dem Alter und von dessen Einfluß auf die Oeconomie des Menschen.

(Aus dem New Philosophical Journal)

(M.)

Eins der merkwürdigsten Phänomene, welche die organisirten Wesen darbieten, ist unstreitig die stete Veränderung, die sie erleiden, und die das Grundgesetz ihrer Existenz zu seyn scheint. Die Theile, aus welchen sie bestehen, werden ohne Unterlaß in ihrem Volumen, ihrer Form und ihrer inneren Einrichtung modificirt. Die Materialien, welche durch ihre Vereinigung die verschiedenen Organe bildrten, werden selbst successive entfernt und durch andere ersetzt, die ihrerseits gleichfalls weichen müssen, und so kommt eine Zeit, wo den Organen von den Theilen, die zu ihrer ursprünglichen Constitution gehörten, nichts mehr übrig bleibt.

Diese ewige Erneuerung der Materien, aus welchen der Körper besteht, geht ebensowohl in den härtesten Theilen als in den zartesten Geweben vor sich. Die Schnelligkeit, mit welcher diese Veränderung vor sich geht, ist so groß, daß sie sich im Leben eines und desselben Individuums selbst mehrere Male wiederholen muß und daß sich in dessen Existenz mehrere Epochen annehmen lassen, wo von den Theilen, aus

Digitized by Google

welchen daſſelbe früher beſtanden hat, auch nicht eine Spur übrig geblieben iſt. Die Alten nahmen eine Periode von ſieben Jahren für dieſen vollſtändigen Wechſel all der Theile, die zur Oeconomie des Menſchen gehören, an; aber neuere Experimente, welche gezeigt haben, wie ſchnell ſich verwundete Theile herſtellen, wie ſchnell ſich die Subſtanz der Knochen erneuert, laſſen uns glauben, daß dieſer gänzliche Wechſel in einer weit kürzeren Periode erfolgt.

Wenn man ſich mit der Unterſuchung der Phänomene beſchäftigt, deren allmählige Folge dieſen Wechſel herbeiführt, ſo ſtößt man auf eine Reihe höchſt merkwürdiger Thatſachen, von welchen wir hier eine gedrängte Ueberſicht geben wollen. Das Studium der Geſetze, welche die großen Modificationen regeln, die die Oeconomie unſers Körpers erfährt, wenn einmal das mittlere Lebensalter verronnen iſt, iſt allein im Stande, uns die Mittel nachzuweiſen, wie die vernichtenden Wirkungen der Kraft zu verzögern ſind, die man allegoriſch mit dem Namen des Alters bezeichnet hat. In den erſten Perioden des Lebens haben alle Kräfte der Oeconomie nur ein einziges Ziel, das, die Entwickelung der Conſtitution und aller Organe zu beleben und ſie in den Stand zu ſetzen, die ihnen obliegenden verſchiedenen Functionen zu verrichten. Die Mittel, deren die Natur ſich bedient, um dies zu bewerkſtelligen, ſind vielfach und ihrer Wichtigkeit und Größe angemeſſen. Dieſe Operationen erfordern die Mitwirkung einer um ſo bedeutenderen Quantität Materialien, als zu dieſer Zeit der Exiſtenz die Schnelligkeit, mit der ſie verwendet werden, und aufhören, zur Bildung der Organe dienlich zu ſeyn, einen großen Verbrauch derſelben veranlaßt; aber die Geläufigkeit aller inneren Bewegungen iſt dann auch ſo groß, daß dieſe Materialien hinlänglich genug zufließen um nicht allein dieſe ſo mannichfaltigen Bedürfniſſe zu befriedigen, ſondern auch das Volumen und die Kraft des Körpers zu mehren. Allmählig laſſen dieſe verſchiedenen Operationen jedoch nach und es tritt eine Zeit ein, wo die Bedürfniſſe und die Production ſich einander genau die Waage halten: dann hört der Wachsthum auf, der Organismus hat das Maximum ſeiner Entwickelung erreicht, und alle Combinationen der Natur laufen darauf hinaus, ihn in dem gleichmäßigen Zuſtande der Kraft und der Geſundheit zu erhalten, welchen die freie Ausübung unſerer phyſiſchen und geiſtigen Fähigkeiten erheiſcht.

Am Ende tritt dann eine Epoche ein, wo die Waage ihr Gleichgewicht verliert: ſie beginnt, ſich nach einer Seite hinzuneigen; die Kräfte der Oeconomie entſprechen den Bedürfniſſen nicht mehr; ſie haben ſich merklich verringert, und das Quantum Materialien, das ſie liefern, iſt nicht mehr hinreichend, diejenigen zu erſetzen, welche der Körper täglich conſumirt. Die Natur läßt jedoch ihr Werk nicht im Stich; ſie trifft neue Dispoſitionen, um den Wechſel, der unſere Organiſation ſtets bedroht, minder fühlbar zu machen; es tritt eine ſtrengere Sparſamkeit in der Verwendung der Materialien ein, welche beſtimmt ſind, dasjenige zu erſetzen, was verloren geht; es wird mit den Hülfsmitteln haushälteriſcher umgegangen, und die Organe erfüllen noch den größten Theil ihrer Functionen ohne einen zu raſchen Wechſel.

Inzwiſchen ſind die Modificationen, welche für unſere Organiſation daraus hervorgehen, wenn auch faſt unmerklich, doch in der Wirklichkeit vorhanden. Das Alter ſtellt ſich in langſamen und unmerklichen Graden ein, die, wohl für andere ſichtlich, uns ſelbſt oft verborgen bleiben; denn wenn die Natur nicht auf Hinderniſſe ihrer Geſetze ſtößt, ſo glättet ſie den Pfad, der uns an das Ziel des Lebens führt und läßt uns ruhig und ohne Erſchütterungen die letzte Stunde erreichen.

Unter den verſchiedenen Wechſeln, welche die Organiſation während des Verlaufs des Lebens erfährt, iſt der große Unterſchied in dem relativen Verhältniß des Flüſſigen und des Soliden in der erſten und in der letzten Lebensperiode einer derjenigen, die ſich am erſten einſehen laſſen. Bei allen Thieren zeigt ſich der Embryo zuvörderſt als eine gallertartige Pulpe, in welcher man ſich nach und nach Faſern und Häutchen bilden ſieht, welche allmählig die Form der verſchiedenen Organe des Körpers annehmen. Das Hinzukommen neuer Materialien giebt dieſen letzteren mehr Dichtheit und Feſtigkeit und macht bald die Entwickelung einer feſten Baſis nöthig, um das Gewicht des Körpers zu tragen: dann kommen die Knochen zum Vorſchein, Anfangs in abgeſonderten Theilen, die ſich aber bald zu einem Knochenſkelett vereinigen, dem ſich während all der Zeit des Wachsthums des Körpers neue Knochentheilchen anſetzen. Zugleich gewinnen die zarteſten Gewebe mehr und mehr Conſiſtenz, während ſie in ihrer Dimenſion einbüßen. Deshalb iſt auch das Fleiſch von alten Thieren immer härter und minder verdaulich als das von jüngeren derſelben Gattung.

Man findet den letzten Grad dieſer Dispoſition bei der Verdichtung der Gewebe, wenn die Veränderung ſtattfindet, welche die Anatomiker die weiche Verknöcherung zu nennen pflegen, und die in der Abſetzung einer knöcherigten Materie an Stellen, wo dergleichen nicht ſeyn ſoll, beſteht, z. B. in den Seitenwänden der Blutgefäße, in den Flechſen und Knorpeln. Dieſe Verhärtung der Gewebe beſchränkt ſich nicht auf die weichen Theile, auch die Knochen ſind ihr unterworfen; ſie werden feſter und nehmen mit dem Alter ein compactes und glänzendes Anſehen an. In dieſer Beziehung unterſcheiden ſich die Knochen von allen andern Körpertheilen; denn während dieſe ſich verengen und durch das Alter an Umfang verlieren, haben die Knochen hingegen die Anlage, wenn auch nicht ein ſtärkeres Volumen, doch ein bedeutenderes Quantum ſolider Beſtandtheile aufzuweiſen. Die Knochen, welche bei dem Erwachſenen getrennt ſind, vereinigen ſich häufig in einer ſpäteren Lebens-Epoche: ſo bilden die verſchiedenen Theile des Schädels, deſſen Nähte ſich Anfangs von Innen und nachher von Außen verknöchern, zuletzt nur eine einzige volle Knochenmaſſe.

Die faſerigten Theile verlieren überdem ihre Biegſamkeit und werden ſo ſpröde, daß ſie ihren Dienſt nicht mehr ſo leicht, wie früher, verrichten können. Zur nämlichen Zeit, wo die flüſſigen und die feſten Theile des Körpers die vorbeſchriebenen mechaniſchen Veränderungen erleiden, bieten ſie in ihrer chemiſchen Beſchaffenheit nicht minder merkwürdige Modificationen dar. Bei dem Foetus findet man eine Menge Waſſer und Gallert, aber wenig phosphorſauren Kalk und wenig geförderten Faſerſtoff vor; aber dieſe beiden letzteren Elemente mehren ſich in dem Maaße wie der Körper wächſt; dann verringert ſich nicht allein die gallertartige Materie, ſondern ihre Beſchaffenheit erleidet auch eine bedeutende Modification. Der Leim, den man von jungen Thieren gewinnt, iſt weſentlich von dem verſchieden, den ältere Thiere geben. Die Gallert aus den Kalbsfüßen iſt eine ganz andere als die aus Ochſenfüßen: letztere iſt dunkler von Farbe, minder leicht zu verdauen, und geht langſamer in Fäulniß über.

Alle Abſonderungen verlieren, ſo wie man älter wird, an Flüſſigkeit; die Transpiration iſt minder häufig; die Lymph-Drüſen, welche im jungen Alter ſo entwickelt ſind, verlieren an Umfang, verknöchern ſich, oder verſchwinden auch ganz; das Blut wird dunkler von Farbe, der Urin minder wäſſerig, ſtrenger von Geruch und mehr geneigt, einen kalkartigen Niederſchlag zu geben. Aber an der Haut machen ſich noch mehr als irgend anderswo die Modificationen bemerkbar, welche die Zeit mit ſich führt. Da ſie ſich den Veränderungen der Lage und des Volumens nicht mehr fügen kann, welche die Theile erleiden, die ſie deckt, ſo ſcheint ſie ſchlaff zu ſeyn und zeigt überall, wo dieſe Theile abnehmen, eine Menge Falten. Dieſe Wirkungen zeigen ſich beſonders im Geſichte, am Halſe und an den Händen; daher kommt das Zuſammenfallen der Züge und die Falten, wovon in der Regel das höhere Alter begleitet iſt. Viele Urſachen, welche die allgemeine Conſtitution nur leicht berühren, beſchleu-

Digitized by Google

nigen noch das Ausfallen der Haare; unter diesen stehen tiefer Gram und anhaltende geistige Arbeiten obenan. Auch die Fieber zerstören sie oft, selbst bei Leuten, die solche im Uebrigen gut überstehen. Doch zeigt sich ein merklicher Unterschied zwischen den Wirkungen der Krankheit und denen des Alters. Im ersteren Falle wird die Wurzel, aus welcher jedes Haar entspringt, nur selten zerstört. Auch sieht man häufig, nach Verlauf einer gewissen Zeit und wenn die Kräfte wiedergekehrt sind, einen neuen Haarwuchs erstehen; wenn es aber die Verheerung der Zeit ist, welche den Haaren den Untergang bringt, so geht ihr stets die Vernichtung der Wurzeln des Haares voran.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832.

(2.)

Erster Artikel.

(Beschluß.)

Victor Jacquemont war einer der mit dem Jahrhundert geborenen jungen Männer, die von dem Kaiserreich nur seinen Militair-Ruhm gekannt und im Collegio tausendmal es mit schlechten lateinischen Versen besungen; welche die, einen Augenblick libereale, Restauration unterdrückt, als sie einen freieren Aufflug nehmen wollten und die sich dennoch mit einigem Vertrauen allen Hoffnungen von Verbesserungen und Fortschritten hingegeben hatten, die das Ministerium Martignac im Allgemeinen eingeflößt. Leidenschaftlich für das Studium, begierig nach allen wissenschaftlichen Strebungen, ungeduldig eine, seiner unglaublichen Thätigkeit angemessene, Laufbahn zu finden; aber unbekannt, ohne andere vorausgegangene Leistungen als einige Versuche von Kritik und Beschreibung geologischer Forschungs-Reisen in Frankreich, in der Schweiz und Amerika, wohin ihn peinigende Sorge auf einige Zeit exilirt, ohne anderes Capital, als seinen unermeßlichen Schatz von Kenntnissen, hatte Victor Jacquemont mit Enthusiasmus die Mission übernommen, die ihm die einsichtige Wahl des Conservatoriums der Naturgeschichte übertrugen; und er hatte begriffen, daß sein Schicksal, indem es ihn nach Indien führte, um dort Pflanzen, Mineralien, Versteinerungen, Muscheln und Thiere zu sammeln, ihm zugleich die Pflicht auflegte, Frankreich daselbst zu repräsentiren und besonders die Generation, die so sehr verläumdet worden und doch so feurig und in ihrer Lebhaftigkeit selbst so achtungswürdig ist, die Generation, welcher er angehörte. Was man damals das junge Frankreich nannte (dieses Wort war, Gott sey Dank, damals noch nicht in das Monopol literarischer Coterieen gefallen), diese ganze wißbegierige, fleißige, wahrhaft ernsthafte Jugend, die sich um den Lehrstuhl Villemains drängte, welche das Laboratorium Thenards und das Amphitheater Cuviers umlagerte; die sich für Talma und die Pasta bis zu Thränen passionirte; diese so enthusiastische und doch so geduldige Jugend, welcher das vorige Jahrhundert den religiösen Skepticismus und die kosmopolitische Philantropie hinterlassen; die, auf ihrem Wege, Dank den Scheiften der unsterblichen Publicisten Guizot, de Broglie, Royer-Collard ꝛc., sich eine neue Moral bildete; die ihre Weisen für die Berathung, ihre Heroen für den Kampf hatte; die täglich an Erfahrung gewann, während der Geist der Reaction mehr und mehr die Räthe Carls X. dem Abgrunde zuführte; diese Jugend, deren Typus der unglückliche Georges Farcy am 29. Juli wurde, — Victor Jacquemont war drei Jahre lang ihr wahrhafter Repräsentant, ihr geschickter und treuer Bevollmächtigter in Ostindien. Folgen wir ihm nun dahin.

Die erste Entdeckung, die Victor Jacquemont machte, nachdem er einige Tage die englischen Salons von Calcutta durchwandert, war, daß er mit seinem Wechsel von 6000 Franken auf M** und Comp. schrecklich arm war. Was sollte er in der That in Ostindien thun? Reisen. Aber um welchen Preis reist man in Indien? Das war die erste Frage, die unser junger Landsmann aufwarf, und folgendes erfuhr er. Ein englischer Infanterie-Capitain (so konnte sich Victor Jacquemont höchstens betrachten), ein bloßer Hauptmann macht sich nicht auf die Reise, ohne mindestens von fünfundzwanzig Domestiquen begleitet zu seyn: einen für seine Pfeife, einen für seinen Leibstuhl, sieben bis acht zu Aufschlagung seines Zeltes, drei oder vier für seine Küche; dann ein beständiges Relai von zwölf Menschen, um den Palanquin zu tragen, in welchem der Held sich ausstreckt, wenn er des Reitens müde ist. Ein englischer Steuer-Einnehmer führt auf seinem Umzuge Frau und Kind mit sich. Er hat einen Elephanten, acht Wagen für das Gepäcke, zwei Cabriolets, einen Wagen für das Kind, sechs Reit- und Wagen-Pferde und, um ihn von einem Bungalow (einem öffentlichen Gasthof mit vier Mauern) zum andern zu transportiren, sechszig bis achtzig Träger, sechszig Diener seines Hauses ungerechnet. Er macht dreimal täglich Toilette, frühstückt, hält dann noch ein zweites Frühstück, ißt zu Mittag und genießt Abends seinen Thee wie zu Calcutta, ohne sich das Geringste davon abdingen zu lassen: Krystall, Porzellan wird Morgens und Abends aus- und eingepackt; glänzendes Silberwerk, feine weiße Wäsche — alles im Verhältniß.

Diese Lebensweise kostet ungeheuer viel und dennoch kann ein Engländer, der sich respectirt, nicht mit minderm Aufwande reisen. Aber die alte Dame (so nennen die Indier die englische Compagnie) hat reichlich für diese Kosten gesorgt. Ein englischer Hauptmann hat 30,000 Fr. Löhnung; der Aufseher des botanischen Gartens 80,000 Fr. Besoldung; ein Steuer-Einnehmer 100,000 ohne die Accidentien zu rechnen; der Ober-Richter 200,000; der General-Advocat, der achtbare Herr Pearson, 4—500,000; der Gouverneur von Indien mehr als eine Million. Lord William Bentink reist mit dreihundert Elephanten, dreizehnhundert Kameelen, achthundert mit Ochsen bespannten Wagen; zwei Regimenter, eins Infanterie, das andere Cavallerie, dienen ihm zur Escorte (!!).

Victor Jacquemont war wie versteinert von so verschwenderischer Pracht; dann berechnete er, was es ihm kosten würde, um auf das spaesamste von allen diesen Herren zu reisen; aber gewahrend, daß die bescheidenste Art noch weit seine Mittel überstieg, beschloß er, bei der französischen Regierung um den unerläßlich nothwendigen Supplementar-Credit anzuhalten und die Wirkung dieses Gesuchs in Calcutta abzuwarten, welches zu Paris die ehrenwerthesten Freunde unterstützen sollten. Er wartete, wartete lange! Das heißt der Repräsentativ-Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen!

Die Beschreibung seines Aufenthaltes zu Calcutta während sieben Monaten bis zu seiner Abreise ist die Geschichte der wundervollsten Gastfreiheit, die jemals ein Reisender erzählte; und hier müssen wir, bei der größten Bescheidenheit des Verfassers, die seltenen Wirkungen des französischen Geistes bewundern, wovon Victor Jacquemont, wie wir schon gesagt, ein so vollendetes Musterbild, ein so treuer Repräsentant ist. Das erste Wunder, was der französische Geist (!) Jacquemonts bewirkte, war, die Engländer liebenswürdig zu machen (!). „Was ich mit den Engländern doch für ein bizarres Glück habe!“ schreibt er (an Mademoiselle von Saint-Paul.) „Diese Menschen, die so unempfindlich scheinen und die, unter sich, immer so kalt bleiben, erwidern meine Hingebung

Digitized by Google

sogleich mit Herzlichkeit; sie werden einschmeichelnd wider ihren Willen und zum erstenmal in ihrem Leben.*) Wirklich wird Jacquemont in den größten Häusern von Calcutta zugelassen, gesucht und geliebkost: er wird zum Souverneur eingeladen, wohnt bei dem Groß-Richter, bringt ganze Monate bei dem General-Advocaten zu; er ist der Freund, der Gesellschafter, der Vertraute des Armee-Commandanten; man verlangt ihn überall und überall findet er das ganz neue Uebermaaß brittischen Wohlwollens (!), überall öffnet ihm seine geistreiche Heiterkeit, seine edle Offenheit das Herz seiner Wirthe. Und doch versteht Herr Jacquemont nicht, ihren Gewohnheiten zu schmeicheln; bei Tische, wo die Engländer sich gewissenhaft der Beimischung des Wassers zu den ausgesuchten spanischen und portugiesischen Weinen enthalten, trinkt er nur Zuckerwasser; die Engländer halten drei Mahlzeiten täglich, er frühstückt nur Thee und ißt zu Mittag nur Reis. Sonntags, den Tag ascetischer Observanz, spielt er mit Sir Charles Grey, dem Oberrichter, der etwas so Außerordentliches mit andern nicht wagen würde, — Schach. Er schläft des Nachts, was, wie man weiß, nicht englische Sitte ist, besonders in Indien; er steht mit der Morgendämmerung auf, wenn die Engländer sich niederlegen; er bekriegt auf Tod und Leben die faden Unterhaltungen ihrer nie endenden Diners, sagt sie und widerspricht ihnen, über ihren Handel, ihre Administration, ihre Einkünfte, ihre Marine; und trotz seiner Kühnheit, trotz seiner Armuth ist Jacquemont nichtsdestoweniger das Lieblingskind dieser ganzen empfindsamen englischen Gesellschaft.**) „Ihr ganzes Eis," sagt ein sinnreicher Biograph, „schmilzt an seinem feurigen Gefühl." Man pflegt, beheebegt ihn, man fährt ihn herum; er hat eine Wohnung in der Stadt und eine auf dem Lande, ein ganzes Museum für sich allein; er kommt und geht ganz nach Gefallen. „Ich habe bei ihnen eine wahre Revolution hervorgebracht," sagt er, „indem ich den Gebrauch der zufälligen Besuche, früh, Nachmittags, Abends, zum vertraulichen Plaudern einführte ꝛc." Da ist also das französische Plaudern in Indien eingeführt, die herzliche, geistreiche, skeptische, enthusiastische, ernste, bewegliche, universelle Unterhaltung; diese unnachahmliche Geschwätzigkeit der Pariser Salons, mit ihrem ganzen Reiz, ihrer ganzen Freiheit. Aber lassen wir den Engländern von Calcutta Gerechtigkeit widerfahren; eben durch diese Freiheit selbst, eben durch die Unabhängigkeit, mit welcher er seine unverhehlte Armuth ertrug, und indem er sie durch so viel Geist und Herz zu Ehren brachte, gelang es Victor Jacquemont, seinen edlen Wirthen zu gefallen und sich das zarte Wohlwollen und die hohe Achtung zu erwerben, die ihm nur darum so sehr schmeichelte, weil sie auf den französischen Namen zurückfiel.

Inzwischen verfloß, während dieser angenehmen Lebensweise, die Zeit; der verlangte Supplementar-Credit kam nicht an. Jacquemont, gedemüthigt, ein legislatives Almosen so lange zu erwarten, beschloß endlich abzureisen. Mit dem, was er aus Frankreich mitgebracht, und seinen Ersparnissen seit sechs Monaten war er, wie er sagt, im Besitz von 12,000 Franken und er bedurfte nicht mehr, um ein wenig unbequemer zu reisen, als ein Unterlieutenant der englischen Armee. Er machte sich auf den Weg.

Wir wollen ihm bis zu seiner ersten Etappe folgen; denn von diesem Tage an nur sind wir in Indien. Eben waren wir noch in Europa; Calcutta ist eine englische Stadt. Jetzt werden wir Indier und indische Sitten sehen und werden von einer indischen Reise urtheilen können.

Jacquemont reist zu Pferde, im Geleit seiner Dienerschaft, mit seinem Gepäcke und seinen mit Ochsen bespannten Wagen. Er trägt einen großen Schlafrock von Nanquin, mit einem Gürtel von grobem und heißem seidenen Stoff; über dem Ganzen ein blasses Gesicht, mit einer Brille und mit einem ungeheueren, mit schwarzem Taffet überzogenen Strohhut; dieses Costume macht aus unserm gelehrten Reisenden einen Gegenstand der lebhaftesten Neugierde für die Eingeborenen, welche ihm, bei jedem Zusammentreffen, die indiscrete und ein wenig kleinliche Neugierde wiedergeben, mit welcher wir ihres Gleichen in den Straßen der europäischen Städte verfolgen. Jacquemont reitet an der Spitze seiner Caravane, mit zwei Pistolen von großem Caliber; aber was für die Engländer ein großes Scandal ist, er trägt weder Peitsche noch Sporen; denn sein Pferd, ungeduldig die Gipfel des Himalaya wiederzusehen, woher es gekommen, macht ohne dieses schon tausend Sprünge und Jacquemont hat einige Zeit keine größere Sorge, als sich nur mit ihm in gutem Einverständniß zu erhalten. Die Bedienung des Ritters und seines Pferdes ist unter sechs Diener vertheilt, wovon drei für das Pferd: der eine striegelt es, der zweite haut Gras und der dritte bringt ihm zu saufen. Darauf kommt der grand-maitre de la garderobe, der das Gepäck zu hüthen hat, dann der Haushofmeister, der die Küche besorgt und bei Tische aufwartet (wenn Jacquemont nämlich einen Tisch findet) und endlich der Schüssel- oder Teller-Wäscher (Jacquemont hat übrigens nur zwei Teller). Jeder dieser Diener ist bewaffnet, die zwei ersten, die des Pferdes, laufen ihrem Herrn zur Seite, den Carabiner in der Hand, wenn es ihm gefällt zu galoppiren und sie machen mit ihm, ihm folgend wie er auch reitt, sechs bis sieben Stunden täglich.

Unsere Absicht ist, wie man wohl denken kann, nicht, Victor Jacquemont auf seiner Reise von siebenhundert Stunden (oder französischen Meilen) durch Hindostan zu folgen und eben so wenig auf seiner beschwerlichen und abentheuerlichen Wallfahrt auf den Himalaya, eine wahrhaft große Unternehmung, welche das wissenschaftliche und wissensdurstige Genie entwirft, der gesunde Verstand leitet, die Geduld aushält, der Muth verwirklicht und zum Ziele führt. Dem Leser alle die tausend Zufälle und Nebenumstände, die unendlichen Abwechselungen dieses nomadischen Lebens, wo jeder Schritt ein Fortschritt, eine Entdeckung ist, wo die geistreichste Originalität sich mit der ernstesten Beständigkeit verschmilzt, mittheilen oder bezeichnen, das würde ihn des Vergnügens berauben heißen, sie selbst zu suchen, würde eine Entstellung dieser interessanten Geschichte durch versuchte Abkürzung seyn. Unsere Aufgabe ist, die Spur aller Offenbarungen des französischen Geistes auf dieser Reise zu verfolgen, die er Herrn Jacquemont in Indien hat unternehmen lassen — und diese Aufgabe übersteigt immer noch um vieles (so reichhaltig sind diese zwei Bände) den uns gegönnten Raum. Wir werden daher unsern unermüdlichen Landsmann langsam ziehen lassen, an der Spitze seiner Caravane, begleitet zur Rechten und Linken durch eine unerschütterliche Escorte von Sipahis in rothen Röcken, wir werden ihn Morgens und Abends seine zwei Mahlzeiten mit dem ewigen Pilau machen, funfzigmal täglich vom Pferde steigen sehen, um die Pflanzen und Kiesel des Weges zu studieren, und endlich ihn Nachts unter einem Zelte schlafend erblicken, dessen Besitz die entfesselten Winde ihm oft streitig machen; wir werden ihn Benares, die heilige Stadt, Miezapoor, Callinger und das ganze Land von Salz und Salpeter, mit dem sandigen Boden, mit der glühenden Atmosphäre, der verkrüppelten Vegetation, durchwandern lassen, das Land, das sich von Agra, längs der beiden öden Ufer der Jumna,

---

*) Diese Sprache dünkt uns doch nicht allzubescheiden und nicht allzugerecht gegen die Engländer, deren liebenswürdige Zuvorkommenheit er gleichsam durch seine Liebenswürdigkeit erzwungen zu haben zu verstehen giebt.
Anm. d. Red.

**) Dies kann, wir wiederholen es, doch nur hauptsächlich der Bildung und Gastfreiheit der Engländer in Calcutta zu Gute geschrieben werden; denn käme Herr Jacquemont mit all seiner Liebenswürdigkeit und Gelehrsamkeit, aber arm, zu uns, so würde er selbst in mancher deutschen Stadt sich solcher Aufnahme nicht zu erfreuen haben. Anm. d. Red.

Digitized by Google

bis nach der Kaiserstadt Delhi ausdehnt; und wir werden einen Augenblick in dieser prachtvollen Residenz weilen, wo unser Reisender einige Tage ausruht und wo neue Ehrenbezeugungen seiner warten. Wir sprechen nicht mehr von der englischen Gastfreiheit; sie ist wundervoll hier wie anderwärts. Jacquemont bewohnt ein prachtvolles Haus, von reizenden Gärten umgeben. Mag er ausfahren, sich im Palanquin austragen lassen, oder auf einem Elephanten ausreiten, er wird immer von einer glänzenden Cavallerie-Escorte begleitet. Aber dabei handelt es sich nicht von den Engländern! Es ist der Groß-Mogul selbst,*) der erlauchte Abkömmling von Tamerlan, der achtungswerthe Chah-Mohammed-Acker-Khazi-Badchah, der in seinem kaiserlichen Pallaste von Delhi unsern bescheidenen Landsmann empfangen will. Dieses war in der Reise Jacquemonts ein merkwürdiges Ereigniß, wovon wir unsern Lesern einen vollständigen Bericht erstatten wollen; wir verweisen sie deshalb auf einen nächstens folgenden Artikel.

E. Fl.

Geschichte Frankreichs.

Von Michelet.

(2.)

Wenn die Geschichte Frankreichs, als die Geschichte des Nachbarlandes, das in neuer und neuester Zeit, in intellectueller wie in socieller Rücksicht, Europa, bei seinen Vor- und Rückschritten, in Krieg und Frieden, in Reformen und Revolutionen, fast immer den ersten Impuls gegeben, schon keinem gebildeten Leser uninteressant seyn kann, so fühlen wir uns doch noch mehr zur Uebertragung und Mittheilung der nachstehenden kritischen Anzeige des obengenannten Buches durch den Umstand bewogen, daß Herr Michelet eine höhere philosophische Auffassung und Anordnung des geschichtlichen Stoffes versucht, als man, seit Bossuet, an den neuern französischen Historikern gewohnt ist. Sind wir auch nicht überall mit ihm, und weniger noch mit seinem Kritiker, einverstanden, so werden die Freunde der Geschichte doch manche neue und vielseitige Ansichten gewinnen und Stoff zum Nachdenken aus seinem Werke schöpfen.

Das Buch des Herrn Michelet über die Geschichte Frankreichs soll fünf Bände umfassen. Die beiden, welche bereits erschienen sind, begreifen die Entwickelung unsers (d. h. Frankreichs) Ursprungs bis zum Jahre 1270, nämlich bis zum Tode des heiligen Ludwigs in sich, Epoche, wo, nach dem Verfasser, das Mittelalter endigt und wo sich eine Lösung aller Fäden unserer Geschichte ereignet. Der Theil seiner Arbeit, den Herr Michelet uns bis jetzt geliefert hat, ist mithin von großem Umfange, weil er gegen acht Jahrhunderte unserer ersten oder Ur-Annalen umfaßt und von großer Wichtigkeit, weil er die verschiedenen Elemente von Civilisation, die die spätern Zeitalter zur Blüthe gebracht haben, ordnet und erleuchtet. Der allgemeine Gedanke oder die Grund-Idee des Werks zeigt sich daher auf eine vollständige Weise in den beiden Bänden, die wir zu erklären und zu würdigen versuchen wollen; es ist der Embryo des Systems, das zur Sonderung der Formen gelangt ist. Mittelmäßig oder erhaben gehört die Zukunft des Werks dem Künstler nicht mehr an; das Metall ist geronnen und die Form kalt geworden.

Bevor wir in diese große Arbeit eingehen, mit der bescheidenen Genauigkeit und sorgfältigen Prüfung, welche die Ueberzeugung, das Talent und die arbeitsame Ausdauer, die sie auf diesen Grundlagen erbaut, von der Kritik zu erwarten das Recht haben, fühlen wir das Bedürfniß, seine Methode, d. h. den höhern Plan, nach welchem sie aufgefaßt, verfolgt und ausgeführt worden ist, zu prüfen. Man hat dem Verfasser vorgeworfen, keine Methode zu haben, oder, was auf dasselbe hinauslaufen würde, deren zwei zu haben, die sich widersprechen. Man hat dieses Urtheil darauf gegründet, daß der erste Band, den Racen gewidmet und der erste Theil des zweiten, der Geographie der Provinzen geweiht, von einem gelehrten, beschreibenden und materialistischen Gesichtspuncte aus geschrieben sind; und daß das Ende des zweiten Bandes, der Geschichte des religiösen Gedankens gewidmet, welcher im Mittelalter die Kunst erzeugt und organisirt, von einem tiefen Gefühl von Mysticismus und einem Duft angenehmer Poesie beherrscht ist. Indem man nun den Anfang des Werks, der positiv und materialistisch ist, mit dem Ende vergleicht, welches mystisch und unbestimmter gehalten ist, und indem man findet, was nicht zu läugnen ist, daß diese beiden Behandlungsarten mit einander im Widerspruche sind, so schließt man, daß Herr Michelet zwei entgegengesetzte Methoden, oder, mit andern Worten, daß er gar keine Methode habe.

Auch wir haben die Verschiedenheit der Verfahrungsart, die Herr Michelet anwendet, bemerkt; wir haben sie zuerst compilirend und dann idealisirend gesehen — zwei Dinge, die sich wechselseitig verneinen; und doch bekennen wir, daß wir für den Geschichtschreiber gegen den Kritiker Partei nehmen und wir wollen versuchen, begreiflich zu machen, wie, nach unserer Meynung, der erstere vollkommen recht und der letztere ganz unrecht hat. Es ist klar, daß es unter den Thatsachen der Geschichte mehrere giebt, die in einem höhern Grade als andere die erste und erzeugende Ursache secundairer Ereignisse sind; was, nach der Sprache der Philologie, so viel heißt, als daß gewisse Thatsachen vorzugsweise Wurzeln und gewisse andere nur Zweige oder abgeleitet genannt werden müssen. Die Wurzel-Thatsachen hängen mit den Urquellen zusammen; die abgeleiteten sind untergeordnet oder zweiten Ranges. Die erstern sind umfassender, die zweiten beschränkter; jene sind mehr Ursachen, diese mehr Wirkungen.

Eine Methode in der Geschichte haben, bedeutet übrigens nichts anderes (?), als irgend eine Reihe von Thatsachen annehmen, die man als das erzeugende Princip der secundairen Serien betrachtet, und um welches man die ganze Masse der Ereignisse gruppirt. Die beßte Methode ist die, die sich auf die Ur- oder Wurzel-Thatsachen gründet und die schlechtere Methode ist die, welche sich auf die abgeleiteten stützt, weil man weiter sieht vom Gipfel der Ursache, als vom Gipfel der Wirkung. So hat Vico, der die Geschichte von dem Gesichtspunct des Feudal-Eigenthums construirt, eine vielumfassende Methode; Bossuet, der sie vom Gesichtspunct der Vorsehung aus construirt, eine weit mehr umfassende und Herder, der von dem Gesichtspunct des Pantheismus ausgeht (?), hat die umfassendeste von allen. Feudalität, Vorsehung, Pantheismus, das sind drei Stufen einer Riesenleiter, deren letzte an das Unendliche gränzt; nur würde, was Herder betrifft, die Frage seyn, ob der Pantheismus, der materialistische, wie der spiritualistische, der Spinoza's wie der Hegels, nicht ein unlogischer und unhaltbarer Begriff ist; so weit unsere persönliche Meynung eigen Werth haben kann, so ist sie für Bejahung dieser Frage.

Weil eine historische Methode die Annahme einer culminirenden Thatsache für den Punct, wovon man ausgeht, ist, so handelt es sich davon, zu wissen, welches der Ausgangspunct ist, den Herr Michelet zum Princip gewählt. Diese herrschende Thatsache, welche in den Augen des Herrn Michelet das erzeugende Princip der Geschichte ist, ist der Mensch; der Mensch, über der Gesellschaft stehend, die seine Wirkung ist, unter Gott, der die Ursache seines Daseyns ist. Das ist ein Mittelweg zwischen Vico und Bossuet; etwas mehr als die Feudalität, etwas weniger als die Vorsehung. Der Mensch, betrachtet nach dem christlichen Begriffe, d. h. als Geist und Materie, ist ein zugleich einfacher und zugleich complicirter

---

*) Unsers Wissens existirt unter diesem Titel kein Fürst (obwohl immer nur nomineller Herrscher) zu Delhi mehr. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Gesichtspunct, von welchem aus man alle Ereignisse dieser Welt und alle Vorgefühle der andern umfaßt und auf sich zurückführt; aufgestellt als Methode in Mitte der menschlichen Angelegenheiten ist es eine Art Hügel mit zwei Abhängen: der eine führt zu der Masse moralischer Thatsachen, der andere zu der Masse positiver Thatsachen und der auf dem Gipfel sitzende Historiker übersieht mit demselben Blicke das doppelte Schauspiel und entdeckt, ohne den Kopf abzuwenden, die beiden Pole dieses Horizonts.

So ist, nach der Vorsehung, welche eine göttliche Sache ist, der Mensch die ursprünglichste menschliche, die erhabenste und fruchtbarste Thatsache; die Gesellschaften entspringen aus seiner doppelten Natur und sind nichts als die Wirksamkeit und Wirkung seines Körpers und seiner Seele, seiner Handlungen und seiner Intelligenz, seiner Idee'n und seiner Gefühle; die anscheinend widersprechendesten Elemente, die Materie und das Ideal, die Kunst und die Wissenschaft, der Mensch trägt und vereinigt sie in sich selbst, wie eine Münze ihre Vorder- und ihre Kehr-Seite hat. Die Methode des Herrn Michelet, die keine andere ist, als der Gesichts- oder Standpunct des Menschen selbst, ist daher complicirt, weil der Mensch complicirt; aber sie ist zugleich einfach, weil der Mensch auch einfach ist. Wir finden sie nicht nur sehr schön, sondern auch sehr neu (?). Bis jetzt hatten die geistreicheren Menschen, die die Geschichte sythetisirten, nach unserer Ansicht, zu viel oder zu wenig gethan. Sie waren über den Menschen hinausgegangen, wie Bossuet, oder hatten ihn nicht erreicht, wie Vico. Keiner hatte direct die Hand auf das Princip gelegt; Erzeuger (generateur) der Geschichte *) (?), hat Herr Michelet zuerst diese Ehre gehabt. Wir glauben, daß die Nachwelt sich dessen erinnern wird.

Aber es genügt noch nicht, eine gute Methode zu finden; man muß sie auch verwirklichen. Man begreift ohne Mühe, daß die des Herrn Michelet, in der Praxis angewendet, bei dem jetzigen Zustande der Studien, unübersteigliche Hindernisse hat finden müssen. So wie der Mensch mit allen Dingen in Berührung steht, eben so verpflichtete sich der Geschichtschreiber, seine Forschungen nach allen Richtungen der sociellen Thätigkeit auszudehnen. Eine solche Unternehmung setzte die gänzliche Vollendung aller vorbereitenden Arbeiten voraus; und kaum daß die Hälfte zu Ende gekommen ist. Warum hat Herr Michelet nicht Herrn Guizot noch einige Jahre schalten lassen? Aber diese Hindernisse, welche auf seinem Wege jetzt zu vermeiden unmöglich war, rühren aus der Unzureichenheit der früheren historischen Forschungen und keinesweges von der Methode des Herrn Michelet her, welche darum nicht minder richtig und nicht minder großartig bleiben wird. Uebrigens bestimmen wir noch nicht, bis zu welchem Grade die Praxis ihm fehlgeschlagen; wir haben seine Methode in der Theorie studiert, studieren wir sie nun in ihren Versuchen und Erfahrungen.

Die erste Sache, die im Menschen uns ergreift, das ist er selbst; auf folgende Weise ist Herr Michelet zunächst zur Kenntniß der Personalität geleitet worden: die Untersuchung der Raçen füllt den ersten Band. Hier dient die lebendige und pittoreske Erzählung des Verfassers zur Hülle einer unermeßlichen Gelehrsamkeit und es ist wahrhaft wundervoll, wie unzählige Texte sich in das Gewebe eines immer einfachen Styls, aber von einer complicirten und vielgestaltigen Einheit, haben verschmelzen und in Einklang bringen lassen. Man stellt sich vor, daß man den Völker-Alluvionen beiwohnt, die sich auf einander häufen und sich wechselseitig bedecken, wie angeschwemmter Schlamm. Zuerst sind es die Gaelen und, ihnen zur Seite, die Iberier, zwei Völkerstämme, die granitartig und der ersten Formation in den Bassins der Vogesen und der Pyrenäen angehörig scheinen; dann kommen die Kimmerier (Kymry nach dem Verfasser), neue celtische Tribus, die einige Elemente von Civilisation an die Seine und an die Loire mitbringen; dann die Volgs (vielleicht Belgs, nachmals Belgier?), die von der Schelde bis zur Garonne in Gallien eindringen und es überziehen; hernach die Griechen, die die sandigen Ufer des mittelländischen Meeres colonisiren und die Phönicier, die das mercantilische Genie der semitischen Völker nach dem südlichen Frankreich bringen; später die Römer, eine drückende Schicht, die sich über alle andere ausbreitet, bis eine neue Ueberschwemmung eintritt und der Strom der odinischen (?) Stämme Gothen, Lougobarden, Burgunder und Sachsen über das Reich ausgießt. Zwei andere Raçen, oder vielmehr zwei andere germanische Massen, die Franken und die Normannen, stellen sich zu Ende dieser großen Fluthung nach dem Occident ein und werden, gleich den Arbeitern der Parabel, obgleich zuletzt gekommen, am bösten bezahlt. („Die ersten werden die letzten seyn ꝛc.")

Unter allen diesen heterogenen Elementen, die auf verschiedene Weise nach derselben Suprematie strebten, mußte es innern Kampf und häusliche Zwietracht geben; sie beginnt in der That bei der Ankunft der merowingischen Franken und dauert bis zum Anfange des neunten Jahrhunderts. Zuerst ist es der fränkische Volksstamm, verbunden mit dem römischen oder gallischen Element, welcher herrscht, der sein Joch auf den germanischen Tribus lasten läßt, sie unterdrückt und sie nach merowingischer Weise modellirt; dann ist es die germanische Welt, an welche die Reihe des Sieges kommt und die sich in der carolingischen Einheit constituirt und regularisirt; endlich, während der germanische Einfluß, nachdem er den ganzen Occident umfaßt hat, nach und nach aber schwach und abgebraucht geworden ist, sich ein Lehen, ein Königreich nach dem andern entreißen läßt, fängt ein drittes Element, das man national nennen kann, zu keimen an; es bricht das carolingische Centrum, wie dieses das merowingische gebrochen hat und, gestützt auf alle einheimisch gewordene Dinge, welche Zeit gehabt hatten, sich ein dem Klima analoges Temperament zu schaffen, giebt es den Capets den Thron und dem Throne ein Frankreich.

Soviel von der Geschichte der Personalität der Raçen, bis zu dem Augenblick, wo ihre Fluctuation aufgehört hat; das ist der Stoff und Inhalt des ersten Bandes. Dann, so wie die Raçen, nach langen Schwankungen sich endlich das Gleichgewicht halten; so wie ihre Thätigkeit, statt sich im Kampfe zu äußern, sich in langsamen und friedlichen Versuchen von Civilisation entwickeln, beginnt Herr Michelet, den Menschen als Eigenthümer und Gesetz und Gerechtigkeit liebend zu schildern, nachdem er ihn als Kämpfer dargestellt. Kaum waren es noch die Menschen in ihrem Tribus; jetzt sind es die Menschen in der Provinz. Herr Michelet eröffnet daher mit einem Verfahren, das seinem großen Princip ganz entsprechend ist, seinen zweiten Band durch die Würdigung des Zustandes der Provinzen, so wie sie wirklich eine Individualität erlangen. Die geographische Arbeit, die der weitern Entwickelung der französischen Nationalität zur Vorbereitung oder Grundlage dient, scheint uns eine der herrlichsten Idee'n, die die modernen Geschichtschreiber gehabt haben.

(Der Beschluß folgt.)

*) Welch seltsamer und unlogischer Ausdruck des französischen Kritikers! Man kann wohl eine neue Methode der Auffassung und der Behandlung der Geschichte, als Geschichtforscher und Geschichtschreiber, aufbringen, aber nimmer Erzeuger oder Schöpfer der Geschichte seyn. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische

Blätter der Börsen-Halle.

Herausgegeben

von

Gerhard von Hosstrup.

Zehnter Jahrgang. — Juli, August, September.

Hamburg 1834.
Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

der literarischen Blätter der Börsen-Halle,

von den Monaten Juli, August und September 1834.

No. 933. Politisches und moralisches Gemälde von Aegypten, im Jahre 1834. — Das Irrenhaus zu Cairo. — Ein Besuch bei der Favorit-Gemahlin des Pascha's von Aegypten. — Supplement zu den Denkwürdigkeiten und Erinnerungen des Herrn Gaudin, Herzogs von Gaeta, Minister der Finanzen unter dem Kaiserreiche. — Ein Brand auf dem Meere oder die zwei Neger der Goelette les six soeurs.

No. 934. Geschichtliche Forschungen über die edlen Metalle im Alterthum. — Ein Ausflug nach der Moskito's-Küste. — Briefe über Amerika. — Vom Geist der literarischen Kritik bei den Völkern alter und neuer Zeit. Von Thery, Uebersetzer des Satyres de Perse.

No. 935. Der Kazee von Emessa, die Grundlage zur Geschichte des Shylock. — Die Stiergefechte in Spanien. Von E. Deschrez. — Vom Geist der literarischen Kritik bei den Völkern alter und neuer Zeit. Von Thery, Uebersetzer des Satyres de Perse. (Beschluß.) — Sitten der Caffern. Reise in das Land der Caffern, von Steffens Kay. — Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832.

No. 936. Rüppel's Reise in Abyssinien. — Von dem Alter und von dessen Einfluß auf die Oeconomie des Menschen. — Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832. (Beschl.) — Geschichte Frankreichs. Von Michelet.

No. 937. Reichthum und Bevölkerung von China. — Von dem Alter und von dessen Einfluß auf die Oeconomie des Menschen. (Beschl.) — Geschichte Frankreichs. Von Michelet. (Beschl.) — Geschichtliche Beschreibung der Zerstörung der Janitscharen durch den Sultan Mahmud im Jahre 1826. Uebersetzt aus dem Türkischen von A. P. Caussin de Perceval. — Ein riesiger Apfelsenbaum.

No. 938. Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Reise auf dem Indus aus der See nach Lahore. Von dem Lieutenant Alexander Burnes, in Diensten der Ostindischen Compagnie. — Geschichtliche Beschreibung der Zerstörung der Janitscharen durch den Sultan Mahmud im Jahre 1826. Aus dem Türkischen übersetzt von A. P. Caussin de Perceval. (Beschluß.) — Dampfwagen zwischen Etienne und Lyon.

No. 939. Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Reise auf dem Indus aus der See nach Lahore. Von dem Lieutenant Alexander Burnes, in Diensten der Ostindischen Compagnie. (Beschl.) — Jetzige Lage von Tripolis. 1834. — Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832.

No. 940. Peru. — Chinesische Ehen. — Die Göttin der Vernunft. — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

No. 941. Ausflug nach dem Milthal. — Chinesische Ehen. (Beschl.) — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.) — Wissenschaftliche Expeditionen.

No. 942. Ausflug nach dem Milthal. (Beschluß.) — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.)

No. 943. Die Einnahme von Mans durch die Armee'n der französischen Republik. — Die englischen Pontons. Von E. Corbière. — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.)

No. 944. Persien. — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.)

Digitized by Google

No. 945. Persien. (Beschluß.) — Ueber Richard Landers Tod. — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.)

No. 946. Die Antillen. Von Levillour. — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.) — Das Geheimniß der Farben, oder einfache Erklärung der Ursache der Verschiedenheit der Farben und der darauf Bezug habenden Natur-Erscheinungen. Von J. W. Schmitz.

No. 947. Nachtrag zu den Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Fahrt auf dem Indus aus der See nach Lahore. Von dem Lieutenant Alexander Burnes, in Diensten der Ostindischen Compagnie. — Der Capitain Ross, dessen Reisen und Entdeckungen. — Merkwürdige Rettung eines Grubenarbeiters aus einem verschütteten Schachte. — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.) — Ueber den Ursprung des englischen Volksliedes God save the king.

No. 948. Nachtrag zu den Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Fahrt auf dem Indus aus der See nach Lahore. Von dem Lieutenant Alexander Burnes, in Diensten der Ostindischen Compagnie. (Fortsetzung.) — Feier des Beiramsfestes zu Constantinopel im Jahr 1831. — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.)

No. 949. Nachtrag zu den Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Fahrt auf dem Indus aus der See nach Lahore. Von dem Lieutenant Alexander Burnes, in Diensten der Ostindischen Compagnie. (Beschluß.) — Der Krondiamantenraub im Jahr 1792. — Ueber die Lebensdauer der Astronomen. Von J. K. Baker. — Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832.

No. 950. Das Blumen-Concert. Von Felicien Mallefille. — Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832. (Beschluß.) — Chronik von Paris.

No. 951. Das Blumen-Concert. Von Felicien Mallefille. (Beschl.) — Geizel Cocheane. Ein geschichtliches Fragment. Von John Mackay Wilson. — Sitten der Esquimaux. — Chronik von Paris. (Beschluß.)

No. 952. Carmagnole und Jeanot. Von Michel Masson. — Eine Gespensteregeschichte. Von Jules Janin. — Luftschiffahrt. — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.) — Ein gefährlicher Besuch.

No. 953. Göz von Berlichingen. Von X. Marmier. — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Fortsetzung.)

No. 954. Göz von Berlichingen. Von X. Marmier. (Beschluß.) — Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830. Von S. Berard, Deputirten der Seine und Oise. (Beschluß.) — Skizzen einer Reise nach Lissabon. — Vom Selbstmord. — Die Todtenhöhle.

No. 955. Erinnerungen aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs. Von Charles Nodier. — Ueber den Einfluß der neueren Verbindungen unter den Handwerkern auf die Erfindung und Anwendung von Maschinen, und über die Benutzung der Dampfmaschine bei Bauten. — Vom Selbstmord. (Beschl.) — Von dem Ursprunge, den Fortschritten und dem jetzigen Zustande der Telegraphie. — Außerordentliche Leistungen eines Webers in England.

No. 956. Erinnerungen aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs. Von Charles Nodier. (Fortsetzung.) — Ueber die projectirte Eisenbahn zwischen Mannheim und Basel. — Notiz über den General Rodil. — Die Insel Malta. — Von dem Ursprunge, den Fortschritten und dem jetzigen Zustande der Telegraphie. (Fortsetzung.)

No. 957. Erinnerungen aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs. Von Charles Nodier. (Beschluß.) — Von dem Ursprunge, den Fortschritten und dem jetzigen Zustande der Telegraphie. (Beschluß.) — Schilderung neapolitanischer Sitten. — Correspondenz über den Orient, 1830—1831, von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat.

No. 958. Correspondenz über den Orient, 1830—1831, von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat. — Reise nach Mexiko. — Oeffentliche Arbeiten in Aegypten, von Mehemed-Ali unternommen. — Beklagenswerthe Rache.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 937. Hamburg. Mittwoch, den 16. Juli. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Reichthum und Bevölkerung von China.

(Aus den Statistical Illustrations.)

(N.)

Die directen Beziehungen, welche, in Folge der Aufhebung der Charte der ostindischen Compagnie, dem Handel von Großbritannien mit allen orientalischen Völkern eröffnet worden sind, verleihen alle dem ein lebhaftes Interesse, was die politische Lage und die Hülfsmittel dieser so reichen und noch so wenig nach Würden geschätzten Länder zur Kenntniß bringt. Den ersten Rang darunter nimmt China ein, sowohl durch die Wichtigkeit unsers jetzigen Handelsverkehrs mit diesem Staate, als durch die Ausdehnung, deren er in einer unstreitig sehr nahen Zukunft fähig ist.

Die letzte Handelsexpedition nach den nordöstlichen Küsten dieses hehren Reiches, die officiellen Documente, welche die ostindische Compagnie der Regierung übergeben hat, damit sie ihre Agenten in den verschiedenen Orten, die sie denselben zum Aufenthalt anzuweisen für gut finden wird, instruiren kann, haben es uns möglich gemacht, über dies Land gewisse Daten zu sammeln, die geeignet sind, mehrere Irrthümer zu heben und die Ungewißheit zu beseitigen, welche hinsichtlich der meisten Angaben bestanden, die uns über die letzten Jahre sowohl durch inländische als durch fremde Reisende gegeben worden sind.

Der Handel, welchen China mit den fremden Nationen treibt, steht keinesweges im Verhältniß mit seinem Umfang und seinem Reichthum. Der Werth der Ausfuhren über Kiachta, an der sibirischen Gränze, beläuft sich kaum auf 1,200,000 £ jährlich, und der der Ausfuhren über die Häfen von Canton, Tchang-Tchun, Emuy, Tchad-Ling und Ming-Po übersteigt nicht acht Millionen Esterl. Folgendes ist der Antheil, den Großbritanniens Handel in den Jahren 1831 und 1832 daran gehabt hat.

	Im Jahr 1831.	Im Jahr 1832.
Handel der Ostind. Compagnie	11,256,437 Piaster.	11,081,252 Piaster.
Freier Handel.....	8,749,286 =	6,123,166 =
Zusammen.....	20,005,723 Piaster.	17,204,418 Piaster.

Es scheint, daß die Chinesen alle ihre Thätigkeit für den Handel aufgehoben haben, der hauptsächlich in dem Austausch der Natur- oder Kunsterzeugnisse der verschiedenen Provinzen besteht. China ist so groß und seine Erzeugnisse sind so mannichfaltig, daß diese Art Operationen diejenigen hinlänglich zu beschäftigen scheinen, welche sich mit Handelsunternehmungen befassen. Ueberdem läßt es sich denken, daß in einem Lande, wo es keine Maschinen zur Förderung der Arbeit giebt, wo ein großer Theil des Transports auf dem Rücken der Menschen beschafft wird, und wo man so viele Sorgfalt auf die Bereitung und Anfertigung der Sachen verwendet, die Zahl der Menschen, welche bei den verschiedenen Operationen der Manufacturen und des Transportwesens verwendet wird, höchst beträchtlich seyn muß. Diese Umstände, im Verein mit der mißtrauischen Politik der Regierung, sind es unstreitig, welche die Chinesen zur Hintansetzung ihres Seehandels bewogen haben, der sich ehedem bis zum rothen Meer erstreckte. Doch besuchen ihre Kaufleute noch jetzt die vornehmsten Häfen Indiens jenseits des Ganges, Japans, ꝛc. ꝛc. Es gehen jährlich bei zweihundert Junken nach diesen verschiedenen Gewässern ab; aber ihre Schiffahrt ist so langsam und kostspielig, daß es unsern Rhedern nicht schwer fallen dürfte, ihnen in einem Handel den Rang abzulaufen, der großen Nutzen beingt und dessen Wichtigkeit sich verdoppeln würde, wenn man ihn rascher und ökonomischer betriebe. Es wird uns dies niemand streitig machen, wenn man hört, daß eine Junke von dreihundert Tonnen, um von den Küsten von Fu-Kien nach der Insel Formosa zu fahren, welche von dem Continente nur durch einen See-Arm von 25 bis 30 Stunden Breite geschieden ist, nie weniger als fünf Tage braucht und mit neunzig Matrosen bemannt ist! Wenn aber unser Verkehr mit diesem Lande all den Nutzen gewähren soll, den er geben kann, so muß die brittische Regierung, in Güte oder mit Gewalt (!!!) die Beseitigung all der Hindernisse durchsetzen, welche dem Handelsverkehr in allen chinesischen Häfen noch im Wege stehen.

Obgleich die Chinesen seit undenklichen Zeiten fast alle in Europa bekannten Industriezweige betreiben, sind sie doch in der Verfertigung von Dingen, die sich durch die Mitwirkung von Maschinen beschaffen lassen, weit hinter uns zurückgeblieben. Dahingegen excelliren sie in Stickereien, in der Färberkunst, in Lackir-Arbeiten, in der Bearbeitung des Elfenbeins; die Fächer, welche sie aus diesem Material anfertigen, werden von aller Welt bewundert, ihre Arbeiten in Filigran sind äußerst schön; ihre künstlichen Blumen sind noch nicht übertroffen worden, und wie verdanken ihnen die Anwendung des Tapetenpapiers. Gewisse Erzeugnisse ihrer Industrie werden in Europa nur unvollkommen nachgebildet, so ihre unvergänglichen Farben, ihr zugleich dünnes und doch starkes Papier, und eine Menge anderer Dinge, welche eine große Sorgfalt, Geduld und Geschicklichkeit fordern. So würden unsere Kaufleute durch den Austausch unserer Manufacturen gegen die Erzeugnisse ihrer Industrie unsern Fabrikaten einen unermeßlichen Absatz verschaffen, und da die Handarbeit in China höchst billig ist, so könnten sie noch häufig davon Nutzen ziehen, daß sie dort Arbeiten anfertigen ließen, die bei unsern europäischen Handwerkern weit theurer zu stehen kommen.

Was die Producte des Bodens von China betrifft, so sind sie insgesammt sehr werthvoll und können sehr vortheilhafte Tauschartikel gegen unsere Manufacturerzeugnisse abgeben: mehrere Arten Farbepflanzen, Gummys und Firnisse, die wir uns gegenwärtig nur mit Mühe verschaffen können, würden auf unsern Märkten sehr häufig werden, und der Thee, ein so bedeutender Artikel unserer Consumtion, der uns zur Zeit des

Digitized by Google

Monopols zweimal theurer zu stehen kam, als den Holländern und Amerikanern, würde, sich auf seinen natürlichen Preis stellen, wie die Verkäufe seit dem neuen Gesetze es schon bewiesen. Die verschiedenen Arten Zinn und Kupfer, welche die Gruben einiger Provinzen in China liefern, sind in Europa wenig bekannt: diese Metalle übertreffen alles, was die Gruben in Großbritannien zu Tage fördern, an Güte; aber ihre Eigenschaften sind von dem Handel noch nicht gehörig gewürdigt worden. Erst bekannt damit, würden diese Erzeugnisse unstreitig ein höchst wichtiger Gegenstand werden, denn es ist nicht möglich, in der Art etwas Vollkommneres zu sehen.

Seit langer Zeit hat in den Angaben über die Bevölkerung des chinesischen Reiches der größte Widerspruch geherrscht. Die Tabelle, die wir darüber geben, wird aller Ungewißheit ein Ende machen; wir wollen derselben aber einige Bemerkungen voranschicken, welche die Richtigkeit der Angaben darin darthun. Im Jahr 1708, unter der Regierung von King-Hy, als das Kopfgeld abgeschafft wurde, wies die Volkszählung 230,312,000 Einwohner nach. Wenn man eingesteht, daß bei diesen Arten von Berechnungen wohl anzunehmen ist, daß das Volk die Zahl seiner Familien lieber geringer als höher angiebt, und dabei erwägt, daß jene letzte Zählung nach langen und mörderischen Bürgerkriegen stattgefunden hat, in deren Folge eine Menge Familien und Banden bewaffneter Männer sich der Anerkennung der bestehenden Regierung entzog, so wird man einsehen, daß die Zahl von 333 Millionen Einwohner, welche wir für die jetzige Bevölkerung von China annehmen, keineswegs übertrieben ist; denn der Zuwachs, welchen sie gegen die von 1708 darbietet, ist in der natürlichen Ordnung begründet, den alle Gesetze der Bevölkerung nachweisen. Was die Zahl der Armee betrifft, so möchten wir sie keineswegs verbürgen; wir halten sie vielmehr mehr für nominell als in der Sache begründet. Ist es z. B. nicht lächerlich, alle die Stämme als zur chinesischen Armee gehörig zu rechnen, die, mandschuanischen oder tartarischen Ursprungs, vermöge eines angeerbten Rechts, die Waffen tragen, ihren Sold erhalten, und doch keine Dienste thun? Es ist damit wie früher mit den Janitscharen-Ortas, die auf den Tabellen der türkischen Armee figurirten, aber in Kriegszeiten wenig mitzählten. Der Sold und die Reis-Rationen, welche diese privilegirten Stämme erhalten, ist nur eine Belohnung der von ihren Vorfahren geleisteten Dienste, aber keine Verpflichtung, der Regierung thätig beizustehen. Diese Völkerschaften halten sich durch die Annahme dieser Wohlthat zu gar keinem Dienste verpflichtet, auch fällt es der chinesischen Regierung nicht ein, sie bei den Unruhen, die so häufig in dem weiten Reiche vorfallen, mobil zu machen.

Die Statistik ist gegenwärtig in Europa zu weit vorgeschritten, als daß wir alle die Schätzungen für richtig annehmen sollten, welche mehrere, übrigens sehr gelehrte, Leute über die Staatseinkünfte von China gemacht haben. Es sind dieses nur sehr hypothetische und manchem Zweifel unterworfene Annahmen; denn bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaft lassen sich die öffentlichen Einkünfte nur bei verschiedenen europäischen Staaten, wo in dem Finanzsystem Ordnung und Regelmäßigkeit herrscht, zuverlässig nachweisen. Aber wie läßt sich in einem Lande wie China, von welchem man viele Gebräuche nicht kennt, wo die öffentlichen Einkünfte theils aus Getraide, theils aus baarem Gelde und aus Naturalleistungen bestehen; wo die Confiscationen, die Erträge der Monopole und Geschenke erst zu den Staatscassen gelangen, nachdem sie einer Menge Mittelsleuten durch die Hände gegangen sind, welche immer erst ihren Theil davon nehmen, auf die Erreichung eines einigermaßen richtigen Resultates rechnen? Doch hoffen wir trotz dieser Schwierigkeiten und indem wir nur solche Einnahmen in Anschlag bringen, die sich schätzen lassen, Zahlen aufzustellen, die in dieser Beziehung ziemlich befriedigende Resultate geben sollen.

In der diesem Aufsatz angehängten Tabelle haben wir die Gesammtzahl der Steuern, die von Ländereien, vom Salz, von Kohlen und von verschiedenen Consumtions-Artikeln erhoben werden, angeschlagen auf 33,327,056 Taels.

Dem ist hinzuzufügen:

1) Der Werth des Getraides und des Reises, welches unter verschiedenen Namen vom Ackerbau gefordert werden. Da nun das Quantum Getraide, welches in Natura geliefert wird, 30 Millionen Seës beträgt, ein Seës ungefähr 130 Pfund wiegt, und der Mittelpreis eines Seës nicht unter 2 Taels anzunehmen ist, so ergiebt sich, daß der Werth dieser Kornmasse seyn muß ..... 70,000,000 „

2) Der Belauf der Zollgefälle, welche zu Canton und auf den verschiedenen Puncten des Transito's über die Landgränze, so wie in den anderen Häfen erhoben werden, die den fremden Nationen offen stehen, würde seyn ..... 2,000,000 „

Gesammt-Einnahmen ... 105,327,056 Taels.

Nach dem Vorerwähnten muß der Zahl der Ausgaben, welche wir zu 30,527,054 Taels angegeben haben, noch hinzugefügt werden:

1) Der Werth des Getraides zum Unterhalt der Truppen oder zur Austheilung in Zeiten der Noth, mit....70,000,000 „

2) Die Summen zur Unterhaltung des großen kaiserlichen Canals, mit.. 2,000,000 „

3) Die Summen zur Unterhaltung der botanischen u. kaiserl. Garten, mit 1,000,000 „

103,527,054 „

Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben ... 1,800,002 Taels.

Man wird leicht begreifen, daß unsere Schätzung nicht weiter gehen kann; denn es würde unmöglich seyn, in einem Lande, wo alles, was die höhere Verwaltung betrifft, ins tiefste Dunkel eingehüllt ist, einigermaßen genau den Betrag der Confiscationen, der Geschenke und der Vortheile anzugeben, welche aus Monopolen erwachsen, die zum Besten des Staates bestehen. Was den Ueberschuß der Einnahmen betrifft, der auf obigem Verzeichnisse figurirt, so wird er zum Gehalt der Minister, einiger Großbeamten des Pallastes und zu den Dotationen der mongolischen und Khalkhas-Fürsten verwendet, deren Vorfahren sich freiwillig den Mandschu-Tartaren unterworfen haben, welche China in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eroberten. Diese Fürsten sind in sechs Classen eingetheilt und erhalten jährlich 1—2000 Taels; endlich nimmt auch der Privatschatz des Kaisers ein Viertheil oder ein Fünftheil dieser Summe zur Unterhaltung der kaiserlichen Paläste vorweg.

Das Anleihesystem, von welchem alle europäischen Regierungen so häufig Gebrauch und Mißbrauch gemacht haben, wird auch in China ausgeübt. Wenn die gewöhnlichen Einnahmen zur Deckung der Ausgaben nicht hinreichen, so hilft die Regierung sich mit temporellen Anleihen, von welchen oft 9—10 pCt. Interessen gegeben werden. Die Gouverneure der Provinzen bedienen sich dieses Mittels auch, wenn die für die örtlichen Ausgaben angewiesenen Einkünfte nicht genügen.

Digitized by Google

Statistische Tabelle

über den

Umfang, die Bevölkerung, den Civil- und Militair-Status von China, ꝛc., nach dessen einzelnen Provinzen.

Provinzen.	Umfang: nach englischen Quad.-Meilen.	Bevölkerung nach Skaunton und Majoribanks.	Beamte.	Militairmacht, mit Einschluß von 31,000 Seeleuten: Offiziere.	Militairmacht, mit Einschluß von 31,000 Seeleuten: Gemeine.	Ausgaben für d. Civildienst.	Ausgaben für die Armee.	Zusammen.
						Taels.	Taels.	Taels.
1. Tche-Kiang	89,150	21,000,000	556	468	59,000	181,850	967,402	1,149,252
2. Gan-Houy	92,981	32,000,000	378	630	132,000	124,000	2,182,707	2,621,297
3. Kiang-Sou			958			314,590		
4. Hou-Nan	144,770	13,000,000	438	353	51,000	154,500	844,940	999,490
5. Houpe		14,000,000	463	298	37,000	172,896	621,254	794,150
6. Chan-Toung	65,104	24,000,000	657	249	35,000	296,162	582,814	875,976
7. Ho-Nan	65,104	25,000,000	578	181	24,000	260,970	395,613	656,583
8. Fou-Kian	53,480	15,000,000	471	602	76,000	159,640	1,228,006	1,387,646
9. Kouang-Toung	79,456	21,000,000	622	708	99,000	198,440	1,582,654	1,781,094
10. Kiang-Si	72,176	19,000,000	549	173	39,000	190,840	641,339	832,179
11. Kouang-Si	78,250	10,000,000	430	281	42,000	165,186	728,258	893,444
12. Yun-Nan	107,969	8,000,000	389	411	58,000	204,821	892,678	1,097,499
13. Kouei-Tcheou	64,554	9,000,000	299	390	70,000	117,060	1,161,103	1,278,163
14. Sze-Tchuen	96,800	27,000,000	567	451	85,000	217,230	1,402,162	1,619,392
15. Chen-Si	154,008	18,000,000	408	447	114,000	144,100	1,759,677	1,903,777
16. Chan-Si	55,268	27,000,000	512	385	53,000	296,270	875,600	1,171,770
17. Tchy-Li	58,949	38,000,000	4,891	888	177,000	6,100,271	2,905,079	9,005,350
18. Kan-Sou	70,000	12,000,000	303	635	123,000	138,500	2,040,995	2,179,495
19. Ching-King	23,112	500,000	164	223	4,000	8,527	78,872	80,399
Zusammen	1,320,000	333,500,000	13,136	7,552	1,268,000	9,442,858	20,884,208	30,527,054

Provinzen.	Abgaben. Von Ländereien.	Abgaben. Vom Salzverkauf.	Abgaben. Von verschiedenen Gegenständen.	Zusammen.	Abgaben in Getraide und Reis. Behufs des unmittelbaren Consums.	An die Korn-Kammern und zum Unterhalt der Truppen. Getraide.	An die Korn-Kammern und zum Unterhalt der Truppen. Reis.
	Taels.	Taels.	Taels.	Taels.	Sels.	Sels.	Sels.
1. Tche-Kiang	2,914,946	501,044	191,840	3,607,830	678,320	1,503,605	615,663
2. Gan-Houy	1,718,824	312,440	518,812	2,550,976	1,431,278	864,110	155,053
3. Kiang-Sou	3,116,826	93,210	46,910	3,256,976		1,466,000	„
4. Hou-Nan	882,745	„	64,760	947,505	96,214	1,435,958	72,462
5. Houpe	1,174,110	„	119,205	1,293,315	96,934	465,627	96,819
6. Chan-Toung	3,376,165	120,720	29,680	3,526,565	358,963	966,500	478,690
7. Ho-Nan	3,164,758	85,470	12,650	3,177,408	221,342	2,221,300	221,941
8. Fou-Kian	1,074,489	85,470	98,399	1,415,224	„	1,778,887	232,547
9. Kouang-Toung	1,264,304	74,510	103,410	1,258,358	„	2,585	„
10. Kiang-Si	1,878,632	5,150	224,821	2,108,653	795,063	1,139,689	787,451
11. Kouang-Si	461,399	47,150	25,880	489,428	„	990,171	127,175
12. Yun-Nan	209,531	„	34,256	243,827	272,626	750,411	„
13. Kouei-Tcheou	102,628	6,230	13,690	122,548	„	157,818	„
14. Sze-Tchuen	631,094	„	20,520	651,614	„	1,045,179	9,840
15. Chen-Si	1,658,700	„	40,623	1,699,323	„	2,697,620	636,523
16. Chan-Si	2,990,675	507,018	42,019	3,539,722	„	1,306,988	„
17. Tchy-Li	2,334,475	437,949	306,446	3,078,870	„	869,192	91,077
18. Kan-Sou	280,652	„	39,450	320,102	218,550	3,080,000	402,246
19. Ching-King	38,780	„	„	38,780	111,674	156,810	139,504
Zusammen	29,228,783	2,168,391	1,933,871	33,327,019	4,250,059	25,481,164	5,115,625

Digitized by Google

Von dem Alter und von dessen Einfluß auf die Oeconomie des Menschen.

(Beschluß.)

(N.)

Die Veränderungen, welche die Form des Auges mit dem vorgerückten Alter erleidet, geben uns einen neuen Beweis von der Abnahme der wässerigten Theile des Körpers. In dem Verhältniß, wie das Quantum der wässerigten Feuchtigkeit abnimmt, das sich in der vordern Kammer des Auges befindet, tritt die Hornhaut natürlich minder hervor, und da seine Convexität dergestalt vereinigt ist, so verliert es einen Theil der ihm eignen Strahlenbrechung. Die Form der nahen Gegenstände wird trübe, weil die Lichtstrahlen, welche merklich divergirend auf die Hornhaut fallen, nicht gehörig gebrochen werden, um sich auf der Netzhaut in einen Brennpunct zu vereinigen. Die Bilder, die sich daselbst bilden, sind demnach verworren. Das ist die Ursache der Weitsichtigkeit, welche die Hülfe eines convexen Glases erheischt, um diesen Mangel der Convergenz abzuhelfen.

Aehnliche nachtheilige Veränderungen treten zugleich in den tiefsten Theilen des Auges ein. Die Krystallinse bekommt in der Regel eine gelbliche oder beensteinartige Farbe und verliert an Durchsichtigkeit. Die Empfindsamkeit der Iris ändert sich und die Pupille ist in der Regel mehr erweitert als in einem minder hohen Alter. Diese Anlage scheint von der Natur bestimmt zu seyn, eine größere Anzahl Lichtstrahlen auf die Netzhaut fallen zu machen, um so die vorbemerkten Nachtheile zu compensiren.

Aller Wahrscheinlichkeit nach leiden auch die verschiedenen Theile, aus welchen das innere Ohr besteht, von der Steigerung des Alters. Die Flüssigkeit in den inneren Höhlungen absorbirt sich mehr und mehr und verschwindet zuletzt ganz. Wenn nun die Nervenbüschel, welche, von dieser Flüssigkeit umgeben, die Bestimmung hatten, die Tonschwingungen aufzunehmen, um sie dem Gehirn zuzuführen, vertrocknet sind, so muß nothwendigerweise eine unheilbare Taubheit eintreten.

Eine der wichtigsten Ursachen der Veränderungen, welche die inneren Organe erleiden, beruht in der nachtheiligen Veränderung der Blutgefäße. Das Verhältniß dieser Gefäße in Masse und vergleichungsmäßig zum Volumen des ganzen Körpers genommen, erleidet nicht bloß eine allmählige oder vorschreitende Verminderung von dem Kindesalter bis zum Jünglingsalter, vom Jünglingsalter bis zum männlichen Alter und von diesem bis zum hohen Alter, sondern es tritt zugleich während dieser verschiedenen Perioden eine sehr wesentliche Veränderung in den Beziehungen ein, welche die verschiedenen Ordnungen dieser Gefäße untereinander haben. Während der Körper noch im Wachsen ist, sind die Pulsadern (welche das Blut aus dem Herzen allen Organen zuführen) außerordentlich zahlreich und dringen nach allen Richtungen vor; so wie aber der Wachsthum sich seinem Ziele nähert, verlieren diese Gefäße einen Theil ihrer Elasticität, ziehen sich zusammen und haben einen geringeren Durchmesser. Diese Zusammenziehung macht sich vor allem bei den kleinsten Arterien bemerklich, von welchen eine Menge kein Blut mehr durchlassen und allmählig verschwinden. Anatomiker, die in diese Gefäße Substanzen einspritzen wollen, die sich darin festsetzen sollen, nehmen immer lieber junge Subjecte dazu; denn bei den älteren hält es schwer, daß die in die Hauptarterien eingespritzte Masse, bis zu den kleineren durchdringt.

Aber zur nämlichen Zeit, wo das arterielle System eine merkliche Verminderung erleidet, erfahren die Adern, welche bestimmt sind, das Blut aus den Organen wieder zurück zum Herzen zu leiten, unter denselben Umständen eine allmählige Erweiterung. Die gewöhnlichen Adern röhren sind Anfangs viel dünner als die Pulsadern, und statt sich zu verdicken und zu verengen, wie die letzteren, erweitern sie sich vielmehr. Welches übrigens auch die Ursache seyn mag, der man diese Ausdehnung beimißt, so ist so viel gewiß, daß die Adern bei bejahrten Leuten sehr voll und vorspringend sind, und daß ihr Weg mehr Krümmungen hat; auch findet man, wenn die Blutmasse, welche der Körper enthält, des Alters wegen abgenommen hat, es nicht mehr in dem gleichen Verhältnisse in dem gewöhnlichen und dem Pulsgeäder vor. In der Jugend ist das Quantum dieser Flüssigkeit in den beiden Adern-Arten fast einander gleich; im Alter haben die gewöhnlichen Adern fast zwei Drittheile davon. Auf diese Thatsachen war es, daß der berühmte Cullen seine schöne Theorie des Blutsturzes gründete; eine Theorie, welche das Vorherrschen des arteriellen Blutsturzes in den ersten Lebensperioden und das des Venen-Blutsturzes in den letzteren so natürlich und so vollständig erklärt. Daher die Häufigkeit der Hämoroiden und der Gehirn-Blutflüsse bei alten Leuten. Die Aderknöpfe, welche man in einem höheren Alter so häufig an den Adern der unteren Extremitäten wahrnimmt, rühren zum Theil auch von dem zugenommenen Gewichte der Blutsäule her, die sie zu tragen haben, und welches stets ihre Erweiterung fördert.

Die Zunahme des Volumens des Herzens und seiner Projectionskraft hält nicht gleichen Schritt mit der Dichtigkeit und dem Widerstande der festen Theile, welchen es das Blut zuschickt. Es verliert bald selbst einen Theil seiner Energie, wie man es an der Langsamkeit des Pulses bemerkt, der zuweilen intermittirend wird. Bei vielen bejaheten Leuten ist die Zahl der Pulsschläge nicht über funfzig in einer Minute, und zuweilen noch darunter.

Diese allmählige Schwächung der Agenz des Blutgefäßsystems wäre fast allein schon hinreichend, Veränderungen zu erklären, welche den menschlichen Körper im Alter betreffen. Es giebt aber noch andere Ursachen, die wir schnell überlaufen wollen: wenn die absorbirenden Gefäße in der reichlichen Flüssigkeit keine Nahrung mehr finden, so üben sie diese auf das Fettsystem, welches bei Erwachsenen unter der Haut und im Innern des Körpers reichlich vorhanden ist. Die Wirkungen der Absorbirung der Fettsubstanz machen sich vor allem im Gesicht bemerkbar; die Augen treten zurück in ihre Höhlen, die Wangen fallen ein, die Zähne werden schlecht, lösen sich, und fallen zuletzt aus, das Zahnfleisch und die Zahnlade selbst verschwinden fast ganz, alle Züge verändern sich und nehmen den Ausdruck an, der dem Alter eigen ist. Ihrer Zähne beraubt, drängt die untere Kinnlade sich vor und bringt so eine Annäherung zwischen dem Kinn und der Nase zuwege. Da die Höhlung des Mundes dergestalt in ihrer Capacität verringert worden ist, so scheint die Zunge oft zu groß zu seyn, was denn, nebst den mangelnden Zähnen, dazu beiträgt, die Aussprache der Worte zu alteriren und zu erschweren.

Die Muskeln erleiden im Verlauf der Jahre eben so bedeutende, wenn auch vielleicht minder sichtbare, Veränderungen als die anderen Gewebe. Eine zaserige, zuweilen selbst knöcherigte Materie setzt sich zwischen ihren Fibern ab, die ihrerseits auch an Zusammenziehungskraft verlieren und dem nervösen Einfluß, der sie in Bewegung setzt, weniger zugänglich sind. Die Gliedermuskeln nehmen im Alter ein starkes Schwanken an: daher der unsichere und oft zitternde Gang im Greisenalter. Bichat macht darauf aufmerksam, daß die Schwächung der Muskeln in der Regel von einer nachtheiligen Veränderung ihrer Substanz begleitet ist, und sie bekommen dann auch wirklich ein gelbes und höchst bleiches Ansehen. Die Schwächung der Muskular-Contractibilität selbst steht in enger Verbindung mit der, zuweilen kaum bemerkbaren, Alteration des Nervensystems. Die Hirnsubstanz, die zur Zeit der Geburt fast flüssig ist, erlangt mit der Zeit mehr Consistenz und Festigkeit; der Blutumlauf darin geht minder rasch von statten; ihre verschiedenen

Digitized by Google

Nuancen treten stärker hervor: auch läßt sich die Anatomie des Gehirns besser bei alten als bei jungen Leuten studiren.

Zur nämlichen Zeit, wo die Kräfte des Körpers abnehmen, erleidet auch das geistige Vermögen entsprechende Modificationen: es zeigt sich eine merkliche Abnahme des Gedächtnisses und der meisten Sinne, obwohl die Urtheilsfähigkeit ihre volle Kraft und Richtigkeit zu behalten pflegt. Diese Schwächung zeigt sich im Alter hauptsächlich in der Schwierigkeit, neue Idee'n-Verbindungen zu machen. Auch die neuesten Ereignisse erlöschen bald in einem Gedächtnisse, das die entferntesten Erinnerungen treu aufbewahrt. Daher kommt es auch, daß alle alte Leute so häufig wiederholen, was sie schon oft erzählt haben.

Aber warum diese traurige Darstellung bis zum letzten Capitel der Existenz des Menschen verfolgen, und den allmähligen Untergang der glänzenden Eigenschaften betrachten, welche seine Natur adeln und deren Verlust ihn in eine so traurige Lage versetzt? Wir wollen lieber einen Schleier über dies demüthigende Bild dieser letzteren Leiden des Menschen werfen und auf die philosophische Frage zurückkommen, welche bei allen Modificationen von der Kindheit bis zum Greisenalter vorherrscht, nämlich die gleichmäßige und vorschreitende Einwirkung eines einfachen Princips, dessen Daseyn mit dem des Nervensystems innig verbunden ist. Dies Princip, das man Nervenkraft oder Lebenskraft nennen mag, ist das wichtigste Factum, dem alle anderen untergeordnet sind. Es scheint sich demnach ganz natürlich annehmen zu lassen, daß dem Embryo schon in dem Augenblicke seiner Bildung ein gewisser Grad von Lebenskraft gegeben worden ist, um es während der ganzen Dauer seines Daseyns zu erhalten. Es ist nicht wohl denkbar, daß alle Individuen bei der Geburt einen gleichen Grad der Lebenskraft bekommen, weil, alle Zufälligkeiten abgerechnet, welche den natürlichen Gang der Natur zur Vernichtung der Organe stören können, einige zu einer kürzeren, andere zu einer längeren Existenz bestimmt sind. Jede Wirksamkeit des Organismus consumirt einen Theil dieser Kraft; so gehen einige Wesen, mit einer schwachen Constitution begabt, dabei sehr reizbar, und die natürlichen Epochen so wie die verschiedenen Perioden des Lebens anticipirend, schnell aus einer vorzeitigen Jugend noch rascher zu einem vorzeitigen Alter über. Je mehr diese Kraft benutzt wird, desto eher erschöpft sie sich, und wenn sie ganz verbraucht ist, so hören alle Bewegungen gleich denen einer Pendule auf, sobald ihr Perpendikel in Ruhe versetzt worden ist.

Geschichte Frankreichs.

Von Michelet.

(Beschluß.)

(L.)

Jetzt sind die beiden Elemente unserer Geschichte gegeben: die Menschen, welche handeln werden und das Terrain, das sie tragen wird; auf der einen Seite die Acteurs, auf der andern der Schauplatz; der Geschichtschreiber darf nur die Personen anblasen und augenblicklich werden sich alle Fäden des Drama's aufrollen, kreuzen und sich verschlingen; das Gewebe von Thatsachen und Idee'n, welches daraus resultiren wird, ist die Geschichte Frankreichs. Wir haben nicht die Absicht, dem Bericht in seinem Gange zu folgen, wir würden zu viel oder zu wenig thun: wir würden zu viel thun, denn wir haben vor Allem gewünscht, die Methode dieses Buches in ihr gehöriges Licht zu setzen, die uns neu, merkwürdig und fruchtbar scheint, keineswegs aber in die Discussion der Puncte einzugehen, die es hervorhebt, weil die Studien des Nationalursprungs erst im Entstehen sind und die Frucht, die daraus erwachsen wird, wahrscheinlich in einigen Jahren alle allgemeinen Bücher der Geschichte modificiren wird, deren Verfasser die Wissenschaft nur nach dem Zustande nehmen konnten, worin sie sie fanden; dann aber würden wir zu wenig thun, denn wir glauben nicht, wie weit man auch einen Artikel ausdehne, daß man sich schmeicheln könne, eine so große Masse von Stoff und eine solche Menge von Ansichten zu beurtheilen und zu richten; wenn die Kritik ihre Privilegien hat, so hat dafür die Wissenschaft auch ihre Rechte.

Nichtsdestoweniger wollen wir flüchtig auf das Ganze der beiden Bände zurückkommen, aber einzig, um zu untersuchen, bis zu welchem Puncte die Methode, die sie beherrscht, im Allgemeinen angewendet worden ist; sprechen wir zuvörderst von den Racen; die Provinzen werden hernach kommen.

Wir müssen vor Allem erkennen und constatiren, daß eine seltene Scharfsicht und eine außerordentliche Ausdauer dazu gehört, um die unzähligen Fragmente alter Schriftsteller, die gleichsam die Bruchsteine sind, aus welchen Herr Michelet seinen ersten Band gebaut hat, zu sammeln und zu ordnen; diese Notizen allein bilden eine Art historischer Bibliothek von großem Werthe; es ist ein Buch in einem andern Buche. Aber diese Würdigung der Racen scheint uns, um vollendet zu seyn und zum Ausgangspunct für andere Arbeiten zu dienen, von einem zu secundairen Gesichtspuncte ausgegangen zu seyn; die Methode des Herrn Michelet hat sich dabei auf beschränkte und abgeleitete Thatsachen gestützt; erklären wir uns näher.

Da der Verfasser, indem er die Geschichte schrieb, den Menschen als Entstehungs-Princip der Ereignisse nahm und aufstellte, so setzte er sich in die Nothwendigkeit, die menschliche Thätigkeit von ihrer ursprünglichsten Aeußerung bis zu ihrer entferntesten Entwickelung zu verfolgen und, was die sociellen Verhältnisse betrifft, den Menschen in der Familie zu schildern, bevor er ihn im Tribus zeigte, und wiederum früher im Tribus, als er ihn im Staate darstellte. So aber ist wirklich der Hergang der Sache; der Mensch, ein so schwaches Geschöpf in seiner Individualität, verstärkt sich durch Association; seine Kraft ist wie das Licht, sie erzeugt sich in conischer Form. So sind der Staat, der Völkerstamm, die Familie drei concentrische Hüllen des Menschen; man muß sie eine nach der andern zerreißen, um bis zu ihm zu gelangen. Wenn man auch nur eine bestehen läßt, so zeigt er sich bloß durch einen Schleier; man sieht ihn nur halb, man sieht ihn eigentlich gar nicht. Nun finden wir, daß der Geschichte der Racen fehlt, von dem Gesichtspunct der Familie ausgeführt zu seyn, bevor sie von dem Gesichtspunct der Tribus und von dem Gesichtspunkte des Staates aus betrachtet wird. Daher kommt, daß man die Personalitäten aller der Völker, die sich am Eingange unserer Annalen bewegen, nicht deutlich unterscheidet; und daß, trotz seiner Anstrengungen, der Geist die einen von den andern nicht gehörig unterscheidet. Es ist nicht genug, zu wissen, daß der Volg kriegerisch und der Gaele geschwätzig war; zur Identität eines jeden waren charakteristischere Zeichen nöthig: welches war die gegenseitige moralische und materielle Stellung des Vaters, der Frau, des Sohnes und des Dieners? Das ist die Frage, die, deutlich gelöst, augenblicklich das genaue Maaß der Personalität geben würde. Um in der Chimie die Salze zu untersuchen, studiert man ihren Elementar-Krystall; der Elementar-Krystall der Völker ist die Familie. Es scheint uns daher, daß die Arbeit des Herrn Michelet über die Racen, ähnlich darin den Büchern des Herrn Thierry, auf so entfernten, so secundairen Thatsachen ruht, daß die definitiven Notizen, die er giebt, zu keiner Schlußfolge der Moral oder der Sociabilität führen können: sie füllen eine chronologische Lücke aus, aber sie sind, in ihrem jetzigen Zustande min-

Digitized by Google

bestens, für die allgemeine Geschichte des Occidents vollkommen unnütz, zu welcher sie nur eine Menge Eigen-Namen (nomina propria) bringen und die Schwierigkeit geographischer Verwirrung vermehren und das ist gerade das sicherste Zeichen ihrer Unvollkommenheit; denn ein Volk hat immer seinen logischen und nothwendigen Platz auf der Stufenleiter der menschlichen Thatsachen; wenn eine Nation diese Bedeutung nicht erhält, so ist das ein Zeichen, daß man sie noch nicht erklärt hat.

Diese erste Lücke, die wir in der Arbeit des Herrn Michelet über die Racen bemerken, führt uns auf den Weg einer zweiten, die aus derselben Ursache entspringt, d. h. nach unserer Meynung aus dem Mangel der Anwendung einer trefflichen Methode. Wenn man den Bericht von dem Kampfe dee Racen liest, der zwei große Perioden umfaßt, die meeowingische und die carolingische, so wird man von den matten und magern Verhältnissen dieser Geschichte frappirt. Wie? nur einige Namen, Clodewig, Brunehild, Karl der Große, Witekind, Hugo Capet? Wie? nur einige Familien, die Merowinger, die Carolinger, die Capetinger, die Plantagenets? Wie? nur einige Schlachten, Tolbiac, Poitiers, Fontenailles, Testry? Ist das unsere ganze Nationalität während dieser zwölf Perioden, von 481 bis 987, fünf Jahrhunderte? Das wae genug für Herrn August Thierry, der eine Monographie schried; aber ist es auch genug für Herrn Michelet, der eine allgemeine Geschichte geschrieben! Unter diesen Kämpfen der Racen liegt die ganze Civilisation, die sich vorbereitet und die man vergißt; es giebt Eigenthum, es giebt Strafgesetze, es giebt einen Zustand der Personen, es giebt zwölf bis vierzehn Gesetzbücher der Tribus; man sieht die Abkömmlinge der Römer in Trümmern der Municipalitäten gruppiet und die Abkömmlinge der Eroberung in den Lagern zersteeut; d. h. es ist alles da, was geblieben ist, als die Racen es müde wurden, sich zu bekriegen und alles, was der Organisation der späteren Epochen zur Grundlage gedient hat. Und man merke wohl, daß alle diese Elemente unmittelbar aus der Natur des jetzigen Menschen flossen, dem Ausgangspunct der Methode des Herrn Micheler; es waren Dinge, die in den Coder der Zeit übergingen, selbst unter dem Einflusse der Theilung der Racen, die man im Fluge erfassen mußte; denn in jedem anderen Moment hat diese Civilisation keinen Werth mehr; sie geht vorüber, so wie der Kampf aufhört; das ripuarische, salische oder sächsische Gesetz, vom Familien-Gesichtspunct aus geschrieben, wird durch die Capitularien, vom Staats-Gesichtspunct aus verfaßt, verlöscht. Die Tribus, welche sich bekämpfen und die Tribus, welche sich einverstehen, haben verschiedene Seiten im Gesetz. Die allgemeine Geschichte dieser Tribus stützt sich daher auf die häusliche Personalität und Herr Michelet hat diese letzte Rücksicht überall vernachlässigt. Wir vergessen nicht, daß der dritte Band die Institutionen enthalten wird; aber wie wird der dritte Band auf den ersten zueückkommen? Der Kern der Idee ist geronnen; neue Feuchtigkeit hinzugießen würde sie nicht verbessern heißen; es würde vielmehr die Wirkung haben, sie aufzulösen.

Alle diese Ansichten, die wir wagen, beziehen sich auf Fälle, wo die Methode des Herrn Michelet, nach unserer Meynung, nicht kräftig genug angewendet ist; der Verfasser hat sich auf eine Reihe secundairer und abgeleiteter Thatsachen gestützt, statt sich an der Quelle alee sociellen Thatsachen, am häuslichen Heeede niederzusetzen. Wir vermuthen, daß diese Nichtbeachtung seinee eignen Grundsätze bei Herrn Michelet von der Unzureichenheit der schon gemachten Arbeiten herrührt; der überall angewendete Gesichtspunct der Familie würde eine völlige Umkehrung oder Umschmelzung der geschichtlichen Werke eesordern. Es ist also minder ein Vorwurf als eine Art von Wink oder Warnung, welche Herrn Michelet zu geben wir ihn um Erlaubniß bitten; sein Buch ist würdig, mehreee Ausgaben zu erleben und er ist selbst jung und eifrig genug, um seine großen Ansichten zu vervollständigen. Wir wiederholen, daß es uns unmöglich ist, tiefer in den zweiten Band einzudringen, der gleichwohl der wichtigste und beste von beiden ist; wir beschränken uns darauf, ihn flüchtig wie den ersten zu beurtheilen, d. h. in seinen Beziehungen auf die allgemeine Methode.

Der Standpunct des Tribus, ein innerer und secundairee Standpunct, der von dem der Familie, dem radicalsten von allen, beherrscht wird, ist gleichfalls der, den Herr Michelet auf seine Geographie der Provinzen angewendet hat: es finden sich da so viele Gebietstheilungen als Racen oder Gruppen von Racen. Diese Basis hat ihre relative Wahrheit; somit endigt die Provinz mit dem Tribus und mit der Sprache; aber wo endigen der Tribus und die Sprache? Man setze voraus, daß, statt die Provinzen des zwölften Jahrhunderts zu reconstruiren, Herr Michelet direct die Domainen reconstruirt hätte, welcher Unterschied! Die Provinz ist ein Leib ohne Kopf; das Haupt der Domaine ist das Schloß. Die Provinz ist duech das Aufhören der Sprache und der Race bedingt und beschränkt, eine höchst unbestimmte Sache; die Domaine ist beschränkt durch das Aufhören der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, eine ganz positive Sache; die Provinz ist ein zerlegbares Element; die Domaine ist ein Ur-Bestandtheil, ein Atom; die Provinzen häufen sich nicht unter einander; die Domainen schichten sich über einander; die Provinz endigt sich mit dem Herzog, die Domaine mit dem König.

Endlich und dies ist die letzte Anwendung der Methode des Herrn Michelet, die wir untersuchen wollen, warum endigt der zweite Band mit dem heiligen Ludwig? Der Verfasser antwortet im Voraus durch die Aeußerung, daß dies das Ende des Mittelalters sey; aber warum ist es das Ende des Mittelalters? Wir wissen wohl, daß Here Michelet in sehr schönem Styl einige Betrachtungen deducirt hat über das, was er eine Umgestaltung des Christianismus und der Kunst in dieser Epoche nennt; aber außer daß wir an keine Umgestaltung des Katholicismus glauben, der immer ganz identisch mit sich selbst gewesen ist, so scheinen uns diese Gründe auch nicht klar und ergreifend genug für die Masse der Leser. Es scheint uns, daß wenn Herr Michelet genau auf dem Standpunct seiner Methode geblieben wäre, d. h. wenn er die Entwickelung der menschlichen Thätigkeit in allen Sphären, worin sie sich entwickelt, verfolgt hätte, so würde er nicht in dem Jahre 1270 eine Auflösung des Zusammenhangs der Ereignisse entdeckt haben; es kann eine solche damals stattgefunden haben, wie es immer Dinge giebt, die endigen; aber die Dinge der Form und des Zufalls können immerhin endigen, der Mensch fährt fort zu seyn, zu leben, zu wirken. Nun ist aber der Mensch das Princip der Methode des Herrn Michelet.

So wie Herr Michelet die Geschichte um eine culminirende Thatsache gruppirt, so erklärt er sie mit einer höhern Idee; das erste Verfahren constituirt seine Methode, das zweite seine Doctrin; wir werden von diesem neuen Studium nächstens sprechen.

Geschichtliche Beschreibung der Zerstörung des Corps der Janitscharen durch den Sultan Mahmud im Jahre 1826.

Uebersetzt aus dem Türkischen von A. P. Caussin de Perceval.

(2.)

Der Verfasee dieses Buches, Mohammed-Assad-Efendi, Historiograph des Reichs, Redacteur des türkischen Theils des ottomani-

Digitized by Google

schen Moniteurs, hatte unternommen, die vollständigen Annalen der Türkei zu schreiben, als die große Maaßregel entworfen und ausgeführt wurde, die das mächtige und undisciplinirte Corps der Janitscharen vernichtete. Der Glanz (?) und die historische Wichtigkeit dieses Ereignisses bestimmten den türkischen Schriftsteller, einen eigenen Bericht darüber zu schreiben,*) den er besonders und als einen Appendix seines großen Werkes herausgegeben hat. Wir verdanken die Uebersetzung dieses Buches einem unserer jüngsten und gelehrtesten Orientalisten, Herrn Caussin de Perceval, schon bekannt als Uebersetzer der Geschichte des Krieges der Türken gegen die Russen während der Jahre 1769 bis 1774, von Vassif-Efendi. Man findet in dieser neuen Arbeit des Herrn Caussin de Perceval alle die Eigenschaften wieder, welche die erste auszeichnen, die wechsellose Reinheit, die elegante Leichtigkeit des Styls und, was noch seltener ist, ein besonderes Talent, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Uebersetzung aller orientalischen Schriftsteller in unser occidentalisches Idiom darbietet. Unsere europäischen Sprachen, erfunden, um den Ideen, den Sitten, der Civilisation des Occidents zum Organ zu dienen, fühlen sich beengt und entfremdet vor dem orientalischen Genius; sie beugen sich gewissermaaßen unter der Last des Luxus und des gigantesken Pomps des asiatischen Styls. Die französische Sprache besonders, die Sprache Pascals, Fenelons und Voltaire's, wird, unter diesem Schmuck fremder Bilder und Farben, schwerfällig und verliert ihre köstlichsten Vorzüge, die Lebendigkeit, die Klarheit, die Kraft, die Bestimmtheit, die Einfachheit, den zarten und gemäßigten Glanz der Figuren. Herr Caussin de Perceval hat alle diese Klippen mit seltenem Glücke erklimmt und der Uebersetzer Asad-Efendi's trägt, wenn man das sagen darf, den Turban wie der Bequemlichkeit und Grazie eines Rechtgläubigen (Türken).

Das Werk des türkischen Geschichtschreibers empfiehlt sich der öffentlichen Aufmerksamkeit in doppelter Hinsicht, einmal als Schilderung eines Ereignisses, das in ganz Europa wiederhallt hat, und dann als Probe der ottomanischen Literatur. Wir werden es unter diesem letztern Gesichtspuncte prüfen, bevor wir die historische und politische Frage verhandeln, welche die Vernichtung der Janitscharen betrifft. Dies nöthigt uns denn, in einige vorläufige Betrachtungen über den allgemeinen Zustand der türkischen Literatur einzugehen.

Aber giebt es denn eine Literatur in der Türkei? Giebt es bei dem Volke der Osmannen andere literarische Denkmäler, andere Bücher, als das Buch des Propheten? Entfloh nicht vor den wilden Eroberern von Stambul, im funfzehnten Jahrhundert, erschreckt der Genius der Wissenschaften und Künste Griechenlands? Hat der muselmannische Fanatismus bisweilen geehrt, was Omar verbrannte? Ja, die Türkei, so wie die Geschichte sie uns zeigt, mit ihrem brutalen und zerstörenden Fanatismus, die Türkei hat selbst ihre Stelle in den Annalen der Literatur. Wie es keine so dürre und unfruchtbare Wüste giebt, die nicht mindestens hier und da einige Vegetation zeigt, so giebt es auch kein so rohes und so wildes Volk, das nicht, in dem Maaße seiner sociellen Entwickelung, seinen Theil an intellectueller Befruchtung und Leben gehabt hätte. Man weiß, daß Böotien Griechenland Pindar gab. Die Türkei hat nie der Welt einen Pindar gegeben, noch wird sie wohl je ihr einen geben; aber sie hat doch, in verschiedenen Epochen, Poeten, Romanendichter und Geschichtschreiber erzeugt, die von ihren Landsleuten geschätzt wurden. Es giebt also eine Literatur in der Türkei und diese Literatur, jüngst noch unbekannt in Frankreich, ist uns nun von Herrn Michaud, in seiner Correspondenz des Orients offenbart worden, diesem seines Verfassers so würdigen Werke, so voll von Wissenschaft, Talent und Bescheidenheit. Denen Herren Michaud und Poujoulat verdanken wir die vornehmsten Thatsachen, die dazu gedient haben, das Urtheil zu bilden, das wir über den Charakter und das allgemeine Verdienst der ottomanischen Literatur aussprechen wollen.

Von allen Gattungen von Literatur, worin der türkische Genius sich übt, ist die Dichtkunst diejenige, die den meisten Erfolg gehabt hat. Der poetische Instinct ist nicht das ausschließliche Loos der civilisirten Gesellschaften. Es ist nicht die langsam reifende Frucht der intellectuellen Fortschritte und erlangten Kenntnisse; es ist der frühreifste Selbstwuchs des Gedankens (oder vielmehr des Gefühls), ein geheimnißvoll in die Seele des Menschen gelegter Saame, wo er, wie die Blume der Wüste, natürlich und ohne Pflege erwächst. Er ist der Kindheit nicht fremder als der Reife der Civilisation; er gehört allen Zeiten und allen Orten an, wo Menschen vereinigt gelebt haben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der poetische Genius sich selbst im Schooße der muselmannischen Barbarei entwickelt hat. Mehrere Sultane haben ihn durch ihre Freigebigkeit aufgemuntert, einige selbst durch ihr Beispiel. Der Sultan Mahmud, sagt Herr Michaud, liebt schöne Verse und die Huldigungen, die ihm von den Dichtern seines Reiches gebracht werden. Die Prinzessin, seine Schwester, gewährt ihnen ihren besondern Schutz und nimmt zuweilen selbst an ihren Arbeiten Theil. Endlich scheint die wunderbare Schönheit und Pracht des Klima's den Orient zur Wiege und zum Vaterland der Musen bestimmt zu haben.

Trotz dieser materiellen Vortheile hat die Dichtkunst bei den Türken nicht die Höhe der Entwickelung erreicht, die ihr natürlich ist. Was der ottomanischen Poesie fehle, das ist eine socielle und nationelle Richtung, Kraft, Glanz, Größe der Inspiration. Die Türkei besitzt keine Epopee, kein Gedicht von großem Umfang und von einem historischen Interesse. Das muß man nicht den Dichtern zum Vorwurf machen, sondern der Gesellschaft, die sie umgiebt. Die Gesellschaft hat immer den halben Antheil an den großen Werken der Dichter; sie ist der Feuerheerd, woran sich ihr Enthusiasmus entzündet und befruchtet. Aber in der Türkei wird der Dichter einsam und schweigend inspirirt; alles schmachtet, alles träumt und schlummert um ihn her; seine Stimme verliert sich und erlöscht in einer Wüste ohne Echo: die Luft und die Respiration fehlen ihm so zu sagen. Ein großes Gedicht, eine Epopee ist die beseelte Darstellung heroischer Zeiten und glorreicher Erinnerungen, die ein Volk an seine Wiege knüpfen. Aber die türkische Gesellschaft ist sich selbst, ihrer Geschichte, ihrer Vergangenheit von kriegerischem Ruhme und Heroismus fremd. Weder die großen Männer, noch die großen Ereignisse, noch der Glanz der Eroberungen und gewonnenen Schlachten fehlen in der Geschichte der Türkei; aber das Andenken dieser Ereignisse ist durch Unfälle und Unglück verlöscht; der Ruhm und der Name dieser großen Männer ist ihren Abkömmlingen unbekannt oder wird von ihnen nicht gewürdigt. Das religiöse Gefühl hat die Stelle eingenommen und herrscht ausschließlich über den Ruinen aller Erinnerungen, aller Gefühle, die den Patriotismus und die Nationalität eines Volkes constituiren. Der finstere und zerstörende Fanatismus hat Helden erzeugt, aber er wird nie einen Homer gebären; er erzieht und bildet nicht; er würdigt die Seelen herab; er trocknet die Quellen des Gedankens aus; er verödet das Herz und die Intelligenz. Man denke sich Thiere, die eine Religion hätten — so hat man die Muselmannen von Stambul!

*) Es bedarf wohl der Bemerkung nicht, daß dieser Bericht ausschließlich im Interesse und zum Vortheil der Regierung geschrieben seyn und daher einer desto strengeren historischen Kritik unterworfen werden muß; die Berichte unparteiischer europäischer Augenzeugen lauten ganz anders und sind zum Theil Schauder erregend. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Die ottomanische Dichtkunst ist alles, was sie seyn kann, ein ziemlich alltägliches Spiel des Geistes, eine einfache Zerstreuung des sitzenden und isolirten Lebens der Osmanli's. Der Osmanli genießt an seinem Heerde die Dichtkunst, wie er den Mocka-Liqueur oder den Rauch seines Chibouck's kostet; die Dichtkunst ist eine Art von köstlichem Parfüm, den er eben so wie den Duft der Aloe einhaucht. Alles, was wir von den ottomanischen Dichtern gelesen haben, klagt den Einfluß dieses frivolen Geschmacks und des träumerischen und enervirten Lebens des Harems an. Einige Erzählungen und einige Apologieen, einige lyrische Gesänge zum Lobe Alla's, einige Quatrains zum Lobe des Sultans, Epitaphien, Inschriften auf dem Marmor der Quellen, auf den Mauern, auf den Mauern der Moschee'n und der Harems, galante Couplets, bachische Gesänge, d. h. unerlaubte und bei den Muselmännern eigentlich verabscheute, endlich einige etwas ausgedehntere Gedichte, die meisten aus dem Arabischen und Persischen übersetzt oder diesem nachgeahmt, über romantische Gegenstände; Volks-Allegorieen und Traditionen; so z. B. die Liebe der Nachtigall und der Rose — das ist der Kreis, in welchem sich die Einbildungskraft der Dichter von Srambul dreht. Dennoch giebt es einige, die, in dieser engen Sphäre, Glanz genug verbreitet haben, um die Aufmerksamkeit unserer occidentalischen Reisenden auf sich zu ziehen. Herr Michaud hat uns das Leben und das Unglück des berühmtesten gleichzeitigen Dichters der Türkei, Izzel Mollah, des interessanten Opfers des Despotismus, erzählt. Nachdem er bei dem Sultan in Ungnade gefallen war, wurde er nach Sivas verbannt, wo er gestorben ist. Izzel Mollah ist der Verfasser einer Elegie, die aus dem Orte seines Exils an den Sultan gerichtet ist, um seine Verzeihung zu erflehen. Die Fragmente dieses kleinen Gedichts, die in der Correspondenz des Orients übertragen sind, athmen eine Melancholie voll Sanftmuth, Grazie und Frische. Es sind gleichsam die Tristia dieses muselmännischen Ovids.

Wenn die Religion bei den Osmanli's die Schwungkraft gefesselt und so zu sagen die Flügel des poetischen Genius beschnitten hat, ist sie der Beredtsamkeit günstiger gewesen? Hat der religiöse Enthusiasmus, der so viele berühmte Krieger unter dem Banner des Halbmondes hat erstehen lassen, hat er die Macht gehabt, Apostel, beredte Missionaire des Worts des Propheten zu erwecken? Wo sind in den muselmannischen Annalen die Rivalen von Chrysostomus, vom heiligen Bernhard und von Bossuet? Man würde sie vergebens suchen. Der concentrirte Fanatismus der Türken nährt sich von seiner eingewurzelten Gewaltthätigkeit und Wuth; wie ein verzehrendes Feuer, das, einmal entzündet, verborgen brennt und schweigend um sich greift, überhebt er sich des Wortes und der apostolischen Predigten. Die grüne Fahne des Propheten, die Gegenwart des Sultans, des Schattens Gottes, die Namen Allah und Mahomed, der Christen und Giauers — das ist es, was das Herz des wahrhaft Gläubigen entzündet und durchglüht, das ist es, was die Stelle aller Wunder der evangelischen Beredtsamkeit vertritt. Der ottomanische Fanatismus sucht seine Kraft mehr in dem Schwerdt, als in dem Wort; sein Zweck ist mehr Herrschaft, als Bekehrung. Er verfolgt den Ungläubigen, nicht um ihn zu bekehren, sondern um ihn auszurotten. Ist es nun wohl nöthig, zu sagen, daß es keine politische Beredtsamkeit in Constantinopel giebt, wo der Divan die Tribune ist, wo die Discussion Verbrechen seyn würde und wo die ganze Bewegung des politischen Lebens sich in Intriguen und wollüstiger Finsterniß des Serails verliert? Was die gerichtliche Beredtsamkeit betrifft, so hat sich der türkische Despotismus selbst die Sorge, sie zu unterdrücken gespart. Es giebt Gerichtshöfe und Tribunale in Constantinopel; aber es giebt kein Barreau. Die ottomanische Gerechtigkeit geht rasch; in ihrer naiven Verachtung des Lebens und der Freiheit der Menschen hat sie alles abgekürzt, alles vereinfacht; sie hat die Vertheidigung (d. h. durch Anwalde) unterdrückt; sie nimmt sich gerade nur Zeit und Mühe, das Schwerdt zu erheben und fallen zu lassen.

Die Türkei zählt ziemlich viele Geschichtschreiber, deren einige in unsere Sprache übersetzt worden sind. Der berühmteste dieser Geschichtschreiber, der von seinen Landsleuten bewundertste, ist Coggia Efendi, Verfasser einer Geschichte der Türken. Man kann sein Werk in einer französischen Uebersetzung von Galand lesen, wovon das Manuscript auf der königlichen Bibliothek existirt. Was ist das Verdienst, Ziel und Zweck dieser Schriftsteller? Sie gleichen sich alle in zwei Puncten: in der Leere und Unfruchtbarkeit des Gedankens und in dem emphatischen Pomp des orientalischen Styls. Man muß in ihren Werken weder Kritik, noch Tiefe, noch philosophische Unparteilichkeit suchen. Nichts gleicht weniger der Geschichte, so wie sie das civilisirte Europa versteht und schreibt; kein Streben, um zu erklären, keine Absicht, Zweck und Wirkung der Ereignisse, den Charakter und den Einfluß der Menschen zu würdigen. Die Ereignisse! sie sind Beschlüsse des Himmels; wie sollte man mit der Bestimmung (mit dem Fatum) rechten und discutiren? Die Menschen! sie nennen sie nicht, als um ihre Namen mit übertriebenem Lobe oder hyperbolischen Anathemen zu beladen. Die Menschen sind für sie Muselmänner oder Ungläubige: sie vergöttern die einen und treten die andern mit Füßen; es ist die geschriebene Intoleranz. Der stolze Fanatismus der Muselmannen verlöscht oder verstümmelt, kennt nicht oder verfälscht die Geschichte der Generationen, die dem Propheten von Mecca vorhergingen und die der ganzen Christenheit, die ihn nicht anerkennt. Während der Christianismus sich zum Erben der Civilisationen macht, die ihm vorausgingen, während er bei seiner Geburt den Reichthum von Licht sammelt, die ihm sterbend die Welt der Griechen und Römer hinterläßt, was thut der Mahomedanismus? Er erklärt sich als unversöhnlicher Feind des Lichts und der Civilisation, die er auf seinem Wege findet; er scheidet sich von den vergangenen Jahrhunderten, er bricht die Kette der Zeiten, er entfremdet sich Allem, was ihm voranging und was ihn umgiebt, er versetzt die Metropole und die Wiege der Welt nach Mecca; er datirt nur von sich selbst und vom Propheten; er eröffnet die Geschichte, er schafft die Welt im ersten Jahre der Hegira.

(Der Beschluß folgt.)

Ein riesiger Aprikosenbaum.

(M.)

In dem Garten Manderstone, dem Generallieutenant William Maitland zugehörig, befindet sich gegenwärtig, wie der Caledonia Mercury berichtet, ein Aprikosenbaum von 61 Fuß 9 Zoll Länge und 14 Fuß 7 Zoll Breite. Er nimmt an der Mauerwand einen Raum von 893 Quadratfuß ein, ist 46 Jahre alt, und außer seiner Größe auch noch schön durch das Verhältniß seiner Form. Nachdem der Gärtner 8810 Früchte abgelesen hat, um den übrigen Raum zu machen, sind deren noch 4800 geblieben, um reif zu werden.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 938. Hamburg. Sonnabend, den 19. Juli. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Reise auf dem Indus aus der See nach Lahore.

Von dem

Lieutenant Alexander Burnes,

in Diensten der Ostindischen Compagnie.

(Aus der Literary Gazette.)

(N.)

— Der erste der drei Bände dieses in allen Beziehungen höchst interessanten Werkes enthält das Tagebuch der Expedition von Delhi durch das Panjab, Peschawur, Kubul, Balkh, Bukhara, die Steppe der Turkomanen, Khorassan, das caspische Turkomanien, und Persien, vom December 1831 an bis Januar 1833. Herr Lieutenant Burnes selbst giebt davon eine so treffliche Uebersicht, daß wir nichts Besseres thun können, als ihn darüber persönlich zu vernehmen. Er sagt:

„Ich will mich nicht dabei aufhalten, auseinanderzusetzen, was ich empfand, als ich nach einer so langen und so mühseligen Reise abermals in Indien eintraf. Auf meinem Ausfluge sah ich alles, Altes und Neues, was das Interesse zu erwecken, die Einbildungskraft zu entflammen vermag: Bactria, Transoxiana, Scythien und Parthien, Kharasm, Khorassan und Iran. Wir hatten nun alle diese Länder besucht, zum größeren Theile die Route der Macedonier verfolgt, die Königseiche Porus und Taxiles bereist, den Hydaspes befahren, den indischen Kaukasus überschritten und in der berühmten Stadt Balkh gelebt, von wo aus einst von griechischen Monarchen, weit versetzt von den Akademieen zu Korinth und Athen, die Kenntnisse der Künste und Wissenschaften, die ihrer eigenen Geschichte und der Welt verbreitet worden waren. Wir hatten den Schauplatz von Alexanders Kriegen, von den ungestümen und wilden Einbrüchen des Dschengis und Timurs, von den Campagnen und den Schwärmen Baber's gesehen, wie sie in der köstlichen und glühenden Sprache seiner Commentaren beschrieben worden sind. Auf der Reise an die Küste waren wir ganz dem Wege gefolgt, auf welchem Alexander dem Darius nachgesetzt hatte, während die Reise nach Indien uns an die Küste und auf die Spur seines Admirals Nearchus führte."

— Läßt sich wohl eine interessantere Reiseroute denken? Wir dürfen nur der Spur folgen und die Reichthümer auflesen, die so überflüssig auf den Weg gestreut worden sind.

— Am 3. Januar 1832 verließ unser Landsmann mit seinem würdigen Gefährten, dem Dr. Lodiana, die letzte Gränzstation und warf sich in die indische Wüste. Sie besuchten Lahore und wurden von Runjeet-Sing, bei dem sie bis zum 11. Februar blieben, aufs freundlichste und prachtvollste aufgenommen. Die Geschichte der Seiks, des meist emporgekommenen Volkes des nördlichen Indiens, und des Glanzes ihrer Heerscher, sind beide merkwürdig genug, um erwähnt zu werden; da das Publikum aber mit den entfernteren Ländern, welche der Verfasser passirte, minder bekannt ist, so ziehen wir es vor, über diese einige Auszüge zu geben.

„Es ist ein merkwürdiges Ding um das äußere Ansehen des Volkes der Seiks und ihrer allgemeinen Aehnlichkeit untereinander. Als ein Stamm waren sie vor viehundert Jahren noch unbekannt, doch sind ihre Gesichtszüge von denen ihrer Nachbaren so verschieden, wie die der Indianer von denen der Chinesen. Sie unterscheiden sich auf den ersten Blick von den übrigen Stämmen durch eine außerordentliche Regelmäßigkeit der Physiognomie und durch die Verlängerung ihrer Gesichtsform. Daß eine Nation, die ihre besonderen Gebräuche hat, sich in Sitten und Charakter gleich sey, ist schon begreiflich; daß aber einige hunderttausend Menschen in einem so kurzen Zeitverlauf eine so starke National-Aehnlichkeit bekommen konnten, ist mindestens gesagt merkwürdig."

— Bei dem Anblick der Zelte, welche Runjeet-Sing unseren Reisenden anwies, würde einer Pariserin das Herz gepocht haben.

„Sie waren aus Caschemyr-Shawls angefertigt und ungefähr vierzehn Quadratfuß groß. Zwei derselben waren durch eine Zelt-Gallerie aus demselben kostbaren Stoffe mit einander verbunden, während der Zwischenraum von einer Decke, getragen von massiven, mit Silber verzierten Pfeilern, beschattet wurde. Die Shawls des einen Zeltes waren roth, die des anderen waren weiß. In jedem derselben stand ein Feldbett mit Vorhängen von Caschemyr-Shawls, welches den Glauben, daß man sich in einem Fee'n-Sitz, und nicht in den Jungles des Punjab, befinde, nur noch mehr bestärkte."

— Ueber eine Abschieds-Fete, welche dieser prachtliebende Fürst gab, berichtet der Lieutenant Burnes:

„Wir trafen ihn im Garten an und gingen mit ihm nach dem Festsitze, der mit Wachskerzen aufs prachtvollste illuminirt war. Mit Wasser von verschiedenen Farben gefüllte Flaschen standen neben den Lichtern und trugen noch zur Vergrößerung ihres Glanzes bei. Wir wurden zuvörderst nach der großen Halle, dem ehemaligen Sitz der moguliſchen Kaiser, geführt; sie hat ungefähr siebenzig Fuß Länge und man gelangt zu ihr durch einen gewölbten Bogengang von Marmorpfeilern. Das Täfelwerk und die Wände sind ganz mit Spiegeln ausgelegt oder vergoldet; das Ganze gewährte einen höchst prachtvollen Anblick. Manche Theile dieses Pallastes verdanken sichtlich, gleich dem von Delhi, einen großen Theil ihrer architektonischen Schönheit dem Genius eines europäischen Künstlers. Aus der großen Halle begaben wir uns nach einem kleinen Gemache, dem Schlafzimmer Maharajar, in welchem die Festlichkeiten des Abends gegeben werden sollten. Auch der Capitain Wade und der Dr. Murray waren dazu eingeladen worden, und wir saßen in der Runde um Sr. Hoheit auf silbernen Sesseln. In der einen Ecke des Zimmers stand ein Feldbett, das schon einer Beschreibung werth ist. Sein Holzwerk war ganz mit Gold belegt, und

Digitized by Google

sein Baldachin bestand aus einer massiven Platte dieses edlen Metalls. Es ruhte auf Schemeln, die ungefähr zehn Zoll über dem Fußboden erhaben und ebenfalls golden waren. Caschemyr-Shawls bildeten die Vorhänge. Daneben stand ein runder Stuhl von Gold, und in einem der oberen Gemächer des Pallastes sahen wir das Seitenstück zu diesen kostbaren Zierrathen. Die Lichter, welche das Zimmer erhellten, brannten auf goldenen Leuchtern. Das Gemach, in welchem wir uns befanden, war prächtig vergoldet, und die Seite nächst dem Hofplatze hatte einen Vorhang von gelber Seide. Hier genossen wir der Gesellschaft unsers königlichen Gastgebers, der die Flasche fleißig herumgehen ließ, uns eigenhändig die Gläser füllte, und uns mit einem guten Beispiel voranging. Runjeet hält sein Maaß im Trinken und sein gewöhnlicher Satz darf nicht acht Pice übersteigen; aber diesmal hatte er ihn auf achtzehn ausgedehnt. Sein Lieblings-Getränk ist ein aus den Kabul-Trauben bereiteter Liqueur, der sehr feurig und stärker als Branntewein ist. Je fleißiger er der Flasche zugesprochen hatte, desto fröhlicher ward er, und erzählte uns dann manches von dem, was er in seinem Privatleben erfahren. Er hatte zwei Meutereien unter seinen Truppen gestillt; drei seiner Chefs waren zu verschiedenen Zeiten ihm zur Seite gefallen, und einmal hatte er seinen Gegner aufgefordert, den Streit durch einen Zweikampf zu endigen. Die Schlachtenlust Sr. Hoheit hatte auch die tanzenden Damen angesteckt, welche er seiner Gewohnheit nach spät am Abend hatte kommen lassen. Er hatte ihnen geistige Getränke gegeben, wonach sie, ihm zu großem Spaß, mit einander handgemein wurden und sich zerrten, daß ihr Ohr- und Nasenschmuck davonflog. Darnach ward das Abendessen angerichtet, welches aus verschiedenen reichbereiteten Gerichten bestand, die, im großen Contrast zu der prachtvollen Umgebung, in Blättern aufgetragen wurden, welche in der Form von Schaalen zusammengenäht waren. In diesen blätternen Schüsseln präsentirten sich Hasen, Rebhühner, Schweinefleisch und alle Arten Wildprets ꝛc., von welchen Runjeet reichlich zu sich nahm und auch uns präsentirte. Auch eine Menge Eingemachtes und Eis war auf der Tafel: aber alles dieses läßt sich eher beschreiben als die damit verknüpfte Scene. Es war längst Mitternacht passirt, als wir aufbrachen."

— Ueber die dann erfolgte Abreise sagt der Verfasser:

„Wir mußten uns nun fast alles dessen entäußern, was uns angehörte, und manche der Gewohnheiten aufgeben, die uns zur zweiten Natur geworden waren: aber der Erfolg unsers Unternehmens war von diesen Opfern abhängig. Wir warfen alle unsere europäischen Kleidungsstücke auf die Seite und legten ein asiatisches Costum an. Wir tauschten unsern enganschließenden Anzug gegen das flatterade Gewand der Afghanen aus, legten Säbel und Feldbinden an, ließen uns das Haupt scheeren, ins Gewicht fallende Turbane aufsetzen, schlarften auf Pantoffeln einher, und hatten von nun an statt des Kopfes die Füße zu entblößen. Wir gaben unsere Zelte, Betten und Koffer weg und schlugen unsere Tische und Stühle in Stücken. Wir wußten ja, daß von nun an eine Hütte oder der Erdboden unter freiem Himmel unsere Lagerstätte, ein grober Teppich oder eine Matte unser Bett seyn würde. Eine Decke oder Kammel diente dazu, über den heimischen Sattel gelegt zu werden und des Nachts darunter zu schlafen; der größere Theil meiner nun beschränkten Garderobe ward in den Korjeres oder Sattelbeuteln eingepackt, die den Pferden hinten queer übers Kreuz geworfen wurden. Ein einziges Maulthier für einen jeden von uns trug außer einem Diener unser sämmtliches Gepäck nebst meinen Büchern und Instrumenten."

— Auf einer Strecke von fünfundvierzig Meilen hatten sie bald den Jelam und den famösen Hydaspes passirt; darnach setzten sie, am 16. März, zu Attock über den Indus und betraten nun das Land der Afghanen. Hier erhielten sie eine freundliche Einladung von dem Oberhaupte von Peschawur und reiseten auf dessen Hauptstadt zu. Der Uebergang aus einem Lande ins andere verrieth sich gleich in der Verschiedenheit der Sitten des Volkes, wie aus Folgendem erhellt:

„Die Unterthanen von Runjet-Sing gaben uns das Geleite bis zu ihrer Gränze, drei Meilen jenseits des Indus. Hier fanden wir die Afghanen vor. Keine Partei wollte der andern nahe kommen, und so stellten wir uns ungefähr dreihundert Schritte von einander gegenseitig auf. Die Seiks begrüßten uns mit ihrem „Wagrojee-futtih," was unserm dreimaligen Hurrah! gleichkommt; dann gingen wir vorwärts und überlieferten uns den Mahomedanern, die uns mit einem „Friede sey mit Euch!" empfingen. Wir zogen nun mit unsern neuen Begleitern, den Khuttuks, einem unabhängigen Volke, nach dem Dorfe Acora, welches in Folge der steten Einfälle der Seiks fast verödet war. Der dortige Häuptling machte uns sofort seine Aufwartung, äußerte sich aber unzufrieden damit, daß wir einige Einkäufe im Bazar gemacht hatten, welches, wie er sagte, ein nachtheiliges Licht auf seine Gastfreiheit würfe. Ich bat ihn deshalb um Verzeihung und entschuldigte mich mit meiner Unkenntniß der afghanischen Gebräuche, hinzusetzend, daß ich bei meiner Weiterreise der Gastfreiheit der Khuttuks von Acora eingedenk bleiben würde. Als der Häuptling uns verließ, sagte er, wir könnten uns für so sicher halten wie ein Ei unter einer Henne, und doch war es an diesem Orte gewesen, wo dem armen Moorcroft und dessen Begleitern ernste Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden waren und sie sich hatten durchschlagen müssen. Wir erhielten hier ein zweites Schreiben von dem Oberhaupte von Peschawur, das äußerst freundlich lautete, obgleich er von all den Empfehlungsbriefen, die wir an ihn hatten, noch keins bekommen. Er zeigte uns in seinem Briefe an, daß er uns jemand entgegengesandt habe, um uns zu begleiten. Wir hatten nun das Gebiet von Hindustan verlassen und ein Land betreten, wo die Gier nach des Nächsten Habe die herrschende Leidenschaft war, daher wir unser Gepäck stets im Auge behalten mußten. Unsere kleine Dienerschaft mußte in zwei Abtheilungen des Nachts Wache halten. Sie bestand aus zwei Afghanen, zwei Indianern und zwei Caschemyrianern. Wir hatten einem Caschemyrianer einen Indianer, dem Zuverlässigen einen Trägen, beigesellt, während wir selbst die Oberaufsicht über die ausgestellten Posten übten. Unsere Leute lachten nicht wenig über diese militairische Disposition; doch behielten wir sie nachdem auf allen unsern Reisen bei."

— Von Peschawur erfahren wir durch unsern Lieutenant Burnes:

„Sultan Mahomed-Khan war kein so ungehobelter Afghane, als ich in ihm zu finden glaubte, sondern ein wohlerzogener, gebildeter Gentleman, dessen offenes und einnehmendes Wesen einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht hat. Wenn wir uns zum Mittagsessen setzten, kam er häufig ganz unerwartet zu uns, um den Abend bei uns zuzubringen. Er ließ zuweilen mehrere Gerichte holen, die in seinem Harem bereitet worden waren und von welchen er glaubte, daß sie uns munden würden. Er ist ein Mann, der sich mehr durch seine Urbanität als durch einen großen Verstand auszeichnet; doch handelt er in allen Dingen persönlich und ist überdem ein tüchtiger Soldat. Sein Serail hat ungefähr dreißig Insassen, auch hatte er schon sechszig Kinder gezeugt. Wie viel davon noch am Leben waren, wußte er nicht genau anzugeben, als ich ihn darum befragte.

„Als ich ein Thor der Stadt passirte, sah ich es ganz behangen mit Hufeisen; diese werden in diesem Lande eben so als im Innern von Schottland für heilbringend gehalten. Ein Hufschmied, dem es an Kundschaft fehlte, hatte sich dittend an einen Heiligen gewandt; dieser empfahl ihm, ein paar Hufeisen ans Thor zu nageln, und als er dies gethan hatte, bekam er vollauf zu thun. Seitdem haben alle Hufschmiede die Gunst desselben Heiligen durch dasselbe Hülfemittel in Anspruch genommen."

Digitized by Google

— Die Zwiebeln wurden in Aegypten für heilig gehalten; hier wird ihnen eine andere Tugend untergelegt. Ein eingeborner Reisender rieth unsern Landsleuten unter anderen, daß sie in all den Ländern, wohin sie kämen, Zwiebeln essen sollten, weil dieses sie leichter an das Clima gewöhnen würde. Ueber einen anderen Rathgeber, einen Heiligen, erfahren wir Folgendes:

„Er hatte gehört, daß ich, obgleich im englischen Dienst, armenischen Ursprungs sey, und ich hielt es nicht für gerathen, ihn eines Besseren zu belehren. Ich dankte ihm für seine Freundschaft mit all der Erkenntlichkeit und Unterwürfigkeit eines armen Reisenden, und er fuhr nun fort, mir mit vieler Güte seinen Rath zu ertheilen. „„Eure Sicherheit erfordert es,““ sagte er, „„auf die Bezeichnung von Europäern, vor allem von Engländern, Verzicht zu leisten; denn die Eingeborenen dieser Länder sind es gewohnt, die Engländer für politische Intriganten und für unermeßlich reich zu halten.““ Die Richtigkeit dieses Rathes war einleuchtend genug, aber seine Befolgung nicht ohne Schwierigkeiten. Der Heilige sandte uns seine Empfehlungsbriefe, fünf an der Zahl, an den König von Bukhara und die Häupter auf dem Oxus adressirt, die ihn als ihren geistigen Führer betrachteten, zu. Wir waren darin als — arme blinde Reisende — bezeichnet, die Anspruch auf den Schutz aller Gläubigen hätten. Sie flossen über in Auszügen aus dem Koran und anderen moralischen Aphorismen, die den Umständen angemessen waren. Dabei machte der Heilige inzwischen die Bedingung, daß wir von diesen Briefen, in welchen ich höchst werthvolle Documente sah, nicht anders als im höchsten Nothfall Gebrauch machen möchten. Ich verließ das Haus dieses Mannes nicht, ohne ihm den Einfluß zu beneiden, den er über mehrere Stämme übte, und zwar deshalb, weil er von geachteten Eltern abstammte, die ihm ein großes Vermögen hinterlassen hatten. Ich traute ihm Anfangs nicht sehr, weil er nicht ganz rein von dem Verdacht war, mit Ursache an dem Mißgeschick von Moorcroft zu seyn, und es gewiß ist, daß die Familie eines seiner Schüler sich aus der Habe jenes unglücklichen Reisenden bereichert hatte. Er zeigte mir indessen Documente, wonach ich ihn von allem freisprechen möchte; doch fühlte ich mich mehr von ihm abgestoßen, als zu ihm hingezogen, und hielt es für gerathener, seine Gunst als sein Mißfallen zu erwerben.“

— Ueber Alterthümer werden uns folgende interessante Daten mitgetheilt:

„Das einzige Alterthümliche, was uns in der Nähe von Peschawur auffiel, war ein Damm auf ungefähr fünf Meilen Weite auf der Straße nach Kabul, und sichtlich aus derselben Zeit als die von Manikyala und Belur. Er ist sehr verfallen und wir würden ihn nach den Ueberresten nicht haben beurtheilen können, wenn wir nicht schon die im Punjab gesehen hätten. Er war fast hundert Fuß hoch, aber die Steine, mit welchen er bekleidet gewesen, waren herabgefallen oder weggenommen worden. Die Eingeborenen waren nicht im Stande, uns irgend eine Auskunft über ihn zu geben. Wir hörten noch von einem anderen, diesem ähnlichen, Bau im Khyber-Paß, auf ungefähr achtzehn Meilen Entfernung, konnten aber nicht dahin kommen, weil in jenem Lande eine große Gährung herrschte. Derselbe soll weit besser erhalten, auch höher und größer als der von Manikyala seyn. Auch erzählte man mir von acht bis zehn Thürmen im Swat und Booneru, in der Nähe des Landes der Kaffirn belegen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es Grabstätten der Könige, denn sie haben insgesammt ein Gemach in ihrem Innern; doch können es auch buddhaistische Gebäude seyn.“

— Nachdem unsere Reisenden einen Monat zu Pschawur zugebracht hatten, reiseten sie weiter, nach Kabul. Es führten fünf Wege dahin, von welchen der eine wegen der Khy-Eeree-Räuber nicht zu passiren war; aber auch der, welchen unsere Reisende einschlugen, durch die Momunds, schien wenig sicherer zu seyn. „Es waren wahre Spitzbuben-Physiognomieen, und es war lustig anzusehen,“ sagt der Lieutenant Burnes, „wie sie sich abmühten, uns recht respectvoll zu behandeln. Ihr Oberhaupt, ein zerlumpter Schuft, ohne einen Turban, war beritten; es wurden ihm Lob und Geschenke gespendet; aber so wie wir das Land verlassen hatten, ward denen, welche wir geliebkost, übel mitgespielt. Der Parteigeist bekundete sich sofort bei einem alten Manne, der sein Pferd in ein Waizenfeld trieb, das an der Gränzscheide des Momund-Landes lag, und dabei sagte: „Friß, friß, mein gutes Thier; die schnstigen Momunds haben mir genug weggefressen.“

„Ehe wir Duka verließen, ward uns ein Besuch von dem Oberhaupt der Momunds, von Sabut-Khan von Lalpoor, zu Theil, ein hübscher Mann, etwa dreißig Jahre alt, freundlichen Gesichts. Wir saßen eine halbe Stunde lang beisammen unter einem Maulbeerbaum auf einer Feldbettstelle; er drang sehr in uns, daß wir über den Fluß kommen und einige Tage bei ihm zubringen sollten, während welcher er uns mit seinen Falken ergötzen wollte, von welchen seine Begleiter einige mit sich führten. Wir lehnten es jedoch unter dem Vorwande, daß unsere Reise keinen Aufschub gestatte, ab. Späterhin erfuhr ich, daß dieser lächelnde Momund sich durch die Ermordung zweier jungen Neffen und deren Mutter zu seiner jetzigen Stellung emporgeschwungen hatte. Aber nicht allein von Menschen, auch von anderer Seite drohte uns Gefahr. Unser Weg führte uns durch eine große steinigte Wüste, von Huzarnow nach Jalalabad, wovon ein Theil unter dem Namen Dusht oder Ebene von Butteecote bekannt und wegen des pestilenzialischen Windes berüchtigt ist, der dort in der heißen Jahrszeit herrscht, obgleich die Berge zu beiden Seiten mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Eingeborenen dieses Landes beschreiben diesen Wind oder Simum als durchgängig gefährlich. Nach Aussage von Reisenden, die von seinem Einfluß wieder hergestellt worden sind, macht er diejenigen, die er anfällt, besinnungslos. Gewaltsame Einspritzungen von Wasser in den Mund, so auch ein tüchtiges Feuer in der Nähe des Erkrankten, thun gute Dienste. Auch Zucker und gedörrte Bukhara-Pflaumen erweisen sich heilsam. Pferde und andere Thiere erliegen diesem Simum eben sowohl als die Menschen, und das Fleisch der Geschöpfe, die ihm als Opfer fallen, geht gleich in eine solche Fäulniß über, daß die Glieder sich lösen und das Haar ausfällt, so wie man es berührt. Dieser pestilenzialische Wind ist in den höheren Gegenden von Kabul unbekannt und nur auf die Ebene von Butteecote beschränkt. Er ist gleich bösartig bei Nacht wie bei Tage, und im Sommer denkt niemand ans Reisen, so lange die Sonne noch über dem Horizont steht. Aus einem Trupp von dreißig oder vierzig Individuen wird vielleicht nur einer befallen, und die übrigen werden es gar nicht inne, daß die Atmosphäre sich verändert hat. Möglich, daß das Ganze auch nur die Wirkung der Hitze unter einer gewissen körperlichen Beschaffenheit ist.“

— Zu Kabul trafen unsere Reisenden den Missionair Wolff an, der jedoch in seinem Streben, Proselyten zu machen, wenig Glück zu haben schien. — Hier einige Notizen über Kabul selbst:

„Die Stadt Kabul ist höchst regsam und bevölkert. Es herrscht dort des Nachmittags ein solches Getöse auf den Straßen, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann. Der große Bazar oder Chuchut besteht aus einer zierlichen Arcade, die fast sechshundert Fuß lang, ungefähr dreißig Fuß breit und in vier gleiche Theile abgetheilt ist. Sein Dach ist angemalt, und über den Buden befinden sich die Häuser von einigen der Bürger. Der Plan zu dem Gebäude ist sehr verständig angelegt, aber nicht völlig ausgeführt worden, daher die Brunnen und Cisternen, die mit dazu gehörten, vernachlässigt geblieben sind. Dennoch hat der Osten wenig Bazars aufzuweisen, die diesem an die Seite zu stellen wären, und man erstaunt über die Menge von Seidenzeugen, Tuch- und

Digitized by Google

anderen Waaren, die hier zur Schau gestellt sind. Bei Abend ist der Anblick höchst interessant; jede Bude wird von einer auf ihrer vorderen Seite hängenden Lampe erhellt, was der Stadt das Ansehen giebt als ob sie illuminiet wäre. Die Zahl der Buden für getrocknete Früchte ist merkwürdig und ihr Inneres geschmackvoll geordnet. Im Mai kann man dort Trauben, Birnen, Aepfel, Quitten und selbst Melonen vom vorherigen Schnitt, also zehn Monate alt, kaufen. In den Federvieh-Buden sind Schnepfen, Enten, Rebhühner, Kibitze und sonstiges Wild zu haben. Nicht minder nett sind auch die Buden der Schuster und der Steingutthändler eingerichtet. Jedes Geschäft hat seinen besonderen Bazar und alle scheinen vollauf zu thun zu haben. Auch Buch- und Papierhändler giebt es hier. Ein großer Theil des Papiers ist russischen Ursprungs und von bläulichtee Farbe.

„Dee Monat Mai ist die Jahrszeit des Falodehs, ein aus Waizen gepreßter dickee weißer Saft, der mit Sherbet und Schnee vermischt getrunken wird. Das Volk liebt dies Getränk sehr, und die Wirthe, welche es schenken, müssen sich sputen, wenn sie alle ihre Kunden desriedigen wollen. Eine Schneesäule auf der einen und ein sprudeluder Brunnen auf der andern Seite, giebt diesen Etablissements ein erfrischendes und reinliches Ansehen. Um die Bäckerladen her steht auch immer viel Volks. Kabul ist berühmt wegen seiner Kabobs oder gekochten Speisen, die sehr gesucht sind. Ein Hauptleckerbissen in Kabul zur Zeit des Mai's ist der Rhuwash. Es ist dieses nichts weiter als enthülster Rhabarber, der, vor der Sonne geschützt, unter den benachbarten Hügeln aufgezogen worden. Er hat einen köstlichen Wohlgeruch. „Shabas rhuwash! Bravo rhuwash!" ertöne es durch alle Straßen, und jeder kauft davon. In den Theilen der Seadt, wo das meiste Gewühl herrscht, sieht man Mährchenerzähler die Müssigen erlustigen oder auch Derwische den Ruhm und die Thaten der Propheten verkündigen. Wenn sich ein Bäcker blicken läßt, so fordern diese Patrons ihm im Namen irgend eines Propheten einen Kuchen ab; ihr Gewerbe muß ganz einträglich seyn, denn es zählt viele Mitglieder.

„Es giebt kein Räderfuhrwerk zu Kabul, doch sind die Straßen nicht sehr eng; diese werden bei trockenem Wettee in gutem Stande erhalten und sind von schmalen verdeckten Aqueducten reinen Wassers durchschnitten, was den Leuten zu großee Bequemlichkeit gereicht. Mir wae der Anblick des Volkes neuer als der der Bazars. Es schlenderte in schaalfellenen Mänteln umher und hatte wegen der vielen Kleidungsstücke, die es trug, ein unförmliches Ansehen. Alle die Kinder haben Backbacken von einer solchen Röthe, daß ich diese Anfangs für die Frucht der Kunst hielt, doch wae es, wie ich mich nachher überzeugte, die reine Natur. Kabul ist eine compact gebaute Stadt, deren Häuser auf Eleganz nicht Anspruch machen dürfen. Diese sind aus an der Sonne getrockneten Backsteinen und Holz aufgeführt und nur wenige haben mehr als zwei Stockwerke. Die Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr sechszigtausend Seelen. Der Fluß von Kabul zieht sich durch die Stadt, und es geht die Sage, daß er solche dreimal weggeschwemmt habe. Wenn es regnet, kann es keinen kothigeren Ort geben als Kabul ist. Alle Welt legt Kabul ein hohes Alter, ja eins von sechstausend Jahren bei. Es bildete einst nebst Ghuzni die tributpflichtigen Städte von Bameean. Merkwürdig ist die Umgestaltung der Umstände gewesen: Ghuzni ward unter Mahomed, im eilften Jahrhundert, eine große Hauptstadt, und nun ist Kabul die Hauptstadt vor jener und über Bameean. Kabul soll vor Zeiten Zabul, nach einem Kaffir oder ungläubigen König, dee es gegründet, geheißen haben; daher der Name Zabulistan.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichtliche Beschreibung der Zerstörung des Corps der Janitscharen durch den Sultan Mahmud im Jahre 1826.

Uebersetzt aus dem Türkischen von A. P. Caussin de Perceval.

(Beschluß.)

(L.)

Wie kann man sich nun verwundern, daß ein Volk, in der barbarischen Abgeschiedenheit, die es sich selbst geschaffen, hinter dieser chinesischen Mauer, wo es sich einschließt, ein Volk, dessen Intelligenz, unbeweglich und unfruchtbar auf den Versen des Korans haftend, seit Jahrhunderten das stupide Märtyrerthum eines Simeon Stylites erfüllt; wie kann man sich wundern, daß dieses Volk noch einen dieses Namens würdigen Geschichtschreiber erwartet, daß aus seinem Schooße kein Schriftsteller hervorgegangen ist, der fähig gewesen wäre, die Reihefolge der Ereignisse und den Charakter der Menschen, welche dem Urtheil der Geschichte verfallen sind, einfach zu verzeichnen und mit unparteiischem und philosophischem Geiste zu würdigen!

Von dieser allgemeinen Kritik muß man jedoch einiges abrechnen zu Gunsten der Geschichte der Zerstörung der Janitscharen. Zwar hat der Verfasser, als Historiograph des Reichs, dem Sultan seinen pflichtmäßigen Tribut schwülstiger Lobsprüche und Schmeicheleien bezahlen müssen. Um einen Begriff von dem zu haben, was er in dieser Art thut, genügt es, die Voreede und das letzte Capitel seines Buches zu lesen. Wenn wir ihm glauben, so ist „Mahmud ein schrecklicher Alexander und das mindeste drohende Zeichen seines Gesichts hält wie eine Mauer die Anstrengungen von hunderttausend Ungläubigen auf. Mahmud besitzt in einem vorzüglichen Grade alle Eigenschaften, alle Talente. Seine Handschrife von außerordentlicher Schönheit, deren Puncte eben so viele Fixsterne sind, ist ein Wunderwerk, würdig, am Gewölbe des Himmels, am Gürtel der Zwillinge aufgehängt zu werden. Seine Freigebigkeit ist so groß, daß die Gewässer des Meeres nur ein Löffel voll seiner Wohlthaten und die Bergwerke der Erde nur eine Hand voll seiner Geschenke sind." Ueber diesen Punct kann man sich dem Zeugnisse des Verfassers vertrauen; er spricht mit Sachkenntniß. Er selbst zählt uns die Gunstbezeugungen auf, welche die kaiserliche Freigebigkeit vor und nach der Herausgabe seines Buches auf ihn hat regnen lassen. „Dieser Gunstbezeugungen sind so viele, daß, wenn er versuchte, eine nur von tausenden würdig zu feiern, er diese Aufgabe nicht lösen könnte, wenn ee auch die Bäume aller Wälder zu Calems (Federn) hätte, und die Himmel der sieben Planeten die Blättee seines Buches wären." Zwanzig Beutel (zehntausend Piaster), kostbarer als die Früchte des Paradieses, einige Zeit nachher eine Gratification von tausend Rupiecn, die Stelle eines Mollah von Scutari — das ist in Kurzem das Verzeichniß, ein Löffel voll der Wohlthaten, die seinen Enthusiasmus erwecken. Eingetaucht in diesen Ocean der Gnade, meldet er uns, daß er für die Zukunft der Sorge dieser Welt überhoben ist.*)

Hiernach bleibt für den guten Assad vielleicht nur ein Unglück zu fürchten, nämlich, daß die Kritiken des Landes der Giaurs seine Seligkeit stören, indem sie sich gegen einen so schönen Styl auflehnen. Abee er möge sich beruhigen: wir werden ihn nicht zu streng daeüber richten, daß er in seinem Ausdruck von Dankbarkeit und Anhänglichkeit überspannt ist. Ohne Zweifel läßt der Geschichtschreiber, indem er in diesem Tone die Tugenden Sr. Hoheit feiert, den Historiogeaphen zu sehr

*) Nun, auf diese Weise lohnt es wohl der Mühe, Geschichtschreiber zu seyn; aber unter welchen Bedingungen! welche Geschichte! Anm. d. Red.

Digitized by Google

durchschimmern; aber wir glauben, daß er nicht minder den Sitten, dem politischen und religiösen Glauben und dem literarischen Geschmack seines Landes dabei huldigt. Der Orient hat seine Hyperbeln von Unterwürfigkeit und Ehrfurcht für die Gewalt; aber erspart sich denn im entgegengesetzten Sinne der Occident die Hyperbeln des Hasses und der Invectiven? Im Orient feiert man die Gewalt, wie den Schatten Gottes selbst; im Occident bedeckt man sie mit Schmutz und bekriegt sie auf Tod und Leben. Diese Emphase von muselmannischer Servilität, die wir belächeln, finde ich meinestheils weder verletzender für den Geschmack noch unverständiger, als die ewige Emphase der Demagogie und der Klubbs, die in unsern Ohren wiederhallt. Verzeihen wir daher dem türkischen Geschichtschreiber den Schmuck seines Panegyricus; er spricht die Sprache seines Landes. Aber der Styl unserer Parteien ist eine Beleidigung des guten Geschmacks, der Aufklärung, der Ehre eines civilisirten Landes; es ist der Wahnsinn eines großen Jahrhunderts und eines großen Volkes.

Für diejenigen, die diese ehrsüchtigen Trivialitäten des türkischen Genius mehr als uns stören möchten, bemerken wir, daß sie uns genügend von einigen Eigenschaften aufgewogen zu werden scheinen, die bei uns unter die geschätztesten gehören. Im Ganzen genommen ist das Werk Assad-Efendi's nicht des großen Interesses unwürdig, das sich an den Gegenstand knüpft. Das Haupt-Ereigniß, die Empörung und der Fall der Janitscharen, ist mit hinlänglicher Kraft und Einfachheit beschrieben. Der Bericht hat oft Geist und dramatisches Interesse. Diese lebendige und düstere Aufregung eines Tages der Revolution, mit welcher wir so vertraut geworden, kommt auch in der türkischen Geschichte vor. Es ist ein vollständiges Gemälde mit seinen Contrasten und seinen wahren Farben: der Kampf und die Haltung beider Parteien, die Unordnung und Ungeschicklichkeit der Rebellen, die Kraft und die Thätigkeit der Unterdrückung, die Hartnäckigkeit der einen, die Entschlossenheit der andern, die Schnelligkeit der Entwickelung, der Enthusiasmus des Volkes (?) und der Sieger, die Niederlage und der Untergang der Besiegten — alles dieses frappirt, interessirt und scheint einen Vergleich mit einem neueren und denkwürdigern Ereigniß darzubieten. Man sieht sehr deutlich auf jeder Seite, warum, an diesem Tage, die Rebellion hat unterliegen müssen, warum der Sieg der von ihr angegriffenen Gewalt hat bleiben müssen.

Ich würde gern dem Verfasser, mit Herrn Michaud, vorwerfen, uns mit den Menschen nicht bekannt genug zu machen, die die erste Rolle in dem von ihm beschriebenen Ereigniß gespielt haben. Das ist ein Fehler, den er mit seinen Vorgängern theilt. Inzwischen glaube ich seine Entschuldigung in dem Buche des Herrn Michaud selbst zu finden. Herr Michaud macht die sinnreiche Bemerkung, daß alle Türken sich gleichen; daß sie, in Charakter, Begriffen, Gewohnheiten, Leidenschaften und Intelligenz, alle in einer Form gegossen scheinen. Ein Türke ist ein Türke und nichts anderes.

Es dünkt mich, daß man dasselbe von den großen Männern der Türkei sagen kann, wenn man sie unter einander vergleicht. Ein großer Mann im neunzehnten Jahrhundert gleicht vollkommen einem großen Manne des Jahrhunderts Osmans oder Solimans, des Prachtvollen. Und um gleichzeitige Namen anzuführen, ist denn ein scharfer Unterschied zwischen dem Zerstörer der Janitscharen, Hussein Pascha, dem berühmten Ali, Pascha von Janina und dem Helden von Saint-Jean-d'Acre, Djezzar Pascha, dem Fleischer der Schlachtfelder? Dies pittoreske Wort von Assad-Efendi würde vielleicht hinreichen, um alle großen Männer der ottomanischen Geschichte zu charakterisiren. Man muß daher die türkischen Geschichtschreiber, die ihre National-Geschichte schreiben, nicht zu streng tadeln, daß sie die Personen, die sie uns vorführen, nicht bezeichnend genug zu schildern suchen. Wenn sie nicht darauf denken, historische Portraits zu entwerfen, so kommt das wohl daher, daß ihnen die Originalien oft dazu fehlen.

Nachdem wir nun unsere Meynung über das literarische Verdienst des von Herrn Caussin de Perceval übersetzten Werkes ausgesprochen haben, bleibt uns noch übrig, das Ereigniß, das den Inhalt desselben ausmacht, unter dem historischen und politischen Gesichtspuncte zu untersuchen.

Zweiter Artikel.

Die Maaßregel, die die Janitscharen getroffen hat, wird bei uns, in ihrer politischen Tendenz und Folgen, sehr verschieden gewürdigt. Die einen geben, in ihrem Enthusiasmus für diesen blutigen Staatsstreich, Mahmud den Titel des Retters und Regenerators des ottomanischen Reiches. Die andern, und das ist jetzt die herrschende Meynung, greifen den Sultan als einen unverständigen Neuerer an, und klagen ihn an, dem Reich einen tödtlichen Streich versetzt zu haben, indem er eine Miliz zerstörte, die so lange Zeit die festeste Säule des Islamismus gewesen sey und den Ruhm und Erfolg seiner Kämpfe mit Asien und Europa ausgemacht habe.

Die geschichtliche Beschreibung Assad Efendi's hat zum Zweck, die Anhänger der letzten Meynung zu widerlegen und, nach unserer Meynung, widerlegt er sie wirklich siegreich. Die zahlreichen Thatsachen, die der Geschichtschreiber vorlegt und durch welche er die Nothwendigkeit der gegen die Janitscharen getroffenen Verfügung zeigt, haben uns treffend und unwiderleglich geschienen. Man kann ihre Richtigkeit nicht bestreiten. Der Titel des Historiographen, welches eine politische Würde bei den Türken ist, hat den Verfasser in den Stand gesetzt, das Ereigniß, das er beschreibt, in seinem Gange und in seinen Nebenumständen zu verfolgen; er selbst hat einen thätigen Antheil daran genommen und sich, sey es als Rath, sey es als Verfasser einiger officiellen Actenstücke, allen aus dem Rathe des Sultans ausgegangenen Beschlüssen beigesellt. Von dieser Seite vor Allem und als Sammlung authentischer Documente über den Fall der Janitscharen muß uns sein Buch sehr interessiren.

Der türkische Schriftsteller hat die Wichtigkeit des Gegenstandes, den er behandelt, recht wohl gefühlt und hat sich beeifert, ihn in seiner ganzen historischen und politischen Bedeutung aufzufassen. Eine Frage beschäftigt ihn vor Allem, wie sie damals den Divan, die Ulema's und die wahren Muselmannen beschäftigte: das ist die legale, constitutionelle und religiöse Frage, was bei den Türken eins ist, die große Frage, die dem Aufstande der Janitscharen zum Motiv und Vorwand diente. War der vom Sultan gefaßte Plan zu einem neuen System militairischer Institutionen dem religiösen Gesetze gemäß? Hat Mahomed den Muselmannen erlaubt, die Tactik, die Disciplin und die regelmäßigen Uebungen christlicher Heere anzunehmen? Das ist denn die erste Frage, die der Verfasser, mit Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit, aufwirft, discutirt und löst. Seine, wie man wohl denken kann, dem Reform-Plan günstige Entscheidung ist auf zahlreiche Stellen des Korans und auf frühere Thatsachen der muselmannischen Geschichte gestützt. Aber wenn die Reform streng legal, dem Worte entsprechend und selbst dem Beispiel des Propheten gemäß ist, ist sie auch politisch, zeitgemäß und durch Staatsgründe gerechtfertigt gewesen? Hierüber hat sich der Verfasser sehr verbreitet und hat, wie er sich ausdrückt, seinen Calem mit dem schwarzen Schnabel in dem Felde der Betrachtungen umherirren lassen. Er hat uns lehren wollen, was er über die Geschichte der Janitscharen über den Ursprung und den Verfall dieser berühmten Institution wußte. Wir wollen Assad Efendi auf diesem Terrain folgen und versuchen, die wenig genauen Notizen zu vervollständigen, die er über die ersten Zeiten dieser Miliz gegeben hat, die eine so große Rolle in dem Schicksale des ottomanischen Reiches gespielt hat.

Digitized by Google

Das Corps der Janitscharen wurde im Jahre 739 der Hegira (1339 nach Christo) von Orkhan, Sohn und Nachfolger Osmans I. und zweitem Sultan der Dynastie der Osmanli's, gestiftet. Es war eine Miliz von Infanterie, die ursprünglich aus jungen Christen-Sclaven gebildet wurde, welche, ihrer Familie und ihrem Cultus entrissen, in dem muselmannischen Glauben erzogen und gewöhnt wurden, das Lager als ihr Vaterland zu betrachten. Man nahm darin noch alle die freiwilligen Renegaten auf, welche die halb-christlichen, halb-barbarischen Bevölkerungen der Gränz-Provinzen der Türkei in Menge lieferten. In dieser Armee von Apostaten entflammte der Eifer für den Islamismus und tränkte sich mit all dem Haß, den sie gegen ihren alten Cultus hegten. Daher diese Verbindung der muselmannischen Wildheit mit der europäischen Kraft, die aus dieser schrecklichen Miliz den rechten Arm und die Muskeln des ottomanischen Reiches machten. Amurad I., Nachfolger von Orkhan, organisirte das Corps der Janitscharen und nahm mehrere tausend Slavonier darein auf. Die Sultane verwendeten zu allen Zeiten ihre Schätze für die Rekrutirung, den Sold und den Unterhalt dieser Miliz. Sie wollten auf diese Weise Truppen zur Hand haben, die immer bereit wären, zu handeln und ihre kriegerischen Plane blindlings zu vollstrecken. Ländereien wurden den Offizieren, bisweilen selbst den Soldaten als Belohnung verliehen, um sie an den Boden der Eroberung fester zu knüpfen. Das war die Gewohnheit aller erobernden Racen, die vom nördlichen Asien ausgingen. Das Cölibat war eine der organischen Regeln der Institution. Andere Reglements hatten zum Zweck, in dem Gemüth der Soldaten den religiösen Fanatismus zu unterhalten, der die muselmannischen Krieger auszeichnet und der aus dem ottomanischen Volke eine Bande bewaffneter Missionarien gemacht hat.

Das Corps der Janitscharen erhielt den Namen Odjak (Feuerheerd), einen Namen, den es nur allzugut rechtfertigte, sagt Assad Efendi, weil, kaum gebildet, es ein Feuerheerd von Unruhen und Aufstand wurde. Seit der Regierung Selims I. sieht man diesen Geist des Aufruhrs offen ausbrechen. Im Felde machen sie Meuterei gegen ihre Anführer, verlassen die Lager, schlagen mit fliegenden Fahnen den Weg von Constantinopel ein und machen die wichtigsten Expeditionen scheitern. Sie stehen im Frieden auf und zwingen die Sultane, Krieg zu machen; später setzen sie sie ab und erdrosseln sie. Dem Reiche kann nur Ruhe werden, indem man sie auswärts beschäftigt. Ihr Werth ist durch ihre Siege berühmt geworden. Es ist eine Mischung von Heftigkeit und Kaltblütigkeit. Sie greifen ohne Ordnung, ohne überlegten Plan an. Sie überraschen den Feind durch ihre Kühnheit; sie zeigen eine wilde Freude im Siege und sterben mit dem ruhigen Muthe, den die Hoffnung der Unsterblichkeit giebt. Mehrere Sultane gaben diesen kriegerischen Ereignissen einen lebhaften Impuls. Unter Bajazet II., Mahomed II., Selim II. und Amurad, dem tapfern, machten die Janitscharen Asien und Europa zittern. Lange hallte die Welt von ihrem Namen wieder und sie waren die furchtbarsten Vertheidiger des Koran.

Aber alles änderte sich sehr, als die Fortschritte der europäischen Aufklärung und Kenntnisse eine vollständige Revolution in der Kriegskunst herbeigeführt hatten. So lange der Krieg in Europa bloß mit den Hülfsquellen und nur mit den Waffen geführt wurde, die zur Zeit Mahomeds bekannt waren; so lange der Bogen, der Säbel und die Lanze das Schicksal der Schlachten entschieden, verläugnete sich der Ruf der Janitscharen, die diese Waffen mit Geschicklichkeit führten, selten. Selbst nach der Erfindung des Pulvers konnten sie noch ohne Nachtheil kämpfen, indem sie sich diese Erfindung des europäischen Genius aneigneten. Was sie aber dem civilisirten Europa nicht entlehnten, das war die wohlberechnete Tactik, die strenge und complicirte Disciplin, die fortschreitend in den europäischen Heeren eingeführt wurde. So wie das neue System den Kriegern des Halbmondes den Vorsprung abgewonnen hatte, welchen sie dem Feinde. In dem Verhältniß wie der Krieg eine regelmäßige Wissenschaft wurde und ein einsichtiges Manoeuvre der Uebermacht und dem blinden Muthe auf den Schlachtfeldern das Gleichgewicht hielt, nahm das Glück und der Ruhm der Janitscharen sichtlich ab. Wenn sie geschlossene Glieder, vertheidigt durch Artillerie, zu bekämpfen hatten, da scheiterte ihr Muth an den unerschütterlichen Massen, deren Reihen sie nicht durchbrechen, deren Feuer sie nicht aushalten konnten.

Sie kehrten in die Städte zurück, wüthend über ihre Niederlagen und statt die Ursachen davon zu studieren und den Feind durch seine eigenen Waffen besiegen zu lernen, weigerten sie sich hartnäckig gegen jede Art von Reform, unter dem Vorwande, daß dies durch den Koran verboten sey. Von da an datirt sich der Verfall ihrer Institutionen. Sie desorganisirten sich nach und nach. Sie beunruhigten den Staat durch unaufhörliche Meutereien und Aufstände und wurden so unnütz als gefährlich.

Man muß in dem Werke Assad-Efendi's die Schilderung lesen, die er von der Gesunkenheit entwirft, in welche in den letzten Zeiten das Corps der Janitscharen verfallen war. Dieser famöse Odjak, der den Ruhm des ottomanischen Reichs ausgemacht hatte, behauptete kaum noch einen militairischen Charakter. Die mehresten seiner Reglements waren abgekommen. Keine Mannszucht, keine regelmäßigen Uebungen, kein fester Aufenthalt in den Casernen, keine Aufsicht von Seite ihrer Anführer fand mehr statt. Die einzige Sorge eines Capitains war, die Regierung über den Effectiv-Bestand seiner Compagnie zu täuschen, um die Rationen für sich zu nehmen. Die Soldaten waren nicht mehr die abgehärteten Menschen, die auserwählten Krieger, die vormals im Gefolge der Sultane marschirten, bewaffnet mit glänzenden Beilen, den Kopf bedeckt mit einem Shawl von Cachemir, im Gürtel reichgeschmückte Pistolen und versilberte Yataghans. Alle diese Pracht war verschwunden; die ganze Würde dieses Schauspiels war durch den grotesksten Aufzug ersetzt. Man sah die Männer des Odjak einzeln durch die Straßen von Constantinopel wandern, mit nackenden Beinen und Armen, mit einem ungeheueren Turban von grober Leinwand, der sich über eine Elle hoch auf ihrem Kopfe erhob. Trotz der Reglements, welche jedem den Eintritt in das Corps verboten, der ein anderes Gewerbe als das der Waffen getrieben hatte, waren die mehresten, die jetzt dazu gehörten, nicht einmal Soldaten. Ein sonderbarer Mißbrauch war eingerissen. Die Veteranen des Corps, denen die Regierung Ruhegehalt verwilligte, hatten eingeführt, ihre Sold-Billets an Individuen zu verkaufen, die der Armee fremd waren. Diese Gattung ungesetzlichen aber geduldeten Handels wurde zuletzt ein Mittel der Affiliation, welche Handwerkern, Taglöhnern und Menschen von der niedrigsten Volks-Classe den Eintritt unter die Janitscharen verschaffte. Selbst Spione der Griechen und aller dem Reiche feindlich gesinnten Nationen schlichen sich darunter ein. Im Allgemeinen waren diese Affiliirte vom Dienste dispensirt und erhielten nicht den Sold eines activen Soldaten; aber sie wurden auf den Listen geführt und da der Titel Janitschar ihnen das Recht auf alle Privilegien des Corps gab, so wurde dieses für sie ein Mittel der Zügellosigkeit und Vexation. Auch waren alle Seeleute, Fruchthändler, Lastträger, Kahnführer und Spadassins von Constantinopel Janitscharen. Man kann sich die Excesse dieser in die Städte eingeschlossenen Soldateske, die, von dem Pöbel unterstützt, selbst aus den Niedrigsten des ganzen Reiches bestand, leicht denken. Die Caserne der Janitscharen war nur noch ein Hof der Wunder (Cour des Miracles?). Im Jahre 1826 forderten sie, bei hellem Tage, den Rayas von Constantinopel den Beutel ab; sie verlangten eine Abgabe auf die Lebensmittel, die im Hafen verkauft wurden; sie maaßten sich gewaltsam das Monopol mehrerer Handelszweige an; sie entzogen die

Digitized by Google

Verbrecher den Verfolgungen der Gerechtigkeit, beunruhigten die Stadt durch alle Arten von Attentaten und wenn die Regierung irgend eine neue polizeiliche oder disciplinarische Verordnung für sie bekannt machte, so setzten sie, beim Schalle ihrer kupfernen Kessel oder ehernen Kochtöpfe, die Vorstädte in einigen Stunden in Aufruhr.

Es war gebieterisch nothwendig, einer so ernsthaften und der Sicherheit des Reichs so schädlichen Unordnung ein Ziel zu setzen. Man dachte anfänglich nicht daran, die Hand an die alterthümliche Institution der Janitscharen zu legen, welche die Erinnerung an ihre ersten Dienste noch selbst in ihrem Verfall respectiren machte. Aber mehrere Sultane, Mahmud I., Mustapha III., Abdulhamid, Vater des jetzigen Sultans, Selim III., hatten die Grundlagen einer Reform vorbereitet, die dahin zielte, ein Corps regelmäßiger Truppen einzuführen, das bestimmt wäre, die aufrührische Stimmung der Janitscharen zu zügeln und den äußern Feinden die Stirn zu bieten. Diese Plane scheiterten durch die Opposition und den Aufstand der Janitscharen, die die Wuth so weit trieben, den Sultan Selim mit eigenen Händen zu erdrosseln. So wollten sich denn die Janitscharen weder der Disciplin unterwerfen, noch die Bildung einer regelmäßigen Miliz außer ihren eigenen Cadres dulden. Belehrt, doch nicht entmuthigt durch die Katastrophe seines Vorgängers, ließ der Sultan, Mahmud II., seinen Plan der Reform lange Zeit reifen. Inzwischen hatte, im Jahre 1826, das Uebel den höchsten Gipfel erreicht.

Die Insurrection der Griechen des Peloponnes, der wachsende Uebermuth der Raya's, die drohende Intervention der europäischen Cabinette gestatteten weder Aufschub noch Schonung. Der Sultan beschloß, einen entscheidenden Schlag zu versuchen. Zunächst versammelt er zu einem Rath die Groß-Beamten des Reichs, die höhern Offiziere und den Aga der Janitscharen, die alle beistimmen und sich verpflichten, die Unternehmung zu unterstützen. Eine Acte, die diese Verpflichtung enthält und bezeugt, wird von Assad Efendi verfaßt und von allen denen unterzeichnet, die an der Berathung Theil genommen haben. Zu Rathe gezogen über die religiöse Frage, erklären der Mufti und die Ulema's, daß der Koran nicht allein nicht verbietet, sondern allen Muselmännern zur Pflicht macht, die Kriegs-Wissenschaft zu erlernen. Die Doctoren der beiden heiligen Städte, Mecca und Medina, die von Cairo, von Bagdad und aus allen muselmannischen Provinzen stimmen auf dieselbe Weise. Der Mufti erläßt, in höchster Autorität, ein Fetwa, der die Todesstrafe gegen jeden ausspricht, der sich dem Willen des Sultans widersetzen wird.

Indem man für die Sache der Reform das mächtige und verehrte Corps der Ulema's gewann, sicherte man sich die Beistimmung und die Mitwirkung des Volkes und der eifrigsten Vertheidiger des Glaubens. Sey es Pflicht, sey es wahrhafter Fanatismus, nichts wurde in dieser Hinsicht vernachlässigt. Die Auseinandersetzung der Motive des Reform-Planes besteht in der Entwickelung und Erklärung der Stelle des Korans: „Wendet, um die Ungläubigen zu besiegen, alle Mittel an, die in eurer Gewalt stehen.“ Zur Rache und zum Heil des angegriffenen Islamismus und unter dem Ruf: Haß den Christen, Krieg den Ungläubigen! wird die Verfügung officiell angekündigt und gepriesen. Man lese die Dissertationen Assad Efendi's; man lese alle im Diwan gehaltenen Reden, alle Decrete, Firmans, Fetwa's, die über diesen Gegenstand bekanntgemacht worden sind; überall tritt der Gedanke hervor, daß die Reform das einzige Mittel sey, den heiligen Krieg, die Ausrottung der Ungläubigen mit Erfolg wieder zu beginnen; die Reform soll die glorreichen Tage des Islamismus zurückführen, ihn an Europa rächen und den muselmannischen Heeren ihre alte Ueberlegenheit über die Feinde des Koran wiedergeben.

Nach dieser Vorbereitung der Gemüther wurde der Plan in Ausführung gebracht. Den 21. Schewal 1241 (den 28. Mai 1826) erscheint ein kaiserliches Rescript, welches die Bildung regelmäßiger Milizen befiehlt, die aus dem Corps der Janitscharen gezogen werden sollten. Keine Verletzung der Reglements und Privilegien der alten Institution fand dabei statt. Aber alle Compagnieen der Janitscharen, einundfunfzig an der Zahl, welche die Posten von Constantinopel und der Umgegend besetzt hatten, sollten jede 150 Mann liefern, die dienstfähig und von bekannter Abkunft wären, und welche dann als active Soldaten enrollirt und regelmäßig organisirt werden sollten. Sie sollten einen Effectiv-Bestand von 7500 Mann und die Avantgarde der Armee bilden. Die Ordonnanz besagte, daß sie nach dem europäischen System unterrichtet und disciplinirt, immer vollzählig und bereit gehalten werden sollten, ins Feld zu ziehen.

Die Janitscharen schienen anfänglich sich dem Befehl unterwerfen zu wollen. Die schon von allen höhern Offizieren unterzeichnete Urkunde der Verpflichtung wurde ohne Widerstand von einer großen Anzahl subalterner Offiziere unterschrieben. Verzeichnisse wurden auf der Stelle eröffnet, um die Namen der in der neuen Miliz enrollirten Janitscharen aufzunehmen und einige Tage nachher fingen die Exercitien an.

Aber an demselben Tage, wo die Janitscharen sich verbindlich machten, die Plane der Regierung zu unterstützen, machten mehrere von ihnen ein Complott, die Ausführung deeselben zu verhindern. Noch nicht ein Monat war seit der Erscheinung der Ordonnanz verflossen, als plötzlich die Insurrection ausbrach. In der Nacht des Donnerstags, den 9. Zilcade 1241 (den 15. Juni 1826) begaben sich die Verschworenen einzeln oder zwei und zwei auf den Platz Et-Meidane, den sie zum Mittelpuncte der Operationen gewählt hatten. Dort richteten sie an alle Offiziere und Soldaten die Einladung, sich mit ihnen zu verbinden. Bald füllt sich der Platz von Rebellen. Vor Tages-Anbruch plündern und verbrennen sie das Hotel des der Regierung ergebenen Aga's, und wüthen gegen alle höhern Offiziere, die der Partei der Reform angehören.

So wie der Tag anbrach, entwendeten die Verschworenen die Kessel der Casernen, und trugen sie auf den Platz Et-Meidan. Hierdurch wurden alle Truppen-Corps augenblicklich in den Aufruhr fortgerissen.*) Bald vermehrt von Allem, was sie von schlechten Subjecten in den verschiedenen Quartieren der Hauptstadt zusammenbringen konnten, bildeten die Rebellen eine imponirende Masse. Die einen marschiren nach dem Hotel des Groß-Veziers und geben es der Plünderung preis; die andern zerstreuen sich nach allen Seiten und durchziehen die Straßen mit dem Ruf: Tod den Verfassern der Fetwa's! Tod denen, die zu der Ordonnanz gerathen! Nieder mit dem Exercitium der Giaurs!

Inzwischen war die Regierung von Allem unterrichtet; durch die Bemühungen des Groß-Veziers wurden die dem Sultan treugebliebenen Truppen von allen Seiten versammelt. Der furchtbare Hussein stellte sich an ihre Spitze. Abwesend im ersten Augenblicke des Aufstandes, eilte der Sultan, auf die ihm gegebene Nachricht, nach der Hauptstadt und seine Gegenwart erweckte allgemeinen Enthusiasmus. Die Oriflamme des Propheten wird enthüllt und von den Händen Sr. Hoheit seinen treuen und gläubigen Vertheidigern übergeben. Bei dem Anblick der heiligen Fahne erreichte die schwärmerische Aufregung den höchsten Grad; das ganze Volk eilte zu den Waffen und forderte gegen die Rebellen zu marschiren. Während der Zeit von Hussein von Straße zu Straße

*) So groß war die Gewalt der abergläubischen Idee'n, die alle Militair-Corps mit ihren Kesseln verbanden, daß zu allen Zeiten, bei Aufständen, die ersten meuterischen Truppen nur die Marmiten der andern Orta's wegzunehmen brauchten, um sie in ihr Lager zu ziehen und sie dahin zu bringen, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen.

Anm. d. Redacteurs d. Journ. des Débats.

Digitized by Google

getrieben, hatten sich die Janitscharen auf dem Platz Et-Meidan concentrirt und baricadirt, wo ihre Caserne lag. Die Truppen des Sultans belagerten sie daselbst. Vom ersten Kanonenschusse wurde die große Eingangs-Pforte zerschmettert und die Rebellen, in der schrecklichsten Unordnung überrascht, wurden in einigen Stunden niedergemacht oder zerstreut. Man ließ einen Hagel von Kartätschen auf ihre Caserne regnen, die bald ein Raub der Flammen wurde. Diejenigen der Insurgenten, die dem Blutbade und den Flammen entgingen, wurden verhaftet und dem Henker überliefert.

„Bei Sonnen-Untergang," sagt Assad Effendi, „wurden sieben Rebellen, die mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, erdrosselt, gemäß dem Fetwa, und ihre Leichname wurden, um zum Beispiele zu dienen, an den Fuß des Platanus, der sich in der Mitte des Hippodroms (der Pferde-Rennbahn) erhebt, gewesen, oder zur Schau gestellt."

Auf folgende Weise beschreibt der Geschichtschreiber den blutigen Auftritt, der am folgenden Morgen in der Moschee Achmeds und auf dem großen Platz des Hippodroms stattfand:

„Am folgenden Tage, Freitags, nahm der Groß-Vezier seinen Platz in dem großen Saal des linken Flügels der Moschee wieder ein. Die Huissiers des Divan, aufmerksam auf seine Befehle, stellten sich vor ihm auf, einen Halbkreis bildend, der sich öffnete, um die vornehmsten Häupter der Insurgenten einen nach dem andern einzuführen. Der Vezier stellte ihnen ihr Verbrechen vor, überschüttete sie mit Vorwürfen und schickte sie successiv zum Tode. Unter der Zahl dieser Unglücklichen war der Commandant der Pompiers, der thätigen Antheil am Aufstand genommen hatte und in alle früheren Meuterrien verwickelt gewesen war. Immer hatte er das Feuer der Empörung angeschürt. Aga, sagte ihm der Vezier, Du, dessen Beruf war, nach dem Feuer zu eilen, um es zu löschen, warum hast Du Deine Dienste nicht angeboten, als die Caserne in Flammen stand? — Der Aga antwortete mit ironischem Lächeln: Diese Feuersbrunst war zu heftig, um ihr möglicher Weise Einhalt zu thun. Uebrigens war die Pflicht eines Unterthans des Sultans vielmehr, sie anzuschüren. — Der Vezier fügte hinzu: Wenn Du Deine Pflicht gegen den Sultan und gegen die Religion gekannt hättest, so würdest Du dem Aufruf unsers Monarchen entsprochen haben; Du würdest mit den guten Bürgern marschirt seyn und unter der Fahne Mahomeds gekämpft haben. Nicht wegen dessen, was die Rebellen gegen meine Güter und meine Person verübt haben, klage ich Dich an; ich hasse und verabscheue sie wegen des Uebels, das sie der Nation zugefügt haben. Das ist das Verbrechen, weswegen ich Euch jetzt vor das Tribunal der göttlichen Gerechtigkeit fordere. Welches ist die Strafe, welche die Empörung gegen den Sultan, gegen den Priester des Islamismus verdient? Geh und frage den Mufti. — Augenblicklich wurde der Commandant der Pompiers in ein unterirdisches Gemach geschleppt. Die Henker legten ihm einen Riemen von Schlangenhaut um den Hals. „Ziehet, meine Braven, zu," sagte er zu ihnen und starb mit vielem Muthe. Die Henker warfen seinen Leichnam vor die Thür. ꝛc."

Das ist der detaillirte Bericht, den der Geschichtschreiber uns von dem Aufstand und dem tragischen Ende der Janitscharen giebt. Es ist jetzt leicht zu beurtheilen, ob die Maaßregel, die dieses aufrührerische Corps vernichtete, wie man behauptet, unpolitisch und dem Reiche verderblich gewesen ist. Wir glauben, daß sie nothwendig und durch den Zustand der Dinge geboten war. Vor der Politik und der Staatskunst scheint uns die Zerstörung der Janitscharen eben so vollständig gerechtfertigt, als die Vernichtung der Strelitzen. Heißt dies aber so viel, als daß wir dem Sultan Mahmud den Erfolg und den Ruhm Peters des Großen prophezeihen? Durch die Ausrottung der Janitscharen hat der Sultan, nach unserer Meynung, eine der Wunden seines Reiches geschlossen; aber muß man in ihm, nach dem Beispiele seiner Bewunderer, den Messias und Regenerator seines Volkes sehen? Weil der Zoen Mahmuds den Odjak getroffen und den Feuerheerd des Aufruhrs ausgelöscht hat, wird nun das goldene Zeitalter zu den Kindern Osmans wiederkehren und der Islamismus die glücklichen Tage Amurads, Mahomeds, Selims und Sollmans wieder leuchten sehen?

Endlich, wenn das Heilmittel nöthig war, wird es auch heilsam und wirksam seyn? Wir sind entfernt, dies zu glauben und die Geschichte der Türkei seit 1826 straft die Prätentionen des Reformators fortwährend Lügen. Seit dieser Epoche hat der Verfall des ottomanischen Reiches immer zugenommen. — In weniger als acht Jahren wurde Griechenland durch Canari's Brander, die Kanonen von Navarin und europäische Intervention vom türkischen Reiche losgerissen, der moscovitische Adler überflog den Balkan und drang bis vor die Thore der Hauptstadt, Mehemed Ali machte Aegypten nicht nur unabhängig, sondern sein Sohn überzog auch Kleinasien und eroberte Syrien und die erhabene Pforte mußte ihr einziges Heil in einer demüthigenden Vasallenschaft des Czaars suchen — das ist bis jetzt das Glück gewesen, das der vielgerühmten Reform und der Vernichtung der Janitscharen gefolgt ist.

So hat denn der den Janitscharen versetzte Todesstreich das ottomanische Reich nicht gerettet und das Heilmittel hat das Uebel in seiner ganzen Kraft bestehen lassen. Das kommt daher, weil das Uebel nicht allein in der Caserne der verrätherischen Orta's lag: es hat seinen Sitz im Herzen der türkischen Gesellschaft selbst und circulirt, nach wie vor der Zerstörung des schadhaften Gliedes, in den Adern dieses alten Körpers. Welches ist nun der Saame dieses geheimnißvollen Uebels, unentdeckt in seiner Ursache und so verderblich in seinen Wirkungen? Die ganze Geschichte des osmanischen Volkes, sein Ursprung, seine Institutionen, seine Sitten, seine Gesetze, seine Religion vor Allem — das ist die Quelle, wo wir das Geheimniß seines Verfalls zu entdecken versuchen werden. Das wird der Gegenstand eines dritten Artikels seyn.

Dampfwagenfahrt zwischen St. Etienne und Lyon.

(R.)

Man war zeither allgemein der Meynung, daß die Dampfwagen nicht wohl auf Eisenbahnen anwendbar seyn würden, die etwas stark abschüssig wären; nun hat die Gesellschaft der Eisenbahn zwischen St. Etienne und Lyon aber Experimente anstellen lassen, welche den Ungrund dieser Meynung aufgedeckt haben. Sie hatte zu dem Ende unter großen Kosten einen Dampfwagen, genannt Jackson, aus England kommen lassen. Derselbe durchlief mit angehängten 32 leeren Wagen die 17,000 Metres *) weite Strecke von Rive-de-Gier nach Terre-Noire innerhalb einer Stunde und vierundvierzig Minuten. Tags vorher hatte er 20 beladene Wagen in einer Stunde und sieben Minuten 18,000 Metres weit, von Givors nach Lyon, gezogen. Auf einer zweiten Fahrt legte er diese Strecke mit angehängten 32 beladenen Wagen in dreizehn Minuten zurück.

*) Ein Metre ist gleich 3 Pariser Fuß und 11⅝ Linien oder auch 1⅛ brabanter Ell.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 939. Hamburg. Mittwoch, den 23. Juli. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Reise auf dem Indus aus der See nach Lahore.

Von dem

Lieutenant Alexander Burnes,

in Diensten der Ostindischen Compagnie.

(Beschluß.)

(N.)

„Einigen Autoren zufolge soll sich zu Kabul das Grab Kains, des Sohnes von Adam, befinden; doch weiß das Volk dort nichts von einer solchen Sage. Dagegen herrscht bei diesem der Glaube, daß der Teufel, als er aus dem Himmel geworfen worden, in Kabul zur Erde gefallen sey. Zu Kabul selbst giebt es keine bestimmte Traditionen von Alexander; aber es heißt, daß Herat und Lahore von Sclaven dieses Eroberers, den sie einen Propheten nennen, erbaut und nach ihnen benannt worden seyen. Candahar soll eine ältere Stadt seyn, als jene beide. Während ich zu Kabul war, gab ich mir alle mögliche Mühe, Medaillen zu sammeln, konnte aber außer einer kufischen von Bukhara, die 843 Jahre alt war, keine auftreiben. Ich hörte von einer Münze in der Größe und der Form eines Sperlings-Ei's. Dreieckigte und viereckigte Münzen sind häufig; die letzteren gehören dem Zeitalter Akbar's an.*)

„Unter den Freunden Nawabs sahen wir auch einen Mann von 114 Jahren, der unter Nadir-Schach gedient hatte. Er hatte bei achtzig Jahren in Kabul gelebt und die Dynastie von Durani aufkommen und untergehen sehen. Dieser ehrwürdige Mann erstieg noch die Treppe, um zu uns zu kommen. Da stets eine Menge Leute in dem Hause meines Wirths zusammenkam, so wollte ich diesen Umstand benutzen, um über die vielbesprochene Frage, ob die Afghanen Juden seyen, ins Reine zu kommen. Sie brachten mir alle ihre Geschichtsbücher, die zu untersuchen es mir jedoch an Zeit gebrach, daher ich eine mündliche Auskunft zu haben wünschte. Die Afghanen nennen sich „Bin i Israel" die Kinder Israels; aber die Benennung Yahudi oder Jude ist ihnen ein Schimpfname. Sie sagen, daß Nebucadnezar sie nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem nach der Stadt Ghore in der Nähe von Bameean versetzt habe, und daß sie sich nach ihrem Oberhaupte Afghana, einem Sohn des Onkels von Asof (des Vezires von Salomo), welcher ein Sohn des Berkia war, Afghanen genannt hätten. Die Genealogie des Letzteren wird wegen der Unbedeutsamkeit seiner eigenen Eltern von Seitenverwandten abgeleitet, was im Osten häufig geschieht. Sie sagen, daß sie so lange, bis sie von Khaleed (dem der Kalifentitel gegeben wird), im ersten Jahrhundert des Mahomedanismus, aufgefordert worden, an den Kriegen gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen, als Juden gelebt hätten. Für die Dienste, die sie dann geleistet, habe ihr Anführer, Kyse, den Titel eines Abdulraschid, was so viel heißen will als Sohn des Mächtigen, erhalten. Es sey ihm gesagt worden, er solle sich als den Butan oder den Mast seines Stammes betrachten, auf welchem dessen Wohl beruhte, und vermittelst dessen das Schiff ihres Staates gelenkt würde. Seitdem werden die Afghanen zuweilen Butan genannt, unter welchem Namen sie in Indien vielbekannt sind. Die mir gegebene Erklärung hierüber war mir völlig neu.

„Nach dem mit dem Khaleed zurückgelegten Feldzuge kehrten die Afghanen zurück in ihr Vaterland und wurden bis zum eilften Jahrhundert, wo Mahmud von Ghuzni sie unterjochte, von einem Könige aus der Linie des Kyani oder Cyrus regiert. Ein Königsgeschlecht von Ghore überwältigte das Haus Ghuzni und eroberte Indien. Diese Dynastie theilte sich, wie bekannt, nach dem Tode ihres Stifters in zwei Arme, in die vom Osten und vom Westen des Indus, ein Verhältniß, das sich bis zu der Zeit erhielt, wo die Nachkommenschaft von Timurlan beide einem neuen Joche unterwarf. Ich sehe keinen Grund, die Traditionen und die Geschichte der Afghanen in Zweifel zu ziehen, wenn sich auch einige Anachronismen dabei bemerkbar machen und die Daten nicht genau mit denen des alten Testaments stimmen. Aehnliche Mängel finden wir in den Geschichten von Griechenland und Rom, so auch in den späteren Werken der arabischen und mahomedanischen Schriftsteller. Die Afghanen haben ein jüdisches Ansehen; sie sagen, daß sie von Juden abstammen, auch kann bei ihnen der jüngere Bruder die ältere Schwester heirathen, was ebenfalls nach den Gesetzen Mosis gestattet ist. Die Afghanen sind übrigens sehr wider die jüdische Nation eingenommen, daher ihnen keine besondere Lust, ihre Abkunft von derselben herzuleiten, zuzutrauen ist.

*) Die Charakteristik des Volkes in diesen Regionen ward bei einem Feste in einer höchst drolligen Weise gegeben, wie aus folgender Beschreibung dieses Vorfalles erhellt:

„Als der Abend auf die Neige ging, rief das Oberhaupt jemand herbei, und forderte ihn auf, seine Kunst in der Schilderung der Eigenthümlichkeiten der benachbarten Nationen zum Besten zu geben. Derselbe begann nun mit den Afghanen und nach einem Exordium, das drollig genug war und welches die Durranis oder Häuptlinge unberührt ließ (weil diese, wie er sagte, nicht den andern Afghanen gleichzustellen wären), beschrieb er den Eintritt von zwanzig bis dreißig Nationen ins Paradies. Von den Afghanen sagte er blasphemischer Weise, ihre gräuliche Sprache sey gar nicht zu verstehen, auch wäre ihnen, als der Prophet erklärt gehabt, das sey das Idiom der Hölle, angedeutet worden, es sey für sie kein Platz im Himmel. Der Bursche war recht humoristisch und mischte einige afghanische Phrasen ein, worüber die Gesellschaft herzlich lachen mußte. Darnach fiel er über die Usbecken her, wegen ihrer eigenthümlichen Art, den Thee zu bereiten und wegen ihres ungehobelten Wesens. Dann schoß er seine Pfeile auf die weinerlichen, betrügerischen, spitzbübischen Caschemyrianer ab, ein Volk, das allerdings aller Laster voll ist, dem aber dagegen Talente und Scharfsinn nicht abzusprechen sind. Nach ihnen kamen die Eingeborenen von Herat mit ihrem eigenthümlichen Dialect an die Reihe: er schilderte die Betrügereien beim Zollwesen, indem er die Rolle eines solchen Beamten spielte, der sich wie Wein bestechen ließ, dabei aber sagte, für sich verlangte er nichts."

Digitized by Google

Warum sollten wir, seit einige der Stämme Israels nach Osten verschlagen worden, nicht zugeben, daß die Afghanen deren Nachkommen, aber zum Mohamedismus übergegangen, seyen?

„Wir hatten einige höchst interessante Conversationen hinsichtlich der Kaffirn, die auf den Hügeln im Norden von Peschawur und Kabul leben, und die als Abkömmlinge von Alexander angesehen werden. Dus Oberhaupt hatte uns schon bei einer früheren Gelegenheit einen jungen Kaffir-Knaben, einen seiner Sclaven, ungefähr zehn Jahre alt und vor zwei Jahren eingefangen, gezeigt. Seine Hautfarbe, sein Haar, seine Gesichtszüge waren ganz europäisch, auch hatte er bläuliche Augen. Er mußte uns mehrere Worte in seiner eigenen Sprache vorsprechen; einige darunter waren indisch. Die Kaffirn leben in einem höchst barbarischen Zustande und nähren sich von Beeren und Affen. Einer ihrer Stämme, Nimchu-Mussulman oder Halbmuselmänner genannt, wohnt in den Gränzdörfern zwischen ihnen und den Afghanen und betreibt den wenigen Handel, der unter ihnen stattfindet. Es ist merkwürdig, ein Volk anzutreffen, das sich von den anderen Einwohnern so gänzlich unterscheidet; nur Schade, daß über alles, was dasselbe betrifft, ein undurchdringliches Dunkel herrscht. Ich habe weiterhin all die Einzelnheiten angegeben, die ich in Bezug auf die Kaffirn gesammelt habe, welche ich für die Ureinwohner von Afghanistan, keineswegs aber, wie dies von einigen Schriftstellern geschehen ist, für Nachkommen von Alexander dem Großen halte."

— Nachdem unsere Landsleute sich zu Kabul hinlänglich umgesehen hatten, traten sie am 18. Mai ihre Weiterreise über den Hindu-Kush oder das Schneegebirge an.

„Wir kamen durch das Land der Huzaras," erzählt der Lieutenant Burnes weiter; „ein schlichtes Volk, das von den Afghanen-Stämmen sehr verschieden ist. In der Physiognomie sind sie mehr den Chinesen, mit deren viereckigten Gesichtern und kleinen Augen, ähnlich. Sie sind von Abkunft Tartaren, und einer ihrer Stämme wird jetzt Tartar-Huzaras genannt. Man sagt von ihnen, daß sie ihre Weiber den Gästen überließen, doch ist dieses sicher ungegründet. Die Frauen haben hier einen großen Einfluß; sie sind schön, gehen unverschleiret, und sind nicht am keuschesten; daran mögen ihre Nachbaren, die Sunn's, wohl Anstoß nehmen, denn diese verabscheuen jene als Ketzer. Wenn ihr Land minder fest wäre, würden sie bald ausgerottet seyn, denn sie haben Feinde nach allen Seiten.

„Man hätte glauben sollen, daß die Bewohner dieser hochgelegenen und unfruchtbaren Regionen sich um andere Dinge als um dunkle theologische Puncte bekümmern würden; doch ist jüngst ein Mollah oder Priester unter ihnen erstanden, um neue Lehren zu predigen, u. a. daß Ali eine Gottheit sey, größer als selbst Mohamed. Er hatte einige hundert Jünger gefunden, welchen sein Fanatismus eine so hohe Meynung von seiner Macht eingeflößt hatte, daß sie glaubten, er könne Todte erwecken und unbeschädigt durchs Feuer gehen. Einer der Huzaras-Häuptlinge war inzwischen über die Blasphemie dieses falschen Propheten so empört worden, daß er einen Kreuzzug wider ihn aufgerufen hatte. Man erzählte uns, daß diese Secte „Ali-Illahi" genannt würde und manche abscheuliche Gebräuche eingeführt habe, namentlich die Gemeinschaft der Weiber, und daß sie wegen ihrer bachanalischen Orgien auch „Chiragh-Kooch" oder Lampentödter genannt würden, weil sie ihre Ausschweifungen in der Finsterniß begingen. Man hat mir versichert, daß eine solche Secte nichts Neues sey und daß die Mogoten von Kabul an mehreren ihrer Dogmen seit langer Zeit gehalten und sie insgeheim in Ausübung gebracht hätten. Sie hat auch in mehreren Theilen von Persien und der Türkei Anhänger."

— Noch immer bergan gehend, gelangten die Reisenden nach Bameaan, berühmt durch seine colossalen Götzenbilder und die zahllosen Höhlen, die man auf einer Strecke von ungefähr acht Meilen überall im Thale findet und in welchen noch jetzt der größere Theil der Bevölkerung lebte. Herr Burnes sagt:

„Ein abgesonderter Hügel in der Mitte des Thals ist ganz wie ein Bienenkorb eingerichtet und erinnert an die Troglodyten von Alexanders Geschichtschreibern. Man nennt ihn Ghulgula und er besteht aus einer Folge von Höhlen nach allen Richtungen hin; das Ganze soll das Werk eines Königs Jilal seyn. Die Hügel zu Bameaan sind aus Lehm und Kiesel gebildet, daher ihre Aushöhlung nicht schwer fallen konnte; aber der große Umfang, in welchem dies geschehen ist, setzt in Erstaunen. Es giebt Höhlen zu beiden Seiten des Thales; aber die Mehrzahl befindet sich an der nördlichen Seite, wo wir die Götzenbilder sahen: zusammengenommen bilden sie eine große Stadt. Es werden oft Arbeiter gemiethet, um Aufgrabungen darin vorzunehmen, was sich nicht selten durch das Auffinden von Ringen, Münzen, Reliquien ꝛc. belohnt. Die Münzen haben in der Regel kufische Inschriften und gehen über das mahomedanische Zeitalter hinaus. Diese aufgegrabenen Höhlen oder Häuser sind ohne allen architectonischen Zierrath und nichts weiter als viereckigte Löcher in den Hügeln. Einige darunter haben eine kuppelförmige Gestalt und sind da, wo die Kuppel beginnt, mit einem Fries ausgestattet. Die Einwohner wissen manches von den Höhlen von Bameaan zu erzählen, u. a., daß eine Mutter ihr Kind darin vermißt und es erst nach zwölf Jahren wiedergefunden habe. Von der Wahrheit der Sache möge man halten, was man will; doch ergiebt sich schon aus der Idee dieses Mährchens, von welchem Umfange diese Anlagen sind. Es befinden sich Höhlen auf allen Seiten der Götzen, und in eine der größeren könnte ein halbes Regiment einquartiert werden. Bameaan ist Kabul unterworfen; es scheint ein Platz aus hohem Alterthum zu seyn und war vielleicht die Stadt, welche Alexander am Fuße vom Paropamisus gründete, ehe er in Bactrien einrückte. Das Land wird in der That noch jetzt von Kabul bis Balkh „Bakhtur Zumeen" d. h. Bactrie-Land, genannt. Der Name Bameaan soll von seiner hohen Lage abgeleitet seyn, indem Bam soviel als Balkon und die Endung eaan Land bedeutet. Es kann auch wegen der Höhlen so heißen, die sich in dem Felsen übereinander erheben. Es giebt keine Reliquie aus dem asiatischen Alterthum, welche die Neugierde der Gelehrten mehr in Anspruch genommen hätte als die riesigen Götzenbilder von Bameaan. Es sind deren zwei, eins männlichen Geschlechts und das andere weiblichen Geschlechts, genannt Silsal und Shawanah. Die Figuren sind in erhabener Arbeit an der Vorderseite des Hügels ausgehauen und stellen zwei colossale Bilder dar. Die männliche ist am größten und ungefähr 120 Fuß hoch. Sie nimmt eine Breite von 70 Fuß ein, und die Nische, in welcher sie ruht, erstreckt sich ungefähr gleich tief in den Hügel. Dies Idol ist verstümmelt; beide Beine sind durch Kanonenkugeln zerschmettert worden, und das Gesicht ist oberhalb des Mundes vernichtet. Die Lippen sind sehr groß, die Ohren lang und herunterhängend, auch scheint den Kopf eine Tiare geschmückt zu haben. Die Figur ist überall von einem Mantel, aus einer Art von Gips geformt, welcher durch hölzerne Pflöcke an den Körper befestigt worden, umschlossen. Die Gestalt selbst ist ohne Ebenmaß, auch die Deaperie ohne Eleganz. Die Hände, welche den Mantel gehalten, sind beide zerbrochen. Die, in derselben Weise bekleidete, weibliche Figur ist vollkommener als die männliche. Sie ist in demselben Hügel, auf ungefähr zweihundert Ellen Entfernung, eingehauen und ungefähr halb so groß."

— Bei dem letzten Engpasse hatten unsere Reisenden den Anfall einer Räuberbande zu bestehen, dem sie jedoch noch glücklich genug entrannen.

„Wir sputeten uns bestmöglichst," erzählt der Verfasser, „und waren auch kaum aus dem Engpasse heraus, als die Räuber ihn in Besitz genommen hatten; doch fielen ihnen nur zwei beladene Kameele in die

Digitized by Google

Hände, die ein wenig zurückgeblieben waren. Sie bemächtigten sich derselben vor unsern Augen, so auch ihrer Treiber, die nun Zeitlebens Sclaven sind; und hätten wir uns nicht eine Escorte gemiethet, so dürfte auch uns das Loos geworden seyn, in diesen Gebirgen die Hirten zu spielen. Die Bande war gut beritten und bestand aus entschlossenen Kerlen. Getäuscht in ihrer Erwartung, eine reiche Beute zu machen, überfielen sie des Nachts das Dorf Duab, wo wir erst Halt hatten machen wollen; wir waren aber zu unserm Glücke noch drei Meilen weiter gezogen und bivouakirten in voller Sicherheit in einem Flußbette. Wir lobten den Kaffila-Baschi für diese von ihm ausgegangene weise Anordnung. Der alte Herr strich sich den Bart, segnete den glücklichen Tag und dankte Gott, daß er seinen guten Ruf und seine Person vor solchen Schuften in Schutz genommen habe. Das Leben, welches wir von nun an führten, war weit angenehmer, als man es glauben möchte, wenn man manche Vorfälle, die dabei vorkamen, und die damit verknüpften Gefahren und Strapazen erwägt. Wir sahen bei Tagesanbruch auf und reiseten in der Regel ununterbrochen bis zwei oder drei Uhr Nachmittags. Wir legten ungefähr zwanzig Meilen täglich zurück. Unser Frühstück, trockenes Brodt und Käse, nahmen wir oft vom Sattel zu uns, und wenn wir unsren Ritt vollbracht hatten, so saßen wir mit untergeschlungenen Beinen bis die Nacht einbrach, wo die Erde unsere Lagerstätte war."

— Am 30. Mai erreichten sie, zu Khulum oder zu Tasch-Kurghan, die tartarischen Steppen, wo sie eine hübsche Aussicht auf das Land hatten, das sich nach dem Oxus hin senkte. Auf dem Wege nach Kunduz wurden sie von einem Trupp Zollbedienten escortirt, den der Häuptling dieses Platzes, Murad-Beg, geschickt hatte, um sie bis zu ihm zu geleiten. Sie trafen bei seinem Hofe ein, und der Verfasser berichtet uns:

„In diesem Lande geschieht nichts ohne Thee, welcher zu allen Zeiten und Stunden herumgereicht wird und der der Unterhaltung einen socialen, sehr angenehmen Charakter verleiht. Die Uschbecken trinken ihren Thee wie Salz, statt mit Zucker, auch thun sie oft Fett hinzu, wonach er Keimuk-schah genannt wird. Nachdem ein jeder eine oder zwei große Schalen getrunken hat, wird eine kleinere, in der gewöhnlichen Weise, ohne Milch, herumgereicht. Die in dem Topf gebliebenen Blätter werden dann unter den Gästen vertheilt und gleich Taback gekaut. Manche unter den Fremden äußerten eine Theilnahme für die Angelegenheiten von Kabul: einige sprachen von Runjet-Sing, einige andere von den Engländern in Indien. Die meisten von ihnen waren Kaufleute, die zwischen hier und China Handel treiben. Sie sprachen viel von ihrem Verkehr mit dieser sonderbaren Nation und erwähnten lobend die Billigkeit und Gerechtigkeit, welche ihre commerciellen Transactionen charakterisiren. Diese Kaufleute waren Tayken und Eingeborene von Budukhshan, ein Land, an dessen Gränze wir uns befanden. Ich hörte von diesen Leuten eine Menge Particularien hinsichtlich angeblicher Nachkömmlinge Alexanders des Großen, deren es noch in der Nähe von hier geben soll, so wie auch jenseits des Thals des Oxus und der Länder an der Spitze des Indus."

— Wir denken, wir wollen uns lieber zu den ächten Uschbecken halten, die wir vor uns haben, als zu den angeblichen Macedoniern, die uns frei lügen. Am 5. Juni erhielt die Karavane die Erlaubniß, vor Murad-Beg zu erscheinen, wobei unsere Landsleute als arme Armenier, in zerrissenen und abgetragenen Gewändern unter der Dienerschaft der wohlhabenderen Kaufleute figurirten. Sie kamen deshalb wenig in Betracht und kehrten nach Kunduz zurück, ohne zu einem Argwohn Anlaß gegeben zu haben.

„Die Stadt Kunduz liegt in einem Thale, das, außer im Norden, wo auf ungefähr vierzig Meilen Entfernung der Oxus fließt, von allen Seiten durch Hügel eingeschlossen ist. Sie wird von zwei Flüssen bewässert, die im Norden derselben zusammenfließen. Das Clima daselbst ist so ungesund, daß man sprichwörtlich sagt: wer gern sterben will, der darf nur nach Kunduz gehen. Der größere Theil des Thales ist so sumpfig, daß die Wege über eingerammte Hölzer zwischen üppigem Unkraut hinlaufen; doch liefern die Stellen, welche nicht ganz unter Wasser stehen, Waizen, Gerste und auch Reis. Die Hitze hier soll unerträglich seyn, doch bleibt der Schnee alljährlich drei Monate liegen. Kunduz ist einst eine große Stadt gewesen, doch übersteigt ihre jetzige Bevölkerung nicht 1500 Seelen, und es läßt sich dort niemand nieder, der irgend anderswo leben kann, obgleich es noch jetzt der Marktplatz der Nachbarschaft ist. Das Oberhaupt kommt nur im Winter dahin. Sie hat ein von einem Graben umgebenes Fort; die Mauern sind von an der Sonne gedörrten Ziegeln aufgeführt, die aber, so groß ist die Hitze, von den Strahlen der Sonne bersten und einer steten Ausbesserung bedürfen.

„Die Uschbecken sind ein ernstes, friedfertiges Volk, mit tartarischem Ausdruck im Gesicht. Wie fiel die Menge alter Gesichter auf, die ich unter ihnen antraf."

— Ueber den König zu Bukhara hören wir:

„Das Leben dieses Königs ist weniger beneidenswerth als das der meisten Privatleute. Das Wasser, welches er trinkt, wird unter der Aufsicht und dem Siegel von zwei Beamten in Fellen aus dem Flusse geholt. Nachdem diese von dem Vezier geöffnet, das Wasser zuvor von dem Volke, dann von ihm gekostet worden ist, werden die Felle abermals versiegelt und dem Könige zugesandt. In gleicher Weise wird mit den täglichen Gerichten Sr. Majestät verfahren: der Minister ißt davon, läßt diejenigen die um ihn sind, auch davon kosten, und wenn sie alle eine Stunde darnach noch wohlauf sind, so werden die Speisen in eine Kiste gepackt und dem Könige zugesandt. Se. Majestät hat einen Schlüssel, sein Minister den andern. Früchte, Eingemachtes, kurz alles, was eßbar ist, unterliegt einer gleichen Verordnung, so daß der gute König der Uschbecken wohl schwerlich je ein Essen warm bekommt. Das Gift ist hier eine gewöhnliche Waffe, und Se. Majestät selbst soll den Thron, den Sie jetzt inne haben, diesem Mittel verdanken. Als ich einst von Feigen, die mir von einem Eingeborenen gereicht wurden, sogleich eine verzehrte, ermahnte dieser mich deshalb und sagte, ich sollte künftig doch immer erst den Sclaven davon essen lassen."

— Unsere Reisenden waren froh, als sie Kunduz wieder im Rücken hatten. Ueber die Abreise von dort sagt der Verfasser:

„Wir kleideten uns in unsere neuen Gewänder, und brachen dann um drei Uhr auf. Wir machten erst am andern Morgen, ganz erschöpft, zu Khulum Halt, nachdem wir einen Ritt von zwanzig Stunden gemacht und mehr als siebenzig Meilen zurückgelegt hatten. Ich ritt das Pferd, welches mir der Bruder des Häuptlings von Peschawur mit der Bemerkung aufgedrungen, es dürfte mir von Nutzen seyn, um den Händen der Uschbecken zu entkommen. Ich freute mich nicht wenig, als ich mich nun wieder mit dem Doctor Gerard und unserm eigenen Reisetrupp vereinigt sah. Ich konnte ihnen die Abenteuer erzählen, die ich zu Kunduz erlebt hatte; denn ich konnte vor Erschöpfung nicht zum Schlafen kommen."

— Von Khulum zogen unsere Reisenden über Muzar weiter, nach Balkh, wo sie das Grab des Herrn Trebeck, des Letztüberlebenden von der Expedition des Herrn Moorcroft, sahen.

„Er sank, nachdem er seine beiden europäischen Reisegefährten begraben hatte, nach viermonatlichen Leiden, in einem fremden Land, ohne Beistand, ohne Trost in ein frühes Grab. Sein gesammtes Eigenthum, mehrere kostbare Pferde, eine Feld-Equipage, und einige gedruckte Bücher sind wahrscheinlich von dem Priester, der mit ihm gezogen war, unterschlagen worden. Moorcrofts sämmtliche Manuscripte ist man so glücklich gewesen, wieder zu erlangen: sie hätten längst sollen gedruckt seyn!"

Digitized by Google

— Zu Balkh besuchten sie auch die Stätte, wo dieser, und Herr Guthiem neben ihm, begraben lag.

„Es war eine schöne, mondhelle Nacht; doch hatten wir Mühe, die Stätte aufzufinden. Endlich entdeckten wir sie, verborgen unter einem Erdauswurf, der absichtlich darüber geworfen worden. Das bigotte Volk zu Balkh hatte es nicht dulden wollen, daß die Reisenden auf ihrem Kirchhofe begraben würden, und hatten die Beerdigung in der Nähe der Stadt nur unter der Bedingung zugegeben, daß das Grab nicht zu Gesicht käme, damit nicht etwa ein Mahomedaner, in der Meynung, daß ein Rechtgläubiger darunter ruhete, es segnete. Es war nicht möglich, uns bei dieser Scene einer Anwandlung der Schwermuth zu enthalten. Eine ganze Reisegesellschaft auf zwölf Meilen Weite von einander begraben, konnte uns, die wir fast denselben Strich zogen und gleiche Motive hatten, nicht zur Ermunterung dienen. Ein Glück war es, daß mit den Lebenden glimpflicher verfahren wurde als mit den Todten; uns geschah kein Leids, obgleich wir unsern Glauben und unsere Nation nicht verheimlichten. Moorcrofts Leiche war von Andkhoone, wo er starb, hieher gebracht, seine wenigen Begleiter insgesammt von dem Volke ausgeplündert worden. Es frägt sich sehr, ob er natürlichen Todes gestorben ist; er hatte keinen von seinen europäischen Genossen noch einen vertrauten Diener bei sich, und ward nach einer kurzen Abwesenheit von acht Tagen leblos auf einem Kamehl herbeigebracht; Herr Trebeck war nicht mehr im Stande, die Leiche zu untersuchen."

— Ueber Balkh, die einst berühmte „Mutter der Städte," wo die Reisenden drei Tage weilten, haben wir nur wenig zu berichten:

„Seine Trümmer nehmen einen Umfang von etwa zwanzig Meilen ein, zeigen aber keine Spuren der Pracht; sie bestehen aus eingestürzten Moschee'n und verfallenen Gräbern, die aus Backsteinen erbaut gewesen; auch hat keine dieser Ruinen ein Alter, das über das des Mohamedanismus hinausginge, obgleich Balkh sich rühmt, daß es älter sey als die meisten Städte der Erde. Die Asiaten nennen sie „die Mutter der Städte," und sagen, sie sey von Kyamur, dem Gründer der persischen Monarchie, gebaut worden. Nach der Eroberung durch Alexander den Großen florirte sie unter dem Namen Bactria, mit einer Dynastie griechischer Könige. Im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ließ Artaxerxes in einer großen Versammlung, die zu Balkh, im Khoraſſan, gehalten wurde, seine Autorität förmlich anerkennen. Sie blieb dem persischen Reiche unterthan und die Residenz des Erzmagiers oder Oberhauptes der Magier, bis die Anhänger Zoroasters durch die Einfälle der Kalifen verjagt wurden. Dschengis-Khan ließ ihre Einwohner mit kaltem Blute niedermetzeln, und unter Timur ward sie dem mongolischen Reiche einverleibt. Sie war das Gouvernement des Aurungzeb in seiner Jugend und fiel darnach dem Nadir in die Hände. Nach seinem Tode als die Dooranen-Monarchie begründet wurde, kam sie an die Afghanen, und in den letzten acht Jahren gehört sie dem Könige von Bukhara an, der sie in seinem Namen regieren läßt. Ihre jetzige Bevölkerung beläuft sich auf keine zweitausend Seelen, die hauptsächlich Eingeborene von Kabul und die Ueberbleibsel vom Kara-Nukur, einer Art Miliz, die hier von den Afghanen eingeführt worden, sind. Auch einige Araber sind darunter. Der Kunduz-Häuptling hat einen größen Theil ihrer Bevölkerung herausgezogen und bedroht die Stadt fortwährend, daher viele Einwohner sich in die benachbarten Dörfer geflüchtet haben. Die Stadt scheint in ihrem Umfange eine unzählige Menge Gärten gehabt zu haben, was ihre Größe außer Verhältniß zu ihren Einwohnern setzte. Die gebrechlichen Materialien, aus welchen die Gebäude aufgeführt worden sind — ihr Grund besteht aus Backsteinen — läßt mich zweifeln, ob Balkh überall je eine bedeutende Stadt gewesen ist. Sie hat drei große Collegien in schönem Styl, nun aber im Verfall und die Zellen leer. Ein Theil der Stadt ist von einem Erdwall umgeben; derselbe muß aber in neuerer Zeit aufgeführt worden seyn, indem er auf ungefähr zwei Meilen auf allen Seiten die Ruinen ausschließt. Die Citadelle auf der Nordseite ist solider gebaut, aber doch nicht besonders fest. Es befindet sich daselbst ein weißer Marmorstein, von dem man sagt, es sey der Thron des Kai-Kaoos oder Cyrus gewesen.

„Balkh liegt in einer Ebene, ungefähr sechs Meilen von den Hügeln, und nicht auf diesen, wie es irrig angegeben worden ist. Die Ländereien in der Umgegend sind an vielen Stellen uneben, was wohl in Ruinen und Schutt begründet seyn mag, die dort verschüttet liegen. Die Stadt selbst ist gleich Babylon eine vollkommene Fundgrube von Mauersteinen für die Umgegend geworden. Diese Mauersteine sind länglichviereckigt. Die meisten vormaligen Gärten sind ganz vernachlässigt und nun mit Unkraut überwachsen; die Wasserleitungen sind ausgetrocknet; aber nach allen Richtungen hin sieht man noch Baumgruppen. Das Volk hegt eine große Verehrung für die Stadt, in dem Glauben, daß sie einer der erstbevölkerten Theile der Erde gewesen sey und daß ihre Wiederbesitznahme eins der Zeichen von dem jüngsten Tage seyn werde. Die Früchte zu Balkh sind höchst üppig, besonders die Aprikosen, welche dort die Größe von Aepfeln erreichen. Man kann sie fast für nichts, nämlich zweitausend Stück für eine Rupie haben, und sie gewähren mit Eiswasser genossen eine köstliche, jedoch auch gefährliche Erquickung. Schnee wird von den im Süden gelegenen Gebirgen, ungefähr zwanzig Meilen weit, herbeigebracht und das ganze Jahr hindurch um einen geringen Preis verkauft. Das Clima zu Balkh ist ungesund, aber doch nicht unangenehm."

— Von Balkh aus zogen unsere Reisenden durch die Wüste von Turkmun nach dem Ufer des Orus, vermieden aber den gewöhnlichen Fährplatz, Kilef, aus Furcht vor den Räubern. Diese Route gab ihnen einen Vorschmack von dem, was sie in den Wüsten der Tartarei zu gewärtigen hatten.

„Die Gebirge von Hindu-Kush waren gänzlich unter dem Horizont verschwunden und eine weite Ebene umgab uns von allen Seiten gleich einem Sandmeer. Hier und dort standen einige wenige runde Hütten oder sogenannte Khirghas, das Obdach der wandernden Turkmunen. Wir sahen deren nur wenige. Auf den ersten Blick erscheinen sie einem Fremden abschreckend und furchtbar. Wir saßen in der Nähe einer ihrer Colonieen ab; sie spazierten mit ihren riesigen Kappen von schwarzem Schaaffell umher, molestirten uns aber nicht.

„Wir hatten weder ein Zelt noch ein sonstiges Obdach, sondern nur ein grobes Laken, das wir über zwei Stapel Körbe ausspannten. Diese erbärmliche Vorrichtung gewährte uns doch Schutz vor den Sonnenstrahlen; des Nachts nahmen wir sie weg und schliefen unter freiem Himmel. Unsere Kost bestand aus Brodt und Thee; denn die Turkmunen wollten von ihren Schaafen keins hergeben, ja es hielt oft schwer, von ihren zahllosen Heerden nur ein Lamm zu bekommen. Europäer, die an Fleischspeisen gewöhnt sind, sehen sich ungern auf eine Brodt-Diät gesetzt; wir fanden sie jedoch nahrhaft genug und erfrischten uns sehr an Thee, den wir stündlich tranken. Ich bemerkte, daß die Enthaltsamkeit von Wein und geistigen Getränken uns recht wohl bekam, und es ist noch sehr die Frage, ob wir im entgegengesetzten Fall den Wechsel des Climas so gut bestanden hätten. — Binnen funfzehn Stunden gelangten die Reisenden zum Orus, der in der vollen Größe der Einsamkeit vor ihnen hinströmte. Herr Burnes sagt:

„Wir mußten zwei Tage lang an den Ufern des Flusses weilen, ehe wir eine Fährgelegenheit fanden, die unsere Karavane am 17. an das nördliche Ufer, in das Land Turkistan, den Europäern bekannter unter dem Namen der Tartarei, übersetzte. Der Fluß war etwa achthundert Schritte breit und zwanzig Fuß tief. Sein Gewässer war lehmig und

Digitized by Google

die Strömung ungefähr viertehalb Meilen in einer Stunde. Die Asiaten nennen diesen Fluß Jihun und Amu."

— Die Art der Ueberfahrt war sonderbar: das Boot wurde nämlich durch zwei Pferde, angeschirrt wie man wohl das Gespann des Neptuns abgebildet sieht, schwimmend an das jenseitige Ufer gezogen. Der Lieutenant Burnes erwähnt bei dieser Gelegenheit eines anderen eingeborenen Stammes, wie folgt:

„In der Nähe des Landes, das wir nun betraten, lebt ein Stamm der Uschbecken, Lakay genannt, der wegen seiner Raublust berüchtigt ist; auch gielt es bei ihnen für eine Unehre, eines gewöhnlichen Todes zu sterben. Man sagte mir, daß auch die Weiber mit auf den Raub auszögen; aber wahrscheinlicher ist wohl eine andere Angabe, laut welcher sie die Karavanen plündern, die in der Nähe ihrer Heimath vorbeikommen. Dieser Stamm lebt in der Nähe von Hissar, was insofern eine merkwürdige Gegend ist, als dort außer den Amazonen von Lakay noch drei oder vier benachbarte Stämme auf eine Abkunft von Alexander dem Großen Anspruch machen."

Jetzige Lage von Tripolis. 1834.

(Aus dem United Service Journal.)

(2.)

Die Plane auf dieses Land, welche neuerlich England zugeschrieben worden sind, geben folgender Stelle ein Interesse des Augenblicks:

Das Königreich Tripolis, zwischen Aegypten und Tunis gelegen, dehnt sich von dem Golf von Cabis bis an das Ende des Golfs von Sidra aus; es wird in Osten von Barca und im Westen von Biledulgerid begränzt. Der südliche Theil verlängert sich bis Fezzen, einem reichen und fruchtbaren Landstrich: derselbe hing vormals von Tripolis ab; aber vor zwei Jahren benutzte Abjaleel, Bey von Fezzen, in der Familie des Souverains entstandene Uneinigkeiten, um sich unabhängig zu machen. Er nimmt keinen Theil an dem bürgerlichen Kriege, der das Land verwüstet; aber er sucht von beiden Parteien Geschenke zu erlangen.

Die Bevölkerung von Tripolis, aus Mauren, Arabern und Juden bestehend, beläuft sich auf fünfundzwanzigtausend Seelen und bildet ein sehr industriöses Volk; die mehresten von ihnen besitzen einige Acker Land in dem Messiah oder in der Umgegend von Tajura, die sich auf der einen Seite längs der Meeresküste ausdehnt und auf der andern die Wüste begränzt, in welche die Eingeborenen häufige Excursionen machen. Die hauptsächlichsten Gegenstände der Ausfuhr dieses Königreichs bestehen in Hornvieh, Pferden, Wolle, Spezerei-Waaren, Datteln, Salz, Straußfedern, Elfenbein, Goldstaub und Pelzwerk.

So lange die Insel Malta der englischen Marine eine sichere und bequeme Zuflucht darbietet, wird Tripolis als eine Station von hohem Interesse für die brittische Regierung betrachtet werden müssen. Es ist jetzt fünfundzwanzig oder dreißig Jahre, daß der Bey Jussuf Coromanly, durch den Tod seiner ältern Brüder, die unbeschränkte Gewalt über dieses Land erlangte. Dieser Fürst war damals ein junger und tapferer Krieger, dessen Waffen immer siegreich waren; aber mit zunehmendem Alter haben seine schönen Eigenschaften allen Lastern Platz gemacht; er ist grausamer Tyrann und Unterdrücker seiner Völker geworden. Wenn das Vermögen eines seiner Unterthanen seine Geldgierde reizt, ladet er ihn unter der Larve der Freundschaft in seinen Pallast ein und zwingt ihn fast immer, vergifteten Caffee zu trinken oder läßt ihn erdrosseln, um sich seiner Güter zu bemächtigen.

Sein schrecklicher Geiz brachte ihn dahin, oft den Werth der currenten Münze zu verändern; ein Reichsthaler ist in sieben Piaster getheilt, zuweilen erhöhte er ihn auf funfzehn Piaster, dann ließ er ihn plötzlich sinken, wenn es sein Interesse erheischte; nicht befriedigt von dem ungeheueren Gewinn, den er aus dieser Speculation zog, legte er unaufhörlich außerordentliche Abgaben auf und statt dieses Geld zu den Staatsbedürfnissen zu verwenden, verschwendete er es in ausgelassenem Luxus, schenkte seinen Frauen kostbare Kleider, wovon das geringste fast sechszigtausend Franken (?) kostete, trank nichts als Champagner und gab Massen Goldes für französischen Putz und Schmuck hin. Der von Coromanly und seiner Familie bewohnte Pallast macht einen Theil des festen Schlosses aus, das die Stadt beherrscht: es ist unmöglich, diese Festung, in welcher so viele Verbrechen begangen worden sind, ohne Schaudern anzusehen.

Als vor zwei Jahren der Bürgerkrieg ausbrach, bestand die Familie des Bey aus drei Söhnen und zwei Prinzen, die von dem präsumtiven Thronerben abstammten, der seit einigen Jahren gestorben war. Ali, der zweite Sohn Coromanly's, ist ungefähr vierzig Jahre alt; sein Charakter gleicht sehr dem seines Vaters, ja er übertrifft ihn noch an Geiz, wie man aus folgendem Zuge urtheilen kann. Als Abjaleel, Bey von Fezzen, sich unabhängig erklärte, und Ali, an der Spitze eines Heeres, ausgesendet wurde, um den Rebellen zu züchtigen, so ließ ihm dieser kostbare Geschenke anbieten, wenn er sich ohne Schwerdtstreich zurückziehen wollte. Ali willigee ein, opferte einen Theil seiner Soldaten auf, indem er sie in gefährliche Positionen stellte, wo sie Mangel an Wasser und Lebensmitteln litten und zwang seinen Vater, durch diesen schändlichen Verrath, ihn zurückzurufen, ohne von dieser kostspieligen Expedition den geringsten Nutzen gezogen zu haben; während dieses Feldzugs, wobei sich Ali das ausschließliche Monopol der Verproviantirung der Armee vorbehalten hatte, steigerte er den Preis der Lebensmittel so ungeheuer, daß es schwer war, sich welche zu verschaffen; dieses Benehmen erzürnte das Volk und die Armee in einem Grade, daß sie es ihm noch jetzt nicht vergeben haben.

Emhammed, Enkel des Bey und sein directer Erbe, ist kaum fünfundzwanzig Jahre alt; seit einigen Jahren wohnte er mit seiner Familie zu Messiah und enthielt sich, vor der letzten Revolution, alles Antheils an den politischen Streitigkeiten. Dieser Prinz, angebetet von allen, die sich ihm nähern, ist aufrichtiger Freund Englands, während sein Oheim Ali den Interessen der Franzosen ergeben ist. Der Bey war, um seinen kostspieligen Neigungen nachzuhängen, genöthigt, lastende Verpflichtungen mit englischen und französischen Kaufleuten einzugehen. Diese Schulden blieben zehn Jahre lang unbezahlt, an deren Ende sich der Bey in aller Form verbindlich machte, sie in einem Zeitraume von achtzehn Monaten in drei gleichen Zahlungen, die von sechs Monaten zu sechs Monaten bewirkt werden sollten, zu liquidiren; aber als die Commissaire ankamen, um die versprochenen Summen in Empfang zu nehmen, suchte Coromanly seinen Verbindlichkeiten von Neuem auszuweichen. Da inzwischen der brittische Consul sah, daß nur die mit seinen Landsleuten eingegangenen eludirt wurden, während die mehr begünstigten Franzosen ihre Bezahlung erhielten, so forderte er die Befriedigung der englischen Gläubiger binnen achtundvierzig Stunden, mit der Drohung, außerdem die Staaten von Tripolis zu verlassen.

Bei dieser Gelegenheit schlug der Prinz Ali seinem Vater vor, alle seine Schulden zu bezahlen, wenn er zu seinen Gunsten abdanken wolle; der Bey weigerte sich und befahl, um seinen Schatz zu füllen, neue Erpressungen, deren Betrag abermals ohne Frucht für die englischen Gläubiger verschwendet wurde, während die französische Regierung doch einen Theil erhielt.

Digitized by Google

Das Volk, ermüdet von den neuen Lasten, die ihm aufgelegt wurden, und indignirt von den zahlreichen Ermordungen und Confiscationen, empörte sich; es schickte eine Deputation an Emhammed, die ihn bat, die Krone anzunehmen; nur mit äußerstem Widerstreben willigte dieser junge Prinz ein. Als der Bey sah, daß es zu spät sey, um den Aufstand zu dämpfen, so dankte er zu Gunsten seines Sohnes Ali ab, der sich nun durch diese Acte im Besitz der Stadt Tripolis befand. Diese behauptet er nun seit zwei Jahren mit einer Besatzung von nur fünfhundert Schwarzen. Die Behandlung, die dieser Prinz seinem Vater widerfahren läßt, stimmt ganz mit seinem übrigen Benehmen überein. Er hält ihn in den innersten Gemächern des Pallastes eingeschlossen, ohne ihm zu erlauben, selbst mit seinen Frauen zu communiciren, und läßt ihm nur so viel Nahrung reichen, als eben zur Erhaltung seines Lebens hinreicht. Die schwarzen Soldaten vertheidigen Ali mehr aus Furcht als aus Anhänglichkeit, denn sie besorgen, wenn sie sich ergeben, dem Loose ausgesetzt zu seyn, das mit Recht den Vollstreckern der Blut-Befehle des Bey aufbehalten ist.

Andererseits ist Emhammed fast Meister des Landes; er stützt sich auf eine mächtige Armee, die ihn als ihren legitimen Souverain betrachtet, ein Anspruch, den er eben so sehr durch seine Geburt als durch die Wahl des Volkes hat. Dieser Fürst behauptet sich in einer starken Stellung, im Mittelpunct der Gärten von Messiah, die von Mauern umgeben sind, welche eine ziemlich gute Vertheidigung darbieten würden, wenn sie auch nicht durch neue Batterieen auf der Seite des Meeres und der Stadt Tripolis befestigt wären; diese Gärten dehnen sich fünf Stunden am Meeresufer und drei Stunden weit ins Innere des Landes, nach der Wüste zu, aus. Das Volk hat die Sache Emhammeds mit Enthusiasmus ergriffen; das persönliche Vermögen dieses Prinzen hat ihm nicht erlaubt, aus seinen eigenen Mitteln zu den Kriegskosten beizutragen und sie sind durch freiwillige Geschenke der Einwohner bestritten worden, die alle die Waffen ergriffen haben, ohne Sold annehmen zu wollen, und eine treue Garde bilden, welche ohne Unterlaß über die Vertheidigung der Festungswerke wacht. Einer der Anführer der Armee hält sich in Malta auf, von wo er Emhammed Munition und Waffen zusendet.

Das hochherzige Benehmen des Volkes verdient großes Lob; seit der Revolution ist keine Ungerechtigkeit begangen worden. Der Prinz gewährt Fremden Schutz und Hülfe und die Repräsentanten der verschiedenen Nationen haben Tripolis verlassen, um bei ihm zu residiren. Der amerikanische Consul ist noch zuletzt in dieser Stadt geblieben; als er aber sah, daß seine Existenz gefährdet werden könne, schiffte er sich nach Malta ein, wo er sich nun seit einigen Monaten befindet. Während des ersten Jahres des Krieges haben sich die Streitkräfte der Garnison, die bei ihren zahlreichen Ausfällen immer mit Verlust zurückgeschlagen wurde, so vermindert, daß sie jetzt nur noch aus hundert Negern besteht. Ali, fast aufs Aeußerste gebracht, hat sich ganz den Rathschlägen der Repräsentanten Frankreichs hingegeben, die auf das Gemüth des Fürsten und auf das seines Premier-Ministers (Mahomed d'Ghies, Bruder von Hassuna d'Ghies, welcher ein Mitschuldiger der Ermordung des Majors Laing war) einen so überwiegenden Einfluß haben, daß man mit Recht sagen kann, Tripolis sey nur noch eine französische Colonie unter dem Zepter eines Muselmannes.

In der Stadt sehen wir einen Tyrannen, durch seinen noch grausameren Sohn zur Sclaverei erniedrigt. Dieser Sohn wird von der diplomatischen Geschicklichkeit Frankreichs unterstützt und durch die Stärke und die Lage der Stadt vertheidigt. Im Lande herrscht ein junger populairer Fürst, legitimer Besitzer des Throns, der Abgott seiner Unterthanen, der treue Anhänger Englands, der Vertheidiger und Beschützer der Unterdrückten, welches auch ihr Glaube und ihr Vaterland sey. Der Triumph Ali's würde für immer das Uebergewicht der Franzosen an den Ufern Afrika's sichern und die Reclamationen der Engländer würden auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Warum sollten wir das Banner Emhammeds nicht unterstützen, indem wir ihm die Mittel zum Siege verschaffen, die in unserer Gewalt stehen? Die Erscheinung eines englischen Geschwaders würde hinreichen, um den wankenden Thron Ali's umzustürzen, dem Kriege ein Ende zu machen und unsern commerziellen Einfluß in diesen Gewässern zu sichern.

Das ist in wenigen Worten das Wesentliche der jetzigen Lage des Königreichs Tripolis; hoffen wir, daß die brittische Regierung, aus Rücksicht für die Leiden der Bewohner, wovon zweitausend unsere Landsleute sind, die edlen Anstrengungen eines jungen Prinzen unterstützen und sich einen treuen Verbündeten gegen einen gefährlichen Feind sichern wird.

Schon wehen die siegreichen Fahnen der Franzosen auf den Wällen Algiers; ihre Herrschaft dehnt sich über den größten Theil dieses weiten Königreiches aus und die unabhängigen Tribus suchen ihre Allianz. In kurzer Zeit werden die Mauren ihrem herumirrenden und elenden Leben entsagen, den Vortheil der Künste und Wissenschaften würdigen, die Sitten, Gebräuche und Neigungen ihrer Sieger annehmen, sich mit mehr Eifer dem Ackerbau und der Arbeit widmen und sich stufenweise unter dem glücklichen Einflusse der europäischen Civilisation entwickeln. Welchen unermeßlichen Absatz werden dann diese wiedergeborenen Autochtonen den Producten der Manufacturen des Mutterstaates darbieten! Um dem Einfluß der Franzosen auf den Küsten der Barbaresken das Gleichgewicht zu halten und der Ausdehnung ihrer Eroberungen Gränzen zu setzen, scheint es uns für die Ehre Großbrittanniens unerläßlich, eine Niederlassung zu Tripolis zu bilden; diese Station wäre um so wichtiger für England, als sie ihm die Mittel gewährte, an den unermeßlichen Vortheilen Theil zu nehmen, die die Franzosen in diesen reichen Ländern ärndten; sie würde ihm einen neuen Zweig des Absatzes für seine Lebensmittel jeder Art darbieten und endlich den Fortschritten der französischen Armee'n ein Ziel setzen.

Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832.

(Man vergl. Nr. 935 u. 936 uns. Bl.)

(2.)

Zweiter Artikel.

Wir haben Victor Jacquemont zu Delhi gelassen in der Erwartung glänzender Ehrenbezeugungen, welche die Gastfreiheit des Groß-Moguls ihm bereitet. Aber hören wir ihn; er selbst soll sprechen.

„Wissen Sie, was diesen Morgen mir widerfahren sollte?" schreibt Jacquemont an seinen Vater. „Ich wäre bald das Licht der Welt oder die Weisheit des Staates, oder die Zierde des Landes geworden; aber glücklicherweise bin ich mit der Furcht davongekommen. Sie werden lachen. Der Groß-Mogel, welchem der englische Resident eine Bittschrift überreicht hatte, um mich Sr. Majestät vorzustellen, hielt gnädig einen Durbar, um mich zu empfangen.

„Geführt zur Audienz von dem Residenten mit ausgezeichnetem Pomp, einem Regiment Infanterie, einer starken Escorte von Cavallerie, einem Heere von Dienern und Huissiers, der ganze Zug mit einem Trupp reichgeschirrter Elephanten sich schließend, wurde ich von dem Groß-Ceremonienmeister als mistocur Jackmont, saheb bahadour, was so viel

Digitized by Google

bedeutet als Herr Jacquemont, der Siegreiche im Kriege, proclamirt. Darauf brachte ich meine Huldigungen dem Kaiser, der mir einen Khelat oder Ehrenkleid verlieh, das mir mit größter Feierlichkeit, unter der Aufsicht des ersten Ministers, angelegt wurde; und geschmückt wie Taddeo in Kaimakan (wenn Sie sich der Italiana in Algeri noch erinnern) erschien ich wieder bei Hofe. Der Kaiser befestigte hierauf, mit seinen eigenen erlauchten Händen, an meinem grauen Huthe, der vorher von seinem Vezier zum Turban umgeformt worden war, ein paar Veziernngen in kostbaren Steinen. Es gelang mir, bei dieser kaiserlichen Faxe ernsthaft zu bleiben, da glücklicherweise kein Spiegel in dem Thronsaale war und ich von meiner Maskerade nur meine großen Beine in schwarzen Pantalons sah, die unter meinem türkischen Schlafrock hervorgingen. Der Kaiser erkundigte sich, ob es einen König in Frankreich gebe und ob man da englisch spreche. Er hatte nie Franzosen gesehen und schien unendlich aufmerksam auf die burleske Figur zu seyn, die aus meinen fünf Fuß acht Zoll bei wenig Dicke, aus meinen langen Haaren, meinen Lunetten und meinem orientalischen Ueberwurf über meiner schwarzen Kleidung resultirte. Nach einer halben Stunde hob er seinen Hof auf und ich zog mich mit dem Residenten in Procession zurück. Die Tambours rührten die Trommel, als ich in meinem Schlafrock von gesticktem Mousselin vor den Truppen vorüberging. Warum waren Sie nicht da, um sich über Ihren Sohn zu freuen?"

Den Ehren des kaiserlichen Pallastes von Delhi entronnen, wollte Victor Jacquemont die Gefahr einer Tiger-Jagd theilen und er folgte jungen englischen Offizieren der Residenz in die wüsten Steppen von Kithul. Sie führten eine ganze Armee von Menschen, Pferden und Elephanten mit sich und einen verhältnißmäßigen Vorrath von Lebensmitteln, Spezerei-Waaren und Bequemlichkeiten aller Art. Die Jagd sollte sechs Wochen dauern und zehntausend Franken kosten. War das zu viel, um Tiger zu jagen? Aber Jacquemont bekam keinen Tiger zu sehen. Man mochte das Land in allen Richtungen durchstreifen, alle Gebüsche durchkriechen, Menschen und Thiere erschöpfen und resultlos seyn — Jacquemont und seine Gefährten tödteten nur einige hundert Hasen und Rebhühner, wie sie eben so gut in der Ebene von Saint-Denis hätten thun können. So endigte die Tiger-Jagd.

Kurz nachher, am 12. April 1830, drang Jacquemont in das Innere des Himalaya mit einem Gefolge von nah an funfzig Personen, sowohl Dienern als Trägern und Soldaten zur Escorte. Da fängt denn für ihn die lange Reihe von Ermüdungen, Entbehrungen und Elend an, das er länger als fünf Monate mit so bewundernswerther Ausdauer und Geduld ertrug. Man lese seine Correspondenz, wenn man sich einen Begriff von seinen Leiden und seinem Muthe machen will; wie aber sollen wir sie schildern? Er leidet Hunger und Durst; er wird von furchtbaren Stürmen überfallen, die unter unserm europäischen Himmel ganz unbekannt sind; er hat lange, eisige, schlaflose Nächte zu überstehen; seine Leute lehnen sich auf und er allein soll sie zum Gehorsam zurückführen; es gelingt ihm Dank seiner Energie und der Haltbarkeit seines Stockes. Eine Nacht, am beschneeten Gipfel des Kidar-Kanta, in einem Walde zehntausend Fuß über der Meeresfläche, wird er von so heftigen Leibschmerzen überfallen, daß sie ihm fast die Besinnung rauben. Die Kälte quält ihn. Um dieser Pein zu entgehen, muß er sich vom Kopf bis zu den Füßen einhüllen. „Ich gleiche einem Eisbären," sagt er, „eingewickelt in große wollene Decken, den Kopf mit mehreren seidenen Mützen bedeckt, die Beine in große Kamaschen gesteckt, das Gesicht mit langem Barte geziert."

Aber unter allen diesen Prüfungen verläßt ihn seine Beständigkeit nicht; er verfolgt sein Werk, seine Sammlungen vermehren, die Sphäre seiner Begriffe erweitert sich und sein Geist scheint sich zu erheben, wie die Berge, die er so mühselig erklimmt. Jeder Tag vergrößert sein Tagebuch um einige Erinnerungen, seine Correspondenz, die keine Widerwärtigkeit unterbricht, um einige Seiten. Wenn seine Seele zuweilen traurig ist, so geschieht dies, weil er an seine Familie, an seine Freunde denkt; weil er in der wilden Einsamkeit um sich schaut, ohne ein fühlendes Wesen, ein wohlwollendes Gesicht, ein Echo zu finden, das liebende Worte, das eine sympathetische Sprache wiedergäbe. Dann ruft er aus: „Allein leben! allein empfinden! Ach! unter den Erinnerungen, die mir von diesen seltsamen Orten bleiben werden, wird nicht eine bestreundete seyn, die mir sie lieb machen wird!" Aber diese Melancholie dauert nicht; andere Gedanken verdrängen sie; der französische Geist, die französische Heiterkeit bahnt sich einen Weg durch alle diese Mißgefühle, wie ein Sonnenstrahl die Nebel des Himalaya durchbricht; und er schreibt, um seine Freunde zu beruhigen, während stürmische Windstöße sein Zelt zu entwurzeln und seinen Tisch, worauf er sich stützt, umzuwerfen drohen: „Sagt, daß ich in einem so gesunden Lande als Europa bin, Aepfel und Trauben essend, jungen Wein trinkend (der abscheulich ist) und endlich

Wißt, daß die Tartaren
Nur Barbaren
Dem Feinde gegenüber sind!"

Wirklich brachte Jacquemont bei den Tartaren, in dem Lande von Kanawer, an der Gränze von China, den Sommer 1830 zu. Dem himmlischen Reiche nun so nah, konnte er dem Wunsche nicht widerstehen, es zu besuchen und eines Morgens überschritt er die Gränze ohne andern Paß, als seine funfzig wohlbewaffnete Bergbewohner. Er hatte bald unermeßliche Wüsten, bald feindliche Bevölkerungen zu durchwandern; dann mußte er Gebirge ersteigen, die achtzehntausend Fuß über der Meeresfläche erhaben und bis dahin unzugänglich (d. h. noch nicht erstiegen) waren. Bloß Herr Moorcroft war bis in diesen Theil von Thibet gedrungen, und, ob er sich gleich als Fakir verkleidet, als Opfer seines Eifers umgekommen, vergiftet, sagt man, durch die mißtrauische Polizei des Kaisers. Jacquemont nahm es ernsthafter mit Sr. chinesischen Majestät und war auch glücklicher. Als er den Fuß auf thibetanischen Boden gesetzt hatte und auf seinem Wege das Fort Bekar fand, welches ihn aufhalten zu wollen schien, so stellte er seine Leute in geschlossener Colonne auf und setzte sich entschlossen an ihre Spitze. Der Commandant des Forts erscheint und beklagt sich über diese Verletzung des Gebietes Sr. Majestät; da er sich aber Herrn Jacquemont zu sehr nähert, ohne vom Pferde zu steigen, so fühlt sich unser würdiger Landsmann von diesem Mangel an Achtung so sehr verletzt, daß er, vom Zorn hingerissen, den Unverschämten an seinem langen, geflochtenem Zopfe faßt und ihm vom Pferde reißt. Diese Art zu parlamentiren hatte den besten Erfolg. Die chinesische Garnison rangirte sich alsbald, um den französischen Saheb mit seiner Truppe vorbeipassiren zu lassen und die Thore von Bekar (wenn Bekar Thore hat) öffneten sich ehefurchtsvoll vor ihm.

Jacquemont hatte, bevor er das chinesische Gebiet verließ, noch zwei oder drei große Schlachten, wie die von Bekar, zu liefern. Aber immer zog ihn seine Geistesgegenwart, seine schweigende und kalte oder heftige und zornige Entschlossenheit, je nach dem Wind, der in der Wüste wehte, aus der Verlegenheit; wenn es ihm nicht gelingt, seine Feinde zu verblüffen, so wirft er sie nieder und zieht weiter. Nachdem er mit einer nur dem Gelehrten eigenen Geduld alle Orte besucht, die er zu sehen wünschte, nachdem er die Quelle des Sutledge und des Indus aufgefunden hatte und an den Ufern des berühmten See's Mansarower gewesen, nachdem er seine Sammlung mit einer beträchtlichen Menge neuer Pflanzen und organischer Reste bereichert, einen unermeßlichen Raum in einer kaum glaublichen Höhe geologisch studirt und diese ganze halb militairische, halb wissenschaftliche Expedition schnell genug

Digitized by Google

ausgeführt hatte, daß dem Kaiser, dem er so flüchtig den Krieg gemacht, nicht die Zeit blieb, Repressalien auszuüben, verließ er Thibet, ging über die Gränze, mit reicher Beute beladen, zurück und durchzog wieder die Ebenen von Hindostan.

Er schlug die Straße von Delhi ein. Eines Abends, zu Schaurunpoor, am Ende Novembers 1830, in einer schönen Nacht, eben als er sich niedergelegt hatte und einschlafen wollte, nach einem Tage von Studium und Ermüdung, weckte ihn der Hufschlag eines Pferdes. Sein Zelt öffnete sich, ein Mann trat schnell ein. Es war ein Bote, der eine Zeitung von Calcutta brachte, gedruckt in einer ungewöhnlichen Form, mit dem Titel: The new French revolution!

Eine Revolution in Frankreich! Jacquemont warf sich auf dieses köstliche Bulletin und verschlang es mit den Augen. — Ja es war wirklich eine Revolution, begonnen den 27. Juli, beendigt den 29.! Die Legitimität besiegt, das Gesetz Herr, Ordnung in Paris, eine bewundernswerthe Ordnung unter dem Schutze der Bayonnette der siegreichen Insurrection! das war die Nachricht, die Jacquemont aufgeweckt hatte; er schlief nicht wieder ein, aber er glaubte zu träumen.

Und nun erlaube man uns hier viele ehrenwerthe Zeugen dieser großen Revolution, die sie unter ihren Augen haben machen sehen, die Kanonen donnern und das aufgestandene Volk brüllen gehört haben, zu fragen, ob sie am Morgen nach ihrem Siege sich wacher glaubten, als Victor Jacquemont. Man muß es gestehen: das siegende Paris war wie betäubt von dem Falle des Thrones, den es umstürzte. Aber die Juli-Revolution wurde durch die Plötzlichkeit selbst gerettet; die wunderbare Kühnheit, die so schnell in den Dienst einer so guten Sache getreten war, gab ihr Kraft gegen diejenigen, die nicht geneigt waren, ihr Peineip zu respectiren. Während sich die absoluten Könige die Augen rieben und, wie Jacquemont, zu träumen glaubten, entwickelte sich die Juli-Revolution und faßte Wurzel.

Jacquemont brachte die Nacht in diesen Träumereien und in dieser Extase zu und erst am Morgen schlief er ein, „ohne Furcht," schrieb er, „von neuen Flintenschüssen aufgeweckt zu werden;" eine in seinen Bericht nur leicht hingeworfene, aber doch tiefe Reflexion; denn sie beweist, daß, tief in Hindostan, sein gesunder Verstand von der unwiderstehlichen Gewalt und der friedlichen Zukunft unserer Revolution ein richtiges Urtheil gefällt hatte.

Es ist dieser vollkommen gesunde Sinn Victor Jacquemonts, der ihn vorzugsweise geeignet machte, Frankreich und die französische Jugend in Indien, zur Zeit der denkwürdigen Begebenheit, von welcher wir sprechen, zu repräsentiren. Die Stellung war zart. Wirklich sah Jacquemont an der Aufregung der Menge, an den Glückwünschen, womit man ihm entgegenkam und vor Allem an der ernsten und ehrsuchtsvollen (?) Aufmerksamkeit, die ihm seine brittischen Wirthe widmeten, daß die Juli-Revolution ihn um einige Fuß größer gemacht, und daß die ganze politische Wichtigkeit dieses wunderbaren Ereignisses sich gewissermaaßen in seiner Person (?!) resumiete: „Ich zweifle," schreibt er an seinen Vater, „daß selbst Herr von Lafayette in einem Tage mehrere Handschläge gegeben oder empfangen hat." *)

*) Ein abermaliger Beweis der nationellen Eitelkeit des Verfassers, wie des Kritikers, die nur bereits im ersten Artikel dieses Aufsatzes gerügt haben; alles, was noch so handgreiflich dem Interesse der Sache, der für Engländer so natürlichen Theilnahme am Siege der Freiheit entfließt, schreibt Herr Jacquemont seiner Person, seiner Liebenswürdigkeit und seiner Geistes-Ueberlegenheit zu, ohne sich bei den naiven Aeußerungen seines glücklichen Selbstbewußtseyns nur den geringsten Zwang aufzulegen, oder sich nur einen Zweifel beigehen zu lassen. Anm. d. Red.

Jacquemont empfand dabei einen gerechten Stolz; aber zugleich hatte er Tact genug, um zu begreifen, daß der, gewiß sehr wahrhafte Enthusiasmus seiner Wirthe für die neue Revolution, eine gewisse ganz englische Aengstlichkeit *) verschleierte, die gestillt werden mußte. Die Gelegenheit bot sich bald dar; die Engländer führten sie herbei. Victor Jacquemont war zu Merrut, der größten Militair-Station der Compagnie in Indien, angekommen. Die Engländer gaben ihm ein Fest. In England ist jedes Fest ein Schmaus, jeder Schmaus ein politischer Verein, jeder Tisch, wo man zu Mittag ißt, eine Rednerbühne. Jacquemont wußte das alles; deshalb nahm er inzwischen mit nicht minder Vertrauen das angebotene Diner an, zu welchem in beträchtlicher Anzahl die Civil- und Militair-Beamten der Residenz eingeladen waren. Niemals barg irgend eine diplomatische Sitzung, trotz der feurigen Versicherungen, mehr Schwierigkeiten und Fallstricke unter expansivern und lärmendern Formen; denn man muß nur daran denken, alle die Gäste, die da versammelt sind, um auf die Juli-Revolution zu trinken, sind Unterthanen Großbrittanniens; und wer ist Minister Großbrittanniens? Lord Wellington. Und der junge Mann, der sprechen wird? Ein Repräsentant der ewigen Nebenbuhlerin von England, ein Sohn Frankreichs, ein Freund derer, die die Freiheit Frankreichs mit Flintenschüssen wiedererobert haben.

Ein seltsames Schauspiel mußte daher ein solches Fest seyn, das unserm geistreichen Landsmann von einer Menge Engländern gegeben wurde, die zugleich mit Ungeduld und Unruhe (?) ihn zu hören erwarteten, gleichsam als wenn aus dem Munde dieses jungen Fremden, der in Indien wegen der Reife seines Geistes so rühmlich bekannt war, irgend eine wichtige Prophezeihung über das Schicksal zweier großer Völker hervorgehen sollte. Stelle man sich denn vor, als eine glänzende Zugabe dieses Gemäldes, im Hintergrunde der Himmel Indiens mit seinem glänzenden Azurblau; von einer Seite die finstern Gipfel des Himalaya, von der andern Delhi, die Kaiserstadt mit vergoldeten Dächern und schimmernden Pagoden; in der Mitte eine unermeßliche Tafel, überladen mit Bronze, Krystall und prächtigem Silberzeug; ausgesuchte Speisen in Schüsseln von chinesischem Porzellan, französische Weine in Eis von Thibet; um die Tafel die Offiziere der Residenz in ihren glänzenden Uniformen, mit dreifarbigen Bändern im Knopfloche; in den vier Ecken des Salons die dreifarbigen Fahnen Frankreichs neben der so oft feindlichen Flagge Alt-Englands; und am Ehrenplatze einen jungen Mann in einfachem Frack: es ist Victor Jacquemont, der König des Festes. Gesundheiten und Vivats regnen auf ihn von allen Seiten; es ist ein Sturm von sich folgenden Toasts zur Ehre und zum Gedeihen Frankreichs. Der Champagner fließt in Strömen, der Enthusiasmus hat den höchsten Gipfel erreicht.

(Der Beschluß folgt.)

*) Worauf hat denn diese beruhen sollen? Das englische Volk, wenn auch nicht die Aristokratie desselben, kann nur dabei gewinnen, wenn Frankreich eine mit ihm homogene, repräsentative, freie Regierungsform hat; dies Gefühl und die natürliche Sympathie der Freiheit hat sich denn auch in England bei der Juli-Revolution allgemein ausgesprochen und die Britten, statt sie zu schrecken, stimmt vielmehr aufrichtig den Franzosen geneigt; so daß die Allianz beider Regierungen jetzt höchst normal ist. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 940. Hamburg. Sonnabend, den 26. Juli. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hoëstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Pera.

(N.)

Pera ist das Stadtviertel Constantinopels, wo hauptsächlich die Franken oder Europäer leben, die ihrem Range oder ihrem Reichthume nach der aristokratischen Classe angehören oder sich derselben anschließen; die Kaufleute haben ihre Comtoire zu Galata. Zu Pera ist es, wo die christlichen Gesandten seit der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ihre Paläste haben, und mehrere unter ihnen haben sich von der Pforte Privilegien ertheilen lassen, die ihnen sehr zu statten gekommen sind, um bei Empörungen zuvörderst ihre Person und nächstdem die Würde der Krone, welche sie repräsentiren, vor den Insulten einer wüthigen und fanatischen Volksmasse in Sicherheit zu bringen.

Es besteht eine Thatsache, welche die Türken nie eingestehen werden, und die doch zuverlässig ist, nämlich, daß bei zwei Empörungen die Sultane verkleidet das Serail verließen und bei den christlichen Gesandten, welche sich des ihnen erwiesenen Vertrauens durch eine Discretion, die ihnen zur Ehre gereicht, würdig erwiesen, ein Asyl suchten und fanden.

Die Türken nennen Pera Beg joli, d. h. Prinzenstraße, und diese Bezeichnung ist die natürliche Folge der Weise, in welcher man zu Constantinopel die Europäer classificirt. Ein jeder, der ein großes Gefolge und den Anschein des Reichthums hat, ist ein Begsade oder eines Fürsten Sohn — daher der türkische Name von Pera. Die Geistlichen, die Rechtsgelehrten sind Hekims oder Doctoren, die Militairpersonen Kapudans und die Kaufleute Basiegans. Welchen Rang man auch haben, welches Gewerbe man auch treiben mag, muß man sich unter diese Classification stellen, und wenn ein Zweifel obwaltet und der geringste Umstand es erlaubt, so wird man für einen Begsaden erklärt, weil dieser lügnerische Titel dem morgenländischen Stolz schmeichelt.

Pera liegt auf dem Gipfel eines Hügels, dessen Seite, die schräge nach dem Hafen hinläuft, von den Vorstädten Galata und Topchana eingenommen wird; es ist genau genommen nur eine schmale und nicht sehr gerade Straße. Die Paläste der Gesandten, welche von diesen übrigens nur während des Winters bewohnt werden, sind hinter den Häuserreihen belegen, welche die Hauptstraße von Pera bilden; man gelangt durch kleine Gänge, durch Gäßchen, die keineswegs bequem sind, zu ihnen; bald befindet man sich aber inmitten von Gärten und Prachthöfen, die des diplomatischen Luxus würdig sind. Pera wird im Nordosten durch das Quartier Tatawla begränzt, welches die Vorstadt St. Marceau von Constantinopel ist.

Es ist eine schwere Aufgabe, von der Hauptstadt des ottomannischen Reiches eine topographische Beschreibung zu geben, und jeder Reisende, der seinen Ruf der Genauigkeit nicht aufs Spiel setzen will, muß darauf verzichten. In einer Stadt, wo die meisten Häuser, selbst die Paläste, aus Holz gebaut sind, und wo die Flamme oft reine Bahn macht, ist die materielle Physiognomie fast eben so veränderlich und so schwer zu erfassen, als die bizarren Gebilde, welche der Zufall und der Hauch des Windes auf einem wolkigten Himmel erzeugen.

Die Feuersbrunst von 1831 hat ganz Pera zerstört — drei Monate später war es wieder aufgebaut. Aber ich habe nur die alte Stadt gesehen, ich kann also nichts über die neue sagen, obgleich es so ziemlich Sitte ist, die Dinge ungefähr so wieder herzustellen, wie sie gewesen sind. Ich kann mit Gewißheit angeben, daß diese Straße, dieses Gäßchen wieder vorhanden ist; aber dürfte ich wohl ein Gleiches von irgend einem Denkmal sagen?

Wir wollen jedoch mit einem Worte des Klosters der Mewlewia erwähnen: es gehöret nicht zu Pera, aber es stößt an diese Vorstadt an, und das Grabmal, das man dort sieht, scheint sich mit der Stadt der Franken zu verbinden. Dies Grabmal birgt einen Franzosen, den Grafen von Bonneval: nachdem er für sein Vaterland gekämpft hatte, kämpfte er wider dasselbe; darnach ging er, hingerissen von seinem abenteuerlichen Charakter, nach der Türkei, ward Mahomedaner, und starb als Chef des Kanonier-Corps.

War es Zufall, sagt ein deutscher Schriftsteller, oder lag dem eine tiefe Berechnung, eine geschickte Combination zum Grunde, daß das Grabmal Bonnevals im Bereich der Franken und fast mitten unter ihnen angelegt ward? Sollte man nicht bezweckt haben, daß dieser berühmte Abenteurer selbst noch nach seinem Tode den Ausländern ein lockendes Beispiel seyn sollte, welcher Reichthum und welche Ehren talentvollen Männern bevorständen, die geneigt wären, ihr Leben dem Islamismus und dem Sultan zu weihen?

Noch ein anderer Umstand zieht die Fremden hin zum Kloster von Mewlewia. Des Dienstags und des Freitags jeder Woche treiben die Mönche so bizarre religiöse Exercitien, daß alle Welt, einige Gelehrte ausgenommen, die sie bewundern, darüber lachen muß. Als ich denselben beiwohnte, stand ein alter teutonischer Gelehrter neben mir, der ganz in Enthusiasmus gerieth, wenn er irgend einen der Mönche, gelockt von dem mißtönigen Spiel der Flöte des Scheiks, sich um diesen herumdrehen sah wie ein getriebener Kreisel. „Sehen Sie," sagte er, „das ist der Tanz der Sterne, die sich um den Mittelpunct der Welt drehen und die Harmonie der Sphären bilden." Bewundernswürdige Allegorie!... Dann citirte er Sir William Jones, den General Malcolm, den Professor Lumsden und andere Gelehrte, welche es versucht, die mystischen Ceremonieen der Mewlewiaten zu erklären. Was mich betrifft, der ich dieses Schauspiel, welches weder meinem Gemüthe noch meiner Wißbegierde zusagte, bald satt hatte, ich machte mich auf und davon, um dem alten Gelehrten die Versuchung zu ersparen, mich für seine Ansichten gewinnen zu wollen.

Von den jetzigen Palästen der Gesandten kann ich nichts sagen, denn einige davon sind noch nicht wieder aufgebaut; aber ich kann von der

Digitized by Google

Oertlichkeit sprechen, die sie einnehmen oder eingenommen haben. Auf dem höchsten Punct von Pera dominiet die holländische Flagge; die Aussicht, deren man von hier aus genießt, ist wundersam: man übersieht den Hafen, das Serail und den ganzen Propontides. Es läßt sich nichts Schöneres denken als von da aus den Promenaden des Großherrn oder den Coolutionen der kaiserlichen Flotte zuzusehen. Der französische Pallast liegt minder günstig mitten auf der Höhe des Hügels. Weitee unten und ohne alle Perspeccive befand sich der österreichische Pallast: dort war es, wo das stolze Venedig sich zur Zeit seiner Macht mit einem wahrhaft morgenländischen Pomp eepeäsentiren ließ. Auch wae dieser Pallast der peachtvollste in ganz Pera — aber, ach! ee war von Holz, und lag deshalb binnen wenig Minuten in Asche.

Der Pallast der englischen Gesandtschaft war prächtig: er war das Werk des Lords Elgin, dieses Freundes dee Künste, der sich mehr als einmal den Namen eines Vandalen erwarb. Dieser Pallast bestand aus Gold und Marmor, doch verschwand ee in der Feuersbrunst eben so wie die Häuserchen, die ihn umgaben.

Es wimmelt zu Pera und zu Galata von Mönchen: man sieht dort Franciskaner, Trinitarier, Kapuziner, Minoriten, ec.; es ist als ob die ganze Mönchswelt, welche aus Frankreich vertrieben worden, sich in den Straßen von Constantinopel gesammelt hätte: da bilden der Turban und die Kapuze nun einen sonderbaren Contrast. Diese Mönche gehören den vier Kirchen zu Pera an, welche zu gleichen Theilen unter dem Schutz von Frankreich und Oesterreich stehen, nämlich die Kiechen von St. Ludwig und von St. Anton von Padua unter dem der ersteren Macht, und die Kirche Santa Maria so wie die Episcopalkirche unter dem der letzteren.

Galata-Serail, welches sich fast in der Mitte von Pera erhebt, ist ein Collegium, wo die jungen Leute ihee erste Ausbildung erhalten, die zu Pagen im Serail bestimmt sind. Es ist eine Stiftung von Suleiman oder Soliman dem Großen, dee damit zwei Classen von Individuen verband, deren Wahl drollig genug ist, nämlich Lehrer und Köche: er wollee, daß seine Pagen gleich sehr am Magen wie am Geiste gepflegt werden sollten.

Wir können schon von der neuen Straße zu Pera sprechen, denn es ist, wie schon gesagt, schwer, zu Constantinopel ein andeees Alignement einzuführen, auch hat der Straßen-Inspector befohlen, daß man sich bei den neuen Bauten an die alten Pläne zu halten habe.

Herr von Hammee, dee kein Freund von den Peeanern ist, sagt von der Hauptstraße ihrer Vorstadt: „Sie ist begränzt, wie ihr Verstand, und lang wie der Bandwurm ihrer Intriguen. — Die Größe dee Straße," fährt derselbe Autor fort, „die kaum füe den Durchgang eines Wagens berechnet ist, verengt sich, je mehe die Häuser sich erheben, zuvörderst durch die Balcons, dann, weil jede obere Etage übee die untere hervoeragt, so daß man sich oben aus den Häusern über die Straße hin einander die Hände reichen kann.

Da niemand ohne Balcon seyn will, und ein jedee den seinigen über den seines Nachbaren hinauszuführen sucht, so fördert diese Ueberteeibung der Neugierde und der Eitelkeit einen barocken Ueberfluß von großen und kleinen Balcons, von vorspringenden Etagen und sonstigen Auswüchsen zu Tage, wodueh die Häuser zu Pera eine höchst ungewöhnliche Physiognomie bekommen. Diese Balcons, die man Schahnishin, d. h. Königssitze, nennt, sind genau genommen nur die Vorposten der Neugierde und der Spionierie; Männer und Frauen weilen dort ganze Tage lang niedergekauert auf Kissen. Ein Haus, das keinen Schahnishin hat, ist in den Augen eines Peraners aller Zierde beraubt und ee hält sich, wie es auch übrigens im Innern eingerichtet seyn mag, für sehr unglücklich, wenn ee es bewohnen muß. Auch die Belvedères sind ein Zierrath, auf den viel gehalten wird.

Die ursprüngliche Bevölkeeung von Pera stammt von den Genuesen und Griechen ab, die, entweder durch Eroberung, zur Zeit der Byzantiner, oder duech Toleranz, seit dee Herrschaft der Türken, Pera zu ihrem Wohnort erwählt haben. Ein Dutzend zahleicher und untereinander verbündeter Familien bilden die Aristokratie diesee Colonie, und diese Aristokratie hält sich troß ihree Nullität seit Jahrhunderten für eins der wichtigsten Getriebe der europäischen Diplomatik zu Constantinopel. Die Gesandten, welche sich dee Peranee in früheren Zeiten als Dollmetscher oder als geheime Agenten bedienten, weisen gegenwärtig deren nutzlose Dienste von dee Hand; desungeachtet machen sie sich gern wichtig und mandoriren ohne Unterlaß dahin, glauben zu machen, daß sie im Besitz der Staatsgeheimnisse sind. Dazu kommt noch, daß es vielen unter ihnen gelingt, von den Gesandten entwedee Titel ohne Functionen odee niedere Aemter zu erhalten, was denn ihree diplomatischen Manie schmeichelt.

Dee unterscheidende Charakter der peranischen Sitten ist eine sinnliche Bigotterie und eine egoistische Servilität: Predigten, in welchen die Pracht des Himmels mit einem Luxus an Worten geschildert wird, welcher alles in Perlen, Diamanten und Rubinen umwandele; Ablasse, nicht füe die Vergangenheit, sondern füe die Zukunft, vermittelst eines Schreibens vom Heiland an die heilige Brigitte; Lotteriecn dee Heiligen, welche den Spielenden einen Schutzpatron für das ganze Jahr geben: das sind die Mummereien, wonach der Leser den moralischen Zustand und die Religions-Principien der Peraner beurtheilen mag.

Dasjenige, was den Peranern nächst einem Schahnishin am meisten am Herzen liegt, das ist die Form gewisser Kleidungsstücke; für die Männee der Kalpack und die Pantoffeln, für die Frauen die Galensen und Kondobunis; ihe Schnitt, die Art, sie zu tragen, sie auszuschmücken, ist ein Gegenstand, auf welchen ein Peraner die Hälfte seiner Zeit verwendet. Der Kalpack ist eine sehr hohe kegelförmige Mütze, welche die Stelle des Turbans bei dem Mahomedaner und die dee Kalotte bei den Griechen vertritt. Die große Kunst eines peranischen Stutzers besteht darin, diesen bizarren Kopfputz so schief als möglich zu tragen, ohne daß er herabfällt; es ist, wie ein deutscher Schriftsteller sagt, eine ewige Carrikatur auf den berühmten Thurm zu Pisa. Was die Pantoffeln betrifft, so ist es allbekannt, welch eine Wichtigkeit im ganzen Morgenlande darauf gelege wird, und die Peraner haben diesen Gegenstand des Luxus und der Eitelkeit nicht vernachlässigt. Ein Peraner von gutem Ton muß einen seiner Pantoffel, wenn er in ein Zimmer tritt, von sich schleudern, ihn aber mit demselben Fuße, dem er angehört, wieder auffangen, indem ee sein herkömmliches Compliment macht. Dieser lächerliche Brauch hat einer geistreichen Dame zu der Aeußerung Anlaß gegeben, daß die Peranee stets dahinter her wären, des Geistes mächeig zu werden, daß sie aber immer nur ihren Pantoffel erwischten.

Galensen nennt man das Fußzeug dee Damen: ihe unterscheidendee Charaktee desteht in einem Hacken, höher, als man ihn in der guten Zeit dee Marquis zu Versailles gesehen hat. Man eedet dee Lächerlichkeit diesee Fußbekleidung damit das Wort, daß man sagt, sie habe den Zweck, zu verhindern, daß die Gewändee nicht auf dem nassen Pflastee der Bäder einherschleifte; doch sieht man auf den ersten Blick, daß dieses nur ein leeree Vorwand ist, und daß die Galensen nichts weiter als eine Strickleiter der Eitelkeit sind.

Der Kondobuni ist eine Art von Pelz, der nur bis auf die Hüften herabreicht und den die Damen über ihrer Robe tragen; er ist stets aus einem reichen Stoffe und von Schmuck überladen: er ist viel mehr eine Winter- als eine Sommer-Bekleidung, daher einige Reisende ihm den Namen Tandur-Uniform beigelegt haben.

Tandur heißt ein Kohlenbecken, welches untee einem Tisch aufgestellt wird, der bis zur Erde mit einem großen dicken Teppich behangen

Digitized by Google

ist. Um diesen Tisch herum stehen Sophas mit hochaufgestapelten Kissen; man setzt sich dergestalt auf diese, daß der untere Theil des Körpers bis über den Gürtel unter den Tandur kommt. Es läßt sich denken, daß der Kondobuni und der Tandur ein paar unzertrennliche Dinge sind, und es ist fast ein Widersinn in Hinsicht der Mode, daß man aus dem Kondobuni eine Sommerbekleidung gemacht hat.

Die Moralisten und die Medicinee haben sich zu steten Widersachern des Tandurs gemacht; aber der Brauch und die Mode sind mächtiger als sie. Die Esteeen sprechen zu den Müttern von einer telegraphischen Sprache, die von den Füßen erfunden worden und den Sitten gefährlich ist, während die Letzteeen zwanzigerlei Krankheiten namhaft machen, die ihren Ursprung unter dem Tandur haben. Wir wollen den Grund nicht aufsuchen, warum die Worte der Aerzte und der Moralisten so wenig fruchten, sondern uns nur darauf beschränken, den Triumph des Tandues zu beweisen.

Wir haben nur noch ein Wort nachzutragen, um unsere physische und moralische Schilderung Pera's zu vervollständigen, und dies Wort ist auch nicht sehr zu Gunsten der Bewohner dieser Vorstadt von Constantinopel.

Die Kirchhöfe dienen zu öffentlichen Promenaden; mitten aus den Gräbern erheben sich Caffeehäuser, und der tobende Jubel der Trunkenheit verdoppelt noch den Schmerz der in Trauer versetzten Familien. Es ist dieses keine Philosophie, auch eben so wenig ein Cynismus; wir haben gesehen, daß der Perante mitten unter den Leichensteinen seinen Sorbet zu sich genommen hat; Sorglosigkeit und Leichtfertigkeit sprachen sich in seiner Physiognomie aus und in der umsteigen würde er, wenn er sie untersucht hätte, Verachtung haben aufsteigen sehen.

Chinesische Ehen.

(Aus dem Univers religieux.)

(N.)

Es kommt in China häufig vor, daß eheliche Verbindungen für Kinder abgeschlossen werden, die noch nicht geboren sind; es geben sich nämlich zwei Frauen, die beide guter Hoffnung sind, gegenseitig das Versprechen, die Kinder mit einander zu verheirathen, die sie in ihrem Schooße tragen, vorausgesetzt, daß sie verschiedenen Geschlechtes sind; und um das Uebereinkommen noch bündiger zu machen, werden Unterpfänder gesetzt: ein Ring oder Armband für diejenige welche ein Mädchen gebiert, und zwei Fächer von gleicher Form und Farbe für diejenige, die mit einem Knaben niederkommt. Wenn ein solches Uebereinkommen einmal getroffen worden, ist es fast unmöglich, es wieder zu annulliren; darnach wird das gegenseitige Ehegelöbniß in ein auf den Schnitt vergoldetes Buch, das nur ein einziges Blatt enthält, eingetragen.

Nach der Geburt des Mädchens wird dessen und seiner Eltern Name, so wie sein Geburtsort auf dies Buch geschrieben. Dies Buch wird ceremoniell den Eltern des Knaben zugesandt, die es zu sich nehmen und ihrerseits ein ähnliches den Eltern des Mädchens zuschicken; nach diesen Formalitäten kann von einem Rücktritt nicht mehr die Rede seyn und die Heirath muß außer in dem einzigen Falle, daß eins der künftigen Eheleute mit dem Aussatz behaftet wäre, vor sich gehen. Man sieht also, daß im Punct der Heirath von keiner Einwilligung der contrahirenden Theile die Rede ist, weil sie lange vorher von den Eltern beschlossen wird, ehe jene in dem Alter sind, diese geben zu können; deshalb gibt es auch so manche schlechte Ehen in China und so viele Frauen, die in ihren häuslichen Leiden kein anderes Ende finden, als indem sie sich erhängen oder ersäufen.

In der Regel sind es nicht die Eltern, welche die ersten Schritte thun, um ein Ehebündniß zu Stande zu bringen; es giebt in China Unterhändler vom Fach, Männer und Frauen, deren Amt es ist, den zu verehelichenden Knaben Mädchen und umgekehrt den Mädchen Knaben zu verschaffen: es ist dies ein Geschäft, von welchen diese Leute oft ganz allein leben. Das Heirathen ist eine Art von Handelsgeschäft, von welchem diese Mittelsleute das Monopol haben. Eben so ist es mit den andern Geschäftszweigen, und da es in dem Lande keine öffentlichen Viehmärkte giebt, so wenden diejenigen, die eine Kuh, einen Büffel, ein Schwein, ꝛc. zu verkaufen haben, sich an Leute, die mit dem einen oder dem andern dieser Artikel zu thun haben und die den Verkauf dann gegen eine gewisse Provision besorgen; jedoch düesen diejenigen, welche bei dem Ein- oder Verkauf von Vieh als Mittelspeeson agiren, sich nicht mit dem Abschluß von Eheverbindungen befassen.

Es gereicht den Mädchen zum Schimpf, wenn sie im zehnten Jahre noch nicht verlobt sind; in einem solchen Falle sagt man geradezu, es gehe schlecht mit dem Handel.... Wenn ein Mädchen vierzehn oder funfzehn Jahre alt geworden ist, so darf sie nicht mehr aus dem Hause gehen, höchstens darf sie dann und wann einmal aus der Thür schauen. Wenn Fremde ins Haus kommen, so müssen die Mädchen sich im entlegensten Gemache verborgen halten. Wenn man zur Verlobung schreiten will, so fordern die Eltern des Knaben die des Mädchens auf, einen Tag dazu festzusetzen; wenn dieser nun erschienen ist, so findet sich der Unterhändler der Hirath, begleitet von zwei Männern und eben so vielen Frauen (die Letzteren oft aus der Hefe des Volks und mit dem Schimpfnamen „Weiber mit großen Füßen" bezeichnet, weil sie ihre Füße zu ihrer natürlichen Größe haben wachsen lassen) in dem Hause der künftigen Gattin mit den herkömmlichen Geschenken ein, die in verschiedenen Körben verschlossen sind; in einem derselben befinden sich auch die beiden auf dem Schnitte vergoldeten Bücher, deren wir schon erwähnt haben, um welche verschiedene Fruchtarten, wie es die Etikette vorschreibt, herumgelegt sind: in den vier Ecken des Korbes sind Piaster aufgestapelt. Ein anderer Korb enthält einen frischen Schinken, ungefähr zwölf Pfund schwer. Der Schinkenfuß wird dem Schwiegervater der Braut zurückgeschickt. Ein dritter Korb ist mit Fadennudeln angefüllt.

Bei der Ankunft der Körbe werden Petarden abgefeuert, um den Nachbaren und der Umgegend die Kunde mitzutheilen, auch werden zwei Kerzen von rother Farbe angezündet, die in das erste Gemach, in welches man eintritt, gestellt werden. Darnach vertheilt die Braut den Schinken unter die Anwesenden, deren Zahl aber oft so groß ist, daß ein jeder kaum einen Mundvoll bekommt. Ihrerseits beeilt sie sich, ihren künftigen Gatten das kleine Buch zuzusenden, welches das Eheversprechen enthält, und ihre Eltern begleiten diese Sendung mit eben so vielen Körben, als sie erhalten haben, mit einem Inhalt, der dem empfangenen am Werthe gleichkomme. Ihre Geschenke sind jedoch anderer Art und bestehen hauptsächlich aus verschiedenen Früchten, in sechszehn Packeten verpackt, von welchen jedes Packet in den vier Ecken eine gewisse Blume auf rothem Papier enthalten muß. Die Braut bekommt auch von ihrer Schwiegermutter kleine Geschenke von geringem Werthe, die sie sofort wieder in gleichen Portionen unter die Anwesenden austheilt. Unter diesen Geschenken befinden sich auch an der Sonne gedörrte Kürbiskerne. Nach der Verlobung darf der Bräutigam dem Hause, wo die Braut lebt, unter keinem Vorwande nahe kommen: er hat sie noch nicht gesehen und bekommt sie auch nicht eher als am Hochzeitstage zu Gesicht. Der Vater des Mädchens säumt nicht — falls er überall so lange gewartet hat — sein Geld zu fordern; der billigste Preis für eine Frau ist ungefähr vierzig Piaster. Der gewöhnlichste Satz ist siebenzig bis achtzig Taels, und ein Tael hat ungefähr den Werth von achtehalb Franken.

Digitized by Google

Der künftige Gatte bekommt seine Gattin keinenfalls eher als bis er den verabredeten Preis bis auf den letzten Heller bezahlt hat; überdem hat er auch noch die Kosten zu entrichten, welche deren Versetzung aus dem väterlichen Hause nach dem seinigen veranlaßt. Wenn der für die Frau gesetzte Preis gezahlt worden ist, so kann die Hochzeit vor sich gehen und man begiebt sich nach dem Hause des Zukünftigen, um sie zu feiern. Der Courier, welcher die Palankinträger führt, macht sich, von einer Alten, welche die Neuvermählte leiten soll, begleitet, zuerst dahin auf den Weg; ehe dies geschieht, zieht man jedoch erst einen Sterndeuter zu Rath, um zu hören, ob der Tag von einer glücklichen oder von einer unglücklichen Vorbedeutung sey; in letzterem Falle nimmt man ein großes Stück rohes Schweinefleisch mit, um es dem Teufel, der es in Tigersgestalt auf die Reisenden abgesehen, vorzuwerfen, damit diese, während jener sich mit dessen Verspeisung beschäftigt, ohne eine Unbill zu erfahren, ihr Ziel erreichen.

Währenddem ist das junge Mädchen, welches schon vor Tage aufgestanden, beschäftigt, im höchsten Grade der Eleganz ihre Toilette zu machen, ihren besten Schmuck, ihre reichsten Kleider anzulegen. Von den letzteren werden die kostbarsten stets durch andere von geringerem Werthe, die darüber angezogen werden, verdeckt. Die oberste Bekleidung, das eigentliche Hochzeitskleid, ist nichts weiter als ein großer Mantel, der all das Uebrige einhüllt. Auf den Kopf bekommt sie einen riesigen Hut in der Form eines Korbes, der ihr bis auf die Schultern reicht und das ganze Gesicht bedeckt. So geschmückt, setzt sie sich in einen Palankin von rother Farbe, der von vier Männern getragen wird. Unterwegs muß ihr alles weichen und Platz machen, und wenn es der Vice-König der Provinz selbst wäre. Der Palankin ist ganz verschlossen, so daß sie weder sehen noch gesehen werden kann. In einiger Entfernung werden ein oder mehrere Koffer von gleicher Farbe mit dem Palankin, in welchem sich die Garderobe der Neuvermählten befindet, ceremoniell hinterdrein getragen. Oft enthalten sie nichts weiter als alte Röcke und Lumpen, hauptsächlich eine Bettgardine, was ein unerläßlicher Artikel ist und der ihr, je nach ihrem Werthe, in dem Hause ihres Gespons eine mehr oder minder günstige Aufnahme verschafft.

Es ist Sitte, daß das gesammte Gefolge der Braut so lange, bis sie die Wohnung des Gatten erreicht hat, weint, und so hört man denn während des ganzen Zuges nur ein ununterbrochenes Schluchzen: wenn indessen die Entfernung gar zu weit ist, so wird mit dem Weinen unterwegs eine Pause gemacht und es beginnt erst dann wieder, wenn man dem Ziele nahe gekommen ist. Die Chinesen weinen aus Lust und aus Schmerz, wie es ihnen vorgeschrieben wird. Endlich trifft der Courier, der dem Zuge um einige Minuten vorausgeeilt ist, athemlos ein, klopft hastig an die Thür des Gatten, und schreit aus voller Kehle: „sie kommt! sie kommt!“ Sofort verkünden eine Menge Petarden, in deren Krachen sich die Mißlaute mehrerer musikalischer Instrumente mischen, der Nachbarschaft die Ankunft der jungen Frau. Diese macht, verdeckt in ihrem riesigen Hute, am Eingange des Hauses in ihrem Palankin Halt; der Herr Gemahl aber schließt sich im verborgensten Winkel des Hauses ein, doch schaut er von Zeit zu Zeit durchs Schlüsselloch, um zu sehen, was draußen vorgeht.

Die Unterhändlerin, welche die junge Frau begleitet hat, nimmt ein kleines Kind, wenn eins im Hause ist, und läßt durch selbiges die eingetroffene Dame begrüßen; daraus tritt sie in das Gemach des Gatten, um ihm die Ankunft der Gemahlin anzuzeigen. Er giebt sich das Ansehen, als ob ihm alles, was um ihn her vorgeht, nicht kümmere; doch geht er mit der Unterhändlerin, nähert sich mit gravitätischen Schritten dem Palankin, öffnet dessen Verschluß mit bebenden Händen, führt seine Künftige zu der Tablette seiner Voreltern, vor welcher sie beide dreimal die Kniee beugen, und setzt sich dann mit ihr, eins dem andern gegenüber, zu Tisch. Hier werden sie von der Unterhändlerin bedient: der Herr Gemahl ißt und trinkt, aber seine zweite Hälfte thut beides nur dem Scheine nach, denn der ungeheure Hut, den sie noch immer trägt, macht es ihr unmöglich, irgend etwas zum Munde zu bringen. Nach geendigtem Mahle treten die Vermählten in ein Nebenzimmer. Alle Anwesenden sind währenddem in gespannter Erwartung, das Resultat dieser ersten Zusammenkunft zu erfahren; denn nun erst nimmt der Mann der Frau die Maske ab, welche ihren Kopf barg, und bekommt sie zum erstenmale von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie möge nun hübsch oder häßlich, einäugig oder rothäugig ꝛc. seyn, so ist und bleibt sie seine rechtmäßige Frau, und was er auch empfinden mag, muß er sich doch stellen, als ob er mit dem ihm zu Theil gewordenen Loose völlig zufrieden sey.

(Der Beschluß folgt.)

Die Göttin der Vernunft.

(Aus den Denkwürdigkeiten eines Arztes.)

(N.)

Es war ein schöner Sommerabend, als ich im Jahre 18.., von Neapel aus ging, um den Eigenthümer eines eine Stunde von der Stadt belegenen Gasthofes zu besuchen, der, plötzlich unwohl geworden, meine Hülfe in Anspruch genommen hatte.

Der Anblick des Landes war köstlich! Die letzten Strahlen der Sonne spielten in dem klaren Gewässer der Bucht, während ein leichter Windhauch deren Oberfläche kräuselte und die Atmosphäre lieblich erfrischte. Ganz in der Ferne zeigte sich die Masse des Schlosses St. Elmo, welches den Gipfel der Hügel bekränzt, und hinter diesen Hügeln erhob sich die majestätische Kuppe der Appenninen. Am Fuße dieses Schlosses senkte sich ein prachtvolles Amphitheater von Weinreben und Orangenbäumen bis nach Chiaja hin, und Angesichts von diesem breiteten sich die Gärten der Villa-Reale aus.

Die Schönheit der Landschaft hatte mich dermaßen bezaubert, daß ich fast über den Ort, zu dem ich wollte, hinausgegangen wäre. Aber das prosaische Lärmen der Postillone und der Dienerschaft des Gasthofes riß mich noch zu rechter Zeit aus meinen sanften Träumereien.

Mit der Unpäßlichkeit des Wirthes hatte es wenig auf sich; als ich mich aber entfernen wollte, nachdem ich ihm etwas verschrieben, sagte er zu mir, es läge, aller Hülfe entblößt, da sie hier weder Verwandte noch Freunde habe, eine arme Frau, die er für eine Engländerin halte, in seinem Dachstübchen im Sterben. In der Hoffnung, sie durch Hülfe meiner Kunst vielleicht retten zu können, oder ihr doch mindestens ihren letzten Augenblicke zu erleichtern, verlangte ich, zu ihr geführt zu werden.

Aber ich hatte mir den Anblick, der meiner wartete, so gräulich nicht gedacht, als ich ihn finden sollte.

Die Unglückliche lag hingestreckt auf ein Bischen Stroh und hatte zu ihrer Bedeckung nur ein Stück grobes Leinen, das sie der Menschlichkeit eines Aufwärters im Gasthofe verdankte. Diese Decke hatte sich unter den Anstrengungen, mit welchen die Unglückliche gegen den Tod ankämpfte, verschoben, und so sah ich, daß sie ein rothsammtenes abgetragenes und zerlumptes Kleid anhatte; eine doppelte Schicht Schminke bedeckte ihre welken Gesichtszüge, ihre Augenbrauen waren ebenfalls gefärbt.

In wenigen Minuten gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß alle menschliche Hülfe hier vergebens sey: die Kranke war im Verscheiden. Ich setzte mich neben ihr nieder und richtete, ihr Haupt auf meine Hand stützend, einige Fragen an sie, hoffend, daß sie so auf einen Augenblick wieder zur Besinnung kommen würde.

Digitized by Google

Plötzlich machte sie eine Bewegung, die mich glauben machte, daß meine Erwartung in Erfüllung ginge. Sie sah mich mit halbgeöffneten Augen an und sagte mit einer hohlen, halbgebrochenen Stimme, auf Französisch: „Ich bin die Göttin der Vernunft!“

Darnach sank ihr Haupt zurück und sie verschied unter meinen Augen.

Ich begab mich sofort zu dem Herrn G***, Vice-Consul zu Neapel, um der Unglücklichen ein anständiges Leichenbegängniß auszuwirken. Von ihm und von einigen andern Personen erfuhr ich dann folgende Umstände aus dem Leben dieser Frau.

Lady R***, die Tochter eines englischen herzoglichen Hauses, verließ ihr Vaterland in dem Alter von siebenzehn Jahren, um mit einer alten Tante, die nie verheirathet gewesen, nach Paris zu gehen. Es geschah dieses zu Anfang des Jahres 1789. Die Tante ward bald von den vorherrschenden Ideen eingenommen, und so ward ihr Haus der Sammelplatz der Revolutionshäupter, als: Condorcet, Mirabeau, Abbe Sièyes und späterhin der beiden Robespierre, Saint-Just, Hebert und anderer.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß die Nichte sich durch das Beispiel ihrer Tante hinreißen ließ und nun auch ihrerseits für die exaltirtesten Dogmen des Republikanismus erglühte. Robespierre bot alles auf, die Erinnerung an einen jungen Engländer aus ihrem Herzen zu verwischen, mit dem sie in London verlobt worden war, und allmählig gelang es ihm auch.

Die Tante starb an einer Hirnentzündung, und bald darnach sah man die edle Lady R*** bei dem großen Feste, welches Maximilian Robespierre auf dem großen Marsfelde gab, die Göttin der Vernunft vorstellen.

Späterhin verließ sie Paris mit einem italienischen Grafen, der sie zu Neapel ehelichte, aber wenige Wochen nach der Heirath wieder verließ. Aus Schaam mochte sie sich nicht an ihre Verwandte zu London wenden, und so gab sie sich allen Ausschweifungen hin, bis sie zuletzt den Verstand verlor.

Eines Tages fand man sie sterbend in der Nähe eines Gasthofes, eine Stunde weit von Neapel. — Das Uebrige ist dem Leser bekannt. So endete auf einem elenden Strohlager und in einem Dachkämmerchen die Lady R***, Tochter eines englischen Herzogs und — Göttin der Vernunft.

Ein junger Lord, der eben von London angekommen, in dem besagten Gasthofe abgetreten war, als man die Leiche zur Erde bestattete, begleitete, es sey nun aus religiösem Gefühl oder aus Ahnung, den Leichenzug. — Späterhin erfuhr er, daß er der Beerdigung seiner Gespielin aus dem Alter der Kindheit, der Braut, die Maximilian Robespierre ihm abwendig gemacht, beigewohnt hatte....

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

Paris 1834.

(2.)

Obiges Werk, das uns vor Augen liegt, gewährt ein doppeltes Interesse, einmal durch das Ereigniß, von welchem es handelt, dessen gerechte Würdigung in seinen Motiven und in seinen Folgen, wegen seiner Neuheit und Gleichzeitigkeit, noch so schwierig ist, andrerseits durch den Verfasser, dessen moralischer Charakter ihm eine hohe geschichtliche Glaubwürdigkeit giebt und dessen politische und geschäftliche Stellung ihn in den Stand setzte, die Wahrheit zu kennen; denn es bedarf wohl kaum, unsere Leser vorbereitend daran zu erinnern, daß Herr Berard, nächst Lafayette, Laffitte und Odilon-Barrot, wohl am meisten dazu beigetragen hat, daß der Herzog von Orleans den Thron Carls X. bestieg. Wenn nun dieser Mann sich jetzt, nebst ganz Frankreich, für getäuscht und der gehofften wohlthätigen Folgen der hochgerühmten Juli-Revolution für beraubt erklärt, so fordert dies zu ernstem Nachdenken und aufmerksamer Prüfung seiner Darstellung und der darin gegebenen Beweise auf. Wir glauben daher etwas Nützliches und unsern Lesern Willkommenes zu thun, indem wir auszugsweise die Haupt-Momente des Werkes mittheilen. Wir beginnen mit der Vorrede, welche klar und ausführlich ausspricht, was der Verfasser zu leisten unternimmt und nach welchem Maasstabe er beurtheilt werden zu müssen glaubt. Sie trägt durchaus den Stempel bescheidener Mäßigung und freimüthiger Wahrheitsliebe, wie eines warmen patriotischen Gefühls. Wir meynen daher, daß dieses Buch mächtiger gegen das jetzige Regierungs-System und das Ministerium wirken werde, als alle Angriffe der Ultra's beider Parteien und selbst republikanischer Blätter.

Nichts ist schwerer, als die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Die Nähe der Ereignisse, die persönliche Kenntniß der Individuen haben jeden Augenzeugen in den Stand gesetzt, sich eine Meynung zu bilden, die er ausgesprochen hören möchte; aber da diese Meynungen nothwendig sehr verschieden sind, so ist es unmöglich, allen zu genügen. Wenn sich der Geschichtschreiber auf eine einfache Erzählung beschränken dürfte, so könnte er es vielleicht durch Sorgfalt und Genauigkeit dahin bringen, keinen Widerspruch zu erregen; aber sein Beruf ist höherer und umfassenderer Art. Er soll nicht nur das treue Gemälde der Thatsachen entwerfen, sondern er soll sie auch wägen, würdigen und mit einem Worte ein gerechtes und unparteiisches Urtheil fällen. Der Begriff, den ich mir von der Pflicht eines Geschichtschreibers mache, zeigt hinlänglich an, daß ich nicht den Anspruch gemacht habe, eine Geschichte zu schreiben.

Als eingreifend mithandelnder Theilnehmer an den unermeßlichen Ereignissen des Jahres 1830 habe ich den Wunsch empfunden, die Spur dessen zu erhalten, was ich gethan. Dieser Wunsch ist ein gebieterisches Bedürfniß für mich geworden, als ich gesehen, mit welcher ausgezeichneten Geschicklichkeit oder vielmehr mit welcher unverschämten Treulosigkeit man das verfälschte, was sich unter unsern Augen zugetragen. Unsere Natur ist vergeßlich und wir nehmen uns kaum die Mühe, gegen die eigennützigen Lügen zu reclamiren, wovon wir täglich Zeugen sind. Daraus aber folgt, daß diese Lügen zuletzt gewissermaaßen als Wahrheiten gelten und daß die klarsten Thatsachen auf diese Weise völlig entstellt werden. Gegen diese Lügen nun habe ich protestiren zu müssen geglaubt, indem ich ohne Umwege, ohne Schonung, ohne Schmeichelei sage, was ich als Wahrheit kenne.

Bei dieser Stimmung und einiger Neigung zur Ruhe muß man begreifen, daß ich nicht die Absicht gehabt, das, was ich schrieb, besonders unmittelbar, zur Publicität zu bringen. Zufrieden, aufgezeichnet zu haben, was ich gesehen, es mit Freimüthigkeit und Unabhängigkeit ausgedrückt zu haben, wartete ich geduldig, um etwanigen Gebrauch davon zu machen, die Beruhigung der Leidenschaften ab, die oft erst im Tode eintritt; aber die Staatsgewalt ist von Menschen überschwemmt, die, selbst vom ersten Augenblick unserer Revolution an, alles gethan haben, damit sie ihren Zweck verfehle; aber diese Menschen ziehen aus allen Kräften den Wagen des Staates auf einen retrogaden Weg; aber sie wagen heuchlerisch zu behaupten, daß sie das ausführen, was die Revolution von 1830 gewollt hat; es wird daher unerlaßlich, sie zu entlarven und wie furchtsam meine Stimme auch seyn möge, so soll sie doch alle Kräfte sammeln, um zu proclamiren, daß es Feinde der Freiheit sind, die uns in diesem Augenblicke regieren. Das ist die wahre, aufrichtige, einzige Ursache der anticipirten Publicität dessen, was ich über die Revolution von 1830 geschrieben habe; denn, ich erkläre es hiermit, ich verschmähe, auf die verläumderischen Schriften zu antworten, die über diese Epoche herausgekommen sind, aus welcher Quelle sie auch fließen mögen. Man sagt mir, daß ich mächtigen Haß gegen mich aufregen werde; aber eben so mächtigen lud ich am 6. August 1830 auf mich. Ich habe mich damals nicht bedacht, weil es mir schien, daß

Digitized by Google

ich eine Pflicht erfüllte. Ich nehme daher eben so wenig Anstand, denn auch jetzt habe ich das Bewußtseyn, eine Pflicht zu erfüllen.

Die Erinnerung vergangener Thatsachen verliert sich so schnell bei uns, daß einige Personen ohne Zweifel finden werden, daß ich in meinem Bericht eine zu bedeutende Rolle spiele. Diese bitte ich, nicht aus dem Gesicht zu verlieren, daß es **meine Erinnerungen** sind, die ich schreibe, und nicht die Geschichte der Ereignisse. Wenn ich mir das nöthige Talent zugetraut hätte, um die Schilderung davon zu entwerfen, so würde ich jeder Person in dem Plan ihren Platz angewiesen haben und dadurch nothwendigerweise sehr in den Hintergrund getreten seyn. Ich habe mich aber beschränkt, ein Bildniß zu skizziren, in welchem alles accessorisch wird in Beziehung auf die Haupt-Figur. Darin vor Allem besteht der Unterschied zwischen Denkwürdigkeiten und Geschichte.

Wie groß auch die Genauigkeit sey, deren ich mich befleißigt habe, so ist es doch nicht unmöglich, daß mehrere Personen, die ich auf den Schauplatz führe, sie zu bestreiten suchen. Um diese Art von Widerspruch mindestens schwer zu machen, habe ich allen wichtigen von mir erzählten Thatsachen, besonders denen, die mich persönlich angehen, Zeugen so zu sagen beiwohnen lassen. Fast alle diese Zeugen leben noch, und man kann sie über meine Wahrhaftigkeit befragen. Weit entfernt, ihre Controle zu scheuen, appellire ich vielmehr an sie. Oft hätte ich auch überzeugendere Beweise von dem, was ich behauptet, geben können, als ich gethan, aber sie waren der Art, daß man sie für Personalitäten hätte nehmen können, und daß sie sich von der Scheidelinie der Mäßigung entfernt haben würden, die ich mir vorgezeichnet, und von der ich lebhaft wünsche, daß man mich nicht zwinge, sie zu verlassen. Ich glaube behaupten zu können, daß diejenigen selbst, die mit meinen Worten am wenigsten zufrieden sind, mir für die Zurückhaltung Dank schuldig sind, mit welcher ich mich ausgedrückt und daß ich einiges Verdienst habe, nicht schneidender zu seyn, als ich es gewesen.

— Es ist noch eine Person, die nöthigenfalls die Genauigkeit des wichtigsten Theiles der Thatsachen, die ich erzähle, bestätigen könnte, weil sie Zeuge oder Mithandelnder bei diesen Thatsachen gewesen. Diese Person ist der König; ich würde sein Zeugniß ohne Furcht anrufen, wenn es mir jemals nöthig werden könnte.

Das Vertrauen, welches ich in das Zeugniß des Königs zeige, würde übrigens hinreichen, um zu beweisen, daß es mir nicht in den Sinn kommen kann, einen Angriff, selbst einen indirecten, gegen das Königthum von 1830 zu machen. Das ist es inzwischen, was vorgebliche oder ungeschickte Freunde sagen werden. Der König aber wird sich nicht von ihnen täuschen lassen; er weiß, daß die aufrichtige Anhänglichkeit, die ich für ihn fühle, um so fester ist, als sie patriotische Gefühle zur Grundlage hat, die er nie verläugnen wird. Ich würde außerdem sehr inconsequent seyn, wenn ich mich jetzt Feind eines Königthums erklärte, das zu errichten und zu begründen ich vor drei Jahren alles aufgeboten habe; niemanden aber habe ich das Recht gegeben, mich einer solchen Inconsequenz anzuklagen. Man findet mich im Gegentheil nur allzuconsequent. Ich will jetzt nur zu sehr, was ich vor drei Jahren wollte, und das gerade ist mein Verbrechen in den Augen gewisser Leute.

In Ermangelung der Feindschaft wird man mich vielleicht des Widerwillens und der Empfindlichkeit anklagen. Diejenigen, welche mich kennen, wissen, daß ich dafür wenig empfänglich bin. Ich bin zu gewohnt, nachzudenken, um mich einer ersten Aufwallung so leicht hinzugeben. Ueberdem kann man nicht behaupten, daß, nach Verlauf von mehr als achtzehn Monaten, seit die supponirte Ursache eines Depit aufgehört hat, erst die Wirkung davon sich zeigen werde. Zwar habe ich allerdings eine der ersten administrativen Stellen verloren; aber wird man zu behaupten wagen, daß es mir nicht leicht gewesen wäre, sie zu behaupten? Man würde von mir die Verläugnung meiner Meynungen nicht verlangt haben; man hätte sich mit dem bloßen Schein meines Schweigens begnügt. Diese Concession würde mir Gunstbezeugungen eingebracht haben, denen ich aber meine Selbstachtung vorgezogen habe. Ich habe selbst nicht Entschädigung gewollt, welche anzunehmen man mich dringend bat. Man wird außerdem bemerken, daß die Doctrinairs an meiner Absetzung keinen Antheil gehabt haben und daß sie nicht am Staatsruder waren, als ich ihren unheilbringenden Einfluß auf die Revolution von 1830 erzählte.

Weit entfernt, daß ich über die Art, wie man mich behandelt, irgend ein Mißgefühl bewahrt hätte, habe ich vielmehr eifrig alle Gelegenheiten, die sich darboten, ergriffen, der Regierung nützlich zu seyn, doch ich habe Unrecht, ich hätte sagen sollen, dem Lande nützlich zu seyn. In der Sitzung von 1832 habe ich dem Zufall der Combination der Bureaux verdankt, zum Commissair des Budgets und mehrerer Gesetze vom höchsten Interesse ernannt zu werden und mehrere Minister haben mir über meine Unparteilichkeit in den wichtigen Discussionen, an welchen ich großen Antheil hatte, Glück gewünscht. Diese Glückwünsche haben mich glauben gemacht, daß sie an meiner Stelle anders gehandelt haben würden.

Ich habe mich nicht darauf beschränkt, Pflichten zu erfüllen, die mir meine Functionen als Deputirter auflegten. Es hat mir geschienen, vielleicht mit Unrecht, daß meine vormaligen Verbindungen mit dem König mir erlaubten, auch meine Stimme bis zu ihm zu erheben, als ich glaubte, daß ich ihm wichtige Wahrheiten zu sagen hätte. Zweimal habe ich mir die Freiheit genommen, ihm zu schreiben. Da aber meine Briefe weder beantwortet noch im mindesten beachtet worden sind, so muß ich glauben, daß sie entweder nicht gelesen oder nicht für würdig geachtet worden sind, es zu werden. Es ist daher einige Demüthigung für mich, sie zu drucken. Andererseits bin ich noch fest der Meynung, daß ich guten Rath gab; das Publikum wird darüber urtheilen; diese Briefe sind neue Beweise meiner Anhänglichkeit an den König, wovon ich bereits gesprochen.

— Vier Männer insbesondere können mehr denn alle andere als die Schöpfer des Königthums des 9. Augusts betrachtet werden.

An die Spitze derselben setze ich den General Lafayette, weil er nur ein Wort zu sagen brauchte, oder vielmehr weil er nur andere gewähren lassen durfte, um am 31. Juli die Republik proclamirt zu sehen. Wäre dies geschehen, so ist es klar, daß, wie auch sonst die Folgen gewesen seyn möchten, der Herzog von Orleans den Thron nicht bestiegen haben würde. Ich habe nicht nöthig, an den ungeheueren Einfluß zu erinnern, den der General Lafayette auf den republikanischen Theil der Bevölkerung von Paris ausübte, indem er sich mit aufrichtigem Eifer an das neue Königthum anschloß. Durch sein Beteagen nahm er den Mißvergnügten selbst den Vorwand zu Unruhen und brachte die ungemäßigten Freunde der Freiheit zum Schweigen.

Laffitte wünschte seit langer Zeit, daß der Zweig Orleans zum Thron von Frankreich gelange. Es genügte, einige Augenblicke über die Politik mit ihm gesprochen zu haben, um ihn dieses Gefühl ausdrücken zu hören. Seine Ueberzeugung war, daß das Glück Frankreichs von dieser Veränderung der Dynastie abhänge. Im Augenblicke der Revolution unterstützte Laffitte mit seinen Wünschen, seinen Rathschlägen, seinen Anstrengungen ein Ereigniß, auf welches er seit langer Zeit vorbereitet war. Er hatte das Vertrauen von vielen Deputirten und Bürgern; er benutzte dieses zur Vollendung dieses großen Werkes.

Alle diejenigen, welche den Herzog von Orleans gekannt haben, wissen, welches seine Gefühle hinsichtlich Carls X. waren. Niemals hätte er das Königthum angenommen, so lange sein Vetter in der Nachbarschaft von Paris geblieben wäre, oder selbst nur die Absicht zu erkennen gegeben hätte, in Frankreich zu bleiben. Derjenige, welcher am meisten gethan hat,

Digitized by Google

um die Abreise Carls X. von Rambouillet und seine Einschiffung zu Cherbourg zu entscheiden, hat mithin wirksam beigetragen, den Herzog von Orleans auf den Thron zu erheben — und dies ist Odilon-Barrot. Ich füge hinzu, daß er am 30. und 31. Juli auch seinen ganzen Einfluß bei dem General Lafayette angewendet hatte, um die Fortschritte des Republikanismus aufzuhalten.

Après ces noms fameux, si j'ose me nommer,

sage ich, daß auch ich zur Errichtung des neuen Königthums mitgeholfen habe. Man wird den Beweis davon in dem nachfolgenden Bericht finden. Hier begnüge ich mich, daran zu erinnern, daß vielleicht ohne mich der Herzog von Orleans die Stelle eines General-Lieutenants des Königreichs am 31. Juli nicht angenommen hätte und daß die Dringlichkeit dieser Annahme seitdem von ihm selbst anerkannt worden ist; endlich, daß am 4. August, als seine Hofleute und selbst seine Freunde noch schwankten, welche Partei sie nehmen sollten, ich nicht angestanden habe, den Gefahren der Anarchie, welche drohten, ein Ziel zu setzen, indem ich vorschlug, dem königlichen Carl X. einen nationalen Nachfolger zu geben.

Ich glaube, ich wiederhole es, daß niemand so viel als diese vier Menschen, die ich so eben angeführt, gethan hat, um die jetzige Regierung zu gründen. Wie nun kommt es, daß diese vier Männer, die gewiß noch heute sind, was sie 1830 waren, schon seit so langer Zeit wie Feinde behandelt werden? Ich unternehme nicht, eine Frage, zu welcher ich auf eine natürliche Weise geführt worden bin, auf eine vollständige Weise zu lösen, aber vielleicht werde ich doch die Lösung andeuten, indem ich bemerklich mache, daß alle diejenigen, die gewählt worden sind, in diesem Augenblicke das Staatsruder zu führen, sich, offenbar oder insgeheim, zu politischen Meynungen bekennen, die denen von Lafayette, Laffitte, Odilon-Barrot und den meinigen entgegengesetzt sind.

Ich wage nicht, zu behaupten, daß ich jetzt gerade in denselben Ausdrücken schreiben würde, wie ich im Jahre 1830 und selbst 1832 gethan. Die Ereignisse schreiten fort und die Menschen auch. Aber sollte man mich auch der Inconsequenz zeihen, so habe ich doch nichts in dem ändern wollen, was ich damals geschrieben. Ich habe selbst die Form unberührt gelassen, zunächst weil sie keine Fiction ist, und weil es natürlich war, daß meine in dem Augenblicke der Revolution von mir entfernte Frau die Rolle zu kennen wünschte, die ich dabei gespielt; dann, weil diese Form, minder feierlich als jede andere, eben dadurch meinem schwachen Talent angemessener war. Ich erröthe selbst nicht, Hoffnungen gefaßt zu haben, die sich nicht verwirklicht. Ich habe das Recht, zu sagen, daß ich mich nicht getäuscht habe, sondern daß ich mit ganz Frankreich getäuscht worden bin.

Wenn wir aber alle getäuscht worden sind, wen soll man deshalb anklagen? So zart diese Frage ist, so scheue ich mich doch nicht, sie aufzuwerfen und zu verhandeln. Meine Antwort wird nicht die seyn, welche die republikanische Presse geben würde. Wir gehen nicht von denselben Prämissen aus und so können wir auch nicht zu denselben Folgerungen kommen. Ich glaube nicht, daß der König gleich anfangs und unveränderlich den Willen gehabt hat, sich den Folgen der Revolution von 1830 zu entziehen. Wenn jetzt eine Tendenz zu einer solchen Richtung stattfindet, so ist diese Tendenz stufenweise gekommen in Folge schlechter Rathschläge und der Verhehlung der Wahrheit.

„Einer der charakteristischen Züge der Familie der Bourbonen ist, ihre wahren Freunde zu verkennen und die Menschen, deren Kenntnisse, Verstand und Anhänglichkeit ihnen die größten Dienste leisten könnten, von sich zu stoßen, wenn sie sich nicht zugleich als servile Schmeichler zeigen. Ein anderer nicht minder merkwürdiger Zug ist das Vertrauen dieser Familie zu dem Ausland und ihr Mißtrauen gegen die Gesinnungen des Landes.“ Das schrieb ich im Jahre 1829, indem ich von dem ältern Zweige der Bourbonen redete. Sollte ich das Unglück gehabt haben, eine Reflexion gemacht zu haben, die auch auf den jüngern Zweig anwendbar wäre? Ich kann es nicht glauben, vor Allem, wenn ich auf das zurückgehe, was ich im Jahre 1830 gesehen, wenn ich mich der Gesinnungen und Gefühle erinnere, die ich zu jener Zeit ausdrücken gehört habe.

In den ersten Monaten von 1831 sagte mir einer meiner Freunde, damals Deputirter, einige Zeit darauf von den Wählern verworfen und seitdem durch die Pairie dafür getröstet, indem er von den Doctrinaires sprach, mit welchen er in Verbindung ist und deren Meynungen er theilt: „Wir sehen, um den jetzigen Thron zu vertheidigen, mehr Vertrauen in diejenigen, welche den letzten haben vertheidigen wollen, als in diejenigen, welche ihn umgestürzt haben.“ Diese bedeutungsvolle Phrase ist für mich ein Lichtstrahl gewesen, als die Doctrinaires zur Gewalt gelangten. Sie enthält ein ganzes System und dieses System ist in der That dasjenige, welches in Ausübung gesetzt worden ist. Wehe dem Lande, wenn man dabei beharrt!

Vergebens wird man auf der Tribune von Constitutionalität sprechen, wenn man jeden Augenblick die Constitution verletzt. Vergebens wird man uns sagen, es sey Princip in einem constitutionellen Staate, daß der König regiere, aber nicht herrsche, wenn wir jeden Augenblick den Beweis erhalten, daß der König herrscht. Wir kennen den ganzen Werth der Fiction, welche will, daß der König unverletzlich sey und daß die Verantwortlichkeit allein auf den Ministern ruhe, aber wir wissen auch, unter welchen Bedingungen diese Fiction bestehen kann. Werden diese Bedingungen verletzt, so verschwindet das Princip. Man weiß überdies nicht, von wem dieses Princip am meisten gefährdet wird, ob vom König, wenn er ohne Unterlaß von seinem unveränderlichen Gedanken spricht, oder von den Ministern, wenn sie sich hinter diesem Gedanken verschanzen. Ist denn der Antheil an der Gewalt, der einem aufrichtig constitutionellen König verwilligt ist, nicht groß genug, um damit zufrieden zu seyn? Muß er die Attributionen sich zueignen, deren Wesenheit darin besteht, diejenigen, welche sie ausüben, und besonders wenn sie sie unberechtigt ausüben, mit einer schrecklichen Verantwortlichkeit zu belasten? Ist denn die Erfahrung der Vergangenheit so sehr verloren, daß, trotz der neuesten Beispiele, ein König gleichsam muthwillig seine persönliche Sicherheit und die Ruhe des Landes in Gefahr setzt, das ihn zum erblichen Oberhaupt genommen?

Diese Gefahren, die ich bezeichne, und die nur zu reell sind, würden nicht vorhanden seyn, wenn wir nicht noch in der Kindheit des constitutionellen Regimes befangen wären; wenn die Repräsentanten des Landes den ganzen Umfang ihrer Mission begriffen oder das Ministerium, indem es sich auf sie stützt, den König vor den Verführungen, selbst Verirrungen der Gewalt bewahrte, oder dies Ministerium gestürzt würde, um einem wahrhaft nationalen Ministerium Platz zu machen. Weit entfernt, daß es so sey, hat das jetzige Ministerium seine Stütze in schmutziger Begehrlichkeit und Gewinnsucht und in niedrigen Leidenschaften gefunden. Es verdirbt alles, was ihm naht, indem es die edelsten Gefühle auf die Linie unedler materieller Interessen herabzieht. Bald wird man selbst nicht mehr fragen, ob es eine Ehre ist, Aemter unentgeldlich zu verwalten, sondern ob ein indirecter Vortheil davon zu ziehen ist. Auch meynt das Ministerium, es sey ihm alles erlaubt und geht alle Tage auf dem unheilbringenden Pfade weiter, den es einmal betreten.

— Das Ministerium Villèle ist das beklagenswerthe (deplorable) selbst von denen Männern genannt worden, die es lange unterstützt, zuletzt aber doch die Augen geöffnet hatten. Frankreich hat dieser Benennung seinen Beifall gegeben und man kann auf gewisse Weise sagen,

Digitized by Google

daß sie von der Nachkommenschaft sanctionirt worden ist, denn die Nachwelt existirt schon für die Ministerien der Restauration. Inzwischen rühmten sich Herr von Villèle und seine Collegen, über das Land ein ganz anderes Gedeihen verbreitet zu haben, als das, was wir angeblich jetzt genießen sollen. Sie hatten ganz anders den öffentlichen Credit gehoben und die Entwickelung der Industrie bewirkt. Alles, was nicht die National-Beistimmung zur Basis hat, ist künstlich gemacht und precair; auch ist dieser angebliche Flor verschwunden, um furchtbaren Katastrophen Platz zu machen. Das nämliche Princip wird dieselben Folgen hervorbringen. Wenn andere Augen sich öffnen und ihrerseits das jetzige Ministerium in das Nichts zurückwerfen werden, aus welchem es nie hätte hervorgehen sollen, so wird man über die Benennung verlegen seyn, die man ihm beilegen soll. Ich überlasse seinen Stützen die Wahl des Beiworts; ihre Schande wird beredter seyn, als unsere Indignation.

Wenn, wie viele Personen glauben, die zu schnelle Entwickelung republikanischer Idee'n ein Unglück für das Land ist, so ist auch in dieser Hinsicht das Ministerium sehr strafbar, denn seine Fehler haben mehr Proselyten für den Republikanismus gemacht, als seine feurigsten Apostel hätten schaffen können. Nach meiner Meynung wird keine republikanische Regierung in Frankreich, ohne Gefahr für das Land, sich gründen, als wenn sie zugleich in den mehresten andern Staaten Europa's Wurzel faßt. Man muß daher nicht einzig an die Fortschritte des französischen Volkes denken. Die andern Völker müssen ihm auf der von ihm eingeschlagenen Laufbahn folgen und es ist nöthig, daß es auf sie wartet, wenn sie minder schnell gehen. Ich begreife, daß eine solche Temporisation die Ungeduld einiger Individuen reizt, welche ohne Aufschub Plane realisirt sehen möchten, die sie für dem Glücke der Menschheit nützlich halten, aber verlieren wir nicht aus den Augen, daß die Zeit ein nothwendiges Element zur Vollendung aller Dinge ist; daß, wo diese Wahrheit vergessen worden ist, die sinnigsten und wohlgemeyntesten Plane gescheitert sind; daß endlich, wenn das Leben der Menschen nach Tagen berechnet werden kann, das der Nationen Jahrhunderte dauert und daß sie folglich Zeit haben, zu warten.

Diejenigen, welche, wie ich, die klar gestellten Fragen lieben, sind immer dem Ministerium einigen Dank schuldig, denn es hat die Dinge auf einen Punct gebracht, daß es nicht mehr möglich ist, über das Regierungs-Princip neutral zu bleiben. Man muß entweder mit denen seyn, die das Fortschreiten wollen, oder mit denen, die zurückzuschreiten suchen. Glauben, daß man stationair bleiben könne, heißt sich der unseligsten Illusion hingeben. Ist einmal die Wahl, die wahre, getroffen, so ist die zu lösende Frage nur die, ob man mehr oder minder schnell auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts schreiten soll. Es wäre zu wünschen, daß alle Menschen, die, durch Stellung oder Umstände, berufen sind, irgend ein Gewicht in die Waage der Interessen des Landes zu legen, in dieser Hinsicht eine gewissenhafte und ernsthafte Prüfung anstellten. Sie würden dann ohne weiteres Bedenken anerkennen, daß eine angebliche oder vermeyntliche Neutralität, mit einem Worte eine gerechte Mitte das Unseligste von der Welt ist.

Nachdem die Frage nun so gestellt ist, so muß ich erklären, daß ich zu denen gehöre, welche das Fortschreiten wollen. Es beunruhigt mich weder, noch erschreckt es mich, wenn man mir den Namen Republikaner oder selbst Jacobiner beilegt. Ich bin eben so wenig Jacobiner als Carlist und ich werde nicht eher Republikaner seyn, wenn man will, daß ich es sey, als in dem Augenblicke, wo mir die Republik als möglich erscheinen wird. Ich bekenne aber, und mit Schmerz vielleicht, ich glaube nicht, daß wir noch dahin gelangt sind. Ich eile, hinzuzufügen, damit man meine Worte nicht mißdeute, daß ich aus allen Kräften mich gegen eine anarchische Republik, wie die des Convents, auflehnen würde. Ich bedarf über diesen Punct keiner Betheuerungen; meine Interessen sind mit meinen Ansichten und Gefühlen im Einklang. Ich kann nicht vergessen, daß, mit dem größten Theil meines Vermögens, der Convent mir den geliebtesten Vater geraubt hat; auch habe ich nicht ohne peinliches Erstaunen neuerlich die gehässigsten Namen dieser Epoche anrufen gehört. Was ich vor Allem vermeiden möchte, ist eine neue Revolution, denn es ist zu bemerken, daß das Volk fast immer zuletzt mehr dabei verliert als gewinnt und ich, der zum Volke zu gehören sich zur Ehre rechnet, ich habe nur zu gut aus eigener Erfahrung gelernt, daß für Männer von Ehre in Umwälzungen nie Gewinn liegt.

Weil ich denn einmal darauf gekommen bin, so will ich nicht endigen, ohne klar und kategorisch meine Denkungsart über die von mir behandelten Gegenstände zu erklären. Ich glaube, daß, wenn die Menschen vollkommen moralisch wären, wenn sie Gerechtes und Ungerechtes ganz richtig zu unterscheiden und zu würdigen wüßten, wenn alle von der Nützlichkeit des so moralischen als politischen Gebotes durchdrungen wären: Thue andern nicht, was Du nicht willst, daß man es Dir thue, so würden sie jeder Regierung entbehren können. Ich weiß unglücklicherweise, daß dieser Grad von Vollkommenheit nicht erreicht werden kann; aber was ich auch weiß, ist, daß, je weniger man sich davon entfernt, es desto leichter möglich ist, die Formen unserer Regierung zu vereinfachen. Gebe man dem nun den Namen, welchen man will, diese Vereinfachung ist es, welche ich wünsche und nach welcher ich strebe.

— Am 5. Juni 1832 wurde ich der Stelle eines General-Directars der Brücken, Chaussee'n und Bergwerke entlassen oder vielmehr Herr von Argout, damals Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten, meldete mir an diesem Tage, daß meine Absetzung definitiv beschlossen sey. Er hätte geglaubt, sagte er mir, es seiner Freundschaft für mich schuldig zu seyn, mir diese Nachricht selbst mitzutheilen. Ich beeilte mich, von der Freiheit, die man mir so eben wiedergegeben, Besitz zu nehmen und verließ Paris um so schneller, als das in Folge der Tage des 5. und 6. Juni eingeführte Regime mir den Aufenthalt gehässig machte. Ich ging in die Touraine, wo der Zufall mich alte Jugend-Cameraden finden ließ, die gewöhnlich die Vendee bewohnten und an allen carlistischen Bewegungen Theil nahmen, die seit so langer Zeit dieses unglückliche Land beunruhigten. Sie verbargen mir weder ihre Plane, noch ihre Hoffnungen. Sie glaubten sich des Erfolges so gewiß, daß sie sich einbildeten, nichts verbergen zu brauchen; und ich wundere mich jetzt, aus ihrer Sprache nicht begriffen zu haben, daß die Herzogin von Berry unter ihnen war. Andererseits hatte ich, seitdem ich nicht mehr öffentlicher Beamter war, eine große Anzahl Personen, theils in Paris, theils in den Departements, die ich durchreist, gesehen und mich dadurch in den Stand gesetzt, die wahrhafte öffentliche Meynung zu würdigen. Ich glaubte etwas Nützliches und nicht minder Schickliches zu thun, indem ich dem König das Resultat meiner Beobachtungen und Entdeckungen zusendete. Ich wagte nicht, ich gestehe es, mir mit großem Erfolg zu schmeicheln; aber ich wollte gewiß seyn, daß die ganze Wahrheit ihm einmal gesagt worden sey. Das ist der Ursprung des Briefes, den man nachstehend lesen wird und der wirklich wenig Erfolg gehabt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 941. Hamburg. Mittwoch, den 30. Juli. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niepour und Rath, Dr. Ludwig.

Ausflug nach dem Nilthal.

(Aus The Monthly Review.)

(N.)

Welch ein imposantes Schauspiel bietet das Nilthal dar, wo das Auge wechselsweise die erloschenen Vulkane von Nubien, die Pyramiden von Dyzeh, die colossalen Ruinen von Theben, den Fall der Cataracten, die wilden Landschaften am See Moeris, die Rosenfelder von Arsinoe und die Sandebenen der Wüste zu sehen bekommt! Um wie viel mehr wird dies Interesse noch gehoben, wenn man bedenkt, daß dies schöne Land, die Wiege der Gesittigung, endlich den Staub der Jahrhunderte abschüttelt und sich anschickt, eine neue Aera des Ruhms und des Wohlergehens zu durchlaufen! Und um diese große Umwälzung zu Stande zu bringen, welche den Sultanen eine der schönsten Blumen aus ihrem Kranze raubt, ist nur ein einziger Mann vonnöthen gewesen; aber dieser Mann selbst ist keins der geringsten Wunder des Landes, das er regiert.

Mehemed-Ali ist aus einem albanesischen Dorfe gebürtig. Er war der älteste unter zehn Brüdern: noch jung, blieb er allein von dieser zahlreichen Familie übrig und verrieth schon früh Spuren des nubiegsamen Charakters, den er seitdem nie verläugnet hat. Jedermann fürchtete ihn im Dorfe, und keiner seiner Nachbaren würde es gewagt haben, irgend etwas von Wichtigkeit zu beschließen, ohne erst den jungen Ali um seine Meynung zu befragen. Kaum zwanzig Jahre alt, führte ihn ein Anflug des Ehrgeizes nach Alexandrien. Er nahm unter den Truppen des Paschas Dienste, zeichnete sich durch seinen Muth aus, und gelangte bald zu dem Grade eines Bimbaschi oder Capitains. Als eines Tages ein Commissair des Paschas Zelte an die Bimbaschis zu vertheilen hatte, und Mehemed, als der jüngste unter ihnen, sich bescheiden zurückhielt, während die anderen sich ungestüm vordrängten, sagte der Commissair zu diesen, indem er sie zurückschob und auf Mehemed hinwies: „Platz dem jungen Manne da, der muß zuerst bedient werden!“

Diese Anecdote ist authentisch, denn sie ist vom Pascha selbst erzählt worden; in ihr liegt auch der Schlüssel zu seiner so schnellen Erhebung. Mehemed-Ali hat in seinem vorgerückten Alter noch all das Feuer und die Thätigkeit der Jugend. Er schläft sehr wenig und ist mit Tagesanbruch, oft noch früher, auf den Beinen. Dann setzt er sich sofort zu Pferde und begiebt sich nach dem Divan, um die vorliegenden Geschäfte abzuthun: dorthin werden die Bittschriften, Depeschen ꝛc. gesandt. Die Minister stellen sich mit großen Packen Briefen ein und lesen ihm deren Inhaltvor. Er giebt in der Hauptsache an, wie er es hinsichtlich ihrer Beantwortung gehalten haben will; dann werden ihm die Antworten auf die Briefe, welche Tags zuvor eingegangen, gebracht und von einem Minister vorgelesen. Wenn der Pascha ihren Inhalt genehmigt hat, läßt er sein Siegel darunter drucken, und während dies geschieht, geht er mit großen Schritten im Saal auf und ab, unstreitig um darüber nachzusinnen, ob er auch wohl etwas Wichtiges vergessen habe.

Diese verschiedenen Beschäftigungen halten ihn ungefähr bis neun Uhr zurück, um welche Zeit sich die Consuln und wer sonst eine öffentliche Audienz zu haben wünscht einstellen. Nach Verlauf von einer bis zwei Stunden entfernt sich jedermann und der Pascha kehrt nach seinem Harem zurück, wo er bis zwei oder drei Uhr Nachmittags bleibt: aber auch in dieser Zwischenzeit ist er nicht müssig. Wenn eine Depesche eingeht, zu welcher Stunde bei Tage oder bei Nacht es auch seyn möge, muß sie ihm gleich behändigt werden, und oft läßt er, wenn es sich um eine wichtige Sache handelt, seinen ersten Minister mitten in den Harem rufen. Um drei Uhr kehrt er nach dem Divan zurück. Da nimmt er die Arbeit vom Morgen wieder auf, aber in umgekehrter Folge, indem er erst Audienz giebt und sich hernach mit den unerledigten Geschäften befaßt. Eine Stunde nach Sonnenuntergang hält er ein leichtes Mahl und bleibt bis zehn oder eilf Uhr Abends im Divan. Er bringt diese Zeit damit zu, daß er sich mit den Beamten seines Hauses unterhält, oder auch, daß er Schach spielt.

Mehemed-Ali zeigt sich sehr leutselig gegen die Europäer; er fragt sie gern, wie man in Europa über ihn und über seine Verwaltung denkt.

„Was halten die Engländer von mir,“ sagte er einst zu Sir John.

„„Ewr. Hoheit werden von allen Europäern als der Regenerator von Aegypten betrachtet.““

„Ha! ohne Eure politische Waage wäre ganz Afrika meinen Gesetzen unterthan. Der Sitz des ottomannischen Reiches wäre nicht mehr zu Stambul; Cairo wäre die Hauptstadt des neuen Reiches der Osmanlis geworden!“

„„Ich zweifle nicht, daß solche Projecte mit einer Armee auszuführen sind, die so wohldisciplinirt ist als die von Ewr. Hoheit: aber die Eroberung ist es nicht, wodurch die Civilisation gefördert wird.““

„Da sind Sie im Irrthum! Sie würde mich von meinen Feinden befreien, von Leuten, die zu ohnmächtig sind, um Gutes zu thun, die aber doch durch ihre gemeinen Intriguen meinen Planen stets in den Weg treten. Aber ich will schon mit ihnen fertig werden, glauben Sie es mir; und dann wird Aegypten auf der Bahn der Civilisation rasch weiter kommen.“

Mehemed-Ali sprach diese Worte mit Feuer aus; seine Augen funkelten, und ich konnte es sehen, daß er so sprach, wie er dachte. — Nach einer kleinen Pause sagte ich zu ihm:

— Es wäre zu wünschen, daß Ewr. Hoheit einem Ihrer Staabs-Offiziere den Auftrag gäben, die Geschichte all der großen Unternehmungen zu Papier zu bringen, die Sie schon vollbracht haben oder noch zu vollbringen Willens sind. Ein solches Buch würde der Nachwelt höchst werthvoll seyn.

„Das ist eine Sache,“ antwortete Mehemed-Ali mit Lebhaftigkeit, „die ich niemandem anvertraue; aber ich halte mir seit mehreren

Digitized by Google

Jahren einen besonderen Secretair, der, wenn ich Muße dazu habe, niederschreiben muß, was ich ihm in die Feder sage. Ich lasse es mir vor allem angelegen seyn, die Hauptwechselfälle meines Lebens zu skizziren und genau die Lage nachzuweisen, in welcher Aegypten sich befunden, als sein Geschick in meine Hände gegeben ward. Daraus wird man nach meinem Tode ersehen, was ich alles für dies Land gethan habe."

Mehemed-Ali erhob sich; ich beurlaubte mich, und zeigte ihm an, daß ich nach Oberägypten reisen würde.

„Reisen Sie," sagte er zu mir, „besuchen Sie alle Theile meines Gouvernements: Sie werden überall Beistand und Schutz finden."

Der gute Zustand der verschiedenen Etablissements, die ich zu Alexandrien gesehen hatte, war mir ein Sporn zu meinem Ausfluge; die Arsenale, die Kasernen und im Allgemeinen alle öffentlichen Gebäude dieser Stadt lassen, was ihre Unterhaltung betrifft, nichts zu wünschen übrig. Es ist darin alles eben so wohl geordnet, als in Europa; aber die medizinische Schule von Abuzabal ist unstreitig eine der außerordentlichsten Anstalten, die von Mehemed-Ali gegründet worden sind. Sie liegt nicht, wie es wohl gesagt worden ist, in einer Wüste; sie ist vielmehr von einer lebendigen Vegetation umgeben, und im Monat März kann man nichts schöneres sehen als die Landschaft, der sie angehört. Das Hospital, dem ein botanischer Garten beigegeben worden, ist ein ungeheueres viereckigtes Gebäude, das von der Wohnung der Europäer durch eine große, mit langen Alleen von Mimosen, Adamsfeigen- und Dattelbäumen bepflanzte, Esplanade geschieden wird. Nach Außen hat man längs der Seiten des Gebäudes einen großen Raum eingehägt, in welchem sich alle Arten von Vegetabilien vorfinden. Mitten in dem botanischen Garten ist ein großes viereckigtes Gebäude, in welchem sich ein Museum, Sectionszimmer, ein Amphitheater, ein Laboratorium, eine Apotheke mit allem Zubehör, Magazine, Küchen und Bäder, im europäischen und im morgenländischen Styl, befinden. Die Hälfte der einen Seite des Hospitals nimmt ein Studiensaal ein, der geräumig genug ist, um zweihundert Schüler zu fassen; die Wände sind mit Zeichnungen geschmückt, welche verschiedene Naturphänomene darstellen. Der übrige Theil ist einer lithographischen Druckerei vorbehalten, in welcher junge Araber beschäftigt sind, die Uebersetzungen der besten Werke über die Arzeneikunde, so wie die anatomischen Abbildungen, die dazu gehören, zu drucken, was sie mit vieler Accurateſſe zu Stande bringen.

Kein anderes Etablissement erinnert in so hohem Grade an die Schulen in Europa, und der Reisende ist zuweilen verwundert, sich von jungen Fellahs, die ziemlich schlecht gekleidet gehen, die aber Unterricht in der Geschichte, in der Geographie, in der Arithmetik, in der Botanik, in der Chemie, in der Theorie und der Praxis der Arzenei- und Wund-Arzeneikunde bekommen, auf Französisch anreden zu hören. An der Spitze eines jeden Faches der ärztlichen Wissenschaften steht ein europäischer Professor, der täglich seine Lectionen auf Französisch redigirt. Diese Lection wird dann von geschickten Dollmetschern ins Arabische übersetzt, wonach ihre Arbeit drei gelehrten Scheiks vorgelegt wird, um die grammatikalischen Fehler zu beseitigen und dem Ganzen die volle Zierlichkeit des reinsten Arabischen zu geben. Nach dieser Revision werden die Lectionen gedruckt und unter die Schüler ausgetheilt. Diese Letzteren werden praktisch eingeübt, indem sie die Kranken beobachten, die Medicamente bereiten und stets den Secirungen beiwohnen. Doch klagt man in dieser Schule über denselben Uebelstand, der in all den übrigen stattfindet; die Regierung nimmt nämlich, in der Ungeduld, von der Unterweisung, die sie ihnen angedeihen lassen, Nutzen zu ziehen, die jungen Leute aus der Anstalt weg, ehe sie noch die Zeit gehabt haben, sich in ihrer Kunst zu vervollkommnen. Man läßt sie nur vier Jahre in der Schule; dann werden sie, welche Fortschritte sie auch gemacht haben mögen, direct zur Armee gesandt, wo sie oft mehr Unheil stiften als Nutzen schaffen. Unter den Eleven befinden sich auch drei Eunuchen und drei Sclavinnen, die für den inneren Haremsdienst des Paschas bestimmt sind.

Aber ich kehre zurück zu meiner Reise nach Oberägypten. Der Nil zeichnet sich in vielen Beziehungen vor allen andern bekannten Flüssen aus. Auf einer Strecke von funfzehnhundert Meilen, von seiner Verbindung mit dem Atbara ab bis zu seiner Ausmündung ins mittelländische Meer, nimmt er keinen andern Fluß auf, und unter dem schönen Himmel, dessen Blau sich in ihm abspiegelt, wird seine Oberfläche nie durch ungesunde Nebel verschleiert. Der Sand der Wüsten, welche er passirt ist, hat der Klarheit seiner Gewässer keinen Abbruch gethan, und die stete Einwirkung der Luft und der Sonne läutert sie ohne Unterlaß. Erst im Herbst, wenn sich die Ströme aus den abyssinischen Gebirgen ergießen, werden die Gewässer des Nils schlammig und ungesund. Das ist die Zeit, wo in der Regel die Krankheiten in Aegypten ausbrechen. Der Baron Larrey und einige andere Gelehrte, die aber sich vielleicht damit begnügt haben, nur Cairo und dessen Umgebung zu untersuchen, halten das Frühjahr für die Jahreszeit, wo die Fieber und der Durchfall im Nilthal am ärgsten hausen; ich theile diese Meynung nicht. Obgleich die stehenden Wasser des Khabisch und mehrerer anderer Canäle in den Monaten März und April einen schädlichen Einfluß auf die Atmosphäre äußern, ist die Sterblichkeit im Allgemeinen dann doch minder groß als in den Monaten October und November.

Der Anblick dieses Landes verändert sich periodisch gleich den Jahreszeiten. Während unserer Wintermonate, wenn die für uns abgestorbene Natur alle ihre Kräfte diesen Climaten aufgespart zu haben scheint, erfreut sich des Reisenden Auge an dem Schmelz der Wiesen des Nilthals. Die Blüten von Orangen- und Citronenbäumen so wie von tausenderlei anderen wohlriechenden Gesträuchen schwängern die Atmosphäre mit ihrem Duft; Aegypten bildet dann einen einzigen köstlichen, nur etwas einförmigen Garten; es ist Alles eine unermeßliche Ebene, die in weißlichten, hie und dort mit Luſtwäldchen von Palmbäumen besetzten Gebirgen ausläuft. In der entgegengesetzten Jahreszeit gewinnt die Landschaft ein anderes Ansehen: die Erde ist, je nachdem die Ueberschwemmung des Nils bedeutender oder unbedeutender gewesen, entweder morastig und naß, oder trocken und in tausend tiefe Spalten zerrissen. Unermeßliche Felder, nur an ihren Deichrändern kenntbar, indem ihr Uebriges unter Wasser steht, oder weite leere, unangebaute Strecken, auf welchen man nur einige Dattelbäume, Kamehle und Büffel, von nackten, abgemagerten und blassen Fellahs geführt, wahrnimmt, bilden abwechselnd die Ansicht dieses Landes. Man darf sich demzufolge nicht so sehr über die große Verschiedenheit wundern, die wohl in den Beschreibungen von mehreren Reisenden bemerkt wird. Um Aegypten genau zu kennen, muß man mehrere Jahre dort gelebt haben und von den verschiedenen Umwandelungen Zeuge gewesen seyn, die es je nach den Jahreszeiten erleidet.

Nachdem ich Dyzheh, dessen gewerbsfleißige Bevölkerung, dessen Bastionen und Halbmonde, die sich längs des linken Nil-Ufers hinziehen, verlassen hatte; nachdem ich die berühmten Pyramiden begrüßt, welche für alle Reisende ein Gegenstand der Bewunderung sind, und nachdem ich einige Stunden auf den Besuch des modernen Pallastes verwandt hatte, dessen Bau von Ismail-Bey begonnen und von Murad-Bey beendigt worden, schiffte ich mich nach dem Nil ein. Zu Bedreschein, einem einige Meilen von Dyzheh und auf dem linken Ufer des Flusses belegenen Dorfe, hielten wir unsere erste Station. Dorthin versetzen die Gelehrten das alte Memphis und den Pallast der Pharaonen; ich meinestheils habe auch nicht die geringste Spur von all diesen Wundern aufgefunden. Ich habe nur einige Strohhütten gesehen, deren aus Lehm und Häckſel aufgeführten Wände sich an alte Ruinen anlehnten; ich habe arme

Digitized by Google

Teufel von Rekruten gesehen, die sich bei der Handhabung der Waffen abquälten. Scheußlich schmutzige Straßen, eine schläfrige und dummstierende Bevölkerung, Gemüsegärten, in welchen alles von der Sonne versengt wird — das sind die einzigen Reste, die von der Stadt mit hundert Thoren noch übrig geblieben sind.

Man wird diese Bemerkungen für die Beschreibung einer Reise in Aegypten, dem classischen Lande, das seit undenklichen Zeiten stets so große Theilnahme erweckt, allen Reisenden so viele emphatische Worte in den Mund gelegt, ihnen so viele Gelegenheit gegeben hat, ihr Talent der Schilderung geltend zu machen, unstreitig sehr prosaisch, sehr gemein finden. Aber ein wissenschaftliches Ziel war es auch nicht, was ich vor Augen hatte, als ich meine Reise unternahm; ich ward von rein positiven Ansichten geleitet: ich wollte mich persönlich überzeugen, ob alles dasjenige, was seit mehreren Jahren über Aegyptens erstaunliche Fortschritte in der Civilisation, den Künsten und der Industrie gesagt worden, auch begründet sey. Meine Reise hat mir die Ueberzeugung gegeben, daß neben der Wahrheit viele Uebertreibung verborgen liege. Ohne Zweifel hat Mehemed-Ali in einem kurzen Zeitraum Großes geleistet, das ist unbestreitbar; aber man kann andererseits auch nicht leugnen, daß sein Einfluß noch in enge Gränzen eingeschlossen ist. Alexandrien, Cairo und im Allgemeinen die Städte und Landstriche im Delta, welches die verschiedenen Mündungen des Nils bilden, sind die einzigen Theile, wo merkliche Spuren von Verbesserungen zu finden sind. Ober- und Mittel-Aegypten und ein großer Theil von Nieder-Aegypten sind noch in einem Zustande völliger Trägheit. (Der Beschluß folgt.)

Chinesische Ehen.

(Beschluß.)

(M.)

Nachdem der Gatte sich eine Zeitlang an dem Anblick seiner Gattin geweidet hat, treten auch die Eingeladenen, die Verwandten und Freunde, Männer und Frauen, in das Zimmer, um sie ebenfalls mit Muße in Augenschein zu nehmen. Es steht immer jedem frei, laut seine Meynung über sie auszusprechen; am schärfsten fällt stets die Kritik der Frauen aus: sie übersehen auch nicht den kleinsten Naturfehler, und haben ihre Freude daran, ihn noch zu übertreiben. Sie sind um so strenger in ihrem Tadel, als sie sich erinnern, wie ihnen unter ähnlichen Umständen mitgespielt worden ist, daher sie denn begierig die Gelegenheit wahrnehmen, sich zu revangiren. Wenn diese grausame Musterung, während welcher diejenige, die deren Gegenstand ist, sich völlig leidend verhalten, und, ohne ein Wort drein zu reden, alles über sich ergehen lassen muß, beendigt ist, so wird sie zuvörderst bei ihren Schwiegereltern, die sie ehrerbietig und der Etikette gemäß begrüße, danach aber bei ihren Eltern eingeführt.

Von den Eltern der Braut erscheint keins auf der Hochzeit und kann auch nicht dazu eingeladen werden; diese Angelegenheit steht allein dem Bräutigam zu, der seine Eltern und Freunde vierzehn Tage vorher dazu einladet. Die Einladungskarten haben eine eigenthümliche Form: sie bestehen aus einem großen rothen Bogen Papier, der in zwölf kleine Blätter in der Form von Billetten zusammengelegt ist, aber nichts Geschriebenes enthält. Um einer Hochzeitsfeier beizuwohnen, muß man nothwendig eine Karte in der vorgeschriebenen Form erhalten haben. Diese Einladungskarten werden stets von dem Bräutigam herumgetragen, der zugleich mit ihnen den zur Hochzeit geladenen Gästen zwei kleine, in Wasser gekochte und rothgefärbte Reisbrödte zum Geschenk macht. Die Eingeladenen müssen zwei oder drei Tage vor dem Feste eine Summe einschicken, welche die Kosten, die ihre Anwesenheit veranlaßt, mindestens decken. Die geringste Beisteuer wird für Kinder auf achtzig Sapeken (vierzig Sous), für Erwachsene auf hundertundvierzig Sapeken angeschlagen.

Am Tage nach der Hochzeit bringt der neue Ehemann denselben Gästen und unter denselben Formalitäten wie das erstemal eine neue Einladungskarte und es geht alles wieder eben so zu wie den Tag vorher. Zugleich geht er, den Damen seine Ehrerbietung zu bezeugen, welche das Fest durch ihre Gegenwart verherrlicht haben, und beugt vor jeder von ihnen das Knie; sie ihrerseits schenken ihm eine jede einen Ring oder irgend einen andern Gegenstand von größerem oder geringerem Werthe, nur nicht unter dem Preise von vierzig Sapeken. Die jungen Leute, welche zur Hochzeit eingeladen worden, vereinigen sich nach dem Essen und beschenken den neuen Gatten mit zwei chinesischen Laternen.

Während der Nacht dringen alle versammelte Gäste mitten im Tumult den neuen Eheleuten eine Art Charivari, und wenn die Zeit ist, wo man glauben kann, daß sie eingeschlafen sind, so suchen erstere in ihr Schlafgemach einzudringen, entweder durch Sprengung der Thür, oder durch ein förmliches Einbrechen in die Mauer, um den Neuvermählten ihre Kleider oder was ihnen sonst zugehört wegzunehmen. Gelingt ihnen das, so ist der Gatte gezwungen, das Geraubte um baares Geld zurückzukaufen. Der Ernst der chinesischen Sitten gestattet bei den Ceremonieen, die mit dem Hochzeitsfeste verknüpft sind, keine der lauten und tobenden Freudenbezeugungen, die bei uns unter ähnlichen Umständen stattfinden; andererseits aber sind sie sehr ungebunden in ihren Reden und Gebehrden. Während der ganzen Dauer des Festes, das in der Regel mit einer Komödie endigt, welche von Leuten aufgeführt wird, die von Gewerbe Schiffer sind, wird musicirt. Diese Art Komödieen sind übrigens nicht um ein Haar besser als die Farcen, welche bei uns zu Lande wohl dem Landvolke von herumziehenden Possenreißern zum Besten gegeben werden. — Wenn eins der Brautleute seinen Vater oder seine Mutter verliert, so muß die Hochzeit zwei Jahre lang, welches die festgesetzte Trauerzeit ist, verschoben werden. Ein gleiches Interdict aller Hochzeiten findet bei dem Tode des Kaisers durchs ganze Reich statt.

Mit den Eheverbindungen der ärmeren Classen geht es einfacher zu: die Armen kaufen oft zu einem geringen Preise ein kleines Mädchen an, das sie großziehen, um, wenn sie mannbar ist, sie zu ihrer Schwiegertochter zu machen, in welchem Falle die Ausgaben weit geringer sind. Andererseits schicken arme Eltern, die eine Tochter haben, welche schon versprochen ist, deren Unterhalt ihnen aber schwer fällt, sie ohne Weiteres den Eltern ihres künftigen Gatten zu, und diese müssen sie dann aufnehmen und unterhalten.

Der 12., 13. und 14. des chinesischen Mondkalenders sind Festtage, welche dem Cultus der Genien oder Geister geweiht sind, zu welchen das Volk um Reichthümer und Gesundheit betet, die einzigen Güter, auf welche dies götzendienerische Volk Werth setzt und wonach es sich sehnt. Um diese Zeit versammeln sich in den Dörfern, wo im Verlauf des Jahres Ehen geschlossen worden sind, alle Einwohner, Männer und Frauen, und ziehen an einem jener Tage des Nachts zum Besuch der jungen Frauen, die, da sie ihr Haus nicht haben verlassen dürfen, an ihrem Wohnorte noch niemandem bekannt sind. Die jungen Frauen nehmen diese Besuche vor ihren Betten stehend und den Ehemann zur Seite an.

Die Männer treten zuerst ein und mustern die Frau aufs genaueste; es darf sie jedoch keiner anreden; auch sie verhält sich stumm, aber ihr Gatte nimmt das Wort, und streicht ihre Eigenschaften, hauptsächlich ihre äußeren Vollkommenheiten, aufs Beste heraus. Das Kommen und Gehen nimmt kein Ende und es sieht fast aus, als ob in einem solchen

Digitized by Google

Hause fremde Thiere zur Schau gestellt wären. Wenn die Besuchenden wieder abtreten, werden sie mit einer Tasse Thee und einer Pfeife Taback bewirthet. Wenn die Männer ihre Neugier befriedigt haben, so kommt die Reihe an die Frauen; dann zieht der Ehemann sich aber zurück und läßt ihnen freies Spiel bei seiner Gattin. Die Frauen mustern dann nicht bloß die Neuvermählte vom Kopf bis auf die Zeh, sondern untersuchen auch alles, was zu ihrem Putz gehört.

Es läßt sich denken, daß ein solches Examen für diejenige, die es trifft, stets eine schwere Prüfung ist: sie muß sehr auf ihrer Hut seyn, daß sie nicht ihre Fassung verliert, und sehr discret in dem, was sie sagt; denn ihre Person, ihre Reden, ihre Unterhaltung, alles wird scharf aufs Korn genommen, und was nur irgend tadelnswürdig an ihr bemerkt worden ist, muß eine lange Zeit den Stoff zur Unterhaltung ihrer Mitschwestern hergeben; aber wenn sie auch noch so ernst und zurückhaltend in ihrem Wesen, noch so verständig in ihren Aeußerungen, noch so vollendet in ihrer Person ist, so wird sie dennoch vor den bösen Zungen der neidischen Frauen keine Gnade finden.*) In der Ueberzeugung, daß es unmöglich sey, allen zu gefallen, entschließen sich die jungen Frauen auch wohl, gar nicht den Mund aufzuthun und wie eine Bildsäule, das Gesicht in die Länge gezogen, die halbgeschlossenen Augen auf den Boden geheftet, jede Anfrage unbeantwortet zu lassen.

Nach der Hochzeit darf der Sohn das Haus des Schwiegervaters und der Letztere das des Ersteren nicht eher betreten, als bis einer dem andern einen festlichen Schmaus bereitet hat. Wenn diese unerläßliche Verpflichtung aber erfüllt worden ist, so dürfen sie sich besuchen, so oft es ihnen gefällt. Da es angenommen wird, daß der Vater des Gatten die Schwiegertochter für baares Geld angekauft hat, so erfolgt daraus ganz von selbst, daß wenn die Letztere Wittwe geworden ist, sie ihm gehört und er darüber verfügen kann; auch geschieht es häufig, daß die Schwiegerväter ihre verwittweten Schwiegertöchter, oft um einen geringen Preis, losschlagen. Wenn eine solche Wittwe aus ihrer ersten Ehe Kinder hat, so gehören diese ebenfalls dem Schwiegervater und sie darf sie nicht mitnehmen; ja das Band zwischen ihr und ihren Kindern ist nun so zerrissen, daß diese sie nicht mehr als ihre Mutter ansehen.

In China wird die Verwandtschaft von Frauenseite für nichts gezählt; deshalb sind die Ehen zwischen Kindern von Schwestern erlaubt; aber die Verwandtschaft abseiten der Männer oder Brüder ist endlos, so, daß Verwandte aus der männlichen Linie, und wäre es im hundertsten Grade, nicht untereinander heirathen dürfen.

Eine Neuvermählte darf außer in sehr ernsten Fällen, z. B. wenn ihr Vater oder ihre Mutter stürbe, ihre Verwandte nicht eher als nach Ablauf eines Jahres besuchen. Es geschieht dies dann, in Begleitung ihres Gatten, mit großer Ceremonie, unter Musik ꝛc., auch wird sie eben so feierlich von ihrem Schwiegervater wieder zurückgerufen. Beim Kommen und Gehen müssen Geschenke gemacht werden.

*) Die armen Chinesinnen! Ei, da ist es doch ganz anders in dem lieben Europa; da ist all das Dichten und Trachten der Frauen darauf gerichtet, sich einander das Leben zu versüßen, nicht, es zu verbittern durch die Galle der Bosheit! Sie haben stets das Hauptprincip aller edlen gesellschaftlichen Verhältnisse: Wahrheit und Liebe, vor Augen, und würden es mit Recht als einen argen Verstoß wider den hohen Stand der Civilisation, dessen sie sich rühmen, ansehen, wenn sie sich daran versündigeen! Deshalb loben sie auch gern an andern, was lobenswürdig ist, und sind nachsichtig gegen Mängel, von welchen sie sich frei glauben, in ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit eingedenk, daß auch sie ihre Fehler haben, wenn auch anderer Art als die, welche sie an ihren Mitschwestern wahrnehmen. Anm. d. Red.

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

(Fortsetzung.)

(8.)

Dieser merkwürdige Brief lautet folgendermaaßen:

Pont-Bois, bei Tours, den 31. Juli 1832.

„Sire! Es ist jetzt zwei Jahre, daß ein Fürst, welcher einige Tage später, auf meinen Vorschlag, zum König proclamirt werden sollte, die eignen Worte zu mir sagte: „„Herr Berard, Sie kannten die Wahrheit „diesen Morgen wohl und Sie allein haben gewagt, sie mir zu sagen.““ Ich kenne noch die Wahrheit, Sire, und wage noch, sie Ihnen zu sagen.

„Ich bitte den König um die Erlaubniß, ihn in wenigen Worten daran zu erinnern, welches mein Betragen seit der denkwürdigen Epoche gewesen, die ich eben bezeichnet; es ist vielleicht der Art, um meinen Worten einiges Gewicht zu geben. Als die Staatsgewalt Ew. Majestät übertragen wurde, zuerst als General-Lieutenant des Königreichs, dann als König, so figurirte ich nicht in den Reihen derjenigen, die darnach strebten, ihren Antheil daran zu erhalten. Die öffentliche Stimme, die Ihrige selbst, Sire, sagte, daß ich einige Dienste erwiesen hätte. Glücklich durch das, was ich gethan, sah man mich nie eine Belohnung verlangen. Sie übertrugen mir freiwillig wichtige Aemter; ich habe sie mit Ehren, und, ich habe das Recht, zu sagen, auch mit Erfolg verwaltet. Ich würde mich in dieser Hinsicht, wenn dies nöthig seyn könnte, auf die öffentliche Meynung berufen, die für abgesetzte Beamte die Stimme der Wahrheit ist. Ich würde vor Allem die Beibehaltung aller der Verbesserungen anführen, die ich gemacht, wenngleich ein unedler Charlatanismus sie zu entstellen gesucht hat, gleichsam um meine Absetzung zu rechtfertigen. Diese Absetzung war so wenig verdient, daß diejenigen selbst, die Ew. Majestät dazu aufforderten, sich verpflichtet glaubten, in mich zu dringen, das anzunehmen, was sie Compensationen zu nennen wagten. Auf diese Weise wurden der außerordentliche Dienst des Staatsraths, eine allgemeine bedeutende Einnahme und die Pairie successiv mir vorgeschlagen. Der Mund, der mir diese Gunstbezeugungen anbot, ließ sie mich mit Verachtung zurückweisen.

„Wie dem übrigens auch sey, Sire, so habe ich den Gegenstand der Wünsche der mehresten Menschen, die Gewalt, nicht gesucht; ich habe ausgeschlagen, was fast alle am mehresten wünschen, Geld und Ehren; ich habe mithin bewiesen, daß ich ein Mann von Gewissen bin, und daß meine Stimme als eine gewissenhafte Stimme gehört zu werden verdient.

„Noch ein Wort über das, was mich persönlich angeht; Sire, es wird das letzte seyn. Als ich die Initiative übernommen, um die Absetzung Carls X. und das Königthum Ludwig Philipps vorzuschlagen, habe ich auf gewisse Weise meine Existenz mit der Ihrigen identificirt. Es kann Ihnen nichts unangenehmes begegnen, das nicht für mich noch weit unangenehmer wäre. Das Ereigniß, das Sie erschütterte, würde mich der Proscription und vielleicht dem Tode weihen. Ich muß daher in meinem eignen Interesse die offenen Augen auf die mindesten Gefahren richten, die Sie bedrohen könnten. Ich muß sie mit dem Instinct der Selbsterhaltung vorempfinden.

„Aus dem Schooß der Einsamkeit, wo ich die Muße genieße, die Sie, Sire, mir gemacht haben und die zu genießen ich mich glücklich fühle; mit einem Herzen, das frei von jeder Empfindlichkeit über die Art ist, womit man mich behandelt; endlich nachdem ich, in meiner öffentlichen

Digitized by Google

und Privat-Stellung, die Menschen beobachtet und ihre geheimsten Gedanken erforscht, habe ich mich entschlossen, Ihnen zu schreiben.

„Frankreich liebt Sie, Sire, wie man sein Werk liebt. Es hat Zutrauen in Ihre Person, aber es mißtraut dem Gange Ihrer Regierung. Ihrer selbst und Ihrer patriotischen Absichten gewiß fühlen Sie sich von einem Mißtrauen verletzt, das Sie ungerecht finden und das es ohne Zweifel hinsichtlich Ihrer ist. Nicht Sie, Sire, sind der Gegenstand desselben; es sind die Menschen, die Sie umgeben. Frankreich beurtheilt diese Menschen nach ihrer Vergangenheit und nach ihren Handlungen. Die eine wie die andern sind, man muß es bekennen, wenig beruhigend. Wenn diese Menschen dem gleichen, was sie immer gewesen, so werden sie Ihnen treu bleiben, so lange sie ein Interesse haben, es zu seyn; aber an dem Tage, wo ihnen ein anderes Interesse winkt, wird auch der Augenblick des Abfalls für sie kommen. Ich weiß, daß sie von Versicherungen ihrer Anhänglichkeit überfließen; aber sind diese tausendfältigen Betheuerungen nicht ein neuer Beweis ihres geringen Werthes?

„Unsere Revolution von 1830 ist ein wahres Probierstein für die Politiker gewesen. In jenen Tagen erwarteten die mehresten von denen, welchen Sie jetzt die Gewalt anvertraut haben, das Resultat der Ereignisse, um sich zu erklären. Ebenso verhält es sich mit denen, die in den entgegengesetzten Reihen figurirten. Sobald freilich der Sieg errungen war, zögerten sie nicht lange, sich zu den Siegern zu schlagen.

„Andererseits sind alle diejenigen, welche freimüthig und entschlossen die gefallene Dynastie verworfen, alle diejenigen, die sie mit Gefahr ihres Lebens bekämpft, alle diejenigen endlich, die Sie, Sire, zum König gemacht haben, von Ihrer Person entfernt und werden wie Feinde behandelt. Das ist es, was beunruhigt, das ist es, was gehässigen Verläumdungen Glauben verschafft; das, was die Gemüther aufregt und Abneigung hervorbringt. Mißverstehen Sie mich nicht, Sire, über die Ursache, die mich so sprechen läßt; sie hat nichts Persönliches. Es ist nicht mein Fehler, wenn ich mich in der Kategorie befinde, die ich andeute; das soll meinen Mund nicht verschließen, wenn er nützliche Wahrheiten sagen kann.

„Was ich gesagt habe und was mir noch übrigbleibt zu sagen, ist ohne Zweifel schon gesagt, geschrieben oder selbst gedruckt worden. Unter dem Regime der Publicität ist es schwer, etwas ganz Neues zu sagen. Aber was ich sage, ist wahr, Sie müssen es hören, Sire, denn meine Stimme ist eine befreundete, welche Wohlwollen und selbst Aufmunterung verdient.

„Ich will nur summarisch an das erinnern, was sich auf die Stellung Frankreichs dem übrigen Europa gegenüber bezieht. Ich spreche nur von solchen Sachen gern, mit denen ich mich speciell beschäftigt habe. Aber was ich darüber sagen werde, was ich darüber denke, das sage und denke ich fast mit dem ganzen Lande. Wir leiden, Sire, wir sind tief verletzt von der Rolle, die wir, den fremden Mächten gegenüber, spielen. Wir erschrecken besonders vor der Zukunft, die sie uns bereiten.

„Polen, wovon wir verkündigt, daß seine Nationalität nicht untergehen würde, ist zerstört, zerstreut, vernichtet; Italien, das auf unsere Unterstützung gerechnet hatte, seufzt mehr als je unter dem bleiernen Joche einer lethargischen Gewalt; über Griechenland, für das wir unser Blut und unser Geld vergeudet, das, in einer andern Epoche, ein Königreich für einen Ihrer Söhne werden sollte, wird verfügt, ohne daß man uns vielleicht nur würdigt, uns zu Rathe zu ziehen; was Portugal betrifft, so äußern wir kaum ohnmächtige Wünsche für einen Fürsten, dem wir doch die lebhafteste Theilnahme bezeugt haben; Belgien endlich, welches brannte, wieder französisch zu werden, dessen Königthum uns angeboten wurde, verzehrt sich unter unserm Schutz in einem Provisorium, das ich nur mit einem langsamen Fieber vergleichen kann, dem ein unvermeidlicher Tod folgt: darauf, Sire, sind unsere natürlichen Alliirten reducirt, diejenigen, welche die Uebereinstimmung der Meynungen und Interessen unter unser Patronat gestellt hatte und die für uns Stützen seyn sollten. Sind wir denn nicht das Frankreich mehr, von welchem ein nordischer Monarch (Friedrich der Große) sagte: Daß, wenn er die Ehre hätte, an seiner Spitze zu stehen, nicht eine Kanone in Europa ohne seine Erlaubniß abgefeuert werden würde.

„Wenn ich dieser nur allzutreuen Schilderung die feindliche Stimmung hinzufüge, die die Mächte des göttlichen Rechts laut geäußert; die noch weit feindseligern Truppenbewegungen, welche unaufhörlich stattfinden; den Ausdruck ihrer Grundsätze, ihrer politischen Ansichten, die aus den Noten des Bundestages von Frankfurt sich ergeben — so bekenne ich, daß unsere Besorgnisse mir nur zu sehr gerechtfertigt erscheinen und daß ich Mühe habe, die Sicherheit der Regierung zu begreifen.

„Wirket nun das Innere des Landes mindestens Motive dar, auf welche sich diese Sicherheit stützen könnte? Ist die öffentliche Ruhe und die allgemeine Wohlfahrt auf sichere, für die Zukunft beruhigende Grundlagen gebaut? In keiner Art.

„In einem Theile Frankreichs hat man gewagt, die Fahne des Aufruhes zu erheben. Die Männer, die uns regieren, haben solche Schonung gegen diejenigen geübt, die Sie zu entthronen suchen, daß die Hoffnungen der Empörer sich vermehren, statt sich zu vermindern. Wenn man es Ihnen anders sagt, Sire, so täuscht man Sie. Das Land, das ich in diesem Augenblicke bewohne, gränzt an das, wo sich die Insurrection entwickelt hat: ich habe gefragt, habe mit dem größten Eifer alle möglichen Aufschlüsse gesammelt und die Gewißheit erlangt, daß der Aufstand, den man als unterdrückt voraussetzt, lebhafter als je ist. So lange die Hoffnung in der Seele der Insurgenten nicht völlig erloschen seyn wird, so werden sie sich zu neuen Versuchen vorbereiten und nicht aufhören, im Dunkeln neue Unruhen zu erregen. Ihre Entwaffnung selbst ist eine illusorische Maaßregel durch die Art, wie sie ausgeführt wird.

„Ein weit größerer Theil von Frankreich enthält auch Elemente von Unruhen. Da warten Ihre Feinde, minder kühn oder klüger, um loszubrechen, Umstände ab, die sie nächstens erscheinen zu sehen sich schmeicheln.

„Ueberall behaupten sie, daß die Regierung ihre Mitschuldige ist, und ein so abgeschmacktes Gerücht findet nichtsdestoweniger Gläubige und zahlreiche Zuhörer. Auch da wird die Insurrection sich fortpflanzen, sobald die mindeste Gefahr irgend einen Punct des Landes bedrohen wird.

„Ich habe bis jetzt nur von der carlistischen Meynung geredet, von der, mit welcher kein Vertrag möglich ist, denn sie wird nie ihren Prätentionen entsagen, und ihre Prätentionen sind Ihr Umsturz.

„Ich will mich nicht mit der republikanischen Meynung beschäftigen. Irrthum eines edeln Gemüths bei denjenigen, die sich ehrlich dazu bekennen, scheint sie mir nicht wahrhaft Gefahr zu drohen. Bei andern ist sie eine Larve, die sie bald lüften würden, wenn sie die geringste Wahrscheinlichkeit des Erfolgs hätte; denn sie wollen eben so wenig wie wir die Republik. Inzwischen muß ich sagen, daß wenn die Regierung auf dem falschen Wege bleibt, den sie eingeschlagen, so wird sie selbst zu Gunsten der Republikaner rekrutiren.

„Noch bleibt mir übrig, mich über die patriotische Meynung zu erklären, über die nämlich, die auf eine unbedingte, unwiderrufliche Weise die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge verwirft. Diese ist eben so wenig befriedigt, wie die andern. Sie ist vielleicht noch unzufriedener, weil sie ihre jetzige Lage mit den Hoffnungen vergleicht, die sie gefaßt, mit den Rechten, die sie zu haben glaubte; aber diese Meynung sucht mindestens nicht, umzustürzen; sie wird im Gegentheil alles thun, um die Regierung zu erhalten, welche zu errichten sie beigetragen.

Digitized by Google

„Die Grundlage dieser letzten Meynung ist die Erhaltung Ihrer Dynastie, Sire, und die Erfüllung der Versprechungen, die Sie gemacht, der Verpflichtungen, die Sie bei Ihrer Thronbesteigung eingegangen. Ich will hier nicht von einem Programm sprechen, welches man zu verdrehen und lächerlich zu machen hat suchen können, weil es, wenn es existirt hat, nur auf mehr oder minder unbestimmten, mehr oder minder flüchtigen Worten beruht hat; ich spreche von einer unzweifelhaften, positiven, geschriebenen Thatsache, die Sie zu vollziehen beschworen haben, ich spreche von der Charte von 1830. Ich habe das Recht, davon zu reden, Sire, weil ich ihr erster Urheber bin. Ich habe zuerst, ohne Zweifel zu unvollkommen, die Grundsätze formulirt, die in den Herzen aller aufrichtigen Freunde des Landes lebten, die Bedingungen, unter welche sie die monarchische, constitutionelle Regierung als die besten ansahen. Die Charte von 1830 und ihre nothwendigen, unerläßlichen Folgen — das ist es, was die unermeßliche Majorität von Frankreich reclamirt, und was man in vieler Hinsicht ihr verweigert.

„Es ist hier nicht der Ort für eine Discussion im Detail, um zu beweisen, was ich behaupte. Um sich zu überzeugen, daß ich die Wahrheit gesagt, genügt es, die Nomenclatur wieder zu lesen, welche die Charte vom 9. August schließt. Wie viele Gesetze sind selbst vorgelegt worden, die in der kürzesten Zeitfrist discutirt werden sollten, und in welchem Geiste sind diejenigen redigirt worden, deren Annahme vorzuschlagen man sich nicht überheben zu können geglaubt hat?

„Ihr Ministerium, Sire, hat der Rechtlichkeit und Treue gegen die Nation ermangelt und hat Ihnen die Kenntniß der Wahrheit entzogen, weil Sie das nicht geduldet haben würden, wenn Sie sie gekannt hätten. Die Folgen dieses Benehmens sind unheilbringend gewesen. Ich habe gesagt, welche nahbevorstehende Gefahren uns von außenher bedrohen. Im Innern sind die Meutereien so zu sagen periodisch geworden. Das Blut der Bürger hat, Gott weiß wie vielmal, die Stadt seit dem 13. März 1831 befleckt. Es scheint der Staatsgewalt, daß alle Vernunft uns verlassen habe, und daß wir nicht mehr fähig seyen, anders als durch physische Kraft regiert zu werden. Ach! Sire, wie strafbar sind diejenigen, die ein solches System geltend machen. Die unmittelbare Folge davon ist die Zerstörung der gesellschaftlichen Ordnung.

„In Regierungs-Angelegenheiten ist es die Geschichte, die man zu Rathe ziehen muß, um zu wissen, wie man sich benehmen soll. So will ich denn, Sire, an einige neuere geschichtliche und unbestreitbare historische Thatsachen erinnern.

„Im Jahre 1820 wurde die Charte von 1814 in Betreff der Deputirten-Wahlen schwer verletzt. Die Bürger sahen die Folgen dieser Verletzung voraus. Bewegungen entstanden, Versammlungen bildeten sich unter dem Rufe: Es lebe die Charte! Die damalige Regierung betrat den Weg, der ihren Fall herbeigeführt hat. Sie fand es leichter niederhauen zu lassen, als zu antworten. Die friedlichen Bürger erwiederten die Säbelhiebe nur mit dem Ruf: Es lebe die Charte! Sie unterwarfen sich, aber die Gewaltthätigkeit, deren Opfer sie damals waren, trug später ihre Früchte.

„Im Jahre 1827 wagte das Ministerium Villèle, in der Hoffnung, seine immerwährende Dauer dadurch zu begründen, zu neuen Wahlen seine Zuflucht zu nehmen. Alle Maaßregeln, die der Betrug nur immer erfinden kann, waren gehäuft worden, und doch wurde das Ministerium (deplorable) in dem Wahlkampfe besiegt. Die Freunde des Landes glaubten sich berechtigt, ihren Triumph durch Illumination zu feiern. Die Staatsgewalt, welche Fortschritte gemacht hatte, wollte das nicht dulden. Sie verband Infanterie mit der Cavallerie, Flintenschüsse mit den Säbelhieben. Die Bürger fingen an, sich zu barricadiren. Sie vertheidigten sich, indem sie Dachziegeln, Steine, Feuerbrände aus den Fenstern warfen, aber sie wagten noch nicht, zu den Waffen zu greifen.

„Weniger als drei Jahre nachher glaubte ein Ministerium der Gegen-Revolution, kühn gemacht durch den Erfolg seiner Vorgänger, unsere theuersten Freiheiten mit einem Schlage vernichten zu können. Das ganze Volk erhob sich; dießmal ergeiff es die Waffen und in zwei Tagen hatte die Tyrannei zu existiren aufgehört. Die Fehler der Gewalt allein haben das Volk seine Kraft kennen gelehrt; jetzt, wo es sie kennt, ist diese Kraft ein Element der Regierung geworden, das nicht mehr vernachläßigt werden darf, und dem seinen Antheil zu geben unerläßlich ist.

„Noch ist es nicht zwei Monate her, daß sich ein neuer Kampf unter einem nichtigen Vorwande entsponnen hat. Die Zahl der Unruhestifter war nicht bedeutend, das Volk trennte sich von ihnen, die Nationalgarde bekämpfte sie und dennoch war der Sieg, nicht zweifelhaft zwar, aber doch lebhaft streitig gemacht. Was würde geschehen seyn, wenn, wie im Jahre 1830, die Bürger sich nicht von den Kämpfenden getrennt hätten? Wird man zu behaupten wagen, daß der Sieg der regelmäßigen Gewalt geblieben wäre? Aber, Sire, Sie müssen wissen, daß die Truppen nicht eher sich entschlossen haben zu feuern, bis die Nationalgarde selbst mitkämpfte. „„Immer mit euch, niemals gegen euch.““ war das Vereinigungswort der Soldaten. Man muß es sich nicht verhehlen, die Armee ist Bürgerin geworden. Man kann nur auf sie zählen, so lange man das Recht und die Massen für sich hat.

„Bei dieser letzten Gelegenheit ist gehäßiges Geschrei ausgestoßen, sind empörende Sinnbilder zur Schau getragen worden. Das hat genüge, um eine Scheidewand zwischen den Menschen, die sich nicht scheuten, schreckliche Erinnerungen hervorzurufen und dem vernünftigen Theile der Bevölkerung aufzurichten. Aber wenn diese nämlichen Menschen, geschickter oder treuloser, den Kampf unter dem Rufe: Nieder mit den Ministern! nieder mit dem System! (man muß den Ausdruck gebrauchen, der jetzt es charakterisirt) nieder mit dem System der geerechten Mitte! begonnen hätten, so ist es schwer, zu bestimmen, was dann erfolgt wäre.

„Aus diesen Thatsachen, Sire, müssen sich wichtige Lehren ergeben. Wenn man in dem jetzigen Systeme beharrt, so werden die kleinsten Collisionen blutig werden. Die gesetzliche Kraft wird keine Macht mehr haben. Man wird fortdauernd die materielle Kraft anrufen müssen, welcher dann durch die rohe Kraft geantwortet werden wird. Wir werden auf diese Weise zur schrecklichsten Barbarei zurückschreiten.

„Wenn ich an die Aere von Hoffnung und Glück zurückdenke, die sich vor zwei Jahren vor uns öffnete, so kann ich nicht begreifen, daß wir auf den Punct gekommen sind, wo wir jetzt stehen. Ich berufe mich auf Ihr eignes Gedächtniß, Sire! Waren der Eifer der Bürger aller Theile Frankreichs, die einstimmigen Wünsche, die allgemeinen Reclamationen nicht dem kalten und berechneten Ausdrucke der Reden der Etiquette vorzuziehen? Fürchteten die Depositarien der Gewalt damals nicht, daß Sie den freien Worten der Bürger Ihr Ohr liehen? Jetzt möchten sie selbst ihre Gedanken fesseln. Sie fürchten die einstimmigen Klagen, die bis zu Ihnen gelangen würden, wenn die unermeßlichen Scheidewände, die sie aufzubauen suchen, nicht fast immer die Könige von denen schieden, die die absoluten Regierungen noch ihre Unterthanen nennen.

„Die Männer, die ich angreife, Sire, sind in meinen Augen um so strafbarer, als sie die Kühnheit haben, Sie zum Schild zu nehmen. Sie führen ihre unheilbringendesten Maaßregeln aus, indem sie sie für das Resultat Ihres Willens ausgeben. Sie begehen auch das größte Verbrechen, das Minister einer repräsentativen Regierung begehen können,

Digitized by Google

indem sie die königliche Unverletzlichkeit verschwinden machen, um eine für sich zu schaffen.

„Der Mißcredit, in welchen diese Minister in den Augen der Nation gefallen sind, ist so groß, Sire, daß es hinreichen würde, nur den Schein der Einstimmung mit ihnen zu haben, um völlig ihr Zutrauen zu verlieren. Weise, gemäßigte Bürger, deren Anhänglichkeit an unsere Institutionen und an Ihre Person, welche als der Schlußstein derselben betrachtet werden muß, nicht zweifelhaft ist, klagten mich einer strafbaren Connivenz an, deswegen allein, daß ich nicht meine Stellen niederlegte, die doch bloß administrative waren.

„Ich wollte aus dem Vorhergehenden eine Schlußfolge ziehen; aber die Feder fällt mir aus der Hand, indem ich daran denke, wie wenig tröstliches sie enthalten müßte. Ohne Kraft im Innern, ohne Würde nach Außen, Unentschlossenheit überall — das ist das Wesentliche unserer Stellung. Unter solchen Umständen unentschlossen seyn, zu concludiren, heißt das nicht schon es thun?

„In meiner rauhen Sprache scheine ich den Bauer der Donau zum Vorbild genommen zu haben und wie er habe ich harte Wahrheiten hören lassen. Wie er auch werfe ich mich nieder mit den Worten:

— Ce discours un peu fort
Doit commencer à vous déplaire,
Je finis. Punissez — —
Une plainte un peu trop sincère.

„Und ich wage hinzuzufügen: Aber indem Sie mich strafen, Sire, vernachlässigen Sie das nicht, was ich Nützliches gesagt."

Am 10. Juni 1833 erhob sich in der Deputirten-Kammer eine Discussion auf Veranlassung der Freigebung der Herzogin von Berry. Garnier Pages setzte die Minister über das Benehmen zur Rede, das sie hinsichtlich dieser berühmten Angeklagten beobachtet, und hob mit viel Energie und Talent die Verletzung der heiligsten Gesetze hervor, deren Gegenstand sie war. Weit entfernt, eine Rechtfertigung zu versuchen, sey es durch Berufung auf Nothwendigkeit, sey es durch politische Rücksichten, bestiegen der Groß-Siegelbewahrer und der Handelsminister successiv die Tribune, um ungescheut zu behaupten, daß sich die Regierung, wenn sie es für nützlich hielt, über die Gesetze stellen könne. Diese Doctrin indignirte mich und ich glaubte dem König einen Dienst zu leisten, wenn ich das Gefühl zu seiner Kenntniß brächte, das die Grundsätze seiner Minister in jedem patriotischen Herzen weckte. Ich fürchte, daß es eine Thorheit von mir war, zu glauben, daß ich begriffen werden könnte.

Paris, den 11. Juli 1833.

„Sire! Es ist bald ein Jahr, daß ich gewagt habe, Bemerkungen über den politischen Gang des Ministeriums an Ew. Majestät zu richten, die vielleicht zu streng waren, um eine günstige Aufnahme zu finden. Diese Bemerkungen haben, ich hege mindestens das Zutrauen, Ihnen das Resultat der beständigsten, wie der ehrfurchtvollesten Anhänglichkeit scheinen müssen und, selbst wenn sie Ihnen haben mißfallen können, so würde ich doch selbst den giftigsten Haß herausfordern dürfen, das Gefühl und die Gesinnung zu verläumden, die sie mir dictirten. Ich bin nicht so glücklich gewesen, Sie zu überzeugen, Sire, und Ihr Schweigen hat mich belehrt, daß das meinige Ihnen schicklicher geschienen haben würde, als meine Worte. Ich habe daher geschwiegen, und ob sich gleich zahlreiche Gelegenheiten dargeboten haben, noch weitere nützliche Wahrheiten auszusprechen, habe ich doch den Wunsch, den ich empfand, Ihnen neue Beweise meiner Anhänglichkeit zu geben, mit Gewalt unterdrückt. Aber jedes Maaß hat seine Schranken, Sire; und diejenigen, die ich mir auferlegt, sind durch die jede Regierung zerstörenden Principien niedergerissen worden, die zwei Ihrer Minister sich nicht gescheut haben, auf der National-Tribune laut auszusprechen.

„Ich will nicht wiederholen, was ich Ew. Majestät im Juli 1832 schrieb, obgleich meine Ahnungen jener Zeit nur zu sehr in Erfüllung gegangen sind. Ich halte es für unnöthig, hinzuzufügen, daß das Ministerium des 11. Octobers weniger national und dem Lande widerwärtiger (plus antipathique) ist, als alle ihm vorangegangenen. Ich will mich begnügen, zu sagen, daß das Ministerium Villèle, und selbst das Ministerium Polignac, die Verachtung jedes Gefühls von Gerechtigkeit nie so weit getrieben haben, wie man es so eben gethan hat. Wenn diese Ministerien das Gesetz verletzten, so brachten sie ihm noch eine unwillkührliche Huldigung, indem sie zu beweisen suchten, daß sie die Schranken der Legalität nicht überschritten. Nur den jetzigen Ministern war es vorbehalten, als Grundsatz aufzustellen, daß die Staatsgewalt, wenn sie es für passend findet, sich über die Gesetze erheben darf.

„„Die Gesetze und Beschlüsse der Gerechtigkeit müssen vollstreckt „werden, aber es giebt außerordentliche Umstände, wo die Regierung, „unter ihrer Verantwortlichkeit, die sie laut proclamirt, eminent dem „Lande nützliche Maaßregeln auf sich nehmen kann, indem sie die Motive „bekanntmacht, die sie dazu bestimmt haben."" Das sind die eignen Worte des Groß-Siegelbewahrers. „„Man kann nicht läugnen, daß es „Umstände giebt, wo man gezwungen ist, sich über das gemeinschaftliche „Gesetz zu stellen,"" fügte bald nachher der Handelsminister hinzu.

„Am 3. August 1830 bezeichnete Ew. Majestät der Legislatur den vierzehnten Artikel der Charte (von Ludwig XVIII.), den man, sagten Sie, so gehässig ausgelegt. Dieser Artikel, eine der nächsten Ursachen der Revolution, ist, Ihrem Wunsche gemäß, aus dem Grund-Vertrag gestrichen worden, auf welchem Ihr Königthum beruht. Nun frage ich, Sire, solche Principien proclamiren, heißt das nicht weit mehr thun, als den unseligen Artikel 14 wiederherstellen?

„Die Augen des Landes sind offen für die Fehler der Regierung. Bis jetzt war es nicht unmöglich, sie dem Irrthum zuzuschreiben. Von gestern an werden sie die Ausführung eines gehässig combinirten Planes seyn oder mindestens scheinen.

„Dulden Sie nicht, Sire, daß Verblendung oder Unerfahrenheit (denn ich weiß nicht, mit welchem Namen ich solche Worte qualificiren soll) das Werk zerstören, das wir so glücklich erbaut hatten. Noch ist es Zeit; erkennen Sie die Stimme Ihrer wahren, Ihrer treuen Freunde, derer, die Sie zum König der Franzosen gemacht und die um so aufrichtiger wollen, daß Sie nicht aufhören mögen, es zu seyn, je gebieterischer in ihren Augen das Interesse Frankreichs es zu erheischen scheint.

„Sie haben gefunden, daß ich die Wahrheit zu sagen wußte; mehr als je, Sire, sage ich sie in diesem Augenblicke. Im Begriffe, die Hauptstadt, vielleicht auf lange Zeit, zu verlassen, habe ich sie noch einmal zu Ihren Ohren bringen wollen. Ich schmeichle mir nicht mit der Hoffnung, Ihnen die Ueberzeugung einzuflößen, die mich beseelt; aber ich habe meinem Gewissen gehorcht und werde, in Ermangelung anderer Genugthuung, mindestens die empfinden, die immer aus der Erfüllung einer Pflicht sich ergiebt."

Nach dieser langen aber interessanten, von uns nur in Hauptstellen mitgetheilten, Vorrede oder Einleitung folgt nun das Werk: Revolution von 1830, selbst, in der Form von Briefen des Herrn Berard an seine von ihm entfernte Gattin. Wir wollen versuchen, die interessantesten Momente davon für unsere Leser herauszuheben, weniger in der Meynung, alles Lesenswerthe in diesen Auszügen zusammenfassen zu können, als vielmehr in der Absicht, zum Lesen dieser ganzen instructiven Schrift aufzumuntern. Der Verfasser schildert die schnelle Entstehung der unerwarteten Revolution im Wesentlichen folgendermaaßen:

— Du kennst so gut als ich, was seit dem Antritt des Ministeriums Polignac vorgefallen; die fast gänzliche Wiedererwählung der 221 Depu-

Digitized by Google

tirten, die dem König Carl X. erklärt hatten, mit diesem Ministerio nicht concurriren zu wollen, hatte dasselbe im höchsten Grade erbittert. Es ließ uns fortdauernd durch die Journale, die ihm zu Organen dienten, mit Staatsstreichen bedrohen; aber die Verachtung, die es einflößte, war so groß, daß die verständigsten Leute nicht daran glauben wollten. Seit dem 15. Juli erzählte man mir mit den größten Details alles, was geschehen sollte und ich zuckte die Achseln mitleidsvoll.

Montag, den 26. Juli, trat mein Schwiegersohn, mit der Post von Alais ankommend, früh um fünf Uhr in mein Zimmer. Ich erzählte ihm die Gerüchte, die im Umlauf waren, mit dem Zusatz, daß ich ihnen keinen Glauben beimesse und ermahnte ihn dann, ein wenig zu ruhen; als er um neun Uhr wieder zu mir kam, war der Moniteur bereits gebracht worden, und was man Unseligstes angekündigt hatte, hatte sich verwirklicht. Ich machte meinem Schwiegersohne zur Pflicht, auf der Stelle nach Villepinte abzureisen, um seinen Vater, den General Matthieu Dumas, von dem, was er eben erfahren, zu unterrichten.

Ich war bei Charles Lefebvre zum Frühstück eingeladen; ich nahm den Moniteur mit und meldete ihm, so wie seiner Frau und Tochter, daß sie von Neapel gekommen wären, um Zeugen einer Revolution zu seyn, denn von diesem Augenblicke an war es mir klar, daß wir eine haben würden. Aber auf welche Weise sie bewirkt werden würde? das konnte, ich gestehe es, meine Scharfsicht nicht ergründen.

Nachdem der Verfasser Lafitte, der sich in Bretenil befand, vergebens besucht, dann zu Casimir Perrier sich begeben hatte, wo zwar mehrere Deputirte versammelt waren, die sich aber vorläufig zu keinem Entschlusse vereinigen konnten, trat er mit Herrn Laborde im Vorbeigehen im National ein, um die öffentliche Stimmung ein wenig zu beobachten. Hier erzählt er nun weiter:

Fast alle constitutionellen Journalisten waren da schon versammelt und beschäftigt, die Form zu discutiren, in welcher man sich den eben bekanntgemachten Acten der Regierung widersetzen wollte. Man ließ uns gern bei der Versammlung zu und Laborde wurde selbst gebeten, den Vorsitz zu führen. Alle waren darüber einverstanden, daß eine energische Protestation erlassen werden müßte, aber über die ihr zu gebende Form wichen die Meynungen sehr ab. Die feurigsten Journalisten wollten, daß man über die Grundlagen übereinkomme, jedem aber es überließ, sie nach seiner Nuance oder Farbe zu redigiren. Ich glaubte fühlbar machen zu müssen, daß diese Art und Weise viele Unfüglichkeiten haben würde; ich erkläete, wie die Regierung, wenn sie zwischen den verschiedenen Abfassungen zu wählen hätte, die Journale, die sie am meisten fürchtete, verfolgen und zur Rechenschaft ziehen und einen Schein von Legalität behaupten könnte, indem sie diejenigen nicht angriff, die ihr minder furchtbar schienen.

„Bei dieser Handlungsweise," sagte ich zu den Journalisten, „werden „Sie einen Keim zur Spaltung unter sich legen und wenn Sie getheilt „sind, werden Sie sehr bald besiegt seyn. Das Ministerium muß sich „gezwungen sehen, die ganze liberale Presse mit einem Schlage zu treffen; „ihr gezwungenes Schweigen wird Frankreich besser benachrichtigen, als „einige isolirte Stimmen, die nothwendig nur wenig Echo's haben werden, „denn augenscheinlich wird man die Ausgabe der Journale aufhalten, die „die meisten Abonnenten haben."

Dieser Rath wurde angenommen und Thiers in Verbindung mit Cauchois-Lemaire und Chatelain, mit der Abfassung der einzigen Protestation beauftragt, die in die constitutionellen Journale eingerückt wurde. Diese Protestation der Journalisten ist der erste überlegte und wichtige Act der Revolution von 1830. Das ist der Ausgangspunct von der handelnden Opposition. Indem sie diese Versammlung verließen, gingen die zahlreichen Redactoren, welche daran Theil genommen, jeder seinen Weg und verbreiteten unter der ganzen Bevölkerung den patriotischen Enthusiasmus, wovon sie beseelt waren. Die Gefahr, die sie liefen, war unermeßlich; ihr Muth allein konnte ihr gleichkommen.

Eine andere Unruhe offenbarte sich schon: es war die, wie man es machen solle, die Journale erscheinen zu lassen. Mehrere Drucker hatten erklärt, daß sie sich nicht mit Bekanntmachungen befassen wollten, die ihre Existenz gefährdeten. Andere, muthigere, erboten sich alles, zu drucken, was man wolle; aber diese Anerbietungen hatten nothwendigerweise den folgenden Morgen zum Termin, denn von dem Augenblicke an traten die Ordonnanzen in Kraft und die Pressen konnten, gewissermaßen legal, mit Beschlag belegt werden. Der Polizei-Präfect behauptete selbst das Recht, die Ordonnanzen vollstrecken zu lassen, bevor sie durch ihre Promulgation gesetzlich würden.

Wir verließen den National, um zu Odier, Jacques, Lefebvre und Vassal zu gehen. Wir fanden nur den letzteren zu Hause, der sich höchst erschrocken gegen uns äußerte. Unterwegs faßte Laborde den Vorsatz, die Deputirten von Paris den Abend bei sich zu versammeln und später bildete er ihn dahin aus, alle diejenigen damit zu verbinden, an die er eine Einladung gelangen lassen könnte. Diese Versammlung ist der erste Kern gewesen, um welchen sich successiv alle Elemente des Widerstandes und der repräsentativen Opposition gruppirt hatten.

Bei meiner Rückkunft nach Hause beschäftigte mich fortdauernd der Gedanke, daß unabhängig von der Protestation der Journalisten, die Glieder der Deputirten-Kammer, die in Paris anwesend waren, auch eine machen sollten, welcher ihre Collegen, so wie sie allmählig ankämen, adhäriren würden. Ich glaubte selbst vorläufig, einige Idee'n auf das Papier werfen zu müssen, wäre es auch nur, um zum Entwurf und zur Grundlage für die Discussion zu dienen.

Somit schrieb ich denn wirklich eine solche, im Namen der Deputirten abgefaßte Protestation, wie sie meine Ueberzeugung mir eingab, nieder; man wird bald sehen, wozu das diente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliche Expeditionen.

(Aus der Literary Gazette.)

(N.)

Wir vernehmen aus einem eben von Ascension erhaltenen Schreiben, daß der Obrist Nichols von Fernando Po den Fluß Nun hinaufgefahren ist, um über die Umstände der Ermordung Richard Landers Kunde einzuziehen und auf dem bestmöglichen Fuß ein regulaires Handelssystem mit den Eingebornen zu begründen.

Binnen vier bis sechs Wochen von jetzt (Mitte Juli) tritt der Capitain Alexander seine geographische Expedition an, um die Theile von Afrika in der Nähe von Mosambique zu erkunden. Er versegelt nach dem Cap und geht von dort landwärts seiner Bestimmung entgegen.

Eine ähnliche Mission ist im Begriff nach Südamerika abzugehen: beide stehen unter den Auspicien der königlichen geographischen Gesellschaft.

Der Entschluß, einen Versuch der Communication mit Indien vermittelst Dampfböten zu machen, ist entschieden genommen und die Regierung giebt 20,000 £ her, einen solchen über den Euphrates zu machen.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 942. Hamburg. Sonnabend, den 2. August. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hoestrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Ausflug nach dem Nilthal.

(Beschluß.)

(N.)

Fayum ist einer der fruchtbarsten Districte von Aegypten; seine Einwohner sind arbeitsam, seine Reisfelder werden gehörig gepflegt; ein künstliches Wässerungssystem verbreitet Segen über alle seine Gefilde. Mehrere Schriftsteller versicherten mir, daß der Waizen in guten Jahren einen hundertfachen, der Mais einen vierhundertfachen und der Reis einen tausendfachen Ertrag der Aussaat gäbe. Ich hatte meine Freude daran, die Resultate dieser unvergänglichen Fruchtbarkeit zu bewundern, aber mein Führer, der einiges in der Hauptstadt dieses Bezirks zu besorgen hatte, zog mich mit sich nach Medinet-El-Fayum (dem ehemaligen Krokodilopolis), dem jetzigen Hauptorte der Präfectur von Fayum. Es ist dieses eine der bevölkertsten und blühendsten Städte von Mittel-Aegypten, obwohl sie sehr verloren hat, seit sie nicht mehr die Residenz der Mamelucken ist. Sie erhebt sich fast mitten aus der fruchtbaren flachen Anhöhe, welche die Provinz Fayum bildet, die von den, durch einen Canal dahingeleiteten, Gewässern des Nils befruchtet wird. Mehrere Ueberreste aus der Vorzeit geben diesem Canton auch noch eine gewisse Wichtigkeit. Es befinden sich daselbst der berühmte See Moeris, die Trümmer des famösen Labyrinths und die Leichenhöhlen von Bacchis.

Daenach besuchte ich Minyah, um die Baumwollen-Manufacturen in Augenschein zu nehmen, welche der Pascha dort hat anlegen lassen. Die Werkstätten sind gut eingerichtet, aber die Maschinen sind schlecht unterhalten; ihr Gang ist langsam und irregulair, und die Arbeiter sind zu ungeschickt, um den Mängeln abzuhelfen. Ueberdem ist das ägyptische Clima zu trocken, als daß mechanische Baumwollenspinnereien dort je zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangen könnten.

Ich mußte meine Reise beschleunigen, indem der Nil schon zu steigen begann und es mir vor allem darum zu thun war, den Wasserfall von Philoe zu sehen. Die Bootsleute, die ich zu dem Ende angenommen hatte, boten inzwischen alles auf, meine Abreise zu verzögern, und ich sah am Ende ein, daß ich auf mein Vorhaben verzichten müsse. Als mein Gepäck wieder ausgeschifft worden war, miethete ich mir zwei Esel und zwei Kamehle, wonach ich mit meinem Gefolge den Weg nach Syut, einer am linken Nil-Ufer belegenen, vielen Handel treibenden Stadt einschlug. Es war die Zeit des Aufbruchs der Karavane nach Sydan. Es läßt sich nichts Malerischeres, nichts Beirdreres denken als dies Quodlibet von Menschen und Thieren jeder Art. Die Karavanserais waren überfüllt von Waaren; die Marktplätze dienten den Truppen zum Bivouak, die mit der Escortirung des Convoys beauftragt waren; die Kamehle, die Esel, die Dromedare lagen in buntem Gemisch in den Straßen, mitten unter den Ballen und zur Seite ihrer eingeschlafenen Führer. Dies Schauspiel ist vor allem dem Bewohner Großbritanniens auffallend, der an die große Sorgfalt und Eilfertigkeit gewöhnt ist, mit welcher seine kaufmännischen Landsleute ihr Geschäft betreiben. Doch kann ich nicht läugnen, daß dies bunte Getümmel einen lebhafteren Eindruck auf mich gemacht hat, als die riesenhaften Wagen, die auf der Liverpooler Eisenbahn mit Blitzesschnelligkeit davonfliegen. Es entzückte mich, als ich einige Tage später die Karavane aufbrechen, sich entfalten und ihre wellenförmigen Windungen mitten über den Sand der Wüste ausbreiten sah; es that mir leid, nicht mit ihr ziehen zu können.

Von Syut reisete ich nach Dyrzeh, der ehemaligen Hauptstadt von Ober-Aegypten, wo man die letzten Spuren der industriellen Bewegung wahrnimmt, die Mehemed-Ali seinen hehren Besitzungen hat aufdrücken wollen. In diese Stadt stieß ich auf mehrere italienische Reisende, große Liebhaber von Alterthümern, die mich in hohem Grade durch die Wichtigkeit ergötzten, die sie darein setzten, alle cophtischen, griechischen oder arabischen Inschriften verstehen und erklären zu wollen, die ihnen vorkamen; eines kleinen Käfers, eines unbedeutenden Amuletts halber machten sie ein Reden und ein Lärmen, daß man Hören und Sehen darüber hätte verlieren mögen.

Frankreich hatte einen der Obelisken hinweggenommen, welche den Zugang zu dem durch Amenophis-Memnon erbauten Tempel von Luxor schmückten. Diese Herren waren empört, wüthend, über einen solchen Act des Vandalismus. Ihrer Meynung nach hätten alle europäische Mächte sich diesem Raube widersetzen müssen. „Wenn man so eins bei einem alle Denkmäler aus Aegypten wegholt," sagten sie, „so wird es keine Reisende, keine Archäologen mehr geben und es mit allen Beschreibungen aus seyn. Dann ist es mit dem Ruf der Gelehrten am Ende, dann brauchen keine gefahrvolle Reisen mehr im Interesse der Wissenschaften unternommen, keine illustre Todten mehr beweint zu werden. Und alle die Reichthümer, die schon erbeutet worden, werden nach all den Arbeiten, all den Mühseligkeiten aufs Neue in dem Staube der Bibliotheken und Musee'n begraben werden!" Ich mußte herzlich über diese egoistischen Lamentationen, über den komischen Aerger dieser närrischen Vetter lachen, die so gern das Monopol der Hieroglyphen, der Mumien und der Inschriften von Aegypten für sich allein behalten hätten. Sie redeten mir zu, mit ihnen nach Karnak zu gehen, um die Ruinen des alten Theben zu besuchen, welches unstreitig die interessantesten von Aegypten sind, sowohl ihrer grandiosen Verhältnisse als ihrer wundersamen Mannichfaltigkeit wegen.

Wir setzten uns demnach in Marsch nach dem Dorfe Karnak, und nachdem wir schnell einige Lustwäldchen von Palmbäumen passirt waren, befanden wir uns in der großen Sphynx-Allee, die dem schönen Thore gegenüber ist, das den Titel Triumph-Thor führt; auch ist wohl nie ein Triumphator durch ein erhabeneres und majestätischeres gezogen. Auf

Digitized by Google

der kühnen Haube seines eleganten Karnieses befindet sich ein feuerfaebener, von zwei langen Flügeln im glänzendsten Azur geteagener Globus. Dies Riesenthor steht isolirt; aber diese Isolirung eben steigert noch seinen Effect; die Säulen, die Propyläen, die Mauern des großen Tempels stehen etwas weitee davon. Wir näherten uns ihm langsam zwischen zwei langen Reihen von Sphynxen, die zu beiden Seiten des Weges noch in derselben Ordnung lagen, in der sie vor vielen Jahrhunderten gelegt worden sind. Sie sind aus einem weicheren Stein gehauen als der Granit, und folglich minder dauerhaft; das Ganze hat sich noch gut erhalten, aber die Einzelnheiten der Ausführung haben im Allgemeinen sehr gelitten. Es liegt in der Form dieser Sphynxe, in ihrer Stellung, in ihren halbzerstörten Köpfen, in ihren ungeheuren Klauen, in dem kleinen Götzenbilde, das sie vor sich haben, in dem geheiligten Tau, das sie in ihren Tatzen halten, etwas, das uns einen religiösen Schauer einflößt.

Man kann sich in der Oertlichkeit nicht irren, in der man ist; es liegt am Tage, daß man sich auf der großen Tempelstraße befindet: hiee gingen die Römer vor uns, ihn zu sehen und zu bewundern, und wieder vor den Römern die Griechen. Der Boden, auf den man ist, ist Jahrhunderte lang vom Könige und Hohenprieşter, vom Herrn und vom Sclaven, von dem Siegeszug des Triumphators, von der religiösen Proeession und von dem einsam Betenden betreten worden. Hier drängten sich die Besiegten, um in ihe letztes Asyl, in ihre letzte Festung zu flüchten, und die raschen Schritte der Sieger, das Wiehern ihrer Pferde, die Befehle ihrer Anführer, das Schmettern ihrer Teompeten ertönten an denselben Stätten, wo nun ein so tiefes Schweigen herrscht. Von allen Seiten sieht man sich von Ruinen umgeben. Die Thürme, welche zu den Seiten dee Tempelmauern gestanden, bilden, von der Zeit oder durch die Hand der Menschen gestürze, ungeheure Schutthaufen; aber die Theile dieser erstaunenswürdigen Bauten, die aus Granit aufgeführt worden, haben keine Veeänderung erlitten und ihre Winkel sind noch eben so kräftig, ihre Oberflächen eben so geglättet, als sie es je haben seyn können. Diese Ruinen spielen nicht so ins Schwarze oder ins Graue, wie die in Europa; es scheint, daß die trockne und glühende Hitze dieser Länder sie gebleicht hat, wie sie auch die menschlichen Gebeine bleicht. Auch verbergen dort keine Moose, keine Epheus, keine wilden Feigenbäume, wie dies in unseen Breiten dee Fall ist, die Mißgestalten der Zerstörung durch Blüthenbüschel oder Laubwerk. Nein, es ist dort alles dürre und ausgetrocknet: es ist das colossale Skelett eines unermeßlichen Gebäudes, das mitten in der Schweigsamkeit der Sandwüste langsam von dee Sonne verzehrt wird.

Es giebt keine Ruinen, die mit diesen zu vergleichen wären. Wenn man in den ersten Hofraum tritt, sieht man eine hohe isolirte Säule, die untee den Trümmern einer Colonnade aufrecht stehe, zu der sie gehöet hat. Ich weilte hier einen Augenblick, und ging dann langsam weiter. Nachdem ich ein großes Thor passirt war, befand ich mich in der Mitte von hundertundfunfzig Säulen, und da möchte ich den sehen, der, und wenn es ein Wilder gewesen, von diesem Anblick nicht ergriffen worden wäre. Der Geschmack der späteren Jahrhunderte hat ihre colossalen Proportionen verworfen; aber die Bewundeeung, das stumme Erstaunen, die Art von Ueberwältigung, welche der Reisende bei ihrem Anblick empfindet, könnten dem Architecten, der sie aufgeführt hat, wenn er noch lebte, zum Trost für die launenhafte Mißachtung des Geschmackes dienen.

Wir brachten einen ganzen Tag mitten unter diesen Ruinen zu. Es würde mir unmöglich seyn, eine umständliche Beschreibung davon zu geben; ich habe weder das Talent noch die Geduld, die zum Zählen und zum Ausmessen erforderlich sind. Ich bestieg den einen Flügel des großen Propyläums im Westen und blieb dort eine lange Zeit sitzen. Ich wandelte am Fuße der großen colossalen Statuen herum, ich setzte mich auf einen umgestürzten Obelisken, und betrachtete diejenigen, die unter den unförmlichen Granitmassen noch aufrecht stehen. So mitten unter diesen Trümmern umherwandernd, untersuchte ich die Malereien und die hieroglyphischen Legenden; auch hörte ich von Zeit zu Zeit lächelnd auf die Erklärungen hin, welche meine Cicerone mir im Tone einer gelehrten Ueberlegenheit gaben, als, auf die Hieroglyphen zeigend: „Sehen Sie, das soll Wasser, dieses da die Erde bedeuten; dies Zeichen hier ist das Symbol der Ewigkeit; da kommt der Name Berenice vor."

Als wir die Ruinen verließen, hießen wir unsern Führer, daß er uns zur Nekropolis oder dem Begräbnißplatze geleiten sollte, und wir erklommen dann einen Berg, der sich vor uns erhob. Mehrere der Gräber sind in Schachten angebracht, die meisten aber befinden sich in den Gängen, die in den Seiten des Berges ausgegraben worden. Von Zeit zu Zeit sieht man einen Theil des Felsens planirt, angemalt oder mit einem schönen Aufwurf geschmückt, im Allgemeinen aber ist er gänzlich nackt. Jeden Augenblick verwickelte sich mein Fuß in Fetzen von Leinewand und in Knochenskelette, die ihrem Sarkophage von Adamsfeigenbaum entrissen, ihrer Todtengewänder und ihrer Papyrus beraubt worden waren. Möglich, daß die Leinewand, welche ich eben zu mir stecke, vor dreißig Jahrhunderten unter dem Schatten der Bäume von einem jungen Mädchen angefertigt worden ist; möglich selbst, daß sie erst in einem Tempel eingesegnet und geweiht worden, ehe sie als Hülle der Leiche eines im Leben vielgeliebten, nach dem Tode lange beweinten Wesens diente!

Als wie über die Ebene nach unserm Boote zurückkeheten, kamen wie wiedee an den berühmten Statuen vorbei, die schon so oft beschrieben worden sind. Es sind erstaunenswürdige Monumente; man fühlt sich unwillkührlich ergriffen, wenn man die ungeheuren Verhältnisse ihrer Körper, ihrer Glieder und ihree Köpfe betrachtet. In ihrer geraden und ruhigen Haltung liegt etwas, das zu Herzen geht. Unzählige Generationen sind an ihnen vorübergegangen, und es ist, als hefteten sie ihren starren Blick wohlgefällig auf die Menschen, die zu ihren Füßen arbeiten, sich regen, und — sterben.

Es war spät und schon Nachts, als wir unsern Rastplatz erreichten. Am andern Morgen begaben wir uns neuerdings an das westliche Ufer des Nils und wir schlugen, queer durch ein enges und glühendes Thal, den Weg nach den Königsgräbern ein. Der Araber, der uns als Führer diente, hielt meinen Esel an einer Stelle an, die von dem wildesten Ansehen war, und winkte mir, daß ich absitzen möchte. Zu beiden Seiten befanden sich Hügel, die nicht sehr hoch, aber sehr abschüssig waren und die auch nicht eine Spur der Vegetation hatten. Je weiter ich kam, desto enger und einem Strombette ähnlich ward der Weg. Ich war nahe daran, zu glauben, daß wir uns verirrt hätten, als ich mich plötzlich vor einer Oeffnung befand, die in der Seite des Beeges angebeacht war und dem Eingang zu einem Beegwerk ähnlich sah. Als ich eintrae, bemerkte ich, daß der Felsen, ein zarter Stein, aber von sehr feinem Korn, polirt und angemalt war. Der Araber zündete eine Fackel an, und nun gingen wir durch einen Gang. Zu beiden Seiten gab es kleine Gemächer, deren Wände mit Abbildungen bedeckt waren, welche Scenen aus dem gewöhnlichen Leben, so wie Werkzeuge unsers Vergnügens und unserer Arbeiten darstellten. Mit einee halb schwermüthigen Stimmung betrachtete ich diese Malereien, indem ich an die Generationen dachte, die nacheinander erloschen sind, seitdem sie existiren.

Man sieht da getreu die Aebeiten und die Werkzeuge des Ackerbaues abgebildet: einen Pflug, eine Schwinge, Ochsen und ein Kalb, das zwischen den Furchen umherspringt. Man sieht ferner eine Vorrichtung dee Be-

Digitized by Google

wässerung; einen Garten mit Blumenschmelz; Ruhebetten, Sopha, Stühle, Sessel von so eleganter Form, daß sie einen Londoner oder Pariser Salon decoriren könnten, und Vasen jeder Art. Auch Priester sind abgebildet, welche die Harfe spielen, und andere, die unterstützen und zuzuhören scheinen; Schiffe mit großen Segeln von verschiedener Farbe; endlich Prunkkleider und Waffen, als: Degen, Lanzen, Dolche, Pfeile, Helme ꝛc. Die übrigen der auf den Wänden der Königsgräber bildlich dargestellten Scenen bestehen aus religiösen Mysterien und Processionen, umgeben von einer großen Anzahl hieroglyphischer Legenden. Auch ist ein kleines Gemach vorhanden, in welchem sich die Kuh der Isis befindet, und ein großes, dessen Decoration nicht fertig geworden ist; ich sah dort Skizzen von Zeichnungen, die den andern Tag hatten ausgeführt werden sollen; aber ach! dieser andere Tag ist nie erschienen.

Aber mit fortgerissen von meinen Alterthümlern bin ich zu weit von dem Ziele abgekommen, das ich mir gesteckt hatte, und es ist Zeit, daß ich wieder einlenke. Es ist bekannt, welchen Einfluß der Nil auf das Geschick von Aegypten hat; von seinen Ueberschwemmungen, und von deren mehr oder minder mächtigem Umfang ist die Existenz eines ganzen Volkes abhängig. Deshalb sieht man dieser Epoche auch mit der größten Ungeduld entgegen. Die Feste, die gefeiert werden, wenn die Gewässer sich zu heben beginnen, sind schon von mehreren Reisenden beschrieben worden, daher ich sie mit Stillschweigen übergehen kann; ich will nur der künstlichen Mittel erwähnen, die angewendet werden, um da nachzuhelfen, wo die Ueberschwemmung nicht genügt.

In gewöhnlichen Jahren wird die künstliche Wässerung auf dreierlei Weise bestafft. Wenn das Niveau des Flusses vier oder fünf Fuß unter dem Erdreich steht, das man bewässern will, so bedient man sich der durch das persische Rad in Bewegung gesetzten Hebel und Eimer. Um aber, wenn die Gewässer niedeiger sind, in gleicher Zeit ein gleiches Quantum zu gewinnen, greift man zu einer mechanischen Procedur, Sakia genannt, deren Cefindung sich aus den ältesten Zeiten herschreibt. Sie ist sinnreich genug, wird aber in so verfehlter Weise ausgeführt, daß ein Theil des dergestalt gehobenen Wassers für den Ackerbau verloren geht. Wenn der Fluß nur vier Fuß unter der Höhe des Landes steht, so können vier persische Räder, durch eine gleiche Anzahl Ochsen in Umschwung gebracht, Wasser genug heben, um fünfzehnhundert Fedans Land (ein Fedan ist ungefähr 1½ Acker) zu wässern. Auch Windmühlen ꝛc. werden angewandt, um Wasser zu schöpfen; da aber der Bau solcher Maschinen einige Kenntniß der Mechanik und der Statik (Gleichgewichtslehre) erfordert, so kommen sie nur selten in Anwendung. Wenn sie einmal eingerichtet sind, so thun sie wichtige Dienste, so lange sie keiner Ausbesserung bedürfen; wenn sie aber in Unordnung gerathen, so reicht all das Talent der Araber nicht aus, sie wieder herzustellen. Der Dienst einer Sakia erfordert acht kräftige Ochsen, die pr. Kopf bis hundert Piaster oder eilf Pfund. kosten. Ihre Unterhaltung und der Lohn der Arbeiter belaufen sich auf dreißig Piaster. Da ein einziger Mensch mehrere Sakias beaufsichtigen kann, so sind nur vier oder fünf auf einem Gehöft erforderlich, wo dreißig bis vierzig Ochsen gehalten werden.

Wenn es der ägyptischen Regierung Ernst ist, sich mit Verbesserungen des Landbaues zu beschäftigen, so muß sie zuvörderst die Canäle ausbessern und erweitern, die vorhanden sind, und darnach deren Zahl vermehren. In dieser Weise könnte man nach den Ueberschwemmungen ein hinlängliches Quantum Wasser zurückbehalten, um das Land zu wässern ohne einer mechanischen Procedur zu bedürfen. Die einzige bedeutende Ausgabe, die man haben würde, würde der Bau von Schleusen seyn; denn es giebt kein Land in der Welt, wo das Canalgraben wohlfeiler beschafft werden könnte als in Aegypten. Herr Wallace hat im Said einen sechs Meilen langen Canal, breit und tief wie alle des Landes, gesehen, dessen Ausführung nur vierzehnhundert Ardebs Waizen gekostet hatte: ein Ardeb hat ungefähr den Werth von dreißig Piastern; und doch haben die ägyptischen Arbeiter keine der sinnreichen Werkzeuge und Geräthschaften, deren sich die unsrigen bedienen. Schon hat sich die Aufmerksamkeit des Pascha diesem wichtigen Theile der Administration zugewendet. Im ganzen Umfange von Aegypten, von Rosette bis nach Assuan, giebt es von der Regierung eingesetzte Beamte, um die Deiche, die Canäle, die Flußbetten und überhaupt die Beschaffenheit des Landes nach jeder Ueberschwemmung zu beaufsichtigen; sie müssen dem Mamur der Provinz einen genauen Bericht über den Schaden erstatten, den die Gewässer angerichtet haben, und die Mittel angeben, wie es wieder gutzumachen ist. Dieser Beamte legt seinerseits diese Berichte wieder dem Pascha vor, denn Mehemed-Ali will von allem persönlich unterrichtet seyn.

Durch seine unermüdliche Sorgfalt ist es ihm schon gelungen, bei den Aegyptern den Sinn für Industrie wieder zu wecken, der seit so vielen Jahrhunderten erloschen war. Er hat, wie schon bekannt, bereits achthundert Ballen Baumwollentwist aus seinen Manufacturen über das rothe Meer nach Indien geschickt, und sie sind auf den Märkten von Surate und Bombay gut bezahlt worden. Er wird seine Ausfuhren darauf nicht beschränken, und ist schon darüber aus, auch gefärbte Zeuge verfertigen zu lassen. Auf seinen Befehl werden die verschiedenen Provinzen Indiens von Agenten bereist, die die Dessins aufnehmen sollen, welche dort am beliebtesten sind.

Es wird inzwischen, wie schon gesagt, noch viele Zeit darüber vergehen, ehe der von Mehemed-Ali gegebene Impuls sich von der Hauptstadt dem übrigen Theil seiner Provinzen mittheilt. Man kann es sich schwerlich denken, wie weit die Araber noch in den meisten industriellen Künsten zurück sind. Ein einziges Beispiel mag für die Plumpheit ihres mechanischen Verfahrens sprechen. Folgendes ist die Weise, in welcher sie die zu ihrer Kleidung bestimmte Wolle spinnen. In jedem Dorfe sind mehrere Personen unausgesetzt mit dieser Arbeit beschäftigt; sie bedienen sich dazu eines Stockes von einem Zoll Durchmesser und acht Zoll Länge, der in einem Brettchen von anderthalb Zoll Dicke befestigt ist. Der Spinnende setzt diese plumpe Spindel mit der linken Hand in Schwung, während er mit der Rechten die Wolle hält und den Faden zieht. Eben so wird es mit der Baumwolle gehalten.

Der Ackerbau ist in den meisten Districten noch in der Kindheit. Der Pflug, dessen man sich in Aegypten bedient, ist noch eben so, wie Osiris ihn erfunden hat. Eisern ist nichts daran als das Band, welches die Holzstücke, aus welchen er besteht, zusammenhält. Zwei Kühe oder Ochsen an einen langen hölzernen Langbaum gespannt, in dessen Mitte der Pflug hängt, schleppen die unförmliche Maschine hinter sich drein. Diese, überdem nicht gut abgerichteten, Thiere weichen häufig aus, was denn der Regelmäßigkeit der Furchen nicht eben förderlich ist. Dem Arbeiter, der den Pflug führt, folgt ein Kind mit einer Art Keule, um die zu großen Erdschollen zu zerschlagen.

Auch in der Weise, wie sie die Metalle bearbeiten, zeigen die Araber keine besondere Geschicklichkeit. Die Schlösser und Schlüssel, deren sie sich bedienen, stammen sichtlich aus dem höchsten Alterthum her. Das Schloß selbst besteht aus einem plumpen hölzernen Riegel und aus einer nicht minder plumpen Springfeder von schlechtgehärtetem Stahl. Den Schlüssel dazu bildet ein sechs Zoll langes und ein Zoll dickes Stück Holz, welches an dem einen Ende mehrere Eisenzähne hat, die in entsprechende Löcher eingreifen, welche in dem Schlosse angebracht sind.

Es giebt der Ursachen mehrere, welche sich den Vervollkommnungen, die der Pascha in Aegypten einzuführen beabsichtigt, noch eine lange Zeit

Digitized by Google

entgegenstellen werden. Dazu gehören vor allem die Unwissenheit und der Aberglaube, die unter allen Classen des Volkes herrschen. Noch vor wenigen Jahren hatten die Juden in den großen Städten das Monopol des Schlachtergewerks; es war so seit undenklichen Zeiten gewesen, und die Israeliten gingen ungestört ihrem Betriebe nach, als ein Pascha, der unstreitig klüger war als seine Vorgänger, in diesem Umstande einen nicht ferner zu duldenden Mißbrauch erkannte. Ein jeder Mahomedaner, der Gott fürchtet und den Propheten achtet, hält das Fleisch eines Thieres für unrein, das mit einem Messer getödtet worden ist, welches mehr oder minder als fünf Nägel in seinem Hefte hat; da nun aber die Messer, deren sich die Juden in der Regel bedienen, ihrer nur drei haben, so erhob der Scheik Ibraham nun einen großen Lärmen und drohete allen Rechtgläubigen mit der ewigen Verdammniß. Das Volk entbrannte in Zorn darüber, daß es so lange das Fleisch von Thieren gegessen hatte, die in einer so profanen Weise geschlachtet worden waren, und sofort hatten die Juden ihr Privilegium auf ewige Zeiten verloren.

Eins der Hauptlaster der Aegypter ist noch die Indolenz. Es ist drollig anzusehen, wie langsam und feierlich die unerheblichsten Handelsgeschäfte auf den Bazars zu Alexandrien und zu Cairo abgemacht werden. Diese Bazars bestehen bekanntlich aus mehreren engen und bedeckten Gassen, die sich im Allgemeinen rechtwinkelicht durchschneiden. Der, etwa drei Fuß hoch über dem Niveau der Straße erhabene, Fußboden der Buden tritt auf den öffentlichen Weg so weit hinaus, daß er der vollen Länge des Bazars nach eine Art von Bank bildet. Diese Bank ist in der Regel mit sehr sauberen Teppichen behangen und die Waaren sind in Fächern regelmäßig aufgestellt. Der Kaufmann sitzt stets mit untergeschlagenen Beinen und die Pfeife im Munde vor seiner Thür. Wenn einer seiner Kunden bei ihm eintritt, so macht er ihm, ohne sich von der Stelle zu rühren, ein anmuthiges Compliment. Nach gegebenen und erwiedertem Salam beginnt dann die Conversation, die jedoch Anfangs nie den Gegenstand berührt, welchen der Eingetretene zu kaufen gekommen ist, auch nicht den Preis, wozu der Kaufmann seine Waare geben will. Wenn der Käufer und der Verkäufer von gleichem Range sind, so wird der Erstere wie folgt beginnen:

„Der Name Gottes sey gelobt! ist Euer Haus gedeihlich?"

Auf diese Anrede erwiedert der Kaufmann:

„„Gesegnet sey der Name Gottes! es ist's; und das Eurige?""

Der erste Wortführer erwiedert hierauf wieder, was Rechtens ist, und nachdem dann noch über manches andere gesprochen worden, fragt er endlich:

„Habt Ihr Zucker?"

„„Nein, den führe ich nicht.""

„Ich frage Euch, in Gottes Namen, noch einmal, ob Ihr nicht Zucker habt?"

„„Und ich wiederhole Euch, in Gottes Namen, daß ich keinen habe.""

Nach diesen Worten, die mit großer Feierlichkeit gesprochen werden, dreht die Unterhaltung sich wieder um allgemeine Gegenstände, und nach Verlauf einer oder zwei Stunden geht der Käufer, welcher all die Zeit aus der Pfeife des Kaufmanns geraucht hat, fort, um in einer andern Bude sein Heil zu versuchen.

Ein Industriezweig, der ehedem sehr bedeutend in Aegypten gewesen, ist nebst der Pflanze, welche das Material dazu hergab, fast gänzlich verschwunden, nämlich die Bereitung des Papyrus. Diese Pflanze, welche vor Zeiten in Menge am Nil wuchs, ist dort sehr selten geworden: sie wächst frei im Flusse. Ihre Hauptwurzel verbreitet sich horizontal über die Oberfläche des Wassers und schießt ihre Nebenwurzeln in gerader Linie aus. Aus der Stammwurzel entsprießen perpendiculaire Zweige von sieben bis acht Fuß Höhe, auf welchen Büschel von sehr feinen Fasern sitzen, die wieder eine Unterabtheilung von anderen kleinen Büscheln mit Blüten haben, in welchen der Saame der Pflanze eingeschlossen ist. Das Papyrus-Papier ward einigen Schriftstellern zufolge aus dem gelblichten Häutchen angefeetigt, welches den Stamm bei der Wuezel umgiebt; aber der Capitain Smith hat nach den Angaben des Plinius das Mittel gefunden, aus dem ganzen Stamm ein sehr starkes Papier zu verfertigen. Der berühmte Naturkundige beschreibt die Art und Weise, wie die Aegypter diese Operation betrieben, folgendermaßen: „Man theilt," sagt er, „den Zweig seiner vollen Länge nach in sehr dünne Scheiben, wozu man sich einer Art von Nadel bedient. Diese Scheiben bilden den Stoff zu dem Papier, und die aus der Mitte sind die besten. Hernach werden sie in rechten Winkeln übereinander auf einem Tische ausgebreitet. Dann besprengt man sie mit Nilwasser, preßt sie aus, und läßt sie an der Sonne trocknen." — Man ist eine lange Zeit der Meynung gewesen, daß das Nilwasser eine Art von Gummy enthielte, welches die Häutchen aneinander leimte, Herr Bruce hat aber bewiesen, daß ihr Zusammenkleben durch eine zuckerigte Materie beschafft wird, die sich in der Pflanze befindet. Die Größe solcher Papierbogen beträgt zuweilen zwei Fuß, aber nie darüber.

Aegypten ist gegenwärtig in vierzehn Provinzen, jede zu 365 Städte oder Dörfer, eingetheilt, die zusammen eine Bevölkerung von fünf Millionen Einwohnern haben. Die Stadt Cairo, die größte und meistbevölkerte, zählt zwischen 260—280,000 Seelen. Wenn es Mehemed-Ali gelingen sollte, den Ackerbau aus der Lethargie, in welcher er sich befindet, herauszureißen, so würde die Bevölkerung seiner Staaten sich binnen wenig Jahren verdoppeln. Es ergiebt sich in der That aus den Daten, die mir von mehreren Ingenieurs gegeben worden, welche bei den Arbeiten der Canäle angestellt sind, daß mehr als zehn Millionen Feddans Erde alljährlich von dem Nil befruchtet werden und folglich ergiebige Ernten geben können; und doch werden gegenwärtig nur fünf Millionen Feddans benutzt.

Zu den Handels-Artikeln, die Aegypten besitzt, kann man auch dessen Pferde zählen, deren Race fast eben so hoch geschätzt wird, als die der arabischen Pferde. Es ist eine lange Zeit her behauptet worden, daß die Thiere eines Landes, wenn sie in ein wesentlich verschiedenes Clima versetzt würden, bald ihre Kraft und ihre Schönheit einbüßten; und doch hat die Race der arabischen Pferde sich in der Barbarei und in Spanien noch verbessert. In England ist man durch Mischung der Racen zu schönen Resultaten gelangt, ohne daß die Regierung darauf bedacht gewesen ist, sich Subjecte an den Quellen zu verschaffen. Den Besitz unserer besten Beschäler verdanken wir nur dem Zufall. Der Godolphin ward zu vierundzwanzig Guinee'n zu Paris erstanden. Der Araber Northumberland war als aus den Ställen des Königs vom glücklichen Arabien herrührend nach England gebracht worden, was sich aber späterhin als eine falsche Angabe auswies. Es würde nichts leichter seyn, als so viele Beschäler, wie man zu haben wünschen möchte, aus Aegypten bei uns einzuführen. Der Verkehr zwischen den Beduinen und Aegyptern mehrt sich mit jedem Tage. Im Jahre 1827 schlugen drei Stämme, die noch nie ein türkisches Minarett gesehen hatten, ihre Zelte einige Meilen weit von Aleppo auf und brachten mehr als sechstausend Pferde mit. Seitdem haben andere Stämme ihrem Beispiele gefolgt, und es vergeht fast kein Jahr, wo sich nicht ein bedeutender Pferdemarkt an den Gränzen der Wüste eröffnet. Die Europäer, die sich in Syrien niedergelassen haben, könnten leicht die Ankäufe besorgen, und die Regierung sollte, im Interesse ihrer Gestüte, dort eigentlich eigne Agenten zu diesem Endzweck halten.

Digitized by Google

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputieten dee Seine und Oise.

(Fortsetzung.)

(L.)

Diese Protestation lautete folgendermaaßen:

„Die unterzeichneten, erwählten Mitglieder der Kammer der Deputirten, vermöge und in Kraft der bestehenden Gesetze, halten für ihre gebieterischeste Pflicht, gegen die ungesetzlichen, die Charte verletzenden und mit der Repräsentativ-Regierung unverträglichen Acte zu protestiren, die in dem Moniteur vom 26. Juli publicirt worden sind.

„Diese Acte ruhen auf falschen oder, in der Absicht, den König zu täuschen, betrügerisch entstellten Thatsachen; sie sind erfunden oder verfälscht worden durch pflichtvergessene Minister in der unverständigen Hoffnung, den Tag der Gerechtigkeit zu entfernen, der über ihnen aufzugehen drohte.

„Die Freiheit der Presse, strafbar in ihren Augen, weil sie das Land über ihre gehässigen Anschläge aufgeklärt, ist ihr erstes Opfer gewesen. Die durch die constitutionelle Charte den Bürgern gesicherten Rechte, ihre Deputirten zu ernennen, sind unwürdig verändert oder vielmehr vernichtet worden.

„So opfern die Minister ihrem elenden persönlichen Interesse die heiligsten Bürgschaften auf, die einzigen Bürgschaften der Stabilität des Thrones und der öffentlichen Ruhe.

„Die von der Nation gewählten Deputirten würden die Pflicht ihrer Mission verrathen, die ihnen auferlegt worden, wenn sie nicht alle Bemühungen anwendeten, um die Wahrheit zu den Stufen des Thrones gelangen zu lassen. Sie sind beauftragt, dort die Huldigungen der tiefsten Ehrfurcht für den König niederzulegen, aber zugleich auch dem König zu sagen, daß seine Räthe ihn täuschen.

„Wenn dieser Auftrag nur unvollkommen erfüllt werden kann, so werde er es mindestens so weit es bei uns steht, ihn auszuführen, und unsere Stimme rufe, was man auch immer thue, sie zu ersticken: Ja, das französische Volk liebt und ehrt seinen König; *) ja, die Minister des Königs täuschen ihn und ziehen das Land ins Verderben."

Die projectirte Versammlung fand Abends bei Laborde statt. Unter den wenigen Deputirten, die sich einfanden, war Casimir Perier, zeigte sich aber, wie mehrere andere, unentschlossen; Herr Berard wagte nicht nur nicht, seinen Entwurf eines Protestes vorzulegen, sondern die Mehrheit verwarf selbst den Vorschlag, eine Commission von drei Mitgliedern zur Abfassung eines solchen zu ernennen. Diese Versammlung hatte daher kein weiteres Resultat, als daß man übereinkam, sich am folgenden Tage um drei Uhr bei Casimir Perier wieder zu versammeln.

Dieser (fährt nun der Verfasser fort) wagte nicht, seinen Saal zu verweigern; aber seine Verlegenheit und seine Abneigung waren allen Augen sichtbar. Jeder übernahm, so viele Collegen als möglich dazu zu werben. Von diesem Augenblicke an begriff ich die ganze Gefahr unserer Stellung: auch sagte ich meinen Collegen, um sie ihnen nicht zu verhehlen, wie Carl V. zu den Verschworenen zu Hernani: „Wir spielen um unsern Kopf, meine Herren!"

Am folgenden Morgen, Dienstags, sehr früh, besuchten mich viele Personen, um mich über das von ihnen unter den vorwaltenden Umständen zu beobachtende Benehmen um Rath zu fragen. Ich beschwor sie, sich zum Widerstand zu bereiten, durch alle Mittel, die ihnen zu Gebote ständen.

Die Druckereien der constitutionellen Journale waren von früh an von Polizei-Agenten belagert, welche die neue Ordonnanz über oder vielmehr gegen die Freiheit der Presse vollstrecken wollten. Ich redete Montaran, vormaligem Stallmeister des Kaisers und einigen andern Personen, die mich successiv besuchten, dringend zu, durch Taglöhner und Handwerker, die schon ohne Arbeit waren, die Druckereien der Ultra-Journale belagern zu lassen, damit, wenn die unsrigen nicht abgehen könnten, auch die ihrigen die Departements nicht in Irrthum führen möchten, indem sie ihnen unwahre Thatsachen meldeten. **) Diese Maaßregel hat glückliche Resultate hervorgebracht, indem sie in den Provinzen eine Täuschung hinderte, welche unheilbringende Folgen hätte haben und der Einmüthigkeit der Bewegung hätte schaden können. ***)

Die Gährung wuchs von Stunde zu Stunde. Die guten Bürger suchten sich eifrig auf und die Vertheidigungs- oder selbst Angriffsmittel fingen an, sich zu organisiren, ohne daß man noch wußte, auf welche Weise man sie wirksam machen sollte. ***)

Um drei Uhr begab ich mich zu Casimir Perier. Eine große Menge Bürger drängte sich um die Thür; nur mit Mühe und indem ich dem Thürsteher, der mich übrigens seit langer Zeit kannte, meine Qualität als Deputirter angab, erlangte ich den Eintritt. Etwa dreißig Deputirte waren unter dem Vorsitz unsers ehrwürdigen und patriotischen Collegen Labbey de Pompieres versammelt. Die Discussionen waren sehr lebhaft, aber nicht zum Ziele führend. Es war leicht, zu bemerken, daß viele unserer Collegen von einem Schrecken ergriffen waren, den man zu verhehlen sich nicht einmal die Mühe gab. Die Haltung des Herrn vom Hause (Perier) war vor Allem merkwürdig durch ein unzweideutiges Ansehen von Zwang und Verlegenheit. Ich erneuerte den Tags vorher gethanen Vorschlag, einen Protest zu verfassen. Man räumte allgemein ein, daß das nützlich sey; aber die mehresten Mitglieder der Versammlung schienen Zeit gewinnen zu wollen. Man fürchtete sich zu compromittiren und niemand wollte (wie man sprichwörtlich sagt) der Katze die Schelle anhängen.

Villemain meldete uns bei seiner Ankunft, daß, vor dem Hotel der auswärtigen Angelegenheiten, wo Herr von Polignac wohnte, und unter seinen Augen, ein Gendarme, der ruhige Bürger mit seinem Säbel bedrohte, von einem Pistolenschuß getödtet worden sey. Dieser Tod war das Vorspiel der Ereignisse, die am Abend eine gewisse Wichtigkeit zu erlangen anfingen.

— Ich drang von Neuem auf die Ernennung einer Commission, die unsern Protest verfassen sollte; aber man umging es von Neuem, indem man sagte, daß am folgenden Tage, alle, welche wollten, einen mitbringen möchten, aus welchen man dann den zweckmäßigsten wählen

*) Es ist unnöthig, zu bemerken, daß Montags, den 26. Juli, noch nicht die Rede von einer Absetzung seyn konnte, wovon noch niemand die Möglichkeit voraussah und daß damals die Zurücknahme der Ordonnanzen als eine wahre Wohlthat aufgenommen worden wäre. Anm. d. Verf.

*) Ohne die Zweckmäßigkeit dieser Maaßregel zu läugnen, kann man doch nicht verkennen, daß sie revolutionair war und, wenn die Regierung nicht gestürzt worden wäre, als factisch rebellisch gegen die bestehende Gewalt, der Strafe derselben gesetzlich verfallen seyn würde. Anm. d. Red.

**) Das letztere mag seyn, das erstere sehen wir nicht ganz ein; denn die Ordonnanzen, insofern sie wirklich ungesetzlich waren, lagen ja jedermann vor Augen. Es konnte also nur davon die Rede seyn, daß die Provinzen vielleicht keinen Widerstand versucht hätten, wenn sie Paris für ruhig und sich unterwerfend gehalten hätten; nur das war die mögliche Täuschung; über die Sache konnte keine stattfinden. Anm. d. Red.

***) Daß die Ordonnanzen unpopulair waren, geht hieraus hervor; man sieht deutlich, daß die Mehrheit der Deputirten, bevor sie in der Einmüthigkeit des Volkes eine feste Stütze erkannte, sich auf eine furchtsame Passivität beschränkte und nicht ihrem Muthe die Revolution von 1830 zu verdanken ist, wenn sie anders dankenswerth genannt werden kann. Anm. d. Red.

Digitized by Google

könne.' Man begreift leicht, daß ich, bei dieser Schlaffheit der Versammlung, mich abermals nicht versucht fühlte, meinen Entwurf vorzulegen.

Ich habe vergessen, zu sagen, daß Tags vorher, während wir bei Laborde waren, Merilhou und Boulay de la Meurthe, Soha, im Namen einer zahlreichen Versammlung achtungswerther Büeger, meistens Wähler, bei uns erschienen, um sich Rathes zu erholen, was sie im Interesse der Freiheit thun sollten. Wir hatten sie auf die Sitzung bei Casimir Perier verwiesen, und sie kamen demzufolge wieder. Da zeigte sich nun die Kleinmuth der mehresten unserer Collegen, die sich durch diese Art von Fraternisieung zu compromittiren fürchteten, in vollem Lichte. Man berathschlagte lange, ob man sie empfangen solle und ohne meine und Laborde's Vorstellungen wäeen sie bestimmt abgewiesen worden. Uebeigens hatte ihr Besuch dennoch kein Resultat, außer um ihnen wahrscheinlich eine sehr ärmliche Idee von einem Theile der Repräsentanten des Landes zu geben. Man hielt ihnen einige unbestimmte, unbedeutende Reden und sie zogen sich sehr unzufrieden zurück.

Im Augenblicke, wo auch ich mich zurückziehen wollte, sagte ich zu Casimir Peeier, daß, wenn mein Vorschlag nicht Tags vorhte von ihm verwoefen woeden wäee, wir nicht eine so unbedeutende Versammlung gehabt haben würden. Diese Bemerkung machte ich ganz freundschaftlich und mit leiser Stimme. Casimir Peeiee fragte mich mit einem Donnerton: „ob ich ihn verantwortlich für die furchtbaren Ereignisse machen wolle, die sich vorzubereiten schienen? Daß dies scheecklich sey und er es nicht ertragen könne." Ich erwiderte ihm sehr lebhaft mit der Frage: ob er den Verstand verloren habe, was in diesem Augenblicke wohl seyn könnte — und fügte so laut als er hinzu: „daß, wenn er wollte, ich sein Benehmen vom vorherigen Abend bekanntmachen und man dann sehen würde, welche Verantwortlichkeit jeden von uns erreichen könne." Man eilte dazwischen zu treten und Villemain gab sich besondere Mühe, eine Discussion zu beendigen, die daran hätte erinnern können, daß er Tags vorher Perier's Meynung geheilt.

Das Haus Casimir Peeiee's hat meheere Ausgänge und viele Deputirten wählten bei ihrem Weggehen diejenigen, welche das Publikum nicht kannte. Ich ging mit dem Geneeal Dumas durch die rue neuve de Luxembourg und wir schlichen nach dem Boulevard, wo wir zwei Bataillone der königlichen Gaede, dem Hotel des Herrn von Polignac gegenüber, stationiet fanden. Der Hof dieses Hotels war überdem mit reitender Gendarmerie angefüllt. Die Bürger gingen frei unter diesem kriegerischen Aufzug hin und her und die Haltung der Soldaten schien keine feindselige Stimmung anzudeuten. Abends wurden Flintenschüsse auf verschiedenen Puncten der Hauptstadt mit der königlichen Garde gewechselt und von diesem Augenblicke an war der Kampf definitiv eröffnet. Man tiraillirte von beiden Seiten fast die ganze Nacht hindurch.

Dienstags Abends wurden in vielen Straßen die Reverberen zerschlagen. Dieses Widerstandsmittel hat mehr Wirksamkeit als man voraussetzen könnte, weil die Bürger, die an ihr Quartier gewöhnt sind, so zu sagen nicht nöthig haben, da hell zu sehen, während die Truppen in der Nacht sich nicht an Oete wagen, die nicht erleuchtet sind. Das Zerschlagen der Reveeberen war eine der unter den Carbonari's verabredeten Maaßregeln, als sie den Sturz der Bourbonen zu organisiren suchten. Sie ahneten damals kaum, daß eine Regierung, die ihre Anstrengungen mehrere Jahre lang selbst nicht hatten eeschüttern können, von selbst, ohne Verschwörung, ohne vorherige Abrede und zwar in Zeit von drei Tagen, gestürzt werden würde.

Bevor ich heimkehrte, trat ich einige Augenblicke beim Journal du Commerce ein. Während ich mich daselbst befand, gegen neun Uhr des Abends, wurde dee Horizont auf einmal plötzlich erleuchtet. Es war das Wachthaus der Gendarmen auf dem Börseplatze, das man angesteckt hatte, nachdem man sich desselben bemeistert.

Ehe wir uns bei Casimir Perier trennten, waren wir übereingekommen, uns am folgenden Tage zu Mittag bei Audry de Puyraveau wieder zu versammeln.

Wir sind nun zum Mittwoch, den 28. Juli, gekommen, d. h. zu dem entscheidendesten Tage der schrecklichen Crisis, in welcher wir uns befanden. Unter den Personen, die mich sehr früh besuchten, war Leclerc, voemaliger Grenadier-Capitain der zweiten Legion der Nationalgarde von Paris. Ich redete ihm zu, so viele Menschen als möglich von seiner Compagnie zu versammeln und sich mit ihnen, in Uniform, nach der Mairie zu begeben, um da Instructionen von dem Maire zu verlangen. „Der Maire," sagte ich ihm, „wird sich ohne Zweifel weigern, Ihnen welche zu geben und dann sind Sie auf dem Puncte, ganz natürlich eine Municipal-Gewalt zu ereichten, die bestimmt ist, ihn zu ersetzen und die Ordnung zu erhalten. Die Gewalt der Dinge wird dieses Resultat herbeiführen und das Uebrige thun." *)

Die königliche Garde und mehrere Linien-Regimenter hatten auf verschiedenen Puncten der Hauptstadt bivouaquirt. Tirailleurs hatten nicht aufgehört, sie zu beunruhigen. So wie es Tag wurde, wollten die Truppen die Offensive ergreiffen. Die Nacht war inzwischen von den Bürgeen benutzt worden. Fast in allen Straßen, von welchen man voraussetzte, daß sie den Teuppen zur Passage dienen sollten, hatte man, mit einer Schnelligkeit ohne Beispiel, zahlreiche Barrieaden improvisiet. Ebenfalls improvisirte Büeger-Soldaten erstanden auf jedem Schritte und die Stadt gebar auf allen Puncten neue Vertheidiger. Die Menschen, die lange den Krieg mitgemacht, setzten sich, treu ihrer alten Erfahrung, dem Feuer nur mit nützlicher Vorsicht aus und ließen, hinter den Barricaden, hinter Fensterbrüstungen und Thür-Pfosten hervor, ein mörderisches Feuee auf die Truppen regnen. Die jungen Leute, minder vorsichtig und kühner, geiffen, kaum bewaffnet, exercirte Truppen in der Fronte an und erfochten fast immer einen blutigen Sieg. Die Jäger vor Allem, mit ihren Doppelflinten und ihren vervollkommneten Waffen, thaten der königlichen Garde einen unersetzlichen Schaden. Fast alle ihre Schüsse trafen; und da sie mit Sachkenntniß geleitet wurden, so waren sie vorzüglich auf die Offiziere gerichtet. Aber ich muß nicht vergessen, daß ich nicht die Geschichte unseeer denkwürdigen Tage schreibe und daß ich mich blos verpflichtet habe, die Rolle zu erzählen, die ich dabei gespielt.

Sehr früh erhielt ich mehrere Besuche. Man erstattete mir Bericht von den eingezogenen Erkundigungen und fragte mich, was zu thun sey. Ich war ein kleiner Mittelpunct der Operationen, alle in dem thätigsten Interesse unserer Befreiung geleitet. Der Rath, den ich gegeben und der ohne Zweifel auch von andeen gegeben worden war, fing an, seine Früchte zu tragen. Die Nationalgarde organisirte sich mit einer Art von Regelmäßigkeit, die um so nützlicher war, als die am meisten zu fürchtende Gefahr, nach dem Siege, die Unordnung seyn mußte, die fast immer die unvermeidliche Folge davon ist.

*) Daß die Nationalgarde auftrat und für das Volk Partei nahm, dünkt uns einer der entscheidendesten Umstände in dieser Revolution — ihre unpopulaire Auflösung rächet sich jetzt an der Regierung. Hätte diese Entlassung nicht stattgefunden, so wäre im äußersten Falle die Nationalgarde doch immer ein großes Hinderniß für den schnellen Sieg des Volkes gewesen. Ein Theil würde für Erhaltung der Regierung gefochten, der kleinste Theil offenbar die Gegenpartei ergriffen, die Mehrheit höchstens sich passiv verhalten haben. Und dennoch hat die jetzige Regierung diesen unpopulairen Schritt, nicht blos etwa in Lyon oder wo die Nationalgarde gegen sie gesinnt sich zeigte, sondern z. B. neuerlichst in Straßburg, wo keine Unruhen gewesen, ebenfalls gethan. Traurig, daß fremde Erfahrung dem Menschen so selten nützt; unbegreiflich, daß die Lehren der Geschichte an Regierungen fast immer verloren gehen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

— Ich eilte, mich zu Audry de Puyraveau zu begeben, wo ich schon einige meiner Collegen versammelt fand. Lafitte und der General Lafayette, eben angekommen, figurirten zum erstenmale in unsern Reihen. Das Wichtigste, was sich in dieser Versammlung zutrug, war zuerst die Ernennung einer Commission, beauftragt, sich zu dem Herzog von Ragusa, General-Commandanten der königlichen Truppen, zu begeben, um ihm vorzuschlagen, dem Blutvergießen Einhalt zu thun; dann die Annahme einer von Guizot verfaßten Protestation, die spät genug kam.

Die Commission wurde von Lafitte, dem wir den Vorsitz gegeben, gewählt und bestand aus den Herren Delessert, Casimir Perier, den Generalen Gerard und Lobau. Um den Erfolg ihrer Mission zu erfahren, wurde eine neue Versammlung für den Nachmittag um vier Uhr, in meinem Salon, bestimmt.

Ich fand den Protest des Herrn Guizot, den er uns vorlas, etwas matt, unterstützte aber die unverzügliche Annahme in der Besorgniß, daß sie durch eine Discussion noch mehr geschwächt werden möchte. Glücklicherweise war keine Zeit zu langer Berathung und der Entwurf wurde in folgender Form angenommen:

„Die Unterzeichneten, regelmäßig erwählt zu Deputirten durch die Arrondissements-Collegien und die unten benannten Departements, in Folge der königlichen Ordonnanz vom — und gemäß der constitutionellen Charte und den Gesetzen über die Wahlen ꝛc., die sich jetzt in Paris befinden, achten sich für unbedingt verbunden, vermöge ihrer Pflicht gegen den König und Frankreich, gegen die Verfügungen zu protestiren, welche die Räthe der Krone, die Absichten des Monarchen täuschend, jüngst geltend gemacht haben, zum Umsturz des legalen Systems der Wahlen und zur Vernichtung der Preßfreiheit.

„Die besagten Verfügungen, enthalten in den Ordonnanzen vom —, sind, in den Augen der Unterzeichneten, direct der constitutionellen Charte, den constitutionellen Rechten der Kammer der Pairs, dem Staatsrecht der Franzosen, den Attributionen und Aussprüchen der Tribunale entgegen und widersprechend und geeignet, den Staat in eine Verwirrung zu werfen, die gleichsehr den Frieden der Gegenwart und die Sicherheit der Zukunft gefährdet.

„In Folge dessen protestiren die Unterzeichneten, unverletzlich treu ihrem Eide, dem König und der constitutionellen Charte, in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung, nicht nur gegen die genannten Verfügungen, sondern auch gegen alle Acte, welche die Folge davon seyn könnten.

„Und in Betracht, einerseits, daß die Kammer der Deputirten, da sie noch nicht constituirt war, nicht gesetzlich aufgelöst werden konnte; andererseits, daß der Versuch, eine andere Deputirten-Kammer nach einem neuen und willkührlichen Modus zu bilden, im förmlichen Widerspruch mit der constitutionellen Charte und den erworbenen Rechten der Wähler steht, erklären die Unterzeichneten, daß sie sich fortdauernd als zu Deputirten legal erwählt von den Arrondissements- und Departements-Collegien, deren Stimmen sie erhalten, betrachten und als nur ersetzt werden könnend durch Wahlen nach Principien und Formen, wie sie das Gesetz gewollt.

„Und wenn die Unterzeichneten nicht wirksam die Rechte ausüben und sich nicht aller ihrer Pflichten entledigen, die sich aus ihrer legalen Wahl ergeben, so geschieht dies, weil sie durch materielle Gewaltthätigkeit daran verhindert sind, gegen welche zu protestiren sie nicht aufhören werden." *)

Gleich nach dem Vorlesen forderte ich, daß der Protest unterzeichnet werde; aber fast von allen Seiten rief man, daß dies unnütz sey, und daß es genüge, zu setzen: Folgen die Unterschriften. Ich bestand auf das Nachdrücklichste darauf und erinnerte daran, daß man eine Menge anonymer Anschläge an den Mauern von Paris als verächtlich bezeichne und machte bemerklich, daß unser nicht unterschriebener Protest eine eben so ungünstige Qualification verdienen würde. Meine Bemühungen erlangten aber kein Resultat und man eilte, sich zu trennen.

Während wir bei Audry de Puyraveau waren, dauerte der Kampf mit mehr Hitze als je fort und jeden Augenblick erhielten wir mehr oder minder üble Nachrichten. Der Erfolg war sehr verschieden und die königlichen Truppen hielten sich mit Vortheil. Ich hatte kaum die Zeit, mich selbst von dem zu vergewissern, was auf einigen Puncten vorging und ich eilte nach Hause, um mich zum Empfang der Versammlung vorzubereiten.

Vor Allem in der Versammlung von Mittwochs Morgen konnte man die Meynungen der Deputirten würdigen, die den meisten Einfluß auf die Juli-Revolution hatten. Es ist nicht ohne Interesse, hier einige Namen aufzuführen und an das Benehmen einiger Deputirten zu erinnern, wäre es auch nur, um zu vergleichen, was sie waren und was sie seitdem gewesen.

Die entschiedensten Männer, diejenigen, deren Meynung sich nie verläugnet hat, waren Audry de Puyraveau, Bavoux, Berard, Bernard de Rennes, Chardel, Daunou, Duchaffault, Gallot, Labbey de Pompieres, Lafayette, Lafitte, Marchal und Mauguin. Diese Mitglieder setzten ihr Leben ein und waren bereit, Alles zur Rettung des Landes zu opfern. Laborde und von Schonen zeigten einen mindestens gleichen Eifer; aber sie müssen nicht auf dieselbe Linie gestellt werden, weil sie nicht lange in dieser Weise ausgehalten.

Bertin de Vaux, Dupin der ältere, Gerard, Guizot, Louis, Mechin, Persil, August Saint-Aignan, Villemain ꝛc. schienen nicht minder begeistert; aber kaum waren einige Tage verflossen, als fast ihr ganzer Patriotismus, so zu sagen, verraucht war. Ich mag gern glauben, daß die Gesinnungen, die sie während unserer großen Tage äußerten, aufrichtig waren, und das ist um so wahrscheinlicher, als mehr Gefahr denn Interesse dabei war, sich so zu betragen, wie sie thaten; aber wie soll man sich dann ihr nachheriges Betragen erklären?

Die andern unsern Versammlungen beiwohnenden Deputirten theilten sich noch in zwei Kategorieen. In die erste gehören die Furchtsamen, die Unbedeutenden, diejenigen, welche, erschreckt durch Alles, was vorging, weder den Muth hatten, sich feierlich dafür zu erklären, noch die Kühnheit, sich ihm zu widersetzen. Die kräftigen Maaßregeln waren ihnen furchtbar. Sie suchten sich ihnen zu entziehen und wagten doch nicht, sich von uns zu trennen, und eine Meynung zu vertreten, die ihre persönliche war. Ich habe nicht nöthig, die Namen dieser zahlreichen Classe anzuführen, damit man sie erkenne. Es sind die Seiden des jetzigen Ministeriums, wie sie es von den vergangenen Ministerien gewesen sind und von den künftigen seyn werden.

Unter die letzte Kategorie kann ich eigentlich nur zwei Deputirte begreifen, weil sie allein ihre Meynung laut ausgesprochen haben. Diese Deputirten sind Casimir Perier und Sebastiani. Ich weiß nicht, was ihr wahrer Gedanke im Innern ihres Herzens war, aber das weiß ich, daß sie sich aus allen Kräften bemühten, die revolutionaire Bewegung zu erschweren und daß sie sie selbst ganz gehemmt haben würden, wenn dies in ihrer Gewalt gestanden hätte. Es liegen in ihrem Benehmen, und besonders in dem Perier's, Geheimnisse, die die Zeit allein wird entschleiern können und die selbst sein Mangel an Muth nicht genügend erklärt.

*) Der Verfasser mag es uns nicht verübeln, wenn wir diesen Protest nicht nur für vorsichtiger, sondern auch für legaler und dabei für bestimmter als den seinigen halten. Er dünkt uns, in juridischer Hinsicht, ein Meisterstück des Herrn Guizot. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Ein wenig vor vier Uhr kamen die Herren Laffitte, Gerard und Lobau von ihrer Mission zurück. Bald nachher fanden sich viele unserer Collegen ein und Laffitte erstattete uns von dem unglücklichen Ausgange der Unterhaltung Bericht. Die Abgeordneten hatten den Herzog von Ragusa gefunden, der sie sehr höflich aufgenommen. Er hatte ihnen gesagt, daß er als Privatmann dem Blutvergießen zu steuern wünschte, aber daß als Soldat Gehorsam seine einzige Pflicht sey. Inzwischen fragte er, unter welchen Bedingungen man glaube, daß das Volk die Waffen niederlegen werde. Es wurde ihm geantwortet, daß diese Bedingungen die Zurücknahme der Ordonnanzen und die Entlassung des Ministeriums seyen; und vielleicht hätte dieses in der That jetzt noch hingereicht, die Volks-Aufwallung zu hemmen. Der Herzog von Ragusa bot hierauf den Commissairen an, Herrn von Polignac zu sehen, der in einem anstoßenden Zimmer war und er ging hinein, um ihn davon zu benachrichtigen; aber er kam fast augenblicklich wieder zurück mit der Antwort, daß solche Bedingungen niemals angenommen werden würden und daß daher die Zusammenkunft unnütz wäre. Die Commissaire erklärten dem Herzog von Ragusa, daß sie ihn als persönlich verantwortlich für das Blut, das noch fließen würde, betrachteten und verließen ihn, nachdem sie von ihm das Versprechen erhalten, daß er nach Saint-Cloud schreiben und die Antwort, die er empfinge, wenn sie günstig lautete, Herrn Laffitte zusenden würde. Es erfolgte keine Antwort oder ist mindestens Herrn Laffitte nicht mitgetheilt worden.

Der in der Versammlung von diesem Morgen vorgelesene Protest war Herrn Coste, Directeur des Journals le Temps, zugestellt worden, der es übernommen, ihn drucken und anheften zu lassen. Er brachte mir gegen fünf Uhr einen Probe-Abdruck und sagte mir, daß er ihn auf keine Weise bekanntmachen würde, wenn man ihm nicht die Unterschriften, die ihn begleiten müßten, einhändigte. In diesem Abdruck hatte er mehrere wichtige Modificationen gemacht und unter andern hatte er den Namen des Königs daraus verschwinden machen, der, seit er auf das Volk hatte mit Kartätschen feuern lassen, ihm nur verhaßt seyn konnte. Ich erneuerte die Discussion des Morgens hinsichtlich der Unterschriften und ich muß bekennen, daß ich sie mit Heftigkeit erneuerte. Ich war wahrhaft indignirt von der Feigheit derer, die zu unterschreiben sich weigerten. Ich ging selbst so weit, daß ich mich erbot, allein oder doch als dritter zu unterzeichnen, weil ich mindestens zweier meiner Collegen gewiß war, die mit mir zu unterschreiben sich bereit erklärt hatten. Man schlug hierauf einen Mittelweg vor, der darin bestand, keine effectiven Unterschriften zu geben, sondern ein Verzeichniß der gegenwärtigen Mitglieder zu machen, welches dann am Ende des Protestes abgedruckt werden sollte. Diese Liste schien einigen Deputirten noch zu gefährlich und sie willigten in die Anfertigung derselben nur unter der Bedingung, daß sie durch die Namen aller derjenigen vermehrt werde, welche, in Paris oder der Nachbarschaft anwesend, als der Protestation adhäirend betrachtet werden könnten. Laffitte unterstützte ironisch diesen Vorschlag, indem er sagte: „Auf diese Weise „wird, wenn wir besiegt werden, niemand unterschrieben haben; und „wenn wir Sieger sind, so werden wir keinen Mangel an Unterzeichnern „haben.“ Ich nahm es auf mich, die Namen von Dupont de l'Eure und von Salverte hinzufügen zu lassen, deren jeder dreißig Stunden weit war, aber die gewiß unterzeichnet hätten, wenn sie gegenwärtig gewesen wären. Dupin der ältere war eben so wenig in diesem Augenblicke bei mir, sein Name war aber doch auf die Liste gesetzt worden. Mauguin strich ihn aus, indem er bemerklich machte, daß dieses Einschreiben eine verdrüßliche Reclamation von Seite Dupins zur Folge haben könnte. Coste verließ uns mit der Liste, so wie sie gedruckt worden ist.

Während diese Versammlung bei mir stattfand, kamen jeden Augenblick Kämpfende, die einen Anführer und eine Leitung foderten. Sie fühlten sich mit Recht darüber empört, daß, während sie ihr Leben opferten, kein bedeutender Mann sich dazu verstand, nicht sich an ihre Spitze zu stellen, aber mindestens seinen Namen herzugeben, um zum Sammlungs-Zeichen zu dienen. Ich bedauerte, daß der meinige nicht bekannt genug war, um als Fahne vorgetragen zu werden und ich sprach dies Gefühl laut aus. Im Augenblicke, als sie sich zurückgezogen, wurden Sebastiani, Gerard und Lobau sehr hart von mehreren jungen Leuten behandelt, die sich in meinem Hofe befanden und welche ihnen vorwarfen, daß es ihnen gleichsehr an Muth und an Patriotismus fehle. Man muß gestehen, daß in der That die Stunde der Hingebung für viele unserer Collegen noch nicht geschlagen hatte und daß sie bei einigen recht spät gekommen ist. Da ich denenjenigen, welche so lebhaft und mit so vielem Rechte die Zusammenstellung einer provisorischen Regierung begehrten, welche nicht existirte und woran selbst noch niemand Theil zu nehmen wagte, ihren Wunsch nicht gewähren konnte, so rieth ich ihnen, eine vorauszusetzen oder zu fingiren und dazu bekannte Namen zu wählen, die immer Zutrauen einzuflößen pflegen: z. B. Lafayette, Gerard, den Herzog von Choiseul ꝛc. „Es werden mehr als vierundzwanzig Stunden „vergehen,“ sagte ich ihnen, „bis sie reclamiren können, und während „dieser Zeit werden ihre Namen eben so gut dienen, als wenn sie anerkannt wären.“ Dieser Rath, der wahrscheinlich auch einigen andern Personen eingefallen war, wurde befolgt und brachte eine treffliche Wirkung hervor.

Im Augenblicke, als wir uns trennten, war die Absicht, Abends noch eine dritte Versammlung zu halten. Abermals war die Verlegenheit, bei wem sie seyn sollte. Ich bot meinen Saal abermals an und man fand ihn, nicht ohne Grund, viel zu augenfällig. Nach vielem Bedenken kam man überein, daß wir wieder zu Audry de Puyraveau kommen wollten, wo wir uns schon am Morgen versammelt hatten und welcher seine Wohnung mit einer patriotischen Hingebung vorschlug, wovon Beweise zu geben er nie aufgehört hat.

Kaum hatten wir uns getrennt, als Champlouis ankam; er kam aus dem Departement des Vosges, wo er zum Deputirten gewählt worden war, und, so wie er aus dem Wagen gestiegen, nichts Eiligeres gehabt hatte, als sich mit seinen Collegen zu vereinigen. Ich erstattete ihm schnell Bericht von dem, was vorgegangen und er verlangte alsobald, daß sein Name auf die Liste der Protestirenden gesetzt werde. Emanuel de las Cases, der gerade bei mir war, und von da in die Druckerei des Temps ging, nahm diese Commission über sich. Einige Augenblicke nachher kam Dupin der ältere, dem ich gleichfalls das Resultat unserer Versammlung erzählte, und der wahrhaften Schmerz bezeugte, als er erfuhr, daß sein Name weggestrichen worden sey. Er drang lebhaft in mich, seine unmittelbare Wiederherstellung zu bewirken; unglücklicherweise hatte ich niemanden zu meiner Verfügung, welcher wußte, wo der Temps gedruckt wurde und ich wußte es selbst nicht; denn man wird nicht vergessen haben, daß die gewöhnlichen Druckereien der Journale in der Gewalt der Behörde waren und daß man sie bloß auf verstohlene Weise zur öffentlichen Kenntniß bringen konnte. Dupin verließ mich mit der Versicherung, daß er zum Herzog von Choiseul gehe, um ihn wo möglich zu bestimmen, Mitglied einer provisoirischen Regierung zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 943. Hamburg. Mittwoch, den 6. August. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Einnahme von Mans durch die Armee'n der französischen Republik.

(Aus Dominicale.)

(N.)

In dem Museum der Gemälde des Luxemburg, unter den großen Bildern der neueren Schule, die sich da breit machen, ist eins, welches trotz seines kleinen Rahmens und des dunkeln Winkels, wo es aufgestellt worden, eines jeden Besuchenden Aufmerksamkeit auf sich zieht: es ist das der in Schmerz verlorenen Andromache, der nur noch die Kraft geblieben ist, für ihren Sohn Astyanax, den sie an ihren Busen, wohin das Kind, von dem Lärm des zusammenstürzenden Troyas erschreckt, sich geflüchtet hat, drückt, zu den Göttern, die sie nicht hören, zu beten. Unstreitig werden bei der Anschauung dieses jungen und hübschen Kindes, das das Unglück hat, als König geboren zu seyn, bei der Anschauung dieser in ihrem Gram so schönen Mutter, die ebenfalls alles aufgeopfert haben würde, um der Stirne ihres Sohnes die königliche Binde wieder zu verschaffen, bei andern wie bei mir, zwei furchtbare Exposee'n zugleich vor das Gedächtniß treten; und doch hat der Maler diese Aehnlichkeit nicht bezweckt; denn dies Bild ist vor dem Sturme angefertigt worden, welcher eine neue Königsfamilie auf ein fremdes Ufer geworfen hat.

Auch war es eine andere Erinnerung als die Erinnerung des königlichen Mißgeschickes, welche mir das Herz groß machte, als ich dies Bild zum erstenmale bewunderte.

Es war dieses, glaube ich, einige Monate vor der Juli-Revolution. Eben angekommen zu Paris, besuchte ich alles, was diese Stadt merkwürdiges darbot, und das Museum des Luxemburg war eine der öffentlichen Anstalten, die ich zuerst in Augenschein nahm.

Als ich zu dem Bilde der Andromache kam, hatte ich mich schon in mehreren Salons umgesehen.

Ein Mann, der wohl funfzig Jahre alt seyn mochte, obwohl man ihn nach seinen spärlichen und schon gebleichten Haaren so wie nach den vielen Falten, die seine Stirn furchten, für weit älter hätte halten können, stand vor dem Bilde und es rieselten ihm große Thränen über die welk gewordenen Wangen. Verwundert trat ich zu ihm heran, und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers. Aus dem Tone meiner Frage mußte es dem Unbekannten schon einleuchten, daß ihr nicht eine eitle Neugier zum Grunde lag; auch sagte er sofort, indem er sich zu mir wandte: „Mein Herr, in der Regel finde ich mich hier nur früh und an den Tagen ein, wo kein starker Besuch zu erwarten ist, auch sind Sie der erste, der mich so überrascht hat: wenn Sie es indessen wünschen, so will ich Ihnen über mein Benehmen Aufschluß geben. — So hören Sie denn," fuhr er fort, als er auf meiner Physiognomie die Neugier der Theilnahme wahrnahm, die in einen Kummer, weniger um dessen Geheimniß zu ergründen, als um seine Bitterkeit zu mildern, eingeweiht zu werden wünscht. — „Ich komme oft zu diesem Bilde, das in Ihren Augen für mich keinen Anklang haben kann, das aber dennoch eine höchst peinliche Erinnerung in mir auffrischt und mir als das Einzige, was mir von meiner Liebe geblieben, theuer ist..... Aber, Sie können mich so nicht verstehen, und ich will mich deutlicher ausdrücken."

Nachdem ich mich gerade vor das Bild hatte stellen müssen, sagte er zu mir:

„Sie werden sich gewiß der Wunder der Vendee und vor allem des erstaunlichen Marsches erinnern, der auf den Uebergang über die Loire folgte, wo, trotz Krankheiten, Mangel und Zwiespalt, eine Armee von dreißigtausend Mann, deren Bewegungen noch durch eine gleiche Anzahl Frauen behindert wurden, welche den Muth und das Unglück ihrer Väter, ihrer Gatten, ihrer Kinder hatten theilen wollen, in weniger als zwei Monaten einen Weg von fast hundertundfunfzig Lieues zurücklegte, vierzehn Städte belagerte, davon zwölf einnahm, und sieben Schlachten gewann, welche den Soldaten der Republik mehr als zwanzigtausend Mann kosteten.

„Es war eine traurige Episode, die merkwürdige und furchtbare Epoche, von der ich Ihnen erzählen will.

„Der Klang des Beilschlages, der eines Königs Haupt herunterschlug, machte die ganze Vendee schauern, und bald hatten sich alle ihre Kinder erhoben und riefen Rache! Rache! Ich bin Vendeer, Herr! und so sehr jung ich auch noch war, würde ich einem älteren Bruder dennoch in die Reihen gefolgt seyn, wohin uns Gottes Stimme rief, wenn mich nicht meiner Mutter Gebot zurückgehalten hätte, der, alt und schwach, ein Beschützer Noth that.

„Aber meiner armen Mutter bald aus den Armen gerissen, mußte ich gezwungen eine rothe Kocarde an meinen Huth stecken; mußte ich gegen Männer kämpfen, ihnen vielleicht, o Gott! den Tod geben, deren Muth ich bewunderte, deren Meynungen ich theilte; gegen Franzosen, gegen Brüder! Ja, mein Bruder war unter ihnen, und wenn ich anschlug, war er vielleicht das Ziel meines Gewehrs. Wie ist es nur möglich gewesen, daß ich bei dieser gräulichen Furcht länger als einen Tag habe ausdauern können!

„Ich ward dem Regiment der Grenadiere von Armagnac einverleibt, welches unter den Befehlen des Generals Tilly herbeieilte, um die West-Armee zu verstärken, zu deren Oberbefehl General Marceau ernannt worden. Larochejaquelin war nach einem blutigen Kampfe am 10. October mit den Trümmern seiner Armee, damals in fünf große Corps unter den Befehlen von Fleuriot de Lafleuriage, Cadet de Roſtaing, Desessart, d'Autichamp und Biron, eingetheilt, in Mans eingerückt. Aber der Convent hatte von allen Seiten eine Menge Truppen marschiren lassen und Marceau den Befehl ertheilt, sich zu schlagen. Er concentrirte seine Divisionen zu Foulletourte, einem unfern Mans belegenen Dorfe, und ließ

Digitized by Google

sie dann bald auf diese Stadt losgehen. Mein Regiment befand sich bei dem Vortrabe unter dem Befehl von Westermann, der sich durch seine Grausamkeit im Treffen den Beinamen des Schlächters erworben hatte. Die zu Pontlieue, vor Mans, aufgeworfenen Festungswerke und die äußeren Verschanzungen wurden nach einem nur schwachen Widerstande ziemlich bald genommen: das Elend, die Kämpfe, und vor allem die Entfernung von ihrem Lande, begannen, den Muth der Vendeer zu beugen. — Wir trafen vor Mans ein.

„Es war vier Uhr Nachmittags. Eine bleiche, halb verschleierte October-Sonne strömte nur wenige Strahlen aus, die in grauem Gewölk erloschen: die Natur war traurig, wie mein Herz.

„Inzwischen hatten wir einen verzweifelten Kampf zu bestehen. Larochejaquelin hatte seine gesammte Artillerie auf dem Hauptmarkte von Mans und in den angränzenden Straßen aufpflanzen lassen; dort hatte er auch mit seinen Unterbefehlshabern, dem Generalmajor Stoflet, dem Cavallerie-Chef Talmont, dem Generaladjudanten Ritter Nouvy, dem Befehlshaber der Artillerie, Bernard de Marigny, Posto gefaßt. Dort befanden sich auch die Damen Bouchamps und de Lescure, so wie Bernier, der Pfarrer von St. Laud d'Angers, durch ihre Gegenwart und ihre Reden die tapferen Landleute ermuthigend, die Soldaten geworden waren, um den Thron und den Altar zu vertheidigen.

„Es erhob sich ein wüthiger Kampf am Eingange des Platzes. Fünf ganzer Stunden lang schlugen die Vendeer, obgleich durch unsern ungestümen Angriff stutzig gemacht, sich wie Helden. Auf die Stimme ihrer Anführer, die ihnen zuriefen, nicht vom Fleck zu weichen, antworteten sie mit ihrem Tode.

„Erst um neun Uhr Abends verschaffte die Ankunft einer neuen republikanischen Division, unter den Befehlen des Generals Kleber, den Soldaten des Convents den Sieg. Larochejaquelin bot alles auf, den Kampf zu erneuern, jedoch vergebens: eine unaussprechliche Verwirrung lähmte die Ausführung seiner Befehle, und bald sah er selbst sich in der Flucht auf der Straße von Laval mit fortgerissen. Da begann eine scheußliche Scene, die mir noch nach vielen Jahren, wenn ich daran denke, einen kalten Schweiß auf die Stirn treibt....

„Eine Menge, auf dem Markte und in den Straßen von la Peele, Saumon ꝛc. eingeschlossener Vendeer wurden auf Westermann's Befehl durch Kartätschen zu Boden geschmettert.... Vergebens suchte Marceau diesem Gemetzel ein Ende zu machen; trunken von Blut, wollte der Soldat noch immer mehr Blut fließen sehen. Westermann antwortete auf unsere Bitten, diese Unglücklichen zu retten, durch ein scheußliches Lachen, und rief, auf die aufgehäuften Leichen zeigend: „sie sind en batterie!"

„Ich stand, blaß und regungslos vor Schrecken, bei diesem Schauspiel wie der Vogel, den der Blick der Schlange gefesselt hält; es fehlte mir die Kraft, vor dieser Gräuelscene zu fliehen, und ich konnte nur mein Geschrei mit dem Geschrei der Verzweiflung von all den Opfern vereinigen, deren Blut wie ein Bach zu meinen Füßen hineiselte. Ach, Herr! wie war das gräulich!

„Mitten unter den Unglücklichen zeichnete sich eine Frau hohen und edlen Wuchses, die auch schön von Zügen seyn mußte, aus.... Sie deckte mit ihrem Körper ein zehnjähriges Kind, ihr eigenes; in dem Ausdruck ihrer Augen, in den Bewegungen ihrer Lippen sprach sie die volle mütterliche Beredsamkeit ihrer Bitten aus. Aber ihre schwache Stimme verhallte unter dem wilden Geschrei und dem fortwährenden Schießen.... Starr vor Entsetzen heftete sich mein Blick auf diese Frau — ich erkannte sie; sie war — das Weib meines Bruders! So sehr er sie auch gebeten hatte, zurückzubleiben, war sie ihm doch mit ihrem jungen Kinde gefolgt.

„Ich schleppte mich hin, zu Westermann's Füßen, und wollte, alle meine Kräfte zusammenfassend, ihn anflehen, daß er Gnade gewähren möchte. Ein Pelotonfeuer ließ mich nicht zum Wort kommen; ich sank fast leblos zusammen .... dann lebte wieder ein Funke der Hoffnung in mir auf. Alle werden ja doch nicht todt seyn ..., und es ist noch wohl Hülfe anzuwenden!... General! rief ich, indem ich Westermann's Knie umklammerte, General, unter diesen Frauen ist auch meines Bruders Weib! In des Himmels Namen, im Namen Ihrer Mutter, im Namen alles dessen, was Ihnen theuer ist, Gnade, Gnade für sie, falls sie noch lebt! — Gnade!

„In diesem Augenblicke richtete Marie, meines Bruders Weib, sich unter mehreren Leichen auf.... Das Blut strömte ihr aus der Brust, aber ihren Sohn hielt sie noch unverletzt in ihren Armen.... Westermann schien zu stutzen.... Wer nicht todt ist, möge aufstehen, rief er. Ich brach in ein lautes Freudengeschrei aus und wollte eben, Westermann segnend, zu meiner Schwägerin hineilen, da commandirte er wieder — Feuer!!!

„Diesmal hatten die Kugeln gut getroffen .... alle Köpfe, die sich einen Augenblick gehoben hatten, fielen neuerdings, nun für ewig, zurück. Als einige Augenblicke später eine Escadron Cavallerie in gestrecktem Galopp die Straße entlang sprengte, da waren es nur noch Leichen, die von den Hufen der Pferde zertreten wurden.

„Marie lebte noch; sie hatte noch die Kraft, sich einen Augenblick auf den Knieen zu erhalten, um ihr armes, nun todtes Kind noch einmal ans Herz zu drücken ... sie schaute betend zum Himmel auf.... Dieser Blick ist es, dessen ich mich erinnere, so oft ich dies Gemälde betrachte; diesen Blick, Herr, werde ich nie vergessen, und so oft ich daran denke, ist es, als wollte mir das Herz brechen. Ehe er den Himmel erreichte, hatte er auf mir geweilt, auf mir, der ich mit zu denen gehörte, die ihr zweimal das Leben genommen hatten!!!...

„Ich brachte die Nacht betend bei den Leichen zu, ihre klaffenden Wunden, ihre blutigen Stirnen mit bitteren Thränen netzend, ohne einmal so viele Besinnung zu haben, daran zu denken, daß ich noch einen andern Verlust zu beweinen haben würde.... Als der Tag anbrach, trug ich die Leichen der beiden armen Opfer in meinen Armen nach dem Platz der Jacobiner, der mit Todten und Verwundeten untereinander bedeckt war; dort grub ich in der Nähe der Lindenbäume eine Gruft, in die ich die Frau und den Sohn meines Bruders unter Recitirung von Worten legte, welchen die Heiligung des Priestermundes fehlte.

„Als ich die erste Schaufel Erde in die Grube warf, hörte ich ein leichtes Geräusch aus einer Gruppe von Leichen, die nicht weit davon aufgeschichtet lagen; ich sah mich um, und erblickte nun einen Vendeer, der sich mitten unter seinen getödteten Kameraden aufrichtete. Er wendete sein mit Blut besudeltes und unkenntliches Gesicht zu mir, so wie seine ersterbenden Augen, die mir dennoch zulächeln wollten; dann sie auf die Gruft heftend, sagte er: „da, da sind sie!" Nun nahm er alle seine Kräfte zusammen, kroch zu mir hin, erfaßte meine Hand, und stammelte: „Habe Dank, Bruder!"

„Darnach wälzte er sich, ein Wort des Abschieds hermurmelnd an die, welche er verließ, ein Wort der Liebe an die, welche er wiederzusehen im Begriff war, ein Gebet zu Gott, auf den er sein Vertrauen gesetzt, und dessen Gnade er für seinen Bruder anflehen wollte, in die, nur für zwei Leichen gegrabene, Gruft....

„Einige Zeit darnach riß eine Kugel mir ein Bein weg. Westermann hatte sein Haupt schon dem Schaffotte dargebracht....

„Gott ist gerecht!"

Digitized by Google

Die englischen Pontons.

Von

E. Corbière.

(Aus der France Maritime.)

(M.)

Es ist eine ganz sinnreiche, aber zugleich höchst grausame Idee gewesen, ein Kriegsschiff zu einem großen Gefangenkerker zu machen. Auf dem Lande machten die großen Kriegsgefängnisse, wenn auch mit einer dreifachen Mauer umgeben, es den Gefangenen oft möglich, die Wachsamkeit der ausgestellten Posten und die der Kerkermeister zu täuschen; aber am Bord eines mitten im Flusse liegenden Linienschiffes, dessen Stückpforten vergittert waren, das Tag und Nacht bewacht wurde, war die Aufsicht sicherer und bequemer; und man konnte dort ohne große Kosten während all der Dauer eines Krieges sechs- bis achthundert Gefangene festhalten, die in dem engen Raum zu sehr aufeinander gehäuft waren, um einzeln etwas zu unternehmen, und individuell zu gut bewacht, um gegen die Sicherheit der Gitter zu complottiren, welche den Aufseher hatten, die geringste Bewegung zu unterdrücken, die auf Desertion abgesehen war.

Schon der bloße Anblick der Pontons offenbarte all das Elend, all das Leiden, deren Schauplatz diese schwimmenden Gräber geworden waren. Ein abgetakeltes Schiff, ohne Segel, ohne Geschütz, aber vor allen seinen Stückpforten mit ungeheuren Eisenstangen versehen, zwischen welchen blasse und abgemagerte Gesichter die Luft einzuathmen suchten, welche aus dem sumpfigen Ufer aufstieg, war das traurige Bild, das alle die Pontons zu Chatam, Portsmouth und Plymouth darboten!

Oberhalb der Verdecke und der Castelle dieser großen Kerker hatte man unförmliche Dächer angebracht, um während des Tages den Unglücklichen zum Schutz zu dienen, die nach ein wenig Luft jammerten, nachdem sie über Nacht ihre Kräfte in dem Kampfe mit der ungesunden Atmosphäre der Batterieen oder des Raums erschöpft hatten.

Jeden Augenblick ließ der befehlshabende Offizier der Pontons seine Gefangenen zählen und wieder zählen, um die Desertion zu verhindern oder zu ermitteln, die er von diesen Unglücklichen, welche stets bereit waren, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, wenn sie nur hoffen durften, ihren Kerkermeistern zu entrinnen, zu befürchten hatte. Von Stunde zu Stunde wurden die Eisengitter vor den Stückpforten nachgesehen, so wie man bei den Galeerensclaven die Fesseln nachsieht, die sie ohne Unterlaß durchzufeilen oder zu zerbrechen streben, um den Wächtern zu entrinnen, welche ihnen unaufhörlich auf den Fersen folgen.

Aber so gewissenhaft und bedächtig auch die Aufsicht der englischen Kerkermeister war, war die Geschicklichkeit der Gefangenen doch noch größer, und die Mittel, welche sie aufboten, um sich freizumachen, trugen zuweilen den Sieg über die Mittel davon, welche angewendet wurden, um sie festzuhalten.

Wer nie die Qual einer langen und unausstehlichen Gefangenschaft erlebt hat, kann sich schwerlich die übermenschlichen Anstrengungen denken, die von Gefangenen versucht werden, um, und wenn auch nur auf einen Augenblick, aus dem Kerker herauszukommen, wo sich ihr Leben aufreibt. Der Mensch, welcher, wenn er einmal die Freiheit wieder erlangt hat, dann, um sein Glück zu machen, nur die Hälfte der Hülfsmittel anwenden würde, die er in seinem Genie gefunden, um dem Kerker zu entrinnen, würde sicherlich den Gipfel des Reichthums oder des Ruhmes erreichen. Aber gemäß einer der Schwächen unserer Gattung sind die höchsten Anstrengungen und Willensbestrebungen fast nicht anders als in der Gefangenschaft möglich.

Ein Loch machen, um von einem Ponton zu desertiren, war ein Meisterstück der List, der Geduld und des Genies; und doch unternahmen dies Gefangene, welchen man von diesem allen wenig zugetraut hätte.

Ein hölzernes Gitterwerk war nach Außen auf der Seite eines jeden Pontons, ungefähr achtzehn Zoll hoch über dem Meere, angebracht. Auf diesem Gitterwerke wachten Tag und Nacht Schildwachen, die auf das geringste Geräusch, auf die leiseste Bewegung, auf den kleinsten Hauch Acht gaben.

Wenn die Nacht den Ponton, in welchem die Gefangenen schliefen, und das Ufer, welches von zahlreichen Posten bewacht war, mit ihrer Stille und ihrem Schweigen umgab, so konnte man keinen Schrei ausstoßen, kein Liedchen trällern, kein Wort laut werden lassen, das nicht von den Schildwachen gehört, von den Posten auf dem Verdeck für ein allarmirendes Zeichen genommen und schnell als das Signal zu einer allgemeinen Meuterei denuncirt worden wäre.

Und doch war es unter diesem Gitterwerke, in welchem die Posten unbeweglich auf der Lauer standen, wo das Loch minirt und durchgebrochen wurde, durch welches die Deserteurs sich leise ins Meer hinabließen, um, mit dem kleinen ledernen Beutel versehen, welcher ihre Effecten enthielt, ans Land zu kommen!

Wie viele Geschicklichkeit, wie viele Arbeit war erforderlich, um solch ein Loch zu Stande zu bringen! Wie viele Sorge kostete es vor allem, es, während der Arbeit, der Wachsamkeit der Kerkermeister zu verbergen! Man denke sich ein Linienschiff, die Proportion seines Holzmaaßes, ꝛc., und dies alles sollte ohne Axt, ohne Säge, mit gewöhnlichen Taschen- und Federmessern, die einzige Waffe, die einzigen Werkzeuge, welche den verdächtigen Händen der Gefangenen gelassen wurden, durchbrochen werden!

Und wenn man nun durch die höchste Anstrengung in Arbeit, Geduld und Vorsicht ein Loch in der Holzwand zu Stande gebracht hatte, sollte noch, eben über dem Wasser und gerade unter den Füßen der Wache in dem Gitterwerke, der Kupferbeschlag des Schiffes weggeräumt werden.

Es war keine leichte Aufgabe, ein Metallblatt zu lösen, ohne daß es Lärm gemacht hätte. Das Loch zu dicht über dem Wasserspiegel angebracht, hätte das Schiff sinken können; und wenn man dem Gitterwerke zu nahe kam, so war es nicht zu vermeiden, daß die Wache darin Unrath merkte, und die ganze Besatzung des Pontons auf die Beine brachte. Zwischen diesen beiden gefährlichen Extremen sollte man die rechte Mitte getroffen werden. Wie viele Combinationen, wie viele Berechnungen, wie viel Glück gehörten schon dazu, um nur erst ins Wasser zu gleiten, in welchem man dann noch immer der Gefahr ausgesetzt blieb, von den Posten und Spähern erschossen zu werden, womit das Ufer dicht besetzt war!

Ein dergestalt von einigen Gefangenen zu Stande gebrachtes Loch gehörte von Rechtswegen denjenigen zu, die es geschaffen hatten. Ihnen war das Privilegium vorbehalten, sich desselben zuerst zu bedienen; dann aber ward es das Gemeingut aller Gefangenen. Um indessen mehr Ordnung und Zeitersparniß in die Desertion zu bringen, loosete man um die Priorität, die diejenigen, welche eine gute Nummer gezogen hatten, zuweilen wieder im Würfelspiel auf die Wage setzten; denn das Spiel ward bei allem, was die Gefangenen thaten, in Anwendung gebracht. Das Spiel ist der Gefährte all der Lagen, welche unsere Natur demoralisiren.

Wenn ein Loch entdeckt worden war, machten die Wachen sofort Lärm. Dann kamen alle Engländer binnen einer Minute auf die Beine. Die stets bereiten Böte wurden ausgesetzt, um den Ponton von allen Seiten zu umfahren. Es wurden alle Schiffslaternen angesteckt; die Gefangenen wurden wohl zwanzigmal gezählt, und wenn die Böte bei ihrer nächtlichen Expedition einmal irgend einen Unglücklichen entdeckten, der, um ihrer Verfolgung zu entgehen, von Zeit zu Zeit untertauchte, so

Digitized by Google

ward von allen Seiten nach ihm geschossen, so daß sie mehr als einmal statt des Flüchtlings eine von Kugeln durchbohrte Leiche mit zurückbrachten.

Das Mittel, durch das Durchfeilen oder Ausbeechen der Eisengitter vor den Stückpforten zu desertiren, war in den ersten Jahren der Gefangenschaft am Bord der Pontons mit Glück angewendet worden; aber die zu häufig wiederholten Versuche dieser Art hatten zuletzt die Aufmerksamkeit der Engländer dermaßen provocirt, daß in dieser Weise nichts mehr auszurichten war. Um einige Aussicht auf Erfolg zu haben, und auf welch einen Erfolg! mußte ein Loch ins Schiff gemacht werden!

Die Gemeinschaftlichkeit des Unglücks und die Solidarität der Leiden sind Dinge, welche am geeignetsten sind, um unter Menschen Gemeinsinn zu erzeugen, die durch gleiches Mißgeschick verbunden worden. Die Engländer boten alle Arten der Bestechung auf, um unter den Nichtswürdigsten der Gefangenen Subjecte zu finden, welche ihnen die Anschläge zur Flucht, welche ihre Kameraden machen möchten, verrathen sollten. Aber trotz des Goldes gelang es den Engländern nur höchst selten, einen Gefangenen zu bewegen, daß er ihnen ein Loch verkaufte. Denn es herrschte ein einiger Geist, und so zu sagen auch ein Fanatismus, am Bord der Pontons; der einige Geist war die Liebe zu den Kameraden, der Fanatismus die Liebe zu der eignen und der Andern Freiheit.

Die Züchtigung, welche den Verräthern zu Theil ward, war übrigens eben so prompt und eben so grausam als ihr Verbrechen niederträchtig gewesen war. Sie wurden, so wie man sie entdeckte, von denen in Stücken gerissen, die sie verkauft und ihren Feinden überantwortet hatten.

Aus der Geschichte der Pontons erzählt man sich wunderbare Fälle des Flüchtens; ich will nur einen davon anführen, der meines Bedünkens mit größter Kühnheit und mit größtem Glücke ausgeführt worden ist.

Ein Kutter, der Pulver geladen, hatte sich längs einem der Pontons zu Plymouth vor Anker gelegt, die Zeit abwartend, wo er das Kriegsschiff Egmond, welches auf der Rhede lag, mit Munition versehen sollte.

Da öffnet sich über Nacht ein Loch am Bord des Pontons. Der Cadett Lariviere kriecht zuerst hindurch; ihm folgen vier oder fünf andere Gefangene, und alle gelangen ungesehen an Bord des Kutters, dessen gesammte Mannschaft sie in dem hinteren und vorderen Gemache schlafend finden.

Sie werfen sich in beide Gemächer, verschließen deren Ausgänge nach Außen, überwältigen die schlaftrunkenen Engländer, ziehen ihnen ihre Kleidung aus, um sie sich selbst anzulegen, und knebeln sie. Als es Tag geworden ist, zeigen sie sich in ihrer Verkleidung auf dem Verdecke, und der Cadett, der zum Commandanten der Peise ernannt worden, fordert in englischer Sprache die Mannschaft auf dem Ponton auf, etwas zu wenden, damit er Platz bekomme; dann geht der Kutter unter Segel.

Durch einen frischen Wind der Rhede zugeführt, fährt der Kutter an dem Schiffe, in welches er sein Pulver hätte ausladen sollen, und das seiner schon gewärtig ist, vorüber und eilt mit vollen Segeln ins hohe Meer. In Folge dieses dem Egmond auffallenden Manövers macht er jenem Signale, die aber nicht verstanden werden und unbeantwortet bleiben. Man endlich werden dem flüchtigen Kutter leichte Segler nachgesandt, die ihn aber vor Abends nicht mehr einholen können. Sie erreichen ihn nicht, und der Cadett Lariviere kömmt mit seinen englischen Gefangenen, und den Kriegsvorräthen, die dem Schiffe Egmond bestimmt gewesen, am andern Morgen glücklich zu Roscoff an. Das war nicht bloß ein Coup de liberté, wie die Gefangenen sich ausdrückten, sondern auch ein Coup de fortune.

Die Engländer belohnten in der Regel diejenigen unter den Gefangenen, welche sich bei Feuersbrünsten oder sonst ungewöhnlich ausgezeichnet hatten, durch ihre Freilassung. Ein Freund von mir, der schon seit langer Zeit am Bord eines Pontons zu Chatam gefangen gehalten worden, kam deshalb auf den Einfall, eine englische Schildwache durch ein starkes Geldopfer zu bewegen, sich, wie durch Zufall, ins Wasser zu werfen, um dann durch ihn gerettet zu werden. Die, zwischen den beiden Agirenden verabredete, Komödie ward ausgeführt, und acht Tage darnach war der edle Retter, dessen Lob überdem noch in allen englischen Zeitungen ertönte — in seinem Vaterlande.

Am Bord desselben Pontons waren funfzehn bis zwanzig Mann durch ein Loch entschlüpft, welches man der Wachsamkeit der Engländer zu verhehlen so glücklich gewesen war. Eine Menge anderer Gefangener wollten noch denselben Weg einschlagen, als es dem Befehlshaber des Schiffes eben einfiel, über seine Gefangenen Appell zu halten. So wie ein Gefangener aufgerufen wurde, kam er von dem Hintertheil des Schiffes, antwortete, und ging an dem Aufrufenden vorüber nach dem Vordertheil; damit nun aber die Desertion nicht vor der Zeit laut werde, machten so viele, als nöthig waren, die fehlende Zahl zu ergänzen, die Runde nach dem Hintertheil des Schiffes doppelt, um statt der entronnenen Kameraden zu antworten. Erst dann, als es schon bei funfzig Gefangenen gelungen war, das Ufer zu erreichen, ward das Loch und die List, womit die erste Flucht verheimlicht worden, entdeckt.

Der Staab der englischen Pontons bestand aus einem Lieutenant, der das Schiff befehligte, aus einem Nächstcommandirenden, und aus drei bis vier Marine-Cadetten.

Etwa dreißig Matrosen, um die Böte zu bemannen, und sechszig bis achtzig Seesoldaten, welche unter den Befehlen eines Unteroffiziers den Dienst am Bord und die Bewachung der Gefangenen hatten, bildeten die Schiffsmannschaft.

Die Gefangenen schliefen in Hängematten, welche jeden Morgen auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen eingezogen wurden.

Vier Unzen klebrigtes Brodt, ein wenig schlechtes Fleisch oder halbverdorbener Stockfisch, und einige Unzen trockner Hülsenfrüchte oder Kartoffeln war alles, was jedem Gefangenen verabreicht ward.

Alle mußten, um der Unzulänglichkeit dieser magern Rationen zu Hülfe zu kommen, sich auf Nebenverdienste legen: der Eine machte Strohgeflecht, der Andere kleine Schiffe aus Knochen, ein Dritter Holzschachteln, ein Vierter Knöpfe ꝛc. ꝛc. Alle diese Gegenstände wurden dann am Lande durch englische Soldaten verkauft, die aber den größeren Theil des Erlöses derselben als ihre Provision zurückbehielten.

In diesen kleinen Gesellschaften von Leuten, welche die Gefangenschaft vereinigt hatte und die von der Gewalt regiert wurden, fanden sich alle die Leidenschaften, alle die Schwächen, alle die Distinctionen und die Eifersüchteleien vor, die man in der Welt im Allgemeinen antrifft. Die Pontons hatten ihre Reichen, ihre Armen, ihre Aristokratie und ihre Demokratie.

Die Reichen, die Emporkömmlinge, die sich durch den Handel mit Strohgeflecht oder durch den Verkauf von Eggen-Socken gemästet, kauften den Dürftigeren einen oder zwei Plätze ab, um sich in dem engen Raum, dessen Besitzer sie geworden, als große Herren zu brüsten und breit zu machen.

Die Dürftigsten gaben sich bei den Reicheren in Lohn und waren ihnen dienstbar.

Die Gefangenen, welche für gelehrt galten, gaben den jungen Leuten Stunde im Lesen und Schreiben, im Zeichnen und in der Mathematik. Die Pontons hatten auch ihre Dichter und Schriftsteller, ihre Liederdichter und Dramaturgen, ja selbst ihre Schauspieler. Am Bord von einigen derselben wurden die Komödieen und Vaudevillen aufgeführt, die den anwesenden Schöngeistern ihr Daseyn verdankten.

Digitized by Google

Es fehlte, wie man sieht, in diesen Kloaken der Gefangenschaft nicht an der raffinirtesten Civilisation. Streitigkeiten, die durch die Reizbarkeit der Charaktere und durch die natürliche Aufregung der Gemüther entstanden, wurden durch Duelle geschlichtet.

Die Duelle waren furchtbar; sie hatten den ganzen Ponton zum Zeugen. Die Wuth ist sinnreich, und der Durst nach Blut hat so vielen Instinct! Die Kämpfer, die sich mit einander messen wollten, hatten weder Degen noch Säbel; aber sie halfen sich mit den Spitzen eines Zirkels, mit der Klinge eines Rasirmessers, die an einen Stiel gebunden wurden. So hatte man selbst die Wahl, sich auf Stich und Hieb zu schlagen. Man durchbohrte sich mit Zirkelstichen, oder man zerfetzte sich mit Rasirmesserhieben, und die Gallerie erklärte dann, daß der Ehre ein Genüge geschehen sey.... Die französischen Gefangenen hatten, während sie, so wie sie die Pontons betraten, allen Annehmlichkeiten und allen Tröstungen des Lebens entsagt, sich doch das Vorurtheil bewahrt, wo die Ehre in dem Blute des Zweikampfs reingewaschen wird.

Aber genug von den scheußlichen Kerkern! Es würde gut seyn, sie zur Ehre unserer neuen Bundsgenossen zu vergessen, um nicht Gefahr zu laufen, in dem Heezen der ehemaligen Kriegsgefangenen die Wuth wieder aufzuregen, die sie noch jetzt empfinden müßten, wenn sie die Worte des Entsetzens und der Verdammniß: Pontons von England, lasen.

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

(Fortsetzung.)

(8.)

Es ist merkwürdig genug, daß Mittwochs, den 28. Juli, die Polizei-Präfectur zu Paris noch existirte, und im Namen Carls X. administrirte, so daß Herr Mangin einem Gendarmerie-Offizier den Befehl gab, die Deputirten zu verhaften, die sich bei mir versammelt hatten. Da inzwischen dieser Offizier einen schriftlichen Befehl fordern zu müssen glaubte, so wagte es Herr Mangin nicht, einen solchen zu geben und wir wurden so vor einem Handstreich bewahrt, der verderbliche Folgen hätte haben können.

— Nach Tische begab ich mich zu Audry de Puyraveau. Wir waren wenig zahlreich und der Anblick unserer kleinen Versammlung war sehr düster. Die verschiedenen Parteien fingen an, sich zu regen, die einige Tage später uns so viele Unruhe machen sollten. Ich erhielt Mittheilungen von Leuten, die den König von Rom Carl X. nachfolgen lassen wollten und selbst von solchen, welche seit mehr oder minder langer Zeit die Republik wünschten und die endlich ihre Wünsche zu verwirklichen hofften. Jede Partei suchte zu rekrutiren und ihre Reihen zu vermehren; und ich, ohne irgend eine abzuschrecken, behauptete meine Unabhängigkeit, mir vorbehaltend, diejenige zu ergreifen, die ich für mein Land am vortheilhaftesten halten würde.

Jeder Augenblick brachte uns unangenehme Nachrichten. Das mehreremale genommene und wiedergenommene Stadthaus war von Neuem in der Gewalt der königlichen Garde. Man meldete die Entmuthigung der Bürger, die mit Recht unzufrieden waren, weder Anführer zu ihrer Leitung, noch einen Zweck, als Resultat ihres heroischen Widerstandes, zu haben. Am Morgen und dann bei mir waren wir unserer dreißig bis vierzig; jetzt waren wir nicht mehr als zehn. Jeder suchte sich zu entziehen und von einem Schauplatz zu verschwinden, der bald blutig für diejenigen zu werden drohte, die darauf figurirt, wenn Carl X. den Sieg davon trug. Wie glücklich schätzte ich mich in diesem Augenblicke, niemanden von meiner Familie um mich zu haben. In solchen Momenten wird Familienliebe, immer so süß, herzzerreißend. Glücklicherweise beschäftigten mich die politischen Umstände so ausschließlich, daß fast kein anderer Gedanke bei mir aufkommen konnte.

— Die nun folgende Nacht brachte ich größtentheils in trauriger Stimmung zu. Die letzten Nachrichten vom Abend waren nichts weniger als beruhigend und man hatte uns Verstärkungen der königlichen Truppen für den nächsten Morgen angekündigt. Ich wollte mich nicht lebend verhaften lassen; ich bereitete daher Alles für eine verzweifelte Gegenwehr vor. Andererseits war es möglich, daß ich fliehen konnte und ich traf auch hierzu Anstalten; ich legte eine Leiter so an, daß ich über eine Mauer steigen und das nächste Haus erreichen konnte. Ich empfahl dem Thürsteher, niemandem, wer es auch sey, ohne meinen Befehl zu öffnen. Ich legte Pistolen und einen Säbel auf meinen Nachttisch und entschlummerte endlich ruhig.

So brach denn der Donnerstag, der 29. Juli, an. Mit ihm stieg ein schönerer Tag für uns auf. Die Vertheidigung hatte, besonders während der Nacht, auf vielen Puncten unermeßliche Fortschritte gemacht. Alle Straßen waren in einen solchen Zustand versetzt, daß die Truppen nicht mehr wagten, hineinzudringen und selbst es nicht mehr vermogten: sie hatten den Mittelpunct der Stadt geräumt und sich vom Louvre längs des Platzes vom Palais-Royal, des Boulevard der Kapuziner bis zu den elysäischen Feldern echellonirt. Eine unverhoffte Verstärkung war zu dem Volke gestoßen: dies waren die Zöglinge der polytechnischen Schule, voll Eifer und Muth und schon geschickt in der Kriegskunst; ihr Einfluß am Abend des Mittwochs und am Morgen des Donnerstags war ungeheuer. Sie waren Muster der Tapferkeit und zugleich der Klugheit. —

Die guten Nachrichten kommen oft langsam; das war diesen Morgen nicht der Fall. Schon vor fünf Uhr unterrichtete man mich von dem bessern Stande der Dinge und ich erfuhr zugleich, daß der Hof Carls X. in der größten Unruhe sey. Diese Nachricht konnte nicht zweifelhaft für mich seyn, weil ich sie von der Frau eines Unterbeamten des königlichen Hauses erhielt, die ihren Mann zu Saint-Cloud verlassen. Der Schrecken unserer Feinde war offenbar ein Motiv der Sicherheit oder mindestens der Hoffnung für uns. Ich ging gegen sechs Uhr aus. — Als ich auf dem Boulevard anlangte, entdeckte ich eine zahlreiche Menschenmenge, in deren Mitte ein junger Mensch zu Pferde hielt. Beim Balcon des Pavillons von Hannover war auch ein Militair in Uniform eines Bataillons-Chefs. Der eine und der andere harranguirten das Volk, sagten, daß alles geendigt sey und redeten ihm zu, die Waffen niederzulegen und nach Hause zu gehen. Sie fügten hinzu, daß ein Waffenstillstand zwischen Casimir Perier und Carl X. abgeschlossen sey und unverzüglich werde bekanntgemacht werden. Ich weiß nicht, warum diese Sprache mir verdächtig schien; aber ich drängte mich in den Haufen, gab mich als Deputirter zu erkennen und versicherte, daß man das Volk täuschen wolle. „Man redet euch zu, die Waffen niederzulegen," sagte ich zu den Bürgern, „und der Feind wird zahlreicher zurückkommen; „man sagt euch, daß man mit Casimir Perier unterhandelt hat; ich „aber habe ihn diesen Augenblick verlassen*) und bezeuge, „daß die Thatsache falsch ist. Organisirt eure Vertheidigungsmittel

*) Das war unwahr, wie unsere Leser wissen, und wenngleich die Thatsache nicht gegründet war, so versicherte Herr Berard doch als gewiß, was bloß sein Verdacht war. Anm. d. Red.

Digitized by Google

„mehr als je, und denkt nicht an Ruhe, als bis euch keine Feinde mehr „zu besiegen übrigbleiben.“ Ich wurde von mehreren Personen erkannt; mein Name flog von Mund zu Mund und meine Worte erhielten allen den Glauben, den ich gewünscht hatte.

Ich setzte meinen Weg fort und ein wenig weiter begegnete ich Dupin, dem ältern, dem ich erzählte, was eben vorgegangen. Er verband sich mit mir, um die Bürger, auf die wir stießen, zu belehren und ihren patriotischen Eifer anzufeuern. Dupin war in diesem Augenblicke ein wahrer Volks-Tribun; und wenn ich ihn seitdem mit äußerster Strenge habe behandeln hören, so habe ich immer bedauert, daß er nicht zahlreichere Zeugen seines Benehmens hatte. Dupin zog mich mit sich nach dem National, um zu verlangen, daß sein Name auf dem Verzeichniß der Protestirenden nachgetragen würde. Er wollte auch, daß ich ihn nach dem Constitutionnel begleitete; aber ich glaubte ihn verlassen zu müssen, um mich zu Laffitte zu begeben, den ich beinah allein fand. Nachdem ich einige Augenblicke da verweilt, kehrte ich auf den Boulevard zurück, um zu sehen, was da vorginge. Unterwegs begegnete ich dem General Gerard, dem ich sagte, daß noch keiner unserer Collegen angekommen sey. Als wir uns der Straße Taitbout näherten, entdeckte ich einen Zusammenlauf bewaffneter Menschen der niedrigsten Classe und von dem drohendesten Aussehen, die mich unwillkührlich an die widerwärtigsten Gesichter von 1793 erinnerten. Sie hielten zwei Menschen am Kragen, die ich sogleich als die Redner erkannte, welche ich eine Stunde vorher Lügen strafen zu müssen geglaubt hatte. Meine Rede hatte nur zu sehr Früchte getragen, denn man hatte sie für Spione genommen und wollte sie eben als solche behandeln. Ich zog schnell Gerard herbei und reclamirte, mich zwischen die Vollstrecker der Volks-Justiz und die Opfer werfend, welche zu ermorden sie ohne Zweifel im Begriffe waren, für uns, Repräsentanten des Volkes, das Recht, sie richten zu lassen. Den Commandanten Roux dem General Gerard unter den Arm gebend und Herrn Durand unter den meinigen nehmend (das sind die Namen dieser beiden Personen) lud ich Bewaffnete ein, uns zu Laffitte zu begleiten, wo das Betragen der beiden Gefangenen streng untersucht und Gerechtigkeit geübt werden sollte. Ich rettete auf diese Weise zwei Menschen, deren Benehmen vielleicht nicht strafbar seyn konnte, und die ich den größten Gefahren ausgesetzt hatte.*) Man hat mich seitdem versichert, daß sie nur ungeschickt gewesen seyen, und daß keine böse Absicht ihnen aufgebürdet werden könne.

Ich habe mir um so mehr Glück gewünscht, ihnen das Leben erhalten zu haben. Beide sind nachher zu mir gekommen, um mir zu danken und haben mich laut ihren Retter genannt.

Während ich bei Laffitte war, meldete man uns, daß das Louvre und die Tuilerieen in die Gewalt des Volkes gefallen wären. Einen Augenblick nachher sagte man uns, daß das dreiundfunfzigste Linien-Regiment, das auf dem Platze Vendome aufgestellt war, anfange, mit den Bürgern zu fraterniſiren und geneigt scheine, zu uns überzugehen. Da erklärte der General Gerard, daß, wenn dieses Regiment sich mit uns vereinigte, er seine Uniform anlegen und das Commando der National-Truppen übernehmen würde. Einen Augenblick nachher ging er auf den Platz Vendome und kehrte unverzüglich zurück mit der Nachricht, daß er dem Obersten Heymes, dem er begegnet, die Sorge überlassen habe, uns das Regiment zuzuführen. Wirklich war noch keine halbe Stunde verflossen, als das Regiment, alle seine Offiziere an der Spitze, so wie Heymes, in Laffitte's Hof waren. Die Offiziere setzten keine andern Bedingungen auf ihre Vereinigung mit uns, als nicht gezwungen zu seyn, auf ihre Cameraden zu feuern. Während sie im Salon waren, fielen einige Flintenschüsse auf der Straße, und das Gerücht verbreitete sich, daß die königliche Garde komme, um uns anzugreifen. Das veranlaßte einen Tumult, der indessen bald gestillt wurde. Die Flintenschüsse waren von Menschen aus dem Volke geschehen, unter die man Waffen ausgetheilt und die davon Besitz nahmen.

Ein zweites Regiment, das fünfte von der Linie, folgte einige Augenblicke nachher dem Beispiele des dreiundfunfzigsten, und stellte sich in der Straße Artois auf. Diese beiden Regimenter wurden nach den Casernen Popincourt und Poissonniere geführt, wo ich bald Gelegenheit hatte, das eine von ihnen zu besuchen.

Da mich nichts mehr bei Laffitte zurückhielt, so schlug ich meinem Collegen, dem General Duchaffault, einem Manne ohne Furcht und trefflichen Patrioten, vor, mit mir einige Theile der Stadt zu durchwandern. Wir nahmen unsere Richtung zuvörderst nach den Tuilerieen, die wir von einer unermeßlichen Volksmasse überströmt fanden. Dieses Volk ging friedlich durch die verschiedenen Theile des Pallastes; und ausgenommen den unmäßigen Gebrauch, der von Liqueuren gemacht wurde, die man in einem erbrochenen Vorraths-Keller gefunden, ging alles mit großer Mäßigung vorüber. Ich verließ den General Duchaffault und ging durch den Garten der Tuilerieen, um heimzukehren. Ich begegnete Jouy und Ponteconlant bei dem Gitter der Straße von Castiglione und während ich mit ihnen von der bald beendigten Revolution sprach, sah ich unter den Arcaden der Straße Richelieu einen Menschen im Hemde, den man mit dem Geschrei: „Tod den Schweizern!“ fortschleppte. Ich stürzte mich mitten in die Gruppe von bewaffneten Menschen, die ihn führten, und fragte mit einer Miene von Autorität, was man thun wollte? Diese Menschen antworteten mir, daß sie einen Schweizer, einen Mörder, zum Tode führten. „Ihr würdet selbst Mörder seyn,“ rief ich aus, „wenn ihr ihn ohne Urtheil erwürgtet. Das ist der Fran„zosen unwürdig, vor Allem, nachdem sie den Sieg errungen.“ Während des Gespräches wendete sich dieser Mensch an mich, flehentlich bittend, ihn zu retten. Ich erkannte an seinem Accent, daß er nicht Schweizer war und eilte, es zu sagen; aber man antwortete mir: „Nun, dann ist er von der königlichen Garde, und das ist dasselbe.“ Ich fing an, das Mitleiden für diesen Unglücklichen anzurufen, als eine Patrouille der Nationalgarde, regelmäßig equipirt, obgleich noch nicht uniformirt, vorbeizog: ich übergab ihr den Gefangenen, den sie auf den nächsten Posten zu führen übernahm. Auf diese Weise rettete ich zum zweitenmale, an einem und demselben Tage, das Leben eines Bürgers.

Ich setzte meinen Weg durch eine der Gallerieen von Castiglione fort, als ich Real begegnete, den ich seit einiger Zeit nicht gesehen hatte und der mir in einem Zustande voll Befangenheit schien. Er war sehr aufgeregt; ich beruhigte ihn. Er fürchtete neue Angriffe von Saint-Cloud her. Ich meldete ihm, daß, statt sich zu schlagen, man zu unterhandeln verlange. Er verließ mich in einer viel bessern Gemüthsstimmung und als ich ihn nachher wiedersah, dankte er mir, daß ich ihn aus der Art von Marasmus gezogen, in welchen er gefallen war.

Nachdem ich noch einmal zu Hause gewesen, kehrte ich zu Laffitte zurück, wo ich zum Mittagsessen blieb. Vor Tische noch, nachdem man die Gewißheit erlangt, daß die Stadt gänzlich von den königlichen Truppen evacuirt worden, glaubte die Versammlung der Deputirten sich mit den Municipal-Interessen der Stadt Paris beschäftigen und Commissaire ernennen zu müssen, um die abwesende Administration zu ersetzen. Später erweiterte sich die Mission dieser Commissarien und sie wurden

*) Das war recht lobenswerth von Herrn Berard; indessen täuschte er doch hier das Volk zum zweitenmal; denn so wie er früher nicht bei Casimir Perier gewesen, wie er dem Volke sagte, so scheint man auch, vielleicht sehr unklugerweise, diese beiden Menschen ohne alle Prüfung der Motive ihrer Reden an das Volk, gegen gegebenes Versprechen, entlassen zu haben.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

momentan mit der Regierung von ganz Frankreich beauftragt. Ein Scrutinium wurde für Ernennung der Commission eröffnet und sein Resultat ergab, durch die Mehrheit der Stimmen, die Herren Laffitte, Casimir Perier, Gerard, Lobau und Odier. Gerard schlug es aus, weil er bereits mit dem Commando beauftragt war. Odier weigerte sich gleichfalls, ohne daß man eigentlich wußte, warum; und diese beiden Glieder wurden ersetzt durch die Herren von Schonen und Audry de Puyraveau, die nach ihnen die meisten Stimmen gehabt hatten. Endlich wurde Herr Mauguin der Commission noch beigesetzt, in welcher er bald eine der Hauptrollen spielte. Der General Lafayette war schon zum Oberbefehl der Nationalgarden bestimmt. So hatten wir denn endlich einen Anfang von Organisation, die uns erlaubte, mit einer Art von Regelmäßigkeit zu Werke zu gehen. Die Municipal-Commission und Lafayette begaben sich gleich nach ihrer Ernennung auf das Stadthaus.

Es war acht und einhalb Uhr, als der Oberst Heymes zu Laffitte kam, um zu melden, daß noch keine Austheilung bei dem fünften Linien-Regimente, das in der Straße der Vorstadt Poissonniere casernirt war, stattgefunden habe, was Mißvergnügen bei den Offizieren und Soldaten veranlasse und die Besorgniß einer Veränderung ihrer Stimmung erwecke. Es war zu spät, um sich an die Municipal-Commission zu wenden: man bedurfte augenblicklich Geld: und da niemand welches anbot, so schlug ich Laffitte vor, einen Bon von 1000 Franken auf mich zu geben, zahlbar nach Sicht, d. h. den andern Morgen, gegen gleiche Summe, die ich zur Subsistenz der Truppen verwenden würde. Laffitte hätte mein Begehren wohl nicht abgewartet, aber seine Casse war verschlossen und er hatte kein Geld bei sich. Ich begleitete Heymes in der Absicht, nach Hause zu gehen und das Geld, dessen wir bedurften, zu holen, als er mir sagte, daß wir mit 200 Franken für den Augenblick ausreichen würden und mir vorschlug, um einen weiten Weg zu ersparen, zu versuchen, sie, auf unser ehrliches Gesicht, bei einem Kaufmann der Nachbarschaft zu leihen. Kein Kaufmann hatte 200 Franken bei sich, was die Unruhe am Morgen und die Nähe des Hauptortes der Insurrection sehr glaublich machte; und da erst dachte ich daran, mich an Julien, den Haushofmeister Laffitte's, zu wenden. Da fand ich wieder ein anderes Hinderniß; Julien hatte nur Cassen-Billets. Nichtsdestoweniger fand er bald die 200 Franken in Silber, für welche ich ihm einen Bon von gleicher Summe gab, die ihm nachher von der Regierung ersetzt worden ist.*)

Versehen mit diesem Gelde begaben wir uns, Heymes und ich, in die Caserne, wo man uns wie Befreier empfing. Wir waren gezwungen, selbst zu fünf Bäckern zu gehen, um die nöthige Quantität Brodt für das Regiment zu erhalten, die man unmittelbar an die Truppen abzuliefern wenig geneigt war, so sehr war das Volk gegen sie erbittert. Wir zogen uns nicht eher zurück, als bis wir die Gewißheit erlangt hatten, daß das Regiment genügende Nahrung erhalten würde. Bei Laffitte wieder angekommen erstattete ich Bericht über das, was ich eben gethan und über die gute Stimmung, die ich bei den Soldaten zurückgelassen, Dank dem Eifer und der Fürsorge, die wir gezeigt, ihre Subsistenz zu sichern.

Während meiner Abwesenheit war eine wichtige Botschaft bei Laffitte angelangt. D'Argout, Pair von Frankreich, hatte, im Namen Carls X., zu capituliren verlangt. Er bot die Zurücknahme der Ordonnanzen, die Entlassung des Ministeriums, ein anderes Ministerium, von dem Herzog von Mortemart und dem General Gerard gebildet, und mehr noch als dieses Alles, wenn man es verlangte, an. D'Argout verlangte, daß der Verein der Deputirten Herrn von Mortemart empfange und mit ihm in Unterhandlungen trete. Man weigerte sich nicht unbedingt; zugleich aber verhehlte man ihm doch nicht, daß, nach allem Anschein, der Vorschlag zu spät komme. Ich nahm Herrn von Argout bei Seite und eröffnete ihm meine Meynung in folgenden Worten: „Drei Parteien machen „sich in diesem Augenblicke Frankreich streitig. Carl X., der es verloren „hat und es wiederzugewinnen sucht; der Herzog von Orleans, dem man „es geben möchte, und der sich vielleicht nicht darum kümmert (que peut-„être ne s'en soucie guère); und die Republik, die der Wunsch und die „Hoffnung der Jugend ist, welche die Revolution gemacht hat. Ich will „die Republik nicht, weil ich sie, bei dem jetzigen Zustande von Europa, „für unausführbar halte, weil ich die Ueberzeugung habe, daß ein großer „Theil der Nation sie nicht will und weil sie folglich für uns eine Quelle „innerer Zwistigkeiten und auswärtiger Kriege werden würde. Meine „Theilnahme für den Herzog von Orleans ist mittelmäßig, weil ich „voraussetze, daß er, wenn er den Thron annimmt, uns wird Bedin-„gungen machen, statt annehmen, oder sich auflegen lassen wollen, und „weil sich nur allzuviele Leute glücklich schätzen werden, ihn über Frank-„reich herrschen zu sehen, damit er nicht auf die Art, wie er will, herrsche „und nicht auf die Weise, die dem Lande am besten zusagen wird. „Ich kümmere mich noch weniger um Carl X.; aber wir haben ihn „einmal und jede Veränderung, welcher Art sie auch sey, zieht stets „mehr oder minder große Gefahren nach sich. Wir haben ihn besiegt „und er ergiebt sich auf Gnade und Ungnade: wir können ihm solche „Bedingungen machen, daß es ihm nicht mehr möglich seyn wird, „sie zu brechen. Mit einem Worte, so schlimm er auch seyn mag, „so will ich lieber einen König, dem man Gesetze diktiren „kann, als einen selbst viel bessern, von dem man sie anzu-„nehmen gezwungen ist.*) Sie sehen, daß, wenn meine Politik „wenig schmeichelhaft für Carl X. ist, sie ihn wenigstens nicht ausschließt."

Argout zog sich um zehn Uhr zurück, nachdem er kräftig auf der angeblichen Nothwendigkeit bestanden hatte, Carl X. zu behalten, wenn wir nicht ganz Europa gegen uns haben wollten, mit dem Versprechen, seinerseits alles thun zu wollen, um den Herzog von Mortemart an demselben Abend mitzubringen. Wir versprachen, ihn bis um ein Uhr zu erwarten. Fast unmittelbar nach der Abreise des Herrn von Argout kam Herr von Forbin-Janson, Schwager des Herzogs von Mortemart, um uns in seinem Namen ganz ähnliche Vorschläge, wie die eben empfangenen, zu machen. Man sagte ihm, wie die Unterhandlung bereits stand und er reiste sogleich wieder zurück, um uns seinen Schwager zuzuführen. Der Herzog von Broglie brachte einen Theil des Abends mit uns zu. Er war schweigsam und schien uns mit vieler Aufmerksamkeit zu beobachten. Dieser Besuch ist der thätigste Antheil, der einzige vielleicht, den er an der Juli-Revolution genommen; und zwei Tage nachher war er Minister!

*) Diese Umstände scheinen uns in der Hinsicht bemerkenswerth, als von mehreren Gegnern der Revolution hat behauptet werden wollen, daß von den Beförderern derselben (namentlich Laffitte) sowohl an die Soldaten, als unter das Volk; besonders die Arbeiter, die man absichtlich aus den Fabriken ꝛc. entlassen hätte, große Summen, selbst schon in den ersten Tagen der Revolution, zur Vergrößerung und Erhaltung der Aufregung, ausgetheilt worden seyen. Anm. d. Red.

*) Dieser Satz scheint uns zwei gleich verwerfliche Extreme zu enthalten. So gewiß einem hinlänglich gebildeten und politisch mündig gewordenen Volke ein Gleichgewicht der Staatsgewalten zu wünschen ist, so wenig es dann der Willkühr der Regierung preisgegeben werden soll, so gewiß ist doch auch ein König nicht König, dem man Gesetze diktiren kann und weder zu seinem noch des Volkes Heil die Dauer einer solchen Regierung verbürgt — denn aufgedrungenen Gesetzen zu widerstreben liegt in der Natur des Menschen und folglich auch der Könige. Gegenseitiges Vertrauen und Treue kann nur von einem von beiden Seiten freien Vertrage erwartet werden. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Der Einfluß des Herzogs von Broglie auf die Folgen der Revolution ist außerordentlich unangenehm gewesen, wie ich später Gelegenheit haben werde, zu beweisen. Er ist ein redlicher, und selbst ein sehr unterrichteter Mann; aber zugleich ist er auch von aristokratischen Idee'n eingenommen und kennt weder die Ereigniße, noch die Menschen von jetzt.

Ich blieb bis um ein und einhalb Uhr bei Laffitte und da kein Unterhändler sich zeigte, so ging ich endlich, mich der Ruhe zu überlaßen, die ich wahrlich sehr bedurfte.

Bei meiner Rückkehr nach Hause fand ich alle Straßen erleuchtet. Man bedurfte ziemlich langer Zeit, die Reverberen wiederherzustellen, die in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch zerschlagen worden waren, und bis dies geschehen war, wurde die Stadt fortdauernd von den Büegern erleuchtet. Es herrschte damals in allen Gemüthern ein Bedürfniß der Ordnung und Regelmäßigkeit, das einer der merkwürdigsten Umstände der Revolution ist. Wenn alle guten, edlen und nützlichen Gefühle, denen sie die Entstehung gab, angemessen benutzt und ausgebildet worden wären, so würden wir nur zu glücklich gewesen seyn.

Wir kommen nun zum Freitags Morgen, den 30. Juli. Das Schlachtfeld war uns geblieben, wir hatten den Sieg errungen; es handelte sich jetzt davon, ihn zu organisiren und fruchtbar zu machen. Der Feind verlangte zu capituliren; aber er stand vor unsern Thoren und konnte, von einem Augenblick zum andern, es versuchen wollen, die Offensive wieder zu ergreifen. Was das Wichtigste in einer Revolution ist, das ist, keine Zeit zu verlieren und gerade auf das Ziel loszugehen, das zu erreichen man sich vorsetzt. Nicht minder wichtig ist, daß man verstehe, seine Idee'n nach Verhältniß der Hindernisse, die man antrifft und der Umstände, die sich ereignen, schnell zu modificiren. Die Revolution, in welcher wir begriffen waren, machte so große Schritte, wurde mit solcher Schnelligkeit bewirkt, daß sie alle Voraussicht täuschte. Sie war das Werk der Idee'n, das Resultat der Natur der Dinge und nicht die Verwirklichung oder Vollendung eines im Voraus entworfenen Planes. Sie ließ daher alle Combinationen zu, bahnte allen Ansprüchen den Weg. Mitten in diesem Conflict bestand die Geschicklichkeit darin, eine gute Wahl zu treffen.

Man wird nicht vergessen haben, daß drei Parteien einander gegenüberstanden: die Republik, der Herzog von Orleans und Carl X. Die Republik schien mir immer unzulässig; gestern glaubte ich noch, daß man mit Carl X. unterhandeln könnte, heute glaubte ich es nicht mehr. Eine unüberwindliche Macht verwarf ihn. Die Stimme des Volkes hatte sich ausgesprochen: Keine Bourbons mehr! Tod den Bourbons! So war das Kriegsgeschrei des entfesselten Löwen. Zu viel Blut war geflossen, ein zu vollständiger Sieg war die Folge eines zu erbitterten Kampfes gewesen, als daß ein Vertrag zwischen den Kämpfenden noch möglich gewesen wäre. Somit blieb uns also der Herzog von Orleans allein übrig. Das war unser Noth-Anker; aber während wir noch Herren des Terrains waren und bevor wir es wieder verlieren konnten, mußten wir eilen, unsere Bedingungen zu dictiren. Wir sollten einen König erhalten, aber wir waren es, die ihm die Krone gaben.

Das waren zum Theil die Gedanken, die mir Freitags früh im Kopfe herumgingen. Sie waren das Product theils meiner Reflexionen, theils der zahlreichen Thatsachen, die zu meiner Kenntniß kamen. Die republikanischen Idee'n erhoben sich mit einer erschreckenden Geschwindigkeit. Sie hatten den Vortheil, jeder Ehrsucht die Bahn zu öffnen und keine Hoffnung zurückzustoßen.

Eine Versammlung bei Laffitte für acht Uhr Morgens war angesagt. Ich begab mich noch vorher dahin, und fand Berenger daselbst, der mich in den Absichten bestärkte, die ich so eben ausgesprochen und zeigte mir die Unmöglichkeit, noch an die besiegte Familie zu denken. Er dachte auch an den Herzog von Orleans, aber mit seiner gewöhnlichen Weisheit und unter der Bedingung, daß man über die Grundlagen des Vertrags im Voraus übereinkomme. Die unmittelbare Proclamirung der Republik schreckte ihn nicht minder als mich. Die Deputirten kamen successiv an und wir waren unserer nah an vierzig. Mehrere unserer Collegen erschienen zum erstenmale, die einen, weil sie eben erst in Paris angekommen waren, die andern, die Paris nicht verlassen oder die sich doch schon seit einigen Tagen daselbst befanden, weil die Ereigniße anfingen, eine entschiedene Wendung zu nehmen und nicht mehr dieselben Gefahren darboten. Laffitte präsidirte wie gewöhnlich. Er litt noch an den Folgen einer Verletzung, die er einige Tage zuvor durch einen Fall erhalten, und da sein Wundarzt kam, um ihn zu verbinden, so verließ er uns auf einige Zeit und bat mich, einstweilen seine Stelle zu vertreten.

Mehrere Deputirte, unter andern B. Delessert, Odier, J. Lefebvre, Vassal ꝛc. traten ein, mit folgendem Actenstücke in der Hand, das angeheftet worden war, und lasen es vor:

„Carl X. kann nicht nach Paris zurückkehren; er hat das Blut des Volkes vergießen laßen. Die Republik würde uns gefährlichen Spaltungen aussetzen; sie würde uns mit Europa entzweien. Der Herzog von Orleans ist ein der Sache der Revolution ergebener Prinz. Der Herzog von Orleans hat nie gegen uns gekämpft. Der Herzog von Orleans ist ein Büeger-König. Der Herzog von Orleans hat die drei Farben im Feuer getragen; der Herzog von Orleans allein kann sie noch jetzt tragen. Wir wollen keine andern. Der Herzog von Orleans spricht sich nicht aus, er erwartet unsern Wunsch. Proclamiren wir diese Wahl und er wird die Charte annehmen, wie wir sie immer verstanden und gewollt haben. Dem französischen Volke wird er seine Krone verdanken."

Dieses Actenstück, sagten sie, drückt die Wünsche der Mehrheit der Franzosen und aller Freunde des Landes aus; man braucht bloß darüber abzustimmen und zugleich die Absetzung Carls X. und die Thronbesteigung des Herzogs von Orleans zu proclamiren.

In meiner Qualität als Präsident widersetzte ich mich förmlich dieser Art von Berathung. „Nur mit eiflicher Prüfung," sagte ich, „müssen „solche Materien behandelt werden und die geringste Uebereilung könnte „unheilbringend werden. Hüthen wir uns vor Allem vor einem unüber„legten und der Neue unterworfenen Enthusiasmus. Ich neige mich zu „der Meynung hin, daß die vorgeschlagene Wahl uns am beßten zusagt; „aber sie kann nur nach einer erschöpfenden Discussion, welche gestattet, „Vortheile und Nachtheile zu würdigen und abzuwägen, angenommen „werden."

Diese Gründe leuchteten der Versammlung ein und man bestand nicht mehr auf einer unmittelbar entscheidenden Maaßregel. Einige Mitglieder schlugen vor, provisorisch den Herzog von Orleans zum General-Lieutenant des Königreichs zu ernennen, mit Vorbehalt, später definitive Anordnungen zu treffen. Dieser Vorschlag hatte viele Stimmen für sich; aber ich glaubte noch mich der eigentlichen Abstimmung widersetzen zu müssen, bis er in einer ad hoc zusammenberufenen Versammlung berathen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 944. Hamburg. Sonnabend, den 9. August. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Persien.

(N.)

Der Tempo enthält folgende sehr ausführliche und allem Anscheine nach factisch genaue statistische Beschreibung dieses einst mächtigen, nun aber sehr heruntergekommenen Reiches.

Zu allen Zeiten ist der Orient als das Land des Reichthums, des Luxus, der Ueppigkeit angesehen worden. Die in Bezug auf denselben bis auf den heutigen Tag bestandene Verblendung hat seine Bevölkerung und die Feuchtbarkeit seines Bodens übertreiben lassen. Man hat sich Asien als einen großen Garten gedacht, bevölkert von Millionen glücklicher Menschen, die alle im voraus der friedlichen Freuden des Paradieses theilhaftig wären. Vor allem ist Persien eine lange Zeit das Land der Fee'n, die privilegirte Erde des Himmels gewesen. Dort, sagte man, weilen nur Ruhe und Glück; man lebt da hingestreckt auf schwellenden Divans, in phantastischen Kiosken, oder im Schatten grüner Platanen; die Erde erzeugt in Ueberfluß und von selbst alles, was dem Menschen zur Nahrung dienen kann: da giebt es überall Gold und Lust und Freude, Elend nirgends.

Es ist vielleicht grausam, eine solche Illusion zu zerstören, aber in unsern positiven Zeiten müssen dergleichen Irrthümer vor einer kalten Untersuchung verschwinden. Wir wollen es versuchen, unter Tausend und Einer Lüge der Reisenden und Geschichtschreiber die Wahrheit zu entdecken; wir wollen Persien das poetische Gewand abstreifen, um es nackend, wie es ist, zu zeigen, was auch gewisse in Ruf stehende Schriftsteller davon gesagt haben mögen, die auf ihren Reisen nur die höhere Classe der Bevölkerung, aber nicht die Masse des Volkes, die von ihren Höflingen und Sclaven umringten Monarchen, aber nicht die niedrigsten Stufen der Nation gesehen haben.

Was vor allem dazu beigetragen hat, Europa eine so falsche Meynung von Persien beizubringen, ist der Umstand, daß damals, wo das Abendland noch in den Finsternissen der Barbarey begraben lag, wo sein Handel noch keinen freien Aufschwung genommen hatte, wo es erst eine sehr kleine Anzahl von Fabriken besaß, das Morgenland es war, welches ihm über Persien seine Gewürze, seine Stoffe und seine Edelsteine zusandte. Gegenwärtig, wo die asiatische Civilisation das Ihrige vollbracht, sich im Abendlande gänzlich erschöpft, und da, wo ihre Wiege war, nur wenige und schwache Spuren hinterlassen hat, ist es nöthig geworden, Europa die orientalische Welt in ihrer Wirklichkeit zu erschließen und es mit dem Finger berühren zu lassen, was es nur durch einen dichten Schleier gesehen hat.

Anblick des Landes.

Persien ist ein großes, von Gebirgen durchschnittenes, mit Einöden oder Sandwüsten übersäetes Land. Sein äußeres Ansehen ist im Allgemeinen traurig und abstoßend; man sieht auf den Gebirgen keinen Baum, keinen Schatten, in den man sein Haupt legen könnte, in den Thälern nichts als Sand und Kies, einige angebaute Oasen, unermeßliche Lachen von Brackwasser; versandete Flüsse, von Bäumen umgeben, die von der Sonne verbrannt sind. Der Boden besteht außer im Mazunderan und Ghilan überall aus einer lehmigten, sehr harten Erde, die unfruchtbar ist, wenn sie nicht im Wege der Kunst gewässert und gelockert wird. Diese rauhe und wilde Natur hat der Seele und der Stirn der Bewohner, die, außer in den Städten, barbarischer sind, als die Räuber des türkischen Asiens, einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt.

Die Scene ändert sich jedoch in der Umgegend des caspischen Meeres; das Ghilan und das Mazunderan sind mit prachtvollen Wäldern bedeckt und die Districte von Asterabad, Gurgaun und Azerbeidjan sind, wenn auch minder schön, doch reich und fruchtbar; aber zur grausamen Compensation sind diese Provinzen die ungesundesten des Königreichs, welches von der steten Feuchtigkeit herrührt, die dort herrscht, und von der Ungesundheit der Luft. Uebrigens ist das Clima überhaupt nicht gesund: einige Districte sind im Winter mit Schnee bedeckt und haben im Herbste starke Regengüsse, welche Sumpflachen bilden, aus welchen bald pestilenzialische Dünste aufsteigen. Dem ganzen übrigen, das heißt dem größeren Theil des Landes gebricht es gänzlich an Wasser. Nicht eine Wolke, nicht ein Nebel, nicht ein Dunst erfrischt die Atmosphäre, und des Nachts fällt auch nicht ein Tropfen Thau. Auch ist der Boden dieses Theils von Persien, im Frühjahr durch den vergifteten Wind der Wüste ausgedorrt, sandig und unfruchtbar.

Städte.

Die meisten Städte bieten nur einen Haufen Ruinen und verfallener Wohnungen dar. Die dahinführenden Heerstraßen sind schmal, schlecht oder gar nicht unterhalten; die Wohnung des Armen ist aus Lehm und Stroh aufgeführt, die des Reichen birgt sich hinter einem Erdwalle. Die Bazars sind die einzigen Theile, welche in einigen Städten Straßen genannt zu werden Anspruch machen dürfen. In den Hauptstädten sind diesen Bazars zur Seite Karavanserais, welche die Waaren der fremden Kaufleute in sich aufnehmen: es ist dieses das belebteste Quartier einer persischen Stadt. Uebrigens giebt es, einige elende Moschee'n und Medresses (Schulen) ausgenommen, keine öffentlichen Gebäude. Das durch den düsteren und melancholischen Anblick dieser Masse von niedrigen und räucherichten Häusern ermüdete Auge kann sich nur in den mit Pappeln und Cypressen bepflanzten Gärten wieder erholen, welche die Städte und die Flecken umgeben.

Eintheilung der Bevölkerung.

Persiens Bevölkerung theilt sich in zwei völlig von einander verschiedene Classen ein, in die Bewohner der Städte und in Nomaden. Unter den Städtebewohnern werden diejenigen verstanden, die nicht bloß in den Städten und Flecken, sondern auch an den mit Wasser versehenen

Digitized by Google

Orten und in den Oasen leben. Die Nomaden halten sich in den Gebirgen auf und führen ein umherschweifendes Leben. Das Leben in den Städten ist ihnen ein Gräuel; ihr Dichten und Trachten ist auf Raub gerichtet; auch sind die Karavanen, welche in der Nähe der Gebirge reisen, stets in Gefahr, geplündert zu werden. Die vagabondirenden Stämme versammeln sich zu verschiedenen, von der Regierung angegebenen, Zeiten und Oeten, um zur Armee zu stoßen, falls diese ins Feld ziehen soll. Sie bilden die einzigen Truppen, auf welche der König mit Sicherheit zählen kann.

Charakter des persischen Volkes.

Die Hauptattribute des persischen Hofes sind Stolz, Falschheit und Gewaltthätigkeit; dies hat die Folge, daß auch die Vornehmen und die hohen Beamten, um sich wegen ihres Gehorsams gegen einen grausamen Tyrannen schadlos zu halten, ihrerseits anmaßend und barbarisch gegen ihre Untergebenen werden. Unsicher wegen der Zukunft, wenig Werth auf ein Daseyn legend, worüber ein habgieriger und blutdürstiger Gebieter frei schalten und walten kann, ist ein jeder zurückhaltend und lebt nur sich. Von Gefühl und Nationalität ist keine Rede; nur ein völlig abgeschlossener, kalter Individualismus ist es, der die persische Nation charakterisirt. Da giebt es keine Herzlichkeit in der Familie; denn der Vater gewöhnt sich schon zeitig an die Idee, seine Söhne einst unter den Truppen des Schachs, seine Töchter seinen Armen entrissen und auf das erste Zeichen des Despoten der Brutalität von Maulthiertreibern preisgegeben zu sehen. Die gewerbfleißigen Classen taugen auch nicht mehr, weil sie, wenn auch weniger der Tyrannei der Chefs unterworfen, durch die Berührung mit den andern Classen verdorben werden. Was die Nomaden betrifft, die in einem steten Kriegszustande leben, so sind sie aus Instinct und aus Nothwendigkeit Räuber und treulos und können als unabhängig angesehen werden.

Aber die allerunmoralischeste Classe — weil sie den Erpressungen der Großen am meisten ausgesetzt ist — das ist die der Pächter und Bauern. Wenn der König Geld nöthig hat, so müssen seine Minister Rath schaffen; diese wenden sich an die Districts-Häupter, welche sich ihrerseits wieder an die Dorfschulzen halten, so daß es am Ende die Landleute sind, welche die Last aller Abgaben zu tragen haben und die am meisten den Erpressungen und den Brutalitäten ihrer Gebieter bloßgestellt sind. Dies System, welches, wie sich das schon denken läßt, den Einnehmer auf Kosten des Schatzes bereichert, muß nothwendigerweise die Bauern treulos und rachsüchtig machen, und da überdem ihr Daseyn selbst von der Gnade des Monarchen oder seiner Repräsentanten abhängig ist, so sagen sie sich hier Unten von allem los und trachten nur darnach, durch ihre Arbeiten die Mittel zu erwerben, im Wohlleben die Tage zuzubringen, die ein barbarischer Despot ihnen zu lassen die Gnade hat. Zuweilen läßt so ein Landmann, wenn sich die Verzweiflung seiner bemächtigt, seine Familie, Haus und Hof im Stich und wird ein Nomade. Wenn ihn, nach einigen Jahren unstäten und kriegerischen Lebens, das Heimweh befällt, oder er hoffen darf, nicht mehr wie sonst in seinen Arbeiten behindert zu seyn, so kehrt er nach der Oasis zurück und geht mit regster Thätigkeit wieder an seine ländlichen Beschäftigungen.

In Summa wird der persische Charakter bezeichnet durch Hinterlist, Falschheit, Egoismus, Geiz und Feigheit. Es schreckt sie nichts ab, wie niederträchtig und verbrecherisch es auch seyn möge, wenn sie nur irgend einen Nutzen daraus zu ziehen Hoffnung haben; auch sind sie dergestalt ans Lügen gewöhnt, daß sie selbst da lügen, wo es ihnen nichts lohnt. Ihr erstes Moralprincip lautet, daß der Zweck die Mittel heilige. Nach einem solchen Princip läßt es sich nun leicht erwägen, wie die moralische Physiognomie eines Volkes beschaffen ist.

Nur nach dem Geiste ihrer Sprache, deren erste Basis die Hyperbeln und die Metapher bilden, können die Perser in Europa für das leutseligste und hochherzigste Volk gehalten werden. Die Reisenden, die dies Land besucht haben, hauptsächlich diejenigen, welche mit den Großen und den Reichen in Berührung gekommen sind, haben sich durch die Schmeichel-Complimente ihrer Wirthe bethören lassen; sie wußten es nicht oder wollten es nicht wissen, daß die Perser dergleichen Complimente spenden, ohne etwas dabei zu denken, und auch nur an Leute von hohem Range; denn gegen Niedere sind sie empörend grob, außer, wenn es ihr Vortheil erheischt, ihrer zu schonen. Endlich ist die so gerühmte Gastfreiheit der Perser eine Lüge, denn sie üben solche nur an Fremden aus, die mit besondern Aufträgen an den Hof des Schachs kommen und deren Anwesenheit ihnen anderweitige Vortheile verheißt.

Mangel an Religion.

In Persien so wie im ganzen übrigen Theile von Klein-Asien ist die Religion Mohameds in eine Mummerei ausgeartet und besteht nur noch in der Wahrnehmung einiger Formen, in der Erfüllung einiger Ceremonieen. Demzufolge wird das Gebet nur noch aus Gewohnheit und maschinenmäßig verrichtet. Wenn die Stimme des Priesters die Gläubigen dazu einladet, kehrt sich der Muselmann, der es noch der Mühe werth hält, sich dieser Pflicht ohne Benachtheiligung seines Geschäfts zu entledigen, herum, murmelt einige abgerissene Worte vor sich hin, und denkt dabei lachend an die Zweideutigkeit oder den Calembourg, welche er zuletzt gehört hat. In den Zwischenräumen des Gebets knüpft er die unterbrochene Unterhaltung, worüber sie auch gehandelt haben mag, wieder an, schreit hinter seine Leute her, ertheilt ihnen Befehle, nimmt sich den Bart ab und richtet an Menschen, die zugegen sind, die dummsten und nichtssagendsten Fragen. So mußte eine Religion, die nie zum Heezen gesprochen, und die nur auf der gröbsten Leidenschaften basirt war, am Ende ihren eifrigsten Anhängern verächtlich werden.

Die religiöse Gleichgültigkeit und das Vergessen der Vorschriften des Islamismus sind bei den Persern noch auffallender als bei ihren Nachbaren, den Türken in Klein-Asien, doch wird bei beiden alles schwer bestraft, was sie Profanirung der Heiligthümer nennen. In dem Verhältniß wie die Herrschaft der asiatischen Fürsten abgenommen hat, ist auch ihre Frömmigkeit erloschen. Gegenwärtig sind alle Classen vom Scepticismus angesteckt; selbst die Derwische gehen dem Volke darin mit ihrem Beispiel voran, indem sie öffentlich die Grundsätze des Islamismus verläugnen und so vollends das Gebäude untergraben, welches der Prophet aufgerichtet, indem sie unter der mahomedanischen Welt schismatische Secten verbreiten.

So ist denn auch die einzige Macht, die in dem Herzen des persischen Volkes bei dem Drucke, in welchem es schmachtet, noch einige Energie hätte erhalten und es bewegen können, seine Leiden in Geduld zu tragen, dahin; mit der Religion ist auch der kriegerische Enthusiasmus verschwunden. Es bleibt ihm bei seinen Kriegsexpeditionen kein anderer Impuls mehr als die Lust zu plündern und der Hang nach Raub: eine traurige Lage für ein Volk, das ehemals mächtig und geachtet gewesen ist.

Unmoralität und Mangel an Religion sind demnach die beiden Hauptursachen der Schwäche der persischen Nation; zu dieser kommt noch eine dritte hinzu, die nicht minder verderblich ist; eine schlechte Verwaltung.

Der regierende König und die Steuern.

Der Schach Aga Mohamed Khan sagte oft mit einem hypokritischen Lächeln, wenn er von seinem Sohne Baba Khan, dem jetzigen Beherrscher von Persien, sprach: „Wie viel Blut habe ich vergossen, damit dies Kind einst in Frieden regieren könne!“ In diesen Worten ist Baba Khan's

Digitized by Google

ganze Geschichte enthalten. Er hat den Thron nur bestiegen, um zu genießen, um, um jeden Preis, selbst auf Kosten seiner Unterthanen, glücklich zu leben. Herrschen ist ihm nur ein Geschäft der Sinnlichkeit. Wenn er seine Einkünfte nur in Muße vergeuden, unbesorgt in den Lüsten des Harems schwelgen, nach Willkühr über das Leben seiner Hofleute schalten kann, so kümmert es ihn wenig, ob der Bürgerkrieg seine Provinzen verheert, ob sein Volk mit jedem Tage mehr verarmt, und ob der Feind an den Gränzen seines Königreichs campiet. Er hält sich nur an die Gegenwart, die Zukunft rührt ihn nicht; es ist ja der mächtige König von Persien; und wenn es zum Kriege kommt, so hat er ja seine getreuen Nomaden, um ihn zu vertheidigen.

Was er vor allem von seinen Unterthanen zu erlangen strebt, das sind die Mittel, sich so viele Genüsse als nur möglich zu verschaffen. Da nun aber, wie schon gesagt, der persische Boden im Allgemeinen wüst und die Bevölkerung folglich ärmlich ist, so ist es, um den königlichen Schatz im Verhältniß dessen, was der Monarch bedarf, zu füllen, unumgänglich, daß der Industrie und dem Ackerbau das Wenige, was ihm übrig bleibt, genommen, das Volk in jeglicher Weise geschunden wird. Zum Beweis dessen wollen wir nun sehen, nach welchem System bis jetzt die Steuern erhoben worden sind.

Die Quellen der Staatseinkünfte.

In Persien so wie in Europa bilden die regelmäßigen Steuern (Malejat) und die unregelmäßigen Steuern (Saadurahi) die Hauptquellen der Staats-Revenüen. Zur ersten Kathegorie gehören die Abgaben vom Grundbesitz, vom Vieh, das Kopfgeld, die Zollgefälle und die Abgaben von Waaren; die letzteren aber bestehen aus allen zufälligen und willkührlich aufgelegten Contributionen, als: jährliche Geschenke, Geldbußen, Confiscationen und Einkünfte von Gebäuden, welche der Krone gehören.

Überblick über das Grundeigenthum.

Um das Besteurungssystem, welches im Königreich Persien besteht, gehörig zu begreifen, muß man wissen, nach welcher besonderen Constitution das Grundeigenthum classificiet wird.

Man unterscheidet vier Classen Grundbesitzer, als: 1) die Krone; 2) die Privatleute; 3) die religiösen Gemeinden; 4) diejenigen, welche zur Belohnung irgend eines ausgezeichneten Dienstes vom Könige liegende Gründe erhalten haben.

Man kann durch Erbschaft, durch Ankauf, durch Concession des Königs, durch Canalisirung eines Gebietstheils zu Grundeigenthum gelangen.

Die großen Grundbesitzer vertheilen ihre Ländereien unter die Bauern eines Dorfes, die sie zu bebauen gehalten sind. Die Vertheilung, die nie definitiv ist, wird den Umständen nach, jedoch mit Zustimmung der Bauern, erneuert. Wenn ein solcher Bauer nun ein noch nicht angebautes Land durch Canalisirung uebar macht, so wird es sein Eigenthum und er kann nach Belieben darüber schalten.

Jedes Dorf hat eine gewisse Anzahl Ackergeräth und Ochsen; die Bauern, die dergleichen nicht haben, können sich solche um einen geringen Preis miethen.

Der Grundeigenthümer durch Vererbung, durch Ankauf oder durch königliche Concession erhält von seinen Pächtern oder Bauern den zehnten Theil der jährlichen Einkünfte; wenn er aber selbst das Land canalisirt hat, ist er auch berechtigt, das Wasser zum eignen Vortheil zu Gelde zu machen, dessen Preis je nach der Jahreszeit wechselt. Liefert er die Aussaat, so bekommt er nach der Ernte so viel, als er dazu hergegeben, und als Interesse noch ein Zehntheil der Ernte selbst zurück. Wenn er endlich auch noch für das zum Ackern erforderliche Vieh Rath schafft, so erhält er zwei Drittheile der Ernte und selbst noch darüber, doch muß er dann die Steuern entrichten.

Die Lehen und die vom Könige geschenkten Ländereien bezahlen keine Steuer und sind folglich andern Regeln unterworfen. Derjenige, der den Nießbrauch davon hat, erhält drei Zehntheile der Einkünfte, weil die Grundsteuer und sonstige Abgaben auch drei Zehntheile absorbiren. Dem ist noch hinzuzurechnen, was derjenige, der den Nießbrauch hat, dem Pachter abzwacken kann, wenn die Domaine von der Krone abhängig ist. Gehören solche Ländereien einem Privatmanne an, so erhält er ein Zehntheil der Einkünfte und den Nießbrauch der zwei Zehntheile, welche in allen anderen Fällen dem Staate zukommen würden.

Die Ländereien, welche den religiösen Gemeinden gehören, werden in derselben Weise wie das Grundeigenthum von Privatleuten verwaltet.

Dieselben Regeln gelten für die Kron-Domainen, außer daß der Pachter von diesen, außer dem zehnten Theil des Korns, auch noch den zehnten Theil des Strohes opfern muß.

Regelmäßige Steuern.

Der Staat erhebt den fünften Theil der Einkünfte des Grundeigenthums und von den Erzeugnissen der Gärten, welche die Städte und die Dörfer umgeben, den fünften Theil in Natura. Die Gefälle von Melonen, Taback und Baumwolle werden in Geld entrichtet.

Auch die Thiere sind besteuert. Ein Pferd zahlt jährlich einen Real; ein Esel oder Ochs vier Fünftel Realen, ein Hammel und eine Ziege ein Drittel Realen, ein Bienenkorb ein Sechstel Realen.

Es hält schwer, den Modus und das Quotum der persönlichen Steuer und der Häuseetare anzugeben; doch ist es sicher, daß die Armenier, die Juden und die Guebern oder Feueranbeter ein stärkeres Kopfgeld als die Muselmänner zahlen; dasselbe ist nach den Provinzen verschieden zwischen drei und acht Realen. Die Stadtbewohner sind frei davon.

Die Bazars und die Buden der Geschäftsleute bezahlen nach ihrer Größe und der Wichtigkeit ihres Handels zwischen zwei und zwanzig Realen. Die Ladenmiethe wechsele nach den Vortheilen, welche die Miether von ihrer Lage haben und beträgt in der Regel zehn bis zwanzig Tomans.*)

Was die Zollgefälle betrifft, so bilden sie nicht den geringsten Theil der Einkünfte. Die, zu Lande oder zu Wasser, eingehenden fremden Waaren sind ohne Unterschied einer Abgabe von 5 pCt. unterworfen. Außerdem giebt es noch eine Menge Privatverzollungen (Gumrük khaneh), wo die Waaren, welche schon einmal die Einfuhr-Gebühren entrichtet haben, noch einmal 1 bis 2½ pCt. bezahlen müssen. Diese Zölle sind zu ungeheuren Preisen verpachtet, daher der Pachter die Kaufleute aufs ärgste scheert, um wieder zu seinem Gelde zu kommen.

Unregelmäßige Steuern.

Die regelmäßige Steuer würde, wie man sieht, schon hinreichen, um den Ackerbau und den Handel in einem steten Zustand der Lähmung und der Armuth zu erhalten; dennoch macht die Regierung sich kein Gewissen daraus, dem Volke auch noch die Kosten der Reisen fremder Gesandten, der Mitglieder der königlichen Familie und der hohen Staatsbeamten, dann der Ausbesserung und der Unterhaltung der Landstraßen, der Brücken und der öffentlichen Gebäude, der Aushebung und Bewaffnung der Truppen ꝛc. ꝛc. aufzubürden. Alle diese Erpressungen sind es, was die Perser Saadurahi oder unregelmäßige Steuern nennen.

Aber damit noch nicht genug, hat der König sich noch eine andere Quelle der Einkünfte in Geldbußen, Confiscationen und Geschenken eröffnet. Es giebt im Verlauf des Jahres gewisse feste Epochen, wo diejenigen, die so glücklich sind, vor dem Könige zugelassen zu werden, ihm ein Geschenk anbieten müssen. Der mit Ende März oder Anfangs April einfallende Neujahrstag ist der lucrativste, denn an diesem Tage strömen

*) Ein Toman hat ungefähr den Werth eines Louisd'or.

Digitized by Google

den königlichen Cassen anderthalb Millionen Tomans zu. Alle Hofleute, vor allem diejenigen, die irgend einer Gunst von dem Monarchen gewärtig sind, stellen sich dann nicht anders als mit einer wohlgespickten Börse ein, und wer nicht Gold oder Silber zu geben hat, zahlt seinen Tribut in Pferden, in Shawls, in Edelsteinen ꝛc. Da wird alles angeboten, nichts ausgeschlagen.

Endlich bezieht der Kronschatz noch ansehnliche Revenüen aus den öffentlichen Gebäuden, deren Ertrag jedoch nicht nachzuweisen ist.

Erhebung der Steuern.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das unbillige Verfahren der Steuererhebung, welches bis auf den heutigen Tag von den persischen Monarchen angewendet worden, und das einen steten Haß zwischen den Gouverneurs der Provinzen und ihren Delegirten einerseits, zwischen den Bauern und ihren Schulzen (Zadats) andererseits unterhält, zur Demoralisirung des Volkes mächtig beigetragen hat. Die Plackereien jeder Art, welche die unglücklichen Steuerpflichtigen von den Einnehmern zu erdulden haben, erzeugen in den Herzen der Ersteren ein Gefühl der Verstellung und der Rache, welche alle guten Keime ihres Herzens ersticken. Die Einnehmer bieten alles mögliche auf, um von den Bauern so viel Geld und Producte als nur möglich ist, zu erpressen, während diese wieder auf alle erdenklichen Kunstgriffe und Ausflüchte sinnen, um sich selbst der Bezahlung desjenigen zu entziehen, was in der Billigkeit und dem Rechte begründet wäre. Ihnen ist die Lüge ein Bedürfniß, die Treulosigkeit eine Nothwendigkeit.

Wozu Offenherzigkeit vor Feinden, die stets bereit sind, davon Mißbrauch zu machen? Und wie sollten auch bei einer Nation, wo die Häuptee drs Staates und deren Repräsentanten das Beispiel der Heuchelei und Treulosigkeit geben, die niederen Classen sich lauter und rechtlich erhalten können?

Nichts ist im Stande, einen Begriff von der Habgier dee Steuereinnehmer zu geben. Sie lassen sich von den Einwohnern des Districts, den sie bereisen, nicht allein alle ihre Ausgaben vergüten, nein, sie fordern selbst noch Geschenke in Geld oder Producten in den Ddefern, wo sie weilen!

Es giebt derrn, die so unglaublich frech sind, daß sie unter dem Titel Entschädigung starke Summen für die Abnutzung fordern, welche ihr Gebiß angrblich durch das Kauen der Speisen erlitten hat, die ihnen gratis geliefert worden sind! Es ist begreiflich, daß das Intereesse des Staates in solchen Händen schlecht aufgehoben ist. Ehe der Einnehmer an die Angelegenheiten der Regierung denkt, ist er zuvor auf seinen eigenen Vortheil bedacht: nicht für seinen Gebieter ist ee ungerecht und barbarisch, sondern für seine eigene Rechnung. Ehe er die Zahlung der Steuern einfordert, läßt er sich erst seine Unkosten, seinen Gehalt und die ihm zukommenden Geschenke bezahlen. Auch kehet er häufig mit dee eignen Börse ziemlich gespickt, mit der des Staates aber fast leer zurück.

Gewisse Souverneurs, denen es nicht unbekannt ist, wie viel die Einnehmer auf ihren Rundreisen für sich einsäckeln, zwingen sie, einen Contract zu unterzeichnen, durch welchen sie sich unter Todesstrafe anheischig machen, den größten Theil ihrer Beute dem Gebieter abzuliefern und sich mit dem kleinerrn als Entschädigung zu begnügen. Aber trotz eines solchen Contractes schnellen sie den Souverneur doch und behalten den größeren Theil der Erpressung für sich, da jener nicht im Stande ist, ihnen ihren Betrug zu beweisrn.

So steht es in Persien um die verschiedenen Hülfsquellen der öffentlichen Einkünfte und die Art und Weise, wie sie benutzt werden. Es bleibt uns nur noch übrig, die Summe dieser Einkünfte anzugeben, was wir in der Kürze und möglichst eichtig thun wollen.

Einkünfte des Schachs von Persien.

Das Farsistan ist für fast 300,000 Tomans besteuert; da aber die Hälfte diesee Summe zur Verwaltung der Provinz und zur Unterhaltung des Gouverneurs Ali-Mucki-Mirza, Sohn des Königs, verwendet wird, so erhält die Staats-Casse in der Wirklichkeit nur ... 150,000 Tomans.

Das Kerman, welches von Ibrahim Khan, dem Schwiegersohne des Königs, eegiert wird, giebt nur.. 50,000 "

Das Mekrahn so wie das Khorasansche bringen der Krone gar nichts ein; der Staat muß ihnen vielmehr noch beispringen und sie mit Geld unterstützen.

Die kleinen Gouvernements von Burugnird, Khunsar, Mehawund und Khorrumabad werfen ebenfalls nichts ab.

Senna, im Kurdistan, giebt ungefähe..... 30,000 "

Die Gouvernements von Kachan, von Kaswin und von Zunjan zusammen ..... 30,000 "

Die Provinz Yezd ungefähe..... 51,000 "

Das Azerbeidjan erhält noch Zubuße vom Staate.

Das Mazuperan teägt dem Schatze deshalb wenig ein, weil diese Provinz allein den größten Theil der Armee liefert und ihre Einkünfte durch die Rüstungskosten dee neuen Aushebungen absorbirt werden; doch zahlt sie noch ungefähr ..... 15,000 "

Das Ghilan giebt ungefähr 200,000 Tomans, wovon der Gouverneur Mohamed-Kuli-Mirza, Sohn des Schachs, aber zur Unterhaltung seines Hofstaats 40,000 einbehält. Es bleiben demnach übrig ..... 160,000 "

Das Irak, von dem Premier-Minister Sudre Amin regiert, zahlt..... 500,000 "

Das Kermanschah trägt nichts ein.

Summa... 989,000 Tomans.

Lasten, die der königliche Schatz zu tragen hat.

Um das Gemälde zu vervollständigen und aus dem Resultate die nöthige Folge zu ziehen, müßte man genau oder mindestens ungefähr die Summe der jährlichen Ausgaben des Königs von Persien kennen; dieses ist aber nicht möglich, weil diese Ausgaben nicht eegelmäßig sind und ganz von der Willkühe des Monarchen abhängen. Wenn man inzwischen von der vorbemeldeten Summe die Unterhaltungskosten der königlichen Familie abzieht, so wie die der dreihundert Frauen des Schachs nebst ihren Domestiken und Sclaven, ihren Eunuchen und andeeen Angestellten; den Sold der Leibgarden (Gholams); den Ankauf und den Unterhalt des Lastviehs, der Pferde, der Kamehle und der Equipagen des Königs; die nöthigen Kosten für die Ausbesserung der königlichrn Schlösser; die Geldunterstützungen an die Verwandten des Königs, welche mit Ausnahme von neunzehn Söhnen oder Großsöhnen, die von den Einkünften ihrer Gouvernements unterhalten werden, nebst ihrrn Familien auf Kosten des Schatzes leben und deren einige bis 10,000 Tomans jährlich erhalten; wenn man überdem zuvördeest die Unkosten in Anschlag bringt, welche der Brauch des Königs veranlaßt, die ausgezeichneten Fremden und die hohen Staatsbeamten mit Geschenken zu überhäufen, Geschenke, die in dee Regel aus Gold- und Silberstoffen, aus Caschempyr-Shawls, Säbeln, Dolchen und prächtig aufgezäumten Pfeeden bestehen; dann die Reise- und Kriegskosten, welche sich in den letzten zwanzig Jahren sehr gemehrt haben; endlich das Gehalt dee öffentlichen Beamten, welches in der Regel von dem königlichen Schatze bestritten wird, so überzeugt man sich schon, daß in den Cassen des Monarchen am Jahresschluß nicht viel nachbleibt, und daß er, trotz seinee Habgier und seines übertriebenen Geizes, keine große Schätze sammeln kann.

Digitized by Google

Armuth und Verkäuflichkeit der öffentlichen Beamten.

Wir haben das Gehalt der öffentlichen Beamten mit unter den Ausgaben angeführt, welche der Schatz zu tragen hat. Dies bedarf einer Erklärung. Die Beamten werden einmal baar, ein anderesmal durch Anweisungen auf ein Dorf oder auf einen District bezahlt. In diesem letzteren Falle zwacken sie den unglücklichen Bewohnern des ihnen angewiesenen Dorfes oder Districts das Dreifache dessen ab, was ihnen eigentlich zugekommen wäre. Wenn sie baar bezahlt werden, so geschieht es nur aus der königlichen Casse.

Da das Gehalt der Beamten, selbst der höchstgestellten, nur unbedeutend ist, so lassen sie sich willig von der Regierung bestechen, entweder durch Geld, oder durch reiche Geschenke, oder auch indem man es ihnen nachsieht, daß sie sich auf Kosten der Steuerpflichtigen bereichern. Aber sie genießen ihrer Reichthümer nicht lange, denn der Despot nimmt sie ihnen bald wieder ab, je nachdem ihm dies in den Kopf kommt oder er ihrer bedarf. Sonach sind die Beamten eigentlich nichts weiter als eine Art königlicher Einnehmer. Gleich dem gesammten persischen Adel gezwungen, mit der einen Hand wieder zu geben, was sie mit der andern genommen haben, wird es ihnen unmöglich, aus dem Zustande der Armuth herauszukommen, der auf allen Ständen lastet. Sie werden von Schulden erdrückt und leben, um die Zukunft unbekümmert, aus der Hand in den Mund. Der Schrecken, welchen der Zorn des Monarchen einflößt, hindert sie nicht, sich laut über ihre ungewisse Lage über den Geiz der Minister und über den des Schachs selbst zu beklagen. Diese Klagen machen den gewöhnlichen Stoff aller Unterhaltungen aus, denn alle Classen der Bevölkerung leiden an einer und derselben Wunde. Wenn man sieht, wie zwei Perser sich anreden und mit einer ernsten und kummervollen Miene sprechen, so kann man fest überzeugt seyn, daß sie sich von ihrer Armuth und von den Ungerechtigkeiten der Regierung unterhalten. Das ist denn wahrlich ein recht glückliches Volk und dem ähnlich, wovon die Dichter und die Reisenden gefabelt haben!

(Der Beschluß folgt.)

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

(Fortsetzung.)

(L.)

Während unsere Discussionen fortgesetzt wurden, trat ein Mann in Generals-Uniform, mit einer Peitsche in der Hand, in die Versammlung ein. Man sagte mir, daß es der General Dubourg sey. Ich machte ihm bemerklich, daß die Deputirten allein das Recht hätten, in unserer Mitte zu erscheinen und ersuchte ihn, sich zurückzuziehen. Er wollte auf seinem Vorsatz bestehen, aber, in Ermangelung einer Klingel, hörte meine Stimme nicht auf, die seinige zu übertönen und ihn am Reden zu verhindern. Als ich sah, daß er dennoch nicht wegging, so fragte ich ihn, ob er mich zwingen wollte, den Beistand der Nationalgarde zu requiriren, um ihn fortzubringen. Dubourg versuchte noch einige Worte verständlich zu machen, in welchen der Name Sebastiani vorkam. Er umarmte denselben, was sich dieser, mit nicht der besten Art, gefallen ließ, und ging endlich fort.

Ich erfuhr durch Bondy, daß das Locale der Kammer der Deputirten zu unserer Verfügung stehe. Es schien mir, daß der Augenblick gekommen sey, unsern Discussionen eine Feierlichkeit zu geben, welche unsere Versammlung in einem Privathause, bis auf einen gewissen Punct, ausschloß. Ich schlug daher meinen Collegen vor, uns von nun an in dem gewöhnlichen Locale unserer Sitzungen zu vereinigen, was angenommen wurde. Ich fragte hernach, wann die erste Versammlung stattfinden solle und man kam überein, daß dies noch an demselben Tage zwischen eilf und zwölf Uhr Mittags geschehen möge.

Ich kehrte gegen zehn Uhr mit dem General Dumas nach Hause zurück, als ich vor meiner Thür dem Herzog von Mortemart, dem Herrn von Argout und Herrn Forbin Janson begegnete. Sie waren auf dem Wege nach unserer Versammlung, um Vergleichs-Vorschläge von Seite Carls X. zu überbringen. Ich sagte ihnen, daß die Versammlung sich getrennt und auf Mittag vertagt hätte und zwar in der Kammer sich dann vereinigte, daß sie folglich niemanden bei Laffitte finden würden. Ich lud sie ein, zu mir hereinzutreten, um sich zu erfrischen; was sie um so lieber annahmen, als sie zu Fuße von Saint-Cloud kamen — und ich eilte, ihnen mitzutheilen, welches der wahre Stand der Dinge jetzt sey. „Damit Sie mich nicht für einen persönlichen Feind des Königs „nehmen," sagte ich zum Herzog von Mortemart, „so bitte ich Herrn „von Argout, mir zu bezeugen, welches meine Stimmung in Beziehung „auf Carl X. noch gestern Abends war." Von Argout wiederholte treu, was ich ihm gesagt hatte, über die Paßlichkeit, mit einem besiegten Feind zu unterhandeln. „Nun," fügte ich hinzu, „was ich gestern als schwer „betrachtete, ist heute unmöglich. Carl X. hat aufgehört zu regieren. „Keine menschliche Macht kann ihn, noch irgend eine Person seines Zweiges „nach Paris zurückkehren machen. Das Blut, welches er hat vergießen „lassen, hat eine Scheidewand erhoben, die er nie wird umstürzen können." — „Aber ich komme," sagte Herr von Mortemart, „mit vollständiger Genug„thuung für das Volk" — und er zeigte mir mehrere Ordonnanzen, wovon eine die unseligen vom 25. Juli zurücknahm, eine andere, das Ministerium vom 8. August entließ; drei andere ernannten ihn, Mortemart, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Gerard zum Kriegs-Minister und Casimir Perier zum Finanz-Minister. Endlich hatte er ein von Carl X. unterzeichnetes Blanquet bei sich, um die andern Bedingungen darauf zu tragen, welche ihm aufzulegen denenjenigen gefallen möchte, die im Interesse des Volkes unterhandelten, und die er annehmen zu wollen im Voraus erklärte. „Es ist zu spät," sagte ich ihm; „der Augenblick, wo ein Vertrag möglich war, ist vorüber, „er wird nie wiederkehren." Argout nahm hierauf das Wort und stützte sich von Neuem auf die Rechte Carls X.; er drohte nochmals mit dem Auslande. Ich nahm mir selbst nicht die Mühe, ihm zu antworten (!). Herr von Mortemart war bestürzt. Er begriff nicht, daß es mit so ausgedehnten Concessionen, als die, welche er überbrachte, kein Mittel geben sollte, sich einzuverstehen. Hierauf erklärte ich ihm, daß die Frage nicht mehr sey, wie er zu glauben schien, ob Carl X. oder der Herzog von Orleans König seyn solle, sondern wer die Zustimmung des Volkes habe, dieser letztere oder die Republik. Ich zeigte ihm die Republik von Stunde zu Stunde wachsend und auf dem Puncte, uns zu überwältigen, trotz aller unserer Anstrengungen, uns ihr zu entziehen. Das einzige Mittel für uns, fügte ich schließlich hinzu, der Republik zu entgehen, ist, den Herzog von Orleans zum König zu nehmen; und für ihn selbst, wie für Carl X., fürchte ich, daß es schon zu spät ist. Indem ich den Herzog von Mortemart verließ, forderte ich ihn doch auf, seine Mission bei der Versammlung der Deputirten zu erfüllen und sich zu diesem Zwecke zwischen zwölf und ein Uhr in die Kammer zu begeben, was er denn versprach.

Die Besorgnisse, die ich hinsichtlich der Errichtung einer Republik äußerte, waren nur zu gegründet. Umgeben von Leuten, die sie wünschten, kannte ich ihre Plane und die Mittel, die sie anwendeten, um ihren Zweck zu erreichen. Auf vielen Puncten der Hauptstadt waren schon republikanische Gesellschaften organisirt und alle correspondirten mit einer Central-Versamm-

Digitized by Google

lung, deren Sitz in der Straße Richelieu, bei Lointier, war. Berenger, der Abgott des Volkes und der Jugend, hatte dieser Versammlung begreiflich zu machen gesucht, daß die Republik in diesem Augenblicke unmöglich oder mindestens sehr gefährlich sey; die Erbitterung der Gemüther war aber so groß, daß er fast gemißhandelt worden war. Bei meiner innigsten Ueberzeugung, daß die Republik gegenwärtig nur innere Anarchie und auswärtigen Krieg hervorbringen konnte, begreift man leicht, wie groß mein Schrecken war, als ich sie auf dem Puncte sah, proclamirt zu werden.

Ich begab mich zu Mittag in die Kammer; gegen funfzig Mitglieder befanden sich bereits dort. Man unterhielt sich mit vieler Lebhaftigkeit von den Ereignissen, die geschehen und von dem, was zu thun übrigbleibe, um sie zu benutzen. Diejenigen unserer Collegen, die eben erst angekommen waren, hatten keine richtige Idee von unserer Lage und schienen zu glauben, daß keine außerordentliche Maaßregeln zu nehmen seyen. Diese Differenz in den Stellungen zog eine außerordentliche Abweichung und Verschiedenheit der Meynungen nach sich. Die einen wollten unmittelbar den Herzog von Orleans zum König haben; andere wollten ihn nur zum General-Lieutenant des Reichs annehmen; wieder andere gaben zu verstehen, daß man eine republikanische Regierung einsetzen könne, doch waren deren nur eine kleine Zahl; noch andere endlich wunderten sich, daß man nicht mehr von Carl X. spreche. Hyde de Neuville reclamirte zu Gunsten der Legitimität und des göttlichen Rechts, welches anzutasten er nicht den Willen voraussetzte.*) Ich bestritt seine Meynung aus allen Kräften und fragte ihn, ob er denn nicht wisse, was seit vier Tagen geschehen sey. „Die Legitimität," sagte ich ihm, „hat sich in Blut ertränkt. Sie kann für uns nicht mehr „existiren. Die Ereignisse, wovon wir eben Zeugen gewesen, sind so „unermeßlich gewesen, daß uns mehrere Jahrhunderte von dem Königthum Carls X. zu trennen scheinen."

Nachdem diese Discussion einigermaaßen beendigt war, theilte ich der Kammer meine Morgen-Conferenz mit dem Herzog von Mortemart mit. Ich meldete zugleich, daß er in der Mitte der Versammlung erscheinen werde. Da erhob sich denn eine Verhandlung über die Frage, ob er vorgelassen werden solle. Mauguin schlug vor und ich unterstützte die Verschiebung dieser Discussion bis zu dem Augenblicke, wo er erscheinen werde, damit man sich bis dahin mit wichtigeren Gegenständen beschäftigen könne. Ich leitete die Aufmerksamkeit meiner Collegen auf die öffentlichen Administrations-Zweige, die alle von ihren Chefs verlassen waren und verlangte, daß unmittelbar Maaßregeln genommen würden, um für ihre Ersetzung zu sorgen, damit der allgemeine Gang der Verwaltung nicht gehindert oder ganz gehemmt werde. Mein Vorschlag ging dahin, die der Abends vorher eingesetzten Municipal-Commission gegebenen Vollmachten auszudehnen und zu regeln.

Man theilte uns mit, daß sich im Luxembourg eine Versammlung von Pairs gebildet habe, und schlug uns vor, fünf Commissarien dahin zu schicken. Ich bestritt nebst mehreren Collegen diesen Vorschlag, der uns, hinsichtlich der Pairs, in einen Zustand nicht schicklicher Inferiorität zu setzen schien. Nichtsdestoweniger wurde der Vorschlag angenommen und die Herren August Perier, Sebastiani, Guizot, V. Delessert, Hyde de Neuville zu Commissarien ernannt. Diese Wahl beweist hinlänglich, welches in diesem Moment die Meynung der Mehrheit der Versammlung war. Die Candidaten der liberalen Meynung für diese Commission wären Constant, Salverte, Lafayette, Marchal und ich. Wie konnten nur neun Stimmen zusammenbringen; die ernannten Commissarien erhielten achtundzwanzig bis dreißig. Sie gingen ab nach dem Luxembourg und da viele andere Deputirten sich gleichfalls anschickten, wegzugehen, so widersetzte ich mich der Aufhebung der Sitzung und verlangte, daß wir uns nicht eher trennten, bis wir einen Entschluß gefaßt hätten, der geeignet wäre, die Menge zu beschwichtigen und den öffentlichen Geist zu beruhigen, der mit Recht über die Ungewißheit, in welcher man ihn ließ, aufgeregt war.

Mittlerweile kam Herr von Sussy, Pair von Frankreich, an, und überbrachte die Ordonnanzen, die Herr von Mortemart uns mittheilen sollte. Er las sie vor; aber nachdem sie sie angehört, weigerte sich die Versammlung, sie zu empfangen und wies Herrn von Sussy an die Municipal-Commission.

Die Herren Benjamin Constant, Guizot, Villemain und Berard wurden zu Secretairen ernannt und in dieser Qualität mit der Redaction verschiedener Acte beauftragt, die von der Versammlung ausfließen könnten.

Während wir die Rückkehr der zur Pairs-Kammer geschickten Commissarien erwarteten, verfaßte ich den Entwurf eines von der Versammlung anzunehmenden Vorschlags, dem Herzog von Orleans die Stelle eines General-Lieutenants des Königreichs zu übertragen. Benjamin Constant redigirte auch einen; und da es sich, nachdem wir sie uns wechselseitig mitgetheilt, fand, daß der meinige kräftiger war, so kamen wir überein, daß ich den meinigen zuerst vorlegen sollte, mit Vorbehalt auf den von Constant zurückzukommen, wenn der meinige nicht angenommen würde, was nur zu wahrscheinlich war. Bevor ich ihn jedoch meinerseits der Versammlung vorlegen wollte, theilte ich ihn noch mehreren unserer Collegen und unter andern dem Präsidenten mit, und ich sah sie so wenig geneigt, ihn zu unterstützen, ich möchte sagen, so geneigt, ihn zu bekämpfen, daß ich ganz darauf verzichtete. Die Stimmung der Gemüther war so, daß selbst Constant nicht wagte, seinen Entwurf vorzulegen. Ich schalte hier meinen Entwurf ein, um einen Maaßstab der Meynung der Deputirten in jenem Moment, die besondere Stimmung, in welcher ich war, und die Linie der Politik, die ich zu befolgen dachte, anzugeben:

„Die Bürger, vermöge der bestehenden Gesetze legal zu Mitgliedern „der Deputirten-Kammer erwählt, jetzt gegenwärtig zu Paris, verpflichtet, „durch die Nothwendigkeit der Umstände und in Abwesenheit einer beste„henden Regierung, sich zu versammeln, um auf Mittel zu denken, das „Land zu retten, haben folgende Beschlüsse gefaßt:

„Die offenbare Verletzung der Grundgesetze der repräsentativen Re„gierung durch die Bekanntmachung der Ordonnanzen vom 25. Juli und „die Verbrechen jeder Art, die davon die unvermeidliche Folge gewesen „sind, haben das Band zerrissen, das zwischen dem Volk und dem Sou„verain bestand.

„Um, bei diesem Zustande der Dinge, für die unmittelbaren Bedürf„nisse des Landes zu sorgen, und keine administrative oder andere Stelle „erledigt zu lassen, wird der Herzog von Orleans, auf drei Monate, „zum General-Lieutenant des Königreichs ernannt.

„Von jetzt an bis zu Ende der drei Monate werden die gesetzlichen „Staatsgewalten, d. h. die Kammer der Pairs und die Kammer der „Deputirten, die Bedingungen bestimmen, unter welchen das constitu„tionelle Königthum künftig in Frankreich bestehen soll.

*) Diese Partei, so wie andererseits die republikanische, scheinen uns gleichwohl die einzig consequenten unter den obigen verschiedenen Meynungen zu seyn, wie sehr diese auch in den Umständen Entschuldigung finden mögen. Entweder muß der Grundsatz der Legitimität oder der der Volkswahl gelten, um für die Regierung eines Staates Dauer zu versprechen; jedes Dritte, führt nur zu einer falschen Stellung. Mögen wir uns in der Besorgniß irren, daß die gegenwärtige Regierung und Dynastie in Frankreich sich bereits in einer solchen befinde. Sie muß, menschlicherweise und selbst schon in Beziehung auf die äußere Politik, dahin streben, für legitim zu gelten, was sie, in strengem Sinne, doch nicht ist und ihren Ursprung vergessen zu machen suchen, was doch das Volk und diejenigen nie vergessen werden, die sie auf den Thron erhoben haben — wie namentlich Herr Berard in der vorliegenden Schrift beweist. Anm. d. Red.

Digitized by Google

„Der von diesen Gewalten verfaßte Vertrag wird respectiv der Annahme der „Nation und des Monarchen, den sie gewählt haben wird, unterworfen werden.

„Die Kammer der Pairs und die der Deputirten der Departements „werden unmittelbar zusammenberufen."

Ich muß sagen, daß wenn dieser Entwurf den Mehrtheil der Deputirten erschreckte, die davon Kenntniß erhielten, er doch auch von einigen gebilligt wurde. Bernard de Rennes zum Beispiel wollte mit aller Gewalt, daß ich ihn auf der Tribune vortrüge. Ich weigerte mich, weil ich glaube, daß man sorgfältig vermeiden muß, andern Menschen Ansichten vorzulegen, zu deren Annahme sie nicht vorbereitet sind, und daß es nothwendig ist, vor Allem bei zahlreichen Versammlungen, den rechten Augenblick zu ergreifen, und sich alles dessen zu enthalten, was Widerwillen oder Schrecken veranlassen kann.

Das Resultat der matten Discussion, welche, in Folge des Berichts der an die Pairs-Kammer geschickten Commission, hinsichtlich der General-Lieutenants-Stelle, stattfand, war folgende Erklärung, welche Benjamin Constant und Sebastiani zu redigiren beauftragt wurden:

„Die Versammlung der Deputirten, jetzt zu Paris, hat geglaubt, „daß es dringend sey, den Herrn Herzog von Orleans zu bitten, sich „in die Hauptstadt zu begeben, um da die Functionen eines General-„Lieutenants des Königreichs auszuüben und ihm den Wunsch auszu-„drücken, die Nationalfarben beizubehalten. Sie hat überdies die Noth-„wendigkeit empfunden, sich rastlos damit zu beschäftigen, in der nächsten „Sitzung der Kammern Frankreich alle die Garantieen zu sichern, die für „die volle und gänzliche Vollstreckung der Charte unerläßlich sind."

Diese Art von Einladungsbrief (denn diese, der Umstände so wenig würdige Acte ist nichts weiter) wurde fast von allen gegenwärtigen Mitgliedern unterzeichnet. Einige scheuten sich indessen doch noch, sie zu unterschreiben, trotz der Kunst, mit welcher man die Ausdrücke gemildert und solche Worte vermieden hatte, die gefährden konnten. Als über diese Acte der Kammer abgestimmt wurde, waren funfzig Deputirte gegenwärtig: siebenundvierzig stimmten für ihre Annahme: Hely d'Oissel, Lepelletier d'Aulnay und Villemain stimmten dagegen. Sieben andere, die inzwischen für ihre Annahme gestimmt hatten, zogen sich zurück, ohne sie zu unterschreiben. Am folgenden Tage schämte sich Laffitte, der meinen Entwurf zu stark und diesen genügend gefunden hatte, vor der Kammer dessen so sehr, daß er ihn nicht bekanntmachen ließ. Wirklich ist zu bemerken, daß er nirgends gedruckt erschien.

Eine sonderbare Thatsache ist, daß dieses trotz seiner Schwäche so wichtige Actenstück, wäre es auch nur um das Benehmen derer zu bezeichnen, die sich geweigert hatten, es zu unterschreiben, aus den Archiven des Herzogs von Orleans verschwunden ist, vermuthlich um ihre Schande zu verbergen. Es existirt daher nicht mehr in Original; und als man es seit der Thronbesteigung des neuen Königs durch ein Duplicatum hat ersetzen wollen, haben Deputirte behauptet, es unterzeichnet zu haben, die bei seiner Abfassung selbst nicht in Paris waren. Nach vielen Nachforschungen ist es indessen Bondy gelungen, ein genaues Verzeichniß der Unterschriften herzustellen und ich werde es diesem Werke, nebst mehreren andern Belegen meines aufrichtigen und treuen Berichts, beifügen.

Eine Commission von zwölf Mitgliedern wurde nach dem Loos ernannt, um den Ausdruck der Wünsche der Kammern nach dem Palais-Royal zu bringen. Diese Commission bestand aus folgenden Personen: August Saint-Aignan, Berard, B. Delessert, Duchaffault, Dugas Montbel, Mathieu Dumas, Charles Dupin, André Gallot, Keratry, Augustin Perier und Sebastiani. *)

*) Dies sind inzwischen nur eilf; Herr Berard hat mithin einen, wahrscheinlich aus Versehen, ausgelassen. Anm. d. Red.

Die Commission ging auf der Stelle ab. Bei unserer Ankunft im Pallast des Herzogs von Orleans bemerkten wir sonderbarerweise, daß wir mehr das Ansehen von Leuten hatten, die sein Mitleiden in Anspruch zu nehmen kamen, als von Männern, die ihm eine Krone in ihrer Tasche brachten. Unser, in Folge der Umstände, etwas vernachlässigtes Costume glich in der That nicht dem von Gesandten, die im Begriffe sind, einen König zu machen. Das war inzwischen die unvermeidliche Folge dieses ersten Scheittes.

Der Prinz war nicht im Palais-Royal. Wie sagten den Leuten des Hauses, mit welcher Mission wir beauftragt seyen und verlangten, ihn in Neuilly aufzusuchen. Man antwortete uns geheimnißvoll, es sey möglich, daß er nicht dort wäre, weil er genöthigt gewesen sey, Maaßregeln für seine persönliche Sicherheit zu nehmen, und daß wir selbst, wenn wir dahin gingen, wagen würden, durch die Truppen von Saint-Cloud aufgehoben zu werden, deren Vorposten bis an die Brücke von Neuilly reichten und noch weiter umherstreiften. Sebastiani schrieb nun an den Prinzen einen Brief in unserm Namen, den wir alle unterzeichneten und in welchen er unsere Botschaft einschloß. Ein junger Mensch des Hauses erbot sich, diesen Brief zu bestellen und uns in zwei Stunden die Antwort zu bringen. Es wurde ihm gesagt, sich zu Laffitte zu begeben, der immer unser Präsident war und bei dem wir uns Abends zu versammeln übereingekommen waren. Wir trennten uns. Ich ging mit dem General Duchaffault weg, bei dem ich eine große Uebereinstimmung der Meynung mit der meinigen fand und der sich unter allen Umständen bestimme und entschlossen gezeigt hatte. Unterwegs sagte ich ihm: „Sie sehen, mein lieber General, wer diejenigen sind, „die in diesem Moment die Last des Tages tragen, und wer diejenigen sind, „die sich schonen und zurückziehen. Nun, wenn, wie ich nicht zweifle, „die Frage in zwei Tagen zu unsern Gunsten entschieden ist, so werden „diese letzteren alles gethan haben, und man wird nicht mehr an uns „denken." Das ist denn auch eingetroffen, wenigstens für fast alle; und in der That waren, zwei Tage nachher, Männer, die nicht einen Augenblick in unsern Reihen figurirt hatten, als Gefahr dabei war, mit wichtigen Aemtern bekleidet.

— Der Bote des Palais-Royal stellte sich ziemlich früh bei Laffitte ein. Der Herzog von Orleans ließ sagen, daß er am folgenden Morgen nach Paris kommen werde. „Nicht morgen," antwortete auf der Stelle Laffitte, „augenblicklich muß er kommen. Es ist nicht ein „Augenblick zu verlieren." Der Bote ging wieder ab und um halbzwölf Uhr kam der Prinz im Palais-Royal an. Er kam von Neuilly zu Fuße, begleitet von Berthois, einem seiner Adjutanten, und vom Obersten Heymes. — Dieser war uns, wie man sich erinnert, nützlich gewesen; es war mithin ganz natürlich, daß er seine Dienste dem Prinzen anbot, an den er schon attachirt war. Heymes hat nicht wenig auf den Entschluß des Herzogs von Orleans influirt, sich ohne Aufschub nach Paris zu begeben. Er ist ein Mann von Herz und Entschlossenheit und solche Menschen üben immer einen großen Einfluß in entscheidenden Augenblicken aus.

Es war Mitternacht, als mein College Gallot kam, mir von Laffitte die Ankunft des Herzogs von Orleans zu melden. Wir kamen überein, daß sich die Commission Sonnabends früh um acht Uhr zu ihm begeben solle, um seinen Entschluß hinsichtlich der General-Lieutenants-Stelle zu vernehmen. Dieser wichtige Entschluß sollte über das Loos unserer Revolution entscheiden. Wenn der Herzog von Orleans das Anerbieten ausschlug, so blieb alles in Frage und eine schreckliche Anarchie bedrohte uns. Wir haben schon viel gethan, aber großer Gott! wie viel blieb uns noch zu thun übrig!

Digitized by Google

Ich stand am Sonnabend, den 31. Juli, sehr früh auf; vor fünf Uhr war ich bei Laffitte und ließ die Mitglieder der Commission oder wenigstens diejenigen, deren Adressen ich wußte, zusammenrufen. Die durch die Barricaden verursachte Schwierigkeit der Communicationen machten diese Art von Zusammenberufungen sehr schwierig und viele Deputirten hatten überdies für der Vorsicht gemäß gefunden, nicht zu Hause zu schlafen. Auch war die Commission sehr unvollständig, als sie bei dem Prinzen erschien.

Noch ehe ich ausgegangen, hatte ich mehrere Besuche erhalten, in welchen man mir von den Fortschritten des Republikanismus Bericht erstattete. Männer, welche ihr Alter und ihre sociale Stellung hätten ruhig machen sollen, waren von einem Unabhängigkeits- und Freiheits-Fieber ergriffen und ihre Gegenwart schien in den Augen der jungen Leute die ausschweifendesten Prätentionen und die überspanntesten Maaßregeln zu legitimiren. Man war zunächst in den Volksversammlungen übereingekommen, daß man die Republik auf dem Greve-Platz Sonnabend Morgen proclamiren wolle; aber diese Maaßregel war durch die Nothwendigkeit, die republikanische Regierung zu organisiren, bevor man sie zur Kenntniß der Nation brächte, verspätet worden. Von einem Augenblick zum andern konnte diese Proclamirung stattfinden. Odilon Barrot kam um sechs Uhr zu Laffitte. Er theilte uns mit, was auf dem Rathhause vorgegangen war. Mehrere tausend junge Leute hatten sich am Abend des Freitags dahin begeben, um den General Lafayette zu bitten, die Präsidentschaft der provisorischen republikanischen Regierung anzunehmen. Die Erbitterung dieser jungen Leute war auf den höchsten Grad gestiegen; sie waren in einer Art von Delirium, das bei vielen von ihnen an Wuth gränzte. Der General Lafayette, lebhaft ergriffen von diesem Schauspiel, angefeuert überdies durch seine eigenen politischen Ansichten, schwankte, was er thun sollte, fand die Versuchung sehr stark und der Moment war vielleicht nah, wo er seine Zustimmung gegeben hätte, als Odilon Barrot von ihm verlangte, nicht eher als am folgenden Tage Morgens einen Entschluß nehmen zu wollen. Es war von Seite des Generals Lafayette ein wahrer Heroismus, dieses zu verwilligen, denn er konnte in diesem Augenblicke die politische Combination realisiren, die, in dem Interesse des Landes, der Traum seines ganzen Lebens gewesen war. Odilon Barrot bemächtigte sich des Generals im Augenblicke seines Erwachens und ließ ihn die Sprache einer strengen Vernunft hören; er zeigte ihm, in welchen Abgrund seine Annahme uns stürzen könnte. Der General Lafayette versprach, nicht ohne einiges Bedauern vielleicht, die Anerbietung abzuschlagen und er hat streng Wort gehalten. Dennoch zitterte ich, daß man ihm Gewalt anthun werde und daß man ihm die Einwilligung zu einer Ovation abnöthigen möge, die er vielleicht als dem Lande nützlich betrachten und welcher folglich sich hingeben zu müssen er glauben konnte. Ehre dem General Lafayette, der bei dieser Gelegenheit das Opfer seiner theuersten Wünsche brachte! Ehre Odilon Barrot, der von ihm ein solches Opfer zu erhalten wußte!

Nun war ich über die Stimmung und Absichten des Generals Lafayette ruhig, aber ich war weit entfernt, es hinsichtlich dessen zu seyn, was die partiellen Klubbs hervorbringen könnten. Ein auch nur augenblicklicher Erfolg einer untergeordneten Ehrsucht wäre hinreichend gewesen, um uns in einen Strom ohne Ufer und Grund zu stürzen.

Das Uebel, das uns seit mehreren Tagen peinigte, der Mangel an einem Oberhaupt, auf welches man sich zum Heil Aller verlassen konnte, bestand intensiver als je. Die Wahl dieses Oberhauptes und seine unmittelbare und allgemeine Proclamirung waren die einzigen Dinge, die uns retten konnten. Das war das Wesentliche meiner Unterhaltung, als wir im Palais-Royal ankamen. Es war noch nicht acht Uhr, als wir eintraten. Kein anderer Deputirter schien uns zuvorgekommen zu seyn.

Wir waren einige Minuten da, als wir Mechin kommen sahen, der, da er nicht Mitglied der Commission war, ohne Zweifel kam, um die aufgehende Sonne anzubeten. Er war dabei mehr zu entschuldigen als ein anderer, denn er war, wie ich seitdem ersahren, seit langer Zeit einer der Vertrauten des Hauses Orleans. Einige andere Personen erschienen mehr oder minder furchtsam, um das Recht zu haben, ihre Gegenwart in der Folge geltend zu machen. Unsere Collegen Duchaffault, Delessert, Dumas und Sebastiani, Mitglieder der Commission, so wie Gallot und ich, kamen endlich an. Der Prinz war in seinen Privat-Zimmern und noch nicht erschienen. Sebastiani ging hinein, ohne sich anmelden zu lassen, wie ein Mann, der im engsten und geheimsten Vertrauen steht. Dupin kam bald nachher aus den Zimmern des Prinzen, was mich nicht verwunderte, indem ich wußte, daß er Mitglied seines geheimen Rathes war und gleichsam einen Theil seines Hauses ausmachte.

Wir waren ungefähr seit einer halben Stunde da, als man uns in einen Saal eintreten ließ, wo wir von dem Herzog von Orleans empfangen wurden. Sein Empfang war voll Aufrichtigkeit und Herzlichkeit. Gallot fragte ihn, ob er von der Adresse Kenntniß genommen, die wir den Anstrag gehabt hätten, ihm zu übergeben und welche Antwort er uns auftrage, der Versammlung der Deputirten zu überbringen.

„Ich erkenne dankbar," sagte uns der Prinz, „die in der Adresse „ausgedrückten Gefühle und ich habe nicht angestanden, in Ihrer Mitte „zu erscheinen, um Ihre Gefahren zu theilen; aber Sie fragen mich „etwas, worüber ich mich nicht eben so schnell aussprechen kann. Ich „spreche nämlich von der General-Lieutenants-Stelle des Königreichs. „Ich habe mit Carl X. Familien-Bande, die mir persönliche Pflichten, „sehr enger Art, auflegen. Ich habe nöthig, es reiflich zu überlegen, „bevor ich solche Bande zerreiße. Ich will außerdem Personen zu Rathe „ziehen, in welche ich Zutrauen setze und die noch nicht hier sind. Die „Gefahr ist nicht drohend. Ich habe Nachrichten von Saint-Cloud, die „mir beweisen, daß man nicht daran denkt, die Feindseligkeiten wieder „anzufangen. Ich werde Ihnen später den Entschluß bekanntmachen, „den ich fasse."

„Gnädiger Herr," rief ich aus, „Sie wissen sonach nicht, was in Paris „vorgeht? Niemand hat also die Wahrheit bis zu Ihnen gelangen lassen? „Sie glauben Zeit zum Nachdenken zu haben, aber Sie stehen auf einem „Vulkan, der von einem Augenblick zum andern Alles verschlingen kann. „Der Boden brennt unter Ihren Füßen und Sie scheinen sich in gewöhnlicher Zeit zu glauben."

Bei diesen mit Heftigkeit ausgesprochenen Worten lud uns der Herzog von Orleans, der im Begriffe war, uns zu verabschieden, ein, zu bleiben und uns zu setzen. Ich nahm wieder das Wort: „Sie „müssen handeln, gnädiger Herr! nicht ohne Reflexion, aber schnell „nachdenkend. In solchen Umständen, wie die jetzigen, kehren die verlorenen Augenblicke nicht wieder. Sie denken nur an die Besorgnisse, „welche der Hof von Saint-Cloud einflößen kann, aber diese Frucht „hegen wir nicht. Seit sechsunddreißig Stunden verlangt Saint-Cloud „zu capituliren, erbietet sich, so zu sagen, sich auf Gnade und Ungnade „zu ergeben und wir halten es nicht einmal der Mühe werth zu antworten. „Carl X. und seine Familie haben für immer zu regieren aufgehört; „das ist die einzige Antwort, die wir zu geben hätten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 945. Hamburg. Mittwoch, den 13. August. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Persien.

(Beschluß.)

(M.)

Militairmacht.

Die persische Armee besteht 1) aus Provinzial-Milizen; 2) aus dem Contingent der Nomaden; 3) aus den Garden des Königs; 4) aus Infanterie-, Cavallerie- und Artillerie-Corps, die fast auf europäische Weise exercirt und equipirt sind; 5) aus Zumburuks, eine Truppe schlechter Artilleristen.

Eine regulaire Armee giebt es in Persien nicht. Diejenige, welche Abbas-Mirza in seinem Gouvernement Azerbeidjan organisirt hatte, unterschied sich trotz der Disciplin, welcher man sie zu unterwerfen bemüht gewesen war, sehr wenig von den Banden, welche die königliche Armee bilden. Inzwischen ließen diese Truppen, so lange sie von englischen oder russischen Offizieren angeführt wurden, doch Einiges erwarten; aber nach dem letzten Kriege gegen Rußland zertrümmerte der Geiz des Schachs wieder, was sein Sohn aufgebaut hatte. Da der sorglose Monarch keinen Nutzen dabei sah, mit großen Kosten regulaire Truppen zu unterhalten, deren der Staat für den Augenblick nicht bedurfte, so beschloß er, sie aufzuheben; die Soldaten wurden in ihre respectiven Provinzen zurückgeschickt, und die Offiziere blieben unbeschäftigt, als bloße Hofleute am Hofe. Auch sie wurden nach dem Tode Abbas-Mirza sämmtlich entlassen, so daß die ganze persische Armee an regulairen Corps nicht mehr hat als ein Detaschement englischer Sergeanten, welche die reitende Artillerie bedienen, und ein Bataillon von 1000 russischen Deserteurs: alles Uebrige ist irregulair.

Doch giebt es ein permanentes Corps, das der Garden des Königs oder die Gholams, deren Zahl sich auf ungefähr 4000 beläuft; aber sie sind nicht besser organisirt noch besser exerciet als die gewöhnlichen Truppen. Sie dienen insgesammt zu Pferde und werden auf Kosten der Regierung beritten gemacht. Ihr Sold beträgt zwischen 20 bis 30 Tomans jährlich. Außer ihrem gewöhnlichen Dienst bei der Person des Monarchen haben sie das Privilegium, alle die Missionen auszurichten, welche eine große Schnelligkeit und eine erprobte Treue erfordern. Diejenigen, welche der König mit seinem Vertrauen beehrt, werden oft in wichtigen Angelegenheiten verwendet, und dann ist es selten, daß sie nicht ein Mittel ausfindig machen, ihren eigenen Vortheil zu bedenken, besonders wenn ihnen die Erhebung irgend einer außerordentlichen Steuer anvertraut wird.

Es läßt sich nichts niederträchtigeres und grausameres denken als ein Gholam, der gut angeschrieben steht. Heimtücke, Treulosigkeit, Habgier, Anmaßung gegen Schwache, Kriecherei gegen Mächtige sind ihre gewöhnlichen Charakterzüge. Auch wird die Ankunft eines Gholam-chah in einer Stadt als eine wahrhafte Calamität angesehen, und der Schrecken, den sie einflößen, ist so groß, daß zuweilen bei ihrer Annäherung die Einwohner eines ganzen Dorfes in die Gebirge oder in einen benachbarten Flecken fliehen.

Um eine Uebersicht der Militairmacht zu geben, über welche der Schach gebieten kann, brauchen wir nur im Detail das Contingent aufzuzählen, welches von einer der reichsten und bevölkertsten Provinzen des Königreichs gestellt wird. Von den andern wird die Angabe ihres Gesammt-Contingents genügen.

Contingent von Azerbeidjan. Diese Provinz stellte zur Zeit des Abbas-Mirza an auf europäische Weise disciplinirter Infanterie ein

Bataillon russischer Grenadiere	1,000	Mann.
Zwei aus Tabeiz gezogene Bataillone, jedes zu 1000 Mann, effectiv	1,600	=
Ein Bataillon aus Morand gezogen	900	=
Ein Bataillon aus Khui gezogen	800	=
Ein Bataillon aus Uromia gezogen	1,200	=
Ein Bataillon aus Nakchivan gezogen	600	=
Zwei Bataillons aus Kara Daghis gezogen	1,600	=
Zwei Bataillons aus Chaghagues gezogen	1,200	=
Ein Bataillon aus Maragha gezogen	600	=
An regulairer Reiterei. Ein Regiment Afghanen-Uhlanen	600	=
An Artillerie. Ein Corps von	640	=
Zumburuks, welche die Stücke bedienen, die von Kamehlen getragen werden	100	=
An regulairen Truppen 12,000 Toffunkhis (Fußvolk, das Gewehre mit Lutenschlössern führt) aus Tabeiz gezogen, doch können davon nur ins Feld ziehen.	10,000	=
Nomadische Reiterei	12,000	=
Zusammen	32,840	Mann,

welche das Azerbeidjan allein stellt.

Abbas-Mirza zog außerdem aus dem Sirdar von Erivan:

Regulaire Truppen: ein Bataillon von	1,000	Mann.
Die Reserve dieses Corps, das aus gewöhnlichen Toffunkhis bestand, die jedoch uniformirt waren	2,000	=
Curdische Cavallerie	2,000	=
Irregulaire Truppen: Cavallerie	1,500	=
Infanterie	3,500	=
Unter dringenden Umständen könnte das Sirdar von Erivan bei einem allgemeinen Aufgebot an waffenfähigen Leuten noch stellen	8,000	=
Gesammt-Contingent vom Erivan	18,000	Mann.
Gesammt-Contingent vom Azerbeidjan und vom Erivan	50,840	Mann.

Digitized by Google

Transport...	50,840	Mann.
Da Persien durch den letzten, mit Rußland abgeschlossenen Friedenstractat Erivan und Nakchivan verloren hat, so ist von dieser Summe abzuziehen: Infanterie...	3,500	Mann.
Curdische Reiterei	2,000	»
In allem....	5,500	Mann.
Es bleiben demnach....	45,340	Mann.

Das Azerbeidjan hat eine Oberfläche von 1431 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von zwei Millionen Einwohner.

Contingent der übrigen Provinzen. Hier die Tabelle der Truppen, welche die übrigen Gouvernements des Königreichs Persien stellen. Wir setzen der Zahl des Contingents die der Bevölkerung und des Flächenraums an die Seite, damit man das Verhältniß sehen kann, welches dazwischen besteht.

	Bevölkerung. Seelen.	Flächenraum. Quadratmeilen.	Truppen-Contingent. Mannschaft.
Persisch Irak.....	2,460,000.....	4,414.....	50,460.
Parsistan	1,700,000.....	3,951.....	30,000.
Khorasan	1,700,000.....	3,827.....	22,000.
Khusistan	900,000.....	1,380.....	13,000.
Mazunderan	850,000.....	356.....	12,000.
Keeman	600,000.....	3,088.....	7,000.
Kurdistan	450,000.....	610.....	6,000.
Ghilan	280,000.....	246.....	3,000.
Karistan.....	170,000.....	1,112.....	2,000.
Taberistan	130,000.....	327.....	1,700.
Zusammen....	9,240,000.....	21,311.....	147,160.
Dazu noch das Contingent von Azerbeidjan			45,340.
Generalsumme....			192,500 M.

Demnach kann der Schach von Persien in Kriegszeiten nur über ungefähr 192,500 verfügen, was sicher für ein so großes Land nicht viel sagen will und der Meynung sehr wenig entspricht, die man im Allgemeinen von der Macht des persischen Reiches hegt.

Inzwischen könnte diese Armee, so unzureichend sie auch ist, um eine so ausgedehnte Gränzlinie zu vertheidigen, dem Könige von Persien doch gegen dessen äußere Feinde von großem Belange seyn, wenn sie nur gehörig organisirt wäre. Statt dessen ist sie aber ein undisciplinirter, der Kriegskunst unkundiger, aller Moralität entbehrender Haufen. Im Gefechte ist es der persischen Truppen erstes Absehen, die feindlichen Reihen durch den ersten Anlauf zu durchbrechen, was ihnen aber, wie sich das auch denken läßt, nie gelingt, sobald sie einen wohlerfahrenen Gegner vor sich haben. Im Fall des Mißlingens fällt es ihnen nicht ein, sich wieder zu sammeln, sondern sie laufen, so schnell ihre Beine sie tragen wollen, in der heillosesten Unordnung davon. Nicht Ruhmsucht, nicht Patriotismus ist es, das sie in den Kampf führt; es sind dieses Worte, die für sie keine Bedeutung haben; ihr einziger Impuls ist Plünderungslust, und Beute dasjenige, das ihnen den Sieg angenehm macht. Was steht nun wohl von solchen Soldaten zu hoffen?

Die Schwäche der persischen Armee wird noch durch Mangel an Geschütz gesteigert. Abbas-Mirza war der einzige General, der taugliche Artilleristen hatte; doch zählte er für jedes Stück nie über 25—30 Ladungen, und da man nicht einsehen wollte, daß es nöthig sey, stets ein großes Quantum Pulver und Kugeln in Vorrath zu haben, so ward die Artillerie nach jeder Schlacht völlig nutzlos.

Zur Zeit des Aga-Mohamed-Khan, Vorgängers des jetzigen Königs (1788—1798), legten die persischen Truppen mehr als einmal Proben des Muthes und der Kühnheit ab und konnten all den asiatischen Truppen als Muster dienen; aber Futtih-Ali-Schach, der selbst nichts weniger als tapfer ist, hat aus bloßer Oeconomie alles mögliche gethan, um den kriegerischen Geist zu ersticken, durch welchen sich das persische Volk bis dahin ausgezeichnet hatte. Er verhängte Ungnade über alle die tüchtigen Generale, die seinen Onkel Aga-Mohamed überlebt hatten; statt glanzvolle Thaten in einer ehrenvollen Weise zu belohnen, befahl er, daß künftig jeder Soldat, der sich in einem Kampfe ausgezeichnet, einen Toman erhalten solle; da er aber, aus Berechnung, oder weil ihm die Sache nicht zusagte, sich wohl in Acht nahm, persönlich da zugegen zu seyn, wo Thaten der Tapferkeit vorfallen konnten, so erhielten die Krieger, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten, am öftersten gar nichts, nicht einmal den ihrer Tapferkeit verheißenen Toman. So ist denn der ganze Theil der Armee, welcher ehedem am unerschrockensten gewesen, dem Monarchen verdächtig geworden. Auch giebt es gegenwärtig keinen einzigen Chef, der, wenn auch des Erfolges gewiß, irgend eine Unternehmung wagen möchte, weil es ihnen nur zu wohl bekannt ist, daß ihr Sieg auch das Signal ihrer Absetzung seyn würde, und daß sie, wenn auch nicht den Tod, doch mindestens riskiren, daß ihnen die Augen ausgestochen würden.

Sold und Unterhalt der Armee.

Da es in Persien weder Militair-Baracken noch Magazine zur Verproviantirung der Armee giebt, so ist jeder Infanterist oder Cavallerist gezwungen, sich all dasjenige, dessen er bedarf, für seinen eigenen Sold anzuschaffen. Dieser Sold, der je nach der Art des Dienstes verschieden ist, beträgt zwischen sechs bis sieben Tomans für den Soldaten und zwischen zwanzig bis dreißig Tomans für den Offizier für die ganze Campagne. Er wird den Truppen, die bei der Musterung zugegen sind, regelmäßig ausgezahlt. Dieselben erhalten außerdem noch etwas Korn und Remonte-Pferde, wenn es daran fehlt. Was die Nomaden-Chefs betrifft, so haben diese kein festes Gehalt und wird solches mehr durch die Zahl der Leute, die sie befehligen, als durch ihren Rang und ihre Verdienste bestimmt.

Marsch und Campirung der persischen Armee'n.

Die persischen Truppen marschiren fast immer des Nachts bei Fackelschein und nach einer lärmenden, wunderlichen Musik. In der Regel leben sie auf Kosten des Landes, das sie passiren, daher die friedlichen Bewohner der Städte und der Oasen sie eben so sehr fürchten als den Feind. Ihnen vorauf zieht die Bagage, und sie marschiren, alle Städte, durch die sie kommen, beraubend und verwüstend, in der größten Unordnung. Wenn ein Khan an dem Orte eintrifft, den der Firman zum Campiren bezeichnet hat, so wählt er sich die Obstgärten aus, in welchen er seine Zelte aufgeschlagen zu haben wünscht. Eine Menge Sclaven und Diener, mit Aexten und Pfählen bewaffnet, reißen die Mauern des Gehäges ein, um den Truppen den Zugang zu eröffnen, wonach sie Küchen und eine Wohnung für den Khan einrichten und Rinnen graben, um Wasser ins Lager zu leiten. Ueber Nacht binden die Reiter ihren Pferden die Beine zusammen und alles Volk überläßt sich ruhig dem Schlafe, ohne auf gewisse Distanzen Vorposten auszustellen, so daß das dem Feinde gänzlich offenstehende Lager des Nachts jeden Augenblick überfallen werden kann.

Ehemals zogen auch die Frauen hinter der Armee drein und vermehrten die Unordnung noch, welche von dergleichen militairischen Karavanen unzertrennlich ist; doch ist dieser Brauch seit der Regierung des

Digitized by Google

Eunuchen Mohamed abgeschafft worden; nur der Fürst hat noch das Recht, überallhin und unter allen Umständen seinen Harem mitzunehmen.

Art und Weise, in welcher der König Musterung hält.

Einmal jährlich, zuweilen auch öfter, mustert der Schah seine Armee. Jeder Soldat oder Chef wird bei Namen aufgerufen und von dem Souverain von Kopf bis auf die Zeh besichtiget. Wenn an seinem Betragen oder an seiner Haltung nichts auszusetzen ist, so wird ihm sein Sold ausbezahlt. Es läßt sich denken, daß der Fürst nach einer so albernen Methode nicht über fünf- bis sechshundert Mann täglich inspiciren kann. Er hält diese Art Musterungen nicht, wie man meynen sollte, vom Pferde herab, sondern auf einem Throne sitzend, der mit Seide und Caschemyr behangen ist, schimmernd von Gold und Silber und mit kostbaren Steinen besetzt.

Kurz gesagt, die persische Armee ist nicht zahlreich, des Muthes und der Moralität entbehrend, schlecht disciplinirt, schlecht organisirt; da sie nun allein, in dem precairen Zustande, in welchem das Königreich Persien sich jetzt befindet, es vor einer fremden Invasion hätte bewahren und seine Existenz auf eine gewisse Anzahl von Jahren prolongiren können, so kann man wohl mit Recht sagen, daß der Nachfolger des Khosroes keine Stütze, keine Macht mehr hat, auf die er sich am Tage der Gefahr würde stützen können, und daß er wehrlos dem blosgegeben ist, was die politischen Ereignisse über ihn verhängen mögen.

Ueber Richard Lander's Tod.

(Aus der Literary Gazette.)

(Nach der Aussage eines in London eingetroffenen Gefährten des unglücklichen Reisenden.)

(M.)

Richard Lander und dessen Begleiter liefen in den Kupferfluß ein und begannen, ihn stromaufwärts zu befahren. Sie hatten zwei oder drei Neger-Musikanten bei sich, die, nach vollbrachtem Tagewerke, ihren Landsleuten zum Tanz und zum Gesange aufspielten, während die wenigen Engländer, welche mit zu der Parthie gehörten, sich mit Angeln an den Ufern des Stroms die Zeit vertrieben, worin sie, obwohl der Sache nicht sehr kundig, doch recht glücklich waren. In dieser vergnügten Weise, während des Tages gegen eine starke Strömung ankämpfend, des Nachts von ihrer Anstrengung ausruhend, fuhren Richard Lander und dessen kleiner Trupp, keine Gefahr ahnend und deshalb auch nicht darauf vorbereitet, langsam den Niger entlang. In einiger Entfernung von dessen Mündung, und auf dem Wege dahin, begegneten sie dem Könige Jacket, einem Anverwandten des Königs Boy, und einem der herzlosen und grämlichen Chefs, die über eine große Strecke des Marschlandes an den Ufern des Kupferflusses herrschen. Er ward von unsern Reisenden angerufen und ihm ein Geschenk von Rum und Taback angeboten, das er mit einem unzufriedenen Murmeln annahm und mit vor Bosheit funkelnden Augen in seiner Landessprache sagte: „Die Weißen werden diesmal nimmer nach Eboe kommen.“

Ein Eingeborener des Landes, ein Knabe, der nachher an einer Wunde am Knie verblutete, verdollmetschte diese Aeußerung sofort an Lander, der die Sache aber leicht nahm und in Jacket's Prophezeihung nichts weiter als den Ausfluß seiner bösen Sinnesart sehen wollte. Bald, aber schon zu spät, ihn zu verbessern, oder der Gefahr, die ihn bedrohte, zu entgehen, sah er seinen Irrthum ein. Nachdem die Engländer zwischen sechszig bis siebenzig Meilen binnen Landes gefahren waren, näherten sie sich einer Insel, zu der sie aber in dem großen Kahn nicht gelangen konnten, weil der Strom hier zu seicht war. Unter den Bäumen und dem Buschholze, womit diese Insel bewachsen war, und auf den beiden Ufern des Flusses in ihrer Nähe, hatten sich starke Trupps der Einwohner in Hinterhalt gelegt, und so wie das Boot festzusitzen kam und dessen unglückliche Insassen es abzuheben beschäftigt waren, begrüßten sie dieselben durch ein unregelmäßiges, aber wohlunterhaltenes und fortgesetztes Gewehrfeuer. Lander's Veteranen zu der Rechtlichkeit und der guten Gesinnung der Eingeborenen war so groß, daß er Anfangs gar nicht glauben wollte, daß das Feuer, in welches er buchstäblich genommen eingeschlossen war, etwas anderes seyn sollte, als eine ihm zu Ehren veranstaltete Bewillkommnung! Aber die Kroomees, welche ins Boot gesprungen waren und die verwundet neben ihm niederstürzten, benahmen ihm seinen Irrthum und zeigten ihm deutlich die große Gefahr, in die er so unerwartet gerathen war, und die Schwierigkeit, sich aus derselben herauszuwinden. Seine Kameraden mit Mund und Hand ermuthigend, bereitete Lander sich vor, sich bis auf den letzten Mann zu wehren, und ein lauter, einstimmiger Zuruf seiner kleinen Bande versicherte ihm, daß sie seine Ansicht theilten und seinem Beispiel folgen wollten.

Mehrere der Wilden, die aus ihrem Versteck herauskamen, wurden niedergeschossen; aber Lander bekam in dem Augenblicke, wo er sich bückte, um eine Patrone aus dem Boden des Bootes aufzunehmen, einen Schuß in der Nähe der Hüfte. Der Schlag der Kugel machte ihn wanken, doch fiel er nicht, und fuhr fort, seine Leute anzufeuern. Als er aber bald sah, daß seine Munition auf die Neige ging, es fühlte, daß er schwer verwundet sey, und auch der Muth seiner Kroomees nicht mehr Stich halten wollte, während das Feuern der Angreifenden eher zu- als abnahm, da entschloß er sich, den Versuch zu machen, den kleineren Kahn zu erreichen, der nicht fern davon noch flott war, als die einzige Aussicht, das nackte Leben zu bergen. So warfen diejenigen, die noch am Leben geblieben waren, sich denn mit Hintenlassung ihres Eigenthums in den Strom, und die meisten erreichten auch, trotz der unglaublichen Gewalt des Wassers, ihr Ziel. So wie die Wilden in dem Hinterhalte dies aber gewahrten, sprangen sie auf und brachen mit einem wilden und scheußlichen Geheul hervor; Kähne, die hinter dem üppigen Buschwerk verborgen gehalten worden, welches über den Fluß hinausragte, wurden in einem Nu bis mitten in den Strom geschnellt, und setzten den Flüchtigen mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit nach, während andere Haufen unter wüthigen Gestikulationen und tobendem Geschrei wie toll die Bucht entlang tanzten und sprangen. Die Kroomees behaupteten bei dieser Gelegenheit den guten Ruf, den ihre Landsleute sich mit vollem Rechte erworben hatten: ihr Leben beruhte in ihrer Energie, in ihrer Geschicklichkeit, auch trieben sie ihre leichte Barke mit einer beispiellosen Schnelligkeit von dannen. Die Verfolgung ward volle vier Stunden fortgesetzt, und der arme Lander, ohne Munition und andere Waffen der Gegenwehr, blieb fortwährend den ihm nachgeschickten Streifschüßen und dem bitteren Hohne der Feinde preisgegeben. Es kam auf dieser Flucht ein Fall vor, der schon einer Erwähnung werth ist.

Ein Weißer, Namens T***, war von der Furcht dermaßen überwältigt, daß er auf die Weite eines Ruders Länge nicht auf die Wilden zu schießen wagte, sondern mit einem geladenen Gewehr in der Hand, durch Zeichen zu ihnen flehte, daß sie ihm nicht das Leben rauben, sondern ihn lieber zum Gefangenen machen möchten. Während er sich so feigherzig benahm, schlug ihm eine Kugel in den Mund und tödtete ihn auf der Stelle. Alle die übrigen benahmen sich mit der größten Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit. Die Flüchtigen gewannen am Ende ihren

Digitized by Google

Verfolgern den Vorspeung ab, und als diese nun des Nachsetzens überdrüssig wurden, da erhob Lander, von den ihm gebliebenen Gefährten unterstützt, sich noch einmal, schwenkte Angesichts seiner Feinde den Hut und rief ein letztes Hurra! aus. Nun verließen ihn aber seine Kräfte, der Blutverlust zog ihm eine Ohnmacht zu und er sank bewußtlos den ihm zunächst stehenden in die Arme.

Nachdem Lander sich bald wieder erholt hatte, machte Herr Moore, ein junger Wundarzt aus England, der ihn auf dieser Fahrt begleitet, und der sich bei diesen furchtbaren Auftritten aufs Herrlichste benommen hatte, ihn mit der Beschaffenheit seiner Wunde bekannt: die Kugel konnte nicht ausgeschnitten werden, und unser wackerer Landsmann sah wohl ein, daß seine Laufbahn bald zu Ende seyn würde. Als nun, wie gewöhnlich, nach einer großen Aufregung, eine starke Mattigkeit erfolgte, da stellten sich auch die furchtbarsten Schmerzen; ein doch ertrug er sie mehrere Stunden lang mit der größten Ruhe. Er konnte nun weder aufrecht sitzen, noch sich auf seinem Lager wenden oder eine Feder halten. In diesem traurigen Zustande den Fluß abwärts fahrend, den er unter ganz anderen Verhältnissen aufwärts gefahren war, konnte er sich nicht länger der ergreifendsten Reflexionen erwehren: er sprach viel von seiner Gattin, von seinen Kindern, von seinen Freunden, von seiner fernen Heimath, von seinen zertrümmerten Hoffnungen! Es war dieses eine düstere, gram- und sorgenvolle Periode für ihn; doch bekam die ihm angeborene Heiterkeit bald wieder die Oberhand, und all seinen Feinden verzeihend, ergab er sich, aufrichtenden Trost in der Religion findend, ruhig seinem Geschick. Seine Ankunft zu Fernando Po und sein dortiges Ende sind dem Publikum schon bekannt.

Es sind verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden, was wohl die Ursache dieses kaltblütigen und herzlosen Angriffs seyn möchte. Einige Personen sind der Meynung, die Eingeborenen seyen von portugiesischen und südamerikanischen Sclavenhändlern, die in dem Lande einen großen Einfluß haben und deren Interesse unstreitig durch den Verkehr der Britten im Innern sehr gefährdet seyn würde, zu dieser Schandthat aufgereizt worden. Andere hingegen halten dafür, daß die Eingeborenen sich wegen des Verlustes einer ihrer Städte hätten rächen wollen, die von der Mannschaft des Dampfbootes Alburkah auf dessen letzter Fahrt nach Atta völlig niedergebrannt worden; noch andere finden es wahrscheinlich, daß die Bewohner vom Kupferflusse, in der Ueberzeugung, daß ihr lucrativer Handel zwischen der Küste und den Binnenländern zu Grunde gehen müßte, wenn sie es duldeten, daß die Engländer den Eingeborenen des Innern in ihren eigenen Schiffen Waaren zuführten, ein Bündniß mit dem Volke von Bonny schlossen, dessen Interesse ebenfalls durch die neue Ordnung der Dinge bedroht war, und dann, unterstützt von den wilden Bewohnern des Landes in der Nähe der Stätte, wo der heimtückische und bübische Ueberfall stattfand, die Vertilgung der harmlosen Engländer verabredeten.

Was es übrigens mit dem Angriff auch für eine Bewandtniß haben möge, so ist so viel gewiß, daß er vorbedacht war, daß die Mörder ihre Vorkehrungen in einer methodischen und geschickten Weise getroffen hatten, und daß die dabei gebrauchten Böte nach dem Kupferflusse und nach Bonny zu Hause gehörten. Diejenigen, die mit dem Charakter und der Gesinnung des Volkes vom Kupferflusse und ihrer Nachbaren von Bonny, deren verrätherische Manöver nur ihrer unersättlichen Habgier gleichkommen, am besten bekannt sind, halten die letzte Hypothese für die glaubwürdigste und meynen, daß der König Boy, so viel Theilnahme er auch für die Dulder geäußert, und so wehmüthig er sich auch gestellt, als er seinen Freund und Wohlthäter tödtlich verwundet gesehen, doch die Hauptperson des Complottes gewesen sey und seinen Einfluß dazu gebraucht habe, dieses unter Mitwirkung des boshaften Buben, welcher die verderbliche Catastrophe prophezeiht hatte, in Ausführung zu bringen. Der Umstand, daß Boy früher immer gern die Engländer begleitete, wenn sie den Fluß hinauf fuhren, sich dessen aber diesmal hartnäckig weigerte, bestärkt die Vermuthung, daß er von der furchtbaren Gefahr, die ihree wartete, sichere Kunde hatte.

Guadeloupe im Jahre 1834.

(M.)

Guadeloupe hat ein wahrhaft bezauberndes Ansehen; ein frisches Grün scheint dort einen ewigen Frühling zu verkündigen. Die Einfahrt von Pointe-à-Pitre ist schwierig; sie ist von einer Menge Klippen umgeben, welche die Gegenwart eines tüchtigen Lootsen erfordern. Auf der einen Seite wird sie durch ein kleines Fort, auf der andern durch eine Batterie vertheidigt, die, von dem mageren Laube des Kocosnußbaums beschattet, aus dem Meere aufzusteigen scheint. Es lebt dort ein Wächter, dessen Amt es ist, von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Untergang durch gewisse Zeichen die Segel anzuzeigen, die sich am Horizont blicken lassen. Die Rhede ist groß, hat aber doch, durch Sandbänke begränzt, nur an gewissen Stellen sichere Ankerplätze. Ein Theil, der dem Ufer sehr nahe ist, wird von Kauffahrteifahrern eingenommen, die hier Zucker, Caffee, Baumwolle, kurz alle die Erzeugnisse laden, welche den Handelsreichthum dieser Insel bilden. Ihre Zahl ist im November und einige Zeit vor dem Winter (Juli) so groß, daß man von fern nichts als Masten und Masten sieht und vor Schiffen kaum das Meer gewahrt. Leichte Pirogen durchschneiden es unausgesetzt unter dem lauten Jubel oder den schwermüthigen Gesängen einiger Neger. Es ist von Hügeln, die eine köstliche Aussicht gewähren, und bedeckt mit Bananen- und Orangen-Bäumen, so wie mit reizenden Häusern, und von kleinen holzbewachsenen Inseln umgeben. Eine Gebirgskette mit Bäumen, so alt, wie die Welt, wo man auch den Vulcan von Soufrière wahrnimmt, trennt diese Stadt von Basse-Terre, dem Wohnsitze der vornehmsten Behörden der Colonie. In stürmischen, in der schlechten Jahrszeit so häufigen, Nächten scheint dieser Vorhang bestimmt zu seyn, die unermeßlichen Feuergluthen zu verbergen, deren Flammen jeden Augenblick mit einem erstaunlichen Glanze auflodern, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Nie habe ich in der That eine so rasche Folge von starken Blitzen gesehen.

Das sehr geräumige und sehr bevölkerte Pointe-à-Pitre ist das Paris unserer Antillen: die breiten und wohlangelegten Straßen sind von geraden Linien Häusern eingefaßt, die minder niedrig und besser gebaut sind, als die auf Martinique. Roth, grau oder blendend weiß von Außen, sind sie meistens aus Steinen aufgeführt, mit Ziegeln gedeckt und mit großen Balcons geschmückt. Wagen rasseln zu jeder Stunde durch die Straßen. Die Wohnungen sind rar und sehr theuer, und für Fremde ist der Aufenthalt hier sehr kostspielig.

Des Mittags hält man sich zu Hause; denn die Temperatur ist erdrückend, und man muß sich bis zum Abend gedulden, um freier zu athmen und die Damen zu besuchen. Es giebt deren sehr hübsche, doch erlaubt die tropische Hitze im Allgemeinen es nicht, daß Rosen und Lilien ihre Reize erhöhen; sie sind blaß und müssen der Natur nachhelfen; auch halten sie viel auf den Luxus der Toilette und lassen sich mit allen Schiffen, die von Frankreich abgehen, stets die neuesten Pariser Moden kommen. In dieser Beziehung ist Guadeloupe weiter, als zwei Drittheile der französischen Departementer.

Digitized by Google

Von ihren Gatten vernachlässigt und von den Weißen den Negerinnen mit dem rabenschwarzen Teint und dem glühenden Blute hintangesetzt, bringen die Damen einen Theil des Tages auf ihrem Kanapee im Anhören der Petoffes zu, welche ihre Cocottes des Morgens in der Stadt gesammelt haben, um sie ihren Gebieterinnen demnächst wieder zum Besten zu geben. Cocottes heißen die Kammermädchen, und Petoffes ist dasselbe, was wir unter Stadthistörchen verstehen. So zurückgezogen und verlassen, kann man ihren Charakter und ihren Geist nur im häuslichen Leben würdigen; aber schüchtern, wenig an die Welt gewöhnt, die sie flieht oder die von ihnen geringgeschätzt wird, sprechen sie wenig, thun selten eine Frage und geben nur halbe Antworten.

Die Kreolen sind eine geraume Zeit suffisant und eitel gewesen, scheinen aber diesen Fehler mehr und mehr abzulegen. Das Wohlwollen und die Gastlichkeit der Einwohner gegen die Europäer machen Pointe-à-Pitre zu einem sehr angenehmen Aufenthalt, vor allem für diejenigen, welche Musik und Tanz lieben; denn die schönen Künste sind in allen Familien zu Hause.

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

(Fortsetzung.)

(L.)

„Aber es giebt eine Gefahr, die Sie nicht zu kennen scheinen, „eine nah bevorstehende Gefahr, deren Folgen zu berechnen unmöglich ist „und die Sie und zugleich das ganze Land bedroht. Das ist die Republik, „die man vielleicht in diesem Augenblicke auf dem Platze vor dem Stadthause proclamirt. Ich weiß wohl, daß die Republik nicht auf eine „stabile Weise errichtet werden kann, daß sie kaum einige Monate (?), „vielleicht nur einige Tage (?) dauern wird; aber wer kann den Umfang „der Uebel, die sie während dieser kurzen Dauer verursachen wird, „voraussehen? Das bloße Bedürfniß ihrer Erhaltung kann sie zu „Verbrechen führen. Wie wird der einmal begonnene Kampf endigen, „außer mit Absolutismus? Ihr Haupt, gnädiger Herr, ist eben so „gefährdet als das unsrige. Ihre bloße Gegenwart in unsern Reihen „hat die letzten Bande zerrissen, die uns an Carl X. knüpften; jetzt „haben Sie alles gemein mit uns, Erfolg und Mißgeschick."

Sebastiani unterbrach mich mit den Worten: „Mein lieber Berard, „Sie übertreiben die Gefahren; es wird hinreichen, daß der Prinz sich „zeige, um alle Parteien zu vereinigen und alle Herzen zu gewinnen: „man muß nichts übereilen."

„Mein lieber Sebastiani, ich übertreibe nicht," erwiderte ich mit neuer Kraft; „die Gefahren, die ich bezeichne, sind reell und ich kann „das beweisen. Von Ihren prachtvollen Salons aus verachten Sie das „Volk und kennen es nicht. Ich aber, ich kenne seine Bedürfnisse und „seine Wünsche; ich lebe in seiner Mitte, ich selbst bin Volk.

„Man sagt Ihnen, Prinz, daß Sie sich bloß zu zeigen brauchen, „um alle Stimmen zu gewinnen. Man täuscht Sie. Der zahlreichste „und der am wenigsten aufgeklärte Theil der Bevölkerung verschmäht „Sie in diesem Augenblicke, weil Sie ein Bourbon sind. Ein anderer „Theil der Bevölkerung, die Jugend, verwirft Sie gleichfalls. Diese „Jugend ist es, die, voll Feuer, Kenntnisse, Aufopferung und Muth, „am meisten zu den Ereignissen beigetragen hat, die eben vollendet sind. „Sie glaubt das Recht zu haben, den Preis dafür zu fordern und dieser „Preis ist, für sie, die Republik. Die weisen, gemäßigten Menschen, „für welche die Erfahrung nie verloren ist, sind die einzigen, die Sie „wünschen, weil sie in Ihnen ein Mittel der Rettung sehen. Aber die „Stimme dieser Menschen, ob sie gleich auf die Länge die Oberhand „behalten wird, ist jetzt nicht stark genug, um sich mitten in der revo„lutionairen Aufwallung Gehör zu verschaffen: sie werden Sie mit allen „ihren Kräften unterstützen und mit Ihnen untergehen. Benutzen Sie, „Prinz, einen Augenblick des Zauderns, der noch erlaubt, viele schwan„kende Personen zu vereinigen. Benutzen Sie ihn, um Sie und uns „zu retten. In einer Stunde ist es vielleicht nicht mehr Zeit. Ent„scheiden Sie sich und gestatten Sie, daß dieser Ihr Entschluß augen„blicklich bekanntgemacht werde."

Zur Unterstützung dieser schnellen Anrede führte ich Alles an, was ich bereits weiter oben von den republikanischen Klubbs und von dem bei dem General Lafayette gethanen Schritte gesagt. Meine Collegen, ausgenommen Sebastiani, unterstützten mich aus allen Kräften. Benjamin Delessert selbst, seine gewöhnliche Zurückhaltung aufgebend, sagte zum Prinzen: „Gnädiger Herr, nicht nur alles, was Berard gesagt hat, „ist die Wahrheit, sondern er hat Ihnen noch nicht einmal die ganze „Wahrheit gesagt."

Der Herzog von Orleans, besiegt durch die Evidenz der Thatsachen, bat uns zu warten und ging mit Sebastiani in sein Cabinet, dem bald nachher auch Dupin der ältere folgte. Während dieses Moments der Erwartung schlug Delessert vor, unsererseits einen Entwurf von Proclamation zu verfassen: „Ich fürchte sehr, sagte er zu mir, „daß nicht etwas zu Schwaches aus der nächsten Versammlung hervorgehe." Ich nahm die Feder, und fing an, die Ideen meiner Collegen zu sammeln, mit Vorbehalt, ihnen dann eine schickliche Form zu geben. Ich war bei dem letzten Theile meiner Arbeit, als der Prinz wieder erschien.

Er brachte den Entwurf mit, den er so eben mit Dupin und Sebastiani gemacht und unterwarf ihn unserer Discussion. Ich fand ihn zu schwach für die Umstände und erklärte mich freimüthig darüber. Ich bestand darauf, daß die Versammlung der Kammern auf der Stelle statthabe und vor Allem, daß sie nicht zum 3. August convocirt würden, der Tag, den die erste Ordonnanz Carls X. bestimmte. Es schien mir, daß man sich, in Form und Inhalt, möglichst von der alten Ordnung der Dinge entfernen müsse. Ich war fast der einzige von dieser Meynung. Man machte engherzige und kleinliche Rücksichten der Schicklichkeit und der Legitimität geltend. Man glaubte in der Beibehaltung des Zusammenberufungstages ein Mittel zu finden, die Dissidenten zu vereinigen. Das schien mir aemselig und mitleidswürdig; da ich jedoch die andern nicht zu meiner Meynung bekehren konnte, so war ich genöthigt, mich der ihrigen zu unterwerfen. So kräftig ich sie auseinandergesetzt, sah ich sie doch verworfen und der Einfluß der neuen Gewalt machte sich schon fühlbar. Der künftige König fing schon an, Hofleute zu haben. Einige Worte wurden inzwischen gewechselt und folgende Proclamation ging aus dieser Ausarbeitung hervor:

„Einwohner von Paris!

„Die Deputirten Frankreichs, die in diesem Augenblicke zu Paris versammelt sind, haben den Wunsch ausgedrückt, daß ich mich in diese Hauptstadt begeben solle, um die Functionen eines General-Lieutenants des Königreichs auszuüben.

„Ich habe nicht angestanden, eure Gefahren zu theilen, mich in die Mitte eurer heroischen Bevölkerung zu begeben und alle Kräfte aufzubieten, um euch vor dem Bürgerkriege und der Anarchie zu bewahren.

„Bei meiner Rückkehr in die Stadt Paris trug ich mit Stolz die ruhmvollen Farben, die ihr wieder angenommen und die ich selbst lange getragen hatte.

Digitized by Google

„Die Kammern werden sich unverzüglich versammeln. Sie werden auf Mittel denken, das Regime der Gesetze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu sichern.

„Eine Charte wird künftig eine Wahrheit seyn.

Ludwig Philipp von Orleans."

Nachdem diese Proclamation uns eingehändigt worden war, beeilten wir uns, sie in die Versammlung der Deputirten zu bringen, die sie mit Ungeduld erwartete. Sie wurde allgemein mit Enthusiasmus aufgenommen und man beauftragte die vier Secretaire, d. h. Benjamin Constant, Guizot, Villemain und mich, den Entwurf einer Antwort darauf zu machen. Wir zogen uns auf der Stelle in ein Bureau zurück und da berathschlagten wir über die Garantieen, deren wir erwähnen sollten. Wir waren einig über die Hauptpuncte. Aber es gab zwei, woran meine Collegen nicht dachten, und deren Insertion in unsere Proclamation ich forderte, weil sie eine große politische Wichtigkeit haben: der erste dieser Puncte war die Wiedererwählung der Deputirten, die zu öffentlichen Aemtern ernannt würden; der zweite war die den Militairs zu gebende Versicherung, daß sie nicht willkührlich ihres Standes und Grades beraubt werden sollten. Nicht ohne viele Mühe erlangten wir, Constant und ich, die Aufnahme der Stelle: „Er (der Herzog von Orleans) wird unsere Rechte respectiren, denn er erhält die seinigen von uns." Als wir nun über Inhalt und Wesen so weit einig waren, zog Guizot aus seiner Tasche eine Art von Cadre, den er vorbereitet hatte und den wir nach zahlreichen Modificationen annahmen und darein die Verfügungen inserirten, die eben beschlossen worden waren. Nachstehendes ist diese Proclamation:

„Franzosen!

„Frankreich ist frei. Die unumschränkte Gewalt erhob ihre Fahne, die heroische Bevölkerung von Paris hat sie zu Boden geschlagen. Das angegriffene Paris hat die heilige Sache, die vergebens in den Wahlen triumphirt hatte, durch die Waffen siegen gemacht. Eine Gewalt, die unsere Rechte usurpirte, unsere Ruhe störte, bedrohte zugleich die Freiheit und die Ordnung; wir kehren in den Besitz der Freiheit und der Ordnung zurück. Keine Furcht mehr für die erworbenen Rechte, keine Schranken mehr zwischen uns und den Rechten, die uns noch fehlen.

„Eine Regierung, die ohne Aufschub uns diese Güter sichere, ist jetzt das erste Bedürfniß des Vaterlandes. Franzosen! diejenigen eurer Deputirten, die sich schon zu Paris befinden, haben sich vereinigt und haben, in Ermangelung der regelmäßigen Intervention der Kammern, einen Franzosen, der nie anders als für Frankreich gefochten hat, den Herzog von Orleans, eingeladen, die Functionen des General-Lieutenants des Königreichs auszuüben. Dies ist in ihren Augen das Mittel, den Erfolg der legitimsten Vertheidigung, durch den Frieden, schnell zu vollenden.

„Der Herzog von Orleans ist der nationalen und constitutionellen Sache ergeben. Er hat die Interessen derselben stets vertheidigt und sich zu ihren Grundsätzen bekannt. Er wird unsere Rechte respectiren, denn er wird die seinigen von uns erhalten haben. Wir werden uns durch Gesetze alle die Bürgschaften sichern, welche nöthig sind, um die Freiheit stark und dauerhaft zu machen:

„Die Herstellung der Nationalgarde mit der Theilnahme derselben an der Wahl ihrer Offiziere;

„Die Intervention der Bürger bei der Bildung der Departements- und Municipal-Administrationen;

„Die Jury für Preßvergehen;

„Die gesetzlich organisirte Verantwortlichkeit der Minister und der untergeordneten Verwaltungs-Beamten;

„Der Militairstand legal gesichert;

„Die Wieder-Erwählung von Deputirten, die zu öffentlichen Aemtern ernannt werden.

„Wir werden unsern Institutionen, im Einklang mit dem Staats-Oberhaupte, die Entwickelungen geben, deren sie bedürfen.

„Franzosen! der Herzog von Orleans selbst hat schon gesprochen, und seine Sprache ist die, welche einem freien Lande ansteht: die Kammern werden sich versammeln, sagt er euch; sie werden auf das Mittel denken, das Reich der Gesetze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu sichern.

„Die Charte wird künftig eine Wahrheit seyn."

Einundneunzig Deputirten unterzeichneten diese Proclamation, welche in corpore dem Herzog von Orleans zu überbringen Benard vorschlug.

Während wir uns mit ihrer Abfassung beschäftigten, waren beunruhigende Nachrichten in der Kammer angekommen. Sie bewiesen die Nothwendigkeit, schnell etwas zu thun, was die öffentliche Meynung beruhigen könnte. Diese Stimmung der Gemüther kam uns wunderbar zu statten; denn in dem Zustande der Unentschlossenheit, worin die Kammer sich befand, würde unser Entwurf, wenn man ihn discutirt hätte, gewiß grausam beschnitten worden seyn.

Die Abschrift unserer Proclamation wurde gefertigt und schon mit unsern Unterschriften bedruckt, als man mich benachrichtigte, daß der Prinz sich eben auf das Rathhaus begeben wolle, um dort, durch seine Gegenwart, die furchtbaren Entwürfe gegen die öffentliche Ruhe zu vereiteln. Ich eilte, dies der Versammlung mitzutheilen und redete meinen Collegen zu, den Beschluß zu fassen, daß sie sich von dem Palais-Royal aus mit dem Prinzen auf das Stadthaus begeben wollten. Das wurde auf der Stelle angenommen; und fürchtend, daß der Prinz, wenn er nicht voraus davon unterrichtet wäre, uns etwa nicht erwarten möchte, ließ ich mich von dem Präsidenten autorisiren, ihn zu benachrichtigen.

Ich begab mich in aller Eil nach dem Palais-Royal, wo ich mich meiner Mission entledigte. Der Herzog von Orleans war im Begriffe, abzugehen; aber er fühlte, daß die Schicklichkeit ihm gebot, die Kammer zu erwarten. Er empfing mich auf die liebenswürdigste, und ich muß selbst sagen, freundschaftlichste Weise. „Sie wußten die Wahrheit wohl," sagte er mir, „und Sie allein haben gewagt, sie mir diesen Morgen zu sagen; ich begreife jetzt, daß in der That kein Augenblick zu verlieren war."

Es dauerte noch mehr als eine Stunde, bevor die Mitglieder der Kammer im Palais-Royal ankamen und ich brachte diese Zeit, gewissermaßen, im tête à tête mit dem Prinzen zu. Nur von Zeit zu Zeit kamen Adjutanten oder Leute des Hauses, um Befehle einzuholen. Wir plauderten mit der größten Offenheit und der vollkommensten Vertraulichkeit. Während dieser Stunde habe ich den Charakter des Herzogs von Orleans kennen und schätzen gelernt. Die Umstände, unter welchen wir uns befanden, waren der Art, um im Grunde der Herzen lesen und, mit völliger Sachkenntniß, diejenigen würdigen zu können, die sich in dieser Lage befinden. Rechtlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Muth — das schienen mir die vorherrschenden Eigenschaften des Prinzen zu seyn. Die Achtung, und, ich wage hinzuzufügen, die aufrichtige Liebe, die er mir einflößte, verschlossen mir inzwischen doch die Augen nicht über das, was ihm fehlte. Er schien mir nicht in jeder Hinsicht auf dem Höhepunct der Ereignisse zu stehen. Er schien mir mehr persönlichen Muth als Charakterfestigkeit und mehr Feinheit als umfassenden Geist zu haben.

Die Verwirrung war im Palais-Royal so groß, daß der Prinz niemanden um sich hatte, um ihn anzukleiden. Ich half ihm bei seiner Toilette; ich schmückte sein Knopfloch mit einem dreifarbigen Bande und ersetzte die weiße Cocarde, die sich noch auf seinem Uniformhut befand, durch eine nationale. Ich benahm mich mit ihm gerade als

Digitized by Google

wenn ich sein Freund gewesen wäre und er behandelte mich eben so. Ich kann sagen, daß ich es in der That geworden war.

Die Unterhaltung war interessant und mannichfaltig. Wir machten verschiedenemale Vergleiche zwischen der englischen Revolution und der, welche unter unsern Augen bewirkt wurde. „Carl X.," sagte der Prinz, „gleicht sehr dem unglücklichen Stuart und ich fürchte, bald mehr als „eine Aehnlichkeit mit Wilhelm zu haben." — „Sie werden," antwortete ich ihm, „einen großen Vortheil vor ihm voraushaben: den nämlich, „nicht in Begleitung von Fremden zu kommen. Sie werden frei von „Frankreich erwählt seyn, dem Sie nicht aufgedrungen worden sind."

„Wenn ich auf den Thron gelange," sagte er mir nach einigen Augenblicken, „und ich kann mir nicht verhehlen, daß ich davon bedroht „bin, so werden Sie, Herr Berard, nicht glauben, zu welchem Bedauern „ich verdammt bin. Mein Familienleben ist so süß, unsere Neigungen „sind so einfach, daß ich ehrlich glauben muß, daß wir, meine Familie „und ich, nicht für das Königthum geschaffen sind. Ich werde es „annehmen als eine Pflicht, nicht als ein Glück. Und dann, „soll ich es Ihnen gestehen? ich habe immer in meinem Herzen ein altes „republikanisches Gefühl bewahrt, wovon ich mich, das fühle ich, niemals „trennen werde." — „Was wir vor Allem wünschen," erwiderte ich ihm, „ist, an unserer Spitze einen Bürger-König zu haben; Sie werden also „auch unter diesem Gesichtspuncte unser Mann seyn."

Ich sagte dem Prinzen, daß unsere Proclamation verschiedene Garantieen ausspreche und daß wir in der Folge noch erweitertere fordern würden. „Sie werden niemals so viele von mir fordern," antwortete er, „als ich geneigt bin, zuzugestehen oder selbst anzubieten."

Wir sprachen von dem republikanischen Geiste, der uns beunruhigte und gegen welchen wir uns zu verwahren suchten und ich fügte hinzu, daß man sich keine Illusion machen müsse, daß die allgemeine Tendenz der Gemüther sie zu republikanischen Ideen hinziehe und daß es in einigen Generationen vielleicht keine Könige mehr geben werde. „Das „ist nicht unmöglich," sagte der Herzog von Orleans, „aber von jetzt an „bis dahin, müssen wir alles thun, was möglich ist, um wenigstens gute „zu machen; hierzu nun ist vorzüglich nöthig, die wechselseitigen Rechte „und Pflichten des Königs und des Volkes genau zu definiren und zu „bestimmen und daß sich jeder in die ihm durch das Gesetz vorgezeichneten „Gränzen einschließe." Ein König, der solche Grundsätze zur Richtschnur seines Benehmens annimmt, läßt keine andere Regierung zu wünschen übrig und hat alle wünschenswerthe Aussicht der Erhaltung.

Diese ganze vertrauliche Unterhaltung war voll Ergüsse, voll patriotischer Gefühle, voll Ausdrücke einer aufrichtigen Liebe zum Lande. Der Herzog von Orleans zeigte sich in meinen Augen als ein trefflicher Fürst, ein ehrenwerther Mensch und als ein trefflicher Bürger und ich bekenne, daß, trotz meines alten Widerwillens gegen die Depositaeien der Gewalt, er mich begreifen ließ, daß es nicht unmöglich sey, daß die Könige wahre Freunde verdienen und erlangen.

Die Deputirten kamen endlich an; Laffitte las unsere Proclamation vor und wir machten uns auf den Weg nach dem Stadthause. Der Weg war lang und beschwerlich wegen der ungeheueren Hitze, auch nicht minder schwierig durch die zahlreichen Barricaden, die wir jeden Augenblick übersteigen mußten. Der Prinz fraternisirte, ein wenig selbst zu viel nach meiner Meynung, mit einer Menge Menschen von der niedrigsten Volks-Classe. Er gab häufig die Hand. Ich hatte Mühe während dieser Zeit eine innere Unruhe zu überwältigen, die mich befiel. Die Volksmenge war unermeßlich und fast ganz bewaffnet. Von einem Fenster, einer Thüre aus kann so leicht ein Flintenschuß fallen. — — Das Herz schlug mir immerwährend bis zur Ankunft des General-Lieutenants auf dem Stadthause; und erst als wir in den großen Saal traten, wo sich der General Lafayette und zahlreiche Nationalgarden befanden, fühlte ich mich von meiner drückenden Angst befreit.

Der Ruf: Es lebe der Herzog von Orleans! hatte sich während des ganzen Weges vernehmen lassen, aber immer hatte er sich mit dem Geschrei: Es lebe die Charte! vermischt. Oft überdaurte selbst das letztere das erstere. So wie wir uns dem Stadthause näherten, hörten wir oft genug den Ruf: Es lebe die Freiheit!

Der Anblick des Stadthauses war merkwürdig. Da war der Feuerheerd des Republikanismus. Da auch bemerkte man auf vielen Gesichtern den Ausdruck des Mißvergnügens, welches ein Besuch verursachte, der ihre Plane zerstörte. Die Menge drängte mich ganz nah an die Gruppe, die der Herzog von Orleans, der General Lafayette und Laffitte bildete. Der General empfing den Prinzen mit graziöser Herzlichkeit. Die Proclamation wurde von Bennet verlesen und mit zahlreichen Acclamationen aufgenommen; die Antwort des Prinzen nicht minder. Im Augenblicke, wo er aufgehört hatte zu reden, näherte sich ihm der General Dubourg.*) Er war in Uniform, sein Gesicht blaß, sein Bart lang. Er sagte, im strengsten Tone, ungefähr folgende Worte: „Man sagt, daß Sie ein rechtschaffener Mann sind und als solcher unfähig, Ihren Schwur zu brechen und ich will es gern glauben; aber es ist gut, Sie vorher zu benachrichtigen, daß, wenn Sie ihn nicht hielten, man Sie dazu zu zwingen wissen würde." Diese Anrede setzte alle diejenigen, die sie anhörten, in ein peinliches Erstaunen. Ganz nah bei Dubourg stehend, während der Prinz ihm mit Würde antwortete, machte ich ihm lebhafte Vorwürfe über diese Unschicklichkeit. Die Reihen öffneten sich, um Dubourg den Rückweg zu bahnen, schlossen sich aber augenblicklich wieder und der improvisirende General verschwand.

Der Herzog von Orleans kehrte in das Palais-Royal auf demselben Wege zurück, den er hinwärts genommen. Da mir keine Gefahr mehr für ihn zu fürchten schien, so glaubte ich ihn nicht mehr begleiten zu müssen und ging mit dem General Dumas durch die Straße des Tempels über den Boulevard nach Hause, wo ich, nach dem, was ich seit sechs Tagen gethan, endlich auszuruhen ein Recht erworben zu haben glaubte.

Ich brachte den Sonntag, den 1. August, damit zu, über den unermeßlichen Weg nachzudenken, den wir seit dem Anfange der Woche zurückgelegt, und zeichnete das Geschehene und meinen Antheil daran so auf, wie man es in dem Vorstehenden gelesen.

Man meldete mir, daß die Hofleute in Massen sich nach dem Palais-Royal drängten und die Säle desselben überschwemmten. Man redete mir selbst zu, dahin zu gehen und den Preis meiner Dienste zu reclamiren. Ich verwarf diesen Vorschlag mit Indignation. Ich habe nie einem Menschen, noch einer Familie dienen wollen, ich hatte daher kein Recht auf ihre Dankbarkeit. Allein im Interesse meines Landes hatte ich gehandelt und wenn ich ihm habe nützlich seyn können, so fühle ich mich hinlänglich durch mein Bewußtseyn belohnt. Inzwischen sah ich nicht ohne Zorn die Menschen, die schon die Staatsgewalt belagerten und mit einer Ergebenheit prahlten, die sie eben so der Gegenpartei bezeugt haben würden, wenn diese gesiegt hätte. —

Kaum waren einige Tage verflossen, als ich mich zu einer Rolle berufen sah, die, wenn nicht nützlicher als die ehrn gespielte, doch glänzender war. —

Ich brauche nicht zu sagen, daß in dieser Epoche Alles Hoffnung war. Ich hatte zu viel Erfahrung, um nicht zu erkennen, daß, seit den ersten Tagen des Augusts, ein stummer und verborgener Krieg gegen die Grundsätze geführt wurde, die im Juli vorgeherrscht hatten, und

*) Derselbe, der schon früher in die Versammlung der Deputirten eindrang und seine Stimme mit Gewalt geltend machen wollte. Anm. d. Red.

Digitized by Google

zwar von einem Theile der Menschen selbst, die man zur Ausübung der Gewalt berufen. Aber der König war mit uns; seine Augen waren offen über unsere Interessen, wie über die seinigen; er konnte nicht daran denken, seinen Ursprung zu verläugnen; der Sieg konnte darum nicht zweifelhaft seyn. Das war mein Glaube und er hat sich nicht verändert. Der König, ich kann nicht daran zweifeln, ist jetzt noch eben so gewissenhaft, als er damals war; aber er nimmt sich nicht mehr die Mühe, mit eigenen Augen zu sehen und es ist gelungen, ihm die Wahrheit zu verbergen. Ich hatte in meinem ersten Briefe einige Fehler bezeichnet, die ich, trotz der aufrichtigen Liebe, die er mir einflößte, an ihm entdeckt zu haben glaubte. Die Höflinge, die Menschen, die dabei interessirt sind, die Folgen der Revolution zu verreiteln und zu verkehren, haben dieser Fehler sich bemächtigt und daraus die Grundlage unsers politischen Systems gemacht. Die Eigenschaften existiren noch; aber sie sind so verdunkelt in den Augen derjenigen, die den König nicht, so wie ich, näher kennen gelernt haben, daß sie Mühe haben, sie zu unterscheiden. Das Urtheil, was sie fällen, ist ungerecht hinsichtlich seiner, ohne daß man ihnen etwas vorwerfen könnte, als Strenge, denn sie urtheilen nach dem, was sie sehen.

Man hat es dahin gebracht, den König von seinen wahren, seinen treuesten Freunden zu trennen; von denen, welchen er die Krone verdankt und die sie allein auf seinem Haupte festhalten können. Man hat die festen Stützen verachtet und verschmäht, die man in dem Interesse des Landes fand, um statt dessen illusorische und unheilbringende bei dem Auslande zu suchen. — Doch ich halte ein; ich will ja nicht eine Schilderung unserer jetzigen Lage geben. Ich habe versprochen, meine Erinnerungen von der ersten Woche des Augusts 1830 mitzutheilen. Ich will diese Aufgabe zu lösen suchen.

Der Gesichtspunct, aus welchen ich die Ereignisse jetzt (1832) ansehe, ist für mich nicht mehr derselbe, wie der vor zwei Jahren. Damals gehörte ich zur Staatsgewalt, jetzt bin ich ein einfacher Bürger; aber wenn ich mich 1830 vor den Verführungen einer hohen Stellung zu schützen gewußt habe, so werde ich 1832 nicht minder unabhängig seyn, und meine neue Stellung wird nicht mehr Einfluß auf mich als die vorhergehende haben. In der einen wie in der andern werde ich die Wahrheit suchen und zeigen, wen sie auch immer treffe. —

Die erste Woche des Augusts war durch Ereignisse einer andern Art bezeichnet, als die der vorhergehenden. Sie sind minder dramatisch, aber ihre geschichtliche Wichtigkeit ist vielleicht noch größer. Die Rolle, die ich darin gespielt, ist bedeutend und da das Andenken daran von Tag zu Tage mehr erlöscht, so ist es wohl billig, die Spur davon zu erhalten. Wenn einiger Muth und Patriotismus in meinem Benehmen war, so ist es mir erlaubt, das kleine Auditorium, das ich mir gewählt, daran zu erinnern. Meine Liebe zur Wahrheit ermuthigt mich auch zu schreiben. Zu viele Menschen haben ein Interesse, die Thatsachen, die ich erzählen will, zu entstellen, als daß es nicht wahrhaft nützlich wäre, sie hier schriftlich niederzulegen.

Ich habe meine Leser bis zum Sonntage, den 1. August, geführt und sie haben mich von den Anstrengungen und Bewegungen der sechs vorhergehenden Tage ausruhen sehen, während Massen von Bittstellern, Hofleuten und selbst bloßen Neugierigen das Palais-Royal überschwemmten und sich an die neue Gewalt drängten. Ich freute mich des Benehmens, das ich so glücklich gewesen war zu behaupten. Ich sah wohl durch, daß in einer nah bevorstehenden Zukunft es nicht unmöglich sey, daß ich zu einem öffentlichen, vielleicht selbst wichtigen Amte erhoben würde; aber ich war nicht entschlossen, es anzunehmen. Meinem Vaterlande Dienste erwiesen zu haben, ohne Früchte davon zu ärndten, schien mir das schöne Ideal des Patriotismus. Eine, vielleicht entschuldigbare, Eigenliebe überredete mich, daß ich, wenn ich bloßer Deputirter blieb, das Recht haben würde, mich für einen größern Bürger zu halten, als wenn ich das annähme, was man als Gunst betrachtet.

Man fühlt leicht, daß eine solche Gemüthsstimmung mich keineswegs anreizte, an der Jagd nach Aemtern Theil zu nehmen. Ich habe meine Uneigennützigkeit seitdem einigemale bedauert. Wenn ich damals zur Gewalt gelangt wäre, so weiß ich nicht, ob mein Benehmen und meine Amtsführung mehr werth gewesen wäre, als die des ersten Ministeriums der Revolution; aber was ich wohl weiß, ist, daß sie verschieden von ihr gewesen wäre. Statt dem Volke Mißtrauen zu zeigen und zu versuchen, es rückschreiten zu machen, würde ich in die revolutionaire Bewegung aufrichtig eingegangen seyn, und ich habe die Ueberzeugung, daß man, indem man damals viel zuzugestehen schien, man in der Wirklichkeit viel weniger Concessionen gemacht haben würde, als man zuletzt genöthigt seyn wird, zu machen. Ich hätte vor Allem die Ereignisse, die sich eben zugetragen hatten, zum Ausgangspunct gewählt und alle meine Maaßregeln würden als Folgen der Revolution dargestellt worden seyn. Man hat im Gegentheil geglaubt, die alte Ordnung der Dinge berücksichtigen zu müssen, indem sie nur eine augenblickliche Störung und folglich eine Verbesserung erfahren habe; und diese Art die Revolution zu beurtheilen und sie nur als einen vorübergehenden Umstand zu betrachten, hat großes Mißvergnügen erregt, dessen Gegenstoß sich täglich fühlbar macht. Ich will diese Reflexionen nicht schließen, ohne bemerklich zu machen, daß sie nicht das Resultat der Umstände sind, und daß ich nicht ein Prophet nach den Ereignissen bin. Was ich sage, was ich gethan hätte, habe ich bis zur Uebersättigung gerathen zu thun und zahlreiche Zeugen erinnern sich die, oft lästige, Deutlichkeit meiner Rathschläge.

Carl X. war bis Freitag den 30. Juli zu Saint-Cloud geblieben. Dann ohne Zweifel die zu unmittelbare Nachbarschaft von Paris berührend, beschloß er, sich nach Versailles zurückzuziehen. Die Thore dieser Stadt wurden ihm verschlossen und er begab sich nach Trianon. Im Augenblicke der Abreise löste der Herzog von Angouleme selbst ein Cavallerie-Piquet ab, welches den Uebergang über die Brücke von Sevres vertheidigte. Eine zahlreiche Menschenmenge, ohne Waffen, stand an dem andern Ende dieser Brücke. Man hatte die Barbarei, ein Musketenfeuer auf sie zu befehlen, welches mehrere Frauen und ein Kind verwundete. So sagten die Bourbons denen ihr Lebewohl, die sie ihr Volk nannten.

Der Hof speiste Sonnabends zu Trianon. Die Diners haben, wie man weiß, immer eine große Rolle in der Geschichte der Bourbonen gespielt. Carl X. affectirte viel Heiterkeit: er sagte zu den Generalen und Marschällen, die nah bei ihm waren und die es nicht lange mehr blieben, daß seine hundert Tage nicht so lang als die seines Bruders seyn würden, weil er es nicht mit einem Napoleon zu thun hätte. In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag machten die Reste des Hofes ihren Rückzug nach Rambouillet. Trotz der Zuversicht, die sie zu zeigen suchte, und trotz der bedeutenden Truppenmasse, die sie noch umgab, fing die königliche Familie doch an, einen tiefen Schrecken zu empfinden. Sie wagte nicht am hellen Tage zu reisen. Mehrere Genossen der Tafel von Trianon reisten, unmittelbar nach Tische, nach Paris ab, um zu sehen, ob sie ihrem alten Herrn treu bleiben sollten oder nicht. Ihre Treue war der Aussicht untergeordnet, die er hatte, die Krone zu behalten oder zu verlieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 946. Hamburg. Sonnabend, den 16. August. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Die Antillen.

Von Levillour.

(Aus der France Maritime.)

(N.)

Ehe das von den Passatwinden geförderte Schiff zu dem westlichen Continent gelangt, stößt es zwischen dem 60. und 80. Längengrade auf eine lange Inselkette, die auf Vorposten gestellt zu seyn scheint, um den entzückten Schiffer zur Fortsetzung seiner Fahrt aufzufordern.

Auf welchen Punct man auch zukommen möge, ist das Schauspiel unerschöpflich an kühnem oder anmuthigem Effecte, stets überraschend, stets bewundrenswürdig. Ermüdet von der Einförmigkeit eines uferlosen Oceans, erschaut das Auge zugleich die düsteren Gehölze und die vergoldete Savanne, belebte Städte und jungfräuliche Waldungen; und über diese kräftigen Ue-Vegetation Felsen und Vulkane, die ihre scharfen Spitzen und ihre bedrohlichen Charaktere in einen klaren Himmel tauchen.

Hayti, Cuba und Jamaica sind es mit ihren unermeßlichen Vegas, ihren schönen beschatteten Flüssen, ihren großen Häfen, ihren kühnen Caps und ihren blauen Bergen. Eine Menge kleiner Inseln von Formen, wie der Zufall es gefügt, liegen zerstreut in diesen Meeren, wie die Sterne am Himmel. Barbados, ein großer Garten, übersäet mit lachenden Wohnungen. Martinique, mit seinen abgeflachten Vorgebirgen, dem Glacis eines Forts ähnlich. Trinidad, das man für einen vom Continente losgerissenen Fetzen halten möchte, mit dem noch jetzt der reißende Strom des Oronoco sein Spiel treibt. Dann, düster und wild, Dominica, die erste Entdeckung des Columbus auf seiner zweiten Reise, dessen phantastische Ufer, tiefe Schluchten, brüllende Ströme, schroffe Abgründe, prachtvolle übereinander gestapelte Waldungen ganz den Charakter einer Urwelt haben. Guadeloupe endlich, das sich, halb Ebene, halb Gebirge, dem Norden zu in reichen Zuckerplantagen entfaltet, dem Süden zu aber in einem Vulkan erhebt, der über diese Meere sein Rauchfaß schwenkt. Er ist der Chimborasso dieses Archipelagus.

Das sind die Antillen. Hingesäet von den Mündungen des Oronoco ab bis zu dem Cap der Floridas, scheinen sie die Blumen einer See-Guirlande zu seyn, welche die beiden großen Amerikas gleich einem Paar Schwestern miteinander verbindet.

Ein tiefes und ruhiges Meer bespült leise ihre Küsten und häuft dort die merkwürdigsten Muscheln auf; das heiße Clima wird durch sanfte Landwinde abgekühlt, welche den Thälern entströmen und die die glühende Atmosphäre dämpfen; der Boden erzeugt die auserlesensten und die mannichfaltigsten Früchte: außer der Banane, der Feigenbanane und der Ananas, deren Schönheit ihrer Würze gleichkommt, dem Brodapfel, dem Canehlapfel, dem Avogado, oder, wie die Engländer ihn nennen, dem Butterbaum, dem Acajouapfel und dem Cocosbaum, welche die Europäer in den Wäldern und in der Tiefe der Buchten vorgefunden, gedeihen dort, von andern Ländern dahin verpflanzt, der Orangen- und der Citronen-, der Mango- und der Feigenbaum. Die Wälder enthalten seltne und kostbare Holzarten, als: zum Bau den Balatas, zum Färben die Kampesche und den Rucu; den Cacao-Baum, die Baumwollstaude, den Mahagony- und den Carapatier-Baum, welcher letztere das Ricin-Oel liefert, den Gift gebenden Manzanillo und den Metsillier. Aber all diese reiche Vegetation wird noch von dem riesigen Wollsambaum überflügelt, dessen ausgehöhlter Stamm dem Kaeaiben zum Schiffe diente.

Außer dem Mais findet man dort noch eine Menge anderer Nährpflanzen, z. B. den Manioc, der geröstet oder geraspelt die Cassave oder das Brodmehl giebt; die Kartoffel, ꝛc. Unter den andern Pflanzen ist wohl der Taback die bedrutendste, da deren sonderbarer Gebrauch so allgemein geworden ist.

Diese Meere wimmeln von köstlichen Fischen, von welchen der Goldfisch, der Thunfisch, der Seehecht, der Lazar und die Schildkröte die gesuchtesten sind. Die weiten Einöden der Wälder hingegen sind nur schwach bevölkert.

Zur Zeit der Entdeckung sah man dort den Pecaris, eine Art von wildem Schwein, den Aleo oder stummen Hund, der ganz verschwunden ist, das Aguti, halb Haase, halb Schwein, den kleinen Affen Macaque, ein Thier, das große Verheerungen anrichtet und welches, außer auf Trinidad, von den ersten Colonisten ganz ausgerottet worden ist, und die große, drei Fuß lange Eidechse Iguana, die von den Kaeaiben und den Haytiern als ein Leckerbissen verspeiset wird. Papageien von der größten Schönheit schmückten die Wälder mit ihrem glänzenden Gefieder, aber auch sie werden seit der Colonisation nur noch auf Dominica und Trinidad gefunden. Die anderen ausgezeichneten Vögel sind: die Tuteltaube, das Rebhuhn, die Holztaube, die Fettammer, der Spottvogel, der Pisangvogel, der Mansseni, der Gli-gli, der Krebsfresser, das Teufelchen und vor allem der Kolibri oder das Kleinod der Natur, wie Buffon sich so malerisch ausdrückt. Mit den Europäern sind auch alle die Hausthiere der alten Welt dort heimisch geworden.

Aber die Natur hat diese Inseln, indem sie sie mit so vielen Schätzen überschüttet, auch nicht mit Plagen aller Art verschont. Orcane von einer Heftigkeit, wie wir sie in unsern Climas nicht kennen, zerreißen ohne Unterlaß diesen so klaren Himmel; der Manzanillo und der Metsillier hauchen ihre Gifte mitten unter so vielen, mit den schönsten Farben geschmückten Vegetabilien aus; und außer dem Alligator oder Kaiman, den mehrere Flüsse in ihrem Schilf verbergen, leben auf einigen Inseln böse und giftige Reptilien. Martinique und St. Lucia sind von kleinen Schlangen geplagt, deren Biß tödtlich ist; am gefährlichsten darunter ist eine gelbe. Zu Portorico auf Dominica lebt die Boa rativore, die den Hühnerhöfen so verderblich ist und die oft eine Länge von zwölf Fuß erreicht. Die Insecten vermehren sich aufs ungeheuerste unter dem Einfluß dieses glühenden Climas; die furchtbarsten darunter sind der Scorpion,

Digitized by Google

der garstige Scopolender oder Tausendfuß (er hat wirklich 240 Füße), die bösartige Mücke, die Holzlaus, das Kakerlak und der Sandfloh, die, Anfangs unsichtbar, sich unter die Haut der Menschen einsaugen, dort wachsen, Eier legen und sich so ungeheuer mehren, daß sie ein ganzes Glied würden verzehren können, wenn man nicht durch ein heftiges Jucken von ihrer Anwesenheit unterrichtet würde und dann eiligst auf ihre Vertilgung bedacht wäre. Die Wälder, die Savannen sind von Myriaden andrer, unschädlicher Insecten bevölkert, von Käfern, von Fliegen mit glänzenden Schilden, unter welchen sich die wunderbare Feuerfliege oder der Fackelträger auszeichnet, der des Nachts in allen Richtungen umherfliegt und wie die Garbe eines Feuerwerks flimmert, so, daß Columbus, als er diese Inseln zuerst zu Gesicht bekam, glaubte, die Karaiben versammelten sich unter Fackelschein, um sich seiner Landung zu widersetzen.

Mineralogische Reichthümer haben die kleinen Antillen nicht; denn der Boden dort ist kalkartig. Cuba hingegen birgt Gold und Bergcrystal. Auf Hayti haben die Spanier Gold gefunden, auch enthalten dessen Gebirge Quecksilber, Blei- und Kupfergruben.

Zur Zeit der Entdeckung war dieser Archipelagus von zwei Geschlechtern von Menschen bevölkert, die in Charakter, Sitten und Physiognomie sehr von einander verschieden waren. Die Insulaner von Hayti und Cuba, sehr unpassend Wilde genannt, waren höchst sanftmüthige Menschen, schlichten und zutraulichen Gemüthes, die in friedlicher Gesellschaft untereinander verkehrten; sie nahmen die Spanier auf wie wenn sie Götter gewesen wären. Die Schönheit ihrer Züge, welchen die leichtgebräunte Haut nicht übel stand, ihr hoher und anmuthiger Wuchs, die kindliche Offenherzigkeit ihres Benehmens und ihre zarte Gastfreiheit gewannen ihnen Anfangs die Liebe der Himmelssöhne, die den Donner in ihrer Gewalt hatten und auf geflügelten Ungeheuern gekommen waren. So bezeichneten sie die bärtigen Fremden, deren Waffen und Schiffe. Späterhin eine leichte Beute der habgierigen Grausamkeit der Spanier verschwanden die Völker des Kaziken Guacanagari und der schönen Anacoana unter dem Eisen der Eingedrungenen oder in den Gruben von Cibao. Ihr Leben war patriarchalisch, ihr Cultus der des großen Geistes in seinem glänzendsten Bilde, der Sonne, dem Vater der Blüten, der Früchte und der prächtigen Vegetation ihrer Inseln. Diese Kind-Menschen glaubten in den Echos der alten Wälder die Stimme der Seelen ihrer Väter zu vernehmen; eben so naiv war alles was sie dachten, oder sie hatten vielmehr nur die verworrenen Gefühle des ersten Alters.

Die Karaiben, Bewohner der kleinen Antillen, zeichneten sich durch ganz entgegengesetzte physische und moralische Charaktere aus. Nomaden und Krieger, eben so oft auf dem Ocean als in den Tiefen der Wälder, tartarische Korsaren der neuen Welt, die auf ihren Kähnen aus einem einzigen Baumstamm Tod und Verderben von einer Insel zur andern trugen, traten sie den Europäern, furchtbar durch ihre Tapferkeit, ihre Stärke und ihre Grausamkeit, entgegen. Ihre ganze Gestalt war ihrer Lieblings-Leidenschaft, der Kriegslust, entsprechend. Kurz von Wuchs, breit von Schultern, die Muskeln angeschwellt unter dem Druck kleiner baumwollener Bänder, der Kopf flach und geschirmt durch ein langes, schwarzes, glattes Haar, die Augen eingeübt auf ein furchtbares Rollen, die Haut rothkupferfarben: so zeigte sich diese Nation, die furchtbarste, welche den Europäern in der neuen Welt aufgestoßen ist. Ihre Erziehung und ihr Aberglaube, waren, wie bei allen räuberischen Völkern, nur auf Verachtung des Todes und auf Liebe zu kriegerischem Ruhm basirt. Die Mutter focht mit, und das Kind stählte seinen Muth in den unerhörten Qualen, die ihm von der Hand des Vaters auferlegt wurden: es war dieses das Noviziat der Waffenübung. Familienweise in der Mitte ihrer Hütten gruppirt, die aus Ajupas, Palmen- und Cocos-Blättern zusammengesetzt waren, anerkannten sie keine moralische Autorität als die ihrer Caziken, und in dem Augenblick, wo eine Unternehmung vor sich gehen sollte, so wie auch nur für deren Dauer, riefen sie den als ihren Anführer aus, der die grausamsten Qualen bis zu Ende bestanden hatte.

Auf ein gegebenes Zeichen legt der Karaibe seine Hängematte, dies flüchtige Lager, und, vermöge seines leichten Transports, passende Emblem des unstäten und vagabundirenden Lebens des Wilden, zusammen; die aus einem einzigen Stamm des Gummybaums geschaffene Piroge wird ins Wasser gelassen, und sechzig bis hundert Krieger stürzen sich in dieselbe. Hayti, Cuba und der Continent sind nicht sicher vor ihren Pfeilen, die den Vogel in den Lüften, den Fisch in den klaren Tiefen dieser Meere erreichen. Von der großen und schönen Insel Guadeloupe, bei wichtigen Expeditionen ihr Hauptquartier, brechen sie los wie eine Truppe ausgehungerter Haifische, um, allen Stürmen Trotz bietend, ihre Feinde zu bekämpfen und zu verschlingen. Auf dieser Insel war es, wo Columbus zum erstenmale voller Bewunderung inmitten der gräulichen Ueberbleibsel eines karaibischen Festmahles die prächtige Ananas betrachtete.

Diese kräftige Menschenschlag hat der übermächtigen Gewalt der christlichen Eroberer nicht Stand halten können; doch hat er sich nicht der Sclaverei unterworfen, sondern für die Freiheit auch sein Leben eingesetzt. Heutzutage trifft man kaum noch einige karaibische Familien, deren Race sich überdem schon mit der der Afrikaner gekreuzt hat, auf den Inseln St. Vincent und Trinidad an.

Drei europäische Nationen haben die Colonisirung dieses Archipelagus unternommen; die Spanier, welche ihre stolze Herrschaft schon über Mexico, Cuba, Hayti und den südlichen Continent ausübten, setzten sich von 1503 bis 1588 auch auf Trinidad, Jamaica und Portorico fest; die Franzosen nahmen Guadeloupe, Martinique und Dominica im Jahr 1635, Grenada im Jahr 1650 in Besitz; die Engländer bemächtigten sich im Jahr 1521 Barbados und, in Gemeinschaft mit den Franzosen, eines Theils von Hayti, wurden aber von hier im Jahr 1597 durch die Spanier wieder vertrieben. Die Engländer setzten sich auf Portorico fest, verjagten im Jahre 1655 die Spanier von Jamaica, nahmen wechselsweise mit den Franzosen St. Lucia, und im Jahr 1763 auch St. Vincent in Besitz.

Wer waren die Leute aus dem alten Europa, die es sich angelegen seyn ließen, die Schößlinge ihrer Metropole nach den fernen Inseln zu verpflanzen? Was war die Ursache ihrer abenteuerlichen Auswanderungen? Sie sind nicht alle über einen Kamm zu scheeren. Man hat es unter dem Einfluß engherziger Leidenschaften versucht, die Colonisten insgesammt in den ersten Emigranten herunterzusetzen; aber gab es nicht zur Zeit der Colonisation eben so viele Unglückliche als Verbrecher in Europa? Auf einem und demselben Schiffe, welches nach Westindien abging, sah man den Bankerotier und denjenigen, der durch eigne Redlichkeit zu Grunde gegangen war, den in Schulden steckenden Edelmann und den religiösen Dulder, den man aus dem Tempel Gottes vertrieben hatte, weil er auf ächte Gottesfurcht hielt, und Menschen, die bei ihrer hochherzigen Sinnesart in unserer durch Vorrechte beengten Gesellschaft immer anstießen, beisammen.

Diese letzteren waren es vor allem, welche die Banden Flibustier bildeten und rekrutieten, die, wahre Wunder der Kühnheit und des Muthes, die neue Welt erobert haben würden, wenn ihr politischer Geist mit ihrem kriegerischen Heldenmuth auf gleicher Höhe gestanden hätte. Abenteuerliche Geister, fanatisch für die Unabhängigkeit entflammt, voll glühenden Hasses wider die Henker von Amerika, waren sie stark in allen geistigen Eigenschaften, gränzenlos in ihren Leidenschaften; sie verachteten das Gold, das sie den Räubern raubten, und zeichneten sich auf allen ihren Unternehmungen durch eine rasende Grausamkeit und eine ächt römische Standhaftigkeit aus. Vierzig Jahre lang haben sie die Spanier

Digitized by Google

hingewürgt, ihre Galionen zerstört und die Welt in Erstaunen gesetzt. Endlich kehrten die Trümmer dieser neueren Könige der Meere nach St. Domingo, das durch den Ryswiker Frieden im Jahre 1697 zur Hälfte in französischen Besitz kam, zurück, um sich dort bleibend anzusiedeln.

So bekamen die Antillen denn Anfangs eine aus den heterogensten Elementen zusammengesetzte Bevölkerung. Die ersten Colonisten bebauten ihren Boden Anfangs selbst, indem sie in ihren Metropolen arme Teufel warben, die ihnen für eine ausbedungene Zeit dienstbar waren. Diese erlagen aber unter der Last der Arbeit in diesem angreifenden Clima, und so kamen den Colonisten die Afrikaner erwünscht, welche die Habgier nach den neuen Plantagen versetzte. Mehrere Schriftsteller haben dem tugendhaften Las Casas fälschlicher Weise den ersten Gedanken an den Sclavenhandel untergelegt. Schon im Jahr 1502 machten die Spanier in den Bergwerken von Hayti von den Negern Gebrauch, und erst dann, als er die Ueberlegenheit ihrer physischen Kräfte und ihrer moralischen Energie wahrgenommen hatte, trug dieser Bischof zu Gunsten der schwächeren Indianer auf die ausschließliche Anwendung dieser rüstigeren Arbeiter an. Ein Portugiese, Anton Gonzales, war es, der im Jahr 1442, zuerst Schwarze aus ihrem Vaterlande entführte. Unter Elisabeth gewann der Sclavenhandel einen systematischen Charakter, und der englische Admiral John Hawkins ging mit seiner Flotte nach der Sierra Leone, um dort dreihundert Sclaven aufzuheben. Als das Signal dazu erst gegeben war, da überließ sich die gesammte europäische Nation, welche Colonieen in der neuen Welt besaß, dem Sclavenhandel. Bald erhielten die Antillen eine ganz neue Bevölkerung. Europa und Afrika gaben sich dort die Hände. Die Sclaverei organisirte sich, und mit ihr der Anbau des, nach Einigen dort heimischen, nach Anderen dahin verpflanzten Zuckerrohrs, des aus dem Orient eingeführten Caffeebaums, der Baumwollenstaude, des Cacaos und des Indigos, die Quellen der Reichthümer der Colonisten. Die Metropolen schöpften dort neue Materialien ihres Wohlstandes, und die großen Seemächte fanden in diesem entfernten Handel eine Schule unerschrockener Seeleute.

Der Verkehr der beiden schwarzen und weißen Geschlechter schuf bald ein drittes, das der Mulatten. Diese haben sich dann in endlosen Nuancen, welche der Farbe des kreolischen Vaters und der Negerin-Mutter mehr oder minder nahe kamen, vervielfältigt; daher die Mestizen, die Quarteroes, die Tierceroes, die Mameluckes ꝛc. Die väterliche Zuneigung und der schmeichelnde Einfluß der farbigten Frauen brachten mit der Zeit zahlreiche Freilassungen zuwege, so, daß nun auf diesen Inseln zwei freie und eine sclavische Bevölkerung einander gegenüberstehen. Aus diesem abweichenden Ursprung, aus diesen ungleichen Lagen sind schroffe Charaktere, sonderbare Vorurtheile und heftige Leidenschaften hervorgegangen. Wir wollen eine gedrängte Uebersicht der Hauptzüge dieser verschiedenen Colonial-Physiognomieen aus einem Werke über die Antillen geben, das noch nicht in den Druck gekommen ist. Es heißt darin:

„Die Ersten auf den Colonieen in Reichthum, Bildung und Autorität sind die Kreolen, die Nachkömmlinge der europäischen Colonisten; sie sind leicht von Begriffen, lebendig, scharfsinnig, Verehrer der Künste und des Wunderbaren, aber Verächter der philosophischen Kenntnisse; von Charakter sind sie hochfahrend, jähzornig, eigenwillig, andererseits aber auch hochherzig, gastfrei und lenksam in Geschäften. Ziemlich hoch von Wuchs, von trockner Complexion, höchst regsam trotz des heißen Climas, würden sie, obwohl unerschrocken bis zur Vermessenheit, dennoch schlechte Soldaten abgeben. Prunk in Gastmählern und Festen ist bei ihnen Leidenschaft. Sie brüsten sich mit dem Adel der weißen Farbe.

„Nach ihnen kommen die freien Farbigen oder Mulatten, ehrgeizig auf die politischen Rechte wie auf die der Gleichheit; sie sind höchst leidenschaftlich und kühn, indem ihnen zugleich die geistigen Eigenschaften der Weißen und die körperliche Stärke der Neger eigen ist. Sie trachten unaufhörlich darnach, ihre Vorrechte auf Kosten Anderer zu erweitern.

„Die schwarzen Sclaven endlich, welche die Mehrzahl bilden, sind unwissend, abergläubisch, verschmitzt aus Nothwendigkeit, der erhabendsten Aufopferung wie der gräulichsten Grausamkeit fähig; mit einer poetischen Einbildungskraft begabt, stellen sie sich oft stockdumm und haben alle die Laster, welche die Sclaverei gebiert, neben Tugenden, die in einem solchen Zustande der Erniedrigung zu finden, man nie für möglich gehalten haben würde. Der Schwarze ist aus sich selbst nie auf die Zukunft bedacht; er ist träge und hat nur Sinn für eine Verrichtung, die ihm eben so verderblich wird wie seinem Gebieter. Daher das große, traditionsweise fortgepflanzte Vergiftungssystem, das eben so sehr aus Gewohnheit wie aus Haß geübt wird und welches die Bevölkerung der Antillen gleich einer immerwährenden Pest aufreibt.

„Stolz auf ihre Vorrechte sehen die Weißen verächtlich auf die Mulatten, in welchen doch von ihrem Blute fließt, herab. Diese, durch ihre gesellschaftliche Inferiorität gedemüthigt, hegen Haß und Neid gegen ihre Väter und rächen sich an den Negern für die auf sie vererbte Nuance der erniedrigenden Hautfarbe. Ihrerseits conspiriren die Neger, obgleich sie die Ueberlegenheit der Weißen vollkommen anerkennen, gegen diese, weil sie ihre Herren sind, und hassen die Mulatten, weil sie dies zu werden trachten.

„Der Schärfe dieser Vorurtheile ungeachtet sind die Kreolen und die Farbigen der großen Civilisations-Bewegung nicht fremd geblieben, die von der französischen Revolution ausgegangen ist. Gegenwärtig hat die stete Einwirkung der Presse und der Tribune der Metropolen in einer gesetzmäßigen Weise auf den Antillen ausgeführt, was die Revolution gewaltsam begonnen hatte. Eine Menge Generationen Kreolen, welche die Collegien und die Universitäten in Europa besucht, haben dort durch Reibung die wilden Auswüchse verloren, die ihren Charakter auszeichneten. Sie sind durch die Berührung mit den Brüdern des Mutterlandes den Idee'n des Fortschreitens zugänglicher geworden. Das Werk der politischen Emancipation des farbigen Geschlechts ist vollendet, und sie hat in ihrem Schooße auch die belebende Erkenntniß der Belehrung aufgenommen. Die Sclaverei der Schwarzen ist bedeutend modificirt worden."

— Was die Männer von höherer Bedeutung betrifft, die auf den Antillen geboren worden sind, so werden vor allem zwei davon in der Geschichte fortleben. Der Eine gehörte der Classe der weißen Herrscher an, der Andere lebte verborgen in der Heerde der Sclaven. Beide mächtige Keime des Heldenthums würden unbekannt hingewelkt seyn, wenn nicht die Sonne der Revolution den Boden erwärmt hätte, der sie barg. Der Neger Toussaint-Louverture, ein unkundiger Sclave, machte sich aus seinen Fesseln ein Schwerdt, eroberte die Freiheit, besiegte die Engländer, stellte seine Nebenbuhler in den Schatten und erhob sich bis zur Menschlichkeit und zur Mäßigung nach dem Siege. Aus eigenem geistigen Antriebe hatte dieser afrikanische Spartacus den Plan gefaßt, sein Geschlecht vermittelst einer zweiten Verbindung mit den Weißen unter den Bedingungen der neuen Freiheit zu civilisiren. Das Geschick wollte nicht, daß er diesen großen Gedanken in Ausführung bringen sollte. Er war es, der, als er an Napoleon schrieb, auf die Frage seines Secretairs, welchen Titel er sich gäbe, antwortete: „Setze: der Erste der Schwarzen an den Ersten der Weißen." — Aber der Erste der Weißen verkannte, durch treulose Rathschläge irregeleitet, den Ersten der Schwarzen und büßte so die schönste unserer Colonieen ein.

Ein reicher Pflanzer auf Guadeloupe erhob sich, sein eignes Interesse bei dem Ruf der Freiheit, welcher im Jahr 1789 in Frankreich erscholl, gänzlich hintansetzend, in einem Alter, wo bei gewöhnlichen Geistern der Enthusiasmus erlischt, um der französischen Revolution den Tribut der

Digitized by Google

Ergebenheit der Colonisen darzubringen. Es leuchtete dem Heilsausschuß ein, welch eine Begeisterung und Genialität in dieser Feuerseele lag, und er machte sich dies zu Nutz. Der zu einem General improvisirte republikanische Kreole verjagte die Engländer von Toulon, würdigte Bonaparte, damals noch Lieutenant, nach Verdienst, vertrieb die Spanier im Süden, und starb siegreich und ein auf den Feldern von Catalonien. Es war Dugommier.

Die Antillen, eine natürliche Station zur Versorgung der Kriegsflotten, sind stets ein beneideter Gegenstand und der Schauplatz blutiger Kämpfe unter den Seemächten von Europa, besonders zwischen Frankreich und England gewesen. Auch sind diese Meere voller glorreichen Erinnerungen der Brüder aus der Metropole, die oft aus den Reihen ihrer Bewohner würdige Waffenbrüder angeworben haben. Da wir hauptsächlich die Colonieen und die französischen Expeditionen vor Augen haben, so wollen wir uns der Namen erinnern, die sich in jenen Gewässern unsterblich gemacht haben: d'Estaing, Lamotte-Piquet, de Grasse, Villaret; wir wollen uns das Gefecht vom Fort-Royal, die Belagerung von Grenada, die Einnahme von Guadeloupe, die Schlacht im Canal von Marie-Galante ins Gedächtniß rufen, von welchen Vorfällen ein jeder für sich eine Geschichte voll glänzender Thaten bildet. Was ist uns nun nach all diesen Anstrengungen, nach so vielen Opfern übrig geblieben? Martinique und Guadeloupe. St. Domingo! Wem wäre seine Geschichte unbekannt? Ehemals die reiche, mitten in den amerikanischen Meeren vor Anker liegende, Galione, ist es nun nur noch ein entmastetes, zur Hälfte verlassenes Wrack. St. Thomas ausgenommen, das den Dänen gehört, und Portorico und Cuba, die werthvollen Fetzen der unermeßlichen spanischen Besitzungen, sind all die Antillen von den riesigen Armen Englands umschlungen, welches gleich einem Linienschiffe auf allen Puncten der Erde die Anker ausgeworfen hat.

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

(Fortsetzung.)

(L.)

— Als ich Montags früh ausging, war ich vor Allem überrascht, alle Handwerker wieder mit ihren Arbeiten beschäftigt zu sehen, als wenn in der vorhergehenden Woche gar nichts außerordentliches vorgefallen wäre. Sie waren mehrere Tage Herren der Hauptstadt gewesen und hatten ihre Gewalt nicht gemißbraucht. Sie hatten sie jetzt niedergelegt und waren zu ihrer gewohnten Ordnung und Arbeit zurückgekehrt. Diese Thatsache ist gewiß eine der erstaunenswürdigsten einer Epoche, wo wir so viele erstaunenswürdige Dinge gesehen haben. Sie muß die höchste Idee von einem Volke geben, welches Weisheit mit Kraft zu vereinigen weiß und sie muß auch begreiflich machen, daß es Zeit ist, daß dieses Volk einen großen Antheil an unserer socialen Organisation habe. Mit Ausnahme einiger Barricaden, deren Reste hier und da bemerklich waren und häufiger Stellen, wo man sah, daß das Pflaster aufgerissen gewesen war, hätte man sich in einer Stadt glauben können, wo die Ruhe niemals gestört worden wäre.

Während unserer berühmten Tage war die Hitze schrecklich gewesen und noch fuhr sie fort, es zu seyn. Es war Zeit, daß man die Barricaden zerstören konnte, denn auf sehr vielen Puncten unterbrachen sie den Lauf der Bäche und Kanäle und verwandelten die meisten Straßen in ungesunde Sümpfe. Man kann es ein großes Glück nennen, daß nicht epidemische oder selbst pestilenzialische Krankheiten das Resultat dieser Ansteckungsgefahr waren. Wenn die Cholera zu dieser Zeit ausgebrochen wäre, so wären die Verheerungen nicht zu berechnen gewesen, die sie unter der Bevölkerung hätte anrichten können. Merkwürdig ist es dagegen, daß es niemals weniger Krankheiten gegeben. Man hatte nicht Zeit, krank zu seyn. Der auf verschiedenen Puncten der Stadt aufgeworfenen Barricaden waren über 4000. Die Wiederherstellung des Pflasters allein hat mehr als 200,000 Franken gekostet.

Ich aß bei dem neuen Justiz-Minister Dupont zu Mittag. Er war seiner neuen Größe schon müde. Er klagte mir vertraulich, daß er keine Sympathie unter seinen Collegen finde. „Mein Freund," sagte er, „diese Leute lieben und begreifen die Freiheit nicht. Sie möchten uns wieder zu dem machen, was wir unter dem Ministerium Martignac waren. Das ist für sie das schönste Ideal der Repräsentativ-Regierung: glücklicherweise ist der König mehr Patriot als sie und ich zweifle nicht, daß er aufrichtig die Folgen der Revolution will."

Merilhou und Jambert aßen auch bei Dupont, dessen vertraute Räthe sie damals waren. Sie hatten beide Muth und Ergebenheit während der Revolution gezeigt; es waren Patrioten von altem Schrot und Korn. Vor und nach dem Mittagsessen unterhielten wir uns damit, das Inventarium des Cabinets des Herrn von Chantelauze zu machen, in welchem noch nichts verändert war. Ein Portefeuille fiel mir in die Augen und ich fragte, was es enthalte, da es mit einem Schlosse versehen war. Der Schlüssel fand sich nicht. Ich schlug vor, es von einem Schlosser öffnen zu lassen, aber Dupont stand aus löblicher Gewissenhaftigkeit an, den Befehl dazu zu geben. Wir beruhigten ihn, indem wir ihm bewiesen, daß alle Papiere des Ministeriums mit demselben Rechte in seinem Besitze seyen, als sie in dem des Herrn von Chantelauze waren. Das Portefeuille wurde geöffnet und wir fanden darin die Originalien der unheilbringenden oder vielmehr glücklichen Ordonnanzen vom 25. Juli, unterzeichnet von allen Ministern Carls X. Diesen Ordonnanzen lag der Bericht bei, der sie motivirte, von einer andern Hand als der der unterzeichnenden Minister geschrieben, die aber doch nicht die Hand eines Commis schien. Das Portefeuille enthielt auch einige unbedeutende Familien-Briefe. Es wurde ein Protokoll über seinen ganzen Inhalt gefertigt und diese Original-Actenstücke haben seitdem eine große Rolle in dem Processe der Minister gespielt. Hätte man sie bei Seite geschafft, so hätten sie mit einigem Anschein von Wahrheit behaupten können, daß die Ordonnanzen niemals von ihnen unterzeichnet worden wären.*)

Carl X. war fortdauernd zu Rambouillet, von wo aus er geschrieben, um Commissaire zu fordern, die ihm zur Sauvegarde dienen und ihn bis Cherbourg begleiten sollten. Er hatte zu gleicher Zeit folgenden Brief an den Herzog von Orleans gerichtet:

Rambouillet, den 2. August 1830.

„Mein Vetter! Ich bin zu tief ergriffen von den Uebeln, die meine „Völker betrüben oder doch bedrohen, um nicht ein Mittel zu suchen,

*) Wir glauben, daß sie dies dennoch nicht verläugnet haben würden; denn, nach unserer Ansicht, hat sich aus ihrem Processe ergeben, daß sie wohl in ihren Grundsätzen vielleicht Tadel verdienten und in unseligem Irrthume seyn konnten, aber nur ihre Pflicht zu thun glaubten und nicht Verräther am Volke werden wollten. Und für diese Meynung scheint gerade der Umstand zu sprechen, daß das Portefeuille nicht weggeschafft war, was ja so leicht gewesen wäre. Wer aber würde andererseits geglaubt haben, daß diese so entscheidende Ordonnanzen ohne ministerielle Signatur hätten publicirt werden können. Nur zu einzelnen Ableugnungen und Recrimi-nationen hätte das führen können; und wie würden sie in diesem Falle einander gegenüber gestanden haben? — Ganz einer solchen feigen Tendenz entgegen hat seiner Zeit der Proceß vielmehr gezeigt, daß einer der Minister gegen die Ordonnanzen gestimmt und doch sich von der Unterzeichnung derselben, nachdem die Majorität sie angenommen, nicht ausgeschlossen hat.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

„ihnen zuvorzukommen. Ich habe daher den Beschluß gefaßt, zu Gunsten „meines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, die Krone niederzulegen.

„Der Dauphin, der meine Gefühle theilt, entsagt auch seinen Rechten „zu Gunsten seines Neffen.

„Es liegt Ihnen mithin, in Ihrer Qualität als General-Lieutenant „des Reichs, ob, die Gelangung Heinrichs V. zur Krone proclamiren „zu lassen. Sie werden außerdem alle Maaßregeln nehmen, die Sie „betreffen, um die Formen der Regierung während der Minderjährigkeit „des neuen Königs zu reguliren. Ich beschränke mich hier, diese Ver„fügungen bekanntzumachen; es ist noch ein Mittel, viel Unglück zu „verhüthen. Sie werden meine Absichten dem diplomatischen Corps „mittheilen und sobald wie möglich die Proclamation zu meiner Kennt„niß bringen, durch welche mein Enkel als König, unter dem Namen „Heinrichs V., anerkannt wird.

„Ich beauftrage den General-Lieutenant, Foissac-Latour, Ihnen „diesen Brief zu überbringen. Er hat den Befehl, sich mit Ihnen über „die Arrangements zu verständigen, die zu Gunsten der Personen zu „nehmen seyn dürften, die mich begleitet haben, so wie über diejenigen, „die hinsichtlich meiner und meiner übrigen Familie zu treffen sind.

„Wir werden hierauf die andern Maaßregeln reguliren, die die „Folge der Regierungs-Veränderung seyn werden.

„Ich erneuere Ihnen, mein Vetter, die Versicherung der Gesinnungen, „mit welcher ich bin

Ihr wohlaffectionirter
Carl
Ludwig Anton."

Diese Entsagung ist, wie man sieht, bedingt, und die Bedingung, welcher sie unterworfen ist, ist die Gelangung Heinrichs V. zum Thron von Frankreich. Sie ist daher augenscheinlich null, wenn der Herzog von Bordeaux nicht zum König proclamirt wird und sie kann keinem andern als ihm nützen. Das sagt die Logik und der gesunde Verstand. Wir werden bald sehen, daß die eine und der andere bei den Doctrinairs nicht immer im Gebrauch sind. Man knüpfte an diese Abdankung eine so große Wichtigkeit, daß man, um die Authenticität davon zu beweisen, diese Urkunde auf der Stelle in der Kammer der Pairs niederlegen ließ.

Ein anderes Actenstück, das nothwendigerweise dem vorausgehen mußte, das man so eben gelesen, und das vom Abend vorher datirt war, fing auch an sich im Publikum zu verbreiten, wo es Aufregung und Unruhe verursachte, weil es viele Leute gab, die man überredet hatte, daß der Herzog von Orleans nur darum zwischen dem Lande und der königlichen Familie ins Mittel getreten sey, um die Rechte der letztern zu erhalten. Der Moniteur theilt es in seinem nicht officiellen Theile mit. Folgendes liest man darin: „Man spricht von einem folgendermaaßen abgefaßten Actenstücke:

„Der König, der gern den Unruhen, welche in der Hauptstadt und „in einem Theile Frankreichs bestehen, ein Ziel setzen möchte, und der „außerdem auf die aufrichtige Ergebenheit seines Vetters, des Herzogs „von Orleans, rechnet, ernennt ihn zum General-Lieutenant des Königreichs.

„Da der König für angemessen gehalten hat, seine Ordonnanzen „vom 25. Juli zurückzunehmen, so genehmigt er, daß die Kammern sich „den 3. August versammeln und hofft, daß sie die Ruhe in Frankreich „herstellen werden.

„Der König wird hier die Rückkehr der Person erwarten, die beauf„tragt ist, diese Erklärung nach Paris zu bringen.

„Wenn man versuchen sollte, das Leben des Königs oder seiner Familie „oder ihre Freiheit anzutasten, so wird er sich bis auf den Tod vertheidigen.

Geschehen zu Rambouillet den 1. August 1830.

Carl."

Man sieht, daß unter diesen wichtigen Umständen nichts mit ganzer Offenheit geschah. Die Prätentionen Carls X. einen Rest von Gewalt zu bewahren oder selbst ihn zu delegiren, waren am 28. und 29. Juli von dem Volke von Paris proscribirt worden. Das war eine abgemachte Thatsache, die man loyal annehmen mußte, indem man werthlose Acte einer gestürzten Macht dem Lächerlichen der Publicität übergab. Statt dieser so natürlichen Maaßregel suchten die doctrinairen Minister diese Acte zu benutzen, um Rechte daraus zu schöpfen, die das Volk allein heiligen konnte, aber deren wahren, einzigen Ursprung sie nicht anerkennen wollten. Ich habe selbst die Ueberzeugung, daß unter den Personen, welche den Herzog von Orleans umgaben, mehrere waren, die lebhaft wünschten, daß man die von Carl X. dictirten Bedingungen annähme, dabei aber das Land glauben ließ, daß man nach andern Rechts-Titeln regieren werde. Auf diese Weise hätte man das factische Königthum des Herzogs von Orleans gehabt, denn die Regentschaft würde nichts anders gewesen seyn; man hätte die Aussicht behalten, ihn auf natürlichem Wege, d. h. durch den Tod des Herzogs von Bordeaux, von Rechts wegen zum Königthum gelangen zu sehen; und endlich hätte man sich dem legitimen Nachfolger gegenüber, in dem Falle, wo er den Thron bestiegen haben würde, in einer guten Stellung befunden. Man sieht, daß das Benehmen unserer Staatsmänner der Geschicklichkeit nicht ermangelt *) und daß es ihren Widerwillen gegen diejenigen rechtfertigt, deren Betragen nur Offenheit und Gesetzlichkeit zur Basis hat. Man hat selbst behauptet, daß Briefe in dem Sinne dieser Combination an verschiedene auswärtige Mächte geschrieben worden und seitdem eine der unmittelbarsten Ursachen unserer diplomatischen Verlegenheiten und der falschen Stellung gewesen wären, in welcher wir uns, dem übrigen Europa gegenüber, befinden.

Am 2. August Abends verbreitete sich das Gerücht, daß Carl X. sich weigere, Rambouillet zu verlassen, bis sein Enkel anerkannt seyn würde. Dieses Gerücht erbitterte die Bevölkerung von Paris auf den höchsten Grad. Durch eine freiwillige Bewegung und vor irgend einer Initiative der Gewalt versammelten sich die Bürger am 3. August früh auf den elysäischen Feldern und erklärten ihre Absicht, sich nach Rambouillet zu begeben, um, wie sie sagten, mit einemmale mit den Bourbonen ein Ende zu machen. Man würde Unrecht haben, zu glauben, daß diese Versammlung von bewaffneten Bürgern einzig aus dem bestanden habe, was man gewöhnlich Volk nennt, d. h. aus der minder reichen Classe der Gesellschaft; Bürger von allen Classen waren dabei und ich habe sehr reiche Menschen den Gedanken aussprechen hören, den selbst die Umstände nicht rechtfertigten, daß auch nicht ein einziger Bourbon entkommen müsse. Inzwischen fühlte man doch das Bedürfniß, eine solche Bewegung zu regeln, die, nachdem sie nach außen nützlich gewesen war, im Verfolg im Innern gefährlich werden konnte. Man gab ihr den General Pajol zum Anführer, welcher Jacqueminot zum Chef seines Generalstaabes nahm. Man verhehlte sich nicht, daß man noch nichts gethan hatte, um das Land über seine Zukunft zu beruhigen und man befürchtete seine Unzufriedenheit; aber man war sehr verlegen, weil man sich nicht beeiferte, das zu thun, was man hätte thun müssen, um das Volk zufriedenzustellen. Diese Unbestimmtheit, diese Unentschlossenheit, in welcher man die Gemüther ließ, erlaubten

*) Es ist möglich, daß diese Ansicht nicht zu verwirklichen war, aber sie dünkt uns darum nicht unbedingt verwerflich, sondern mit Klugheit und Rechtlichkeit gar wohl verträglich; denn sie setzte sich zum Zweck, die gerechten Wünsche des Volkes zu erfüllen, ohne doch den Grundsatz der Legitimität zu verletzen. Für die jetzige Regierung ist es vergebliches Bestreben, sich in das Gebiet der Legitimität einzuhandeln — und sie vermag die Alternative zwischen den auswärtigen Mächten und dem Volke, dem Erbrechte und der Volks-Souverainität nicht definitiv zu lösen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

den Fractionen, nicht alle Hoffnung zu verlieren und die Republikaner, bestürzt durch die Proclamation der Ernennung eines General-Lieutenants, fingen an, ihre ersten Wünsche und Entwürfe wieder aufzunehmen.

Die Zahl der nach Rambouillet ziehenden Truppen wuchs in einem enormen Verhältniß. Es sollten anfänglich nicht mehr als 6000 seyn. Mehr als 20,000 aber gingen von Paris ab und eine noch größere Zahl langte zu Coignières an, einem Dorfe, das ungefähr drei Stunden von Rambouillet liegt, wo man das Hauptquartier dieser improvisirten Armee aufschlug. Ueberall hatte sich das Landvolk mit den Bürgern der Hauptstadt vereinigt, auch hatten diese unterwegs Nationalgarden von Havre, von Rouen und verschiedenen andern Puncten, die ihren Brüdern von Paris ihre Hülfe anboten, angeworben. Fiacres, Karren und Wagen der Umgegend, die Omnibus, selbst Privat-Equipagen, die man auf der Landstraße antraf, mit einem Worte, alles was man fand, das geeignet war, zum Transportmittel zu dienen, wurde in Requisition gesetzt, um die Bewegungen der Bürger-Armee zu beschleunigen. Die ganze waffenfähige Bevölkerung hätte sich zuletzt auf den Weg nach Rambouillet gemacht, wenn man sich nicht beeilt hätte, bekanntzumachen, daß es keinen Zweck mehr habe und daß es außerdem nothwendig sey, daß Bürger in der Stadt blieben, um die Ordnung darin aufrecht zu halten.

Die Freiwilligkeit und Einmüthigkeit dieser Bewegung machte Carl X. zittern. Er fühlte, daß, wie ergeben ihm auch die noch bei ihm befindlichen Truppen seyn möchten, sie doch bald eingeschlossen und niedergemacht werden würden. Er hatte den Plan gefaßt, sich nach der Vendée zurückzuziehen; aber der Aufstand des ganzen dazwischenliegenden Landes machte ihn darin wankend. Das war der einzige Ausweg, der ihm übrigblieb und wenn er ihn eingeschlagen hätte, so hätte er uns die schwerste Verlegenheit zugezogen. Es ist klar, daß er mit den Truppen, die er noch hatte, und ein wenig persönlichem Muth leicht in ein Land hätte gelangen können, das schon für den Bürgerkrieg eingerichtet war. Wir müssen uns zu der Feigheit derer Glück wünschen, die sechszehn Jahre lang uns beherrscht haben. Carl X. lieh endlich den Vorschlägen der Commissaire sein Ohr und willigte ein, nach Cherbourg abzureisen, aber unter der Bedingung, daß er sich in kleinen Tagereisen dahin begebe. Er wollte die Aussicht zur Rückkehr so spät wie möglich aufgeben. Er täuschte sich damit, denn seit acht Tagen war keine mehr für ihn vorhanden. Wie dem übrigens auch sey, so hat Odilon-Barrot, der den größten Einfluß auf den Entschluß des Königs ausübte, Frankreich einen unermeßlichen Dienst erwiesen. Wenn, in einem Anfall von Verzweiflung, Carl X. fähig gewesen wäre, das Loos der Waffen zu versuchen, so würden, wenn auch der Sieg nicht lange zweifelhaft gewesen wäre, doch die ihm treuen Linientruppen, die ihn noch umgaben, unter den undisciplinirten Bürgern, die nichts als ihren Muth und ihren Patriotismus für sich hatten, ein schreckliches Blutbad angerichtet haben.

Am 3. August, Abends zehn Uhr, lief folgender Brief von Rambouillet an den General-Lieutenant ein:

„Monseigneur!

„Ich fühle mich glücklich, Ihnen den Erfolg unserer Mission melden zu können. Der König hat sich entschlossen, mit der ganzen Familie abzureisen. Wir werden Ihnen mit der größten Genauigkeit alle Details, alle Vorfälle der Reise berichten. Möge sie glücklich enden! Wir schlagen die Straße nach Cherbourg ein und reisen in einer halben Stunde ab; alle Truppen marschiren auf Epernon und morgen früh wird bestimmt werden, welche davon dem Könige definitiv folgen sollen.

„Wir sind mit Ergebenheit ꝛc.

von Schonen, Marschall Maison, Odilon-Barrot."

Die Versicherung von der Abreise des Königs dämpfte die Aufwallung und erlaubte, sich mit andern Interessen zu beschäftigen.

Der Verfasser erzählt nun, welche Intriguen bereits bei der Bildung des neuen Ministeriums wirkten und sagt unter andern:

— Die Minister ohne Portefeuille und folglich ohne Verantwortlichkeit, welcher Art sie auch sey, stimmten in dem Conseil eben so wie die andern mit und übten vielleicht einen noch größern Einfluß aus; aber die Folgen der Maaßregeln, die sie annehmen machten, bekümmerten sie wenig, weil man sie ihnen nicht zum Vorwurf machen konnte. Die Titular-Minister trugen mit Ungeduld das Joch ihrer nicht verantwortlichen Collegen, aber sie hatten nicht den Muth, sich davon freizumachen. Man fühlt, wie viele Reibungen es in einem so zusammengesetzten Conseil geben mußte. Unbedachte Vorschläge, unzusammenhängende Maaßregeln häuften sich und diejenigen, die deshalb hätten angeklagt werden können, konnten sich dem nicht immer entziehen. Hierin liegt eine der Hauptursachen der so zahlreichen Fehler, die in Folge unserer Revolution begangen worden sind.

— Bei Lesung des Moniteurs wurde ich von einem angeblichen Erratum überrascht, welches also lautete: „Irrthümlich ist die letzte „Phrase der Proclamation Sr. königl. Hoheit, des General-Lieutenants „des Königreichs, mit folgenden Worten abgedruckt worden: Eine „Charte wird künftig eine Wahrheit seyn. Diese Phrase ist also abgefaßt: „Die Charte wird künftig eine Wahrheit seyn; so findet sie sich in der „ersten Ausgabe, die bekanntgemacht und an allen Mauern von Paris „angeheftet worden ist."

Dieses Erratum ist eine Lüge, welche anzeigt und ahnen läßt, in welchem Geiste die doctrinairen Minister die Juli-Revolution verstanden haben. Für sie war es die Charte und nichts als die Charte, d. h. die Restauration, um deren Aufrechthaltung es sich handelte. Das ist ihre Prätention, ihr Wunsch, ihr Wille gewesen und ist es noch. Auch hatte das Journal des Débats, ihr treuestes Organ, Sorge getragen, indem es diese Proclamation am 1. August bekanntmachte, zu setzen die Charte, während alle andere Journale ohne Ausnahme, die Original-Acte genau copirend, gedruckt hatten eine Charte. Ich behaupte überdies, trotz des Erratums, daß die von dem Herzog von Orleans unterzeichnete Proclamation, die er uns einhändigte, um von uns der Kammer der Deputirten überbracht zu werden, das Wort eine enthielt, so wie der an den Mauern von Paris angeheftete Anschlag. Dieser Umstand würde mir nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu verdienen geschienen haben, ohne die Dringlichkeit, mit welcher man eine Thatsache abzuläugnen gesucht hat, wovon die ganze Stadt Paris Zeuge gewesen war. Diese Dringlichkeit ist eine nicht zu übersehende Andeutung der Bahn, welche einzuschlagen man sich vorsetzte, auf welcher man bis jetzt geblieben ist und welche, wenn man in der Verblendung beharrt, zu den unangenehmsten Folgen führen kann.*)

— Bei der endlichen Eröffnung der Kammern (am 3. August) hielt der Herzog von Orleans folgende Rede:

„Meine Herren Pairs und Deputirten! Paris, in seiner Ruhe gestört durch eine beklagenswerthe Verletzung der Charte und der Gesetze, vertheidigte sie mit heroischem Muthe.

„In diesem blutigen Kampfe bestand keine Bürgschaft der socialen Ordnung mehr: Personen, Eigenthum, Rechte, alles was Menschen und Bürgern theuer ist, war in der größten Gefahr.

„In dieser Abwesenheit aller öffentlichen Gewalt hat sich der Wunsch und die Wahl meiner Mitbürger auf mich gerichtet; sie haben mich für

*) Ich wollte, zu größerem Beweise des Vorstehenden, mir eine beglaubigte Copie des Originals der Proclamation verschaffen, die ich im Archive der Kammer der Deputirten aufbewahrt glaubte. Durch ein sonderbares Schicksal ist die Antwort des Prinzen aus den Archiven der Kammer eben so verschwunden, wie die Einladung derselben aus den Archiven des Hauses Orleans!

Anm. d. Verf.

Digitized by Google

würdig gehalten, mit ihnen zum Heil des Vaterlandes zusammenzuwirken; sie haben mich eingeladen, die Functionen eines General-Lieutenants des Königreichs auszuüben.

„Ihre Sache hat mir gerecht geschienen, die Gefahr unermeßlich, die Nothwendigkeit gebieterisch, meine Pflicht heilig. Ich bin in die Mitte dieses tapfern Volkes, mit meiner Familie, herbeigeeilt, die Farben tragend, die zum zweitenmale unter uns den Triumph der Freiheit bezeichnet haben.

„Ich bin herbeigeeilt, fest entschlossen, alles das zu thun, was die Umstände von mir fordern würden, in der Lage, worein sie mich gesetzt haben, um das Reich der Gesetze herzustellen, die bedrohte Freiheit zu retten und die Rückkehr so großer Uebel unmöglich zu machen durch immerwährende Sicherung der Charte, deren Name während des Kampfes und nach dem Siege gleichlaut angerufen wurde.

„Bei der Erfüllung dieser edlen Aufgabe geziemt es den Kammern, mich zu leiten.

„Alle Rechte sollen fest verbürgt werden; alle zu ihrer völligen und gänzlichen Ausübung nöthigen Institutionen müssen die Entwickelung erhalten, deren sie bedürfen.

„Von Herzen und aus Ueberzeugung den Grundsätzen einer freien Regierung ergeben, nehme ich im Voraus alle Folgen derselben an. Ich glaube Ihre Aufmerksamkeit auf die Organisation der Nationalgarden, auf die Anwendung der Geschwornen-Gerichte auf Preßvergehen, auf die Bildung der Departements- und Municipal-Verwaltung und vor allem auf den vierzehnten Artikel der Charte, den man so gehässig ausgelegt hat, lenken zu müssen.

„Mit diesen Gefühlen, meine Herren! eröffne ich diese Sitzung.

„Das Vergangene ist mir schmerzhaft; ich beklage das Unglück, dem ich so gern hätte zuvorkommen mögen; aber bei dem hochherzigen Aufflug der Hauptstadt und aller französischen Städte, bei dem Anblick der mit wunderbarer Schnelligkeit wieder aufblühenden Ordnung, nach einem von jedem Excesse reinen Widerstande, hebt ein gerechter Nationalstolz mein Herz und ich blicke mit Vertrauen auf die Zukunft des Vaterlandes.

„Ja, meine Herren, es wird glücklich und frei seyn, dieses Frankreich, das mir so theuer ist; es wird Europa zeigen, daß es, einzig mit seiner innern Wohlfahrt beschäftigt, den Frieden so sehr wie die Freiheit liebt und nichts als die Ruhe und das Glück seiner Nachbaren wünscht.

„Die Achtung aller Rechte, die Sorge für alle Interessen, Rechtlichkeit in der Regierung, sind die besten Mittel, die Parteien zu entwaffnen und in den Gemüthern das Vertrauen auf die Institutionen und die Stabilität zurückzuführen, die die einzigen sichern Pfänder des Glückes der Völker und der Kraft der Staaten sind.

„Meine Herren Pairs, und meine Herren Deputirten, sobald die Kammern constituirt seyn werden, so werde ich die Entsagungs-Urkunde Sr. Majestät des Königs Carl X. zu Ihrer Kenntniß bringen; durch dieselbe Acte entsagt Se. königliche Hoheit, der Dauphin Ludwig Anton von Frankreich, gleichfalls seinen Rechten; diese Acte ist mir gestern, den 2. August, um eilf Uhr Abends, eingehändigt worden. Ich befehle diesen Morgen ihre Niederlegung in das Archiv der Kammer der Pairs und lasse sie in den officiellen Theil des Moniteurs einrücken."

Diese Rede ist mit merkwürdiger Nachlässigkeit geschrieben und unglücklicherweise auch nicht besser gedacht. Sie zeigt keine Kenntniß, keinen richtigen Begriff von der Lage des Landes an. Was man mit der meisten Ungeduld erwartete, war die genaue Andeutung des Ganges, den die Regierung nehmen sollte, um uns der Anarchie zu entziehen, die uns bedrohte. Die Rede sagt davon kein Wort; dagegen setzt sie die größte Wichtigkeit auf die Abdankungs-Urkunde, die ich oben mitgetheilt (und die, bei nicht erfüllter Bedingung derselben, eo ipso null und für Carl X. nicht bindend ist). Alles das ist armselig, kleinlich, ungeschickt. Es würde ungerecht (?) seyn, den Tadel dessen, was in seinem Benehmen ungenügend ist, auf dem Herzoge von Orleans lasten zu lassen. Aber er ist von Männern umgeben, deren Pflicht ist, ihm guten Rath zu ertheilen; er beträgt sich nicht schlecht, sie sind die wahren Schuldigen. (Die Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß der Farben,

oder

einfache Erklärung der Ursache der Verschiedenheit der Farben und der darauf Bezug habenden Natur-Erscheinungen;

von

J. W. Schmitz.

Zweite Auflage. In der A. Fest'schen Buchhandlung in Leipzig.

Nach der hier aufgestellten Theorie liegt die Ursache der Verschiedenheit der Farben nicht in der verschiedenartigen Zusammensetzung der Körper, sondern einzig in dem Stand der Atmosphäre und in der Zunahme oder Verminderung ihres Druckes, und niemals wird Licht emittirt, oder kann durch Reflexion oder Undulation, beide irrig gedachte und im Weltraum unmögliche Erscheinungen, hervorgebracht werden; so wie kein von der Atmosphäre unterschiedener Lichtstoff in der Natur vorhanden ist, und jede Licht-Erscheinung nur eine Bewegung, gleich wie der Schall eine Erschütterung der Atmosphäre ist. Ein Körper reflectirt mehr Wärme als der andere aus der einfachen Ursache, daß er mehr Wärme besitzt, folglich weniger zu sich nehmen kann und mehr reflectiren muß; während andere Körper, die wenig Wärme haben, z. B. Schnee und Eis, die darauf fallende Wärme verschlingen und keine reflectiren. Auf diesem einfachen Principe beruht der Unterschied aller Farben.

Es begreift sich, daß ein Körper, der den Zustand der Luft weder durch Vermehrung noch durch Verminderung des Drucks verändert, uns durch diese Vermittlerin nicht angedeutet werden kann, und für uns, wohin wir auch blicken mögen, der Luft selbst ganz gleich seyn muß, das heißt, ebenfalls farblos und unsichtbar. Wenn hingegen ein Körper durch Absorbirung der Wärme den Druck vermindert, oder indem er Wärme von sich giebt, den Druck vermehrt, so müssen diese Veränderungen durch unterschiedene Kennzeichen wahrzunehmen seyn. Es wird hier mit vielen Beispielen nachgewiesen, daß die Verminderung des Drucks uns unter der weißen, und die Vermehrung unter der blauen Farbe erscheint. Wenn an einem Orte durch Zuströmung der Wärme eine Vermehrung, zugleich aber durch Absorbirung der Luft eine Verminderung des Drucks statthat, so erscheint diese gleichzeitige Vermehrung und Verminderung des Drucks, wenn sie heftig erfolgt, gelb, Farbe der Verbrennung; wenn sie nur allmälig statthat, roth; und schwarz, wenn keine Bewegung mehr bemerkbar ist, wie bei der Kohle nach vollendeter Verbrennung; und wir nehmen keine Farbe wahr, wenn der Druck der Atmosphäre so vermindert ist, daß er keine Veränderung, folglich keine Farbe mehr anzeigen kann.

Wird die Wärme von einem kältern Körper als die Atmosphäre absorbirt, verschluckt, so deutet diese Verminderung des Drucks, dieser Abfluß der Wärme der Atmosphäre in dem kältern Körper sich unsern Augen als weiße Farbe an, und wir nennen solchen Körper weiß, Farbe der Kälte, oder des Wärmegrades unter der Temperatur der Atmosphäre.

Um weiß zu seyn, braucht jedoch ein Körper nicht immer Wärme zu absorbiren; er braucht nur so gestaltet zu seyn, daß er einen geringern Druck als die Atmosphäre auf uns ausübt.

Digitized by Google

Indem sie die Wärme absorbiren, müssen die weißen Körper entweder 1) sich auflösen, wenn sie sich entzünden, wie Phosphor, Papier u. s. w., oder schmelzen wie Zucker, wo dann ihre Materie sich zerstreut; oder 2) sich ausdehnen, wenn sie klebrig, zäh, elastisch sind, sich bei der Ausdehnung nicht trennen, sondern die Wärme und andere Flüssigkeiten aufnehmen und an sich behalten, wodurch sie dann sich vergrößern und unter verschiedenen Gestalten anwachsen, wie Milch, Seife, weißer Samen aller Wesen. Weiße Keime, welche die Wärme zu schnell aufnehmen, nicht klebrig sind, wie Arsenik, sind tödtlich, weil sie sich im lebenden Körper zu schnell ausdehnen. Daher auch ein Zusatz klebriger Substanz, wie Milch, diese furchtbare Wirkung vermindert und ein Gegengift wird. Die gelbe Materie, die mehr Wärme enthält, ist weniger zäh; daher kommen aus gelbem Keime nur kleine Wesen, Insekten; oder aus halb gelbem und halb weißem Keime, wie das Ei ist, nur Wesen von mittlerer Größe, wie die Vögel. Wegen der gelben, schnell anwachsenden Materie ihres Keimes können sie solche Größe, wie Thiere aus bloß weißem Stoffe, nicht erreichen.

Eben so wird nachgewiesen, daß Blau die Farbe der Ausströmung oder die Fülle der Wärme ist.

Eine heftige Ausströmung der Wärme kann ohne Ersatz, ohne gleichzeitige Zuströmung und Absorbirung der Atmosphäre nicht stattfinden. Die volle Ausströmung der Wärme von der Sonne wird durch die immer zufließende und verzehrende Atmosphäre erfüllt, womit ihr Feuer im Weltall weder eine Vermehrung, noch eine Verminderung der Materie hervorbringen kann. Diese gleichzeitige Einströmung und Ausströmung, oder die gelbe Farbe, wodurch keine Vermehrung oder Verminderung des Druckes, sondern bloß eine Erschütterung der Atmosphäre entsteht, hat statt, entweder sehr heftig, wie bei der wirklichen Verbrennung oder dem glühenden Eisen; oder allmälig, wie bei der leuchtenden Auflösung des Phosphors; oder nur scheinbar, welche Beschaffenheit einer Substanz dann die gelbe Farbe bildet. Gelb sind denn solche Körper, die theils, wie das Blau, die Wärme reflectiren, theils, wie das Weiße, sie absorbieen und erscheinen, durch diese sich kreuzenden Bewegungen, gelb, erregen in uns die Idee der Verbrennung, und stellen das Bild einer wirklichen Verbrennung, wenn auch unvollkommen, dar; denn kein Maler vermag mit Farben eine wirklich strahlende Sonne darzustellen, wie er ganz täuschend und der Natur gemäß z. B. den blauen Himmel oder ein grünes Feld abbilden kann.

Da die rothe Farbe nichts als ein Uebergang ist, so ist sie nirgends im Weltraum bleibend vorhanden. Wie das Abend- und Morgenroth nur ein Schimmer ist, oder wie das Rothe im Regenbogen flüchtig vorüberzieht, oder wie es bei der schwindenden Flamme das nahe Erlöschen andeutet, so ist auch das Blut in unserm Körper nur ein Zustand der Auflösung, nur ein Uebergang vom Entstehen zum Absterben. Es ist nur eine Stufe der Circulation der Säfte; denn das Blut verfolgt im animalischen Körper denselben Gang der Färbung, wie die ganze Natur. Vom weißen Keim entstehend, ist es nur während der Lebenszeit, in dem kurzen Abend einer großen Nacht, roth, und wird schwarz, wenn es erkaltet und, so wie das Abendroth, zur dunklen Nacht übergeht.

Die Zahl der Hauptfarben kann man annehmen, wie man will; eigentlich sind aber nur solche Hauptfarben, die für sich allein bestehen können. Dies ist mit einigen nicht der Fall. Grün z. B. liegt zwischen gelb und blau, und ist bloß eine Zusammensetzung der beiden. Violet ist eine Vermischung von roth und schwarz, oder findet sich zwischen blau und roth; Grün eine Verminderung der weißen Farbe nach der schwarzen hin. Roth ist eine Verminderung des Gelben bis zum Schwarzen, und das Gelbe selbst ist nur der Uebergang vom Weißen, oder Blauen zum Rothen und Schwarzen, oder einfach das Kennzeichen der Auflösung.

Haupt- oder selbstständige Farben muß, außer unserm Planeten, auch die ganze Natur darbieten. Die in der Nähe der Sonne erwärmte Luft ist blau; die erkaltete Materie an den Polen ist weiß; die Sonne selbst ist gelb, und der von ihr entfernte Weltraum, wo ihre Wirkung keine sichtbare Veränderung hervorbringt, und die Nacht sind schwarz. Außer diesen Hauptfarben finden wir im Weltall keine anhaltend bestehende Farbe; denn selbst die Morgen- und Abendröthe zeigt, daß das Rothe nur ein Uebergang zwischen der weißgelben Farbe des Tages zu dem Dunkel der Nacht ist. Alle übrigen Farben finden wir nur in der an der Oberfläche unsers Planeten statthabenden Vermischung, nirgends aber im großen Weltall.

Die Theorie auf die Kopfhaare des Menschen angewendet, erklärt die Verschiedenheit der Haarfarben auf eine eigene Weise, welche mit Abbildungen begleitet ist, die im Werke selbst, welches eine Wandtafel bildet, gesehen werden müssen. Diese Erklärung beruht auf dem Grundsatz, daß die weißen Säfte unsers Körpers auf irgend eine Weise sich auflösen müssen; denn sonst würden wir sie nie zu ersetzen haben und keiner Nahrung bedürfen. Die Auflösung, eine Art von Gährung oder Verbrennung, ist, wie nach dieser Theorie behauptet wird, in der ersten Stufe gelb, in der zweiten roth, in der dritten, oder nach vollendeter Auflösung oder Verkohlung, schwarz. Zwischen gelb und roth liegt orange, zwischen roth und schwarz liegt violet oder braun. So gehen die verschiedenen Stufen der Säfte von ihrem Ursprunge, weiß bis zur vollendeten Auflösung, die Farben 1) weiß, 2) gelb, 3) orange, 4) roth, 5) braun, 6) schwarz. Es begreift sich, daß wenn der Körper nicht mehr ganz mit Säften angefüllt ist, diese nicht mehr ausströmen und keine Haare mehr bilden, woher denn Personen, deren Säfte sich durch Alter oder durch Ausschweifungen erschöpfen, Kahlköpfe sind. Wenn der Körper zwar noch vollsäftig ist, aber durch die Kälte des Alters, keine Gährung mehr statthat, so ist nothwendig die Ausströmung der Säfte, oder die Haare, so weiß, wie die Säfte selbst. Hat die Ausströmung in der ersten Stufe der Auflösung statt, wie bei der Fülle der Säfte und der Wärme des jugendlichen Körpers der Fall ist, so haben die Haare die Farbe der verhärteten gelblichen Säfte und sind blond; hat die Ausströmung etwas später statt, und fällt in die Nuance zwischen gelb und roth, so sind die Haare goldfarbig. Geht die Ausströmung bei einer minderen Fülle der Säfte erst in der vierten Stufe der Auflösung, unter der rothen Farbe, vor sich, so sind die Haare so roth wie die Säfte. Ist der Körper wieder um einen Grad trockner, so erfolgt die Ausströmung der Säfte in der Nuance zwischen roth und die Haare sind braun. Endlich erfolgt bei einem hitzigen und trocknen Temperamente die Ausströmung erst nach vollendeter Auflösung oder im Zustande der Verkohlung der Säfte und die Haare sind schwarz.

Aus der Ursache der Kahlheit des Kopfes ist zu ersehen, wie schwer die Kunst seyn muß, Haare auf einem kahlen Kopfe hervorzubringen; denn dies wäre nichts anderes als die Kunst, einen entsäfteten und erkalteten Körper mit jugendlich brausenden Säften zu überfüllen.

Der Schluß dieser Lehre ist, daß die Farben nichts anderes sind, als die Temperatur der Körper und ihre Mit- oder Gegenwirkung beim Druck der Atmosphäre. Es giebt keine von der Atmosphäre verschiedene Lichtmaterie, sondern nur Wärme und Bewegung oder Druck der Wärme, indem diese schon ganz hinreichend sind, die verschiedenen Modificationen des Druckes oder der Temperatur hervorzubringen, denen wir die verschiedenen Namen der Farben beilegen.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 947. Hamburg. Mittwoch, den 20. August. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Nachtrag zu den Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Fahrt auf dem Indus aus der See nach Lahore.

Von dem

Lieutenant Alexander Burnes,

in Diensten der Ostindischen Compagnie.

(Man s. Nr. 939 d. Bl.)

(N.)

Bukhara ist in mancher Beziehung eine der merkwürdigsten Städte im Osten.

„Unsere erste Sorge, als wir sie betraten (berichtet unser Autor), war die, unsere Kleidung zu wechseln und uns den Gebräuchen zu fügen, welche von den Gesetzen des Landes vorgeschrieben werden. Eine Bittschrift an den Minister hätte uns dessen vielleicht überhoben, wir zogen es aber vor, hierin unabhängig zu seyn. So mußten unsere Turbane denn schäbigen schafsfellenen Kappen, das Rauhe nach Innen gekehrt, weichen, und ein Ende Tau oder Leinenband vertrat die Stelle unsers Kummurbundes oder Gürtels. Die äußere Bekleidung des Landes so wie unsere Strümpfe wurden abgelegt, weil sie in der heiligen Stadt Bukhara die Unterscheidungszeichen zwischen den Ungläubigen und den Rechtgläubigen sind. Auch wußten wir, daß nur ein Mahomedaner sich innerhalb der Stadtmauern zu Pferde zeigen durfte; doch ließen wir uns auch dieses gern gefallen, um nur in dieser Hauptstadt weilen zu dürfen."

Nachdem unsere Reisenden dem Minister ihre Aufwartung gemacht und er ihnen seinen Schutz zugesagt hatte, konnten sie ungefährdet in der Stadt umhergehen, von welcher der Lieutenant Burnes folgende Beschreibung giebt:

„Mein gewöhnlicher Abendspaziergang war das Registan von Bukhara, wie der geräumige freie Platz genannt wird, auf welchem der Pallast steht. Ihm zu beiden Seiten befinden sich massive Gebäude, wissenschaftliche Collegien, und die vierte Seite nimmt ein von hohen Bäumen beschatteter Brunnen ein, wo sich die Müssigen und die Neuigkeitskrämer um die Waaren aus Europa und Asien schaaren, die hier zum Verkauf ausgestellt sind. Ein Fremder darf sich nur auf eine Bank im Registan setzen, wenn er die Uschbecken und die Bukharaner kennen lernen will. Er kann sich hier mit den Eingeborenen von Persien, der Türkei, Rußland, der Tartarei, China, Indien und Kabul unterhalten. Er trifft hier sowohl Turkmanen, Kalmücken und Kosacken aus den umliegenden Steppen als Eingeborene aus gesegneteren Ländern an. Er kann hier das geschliffene Wesen der Unterthanen „des großen Königs" mit dem rauheren Benehmen eines herumstreifenden Tartaren vergleichen. Er bekommt hier die Uschbecken aus allen Staaten des Mawur-ul-nuhr zu sehen, und kann aus ihrer Physiognomie die Veränderungen ableiten, welche Zeit und Ort unter einer Race Menschen zuwege zu bringen vermögen.

„Der Uschbecke von Bukhara ist vermöge seiner Vermischung mit persischem Blute kaum als Türke oder Tartar zu erkennen. Die aus dem benachbarten Lande Kokan haben sich weniger verändert, und die Eingeborenen von Oegunje, dem ehemaligen Khaeasm, haben noch jetzt eine ihnen eigenthümliche Härte der Züge. Sie unterscheiden sich von all den Uebrigen durch dunkle Schafpelzkappen, „Tilpak" genannt und ungefähr einen Fuß hoch. Ein rother Bart, graue Augen und eine schöne Hautfarbe wird hin und wieder einem Fremden auffallen; seine Aufmerksamkeit ist dann von einem armen Russen angezogen, der sein Vaterland und seine Freiheit verloren hat und hier sein Leben in elender Sclaverei verschmachtet. Hie und dort sieht man auch einen Chinesen, der sich in gleicher Verdammniß befindet; sein Haarzopf ist ihm abgeschoren, und das Haupt mit einem Turban bedeckt, spielt er wie der Russe die Rolle eines Mahomedanees. Dann kommt der Hindu, in einer ihm und seinem Lande fremden Tracht. Eine kleine viereckige Kappe und eine Schnur statt des Gürtels unterscheiden ihn von den Mahomedanern und verhindern es, wie die Moslemim selbst bemerken, daß die vorgeschriebene Begrüßungsweise ihrer Sprache nicht gegen einen Götzendiener entweiht werde. Aber der eingeborene Indianer ist auch ohne diese Unterscheidungszeichen schon durch sein ernstes Aussehen und durch sein Bemühen, allem Verkehr mit der Menge auszuweichen, zu erkennen. Er hält sich nur zu einigen wenigen Individuen, die mit ihm unter gleichen Verhältnissen leben. Der Jude ist ein eben so stark markirtes Geschöpf als der Hindu: er trägt einen etwas verschiedenen Anzug und eine kegelförmige Kappe. Kein Kennzeichen ist jedoch sprechender, als die wohlbekannten Züge des hebräischen Volkes. Zu Bukhara zeichnen sie sich übrigens sehr durch ihre Schönheit aus und ich habe auf meinen Streifereien mehr als eine Rebecka gesehen. Ihre Gesichtszüge werden noch sehr durch die Locken eines schönen Haares gehoben, das ihnen um die Wangen und über den Nacken herniederfällt. Es leben ungefähr viertausend Juden zu Bukhara, Auswanderer von Meschid in Persien, die sich hauptsächlich mit der Tuchfärberei beschäftigen. Sie werden eben so wie die Hindus behandelt. Ein umherschlendernder Armenier, der wieder anders gekleidet ist, dient als ein Muster dieser wandernden Nation; aber es giebt deren nur wenige zu Bukhara. Diese Ausnahmen abgerechnet, sieht der Fremde in den Bazars eine stattliche, schöne und wohlgekleidete Masse Volks, die Mahomedaner von Turkistan. Ein großer weißer Turban und eine Chaga oder dunkelfarbiger Pelz über drei oder vier anderen gleicher Art bilden die gewöhnliche Tracht; aber der Registan führt zum Pallaste, und es macht den Uschbecken Freude, vor ihrem Könige in einem bunten seidenen Anzuge zu erscheinen, der „Udrus" genannt wird und von so schimmernder Farbe ist, daß jeder Nichtuschbecke ihn unausstehlich finden dürfte. Einige der Vornehmen sind in Brocat gekleidet, und eine Verschiedenheit des Ranges kann man schon darin erkennen, daß die Höheren nach der Citadelle hineinreiten, während die anderen am Thor absteigen müssen.

Digitized by Google

„Fast ein jeder, der dem Könige seine Aufwartung macht, hat seinen Sclaven bei sich, und diese Volksclasse hat ein eigenthümliches Aeußeres, obgleich sie meistens aus Persern oder deren Abkömmlingen besteht. Es heißt in der That, daß drei Viertheile der Bukharaner von sclavischer Abkunft sind; denn nur wenigen der Gefangenen, welche aus Persien nach Turkistan gebracht werden, wird die Rückkehr in ihr Vaterland erlaubt, und wie man von allen Seiten hört, dürften ihrer viele auch nicht einmal dazu geneigt seyn. Ein großer Theil der Bewohner von Bukhara zeigt sich zu Pferde; aber zu Pferde oder zu Fuß, tragen sie stets Stiefel mit hohen und schmalen Absätzen, auf welchen sie ganz gemächlich umherstolziren, während ich mich kaum stehend darauf erhalten konnte. Diese Absätze sind ungefähr anderthalb Zoll hoch und ihr Umfang am unteren Ende beträgt nicht einen Drittel Zoll. Dies ist die Nationaltracht der Uschbecken. Leute von Rang tragen noch Schuhe über ihren Stiefeln, die sie ablegen, wenn sie in ein Zimmer treten.

„Aber bei meiner Aufzählung der Einwohner darf ich doch auch der Damen nicht vergessen. Sie erscheinen meistentheils zu Pferde und reiten eben so wie die Herren; nur wenige gehen, und alle haben ihr Gesicht mit einem schwarzen härenen Tuch verschleiert. Die Schwierigkeit, dahindurch zu sehen, macht, daß die Schönen einen jeden anstarren, wie auf einer Maskerade. Hier darf jedoch niemand ein Wort mit ihnen wechseln, und wenn eine Dame aus dem königlichen Harem vorbeikommt, so erschallt die Warnung, anderswohin zu blicken, und wer dieser Warnung nicht gleich folgt, der bekommt einen Hieb über den Kopf. So heilig sind die Schönen des „heiligen Bukhara." Ich hoffe, meinen Lesern nun einen Begriff von dem Auftreten der Bewohner von Bukhara beigebracht zu haben.

„Vom Morgen bis in die Nacht macht der zusammengelaufene Haufe ein summendes Geräusch und man wird durch das Treiben der Menschenmasse förmlich wirre. In der Mitte des freien Platzes werden die Früchte, die eben an der Zeit sind, unter dem Schatten einer viereckigten Matte, die durch eine einzige Stange getragen wird, feilgeboten. Es ist zum Erstaunen, wie die Fruchthändler unausgesetzt beschäftigt sind, den immer neu hinzukommenden Käufern ihre Trauben, Melonen, Aprikosen, Aepfel, Pfirsiche, Birnen und Pflaumen zuzumessen. Nur mit Mühe kann man sich durch die Straßen drängen, wobei man stets Gefahr läuft, von einem berittenen Pferde oder Esel zu Boden geworfen zu werden. Diese letzteren Thiere sind vorzüglich schön, und traben rasch mit ihrem Reiter und Gepäck einher. Leichtgebaute Wagen fahren auf und ab, indem die Straßen breit genug sind, daß sie sich frei darin bewegen können. Ueberall im Bazar sitzen Leute, die in großen europäischen Urnen Thee kochen; diese Urnen werden durch eine metallene Röhre heiß gehalten. Die Bukharaner sind beispiellose Liebhaber des Thee's und trinken ihn jeder Zeit und an allen Orten auf vielerlei Weise, mit und ohne Zucker, mit und ohne Milch, mit Fett, mit Salz ꝛc. Dicht neben den Verkäufern dieses heißen Getränkes kann man „Rahut i Jan," oder Lebensseligkeit kaufen, einen Traubensaft oder Sierop, der mit zerschlagenem Eis vermischt ist. Der Ueberfluß an Eis gehört mit zu den größten Annehmlichkeiten in Bukhara, und man kann es dort haben, bis die kühlere Witterung es überflüssig macht. Es wird im Winter eingethan und so billig verkauft, daß auch die ärmsten Leute es bezahlen können. Es fällt niemand in Bukhara ein, das Wasser anders als mit Eis versetzt zu trinken, und man kann sehen, wie ein Bettler, in demselben Augenblicke, wo er seine Armuth klagt und das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch nimmt, sich Eis kauft. Es ist schon erfrischend, bei einem Thermometerstand von 90 Graden so große Massen davon in bunten Stücken wie einen Schneeberg aufgestapelt zu sehen. Man würde gar nicht damit zu Ende kommen, wenn man alle die Handelszweige beschreiben wollte; daher wir es mit der Bemerkung bewenden lassen, daß zu Registan fast alles zu haben ist: Juwelen und Messerschmiedswaare (die freilich sehr plump ist) von Europa, Thee von China, Zucker von Indien, Gewürze von Manilla ꝛc. Auch Gelehrsamkeit kann man da finden, türkische wie persische, in den Bücherbuden, wo die Gelehrten, oder die als solche angesehen seyn möchten, in die zerrissenen Blätter gucken.

„Wenn man sich des Abends aus dem Getümmel nach den entlegeneren Theilen der Stadt zurückziehen will, so kommt man durch die, dann leer gewordenen gewölbten Bazars, und geht an Moschee'n vorbei, die schöne Kuppeln haben und mit all dem einfachen Schmuck verziert sind, den die Mahomedaner gestatten. Sie füllen sich nach den Stunden des Bazars mit Leuten, die dort ihr Abendgebet verrichten wollen. Vor den Thüren der Collegien, die in der Regel den Moschee'n gegenüber liegen, sieht man auch um diese Zeit die Studenten sich von des Tages Last und Hitze erholen; sie sind nicht so fröhlich und so jugendlich, wie die Zöglinge einer europäischen Universität, aber manche von diesen ernsten und gravitätischen Jüngern haben wohl mehr Heuchelei, aber sicher nicht minder Laster, als die Jugend in anderen Welttheilen. Mit der Dämmerung schließt diese geschäftige Scene; die königliche Trommel läßt sich hören, aus allen Theilen der Stadt antworten andere Trommeln ihr, und zu einer gewissen Stunde darf sich niemand mehr ohne Laterne blicken lassen. Vermittelst dieser Anordnungen ist die Polizei in der Stadt vortrefflich, und die ganze Nacht hindurch bleiben große Ballen Tuch vollkommen sicher auf den Gerüsten in allen Straßen liegen. Ueberall herrscht Stille bis zum Morgen, wo das Getümmel im Registan aufs Neue beginnt. Da wird wieder geschmauset und Thee geschlürft, und hunderte von Knaben und Eseln ziehen, mit Milch beladen, dem geschäftigen Haufen zu. Die Milch wird in kleinen Näpfen, in welchen der Rahm obenauf treibt, verkauft. Ein jeder Knabe bringt deren zwanzig bis dreißig auf Brettern zu Markt, die er auf einem über die Schultern gelegten Staabe trägt. So viele aber auch davon gebracht werden, sind sie in einem Augenblicke unter der Thee trinkenden Bevölkerung dieser großen Stadt verschwunden. (Die Fortsetzung folgt.)

Der Capitain Ross, dessen Reisen und Entdeckungen.

(M.)

Da dieser berühmte Reisende dieser Tage auch hier in Hamburg eine kurze Zeit geweilt hat, so dürfte die folgende gedrängte Uebersicht seiner letzten Expedition, die wir dem Berichte entlehnen, welchen die Commission, die den Auftrag erhalten, deren Resultate zu untersuchen, unlängst dem Parlamente vorgelegt hat, vor allem denen angenehm seyn, die Gelegenheit hatten, seine Bekanntschaft zu machen oder auch nur ihn zu sehen. Einen ausführlichen Bericht über seine so unverhoffte Rückkunft nach England gaben wir in Nr. 862 d. Bl.

Die Expedition ging im Monat Mai 1829 von England ab und schlug den Weg nach der Prinz-Regenten-Bucht so direct, als nur möglich, ein. Sie kam dort im Monat August an und fuhr sofort nach einer Richtung hin, wo noch kein Mensch gewesen war. Bekanntlich war es dort, wo der Capitain Parry auf seiner letzten Reise in den Jahren 1824 und 1825 liegen bleiben mußte, nachdem er eins seiner Schiffe, die Fury, auf der nördlichsten Küste der Bay, die nach ihm genannt worden ist, verloren hatte. Wir wollen dem Capitain Ross nicht nach dem Golf von Boothie folgen, keine Beschreibung des Continents, der Landzunge und der Menge von kleinen Inseln, Flüssen und See'n geben, die er entdeckt hat, sondern nur einiges von den wichtigsten Eigenthümlichkeiten bemerken, wodurch diese Expedition sich ausgezeichnet.

Digitized by Google

Der erste Winter, der in dem Glückshafen zugebracht wurde, war im Vergleich zu den beiden, welche unsere Abenteurer in den Häfen Sheriff und Victory verlebt, wo sie mit den peinlichsten Entbehrungen und der strengsten Kälte zu kämpfen hatten, ausgezeichnet milde. Im Januar 1831 fiel das in hundert Graden abgetheilte Thermometer mehrere Male auf 60½° unter Null, und das fahrenheitsche stand mehrere Male 92° unter dem Gefrierpuncte. Der Winter von 1830 bis 1831 war so streng, daß das fahrenheitsche Thermometer häufig 80 und selbst 84° unter Null markirte.

Sie mußten ihr Schiff auf der letztbesagten Station hinterlassen, und hatten, um noch ein Jahr in diesen Regionen zubringen zu können, kein anderes Hülfsmittel, als auf einer Strecke von mehr als zweihundert Meilen über Eis oder gefrorenen Schnee, zwischen dem 70. und 71. Breitengrade, die Stelle aufzusuchen, wo die Fury gestrandet war. Diese Strecke von zweihundert Meilen ward unter den peinlichsten Umständen und mitten unter den außerordentlichsten Entbehrungen zurückgelegt. Doch erreichten sie, Dank der strengsten Oeconomie und den aufs Beßte bedachten Vorsichtsmaaßregeln, zu rechter Zeit die gesuchte Stätte. Die Art und Weise, in welcher sie auf dieser Eis-Ebene bivonakirten, ist schon einer Erwähnung werth. Die Mannschaft, damals einundzwanzig Köpfe stark, marschirte in drei Abtheilungen, jede zu sieben Mann, unter der Anführung eines Offiziers. Jeden Abend grub man in dem Schnee drei Gruben auf, die groß genug waren, einen solchen Trupp aufzunehmen. Jedermann war mit einer Decke von doppelter Wolle versehen, in die er sich des Abends einwickelte, wenn er sich zu seinen übrigen sechs Kameraden in die Schneegrube oder auch oben auf den gefrorenen Schnee legte. So konnten sie, durch ihr gegenseitiges Erwärmen, immer ganz erträglich einige Stunden Schlafs genießen. Die Decken waren so eingerichtet, daß sie sich über Nacht nicht verschieben und irgend einen Theil des Körpers entblößen konnten, und das Gesicht war durch eine mit Pelzwerk gefütterte Maske gesichert.

Die Kälte während dieser Wanderung war zuweilen 32 Centigrade unter Null, auch litt die Mannschaft ungeheuer davon. Den Tag, wo sie in der Fury-Bay ankamen, hatten sie, so ökonomisch sie auch damit umgegangen waren, ihren letzten Vorrath von Lebensmitteln vertheilt. Man kann es sich denken, wie furchtbar ihre Lage gewesen seyn würde, wenn sie nach einem so langen und so beschwerlichen Marsche die Lebensmittel nicht vorgefunden hätten, die sie dort zu finden hofften und die ihnen so unumgänglich Noth thaten.

Die Energie und der Muth des Capitain Ross waren es, welchen die Mannschaft bei dieser Gelegenheit ihr Heil verdankte. Zwei der kräftigsten Leute mit sich nehmend, ging er nach der Gegend hin, wo er die Lebensmittel zu finden vermuthen durfte, die von dem Capitain Parry zurückgelassen worden. Es giebt wohl niemand auf der Welt, der mit den arctischen und Polar-Meeren so bekannt wäre, als er. Er hat jetzt sechs Reisen in den nördlichen und nordöstlichen Regionen gemacht und vierzehn Sommer und acht Winter in jenen ungastlichen Himmelsstrichen verlebt.

Sobald sie die Fury-Bucht erreicht hatten, versuchten der Capitain Ross und dessen Gefährten es, den Lancaster-Sund zu erreichen, in der Hoffnung, irgend einen Wallfischjäger anzutreffen, der sie aus der gefährlichen Lage ziehen könne, in der sie sich befanden. Aber diese Hoffnung ward vereitelt, indem das Eis den ganzen Sommer hindurch nicht zum Beuch kam; so mußten sie denn nur auf Vorrichtungen bedacht seyn, wie sie sich an Ort und Stelle am beßten den Winter durchschlügen. Die Geschichte dieses Winterlagers ist ohne Beispiel in den Annalen der Schiffahrt; denn diejenigen, die sich nach dem Verunglücken ihrer Schiffe in ähnlicher Lage befunden haben, sind insgesammt auf eine jämmerliche Weise ums Leben gekommen. So geschah es mit Sir Hugh Willoughby und dessen Mannschaft, so mit den Russen, die auf Spitzbergen von dem Winter übereilt wurden. Unter den Mitteln, welche der Capitain Ross und dessen Gefährten anwendeten, sich der Unfälle zu erwehren, die sie zu fürchten hatten, ist die Fürsorge, welche sie wegen einer paßlichen Ventilatur nahmen, so wie der Einfall, ihre Behausung durch eine starke Schneelage zu schützen, obenan zu stellen. Die Wohnung, welche sie aus den Trümmern des Schiffes Fury aufführten, ward von außen mit einer Schneemauer von vier bis sieben Fuß Dicke umgeben, welche, als man sie bei einer Temperatur von 15 Graden unter Null mit Wasser getränkt, sofort die Festigkeit des Eises annahm. „So," erzählt der Capitain Ross, „verlebten wir einen der strengsten Winter, die je von Menschen bestanden worden, unter einem wahren Eisberge." Man kann gar nicht umhin, die Wichtigkeit und die Wirksamkeit eines guten Ventilatur-Systems unter solchen Umständen anzuerkennen; dadurch vermeidet man die Anhäufung der Wärme und der Feuchtigkeit, die in einer so übermäßig kalten Atmosphäre sonst so verderblich seyn würde. Die folgende Stelle der Beschreibung der dritten Expedition des Capitains Parry setzt diesen Punct außer allem Zweifel. „Der Mangel einer immer gleichmäßigen Wärme," sagt dieser berühmte Seefahrer, „bringt unmittelbar den Niederschlag jeder Feuchtigkeit zuwege, die vom Athem oder von der Zubereitung der Speisen herrührt, welche Feuchtigkeit sich dann auf die benachbarten Gegenstände lagert, die am kältesten sind. Eine Temperatur, die noch niedriger ist, verwandelt sie in Eis, welches Eis, wenn es wieder wärmer wird, sich in Wasser auflöset, und, indem dieses sich abermals verdunstet, der Atmosphäre eine Feuchtigkeit mittheilt, die höchst schädlich ist." Ein anderes sehr wichtiges Präservativ ist die gänzliche Enthaltsamkeit von hitzigen Getränken jeder Art. Die Matrosen waren die letzten funfzehn Monate gezwungen, diese Mäßigkeit zu beobachten, und der Capitain Ross scheint die Gesundheit seiner Mannschaft mit Recht zum Theil dieser gezwungenen Diät beizumessen.

Nachdem sie eilf Monate lang in der Fury-Bucht gegen eine so peinliche Existenz angerungen hatten, verließen sie diese Station endlich im Juli 1833, drei Kranke mit sich forttragend, die nicht gehen konnten, und langten dann binnen acht Tagen bei ihrem Boote an. Sie konnten jedoch erst Mitte des folgenden Monats über den Canal von Prinz-Regent kommen. Endlich, nachdem sie eine lange Zeit längs den Küsten der Bucht gegangen waren und deren mehrere passirt hatten, wurden sie durch die Isabelle von Hull aufgenommen. Sie waren der Zeit in der größten Noth und ihre drei Kranke hätten umkommen müssen, ehe noch vierzehn Tage vergingen, wenn sie nicht an dem Wallfischjäger eine fast schon aufgegebene Hülfe gefunden hätten.

Merkwürdige Rettung eines Grubenarbeiters aus einem verschütteten Schachte.

(N.)

Am Freitag, den 18. Juli d. J., um acht Uhr Morgens, ließen sich zwei Grubenarbeiter, Pierre Menoret, vierzig Jahre alt, und Michel Fourmi, dreiundvierzig Jahre alt, beides Familienväter, in den Minenbrunnen de la Peignerie in den Bergwerken von Montrelais hinab, um dort, in einer Tiefe von 462 Fuß, an der Erweiterung eines Ganges zu arbeiten.

Eine Viertelstunde später wurden die Pferde plötzlich durch ein Hinderniß angehalten, das sie nicht überwältigen konnten, daher Johann

Digitized by Google

Baptist Robert zur Mündung des Schachtes eilte, und hier wahrnahm, daß das Tau des Stammgerüstes festgehalten ward. Er stieg Anfangs auf Strickleitern 330 Fuß tief hinab, erfaßte dann aber, um seinen Kameraden schneller zu Hülfe zu kommen, das Tau, und glitt an diesem bis auf ungefähr 402 Fuß hernieder, wo er durch eine Masse Erde aufgehalten ward, die hier den Schacht verschüttet hatte.

Nachdem er mehrere Male gerufen, ohne eine Antwort zu erhalten, stieg er wieder bis 330 Fuß aufwärts, um zu den Seitenwegen zu gelangen, welche zu den unteren Niveaux der Grube führen, und zu sehen, ob er so die Tiefe des Schachts erreichen könne.

Während dieser Zeit waren auch Johann Soyer, Joseph Dorian, Florenceau, Mercier und Cael Bessan 483 Fuß tief, zum unteren Niveau der Grube hinabgestiegen: da sie die Gallerie durch einen Erdfall verstopft fanden, so gingen sie bis 414 Fuß wieder aufwärts, und riefen hier oft und lange, aber stets vergebens nach ihren Kameraden. Sie waren von diesen durch einen Trümmerhaufen von funfzig Fuß geschieden; der Schacht hatte an seinem unteren Ende keine Verbindung mit der Grube, und um ihn völlig wieder herzustellen, wären drei Monate unausgesetzter Arbeit vonnöthen gewesen.

Traurig und muthlos stiegen die Arbeiter wieder aus dem Schacht herauf. Am Sonnabend Morgen, um vier Uhr, machte man sich daran, ihn auszubessern, und am Montag, um dieselbe Zeit, ward die, Tags zuvor, weil es Sonntag war, unterbrochene Arbeit wieder fortgesetzt. Als aber um acht Uhr in dem oberen Theil des Schachts ein neuer Einsturz erfolgte, da erklärten die Arbeiter, sie würden sich um keinen Preis wieder hinein wagen.

Durch eine schwere Krankheit an das Bett gefesselt, hatte der Director die Arbeiten Anfangs nicht leiten können, doch begab er sich am Montage nach der Grube und fuhr sie, obwohl noch schwach von einem starken Aderlaß, hinunter, um Alles aufs sorgfältigste zu untersuchen. Als er sich überzeugt hatte, daß große Reparaturen erforderlich seyen, berichtete er über den Vorfall an einen der Administratoren und an den Ingenieur der Bergwerke des Departements: er wünschte sich mit ihnen zu berathen, was hier zu thun sey, nicht um die verschütteten Arbeiter zu retten, denn das war ja unmöglich, sondern zur Erhaltung eines Schachtes, dessen man zum Grubenbau nicht entbehren konnte.

Am Dienstage, den 22. Juli, gegen sieben Uhr Abends, fünfthalb Tage nach dem unglücklichen Vorfalle, sah man aus dem Schachte la Taupe Pierre Menocet, einen der Arbeiter, heraussteigen, die am Freitag unter funfzig Fuß Trümmern verschüttet worden waren.

Wir wollen uns von ihm selbst erzählen lassen, wie es ihm in dieser langen Zeit ergangen ist.

„Kaum auf den Grund des Schachtes angekommen," sagt er, „zog ich eine Latte weg, die mir im Wege war; sie machte, daß ein schwerer Stein hinabstürzte und im Fallen eins der Stemmhölzer nach Westen zerschlug. Sofort hörten wir, mein Kamerad und ich, ein furchtbares Krachen; wir warfen uns nach der östlichen Seite, und in weniger als einer Secunde war der Schacht durch eingeschossene Erde verstopft.

„Michel Fourmi ward umgeworfen und gerieth mit einem Beine unter der Tonne fest, während ich mich unter einiges Holzwerk kauerte, welches die Erde über meinem Kopfe zurückhielt.

„Der Versuch, den Fourmi freizumachen, blieb fruchtlos, denn die Tonne klemmte sich zu sehr auf sein Bein. In einer hingestreckten Lage, konnte er sich kaum seiner Hände bedienen, und auch ich konnte mich unter dem Holzwerke, das mich geschützt hatte, kaum regen.

Wir hörten über unsern Köpfen arbeiten und rufen; wir antworteten zu mehreren Malen und dies aus Leibeskräften: aber das Tau ward durchgehauen, man entfernte sich, und wir sahen uns rettungslos verloren.

„Fourmi fühlte, wie ihm das Wasser zum Munde stieg; er winselte kläglich und jammerte laut, er müßte durchaus noch mit seiner Frau sprechen und ihr sagen, wie es um seine Angelegenheiten stände. Du — sagte er zu mir — wirst mich auch nicht lange überleben; das Wasser, das mich erfaßt hat, wird Dich auch bald erreichen. Aber Du hast doch Deine Uhr zu Haus gelassen; Deine Frau wird sie bekommen, während ich die meinige zu mir gesteckt habe und sie nun meiner Frau oder meinen Kindern nicht geben kann.

„Das Wasser stieg immer höher; er sagte sein Paternoster auf, stieß einige Wehklagen aus, und recitirte sein Todesgebet, das ich ihm nachbetete, als ich ihn nicht mehr hörte. Was mich betrifft, so reichte das Wasser mir erst bis an die Beine; Anfangs beschränkte auch ich mich darauf, zu jammern und mein Paternoster herzusagen; dann nahm ich aber alle meine Kräfte zusammen, um das Holz wegzubrechen, welches mich einklemmte, und trank von Zeit zu Zeit von dem Wasser, in welchem mein Kamerad ertrunken war.

„Währenddem stieg das Wasser noch immer fort; es stand mir an der Brust, als ich, meiner Meynung nach, drei Tage in dem Schacht zugebracht hatte. Nachdem ich noch einmal mein Paternoster gebetet und der heiligen Jungfrau ein Gelöbniß abgelegt hatte, erinnerte ich mich plötzlich des Besitzes eines großen Bohrers, der sich in meiner Tasche befand.

„Ich begann nun Löcher in das Holz über meinem Kopfe zu bohren, und wenn die eine Hand müde war, brauchte ich die andere dazu; dann ruhte ich mich aus, um zu seufzen und zu beten und wieder von vorn anzufangen.

„Ich habe gewiß recht viele Löcher gemacht, recht lange, vielleicht einen ganzen Tag lang, gebohrt, ehe es mir gelang, das Holzwerk zu brechen; dann aber begann ich, nachdem ich einige Latten weggerissen, zwischen dem Erdhaufen und der Holzfütterung des Schachtes nach der östlichen Seite durchzukriechen. Ich hielt bei jeder Einfassung an, riß mehrere Latten los, betete, und bemühte mich, das Loch zu passiren, welches ich gemacht hatte. Ich zwängte mich dabei so ein, daß man es nicht würde begreifen können, wie ich im Stande gewesen, mich da hindurchzuarbeiten.

„Im Niveau von 438 Fuß fand ich die Gallerie verstopft. Mit den Händen schaufelte ich mehr als zweihundert Hectoliter Erde weg und brach mir so Bahn zum Vordergang, wo ich aber, weil ich dort keine Strickleiter vorfand, 108 Fuß hoch wie in einem Rauchschlott hinaufsahren mußte.

„Ich verzehrte in dieser Zeit zwei Lichter, und kam zuletzt zu dem Durchschnitt, welcher zu dem Schacht la Taupe führt. Dort war ich nur noch 226 Fuß tief unter der Erde; aber meine Kräfte waren erschöpft, und ich schlief ein.

„Als ich erwachte, wußte ich jedoch genau, wo ich mich befand, und alles, was mir begegnet war, daher ich sofort die Strickleitern des Schachts aufsuchte. Als ich mich schon dem Ausgange genähert hatte, mußte ich mich erst verschnaufen, weil ich das Tageslicht nicht ertragen konnte; doch kam ich endlich aus dem Schacht heraus."

Pierre Menocet empfand keinen Schmerz, keine Erschöpfung, und ließ sich nur schwer überreden, zu Bett zu gehen. In der ersten Nacht schlief er nur schlecht, in der zweiten aber schon besser, und man hofft, ihn bei sorgsamer Pflege den Seinigen, die ihn schon mehrere Tage als todt beweint hatten, noch lange erhalten zu können.

Der arme Fourmi hat eine Frau und zwölf Kinder hinterlassen, die, wie wir gesehen haben, nicht einmal seine Uhr, vielleicht sein einziges Erbstück, bekommen haben!

Digitized by Google

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

(Fortsetzung.)

(2.)

Nach einigen Details über den schwankenden und ungewissen Gang in den ersten Schritten der neuen provisorischen Regierung fährt der Verfasser fort:

Am 3. August Abends war ich bei Laffitte und unterhielt mich mit einigen Deputirten über die ungewisse Lage, in welcher wir uns befanden. Zwei an demselben Tage erlassene Verfügungen erregten die eine Mißbilligung, die andere Spott. Die erste war die Ernennung Pasquiers zum Präsidenten der Pairs-Kammer; die zweite, die den Herzögen von Chartres und von Nemours ertheilte Befugniß, den Sitzungen dieser Kammer beizuwohnen. Die Wahl des unvermeidlichen Ministers Ludwigs XVIII., dessen, der Mittel gefunden hatte, unter dem gefallenen Regime in einer so großen Anzahl politischer Combinationen immer wieder aufzutauchen, deutete eine retrograde Tendenz an, die man nicht genug tadeln konnte. Es war eine Ernennung zugleich der Doctrinairen und der legitimistischen Coterie.

Die den beiden Prinzen, deren einer noch Kind, der andere der Kindheit kaum entwachsen war, verliehene Art von politischem Stand wäre unter gewöhnlichen Umständen nur eine lächerliche Kinderei gewesen. In den gegenwärtigen Verhältnissen, wo die wichtigsten Maaßregeln vernachlässigt wurden, war die Abgeschmacktheit derselben schreiend. Sie wird es noch mehr, wenn man bedenkt, daß andere zu derselben Zeit und unter demselben Dato erlassene Ordonnanzen die beiden Prinzen zu Großkreuzen der Ehrenlegion ernannten. Es ist schwer zu errathen, welch ein kleinlicher und höfischer Geist sich, in der damaligen Lage, mit solchen Dingen beschäftigen konnte.*)

Unsere Unterhaltung war das treue Bild des Zustandes des Landes. Man wünschte sich Glück, daß wir der gegenrevolutionairen Tyrannei hatten entrinnen können, aber man war mit der Gegenwart unzufrieden und wußte nicht, was man von der Zukunft zu erwarten hatte. Die Factionen, die sich rings um eine kraftlose Regierung regten, vermehrten die Unruhe noch, die man allgemein empfand.

Da kam mir denn der Gedanke, das zu thun, was die Regierung nicht that und was zu thun ihre Pflicht gewesen wäre. Ich nahm mir vor, mit der alten Dynastie zu endigen und eine neue zu schaffen,**) die constitutionellen Bedingungen festzusetzen, denen sie ihre Existenz verdanken müßte, mit einem Worte, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Rechnung der Vergangenheit saldiren und die der Zukunft zu reguliren. Mein Plan wurde mit einer Art von Enthusiasmus von denen, die mich hörten, aufgenommen. Etienne vor Allem faßte ihn mit solchem Feuer auf, daß er, glaube ich, im Begriffe war, die Verwirklichung desselben zu unternehmen und, aus gerechtem Mißtrauen in meine Kräfte, war ich im Begriffe, ihm die Ehre davon zu überlassen, als Cauchois Lemaire, welcher gegenwärtig war, lebhaft in mich drang, den von mir gefaßten Gedanken auch selbst auszuführen. „Etienne," sagte er zu mir, „wird ihn nicht zu Stande bringen, weil ihm die zu seiner Verwirklichung nöthige Energie fehlt; und dann selbst, wenn er es thäte, so würde das in einem Geiste geschehen, der Ihren Ideen nicht entspräche."

Cauchois Lemaire begleitete mich bis an meine Thür, immer in demselben Sinne sprechend und ich kam ganz bekehrt nach Hause. Es war Mitternacht. Ich machte mich sogleich ans Werk und legte mich nicht eher nieder, bis ich folgenden Entwurf meines Vorschlags abgefaßt hatte:

„Ein feierlicher Vertrag vereinigte das französische Volk mit seinem „Monarchen; dieser Vertrag ist gebrochen worden. Die Rechte, welche er „verliehen hatte, haben aufgehört zu existiren. Der Verletzer des Con„tractes kann, unter keinem Rechtstitel, dessen Ausführung reclamiren.

„Die Entsagungs-Urkunde,*) die Ihnen eben vorgelesen worden ist, „ist eine neue Treulosigkeit. Der Schein von Legitimität, womit sie „bekleidet ist, ist nichts als ein Betrug. Es ist ein Feuerbrand der „Zwietracht, den man in unsere Mitte werfen möchte.

„Die Feinde unsers Vaterlandes rühren sich auf alle Weise; sie „nehmen alle Farben an; sie affectiren alle Meynungen. Wenn sich „ein anticipirter Wunsch nach unbegränzter Freiheit einiger edler Gemüther „bemeistert, so beeilen sich diese Feinde, ein Gefühl zu benutzen, das zu „fassen sie unfähig sind, und Ultra-Royalisten zeigen sich in der Livree „strenger Republikaner. Einige andere affectiren für den vergessenen „Sohn des Besiegers von Europa eine heuchlerische Anhänglichkeit, „die sich bald in Haß verwandeln würde, wenn wirklich davon die Frage „seyn könnte, aus diesem Zögling des Auslandes ein Oberhaupt „Frankreichs zu machen.

„Die Nicht-Stabilität der jetzigen Mittel der Regierung ermuthigt „die Beförderer der Zwietracht; machen wir, daß sie aufhört. Ein „höchstes Gesetz, das der Nothwendigkeit, hat dem Volke von Paris „die Waffen in die Hände gegeben, um die Unterdrückung zurückzustoßen. „Dieses Gesetz hat uns als provisorisches Oberhaupt und Rettungsmittel „einen Prinzen wählen lassen, der ein aufrichtiger Freund constitutioneller „Institutionen ist. Dasselbe Gesetz will, daß wir diesen Prinzen zum „definitiven Oberhaupt unserer Regierung machen.

„Aber wie großes Vertrauen er uns auch einflößt, so verlangen „doch die Rechte, die zu vertheidigen wir berufen sind, daß wir die „Bedingungen feststellen, unter welchen er die Gewalt erhalten soll. „Wiederholt auf eine gehässige Weise betrogen, dürfen wir wohl strenge „Bürgschaften stipuliren. Unsere Institutionen sind unvollständig, selbst „fehlerhaft in mehr als einer Hinsicht; es muß uns daran liegen, sie „auszudehnen und zu vervollkommnen. Der Prinz, der sich an unserer „Spitze befindet, ist unserer gerechten Erwartung entgegengekommen. „Die Grundsätze mehrerer Fundamental-Gesetze sind von der Kammer „vorgeschlagen und von ihm angenommen worden.

„Die Herstellung der Nationalgarde mit der Intervention derselben „bei der Wahl ihrer Offiziere; die Intervention der Bürger bei der „Bildung der Departements- und Municipal-Administrationen; das „Geschwornen-Gericht für Preß-Vergehen; die Verantwortlichkeit der „Minister und der unteren Verwaltungs-Beamten; der Militair-Etat „gesetzlich fixiet; die Wieder-Erwählung der zu öffentlichen Aemtern „ernannten Deputirten — sind uns schon gesichert.

„Die öffentliche Meynung fordert überdies, nicht mehr eine eitle „(bloß nominelle) Toleranz aller Cultus, sondern ihre vollste Gleichheit „vor dem Gesetz; die Verabschiedung der fremden Truppen aus der

*) Eine solche Erhebung von Kindern, die sich noch kein Verdienst um den Staat erworben haben konnten, harmonirte mindestens wenig mit dem republikanischen Bürgerthum, was damals zur Schau getragen wurde.
Anm. d. Red.

**) Seltsam! Wenn Herr Berard und die ihm gleichgesinnten Patrioten die ersten Schritte des Reichsverwesers so kraftlos, so von Einflusse zweideutiger Umgebungen bestimmt, zum Theil selbst so aristokratisch und retrograd fand, wie konnte man ein Heilmittel darin suchen, diese so verdächtige provisorische Gewalt zu einer permanenten zu erheben, gegen welche es dann kein Mittel der Befreiung mehr giebt als — eine Revolution!
Anm. d. Red.

*) Man hatte die Verlesung der Entsagungs-Acte angekündigt, die auch wirklich der Kammer vorgelegt wurde, während die Commission mit der Prüfung meines Vorschlags beschäftigt war. Die Kammer beschränkte sich aber darauf, ihre Niederlegung in das Archiv zu befehlen.
Anm. d. Verf.

Digitized by Google

„National-Armee; die Abschaffung des alten und des neuen „Adels; die den drei Gewalten gleich zustehende Initiative der Gesetze; „die Unterdrückung des doppelten Wahl-Votums; die angemessene Re„duction des Alters und des Census der Wählbarkeit; endlich die gänz„liche Reconstituirung der Patrie, deren Grundlagen nach und nach durch „unsere Minister verschoben worden sind.

„Wir sind die Erwählten des Volkes; es hat uns die Vertheidigung „seiner Interessen und den Ausdruck seiner Bedürfnisse anvertraut. Seine „ersten Bedürfnisse, seine theuersten Interessen sind Freiheit und Ruhe. „Es hat seine Freiheit von der Tyrannei erobert; an uns ist es, seine „Ruhe zu sichern und wir können das nur, indem wir ihm eine stabile „und gerechte Regierung geben. Vergebens würde man behaupten wollen, „daß wir durch diese Handlung unsere Rechte überschritten. Ich würde „diesem kindischen Einwurf durch das Gesetz antworten, das ich schon „angerufen habe, das der gebieterischen, unüberwindlichen Nothwendigkeit.

„Unter der Voraussetzung der genauen und strengen Erfüllung der „eben aufgezählten Bedingungen, welche voraus stipulirt und von dem „Monarchen beschworen werden müssen, schlage ich Ihnen, meine Herrn, „vor, unverzüglich den Prinzen, General-Lieutenant, Philipp von Orleans, „als König der Franzosen zu proclamiren."

Jetzt fühle ich recht gut, was ein solcher Entwurf Unvollständiges und Ungenügendes hatte; aber wenn ich an die Epoche zurückdenke, in welcher er verfaßt war, wenn ich an die Eil denke, in welcher ich ihn niederschrieb, so kann ich mich des Glaubens nicht enthalten, daß es einiges Verdienst war, der Verfasser desselben zu seyn. Was ich forderte, wurde überdies einmüthig von der constitutionellen Presse reclamirt, von allen aufrichtigen Freunden des Landes gewünscht und ich war, unter diesen Umständen, das Echo von einer Menge Stimmen.

Als ich am 4. August früh meinen Entwurf wieder durchlas, so vernichtete ich darin zwei Stellen, die ich unterstrichen habe: die eine, in welcher ich den Sohn Napoleons als den Zögling des Auslandes bezeichnete, die andere, in welcher ich die Aufhebung des alten und des neuen Adels vorschlug, nicht, weil jene Bezeichnung unrichtig, oder der Vorschlag nicht gut gewesen wäre, sondern weil ich der neuen Ordnung der Dinge, welche zu begründen ich die Absicht hatte, so wenige Feinde als möglich machen wollte.

Während ich mich ankleidete, besuchte mich einer meiner Freunde (Herr Allaet) und hatte die Gefälligkeit, zwei Abschriften von meinem Vorschlag zu machen. Als er damit fertig war, begab ich mich zu Dupont, um ihm denselben mitzutheilen. Er fand ihn trefflich und drang lebhaft in mich, ihn der Kammer vorzulegen, hinzufügend, daß dies vielleicht (!) die Regierung nöthigen würde, einen bessern und festern Gang anzunehmen, als seit einigen Tagen geschehen war. Dupont erneuerte seine Klagen über den Mangel an Patriotismus der mehresten seiner Collegen. „Wir sind überschwemmt," sagte er mir, „von einer aristokratisch-doctrinairen Faction, die alle Kräfte aufbietet, um den Saamen der Freiheit zu ersticken, den die Revolution gesäet hat und den zu befruchten unsere Pflicht wäre. Ich habe keine Hoffnung, ihre Plane scheitern zu machen, als die, welche ich auf die Rechtlichkeit des Herzogs von Orleans setze, der mir von den besten Absichten beseelt scheint, aber der nicht immer die klare Ansicht hat, die man wünschen muß."

Dupont kam hierauf auf seinen Widerwillen gegen die Gewalt und auf den Wunsch zurück, sie aufzugeben. Ich bekämpfte denselben, indem ich ihm fühlbar machte, daß, wenn Bürger, wie er, sich schon von der Regierung zurückzögen, es kein Mittel geben würde, sie zu consolidiren und daß wir unmittelbar in Anarchie verfallen würden. Wir sprachen noch von meinem Vorschlag und er fragte mich, ob ich wollte, daß er ihn dem Minister-Rathe mittheilte. „Ohne Zweifel," antwortete ich ihm, „und prüfen Sie selbst, ob es nicht den jetzigen Umständen angemessen seyn dürfte, daß das Conseil die Initiative übernähme. Ich hänge zu wenig an der Art von Ehre, die das mir bringen kann, um mich nicht mit dem Bewußtseyn zu begnügen, einen guten Rath gegeben zu haben, besonders wenn man ihn zu benutzen versteht." Ich verließ Dupont, ihm eine der Copieen meines Vorschlags lassend.

Ich ging unmittelbar hierauf zu mehreren Deputirten, um von der Wirkung zu urtheilen, die er auf sie hervorbringen würde und ich sah mit Vergnügen, daß er sie, von welchen verschiedenen Meynungen sie auch waren, gleichsehr befriedigte. Ich begab mich endlich zu Lafitte, mit welchem ich ihn auch discutiren wollte, und dessen Zustimmung mir um so wünschenswerther schien, als er einen großen Einfluß auf einen bedeutenden Theil der Kammer ausübte. Lafitte hörte mich mit aller der Aufmerksamkeit an, deren er fähig ist, und sagte dann, er finde, daß ich zu schnell gehen wollte, daß der Augenblick, eine so wichtige Maaßregel vorzuschlagen, noch nicht gekommen sey und daß, indem ich ihn beschleunigen wollte, ich Gefahr lief, ihn zu gefährden. Ich antwortete ihm, daß ich nicht seiner Meynung seyn könne; ich glaubte im Gegentheil, daß, wenn man sich nicht beeile, man den günstigen Augenblick verfehlen werde; daß das Land nicht länger in der peinlichen Ungewißheit, worin man es ließ, bleiben könne; daß man endlich seine Gedanken einer definitiven Regierung zuwenden müsse; und daß überdies diese Meynung nicht bloß die meinige sey, sondern die vieler aufgeklärter Männer, denen ich meinen Vorschlag mitgetheilt hätte. Darauf bat er mich, ihn ihm zu lassen, damit er ihn ins Conseil mitnehmen könne; aber ich sagte ihm, daß dies Dupont bereits übernommen habe.

Ich benutzte diese Gelegenheit, um Lafitte meine Besorgnisse über die Zusammensetzung des Minister-Rathes und über die wenige Uebereinstimmung zu äußern, die daraus für die Organisirung der Regierung resultiren müsse. Er versicherte mich, daß ich mich täuschte. Er, dessen patriotische Gesinnungen nie zweifelhaft gewesen sind, war noch im Zauber einer Illusion befangen, die nur zu lange gedauert hat, und deren Folgen sehr unheilbringend gewesen sind. Wir verabredeten, in der Kammer zusammenzutreffen, um weiter über meinen Vorschlag zu sprechen.

Die Departements, die nur noch die Ereignisse vom Juli kannten, adhärirten ihnen einmüthig und mit Enthusiasmus. Die revolutionaire Bewegung dehnte sich von Provinz zu Provinz über ganz Frankreich aus und da die Agenten der alten Regierung nirgends eine Stütze fanden, so fand auch nirgends mehr eine blutige Collision statt. Das Blut der Bürger von Paris hatte die Freiheit des übrigen Königreichs bezahlt. Ich habe schon gesagt, daß viele Städte bewaffnete Deputationen uns zu Hülfe geschickt hatten. Alle kamen nur an, um das Zeugniß unserer Dankbarkeit zu erhalten und sich zu überzeugen, daß wir unserer Aufgabe genügt hatten.

Carl X., mit dem man sich schon nicht mehr beschäftigte, hatte endlich Rambouillet verlassen. Seine, immer noch ziemlich zahlreiche Begleitung war folgendermaaßen zusammengesetzt: Ein Regiment Chasseurs von der Linie bildete die Avantgarde; nach ihnen kamen Chasseurs zu Pferde, Husaren und Lanciers (ein Theil dieser Regimenter hatte den König schon verlassen). Zwei Compagnieen von gardes du corps ritten unmittelbar vor dem Wagen Carls X., der mit acht Pferden bespannt war und dem mehrere Staats-Kutschen und viele Jagd-Wagen und Jagd-Pferde folgten. Zwei andere Compagnieen von gardes du corps folgten diesen Fuhrwerken. Dann kam der Dauphin, umgeben von einem glänzenden und zahlreichen Generalstaab, der sich indessen doch von einem Augenblicke zum andern verminderte. Das corps d'armée bestand aus gendarmes des chasses, aus Departements-Gendarmen, aus vier Regi-

Digitized by Google

mentern Infanterie der königlichen Garde, woron zwei Schweizer-Regimenter und aus einigen Compagnieen leichter Artillerie mit ihren Stücken; endlich bildete ein Regiment-Dragoner den Nachtrab. Wäre nicht die jedem Rückzug anhängende Unordnung allzu fühlbar gewesen, so hätte man diese Menge Truppen und Wagen für den Zug eines Festes halten können.

Inzwischen lagen doch darin Elemente einer imponirenden Kraft und wenn diese Truppen einen Anführer gehabt hätten, der ihnen Vertrauen einzuflößen verstanden, so hätten sie noch vielen Schaden thun können. Glücklicherweise hatte der Mangel eines solchen Chefs die Demoralisation in alle Reihen dieser kleinen Armee gebracht und jeder Berg, jeder Wald, jedes Dorf war eine Gelegenheit zum Abfall. Um sich nicht ganz verlassen zu sehen, verabschiedete Carl X. den größten Theil dieser Truppen zu Epernon. Es blieben ihm nur die gardes du corps und einige ihm ergebene Diener, die ihn bis zu dem Augenblicke begleiteten, wo er zum dritten- und letztenmale den französischen Boden verließ.

Es war noch nicht Mittag, als ich mich in die Kammer begab. Schon waren einige Deputirte dort angekommen, die meinen Vorschlag kannten und hatten mit ihren Collegen davon gesprochen. Ich war daher der Gegenstand einer lebhaften Neugierde. Man lobte mich fast allgemein über das, was ich zu thun die Absicht hatte und nur einige sich schämende Legitimisten erhoben Zweifel gegen die Loyalität der Maaßregel. Ich sagte ihnen, daß wir eine Revolution vollbracht hätten und daß dies die Antwort auf Alles sey.

Gegen ein Uhr kamen die Minister aus dem Conseil. Alle wünschten mir zu meinem Vorschlage Glück, der die vollkommenste Billigung des Herzogs von Orleans erhalten hatte. Inzwischen baten sie mich, ihn bis zum folgenden Morgen zu vertagen, um Zeit zu haben, darüber nachzudenken. „Der General-Lieutenant," fügten sie hinzu, „bittet Sie darum, weil er dem, was Sie im Interesse der öffentlichen Freiheiten vorschlagen, noch mehr Ausdehnung geben will. Er denkt außerdem, daß man die Grundsätze, die Sie aufstellen, unmittelbar auf die Charte anwenden könne." Man wird begreifen, daß ich mich einem Aufschub nicht widersetzte, dessen Motiv die Ausdehnung unserer Freiheiten war.

Bei der Abfassung meines Vorschlags hatte ich mich mit der Schwäche der Kammer und der Unentschlossenheit der Regierung in Einklang zu setzen gesucht und nicht Maaßregeln vorlegen wollen, worüber sie erschrecken würden. Ich fühlte mich glücklich, mindestens bei der Regierung liberalere Ideen zu finden, als ich voraussetzen gewagt hatte. Hier muß ich dem, von welchem sie ausgeht, die Idee restituiren, unmittelbar die Charte von 1814 zu modificiren und meinen Vorschlag, der auf Principien beruhte, die bestimmt waren, einer weitern Discussion unterworfen zu werden, in eine neue definitive constitutionelle Acte zu verwandeln. Es ist der Herzog von Orleans, der den Gedanken gefaßt hat und der Herren von Broglie und Guizot mit der Ausführung desselben beauftragte. Ich bekenne, daß ich nicht die Anmaaßung gehabt haben würde, mich allein für fähig zu halten, die Constitution eines großen Volkes zu verfassen und daß, ohne die höchste Dringlichkeit der Umstände, ich mich selbst nicht zu einer so übereilten Discussion hergegeben haben würde. Die Minister kündigten mir überdies an, daß ich am Abend zum Conseil berufen werden würde, um dort selbst mein Werk zu discutiren, oder mindestens die Form, die ihm gegeben werden sollte.

Laffitte, welcher am Morgen meinen Vorschlag als unter den jetzigen Umständen unzulässig betrachtet hatte, war jetzt so bekehrt, daß er mir anbot, ihn selbst der Kammer vorzulegen in dem Falle, wo seine neue Form mir nicht zusagen würde. „Ich weiß nicht," antwortete ich ihm, „ob mit „der Vorlegung meines Entwurfs einige Ehre zu erwerben ist; es ist „aber nicht unmöglich, daß Gefahr dabei ist. Gefahr oder Ehre, ich „wünsche zu behalten, was mir angehört." Trotz dieser Antwort, ging bis zu dem Augenblicke, wo ich meinen Vorschlag in der Kammer entwickelte, das Gerücht, daß er von Laffitte gemacht werden sollte.

Die Sitzung der Kammer war der Verification der Vollmachten gewidmet. Sie war stürmisch, unzusammenhängend und verrieth den Geist der Aufregung, der in allen Classen der Gesellschaft herrschte. Die Legitimisten zeigten viel Laune und schon deswegen, weil man das Bedürfniß empfand, die Kammer schnell zu constituiren, thaten sie alles, was von ihnen abhing, um den Augenblick zu verzögern. Ungeachtet ihrer Bemühungen erklärte sich die Kammer in Permanenz, bis sie die Verification der unbestrittenen Vollmachten beendigt haben würde. Viele Mißbräuche, viele Betrügereien wurden erkannt und einige Verweisungen ausgesprochen; aber im Allgemeinen zeigte man eine fast übertriebene Generosität, die in Schwäche ausartete. Ich ließ im ersten Bureau, dessen Mitglied ich war, die Wahl der ganzen Deputation der Niedern-Alpen annulliren. Die religiösen und moralischen Grundsätze der Deputirten von der rechten Seite verhinderten sie nicht, Schritt vor Schritt alle Infamieen der Regierung zu vertheidigen, deren Anhänger und Helfershelfer sie waren.

— Die Sitzung der Deputirten-Kammer, welche beinah sieben Stunden suspendirt gewesen war, damit die Deputirten zu Mittag essen konnten, wurde um acht Uhr wieder aufgenommen. Ich wohnte ihr nicht bei, weil die Minister mir am Morgen angekündigt hatten, daß sie mich eben um acht Uhr holen lassen würden, um an der Discussion meines Vorschlags Theil zu nehmen. Meine Pferde waren angespannt, um jeden Verzug zu vermeiden, wenn man nach mir verlangen würde. Ich wartete und wartete vergebens bis um zwei Uhr Morgens. Dann ließ ich ausspannen und entschloß mich, mich niederzulegen. Es war in diesem Augenblicke das heftigste Unwetter, dessen ich mich je erinnere. Es schlug auf mehreren Puncten der Stadt ein, die indessen durch die Erfrischung eines reichlichen Regens entschädigt wurde. Glücklicherweise war mein Abend nicht ganz verloren. Ich wendete ihn an, meine Erinnerungen zu sammeln, und Notizen auf das Papier zu werfen, die mir seitdem sehr nützlich gewesen sind.

Ich fand, daß unsere provisorischen Minister nicht höflich gewesen waren; ich ging am 5. August früh zu Dupont, um mich darüber zu beklagen. Er sagte mir, daß er das Conseil mehrmals daran erinnert habe, daß ich auf seine Befehle warte, aber daß man mich nicht zum Zeugen der Meynungs-Verschiedenheit hätte machen wollen, die über mehrere Fundamental-Puncte der Repräsentativ-Regierung zwischen den Ministern bestände. „Mein Freund," fügte er hinzu, „ich habe es Ihnen schon gesagt, ich bin unter Leuten, von welchen fast keiner die Freiheit begreift und unter welchen es selbst solche giebt, die nöthigenfalls ihre Feinde seyn würden. Wenn man sie schalten und walten ließ, so würden sie uns eine neue und blutige Revolution zurückführen. Glücklicherweise zähle ich auf den General-Lieutenant. Ich halte ihn für patriotischer als sein Ministerium. Endlich haben wir gestern länger als fünf Stunden discutirt, ohne uns einverstehen zu können, und wir haben uns um Mitternacht getrennt, ohne fast über irgend etwas übereingekommen zu seyn. Uebrigens gehen Sie zu Guizot; er ist es, der mit der Abfassung beauftragt ist."

Ich eilte sonach zu Guizot; dieser sagte mir, daß sich der Herzog von Broglie damit beschäftige, die Charte von 1814 und meinen Vorschlag in Einklang zu bringen. Ich fand meinen Entwurf feindlichen Händen anvertraut oder die mindestens versuchen würden, das zu paralysiren, was er günstigstes für die Freiheit enthielt. Guizot versicherte mich, um mich zu beruhigen, daß der Herzog von Broglie die Freiheit nicht weniger liebe als er, was ich gern glaube, und forderte mich auf, ihn zu besuchen. Bevor ich das that, beklagte ich mich noch

Digitized by Google

über die Verzögerung, die mein Vorschlag erfuhr, weil sie mir das Schicksal desselben zu gefährden schien. Im Augenblicke, wo ich mich zu dem Herzog von Broglie begeben wollte, sah ich ihn bei Guizot ankommen und kehrte mit ihm dahin zurück. Es erhub sich nun zwischen uns eine Discussion über mehrere Puncte und unter andern über das Alter, in welchem man zum Deputirten gewählt werden könne. Ich war der Meynung, daß es, bis auf weitere Verfügung, genüge, mit dreißig Jahren gewählt werden zu können. Von Broglie und Guizot bestanden darauf, daß man mit fünfundzwanzig Jahren in die Kammer treten könne und ich hüthete mich wohl, mich dessen zu weigern. Diese Discussion, die sich in der That nur um wenige Puncte drehte, ließ mich glauben, daß die doctrinairen Minister liberalere Ideen hätten, als ich gehofft hatte. Sie erschöpften sich in Entschuldigungen über das, was mir Abends zuvor begegnet war und versicherten mich, daß ich diesen Abend ins Conseil gerufen werden würde, was mir von allen Ministern bestätigt wurde, die ich in der Kammer antraf. Dupin selbst sagte mir mit seiner trotzigen Freimüthigkeit: „Je, mein Bester, warum sind Sie gestern nicht gekommen? Kommen Sie diesen Abend, ohne zu erwarten, daß man Sie ruft und lassen Sie uns sagen, daß Sie da sind, und Sie sollen sogleich eingeführt werden."

Viele meiner Collegen sprachen mit mir von meinem Vorschlage und fragten mich, was ihn denn aufhielt? Die Ungewißheit, in welcher man die Gemüther ließ, vermehrte die Unruhe, zu welcher man ohnehin nur zu sehr geneigt war. Widersprechende Gerüchte verbreiteten sich über die Reise Carls X. und gaben seinen Anhängern einige Hoffnung. Andererseits überredeten sich die Republikaner, daß sie neue Aussicht auf Erfolg hätten und die Apathie der Regierung bestätigte sie in diesem gefährlichen Gedanken. Ihre Köpfe erhitzten sich und wenn man nicht sehr auf seiner Huth war, so konnten sie Veranlassung zu Verlegenheit und Schrecken werden. Nichts von Allem dem gewahrte die Mehrheit der Minister. Sie glaubten, daß einige Ernennungen, unter welche sie ihre Creaturen aufzunehmen Sorge getragen hatten, zum Heil Frankreichs hinrichten.

Während ich mich, im Interesse meines Landes, über den Verzug betrübte, den die Minister hinsichtlich eines Entschlusses über meinen Vorschlag verursachten, war ich doch weit entfernt, das Motiv ihres Benehmens zu errathen und ich habe es erst lange nachher erfahren. Sie beschäftigten sich damit, einen Deputirten zu suchen, welcher sich meinen Entwurf zuschreiben und ihn der Kammer als seinen eigenen vorlegen wollte. Aber dieser Entwurf war nicht ohne Gefahr für seinen Verfasser; auch fand sich niemand, der denselben auf sich nehmen wollte und der Minister, der sich mit dieser ehrenwerthen Unterhandlung befaßt hatte, erhielt mehr als eine abschlägige Antwort. Einer von denen, an welche er sich gewendet, fragte ihn, warum man mir auf diese Weise eine Initiative nehmen wolle, welche mir streitig zu machen nicht möglich scheine. „Weil wir," antwortete der Minister, „nicht auf seine Gelehrigkeit rechnen können, das zu thun, was uns ansteht." Man wird bald sehen, daß er mich richtig beurtheilt hatte.

Ich habe diese Thatsache, die ich eben erzählt, von einem ministeriellen Deputirten, die um so mehr Glauben verdient, wenn er sie erzählt, als er einer der Handelnden dabei gewesen ist. Bestürzt über seine offenherzige Unvorsichtigkeit, sie mir erzählt zu haben, sagte er mir, daß er mich Lügen strafen würde, wenn ich davon Gebrauch machte; ich fürchte nicht, daß dem so sey, und überdies habe ich das Recht, zu glauben, daß meine Versicherung mehr gelten würde, als seine Abläugnung. Das Vorrecht derjenigen, die weder in ihren Meynungen noch ihrem politischen Betragen wechseln, ist, daß man ihnen auf ihr bloßes Wort glaubt.

— Bei der Stimmung der Gemüther, in welcher sich, der wirklichen Mehrheit ihrer Meynungen nach, die Kammer befand, wäre es gewiß viel leichter gewesen, sie zur Annahme des Königthums Heinrichs V. als zu dem des Herzogs von Orleans zu vermögen. Ein in diesem Sinne gemachter Vorschlag hätte, ich bin davon überzeugt, eine größere Anzahl Stimmen vereinigt, als der meinige; aber er würde nicht vom Volke genehmigt worden seyn. Dieses wollte den ältern Zweig der Bourbonen nicht mehr und diejenigen, welche zu dieser Zeit mit ihm in Berührung waren, wissen, wie viele Mühe man selbst hatte, daß es den jüngern Zweig annahm. Die bezahlten Widersprüche werden diese Thatsache nicht zerstören, die in dem Gedächtniß des Volkes nur noch zu lebendig ist.

— Nach Hause zurückgekehrt erwartete ich abermals in den Minister-Rath berufen zu werden, wie man sich dazu feierlich verpflichtet hatte. Wie gestern wartete ich vergebens bis um ein Uhr nach Mitternacht. Diese doppelte Vernachlässigung schien mir bizarr und setzte mich, ob ich gleich keine zu hohe Idee von mir habe, in den Fall, mich zu fragen, ob in diesem Benehmen nicht die Absicht liege, mich von dem Herzog von Orleans zu entfernen und zu verhindern, daß ich in irgend eine Berührung mit ihm komme. Man hätte sich indessen doch auf mich verlassen können, daß ich nicht nach der Gewalt strebte und sich billig enthalten sollen, mich als einen gefährlichen Concurrenten zu betrachten. Ich gehöre zu denenjenigen, die zu offenherzig die Wahrheit sagen, um Erfolg bei Königen zu haben und der Dienst, welchen ich dem erwies, der im Begriff war, es zu werden, war wohl der Mühe werth, daß man mich mit etwas mehr Rücksicht behandelt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung des englischen Volksliedes God save the King.

(M.)

Den Denkwürdigkeiten der Frau von Crequy zufolge ist dies Lied und dessen Composition ursprünglich Französisch, das erstere von der Frau von Brinon, die letztere von dem Herrn Lulli. So oft Ludwig XIV. nach St. Cyr kam, mußten die Eleven der Frau von Maintenon es singen. Der Text lautete wörtlich, wie folgt:

Grand Dieu, sauvez le Roi!
Grand Dieu, vengez le Roi!
Vive le Roi!
Que, toujours glorieux,
Louis victorieux
Voye ses ennemis
Toujours soumis.
Grand Dieu, sauvez le Roi!
Grand Dieu, vengez le Roi!
Vive le Roi!

Als das Haus Hannover in der Person Georgs I. den englischen Thron bestieg, da arrangirte der berühmte deutsche Componist Händel die Musik von Lulli und ließ die französischen Verse ins Englische übersetzen, wonach eins und das andere sich in den drei vereinten Königreichen naturalisirte.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 948. Hamburg. Sonnabend, den 23. August. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Nachtrag zu den Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Fahrt auf dem Indus aus der See nach Lahore.

Von dem

Lieutenant Alexander Burnes,

in Diensten der Ostindischen Compagnie.

(Fortsetzung.)

(N.)

Ueber das innere häusliche Leben zu Bukhara berichtet der Verfasser:

„Das von uns bewohnte Haus war sehr klein und ward nach allen Seiten hin von höheren Gebäuden überragt, doch konnte uns das nicht leid thun, weil wir dadurch Gelegenheit hatten, eine Turkie-Schöne, eine allerliebste junge Dame, zu sehen, die auf einem der Balcone ihres Hauses lustwandelte und sich das Ansehen zu geben suchte, als hielt sie sich für unbemerkt. Ihre Neugierde veranlaßte sie oft, einen verstohlenen Blick auf die Firingis zu werfen. Wir hatten dies gern und bedauerten es nur, daß wir zu weit von einander entfernt waren, um uns der süßen Musik der Sprache zu bedienen. Die Damen zu Bukhara färben sich die Zähne völlig schwarz: ihr Haar lassen sie in langen Flechten über die Schulter herabhängen. Ihr Anzug ist von dem der Männer wenig verschieden: sie tragen dieselbe Art Pelze, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Ermel, statt als solche benutzt zu werden, nach hinten zurückgeschlagen und zusammengebunden sind. Selbst im Hause tragen sie große, reichgeschmückte, sogenannte hessische Stiefeln von Sammt. Welch ein drolliger Geschmack ist es doch, daß Personen, die nie vom Fleck kommen, so gestiefelt einhergehen, als ob sie eben reisen wollten! Auf dem Haupte tragen sie große weiße Tuchane, aber ein Schleier birgt ihr Gesicht, und manches liebliche Antlitz scheint hier geboren zu seyn, um ungesehen zu verblühen. Die Schaustellung der Schönheit ins beste Licht, worauf die Frauen in Ländern, wo sie besser daran sind, so viele Zeit verwenden, ist hier unbekannt. Ein Nachbar kann den andern erschießen, wenn er ihn zu einer andern Stunde auf dem Balcon erblickt, als die dazu festgesetzt ist. Ermordung folgt auf Verdacht; denn die Gesetze des Korans in Bezug auf das Geschlecht werden sehr strenge gehandhabt. Eifersucht ist bei ihnen jedoch eine seltne Leidenschaft, aber an deren Stelle herrscht dort ein noch entwürdigenderes Laster."

Es ward unserm Landsmanne nicht erlaubt, am Hofe seine Aufwartung zu machen; der Vezir antwortete auf ein desfallsiges Gesuch:

„Ich bin so gut wie der Amir (so wird der König genannt), und wenn Ihr keine Geschäftssachen mit dem Könige abzumachen habt, habt Ihr als Reisende ja nichts am Hofe zu schaffen." — Ich sprach mich über unsere Neugierde gegen ihn aus, aber er wollte uns dieser Ehre nicht theilhaftig werden lassen, und so mußten wir denn schon darauf verzichten. Ich war jedoch entschlossen, den König einmal zu sehen, deshalb begab ich mich am Mittage des nächsten Freitags nach der großen Moschee, ein Gebäude von Timurlan, und sah Se. Majestät nebst ihrem Hofhalt vom Gebet zurückkommen. Der König schien noch nicht dreißig Jahre alt zu seyn und hat keine einnehmende Physiognomie: seine Augen sind klein, sein Gesicht ist hager und blaß. Er trug ein einfaches seidenes Gewand „Udrus" und einen weißen Turban. Zuweilen schmückt ihn auch eine Aigrette von mit Diamanten gezierten Federn. Der Koran ward vor ihm hergetragen, und ihm vorauf und hinterher gingen zwei Männer mit goldenen Keulen, die auf Türkisch ausriefen: „Betet zu Gott, daß das Haupt der Gläubigen Gerechtigkeit übe!" Sein Gefolge war nicht über hundert Mann stark; die meisten unter ihnen waren in Gewändern von russischem Brocat gekleidet und trugen goldverzierte Säbel — die ich eher Messer nennen möchte — was in diesem Lande als eine Auszeichnung gilt. Der jetzige Monarch macht mehr Aufwand, als irgend einer seiner Vorfahren; er mag es aber wohl für angemessen halten, in dem Tempel und auf der Rückkehr von einer religiösen Ceremonie Demuth zu affectiren. Das Volk reihte sich längs des Weges, als er vorüberzog, und wünschte Sr. Majestät Frieden, indem es sich den Bart strich, was ich denn ebenfalls that. Der Charakter dieses Königs, Buhadur Khan, steht in hohen Ehren bei seinen Landsleuten: bei seiner Thronbesteigung verschenkte er sein ganzes Vermögen. Er ist strenge in der Befolgung der religiösen Gebräuche, aber nicht so bigott als sein Vater Mir Hyder. Er handelt in allen Stücken nach dem Koran, und man sagt selbst, daß er persönlich nur von der Kopfsteuer lebe, die von den Juden und den Hindus erhoben wird. Die Einkünfte des Landes sollen zum Unterhalt der Mollahs und Moschee'n verwendet werden. Aber dieser junge König ist ehrgeizig und kriegerisch, und so halte ich es für wahrscheinlicher, daß er seine Schätze zum Unterhalt seiner Truppen und zur Vermehrung seiner Macht anwendet.

„Eine Sage schreibt die Gründung der Stadt Bukhara aus der Zeit des Sikander Zulkurnum oder Alexanders des Großen her, und die Geographie des Landes spricht dafür, daß sie schon im hohen Alterthum existirt haben muß. Ein fruchtbarer, von einem kleinen Fluß bewässerter Boden, mitten in einer Wüste, war sie wie ein Hafen für einen Seemann. Bukhara liegt in Gärten und Bäumen versteckt, so daß man es in einiger Entfernung nicht sehen kann; es ist ein herrlicher Ort, mit einem gesunden Clima; doch kann ich den arabischen Geographen nicht beistimmen, die ihn als das irdische Paradies schildern. Ferdusy, der große persische Dichter, sagt, „daß der König, als er Mawerulnuhr gesehen, eine ganze Welt von Städten gesehen habe." Im Vergleich zu Arabien und den dürren Ebenen von Persien mag das seine Richtigkeit haben; aber einige Ufer an den indischen Flüssen sind eben so reich, eben so schön und fruchtbar. Bukhara hat mehr als acht englische Meilen im Umfang; es hat eine dreieckigte Form und ist von einem ungefähr zwanzig Fuß hohen Erdwall mit zwölf Thoren umgeben. Der im Osten herrschenden Sitte gemäß werden diese

Digitized by Google

nach den Städten und Orten benannt, zu welchen sie führen. Von Außen sieht man wenig große Gebäude; aber wenn der Reisende die Thore passiet ist, so kommt er durch von Mauersteinen aufgeführte hohe und gewölbte Bazars, und sieht, wie jeder Handelszweig in den verschiedenen Stadtvierteln betrieben wird: hier die Verkäufer von Indienne, dort die Schuster; das eine Gewölbe mit Seidenzeugen, das andere mit Tuch angefüllt. Ueberall stößt er auf mächtige Gebäude, auf Collegien, Moschee'n und hohe Minaretts. Gegen zwanzig Karavanserais beherbergen die Kaufleute mehrerer Nationen, und bei hundert Brunnen und Teiche, mit Quadersteinen ausgemauert, versehen die zahlreiche Bevölkerung mit Wasser. Die Stadt ist von Canälen, mit Maulbeerbäumen besetzt, durchschnitten, die Wasser aus dem Flusse von Samarcand zuführen, und es besteht, was bemerkenswerth ist, der Glaube unter dem Volke, daß das höchste Minarett, dessen Höhe ungefähr hundertundfunfzig Fuß beträgt, sich bis zum Niveau jener berühmten Hauptstadt Timur's erhebe.

„Bukhara ist sehr unzulänglich mit Wasser versorgt; der Fluß ist ungefähr sechs Meilen entfernt, und der Canal wird alle vierzehn Tage nur einmal geöffnet. Im Sommer müssen die Einwohner des guten Wassers oft Monate lang entbehren, und damals, als wir zu Bukhara weilten, hatten die Canäle sechszig Tage lang trocken gelegen; der Schnee war in den Hochländern von Samarcand nicht geschmolzen, und der dürftige Vorrath des Flusses selbst war verschwunden, ehe er die Stadt erreicht hatte. Die Austheilung dieses ersten Lebensbedürfnisses ist deshalb ein nicht unwichtiger Gegenstand, auch ist dazu ein besonderer Beamter der Regierung angestellt. Ueberhaupt ist das Wasser schlecht und soll auch die Ursache des Guinea-Wurms, einer Krankheit seyn, die in einer furchtbaren Weise in Bukhara heimisch ist. Die Einwohner sagen, die Würmer, woran die Leute erkranken, seyen dieselben, von welchen einst der Körper des Propheten Hiob geplagt gewesen. Bukhara hat eine Bevölkerung von 150,000 Seelen; es hat kaum einen einzigen Garten oder einen Begräbnißplatz innerhalb seiner Ringmauern. Mit Ausnahme seiner öffentlichen Gebäude sind seine meisten Häuser klein, nur ein Stockwerk hoch; doch giebt es manch schönes Gebäude in dieser Stadt, deren Name durch die große Anzahl von Gelehrten und Priestern, die aus ihr hervorgingen, weithin bekannt ist, und schon früh ward ihr von ihren mahomedanischen Eroberern das Epitheton „Shurif" oder heilig beigelegt. Man hält es für das sichere Erkennungszeichen eines Ungläubigen, wenn gesagt wird, daß die Mauern von Bukhara schief seyen, und doch ist die Baukunst dort so mangelhaft, daß ich es bezweifle, ob sich in der ganzen Stadt auch nur eine einzige lothrechte Mauer befindet. Die heutigen Priester behaupten, daß in allen anderen Theilen der Welt das Licht zur Erde herniedersteige. Mahomed soll diese Thatsache wahrgenommen haben, als er den niederen Himmel besuchte, und der Engel Gabriel hat dann zu ihm gesagt, daß dies der Grund sey, warum diese Stätte auserwählt worden."

Von den Anwohnern und den Weinbergen an den Ufern des Kabul-Stroms giebt der Verfasser folgende Beschreibung.

„Die Weinreben hier zu Lande werden nicht beschnitten oder ausgeputzt, sondern man läßt sie an den höchsten Bäumen hinaufranken; ich habe deren zu Bala-bagh von achtzig Fuß Höhe gesehen. Aber die dergestalt gezeugten Trauben stehen denen an Güte nach, die gehörig auf Latten gezogen werden. Unsere Wohnung zu Bala-bagh war mehr romantisch als bequem, daher wir gegen Abend, weil es regnete, ein besseres Obdach in der Moschee suchten. Die Leute schienen zu sehr mit religiösen und weltlichen Dingen beschäftigt zu seyn, um von uns Notiz zu nehmen, und unartig ist uns noch von Niemand begegnet worden, obgleich wir schon überall im Lande umhergestreift sind. Man scheint hier durchaus nicht gegen die Christen eingenommen zu seyn, und ich habe von den Lippen der Einwohner nie die Aeußerung Hund oder Ungläubiger gehört, welche in den Werken mancher Reisebeschreiber so häufig vorkommt. „Jedes Land hat seine Sitten, ist ein Sprichwort unter ihnen, und die afghanistischen Mahomedaner scheinen den Christen eine Achtung zu zollen, die sie ihren hinduanischen Mitbürgern versagen.

„Zu Gundamuk erreichten wir die Gränzlinie der heißen und der kalten Länder. Man sagt, es schneite hier auf der einen Seite des Flusses, während es auf der anderen regne. Das vegetabilische Leben nimmt hier eine neue Gestalt an, so, daß während zu Julalabad der Waizen schon geschnitten wird, er zu Gundamuk erst drei Zoll über der Erde steht; und doch sind beide Orte nicht über fünfundzwanzig Meilen von einander entfernt. Auf den Aeckern bemerkten wir die weiße Maßliebe unter dem Klee; und die, nur zehn Meilen entfernten, Berge waren ungefähr tausend Fuß unter der Schnee-Region mit Fichtenwaldung bedeckt. Es war hier so kühl, daß wir uns wärmer kleiden mußten.

„Die Einwohner von Kabul wissen die Trauben in größerem Umfange zu benutzen, als es in den meisten anderen Ländern der Fall ist. Sie benutzen ihren Saft, um Fleisch darin zu schmoren, und haben auch ein Trauben-Pulver, dessen sie sich zum Würzen ihrer Speisen bedienen. Dieses gewinnen sie, indem sie die Trauben, ehe sie noch reif geworden sind, trocknen und dann zerstoßen. Es sieht aus wie Cayenne-Pfeffer und hat einen lieblichen säuerlichen Geschmack. Viele Trauben werden auch als Rosinen getrocknet, und aus andern wieder wird Traubensyrop bereitet. Ein Pfund Trauben kostet nur einen halben Pence. Der kabulsche Rhabarbee oder „Rhuwush" wächst von selbst unter den schneeigten Hügeln von Pughman, und Kabul steht wegen dieses Products in großem Rufe. Die Eingeborenen halten es für höchst gesund und bedienen sich seiner roh und gekocht wie gewöhnlicher Pflanzen. Sie erzählen als Anecdote, es wären mehrere indische Aerzte nach Kabul gekommen, die sich, wenn die Früchte reif geworden, eine starke Praxis versprochen hätten; als sie aber im Mai und Juni das Einsammeln des Rhabarbers gesehen, da hätten sie sich alsobald wieder auf die Beine gemacht, weil sie nun zu der Ueberzeugung gelangt wären, daß sie hier völlig überflüssig seyen. Hieraus ergiebt sich jedenfalls, daß diese Drogue als eine gesunde Speise angesehen wird. Wenn man den Rhabarber zu Markte bringt, so ist sein Stiel ungefähr einen Fuß lang und die Blätter sind eben im Aufbrechen. Diese sind roth; der Stiel aber ist weiß. Wenn letzterer eben über der Erde sichtbar wird, schmeckt er süß, wie Milch, und kann nicht verfahren werden; aber so wie er älter wird, wird er auch stärker. Man stapelt Steine um ihn her auf, um ihn vor der Sonne zu beschützen. Die Wurzel der Pflanze wird nicht als Medizin gebraucht.

„Dattelbäume giebt es zu Kabul nicht, obgleich man deren im Osten und Westen von dort findet — zu Candahar und zu Peschawur. Man versteht sich dort nicht darauf, einen berauschenden Saft daraus zu ziehen, wie in Indien. Peschawur ist wegen seiner Birnen berühmt, Ghuzny wegen seiner Pflaumen, die in Indien unter dem Namen Bukhara-Pflaumen verkauft werden; Candahar wegen seiner Feigen, und Kabul wegen seiner Maulbeeren; doch gedeiht zu Kabul jedes, besonders aber das Stein-Obst. Der Früchte giebt es hier mehr als Brodt, und sie zählen mit als eins der ersten Lebensbedürfnisse. Man hat hier nicht weniger als vierzehnerlei Arten, die Aprikose aufzubewahren: sie wird mit und ohne Stein getrocknet, auch zuweilen statt des Steins eine Mandel hineingesteckt; man backt sie ferner zu Kuchen, und legt sie dann wie Papier zusammen. Es ist die köstlichste aller getrockneten Früchte.

„Der Nawab und ich (erzählt der Lieutenant Vaenes weiter), wir setzten uns unter einen Birnbaum von Samarcand, die berühmteste Sorte

Digitized by Google

des Landes und bewunderten die Aussicht vor uns. Da sahen wir in großer Menge und Mannichfaltigkeit Pfirsiche-, Pflaumen-, Apricosen-, Birnen-, Aepfel-, Quitten-, Kirschen-, Wallnuß-, Maulbeer- und Granat-Bäume, so wie auch Weinreben, alles in einem und demselben Garten. Nachtigallen, Amseln und Drosseln flöteten gar lieblich, und fast auf jedem Baume schnatterten Elstern, was auch sein Angenehmes hatte, indem es mich an England erinnerte. Ich hatte meine große Freude an der Nachtigal, und als ich wieder zu Hause kam, da schickte der Nawab mir eine in einem Käfige zu, die die ganze Nacht sang. Es war eine besondere Art, Bulbul-i-huzar-dastan oder Nachtigal in tausend Sprachen genannt, und es war in der That, als ob sie den Gesang aller Arten von Vögel nachahmte. Der Käfig war zugehangen, dennoch sang der Vogel so emsig, daß ich, wenn ich schlafen wollte, ihn entfernen mußte. Er gehörte in Budukhshan zu Hause.

„In den Schneegebirgen wächst eine Giftpflanze, die selbst einem Maulthiere oder Pferde tödtlich ist; sie hat einige Aehnlichkeit mit einer Lilie, und in ihrer überhängenden, ungefähr vier Zoll langen Blume befindet sich ein langer Saamenstrang. Dieser und auch die Blume gleichen dem schönsten Kramoisin-Sammt. Die Einwohner nennen sie Zuc buta, was aber nur ihre giftige Beschaffenheit andeutet.

„In dem Thal von Caschempr, giebt es treibende Melonen-Beete, welche gewissermaßen als Inseln anzusehen sind. Die sinnreichen Bewohner jenes Thales breiten eine dicke Matte über der Oberfläche ihres See's aus und bewerfen sie mit ein wenig Erde; das Gras, was aus dieser aufsprießt, macht das Ganze dann bald compact. Das folgende Jahr besäen sie dies Kunstbeet mit Gurken und Melonen, die sie dann vermittelst eines Bootes ernten; dergestalt wissen sie bei dem Reichthum ihres Bodens sich auch noch die Oberfläche ihres See's zinsbar zu machen."

Von einem Mollah, Khodadad genannt, der in jener Gegend lebte, berichtet unser Autor:

„Er weilte oft bei uns und war auch unser Gast beim Mittagsmahl; doch meynte er, wie weise wir auch als Nation seyn möchten, verständen wir uns doch schlecht auf die Kunst, gut zu leben. Er fand an der Weise, das Gemüse bloß in Wasser abzukochen, keinen Geschmack, und sagte, das sey eine Invalidenkost. Im Uebrigen war er ein sehr verständiger Mann, der Indien und die Tartarey bereiset hatte, und der der asiatischen Literatur sehr kundig. Er hatte auch den Euclid studirt, den seine Landsleute, wie er sagte, spottweise „Ugl duzd" oder Weisheitsdieb nannten, weil er den Leuten die Köpfe verwirrt habe. Auf die Mathematik gab er nicht viel, und fragte mich, warum wir sie studirten, da sie doch die Urtheilsfähigkeit nicht besserte; nur diejenigen standen bei ihm in höherer Achtung, die im Euclid wohl bewandert waren."

Im Verfolg seiner Reise erzählt unser Reisender weiter:

„Der Khwaju unterhielt mich die halbe Nacht damit, daß er mir Oden und poetische Fragmente vordeclamirte und erklärte, die alle von der Liebe und von Nachtigallen handelten. Es ist drollig genug, daß über diese Leidenschaft so viel Redens in einem Lande ist, wo sie doch so wenig gilt; denn man heirathet, ohne sich vorher gesehen zu haben, und reisende Kaufleute nehmen sich in fremden Ländern Frauen, um sie, wenn sie wieder nach Hause zurückkehren, ohne weiteres auf ewig zu verlassen. Beide Theile gehen dann noch einmal neue Verbindungen ein.

„Die Turkmanen, welche das Land zwischen dem Orus und Bukhara bewohnen, unterscheiden sich von der großen Familie, der sie angehören, nur dadurch, daß sie in festen Häusern leben und die Unterthanen des Königs von Bukhara sind. Ungefähr vierzig verschiedene Robats oder von ihnen bewohnte Häuserhaufen lagen Angesichts unserer Wohnung; dennoch lebten wir fast einen Monat in ihrer Nähe, ohne im geringsten insultirt oder gekränkt zu werden, was sie immer ungestraft hätten thun können.

„Der Sandhügelgürtel, welcher zwischen Bukhara und dem Orus liegt, ist abwechselnd zwölf bis funfzehn Meilen breit. Diese Hügel hatten auch keine Spur von Vegetation. Es herrschte eine merkwürdige Gleichförmigkeit in ihrer Bildung; sie hatten sämmtlich eine Hufeisenform, deren äußerer Rand dem Norden zugekehrt war, aus welcher Richtung hier zu Lande der Wind weht. Auf dieser Seite lief die Wand schräge ab, während die innere Seite jäh war. Keiner von den Hügeln war über funfzehn bis zwanzig Fuß hoch, und alle ruhten auf einem festen Boden. Es wehte ziemlich scharf, und die Sandtheilchen trieben sich im Innern des Halbzirkels im Kreise herum, wodurch sie, besonders in den Strahlen der Sonne, oft das Ansehen eines Wellenschlags bekommen, was denn wohl zu der Sage von dem beweglichen Sande in der Wüste Anlaß gegeben haben mag. Das Thermometer, welches auf 100 Grad gestanden, fiel unter den Sandhügeln des Nachts auf 70. Ich habe stets die Bemerkung gemacht, daß Kälte und Hitze da am stärksten wechseln, wo Sand ist.

„Anders ist es mit der großen Wüste, welche die Königreiche Iran und Turan von einander scheidet. Der ganze Strich Landes, so weit wir sehen konnten, war eine Wüstenei von Sandhügeln, aber nicht so ganz von Vegetation und Strauchholz entblößt, als das nördliche Ufer des Orus. Uebrigens lagen sie in derselben Folge, und waren eben so gebildet, wie die vorbeschriebenen, nur war ihr Sand minder staubig und die Kamehle konnten besser darauf fort. Hin und wieder fanden wir einen Streifen verhärteten Lehmboden, als ob auch hier die Sandhügel eine feste Unterlage hätten. In diesen Höhlungen und an dem Rande der Hügel sahen wir ein Gestrüpp, dem Tamariskenstrauche ähnlich, und Kasura genannt, so auch eine Art Gras, das man Salun nannte. Auch ein paar Arten Dorngesträuchs kamen uns zu Gesicht, die Kuzzak und Karaghan hießen, und an welchen sich die Kamehle gütlich thaten. Auf dem ganzen Marsche trafen wir kein Wasser an und fanden auch keine Spur von Einwohnern, wohl aber ein verfallenes Fort, welches einst als eine Waetburg vom Orus aus gedient haben mag. Die indischen Wüsten Jaysulmir und Purkie verloren alle ihre Bedeutung vor diesem hehren Sand-Ocean. Es giebt nichts Imponirenderes als eine Wüste, und das Auge ruht mit einem tiefen Interesse auf der langen Linie von Kamehlen, die sich da im gekrümmten Laufe durch die furchtbare Oede windet. Das Gleichniß eines Schiffes auf dem Weltmeer und eines Kamehls in der Wüste ist ganz treffend. Die belebten Wesen verleihen der unbelebten Natur ein großes Interesse.

„Einige Ratzen und Eidechsen, auch hin und wieder einmal ein Vogel, waren die einzigen Bewohner der Wüste, die uns zu Gesicht kamen. Einige der Sandhügel hatten eine Höhe von sechszig Fuß, aber ihre Kuppe war aller Vegetation entblößt. Von Gras zeigten sich nur hin und wieder einzelne Büschel, auch stand das Gestrüpp durchaus vereinzelt. Der Sand erreichte eine Hitze von 150 Graden, und die der Atmosphäre ging über 100 hinaus; doch wehte ein anhaltender Wind, dessen stete gleichmäßige Richtung in einem Binnenlande merkwürdig ist. Ohne diesen Wind würde die Bereisung dieses Landstrichs im Sommer meiner Meynung nach rein unmöglich seyn.

„Die Kamehle sind sehr geduldig in der Ertragung des Durstes, doch ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, daß sie eine unbegränzte Zeit ohne Wasser leben könnten. In der Regel erliegen sie dem Durste am vierten Tage, und wenn es sehr heiß ist, fallen sie noch eher zusammen."

Sehr belobend spricht unser Landsmann sich über die asiatische Gastfreiheit aus und beklagt schon im Voraus den Fall, wo eine erbärmliche Höflichkeit diese edle Tugend des Barbarismus verdrängen sollte.

Digitized by Google

Als die Karavane aus den Sandhügeln auftauchte, war sie den ehemaligen Ueberresten des berühmten Königreichs Merve (von unseen Geschichtschreibern Meru genannt) nahe, wo sie, wie in Folgendem erzählt wird, ganz interessante Abenteuer unter den Turkmunen erlebte.

„Die Turkmunen sind von den Uschbecken verschieden und führen lediglich ein Hirtenleben. Sie sind in mehrere Stämme abgetheilt, die aber alle auf einen gemeinschaftlichen Ursprung Anspruch machen. Wir hatten die Ersaris am Oxus gesehen und hatten es nun mit dem Stamme Saruk zu thun, dessen Nachbaren die Saloren sind. Dem caspischen Meere zu leben die Tukas, Goklans und Yumuds, lauter große Stämme, von welchen ich weiterhin sprechen werde. Unter den Saruks, mit welchen wir Bekanntschaft angeknüpft hatten, war einer, der oft räuberische Streifzüge in Persien unternahm und dadurch mit der Sprache dieses Landes vollkommen bekannt geworden war, was mir denn Gelegenheit verschaffte, dieser Denkungsart eines turkmanischen Räubers kennen zu lernen. Er hieß Nurepaz, und hatte die größten wie die kleinsten Unternehmungen mitgemacht; auf seinem letzten Streifzuge hatte er nur sechs Reiter mit sich, und brachte auch nur drei Gefangene mit zurück. Seiner Beschreibung nach nähern die Räuber sich der persischen Gränze in langsamen und kurzen Stationen, und wenn sie dort angekommen sind, so legen sie sich oft mehrere Tage Angesichts eines Forts in Hinterhalt, um eine günstige Gelegenheit, eine Prise zu machen, abzuwarten. Finden sie deren keine, so sprengen sie früh Morgens, wenn die Hirten und die Landleute ihrer Beschäftigung nachgehen, ins Feld, und greifen auf, was ihnen unter die Hand kommt. Wenn ihnen scharf nachgesetzt wird, so lassen sie ein Handpferd, deren zwei Personen immer eins bei sich führen, laufen, weil ihnen die Fortschaffung ihres Sclaven immer mehr am Herzen liegt. Bei einer solchen, im Fluge ausgeführten, Expedition ist alles von der Schnelligkeit der Pferde abhängig, daher die Turkmunen auch auf diese die größte Sorgfalt verwenden.

(Der Beschluß folgt.)

Feier des Beiramfestes zu Constantinopel im Jahr 1834.

Der Beiram, oder die dreitägige Festzeit, welche dem Ramazan oder Fastenmonat folgt, begann in diesem Jahre Montags, den 10. Februar, mit dem üblichen feierlichen Zuge des Großherrn von der kaiserlichen Pforte oder dem Hauptthore des Serails nach der Moschee Achmet, um daselbst die gebräuchlichen Gebete zu verrichten. Nach der sehr löblichen Gewohnheit der Türken, ihr Tagewerk mit Sonnenaufgang zu beginnen, versäumte auch ich nicht, mich, als Eos mit Rosenfingern emporstieg, nach Istambol zu begeben, um Zeuge dieses interessanten Schauspiels zu seyn. Der erste Anblick, als ich mich dem Schauplatz näherte, war nichts weniger als angenehm — denn als Fremder vermißte ich einen der wesentlichsten Theile öffentlicher Feierlichkeiten: jene heitere theilnehmende, geräuschvolle, von Polizei und Soldaten mit Mühe im Zaum gehaltene Volksmenge — wodurch zwar der aufmerksame Beobachter viel an Bequemlichkeit gewann, der Totaleindruck aber nicht weniger matt, ja gehaltlos wurde. Mit Ausnahme einiger orientalischen Fremden, hielt es schwer, unter den Zuschauern Türken wahrzunehmen. So bestand denn die spärliche Volksmenge in überwiegender Mehrzahl aus Christen — Griechen, Armeniern, Franken ꝛc., meist kalten, theilnahmlosen Gaffern, deren Neugierde durch die rücksichtslos ausgetheilten Säbelhiebe und Kolbenstöße der patrouillirenden Wachen nur zu oft unfreundlich unterbrochen ward.

Da der Zug noch nicht begonnen hatte, so benutzte ich die Zeit, einen Blick auf die im Spalier aufgestellte türkische Infanterie zu werfen. Die anwesende Truppenmasse konnte etwa fünftausend Mann betragen. Den diesen braven Truppen schon so oft gemachten Vorwurf, armselig und geschmacklos gekleidet zu seyn, will ich weder bestätigen noch wiederholen; es muß dem, an hängende, faltenreiche Kleider gewohnten Orientalen schwer genug fallen, sich in der engen, schnürenden Tracht eines Europäers zurechtzufinden und indem er die allgewohnte Bequemlichkeit immer wieder aufsucht, fällt er unvermeidlich in ein charakterloses Mittelding. — Doch abgesehen von Wuchs und Kleidung, von Feß (rothen dicht anliegenden Mütze) und Pantoffeln, muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß es doch einige besonders begünstigte Regimenter giebt, deren man lobend erwähnen kann, und deren militairische Haltung erfreulich ist. Gleichfalls sind die Musikbanden, womit alle Truppentheile reichlich versehen sind, eines besondern Ruhmes werth; hierin haben die Türken Ausgezeichnetes geleistet, wodurch ihre natürlichen Anlagen sich sehr zu ihren Gunsten darlegen. Auch ist es wahrscheinlich, daß, wenn die Türken es zuließen, und die Truppen einer eben so gründlichen, uneingeschränkten und freien Leitung europäischer Sachkenner unterworfen würden, wie es bei der Musik der Fall ist, die türkische Armee wahrscheinlich auf einem sehr achtungswerthen Fuße stehen würde. — Einige entfernte Kanonenschüsse, — denn man schoß im Hafen, statt auf dem geräumigen Atmeidan oder in den Höfen des Serails feuern zu lassen, — kündigten an, daß der Zug begonnen habe. An der Spitze desselben befand sich, nicht etwa eine Schwadron Reiterei mit schmetternden Trompeten, sondern die hohe Geistlichkeit, voraneilend, um den Padischah in der Moschee gebührend zu empfangen. Diese alten Herren sind in jüngster Zeit das geblieben, was sie von Alters her waren; selbst in ihren Gesichtern glaubt man noch ganze Jahrhunderte vergraben zu sehen. Ihre langen, grauen Bärte geben ihren finstern, scharfgezeichneten Gesichtszügen fast den Ausdruck der Wildheit. Auffallend ist es, daß viele dieser türkischen Gelehrten ganz verwachsen und verkrüppelt sind; man sagt, dies käme von der kauernden Weise, ihren mühsamen Studien obzuliegen. Ich sah Gestalten, die aus dem Pinsel eines Hogarth oder aus einer Hofmannschen Phantasie hervorgegangen zu seyn schienen. Was uns ältere Reisende von der altorientalischen Pracht und Würde erzählt haben, fand ich nicht bestätigt. Einige winzige, goldene Verzierungen am Turban, goldgestickte Satteldecken und Saumzeug, doch nicht alt und abgenutzt, eine nachrennende Dienerschaft in gewöhnlicher Hauskleidung, die hin und wieder abgerissen und schmierig erschien, waren die Hauptbestandtheile jener uns so oft gerühmten alten Herrlichkeit. Den Schluß dieses ersten Theils des Zuges machte der greise Scheich-ül-islam (Mufti) in einem wunderlich aus Holz geschnitzten und buntbemalten Wagen sitzend; er allein hat das Recht, in einem Wagen zu erscheinen. Der Geistlichkeit folgte das militairische Personal: Paschas, Staabsoffiziere, Seeoffiziere u. s. w. im grellen Contrast. Das Alter machte der Jugend Platz, oder vielmehr die alte Zeit der neuen; — frische, lebensfrohe Gesichter, elegant zugestutzte Bärte, statt des Turbans den Feß, statt der hohen türkischen Sättel und langen Decken die Pritsche, statt des Kaftans blaue oder grüne Ueberröcke mit goldgestickten Kragen und Aufschlägen, feine, elegante Degen oder französische Säbel, keine nachschleppende alterthümliche Dienerschaft, kurz man sah hier die europäisch-türkische Modernisirung in ihrem vollen Glanze, jedoch noch immer mit manchen Verstößen gegen unsere Eleganz und unser Formenwesen! Hier stolzirte ein Pascha mit mächtigen Generalsepauletten vorbei, hinter ihm ein anderer von gleichem Range, der sich nicht weniger mit Lieutenantsepauletten brüstete; diesem fehlten einige Knöpfe am Rocke und jener ritt mit ungeputzten Schuhen und nicht gar reinen wollenen Strümpfen; sporen

Digitized by Google

und Handschuhe waren Seltenheiten. Nun kamen, wenn ich nicht irre, die kaiserlichen Reitpferde von Stalldienern geführt, zwar reichgeschmückt, doch ohne vorzüglichen Geschmack, so daß von den Formen dieser schönen Thiere wenig zu sehen war. Ihnen folgten die Minister hinter einander herreitend und von einer Art Polizei-Soldaten umgeben, der Reis-Effendi, Defterdar, Kapudan-Pascha, Seraskier und endlich der Großvezier; ihr Costum bestand in einem langen, blauen faltenreichen Mantel ohne Aermel und goldgesticktem Kragen — und aus einer reichen goldenen Verzierung auf dem Feß. Das Aussehen dieser ersten Staatsbeamten war anständig und würdevoll und man nahm in der That recht einnehmende Gesichter wahr. Der hellbraune, schöngestutzte Bart des Reis-Effendi contrastirte recht anmuthig mit dem schneeweißen ehrwürdigen des alten Seraskiers.

Das Spielen der Musikbanden, das Präsentiren und Vivatrufen der Bataillone kündigte jetzt das Herannahen des Großherrn an. Se. Hoheit tragen das Staatscostum ihrer Minister, nur mit dem Zusatz eines prächtigen Reiherbusches, der mittelst eines herrlichen Diamants an den Feß befestigt wird; die hohen, buntbemalten Federn auf den goldgetreßten schirmlosen Tschakos der Leibgarden, lassen nur von Zeit zu Zeit die gebietenden Blicke ihres Herrn hindurchglänzen, kein Lächeln in seinen Mienen, aber ein klarer, ernster doch nicht strenger Blick und ein volles Gesicht, den ein schöner, schwarzgefärbter Bart ziert, ... so habe ich den Sultan gesehen. Doch welche Umgebung! Giebt es etwas widerlicheres als diese Leibwache geputzter Halbmänner, dieses Corps entmannter Hellebardenträger? — Einige großherrliche Hausoffiziere und Seraisbeamte schlossen den Zug, welcher, nachdem der Sultan seine Gebete in der Moschee verrichtet hatte, in derselben Ordnung nach dem Serail zurückkehrte, wie er gekommen war.

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

(Fortsetzung.)

(L.)

Ich begann den 6. August damit, zu Guizot zu gehen und ihm, in den lebhaftesten Ausdrücken, mein Mißvergnügen über die Rücksichtslosigkeit zu bezeugen, die ich ihm und seinen Collegen vorzuwerfen hatte. Er machte abermals tausend Entschuldigungen, erkannte das Unrecht, das man habe und schob es darauf, daß es noch nicht gelungen sey, sich über alle Puncte einzuverstehen. Er zog dann aus seinem Schreibtisch einen ganz von der Hand des Herzogs von Broglie geschriebenen Entwurf, in welchem sich noch einige Lücken befanden, welche, sagte er, mir Dupin ausfüllen helfen wird, wenn wir in die Kammer kommen. Ein flüchtiger Blick auf den Entwurf, den man mir einhändigte, ließ mich sehen, daß ganz andere Dinge noch zu thun waren, als einige Lücken auszufüllen. Ich nahm ihn mit mir, zu Guizot sagend: „Sie haben „Ihre Arbeit gethan, jetzt will ich die meinige thun."

Folgendes ist das Actenstück, was mir eingehändigt wurde und was ich mit der größten Sorgfalt aufbewahrt habe:

„Die Kammer der Deputirten, im öffentlichen Interesse die gebie„terische Nothwendigkeit in Erwägung ziehend, welche aus den Ereig„nissen vom 26., 27., 28., 29. Juli und folgenden Tagen und aus der „allgemeinen Lage Frankreichs resultirt:

„Nach Einsicht der Abdankungs-Urkunde Sr. Maj. Carls X. vom „letzten 2. August und der Entsagung Sr. königl. Hoheit, des Dauphins, „Ludwig Anton, vom nämlichen Tage:

„In Betracht überdies, daß Se. Maj. Carl X., Se. königl. Hoheit „der Dauphin und alle Glieder des ältern Zweiges des königlichen Hauses „in diesem Augenblicke das französische Gebiet verlassen;

„Erklärt, daß der Thron erledigt und es unerläßlich nothwendig ist, „für dessen Wiederbesetzung zu sorgen.

„Die Kammer der Deputirten erklärt überdies, daß, nach dem „Wunsche und im Interesse des französischen Volkes, die Artikel 6, 14, „15, 16, 17, 19, 20, 21, 26, 28, 30, 31, 32, 36, 37, 38, 40, 41, „43, 46, 47, 56, 63, 74 der constitutionellen Charte modificirt werden „sollen wie folgt:

„Art. 6 (unterdrückt).

„Art. 14. Der König ist das höchste Oberhaupt des Staates; „er hat den Oberbefehl über die Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, „erklärt Krieg, schließt Friedens-, Allianz- und Handels-Tractate, ernennt „zu allen Verwaltungs-Aemtern und erläßt die nöthigen Reglements und „Ordonnanzen für die Vollstreckung der Gesetze, Alles unter der Verant„wortlichkeit der Minister.

„Art. 15. Die gesetzgebende Macht wird collectiv ausgeübt von dem „König, der Kammer der Pairs und der Kammer der Deputirten.

„Art. 16 u. 17. Der Vorschlag der Gesetze steht dem König, der „Kammer der Pairs und der Kammer der Deputirten zu.

„Nichtsdestoweniger muß jedes Steuer-Gesetz zuerst von der Kammer „der Deputirten votirt werden.

„Art. 19, 20 u. 21 (unterdrückt).

„Art. 26. Jede Versammlung der Pairs-Kammer, welche außer „der Zeit der Sitzung der Kammer der Deputirten gehalten werden „würde, ist unerlaubt und rechtlich null, den einzigen Fall ausgenommen, „wo sie als Gerichtshof vereinigt ist, und dann kann sie nur gerichtliche „Functionen ausüben.

„Art. 28. Die Pairs haben Eintritt in die Kammer und bera„thende Stimme mit 25 Jahren.

„Art. 30. Die Prinzen von Geblüt sind Pairs durch das Recht der „Geburt. Sie haben ihren Sitz unmittelbar nach dem Präsidenten.

„Art. 31 (unterdrückt).

„Art. 32. Die Sitzungen der Pairs-Kammer sind öffentlich, aber „die Forderung von fünf Mitgliedern reicht hin, daß sie sich in eine „geheime Comitee verwandele.

„Art. 36 (unterdrückt).

„Art. 37. Die Deputirten werden auf fünf Jahre erwählt.

„Art. 38. Kein Deputirter kann in der Kammer zugelassen werden, „wenn er nicht .. Jahre alt ist und nicht 1000 Franken directe Steuern „bezahlt.

„Art. 40. Niemand ist Wähler, wenn er nicht 25 Jahre alt ist „und eine directe Steuer von 300 Franken bezahlt.

„In den Arrondissements, wo die Zahl der Wähler sich nicht über „hundert beläuft, wird diese Zahl durch diejenigen vervollständigt werden, „welche die am höchsten Besteuerten unter 300 Franken sind.

„Art. 41. Die Präsidenten der Wahl-Collegien werden von den „Wählern ernannt.

„Art. 43. Der Präsident der Kammer der Deputirten wird von der „Kammer ernannt. Er wird für die ganze Dauer der Legislatur erwählt.

„Art. 46, 47 u. 56 (unterdrückt).

„Art. 63. Es können folglich keine außerordentlichen Commissionen „und Tribunale geschaffen werden.

Digitized by Google

„Art. 74. Der König und seine Nachfolger schwören bei ihrer Thron-„besteigung, die gegenwärtige constitutionelle Charte treu zu beobachten.

„Die Kammer der Deputirten erklärt drittens, daß es nothwendig „sey, successiv durch besondere Gesetze zu sorgen

„1) für die Ausdehnung der Geschwornen-Gerichte auf die correctio-„nellen Vergehen und namentlich auf die Preß-Vergehen;

„2) für die Verantwortlichkeit der Minister und der untern Ver-„waltungs-Beamten;

„3) für die Wieder-Erwählung von Deputirten für diejenigen, die zu „öffentlichen Aemtern ernannt werden;

„4) für die jährliche Votirung des Contingents der Armee;

„5) für die Organisation der Nationalgarden;

„6) für einen Militair-Codex;

„7) für die Departemental- und Municipal-Verwaltung;

„8) für den öffentlichen Unterricht.

„Alle neue Ernennungen von Pairs, die unter der „Regierung Sr. Maj. Carls X. gemacht worden sind, „werden für null und nicht geschehen erkläet.

„Unter Bedingung der Annahme dieser Verfügungen und Vorschläge „erklärt endlich die Kammer der Deputirten, daß das allgemeine und „dringende Interesse des französischen Volkes Se. königl. Hoheit, Ludwig „Philipp, Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs und „seine Descendenten in männlicher Linie, nach der Ordnung der Erst-„geburt und mit immerwähender Ausschließung der Frauen und ihrer „Descendenten, zum Throne berufs.

„In Folge dessen soll Se. königl. Hoheit, Ludwig Philipp, Herzog „von Orleans, eingeladen werden, die oben ausgesprochenen Clauseln „und Verpflichtungen anzunehmen, die Beobachtung der constitutionellen „Charte und der angezeigten Modificationen zu beschwören und den Titel, „König der Franzosen, anzunehmen."

Der mit gesperrter Schrift bezeichnete Paragraph, betreffend die Entsetzung der Pairs von Carl X., war von Guizots Hand an den Rand geschrieben. Es scheint, daß der Herzog von Broglie die Pairs-Kammer so gut fand, daß er sie nicht antasten wollte.*)

Es war schon neun Uhr, als ich Guizot verließ und zu Mittag sollte ich in der Kammer seyn; man kann denken, wie wenig Zeit mir übrigblieb, um das Werk der Doctrinairs zu revidiren. Ich eilte nach Hause und schloß mich ein, um mich ganz meiner Arbeit zu widmen.

Ich las mit Aufmerksamkeit den eben erhaltenen Entwurf wieder durch und fühlte mich indignirt, daß man hatte glauben können, daß ich das Werkzeug von allem dem würde seyn wollen, was er antinationales und beschränkendes hinsichtlich der Versprechungen enthält, die schon gegeben waren und deren Bruch wir unmöglich dulden konnten. Ich hatte unglücklicherweise nicht die Zeit, eine so gründliche Arbeit zu liefern, als ich gewünscht hätte, und als die Umstände erheischten. Ich schwebte zwischen der Furcht, durch allzu große Eil nachtheilige Unvollkommenheiten stehen zu lassen, und der noch wichtigern Besorgniß, das ganze Schicksal meines Vorschlags zu gefährden, wenn ich den Augenblick nicht benutzte, wo es noch möglich war, ihn zu machen. In dem ersten Falle opferte ich meine Eigenliebe auf, in dem zweiten wagte ich die Zukunft meines Landes in Gefahr zu bringen. Konnte ich wohl zweifelhaft seyn?

Man hat die Eil oft getadelt, mit welcher mein Vorschlag gemacht und besonders discutirt worden ist. Die Kritik ist leicht, wenn man die Umstände nicht berücksichtigt, unter welchen sich diejenigen befanden, welche gehandelt haben. Ich habe schon mehreremale angedeutet, daß die Factionen sich rührten und die Schlaffheit oder vielmehr die absolute Nullität der Regierung benutzten. Eben nun wurde ich benachrichtigt, daß die Republikaner eine letzte Anstrengung versuchen wollten, um sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Andererseits fürchtete ich die Intervention der fremden Mächte und ihre Intriguen zu Gunsten der Legitimität. So lange wir nicht einen neuen König proclamirt hatten, konnte die Diplomatie des göttlichen Rechts versuchen, uns Heinrich V. aufzudringen und, sey es durch Gewalt, sey es durch List, das Princip aufrecht zu erhalten, das wir eben gestürzt hatten. Endlich, ich muß es wohl gestehen, betrachtete ich es als eine Nothwendigkeit, den Herzog von Orleans zu zwingen, die Krone anzunehmen. Die natürliche Unentschlossenheit seines Gemüths, die ich anfing kennen zu lernen, ließ mich fürchten, daß er vor den mindesten Hindernissen zurückweichen und selbst dazu beitragen möchte, alles zu vernichten, was wir gethan. Unter solchen Umständen war es Weisheit, zu eilen, und weil ich davon innig überzeugt war, zürnte ich, daß die Minister mich so viele Zeit hatten verlieren lassen.

Ich habe nicht nöthig, den eben mitgetheilten Entwurf mit meinem ursprünglichen Vorschlag zu vergleichen, um zu zeigen, in welchem verschiedenen Geiste der eine und der andere geschrieben war. Der erste athmet Liebe zur Freiheit, der andere ist das Werk eines Feindes aller Fortschritte (?). Ich werde mich begnügen, die Modificationen anzudeuten, die ich an der Arbeit des Herzogs von Broglie machen zu müssen geglaubt habe.

Ich habe das Visa der Abdankungs-Urkunde unterdrückt; es konnte keinen andern Zweck haben, als eine neue Legitimität zu Gunsten des Herzogs von Orleans einzuführen; wir aber verwerfen die Legitimität, von welcher Art sie sey. Außerdem habe ich überdies gezeigt, daß die Abdankung nur zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux geschehen war. Was wollten also die Doctrinaires damit anfangen? Wollten sie die Protestation wieder aufregen, die man im Augenblicke seiner Geburt in den englischen Journalen las? Das wäre denn eine Bastard-Politik zu nennen gewesen, die sie bei dieser Gelegenheit befolgt hätten.

Nicht besser begründet habe ich die Anführung gefunden, daß die königliche Familie Frankreich verlasse, zunächst weil dieses Weggehen als freiwillig dargestellt wird, was doch augenscheinlich gezwungen war und in solcher Voraussetzung eine Unehrlichkeit (eine Behauptung wider besseres Wissen) liegt; dann, weil diese Familie noch weit vom Hafen war, in welchem sie sich einschiffen sollte, und weil, wenn, durch irgend einen Umstand, der nicht unmöglich war, sie in Frankreich geblieben wäre, das Gerüst des neuen Königthums eingestürzt seyn würde.

Eine der am meisten gewünschten Verbesserungen war die der Herabsetzung des Wahl-Census und dessen der Wählbarkeit. Der Herzog von Broglie behielt den einen und den andern bei, wie sie in der Charte von 1814 waren und nur das Alter verminderte er. Er führte so in die neue Charte ein aristokratischeres Princip als das der alten ein, denn es war klar, daß die jungen Leute, die ein bedeutendes Vermögen zu erwarten hatten, im Allgemeinen die einzigen gewesen seyn würden, die von diesen Verfügungen hätten Nutzen ziehen können.

Ich verspaete die andern Bedingungen als die des Alters auf die Intervention des Wahlgesetzes, weil ich fürchtete, zu große Schwierigkeiten zur Sprache zu bringen, wenn ich sie unmittelbar aufstellte.

Ich halte mich nicht bei einigen Detail-Verbesserungen auf und komme zur Nomenclatur der Gesetze, die unser constitutionelles Gebäude vervollständigen sollen. Hier hat sich die Adresse, um nicht zu sagen, die doctrinaire Treulosigkeit in ihrem klarsten Lichte gezeigt. Zunächst ist nicht

*) Gut oder nicht, so scheint uns doch diese Verfügung eine Ungerechtigkeit, denn als Carl X. diese Pairs creirte, hatte er ja, außer allem Zweifel, hierzu die gesetzliche Befugniß; sehen nach gemeinem Rechte gilt der Grundsatz, daß kein neues System oder Gesetz rückwirkende Kraft haben könne.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

angegeben, in welcher Zeit diese Gesetze gegeben werden sollen; man begnügt sich zu sagen, daß dies successiv geschehen soll, was denn die Vorlegung derselben ganz der Willkühr der Gewalt anheimgiebt. Dann wird von der Organisation der Nationalgarde gesprochen, aber nicht gesagt, von wem die Offiziere gewählt werden sollen. Man kündigt einen Militair-Codex an, aber man vergißt zu sagen, daß der Etat der Offiziere aller Grade auf eine legale Weise gesichert werden solle. Man erinnert an die Gesetze der Departements- und Municipal-Verwaltung, aber man hüthet sich wohl zu sagen, daß die Bürger bei der Bildung dieser Administrationen intervenireu sollen. Endlich verspricht man, daß ein Gesetz über den öffentlichen Unterricht gegeben werden solle, aber man stipulirt nicht, daß es die Freiheit des Unterrichts zur Basis haben soll. Ich stellte diese zahlreichen Auslassungen wieder her, die ich nicht mit einem strengern Namen bezeichnen will. Ich modificirte hierauf die Entwicklung meines ersten Vorschlags, um sie auf den anwendbar zu machen, den ich vorlegen wollte, und als ich diese Arbeit beendigt hatte, begab ich mich nach der Kammer. Durch das Vorhergehende kann man einen richtigen Begriff von dem haben, was ich zu thun genöthigt war, und von der Kürze der Zeit, in welcher ich es thun mußte.

Als ich in der Kammer ankam, begegnete ich Dupin, mit welchem ich mich über einige leichte Modificationen und zwei unwichtige Zusätze einverstand. Ich erklärte ihm, was ich gethan und er gab mir seine völlige Zustimmung. Ich muß sagen, daß mir niemand entfernter als er von legitimistischem Rückhalt geschienen hat, und in dieser Hinsicht ist es unmöglich, daß er sich je mit den Doctrinairs einverstehe. Dupin hat unsere jetzige Regierung immer als eine neue und gänzlich von der alten unabhängige betrachtet. „Der Herzog von Orleans ist König, nicht „weil er ein Bourbon, sondern obgleich er ein Bourbon ist.“ Das ist, wie er selbst auf der Tribune sagte, die Basis seiner Ueberzeugung und seiner politischen Doctrin. Ich habe schon Gelegenheit gehabt, zu sagen, daß die liberale Presse Dupin mit zu großer Strenge beurtheilt. Er hat die Schwächen von Menschen, deren Einbildungskraft sehr beweglich ist, deren Geist Sprünge macht, er ist nicht immer mit sich selbst einig; aber er ist ein guter Bürger, ein Mann, der die Wahrheit sucht und will und einer der aufrichtigsten Feinde des alten Regimes. In dem Augenblicke selbst, wo ich dieses schreibe, rechtfertigt Dupin mein Urtheil. Seit langer Zeit scheint der König zu wünschen, daß er ins Ministerium trete und er will dies nur unter Bedingungen thun, von denen er nicht läßt. Er hält es für unmöglich, der Collège von Ministern zu seyn, deren Meynungen er mißbilligt und er fordert ihre Entfernung. Das ist gewiß das Benehmen eines Mannes von Ehre.

Einige Augenblicke, bevor ich in die Kammer trat, um meinen Vorschlag zu lesen, stieß ich auf Guizot. „Sie haben wieder eine „Legitimität schaffen wollen,“ sagte ich zu ihm; „ich bin zur Wahrheit „zurückgekehrt, indem ich die Usurpation vorgeschlagen. — Sie haben „das größte Unrecht,“ antwortete er, „man wird es Ihnen niemals „verzeihen. — Ich weiß nicht,“ erwiderte ich, „ob man mir es je „verzeihen wird, aber das weiß ich, daß man, durch mich, einen Thron „besteigen wird, von dem man, bei Ihrer Art zu handeln, für immer „hätte ausgeschlossen werden können.“

Der Verfasser kommt nun endlich dazu, seinen Vorschlag der Kammer vorzulegen und thut dies fast ohne Abänderung seines Entwurfs. Da die Leser diesen bereits kennen, so ersparen wir ihnen die Wiederholung, so wie die darauf folgenden vorläufigen Debatten und bemerken nur, daß er, zur Berichtserstattung, an eine Commission verwiesen und daß, auf Keratry's Vorschlag, wegen Dringlichkeit und Wichtigkeit der Umstände, wieder für den Abend eine Sitzung der Kammer anberaumt wurde. Der Verfasser fährt nun folgendermaaßen fort:

Keratry hatte Recht, von der Wichtigkeit der Umstände zu sprechen. Die Langsamkeit, mit welcher der Minister-Rath bei der Prüfung meines Entwurfs zu Werke gegangen war, und ihn modificirt, ich sollte sagen entstellt hatte, hatte die Unruhe vermehrt und eine Aufregung hervorgebracht, die in Wahrheit ernstliche Unruhen fürchten ließ. Ich habe schon bemerkt, daß die einen Augenblick unterdrückten republikanischen Idee'n wieder Consistenz und Ausbreitung gewannen. Diejenigen selbst, die sie nicht ganz theilten, forderten, daß man unsern Freiheiten einen weiteren Spielraum gebe, als der war, mit welchem sie sich drei Tage früher begnügt haben würden.

Wenn man aufmerksam beobachtet hat, wie es in Revolutionen hergeht, so weiß man, daß es immer einen Moment giebt, wo ein Anhalten möglich, ja selbst leicht ist. Man muß diesen Moment nur zu ergreifen wissen. Verfehlt man ihn, so wachsen die Forderungen und die Aufregung steigt, bis sie zur Explosion komme. Ich hätte gern gewollt, daß man mehr für die Freiheit thue, als ich zu thun verschlug, aber, ich kann es nicht genug wiederholen, man mußte das wollen, was möglich war, und die Zusammensetzung der Kammer machte schon die völlige Annahme meines Vorschlags, wie beschränkt er auch war, zweifelhaft. Soll ich es sagen? Ich dachte damals, daß man neue Wege mit einer Stufenfolge einschlagen müsse. Ich fürchtete, daß eine zu plötzliche Veränderung, daß eine unsern Rechten unmittelbar gegebene zu große Ausdehnung uns von dem Ziel entfernen möchte, nach dem wir streben müßten. Ich erröthe jetzt, daß ich solche Besorgnisse habe hegen können. Ich hätte wissen sollen, daß die Gewalt immer von Menschen umgeben seyn würde, die alles gegen die Freiheit thun und daß man niemals fürchten sollte, zu viel für sie zu thun.

Man hat gesehen, daß, um nicht den Erfolg meines Vorschlags zu gefährden, ich verschiedene Sachen zurückgenommen hatte, die ich für gut hielt, wie z. B. die Abschaffung des alten und neuen Adels. Meine Voraussicht wurde nur zu sehr durch die Zusammensetzung der Commissionen gerechtfertigt, die zur Berichtserstattung gewählt wurden. Nicht der dritte Theil derselben bestand aus Deputirten von ehrlich und wirklich liberalen Meynungen. Das nämliche Motiv, das mich bewogen hatte, die Unterdrückung des Adels aus dem Vorschlag wegzustreichen, hatte mich verhindert, die Inamovibilität der Magistratur anzutasten. Ich fürchtete den ungünstigen Einfluß der großen Anzahl obrigkeitlicher Personen, die in der Kammer saßen. Da ich inzwischen bemerkte, daß viele Deputirte diese letzte Auslassung tadelten, so wollte ich meinen Fehler wieder gut machen, indem ich zu erlangen suchte, daß den Obrigkeiten von Ludwig XVIII. und Carl X. eine neue Investitur auferlegt würde.

Ein solcher von mir kommender Zusatz würde nicht verfehlt haben, eine Commission zu ernennen, von welcher mehrere Mitglieder, und namentlich einer auf der Tribune, schon erklärt hatten, daß sie weit entfernt seyen, meine Doctrinen zu theilen. Ich dachte daher darauf, ihn durch einen Mann von inoffensiven Meynungen, dessen Charakter aber doch geschätzt wäre, vorlegen zu lassen: Keratry schien mir vollkommen geeignet, eine solche Rolle zu spielen. Ich erklärte ihm genau, wovon es sich handle und klärte sein Gewissen mit allem Lichte der Vernunft auf. Keratry fragte mich, was Dupont von diesem Zusatz denke? Ich versicherte ihm, daß er ihn lebhaft wünsche und er übernahm es, ihn vorzuschlagen und zu vertreten.

Dupin verwarf nachdrücklich, selbst mit Heftigkeit, diesen neuen Vorschlag. Ich bestand darauf, und er wurde glücklicherweise mit Nachdruck und Talent von Benjamin Constant und Tracy unterstützt. Villemain, Jacques Lefevre, Augustin Perier, Humann und mehrere andere bekämpften uns. Endlich kam es zur Abstimmung und vierzehn Stimmen gegen vier entschieden, daß die legitimistische Magistratur

Digitized by Google

gänzlich beibehalten werden solle. Ich muß hier hervorheben, daß diejenigen, welche für eine Maaßregel stimmten, deren Nützlichkeit die Folge so deutlich bewiesen hat, Benjamin Constant, Tracy, Keratry und ich waren. Die große Majorität, welche die der unsrigen entgegengesetzte Meynung verfocht, überhob den Präsidenten zu stimmen, aber seine patriotische Abstimmung (wie er sie nach seiner Ueberzeugung gegeben haben würde) kann nicht zweifelhaft seyn.

Dieser Vorschlag war gewissermaaßen präjudiciell und wie ein neu aufzustellendes Princip vorgelegt worden. Nachdem er verworfen war, fing die Discussion über meinen Entwurf an.

Indem ich das Princip der Legitimität, das Herr von Broglie und Guizot in ihren Entwurf aufgenommen, weggestrichen, hatte ich nicht genug gethan. Ich hätte in meinen ursprünglichen Vorschlag das Princip der Volks-Souverainität wieder einschalten und es auf eine klare und explicite Weise ausdrücken sollen, was ich der Kürze der Zeit wegen unterlassen hatte. Dupin stellte es wieder her, indem er den Zusatz des folgenden Paragraphen vorschlug: „Die Kammer der Deputirten „erklärt zweitens, daß, nach dem Wunsch und in dem Interesse des „französischen Volkes, die Einleitung der constitutionellen Charte weg„fällt, als die Würde der Nation verletzend, indem sie „den Franzosen Rechte zu octropiren scheint, die ihnen „wesentlich gehören."

Der erste Theil dieses Paragraphs ist eine unbestreitbare Thatsache; auch nahmen viele Mitglieder der Commission, ungeachtet des Bedauerns, das sie empfanden und aussprachen, ihn ohne große Schwierigkeit an. Aber die von mir unterstrichenen Worte, ob sie gleich nur implicite das Princip der Volks-Souverainität enthalten, fanden keine Gnade vor ihnen. Sie verwarfen sie als zu populair und alle Bemühungen der patriotischen Mitglieder der Commission konnten es nicht dahin bringen, daß sie angenommen wurden. Wir werden sie später durch die Kammer wiederhergestellt sehen.

Ich hatte die Unterdrückung des Artikels 6 der Charte vorgeschlagen, welcher die apostolisch-römisch-katholische Religion für die Staats-Religion erklärt und ich bekenne, daß ich sehr versucht gewesen war, auch den Artikel 7 zu unterdrücken, nach welchem die christlichen Cultus von dem Schatz bezahlt werden; ich hatte es nicht gethan, weil ich nicht glaubte, daß wir schon reif seyen für eine solche Maaßregel, welche nichtsdestoweniger einst genommen werden muß und die ich mit allen meinen Wünschen ersehne. Die Menschen, die von der der meinigen entgegengesetzten Meynung waren, bemächtigten sich, da sie in die Unterdrückung des Artikels 6 willigen mußten, des Artikels 7, um demselben beifügen zu lassen, daß zu der katholischen Religion sich die Mehrheit der Franzosen bekenne. Ich bestritt diesen Zusatz, da er zugleich eine statistische Notiz und als solche in einem Gesetz an unrechter Stelle, und dann eine ungenaue Angabe sey. Ich behauptete, daß es der Indifferentismus und nicht der Katholicismus sey, zu dem sich die Mehrheit der Franzosen bekenne. Meine Meynung, lebhaft vertheidigt von einigen meiner Collegen, wurde nicht angenommen und die Charte von 1830 erklärte die katholische Religion für die Religion der Mehrheit der Franzosen. Das Lächerliche dieser Erklärung ist um so augenfälliger, als sie dann selbst noch bestehen würde, wenn neun Zehntheile der Bevölkerung die protestantische oder irgend eine andere Religion annähme.

Die mehresten andern von der Commission gemachten Veränderungen sind entweder von weniger Wichtigkeit oder wirkliche Verbesserungen meines Entwurfs.

Dem Artikel 14 hatte ich mich beschränkt, hinzuzufügen, daß der König von der Gewalt, die dieser Artikel ihm verleiht, nur unter der Verantwortlichkeit der Minister, Gebrauch machen könne. Die Commission ersetzte diese Verfügung durch eine offenbar bessere; sie lautete: ohne je die Gesetze selbst suspendiren, noch ihre Vollstreckung hindern zu können.

Ich hatte gefordert, daß die Pairs mit fünfundzwanzig Jahren berathende Stimmen hätten; zunächst weil ich dieselbe Befugniß für die Deputirten vorschlug, dann weil die Söhne von Pairs, einigermaaßen für die legislativen Functionen erzogen, jünger im Stande seyn müssen, sie zu erfüllen, endlich weil ich glaubte, daß es ein Mittel seyn werde, die Kammer der Pairs zu verjüngen, deren Meynungen mir das Gepräge der Hinfälligkeit zu tragen schienen.

Eben so wenig wollten sie, daß man mit fünfundzwanzig Jahren Deputirter werden könne. „Wenn wir das zugäben," sagten sie, „so „würden unsere Bänke bald von der Schule Entlaufenen bedeckt seyn." Mochte man ihnen auch sagen, daß eine Versammlung von Wählern, deren Mehrheit immer mehr als vierzig, oft mehr als funfzig Jahre alt seyn würde, nicht Menschen unter dreißig Jahren wählen würde, wenn sie nicht sehr ausgezeichnet wären, so waren sie doch nicht zu überzeugen; und ich sah den Moment schon voraus, wo, um Deputirter zu seyn, man vierzig oder mindestens fünfunddreißig Jahre alt seyn müsse. Ich mußte also auch in diesem Puncte nachgeben.

Ich hatte es nützlich gefunden, den Präsidenten der Kammer für die ganze Dauer der Legislatur zu ernennen, weil daraus mehr Stetigkeit in der Pearis der Kammer und eine regelmäßigere parlamentarische Jurisprudenz resultiren mußte. Es schien mir auch, daß das dem Chef einer der ersten Corporationen des Staates mehr Wichtigkeit geben würde und dann ist dies auch in den Ländern herkömmlich, die uns in dem Gebrauch des constitutionellen Systems vorangegangen sind, und man befindet sich wohl dabei. Diese Motive wurden nicht zugelassen. Vielleicht war die Hoffnung, die mehr als ein Mitglied der Commission hatte, selbst zur Präsidentenstelle zu kommen, die Ursache davon.

Die Pairs Carls X. fanden zahlreiche Vertheidiger in der Commission. Diese Vertheidiger wichen jedoch der Frucht, die ganze Pairie zu gefährden, indem sie einen Theil derselben zu retten suchten. Niemand konnte sich verhehlen, daß die Pairie in einen Zustand von Nichtachtung und Erniedrigung gefallen sey, daß nur wenig erforderlich war, um sie völlig zu vernichten. Die einzige vernünftige Partei, die man hätte nehmen können, wäre die gewesen, die ich ursprünglich vorgeschlagen hatte: die gänzliche Reconstitution der Pairie. Wenn die Kammer der Pairs in den Schiffbruch des Königthums mit hineingezogen worden wäre und man unmittelbar eine neue zusammengesetzt hätte, in welcher man nur diejenigen Mitglieder der alten zugelassen, die nicht Feind der Revolution waren, und Notabilitäten, deren Wahl dem Lande zugesagt hätte, so würde, ich bin es überzeugt, die so zu sagen nationale Feindschaft, mit welcher die Erblichkeit der Pairs später angegriffen worden ist, nie existirt haben, und man hätte eine Institution gerettet, welche zugleich dem Lande und der Monarchie nützlich seyn konnte. Diese Maaßregel würde außerdem den Vortheil gehabt haben, keine Gewalt beizubehalten, die älter als das neue Königthum war und die vielleicht einst dieses frühere Daseyn (diese Anteriorität) geltend machen kann. Aber mit der Commission, mit welcher wir zu thun hatten, und vor Allem mit der Kammer, die den Definitiv-Ausspruch thun sollte, war keine Aussicht, daß das angenommen würde, was das Ministerium nicht billigte, und noch weniger das, was es wahrscheinlich bekämpft hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 949. Hamburg. Mittwoch, den 27. August. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Nachtrag zu den Reisen in Bukhara und Beschreibung einer Fahrt auf dem Indus aus der See nach Lahore.

Von dem

Lieutenant Alexander Burnes,

in Diensten der Ostindischen Compagnie.

(Beschluß.)

(N.)

„Mein Turkmune erzählte mir, daß er eben dabei sey, sein Pferd zu einem neuen Streifzuge vorzubereiten, indem er es an eine lange Entbehrung von Futter und Trank gewöhne und es so unverwüstlich mache. Solche Pferde bekommen immer nur trocknes Futter, weil dieses ihr Fleisch abhärten soll; auch werden sie so lange geschwitzt, bis ihr Fett gänzlich verschwunden ist, was sich dadurch bemerkbar macht, daß sie dann nur wenig Wasser brauchen. Ein dergestalt aufgezogenes turkmunischs Pferd ist genau genommen weit besser, als ein europäisches und arabisches; aber es sieht plump aus und hat auch nicht das schöne Fell, welches die Pferde in Indien und bei uns zu Lande schmückt. Da des Turkmunen Wohl und Weh von der Güte seines Pferdes abhängig ist, so läßt es sich schon erklären, warum er so viele Sorgfalt und Aufmerksamkeit darauf verwendet. Das wenige Futter, woran es gewöhnt worden ist, macht es dem Reiter möglich, sich gehörig zu verproviantiren; er nimmt erstlich Korn, Brod und Mehl mit sich, von welchen er, indem er vorwärts geht, oft einen Theil eingräbt und so gesichert ist, auch auf seiner Heimkunft keinen Mangel zu erleiden.

Die Turkmunen sind eben so romantisch in ihren Heirathsgebräuchen, als in ihrer Plünderungsweise. Sie treten nicht unter den einfachen Formen der Mahomedaner in den Ehestand, denn der Verkehr unter den Geschlechtern ist hier unbeschränkt, und so können beide Theile sich zuvor einigermaßen kennen lernen. Aber so ein turkmunisches Mädchen steht in hohem Preise, daher der Liebhaber denn in dem Falle, wo er die Gelirbte nicht auszulösen vermag, sie hinter sich aufs Pferd wirft und in vollem Galopp ins nächste Lager sprengt, wo sie rechtlich mit ihm verbunden wird und ihm nun nicht mehr geraubt werden kann. Die Eltern und Verwandten verfolgen indessen den verliebten Räuber, und die Sache wird dann durch eine Vermittlungsehe mit irgend einer weiblichen Verwandten des Bräutigams, der sich außerdem zur Lieferung einer gewissen Anzahl Pferde und Kamehle verbindlich machen muß, ausgeglichen. Wenn der Bräutigam Vermögen hat, so muß er den Preis der Braut sofort erlegen, im entgegengesetzten Falle aber sich verpflichten, ihn in einer gewissen Zeit abzutragen; dieses wird als eine Ehrensache angesehen, und der junge Gatte hat deshalb nichts Besseres zu thun, als einen tüchtigen Streifzug nach Persien zu unternehmen. Hat er Glück auf seiner Expedition, so wird er in der Regel ein Räuber auf Zeitlebens.

„Gleich nach der Gretna-Green-Ehe kehrt die junge Frau zurück ins Haus der Eltern, um ein Jahr lang an den Teppichen und Zeugen zu arbeiten, die zu einem Turkmunen-Zelt erforderlich sind, wonach sie dann an dem Jahrestage ihrer Entführung ihrem Gatten förmlich übergeben wird.

„Wenn ein Turkmune erkrankt, so ruft er die Manen des Heiligen an, und wenn solches mit seinem Pferde oder seinem Kamehle der Fall ist, so umwandelt er das Grab des Heiligen, überzeugt, daß dies helfen werde. Die Turkmunen haben keine Moschee'n, sie halten ihre Gebete unter dem Zelte oder in der offenen Wüste, ohne Ablution und ohne einen Teppich. Sie haben nur wenige Mollahs oder Priester, denn die Kirche steht nicht in großem Ansehen unter ihnen, und sie sind nur arme Jünger des Propheten. Sie werden durch keine Erziehung zur Dämpfung der heftigen Leidenschaften angehalten, daher die Männer unempfänglich für das Mitleid, die Frauen gleichgültig hinsichtlich der Keuschheit sind. Die Männer verrichten alle Arbeiten außer dem Hause, die Frauen aber sind im Innern beschäftigt. Die Turkmunen sind ein Volk, das sich gleich sehr durch Regsamkeit und Mäßigung auszeichnet. Auswärts zeigen sie die größte Lebendigkeit, zu Hause aber schleudern sie träge und lau umher. Sie halten große Stücke auf ihre Pferde und preisen deren Ruhm in ihren Gesängen. Ganze Nächte habe ich das Lob der Pferde Kupeasli und Karughli hören müssen. Das letztere Wort bezeichnet sowohl einen Krieger als ein Pferd, doch soll die berühmte Race von diesen ausgestorben seyn. Kupasli heißt nur schnell schlechtweg, doch bedeutet es, auf ein Pferd angewendet, die größtmögliche Geschwindigkeit. Ich wollte gern eine Abschrift von diesen turkmunischen Gesängen haben, konnte mir aber nur die folgenden Zeilen zu Shurukhs verschaffen:

„Ich habe ein arabisches Roß für den Tag der Schlacht,
Ich lagere mich in seinem Schatten;
Im Kampfe erlege ich einen Helden,
Halte ein arabisches Pferd und habe ein Schild von Eisen.
Karughli!
Am Tage der Schlacht spanne ich meinen Bogen von Eisen;
Hoch zu Rosse kann niemand mich aus dem Sattel werfen.
Ich bin ein einziges Kind, habe weder Bruder noch Schwester,
Aber ich habe ein Araber-Roß und ein Schild von Eisen.
Karughli!
Vor meinem Hauche schmilzt das Eis auf den Bergen,
Das Wasser meiner Augen würde eine Mühle treiben;
So sprach Jonas, der Pari —
Ich habe ein arabisches Pferd, ich habe einen eisernen Schild.
Karughli!

„Der Turkmune hat einen Schädel wie der Chinese; sein Gesicht ist flach, seine Backenknochen stehen hervor, und sein Gesicht läuft spitz im Kinn aus, welches nur dünn mit Haar besetzt ist. Er ist keineswegs

Digitized by Google

häßlich, und sein Körper so wie sein Gesicht sind gleich männlich. Die turkmanischen Frauen sind recht niedlich und oft schön. Wenn die Turkmanen einen Fremden zu Gast bitten, so lassen sie ihm sagen, daß sie ein Schaaf geschlachtet hätten. In ihrer Kochkunst sind sie nicht gar ekel. Ihre Beodkuchen haben ungefähr zwei Fuß Durchmesser, sind einen Zoll dick, aus dem gröbsten Mehl gebacken, und in der Regel mit Kürbisschnitten versetzt. Sie werden stets frisch gegessen. Wenn die Gesellschaft beisammen ist, so wird der Tisch gedeckt, und ein jeder bricht sich nun das Stück Beodkuchen in kleine Stücke, das vor ihm hingelegt worden ist. Dann wird das Fleisch aufgetragen, welches aus einem ganzen Schaafe besteht, in einem russischen Topfe gekocht. Das Fleisch wird von den Knochen abgelöst, eben so, wie das Brodt, in kleine Stücke zerlegt und mit diesem zusammengeworfen. Hiernach werden etwa ein Dutzend Zwiebeln abgeschält und mit all den übrigen Ingredienzien in den Topf gethan, in welchem das Fleisch gekocht worden und die Brühe noch vorhanden ist. Endlich wird die Mischung in hölzerne Näpfe gefüllt, deren je zwei Personen einen bekommen. Ihre Art zu essen ist nicht minder eigenthümlich als ihre Kochmanier: sie langen mit der hohlen Hand in die Schüssel, lecken den Inhalt daraus auf, wie es die Hunde machen, und halten dabei den Kopf über den Napf, damit, was beiträpfelt, nicht verloren gehe. Die beiden Napfinhalte lassen das unter sich umgehen. Melonen und eine Pfeife Taback beschließen das Mahl. Die Frauen sitzen nicht mit den Männern zu Tisch.

„Am siebenten Tage nach unserer Ankunft zu Shurukhs trafen die Allamans oder Räuber, die auf eine Expedition ausgewesen waren, bei zwei und drei, zum Theil mit verlahmten und abgehetzten Pferden, wieder ein, und bis Abends hatten sich deren fast hundert eingefunden. Sie gesellten sich zu unserer Karavane und machten viel Aufhebens von ihren Verrichtungen. Sie waren vor vier Tagen, des Morgens gegen zehn Uhr, unsern Meschid eingebrochen, und, Menschen und Vieh vor sich hertreibend, bis zu den Wällen der Stadt vorgedrungen. Sie hatten gar keinen Widerstand gefunden, und als sie einige Meilen von der Stadt ihre Beute musterten, da sahen sie sich im Besitz von hundertundfunfzehn menschlichen Geschöpfen, zweihundert Kamehlen und einer gleichen Anzahl Rindvieh. Darnach hatten sie sich auf ihrem Rückzuge nicht übereilt und machten bei Shurukhs Halt, um sich zu erfrischen. Ihren Raub hatten sie schon unterwegs getheilt. Derselbe war auch insofern günstig ausgefallen, daß sich unter den Gefangenen nur wenig Graubärte befanden, und die meisten lauter kräftige Leute waren. Der Khan von Argunje erhielt den fünften Theil davon. Auf dem Rückwege zwischen den Hügeln durch hatten sie noch ein Scharmützel mit einem kleinen Cavallerie-Detaschement, das dort stationirt ist, um Kunde nach Durband zu geben, welches zwischen Shurukhs und Meschid liegt. Die Turkmanen hatten einen Verwundeten, machten aber einen Cavalleristen zum Gefangenen und erbeuteten funfzehn Pferde. Den armen Peeser tödteten sie als ein Dankopfer für den guten Erfolg, den ihre Expedition gehabt hatte. Eben so halten sie es in der Regel auch mit allen alten Leuten, die ihnen in die Hände fallen. Den Menschenraub beschönigen sie damit, daß ihre Gefangenen zur wahren Religion bekehrt und also heilig würden!“

Der Kron-Diamantenraub im Jahr 1792.

(N.)

Die Revue retrospective giebt die folgende sehr interessante Beschreibung des Diamantenraubs der französischen Krone, im Jahr 1792, und der romantischen Umstände, welche ihre Wiedererwerbung für den Nationalschatz herbeiführeten. Dieser Relation, von Sergent-Marceau, ehemaligem Municipalbeamten, Administrator der Polizei und der Nationalgarde in den Jahren 1791 und 1792, ist folgendes Schreiben an den Director der obengenannten Revue vorgedruckt:

Nizza in Piemont, den 5. Juni 1834.

„Mein Heer, ich habe schon seit einiger Zeit das Manuscript in meinem Portefeuille liegen gehabt, das ich Ihnen hierbei sende. Sie werden, glaube ich, mit mir der Ansicht seyn, daß der Gegenstand, um den es sich darin handelt, für eine Nation Interesse haben kann, welche den Regent besitzt, der wohl etwas mehr werth ist als die Bleimedaille des Hutes von Ludwig XI. Ich verbürge die Wahehaftigkeit dieses Artikels und kann ihn als Ex-Polizeibeamtee wohl officiell nennen.

„Da viele meiner Notizen und Papiere verloren gegangen sind, so kann ich mich der Namen der Mulattin, ihres Advokaten und des Banquiers, welcher, wie er mir sagte, auf dem Vendome-Platze wohnte, nicht mehr entsinnen; doch kommt hinsichtlich der Hauptsache darauf wenig an.

„Ihr ꝛc. ꝛc.“

Der Krondiamantenraub, welcher bald nach dem 10. August, dem Sturz des Thrones, stattfand, gehört der Geschichte jener Zeit an, weil er damals mit diesem großen Ereignisse in Verbindung stand und die durch den Parteigeist geschaffene öffentliche Meynung ihn Leuten beimaaß, die in der Revolution eine Rolle spielten, obgleich die meisten gegen einen solchen Verdacht hätten gesichert seyn sollen. (Man deutete auf den National-Archivarius Camus, Mitglied der ersten Nationalversammlung, hin.)

Die Geschichte hat sich dieser Thatsache bemeistert, die, gleich so vielen anderen, entstellt ward; denn ohne mich konnte niemand hinter die Wahrheit kommen. Ich hatte nur sehr wenig gegen einige Freunde darüber gesprochen, die es bald wieder vergaßen, und nicht einer der Agenten, deren ich mich bediente, wußte, woher ich meine Aufschlüsse über diesen Diebstahl erhalten hatte.

Mir däucht jedoch, daß es, mit Hinsicht auf den Werth der gestohlenen Gegenstände wohl interessant seyn dürfte, die Irrthümer zu berichtigen, welche von schlecht unterrichteten Schriftstellern und Zeitungsschreibern begangen worden sind, und unsern Zeitgenossen so wie der Nachwelt Aufklärung darüber zu geben, wie dieser dem Königthume anvertraute Nationalschatz wiedererlangt worden ist, um den Degen des großen Feldherrn zu zieren, der Frankreichs militairischen Ruhm duech die Befriedigung eines Ehrgeizes gehoben, welcher ihm nothwendig zuletzt den Untergang bereiten und uns um unsere Eroberungen bringen mußte.

Die Wiederauffindung dieser gestohlenen Kostbarkeiten gränzt ans Romantische, wie man sehen wird, und ohne die Mordscenen am 2. September in den Gefängnissen hätte sie vielleicht nicht stattgefunden. Sie beruhte in einem sehr sonderbaren Act der Dankbarkeit mit Bezug auf mich.

Im Jahr 1792 führte mich der Kerkermeister der Conciergerie, Richard, den ich dort angestellt hatte, bei meiner wöchentlichen Inspection der Gefängnisse im Hintergrunde eines der Höfe zur einer Art von Kerker, in welchem er diejenigen eingesperret hielt, die abgeurtheilt und zum Tode verdammt waren. Einer dieser Unglücklichen, der in diesem Falle war, hatte den Wunsch geäußert, daß ich zu ihm kommen möchte, weil er mich um eine Gnade bitten wolle. Er ward von einem starken Fieberfrost geschüttelt. Der Gegenstand, um welchen er mich bat, war, daß ich ihn rasiren lassen möchte, weil sein langer Bart ihn, wie er zu mir sagte, sehr incommodiete. Einer der Artikel des Gefängniß-Reglements, welches ich vorgefunden hatte, untersagte dies; doch bat er mich aufs flehentlichste um diese unbedeutende Gunst. Aber ich will ihn selbst sprechen lassen, denn dieser sonderbare Auftritt ist mir nie aus dem Gedächtniß gekommen.

Digitized by Google

„Sehen Sie, Herr Administrator, ich sehe doch so gar zu garstig aus. Die Leute könnten, wenn sie mich zum Schaffott gehen sehen, sagen: man sieht es ihm schon an, daß er ein Bösewicht ist!... und das bin ich doch nicht, ich habe vielmehr ein gutes Gemüth. Nie habe ich irgend jemandem ein Leids gethan. Mein einziges Vergehen ist gewesen, daß ich dem Staatsschatze zu nahe getreten bin, indem ich mich den Verfertigern von falschen Assignaten angeschlossen hatte.... Sehen Sie, man wird mich selbst in den letzten Augenblicken nicht bemitleiden, nicht beklagen, weil mein Gesicht so etwas Abstoßendes hat... Ich sehe einem grausamen Mörder ähnlich... Seyn Sie so barmherzig, mir den Bart abnehmen zu lassen, das Kopfhaar will ich mir dann selbst in Ordnung bringen. Ich bin Damen-Friseur gewesen.... Sie sehen also, daß ich kein Lump bin..."

Mich rührte sein Zustand, und die reinphilosophische Reflexion über sein unordentliches Aussehen, welches durch die Blässe noch vermehrt wurde, die ihm seine Krankheit und der Gedanke an seinen nahen Tod gaben, würdigend, ließ ich ihn unter Beobachtung der größten Vorsicht den Bart abnehmen. Wenn ich auf meinem Posten geblieben wäre, würde ich das Verbot des Rasirens aus dem Reglement fortgeschafft haben, denn ich hatte schon einen Mechaniker beauftragt, mir das Modell eines Lehnstuhls anzufertigen, der die Zufälle unmöglich machte, die man im Auge gehabt, als man das Verbot gegeben, die Unglücklichen, welchen das Leben abgesprochen worden, dem Rasirmesser zu unterwerfen.

Ich war neugierig, den Gefangenen am andern Tage wiederzusehen. Welch ein Augenblick für ihn, für uns beide! Geschwächt vom Fieber, so daß er sich nicht aufrecht halten konnte, kroch er, so wie er mich sah, von seinem an der Erde gemachten Strohlager, bis zu mir hin und küßte mir die Füße; er schluchzte laut, und umklammerte dann, indem er sich ein wenig aufrichtete, meine Kniee. Welch eine Salbung lag in seinen Worten! — er war beredt. Er hatte sich bei der Ausübung seines Geschäftes angeeignet, was ihm an der Schulbildung gefehlt. Er mochte etwa dreißig Jahre alt seyn. Ich sah ihn in seinem Kerker nicht wiedee; er war, obwohl ohne Hoffnung, des Resultates seiner Appellation gewärtig, was ihm vielleicht noch zwei odee drei Tage das Leben fristen konnte. Wir waren am Ende des Augusts; da fielen die schauderhaften Gefängnißscenen vor. Ich bin in einer Druckschrift, die aus den Pressen Marats hervorgegangen, beschuldigt worden, daß ich Antheil daran gehabt hätte, während ich darüber seufzte, und mich glücklich schätzte, daß ich den Grafen Lally-Tolendal und den Herrn von Sombreuil hatte retten können, indem ich es seiner Tochter erlaubt, ihn im Gefängniß zu pflegen; ferner, einem Priester ein Asyl gegeben zu haben, der aus dem Carmeliter-Kloster entkommen war; und am 1. September dem Abbe d'Autichamp das Leben gerettet zu haben, indem ich ihn verkleidet und mit einem falschen Passe versehen, dem Huissier Osanne anvertraute, der ihn arretirt hatte, statt ihn nach der Abtei zu schicken, wo er erwürgt worden wäre.... Aber ich will wieder auf die Diamanten zurückkommen; denn nachdem der Sturm sich gelegt hatte, hat man mir, was jene Zeit betrifft, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Acht oder zehn Tage nach diesen Massacren kam eine Mulattin, welche die öffentliche Bühne der Jacobiner zu besuchen pflegte, zu mir auf die Polizei. „Was würden Sie wohl sagen," redete sie mich in meinem Cabinette an, „wenn ich Ihnen Gelegenheit gäbe, die Krondiamanten wieder aufzufinden? Ich kann es, wenn ich Ihnen jemand zuführe, der Ihnen eine Entdeckung zu machen hat. Ich wollte ihn zur Untersuchungs-Comittee der gesetzgebenden Versammlung führen, aber er erklärte, daß er nur vor Ihnen seine Aussage machen wollte; er sagte, er hätte Ihnen Großes zu verdanken, und nun sollten Sie es seyn, der dem Vaterlande wieder zu dem Besitz der ihm geraubten Kostbarkeiten verhülfe." — Bringe ihn eiligst her, erwiederte ich. Ohne die Mulattin im Verdacht zu haben, die als eine eifrige Patriotin in den Frauen-Clubs bekannt war (es gab deren einen sehr zahlreichen in demselben Local der Jacobiner, der eine lange Zeit von der Demoiselle de Keraglio präsidirt wurde, die nachdem den Deputirten Robert heirathete), traute ich doch dem Frieden nicht und glaubte, es würde wohl auf eine Intrigue abgesehen seyn.

Eine Stunde später ward mir in einem der Salons der Mairie, wo ich mich ganz allein befand, von der Mulattin ein Individuum zugeführt, das als Nationalgardist sauber gekleidet war. „Sehen Sie, das ist der Mann, wegen dessen ich mit Ihnen gesprochen habe," sagte sie, und trat dann gleich wieder ab. — „Mein Herr Administrator, begann der Mann leise, „ich kann es veranstalten, daß Ihnen alle die Krondiamanten wieder zu Händen kommen, nur müssen Sie mir Ihr Wort darauf geben, daß Sie mich nicht ins Verderben stürzen wollen!" — „„Wie! Sie sollten noch fürchten dürfen, wenn Sie mir einen so wichtigen Dienst leisten? eher hätten Sie ja Anspruch auf Belohnung."" — „Ich darf auf keine andere als auf die Erhaltung meines Lebens zählen. So wie die Sache liegt, darf mein Name nicht genannt werden, wenn dieses nicht in Gefahr kommen soll." — „„Nun, so reden Sie, ich gelobe Ihnen die strengste Verschwiegenheit."" — „Erkennen Sie mich nicht, mein Herr?" — „„Nein, meines Wissens habe ich Sie früher nie gesehen."" — „Ach, Herr Administrator, geben Sie mir Ihr Wort als Magistratsperson, daß Sie mich nicht ausliefern wollen!" — „„Welch ein Geheimniß! Reden Sie, wenn Ihnen etwas von diesem Diebstahl bekannt ist; ich rette Sie, und wenn Sie dabei ein Mitschuldiger wären."" — „Nein, mein Herr, das bin ich nicht. — Ich bin Lamievette, der Friseur, dem Sie es in der Conciergerie erlaubten, daß er rasirt werden durfte; Sie wissen, daß ich zum Tode verdammt bin; das Gericht kann sich meiner wieder bemächtigen, weil ich nur durch das Volk aus dem Gefängniß befreit ward, indem ich zu den Volksrichtern (den Würgern) sagte, daß ich bloß deshalb verhaftet worden sey, weil ich falsche Assignaten ausgegeben hätte, die man mir auf einem Markte gegeben. Auf meinem Tageszettel stand mein Todesurtheil noch nicht verzeichnet, und so ließ man mich frei." — „„Schon gut, seyn Sie unbesorgt und sagen Sie mir nun, was Sie von dem Diebstahl der Diamanten wissen.""

Dieser Mann sah in seinem neuen Costum so ganz anders aus, daß ich sehr überrascht war, als er sich nannte. Er küßte mir die Hand, und fuhr dann fort: „Zwei neue Gefährten meines Kerkers unterhielten sich des Nachts über den famösen Diebstahl; sie sprachen in der Diebssprache, die ich nun kennen gelernt habe: ich that als ob ich schliefe. So erfuhr ich denn, daß alle die Diamanten in zwei Zapflöchern eines großen Balkens auf dem Boden des Hauses — in der Strahe *** versteckt worden sind .....; schicken Sie nur schnell dahin, noch können sie nicht weggenommen seyn.... Aber vor allem bitte ich, daß auf Ihrem Bureau mein Name nicht genannt werde."

Er gab mir die ausführlichsten Details und sagte mir, daß die Diebe, deren Namen er nicht wußte, nicht in jenem Hause wohnten. Bei der nun angestellten Nachsuchung ward alles ganz so, wie er es angegeben hatte, gefunden, und niemand in dem Hause wußte es, daß dort so große Reichthümer verborgen lagen; von den Dieben ward keiner entdeckt.

Lamievette scheute sich, in Paris zu bleiben; wir waren übereingekommen, daß ich ihn nur dem Maire (Petion) kenntlich machen wollte. Ich ließ ihn zur Armee abgehen, und der Kriegsminister stellte ihn auf meine Empfehlung mit einem Grade in einem Linienregimente an. Seitdem habe ich nichts weiter von ihm gehört.

Digitized by Google

Es darf nicht befremden, daß dieser Gefangene in der Tiefe eines Kerkers alles das ermittelt hatte, was im Stande war, über einen so hochwichtigen Diebstahl Aufschluß zu geben. Die Mittheilung dieser Art über dasjenige, was in Paris vorfällt, ist prompter und sicherer als die Correspondenz der Polizei selbst. Die Frauenzimmer sind es, die den Gefangenen als ihren Männern, ihren Geliebten, ihren Complicen Kunde geben. Hier ein Beispiel, das unter meiner Administration vorgekommen ist. Herr Patrin, der Aufseher des Gefangenhauses vom Chatelet, ward bestohlen, als er vom Schatzamte kam, wo er Behufs des Dienstes seines Gefängnisses tausend oder zwölfhundert Franken erhoben hatte. Seiner Meynung nach mußte ihm sein Portefeuille in dem Augenblicke entwendet worden seyn, als er durch die Gallerie des Palais Royal ging.

Dieser brave Mann, ein wahrer Philantrop, und von seinen zahlreichen Gefangenen, lautes gens de sac et de corde, sehr geliebt, war über den erlittenen Verlust, den er ersetzen mußte, tief betrübt und finster. Seine Gäste bemerkten das, und als sie in ihn drangen, ihnen die Ursache seines Kummers mitzutheilen, so that er es. Ich war bei ihm, um meine, hier überflüssige, Inspection zu halten; denn er allein hielt die beste Ordnung, indem er mit Ehren seinem Amte vorstand. „Gebt Euch nur zufrieden, Ihr werdet schon alles wiederbekommen," sagte ein renommirter Spitzbube nun zu ihm, der mehrerer Mordthaten angeklagt war. „In ganz Paris giebt es auch nicht einen guten Gefangenen (so nennen sie die steten Insassen der Gefängnisse, die darin ein- und ausgehen, wie wenn es Gasthöfe wären), der, sobald er erfährt, daß das Portefeuille Euch zugehört, Euch darum betrügen möchte. — Wie viel war darin?" — „„So viel in Assignaten von verschiedenem Belauf, und dann noch einige andere Papiere.""

Drei Tage später ging ich hin, um zu hören, wie es mit den Nachforschungen nach dem Portefeuille abgelaufen sey. Wir begaben uns abermals nach dem kleinen Hofraum, wo zweihundert Gefangene spazieren gingen oder miteinander Spiele trieben. Nun rief derselbe Mensch, von einer steinernen Bank herab, auf die er gestiegen war, aus: „Wie viele Pinten Wein für das rothe Macokin-Portefeuille, das ich hier in Händen habe?" Und er hielt es hoch in die Höhe. „„So viele Du willst,"" antwortete der Aufseher lächelnd. — „Seht nur nach, es muß alles da seyn, Assignaten und Papiere." — Im ganzen Hofe und aus den Fenstern der Verhafteten erscholl ein allgemeines Beifallklatschen. Ich bewilligte ihnen zur Belohnung auf zwei Tage eine Stunde mehr zum Lustwandeln auf dem kleinen Hofe.

Ich habe gesagt, daß die Veroffenbarung des Lamievette eine Folge der Massacre vom 2. September gewesen sey, und damit hatte es folgende Bewandtniß. Bestimmt, zu Anfang des Monats auf dem Schaffott zu sterben, war es ihm, ganz mit dem Gedanken an sein trauriges Ende beschäftigt, nicht eingefallen, eine Eröffnung zu machen, die ihm nichts half und die sein Gewissen ihm nicht gebot, da er an dem Verbrechen keinen Theil genommen hatte, und so würde dies Geheimniß mit ihm untergegangen seyn. Durch das Volk befreit, über sein Geschick beruhigter, theilte er es der Frau mit, die in seinem Gefängnisse, wie er gesehen, den Unglücklichen Beistand geleistet hatte; sie redete ihm zu, es zu entdecken, und da er sich meiner erinnerte, so wollte er, daß ich das Verdienst haben sollte, dem Nationalschatz wieder zu den geraubten Kostbarkeiten zu verhelfen.

Man wird sich erinnern, daß Napoleon seinen Consular-Degen mit den Diamanten der Krone schmücken ließ, unter welchen sich auch der sogenannte Regent befand, der auf mehrere Millionen geschätzt wird. Es bestand ein Decret, welches allen eine Prämie bewilligte, die behülflich wären, dem Schatze Capitalien wiederzuverschaffen, die ihm entwendet worden. Die für die Auffindung der Diamanten wäre bedeutend genug gewesen, jemand mit einemmale reich zu machen.

Im Jahr 1797 aus der Schweiz nach Paris zurückgekehrt, trat eines Tages die mehrbesagte Mulattin in Begleitung von zwei Herren bei mir ein, die mir unbekannt waren. Man eröffnete mir, daß diese Frau, da sie sich vergewissert hätte, daß Lamievette nicht mehr am Leben sey, Anspruch auf die Prämie mache und dieserhalb schon eine Bittschrift an den Consul eingegeben habe. Aber sie bedurfte eines Certificats, welches ihr Anrecht als Offenbarerin bescheinigte, und dies wichtige Actenstück konnte sie nur von mir oder von dem Maire Petion bekommen. Der Letztere war verstorben. Die unter meiner Signatur auf der Polizei ausgefertigten Acten erwähnten, wie schon gesagt, weder ihrer noch Lamievette's. Sehr gern gab ich ihr das Certificat in der Weise, wie der eine ihrer Begleiter, ihr Anwald in dieser Sache, es gewünscht hatte. Der andere, der sich als Banquier nannte, wohnhaft auf dem Vendome-Platze (sein Name ist mir entfallen), sagte zu mir:

„Ich bin abseiten dieser Dame da angewiesen, Ihnen hunderttausend Franken von der Prämie zu zahlen, die ihr zu Theil fallen muß, für den Dienst, den Sie ihr erwiesen, und für das Anrecht, was Sie selbst an diese Prämie haben." — Nein, mein Herr, antwortete ich, mir kommt jenes Gesetz nicht zu Gute, indem ich damals nur als Magistratsperson handelte: es gehört alles dem Angeber zu. Indem ich dieser Dame da gegenwärtig ein Certificat ausstelle, das ich, als der Wahrheit gemäß, weder verweigern möchte, noch verweigern kann, vollende ich nur ein Werk meiner vormaligen Magistratur; deshalb kann ich Ihr Anerbieten nicht annehmen: meine Pflichten habe ich nie um Geld verkauft. — „Nicht alle Welt ist so delicat," sagte der Advocat, „denn der Herr da kann Ihnen schon sagen, daß der Staatsrath, dem der Bericht aufgetragen worden, sich dazu erst dann verstehen wollte, als ihm ein Depot von 200,000 Fr. in guten Wechseln zu Händen gestellt worden war.

Bonaparte hielt sich nicht für verpflichtet, zu zahlen, was die Republik vom 10. August, auf die er wenig gab, schuldig war, und so mußte denn die Mulattin leer ausgehen.

Ueber die Lebensdauer der Astronomen.

Von

J. T. Barker.

(Aus der Literary Gazette.)

(N.)

Unter den Alten erreichten Pythagoras und Thales ein Alter von 90, Eratosthenes von 82, Aristarch von 81, Ptolomäus von 78, Archimedes von 75 und Anaximander von 64 Jahren.

An der Spitze der Astronomen neuerer Zeit steht Whiston, der 95 Jahre alt ward. Dr. Long und Abraham Sharpe wurden bei 91 Jahre alt.*)

Lang ist das Register derjenigen, die zwischen 80 und 90 Jahre alt geworden sind; es befinden sich darunter: Bouilland, J. D. Cassini, Halley, Ney, Pingre, Longomantanus, Lemonnier, Herschel, Roger Bacon, Bernoulli, de Lisle, Maskelyne, Piazzi, Ulloa, James Cassini, De la Hire und Aviani.**)

In dem Lebensalter zwischen 70 und 80 Jahren finden wir: Bode, Derham, La Place, Galilei, La Grange, Bevis, Graham, Hevelius, Boscovich, Euler, Scheiner, La Lande, Bugge, Riccioli, Condamine,

*) Fontenelle, der Verfasser der „Mehrheit der Welten," starb in dem hohen Alter von hundert Jahren.

**) Wir möchten diesem Theile des Verzeichnisses als einigermaßen mit der Wissenschaft verwandt, noch die Namen von Gerard Mercator und Büffon, dem Naturforscher, hinzufügen.

Digitized by Google

Bailly, Flamsteed, Lestard, Seth Ward, C. F. Cassini, Schoner, Bradley, Copernicus, Poens und Leibnitz.*) Unter diesen starb der Dr. Bevis an einem Fall, den er that, als er, bei der Beobachtung der Mittagshöhe der Sonne, zu hastig von seinem Instrumente nach der Uhr gehen wollte. La Lande entging dem Geschicke von Lavoisier und Bailly aller Wahrscheinlichkeit nach nur dadurch, daß er seinen astronomischen Studien eifrig nachhing als die französische Revolution in ihrem stärksten Feuer war; er selbst schien dieser Meynung zu seyn und sagte deshalb scherzhafter Weise: „Ich danke das meinen guten Sternen."

Unter denen, die zwischen 60 und 70 Jahre alt geworden sind, mögen hier genannt werden: Seewart, Bianchini, Huygens, Hooke, Ferguson, Romur, Manfredi, Maraldi, Gassendi, Rheticus, Maupertuis, Mechain, Werner, Wilhelm IV., Landgraf von Hessen, Bouguer und Harriot.

Zwischen 50 und 60 Jahren wurden alt: Kepler, Bernard, Appian, Bailly, Dolland, Tycho Brahe, Descartes, Clairault, Greaves Knill. Bailly,**) der als Opfer der französischen Revolution fiel, ward auf dem Wege zum Richtplatz noch aufs schmählichste verhöhnt und geschimpft, und als er das Gerüst bestieg, da rief ihm ein Nebenstehender spöttisch zu: „Bailly, Du zitterst!" — Er erwiederte sofort: „„Ja wohl, Freund, vor Kälte."" Dolland erlag muthmaßlich einem zu angestrengten Studium, denn er ward vom Schlage getroffen und starb bald darnach daran, als er mehrere Stunden lang in einem neuen Werke Clairault's über die Theorie des Mondes gelesen und angestrengt darüber nachgedacht hatte.

Zwischen 40 und 50: La Caille, David Gregory, Reinhold, Müller und Lawrence Rooke. Der Letztere war aus Deptford im Kentischen gebürtig und starb in derselben Nacht, wo er mit seinen mehrjährigen accuraten Beobachtungen über die Satelliten des Jupiters fertig zu werden gedachte.

Zwischen 30 und 40: Mayer, Purbach, Snellius, Roger Cotes und James Gregory. Letzterer erblindete plötzlich, als er einigen seiner Schüler durch ein Telescop die Trabanten des Jupiters zu zeigen beschäftige war und starb wenige Tage darnach.

Die Letzten des Verzeichnisses sind die beiden Freunde Horrox und Crabtree, die in einem kurzen Zwischenraum von einander in dem frühen Alter von 25 Jahren erbleichten. Diese beiden sind muthmaßlich die einzigen Individuen gewesen, welche den Durchgang der Venus im Jahr 1639, beobachtet haben.

— So sind denn unter vierundneunzig Astronomen vierundachtzig im Durchschnitt zweiundsiebenzig Jahre alt geworden.

Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832.

(2.)

Wir haben in Nr. 289 unsers Bl. Herrn Jacquemont bei einem Feste verlassen, das ihm in Schanrunpoor, am Ende Novembers 1830, von den dasigen englischen Civil- und Militair-Beamten zur Feier der eben erhaltenen Nachricht von der Juli-Revolution gegeben wurde. Er hielt dabei eine lange Rede, deren Schluß inzwischen unsern Lesern genügen wird:

„Meine Herren, die Empfindungen, die ich in einer fremden Sprache nur schwach ausgedrückt habe, die aber mein Herz so lebhaft fühlt, werden, glauben Sie mir, von der unermeßlichen Mehrheit der Nation, welcher ich angehöre, und die eben die politische Gewalt in meinem Vaterlande erobert hat, getheilt. Seyn Sie überzeugt, daß meine Landsleute, stolz, wie ich, auf die Freundschaft Englands, überzeugt, wie ich, daß die Vereinigung Frankreichs und Großbrittanniens, dieser beiden Königinnen der modernen Civilisation, für unsere beiden Länder eine Quelle von Glück seyn, alle edle Bestrebungen für die Freiheit ermuthigen, in ganz Europa die Fortschritte der geselligen Ordnung beschleunigen und das Glück der Menschheit sichern wird; seyn Sie überzeugt, meine Herren, daß alle meine Mitbürger sich mit mir erheben und sich mit meinem Enthusiasmus vereinigen würden, um mit mir den Toast auszubringen: Frankreich und England vereinigt, zum Glück der Welt!"

So sprach Victor Jacquemont (fährt der französische Kritiker fort). Er sagte die englische Allianz voraus, diese wahrhaft große Folge der Juli-Revolution, die wir damals bezweifelten und die jetzt unsere Hauptkraft ausmacht. Er sagte sie voraus, tief in Indostan, einige tausend Meilen von dem Schauplatz der Ereignisse. Ja, er eilte den Ereignissen voraus und fand mit einem Blick ihre noch verborgensten Resultate ꝛc.

Dritter Artikel.

Es ist nothwendig, daß diejenigen unserer Leser, die sich in dem englischen Indien wohlbefanden und mit Interesse den Fortschritten unsers Landsmannes in dem Wohlwollen seiner Wirthe folgten, sich entschließen, den Sutledge zu passiren, d. h. den guten Tisch, den glänzenden Empfang und das ganze elegante Leben hinter sich zu lassen, in welchem die Höflichkeit und der Genius Europa's glänzt, um in einem unbekannten, zur Hälfte barbarischen Lande mit unserm jungen und kühnen Victor Jacquemont Abentheuer aufzusuchen.

Der Sutledge kommt von den unzugänglichen Höhen des Himalaya (die jedoch für Victor Jacquemont nicht unzugänglich sind) herab und fließt von Osten nach Westen in einem Raume von beinah dreihundert Stunden bis zu seiner Ausmündung in den Indus. Das unermeßliche Delta, das in Nordosten von der Bergkette des Himalaya, im Süden von dem Sutledge, im Westen durch den reißenden Strom des Indus gebildet wird und dessen Spitze gerade den Vereinigungspunct zwischen diesen beiden Flüssen bildet, das ist das Punjaub (Pend-Jab, Penda-Potamis), das seinen Namen von fünf großen Strömen erhält, die es bewässern und befruchten. Das Punjaub ist in zwei Königreiche getheilt, die den Namen ihrer Hauptstädte, Lahore und Cachemyr, tragen, alte Städte, ehemals reich, handeltreibend und volkreich, die eine und die andere in einer weiten Landschaft gelegen, und getrennt durch zwei Bergketten, die man als zwei Stufen des südlichen Abhangs des Himalaya betrachten kann; so daß, während der Indus und der Sutledge im Süden das ganze Land mit zwei unermeßlichen Armen umfassen, der Himalaya im Norden den prachtvollen Grundriß dieser Weltgegend zu vervollständigen und zu vollenden scheint.

Jenseits des Sutledge möchte ich den Lesern ein Volk zeigen; aber es giebt dort ich weiß nicht wie viele Völker, die in Sitten, Religion und Costume von einander abweichen, die einen von den andern lebend, die einen grausam und wild, die andern geschwächt und verdorben. Es sind die Mongolen, die ersten Eroberer dieser schönen Provinzen, die Afghanen, welche die Mongolen verdrängt und die Syken, die wiederum die Afghanen vertrieben haben. Die Syken herrschen, üben Justiz und Polizei aus, führen Krieg und erheben die Abgaben den Säbel an der Seite, die Pistolen in der Hand; der Rest der Bevölkerung gehorcht, wenn sie die Ebene bewohnt, oder vegetirt elend und rebellisch in dem Gebirge. Außerdem findet noch eine Verschmelzung und Verwirrung

*) Billy, der Astrologe, erreichte ein Alter von 107 Jahren.

**) Die erste Arbeit dieses berühmten Astronomen war die Berechnung des Halley'schen Kometen, der zuletzt im Jahr 1759 sichtbar war und der Ende des nächsten Jahres 1835 wieder erwartet wird.

Digitized by Google

religiöser Secten statt, an welcher fast alle Versuche einer Analyse scheitern. Da giebt es Mahomedaner, die vor einem Haare in Extase fallen, das sie für ein Barthaar des Propheten halten; dann die Bekenner des Brahma und des Budha nach Verhältniß; dann die Akalis, eine Art bewaffneter Mönche, heilige Bettler oder vielmehr Wegelagerer, die dem Reisenden mit der Flinte auf der Brust um Almosen bitten. Die Bevölkerung von Lachemye unterscheidet sich in dieser Menge durch den Glanz ihrer Geschichte und den Ruf ihrer Industrie, die unserm alten Europa so theuer ist. Wie bei allen Nationen, deren Saft und Kraft die Eroberung und Plünderung erschöpft hat, sind ihre Sitten mild, ihre Physiognomie traurig. Es ist gleichsam ein zweites Italien: ein sinniges, erfinderisches Volk, ein reiches Land bewohnend, das eine lange Reihe von Königen und mehrere Jahrhunderte der Unabhängigkeit zählte, das die ganze Welt seiner Industrie zinsbar gemacht hatte, und das nach grausamen Kriegen unterlag, zu Grunde gerichtet durch die Geldgier der Sieger, verdorben durch ihre Laster, entschlummernd in Sclaverei, gleichsam um das Joch leichter zu machen. „In Lachemye," sagt Jacquemont, „ist fast für den, der pflügt, spinnt oder webt, nicht mehr Aussicht zu einem Abendessen, als für den, der, daran verzweifelnd, den ganzen Tag im Schatten eines Platanus schläft." In Lachemyr wie in Italien ist es sonach dieselbe Ursache, die die Völker verdammt, zu schlafen, und die Könige, zu wachen.

Runjet-Sing, der berüchtigte König von Lahore und Lachemyr, ist, zu seinem Glücke, ein sehr wachsamer König; und es bedarf nichts Geringeres als seiner Thätigkeit, seines unternehmenden Geistes und der militairischen Talente einiger unserer Landsleute, die seine Armee'n disciplinirt haben, um so viele verschiedene Bevölkerungen in Ordnung zu halten und dieser Verwirrung den Anschein der Einheit zu geben. Ich weiß nicht warum ein Geograph von seltenem Verdienst, Herr Hadrian Balbi, will, daß Runjet-Sing im Jahre 1827 gestorben sey; das ist ein Irrthum. Runjet-Sing ist nicht todt; er lebte zur Zeit der Reise Jacquemonts im Jahre 1831 und alles läßt glauben, daß er noch lebt. Runjet-Sing ist nicht eben ein sehr legitimer König; er ist ein glücklicher Soldat. Aus einem bloßen Landedelmann Banden-Häuptling geworden, vom General zum König erhoben — nicht von Gottes Gnaden, sondern durch die Gunst von 20,000 Banditen und muthigen Plünderern — hat er die ganze Conföderation der Sykes-Fürsten, vormals seines Gleichen, und einen beträchtlichen Theil des alten Königreichs Kabul seinem Joche unterworfen. Diejenigen, die er noch nicht ganz unterwerfen konnte, bezahlen gewissenhaft Tribut mit Geld, das sie den Reisenden rauben.

Runjet-Sing würde selbst in Europa kein gewöhnlicher Mensch seyn; unter seinem Volke ist er ein großer Mann. In Victor Jacquemonts Augen ist er ein Original. Runjet-Sing ist 51 Jahre alt; er ist von mittlerer Größe und trägt einen langen weißen Bart. Er ist von schwächlicher Gesundheit, aber von großer Lebhaftigkeit des Geistes. Er bringt sein Gewissen alle Jahre einmal wieder in Ordnung, indem er nach dem heiligen Tempel von Guru-Govind-Singh, zu Umbritsir, wallfahrt; aber die Andacht ist für ihn nur eine Masque, die er nicht mißbraucht. Runjet-Sing ist tapfer, listig, gefräßig und von einer Neugierde, welche auf eine sonderbare Weise mit der Apathie des indischen Charakters contrastirt. Er hat für Pferde eine wahrhaft wüthende Leidenschaft; er hat mörderische Kriege angefangen, um sich bei einem Nachbar eines Pferdes zu bemächtigen, das man ihm verweigerte. Er hat ein Regiment von Frauen, in einem Serail casernirt, die in der Reitkunst unterrichtet sind und bei hellem Tage manoeuvriren, das Pferd zwischen beiden Füßen, wie unsere Husaren. So ist Runjet-Sing; in dem Punjaub ist er ein glücklicher Mensch; unumschränkter König, geschickter General, kecker Erpresser, im Besitz einer Armee von 40,000 Mann, eines Budgets von 50 Millionen, ein geprüfter Koch und von den schlechtesten Sitten von der Welt.

Das ist das Land, das Volk und der König, das Herr Victor Jacquemont besucht.

Zwei Umstände verschaffen ihm eine gute Aufnahme. Zuvörderst war er Franzose und Runjet-Sing liebt die Franzosen leidenschaftlich. Es ist ein französischer Offizier, Herr Allard, der seine Armee commandirt; Herr Allard ist überdies ein vortrefflicher Financier und Einnehmer. „Die Mutter einer Anzahl kleiner Rajahs (Prinzen) aus dem Gebirge starb," schreibt Jacquemont, „neun Laks Rupien (2,250,000 Franken) hinterlassend; die Kinder bekriegten sich um die Erbschaft; Runjet-Sing schickte Herrn Allard an Ort und Stelle, um jeden Gegenstand des Zwistes aus dem Wege zu räumen, d. h. die neun Laks Rupien in Besitz zu nehmen." Der Landsmann eines so geschickten Financiers ist einer ausgezeichneten Aufnahme bei dem König von Lahore gewiß; aber er hat noch einen andern Anspruch auf seine Achtung: Runjet-Sing hat sich in den Kopf gesetzt, daß Victor Jacquemont ein geheimer Agent Englands sey. Nun muß man wissen, welches die vorgefaßte Meynung und Besorgniß Runjet-Sings ist, wenn er nicht auf dem Rücken seines Elephanten, in Gesellschaft irgend einer Buhlerin, die Houka raucht oder nach irgend einem Abenteuer durch das Land streift; der einzige Gedanke Runjet-Sings ist, daß die ostindische Compagnie frühre oder später sein Reich verschlingen wird; und darin hat Runjet-Sing auch wohl Recht. Auf diese Weise wird sein Reich wirklich endigen.

In der That ist der Sutledge, der das englisch-indische Reich von der Seite des Panjaub begränzt, für die Engländer eine abscheuliche militairische Vertheidigungs-Linie; aber den Indus mit Dampfschiffen hinauffahrend von Bombay bis nach Dehra-Ghazi-Khan, würden die englischen Fahrzeuge die ganze russische Armee im Schach halten, die mit feindlichen Absichten aus Persien käme und Afghanistan zu durchziehen wagte. Es ist daher vom höchsten Interesse für England den Lauf des Indus seiner Schiffahrt zu sichern; und hiezu ist von zwei Dingen eins nöthig, entweder sich mit dem Punjaub zu verbinden oder es zu erobern. Es zu erobern ist sicherer und ich rathe dazu; denn die Civilisation und die Menschheit können bei dieser Eroberung nur gewinnen. England warte nur bis Runjet-Sing todt ist — aber es vertraue nicht auf ihn! „Es ist ein listiger Schelm, dieser Runjet-Sing," schreibt Victor Jacquemont.

Die ganze Politik Runjet-Sings reducirt sich also definitiv darauf, sich gegen eine englische Invasion zu vertheidigen. Aber der König von Lahore ist gegen den General-Gouverneur von Indien, das Punjaub gegen die englischen Besitzungen, wie 3 Millionen Pfund Sterling gegen 25. Die Civil-Liste von Runjet-Sing ist daher die demüthige Magd des großen Budgets des Lords W. Bentink; er muß daher ihm schmeicheln, bis es ihm gelingt, ihn zu verrathen. Auch wurde Victor Jacquemont sehr freundlich empfangen; Runjet-Sing hielt ihn für einen englischen Spion.

Das war er, Gott sey Dank! nicht. Jacquemont würde unter keinem Vorwand eine englische Mission angenommen haben. Wenn Jacquemont eine politische Rede zu Meerut hielt, so geschah es höchst öffentlich und nichts hatte ihn dazu angetrieben, als sein patriotischer Eifer. Die ganze übrige Zeit, in dem Punjaub wie anderwärts, war er nur der Gesandte des Jardin des Plantes, weit mehr beschäftigt mit den Interessen der Wissenschaft, als mit den Zänkereien der Politik und niemanden diplomatische Schlingen legend als den Thieren, die in seine Sammlungen kommen können.

Jacquemont reiste also für die Wissenschaft, dem Verdacht Runjet-Sings zum Trotz; ob er aber gleich dabei keine Abenteuer suchte, so wimmelt doch seine Reise davon: jeden Augenblick stößt ihm ein

Digitized by Google

Abentheuer auf und macht der Wissenschaft den Platz streitig; ja die Wissenschaft ist oft genöthige, ihn zu räumen. Glücklicherweise ist Jacquemont, der ein großer Gelehrter ist, auch ein vorzüglich glücklicher Abenteurer. Ich habe davon schon einige Beweise angeführt; aber nirgends zeigt sich seine Geistesgegenwart glänzender, als auf diesem Meer von Bergen, wie er es nennt, die die Provinz Cachymir von Lahore trennt. Hier kommen die Beweise alle Tage vor. Es giebt hier Banditen, die den Reisenden auf allen Straßen anfallen, die auf ihn am Eingange jedes Waldes die Flinte anlegen und mit furchtbarer Stimme rufen: „Halt! oder du bist des Todes!" Jacquemont mochte immerhin einen furchtbaren Firman Runjet-Sing's aus der Tasche ziehen, in welchem er seinen Lehnsmännern und Vasallen der Ebene und der Gebirge gebot, den Plato der Zeit, außerdem genannt der gnädige Herr Victor Jacquemont, nicht nur frei passiren zu lassen, sondern auch das Gefolge desselben mit Heu und Stroh zu versehen und allen diesen Requisitionen nachzukommen; nachdem man diesen erhabenen Paß gelesen, wiederholten dieselben Stimmen: „Halt! oder du bist des Todes!" und unterstützten ihr Verbot mit einer energischen Drohung; und es gehörte, das versichere ich, Klugheit und Verdienst dazu, trotz dem die Reise fortzusetzen.

Jacquemont kam immer durch. Einmal indessen fiel er in die Schlingen eines argen Schelms, der, für den König, mit einigen hundert Lunten-Flinten (Donnerbüchsen) eine schlechte Festung im Gebirge befehligte. Meal-Sing war sein Name. An diesem Tage hatte Jacquemont kein Hinderniß gefunden; im Gegentheil hatten am Fuße der Festung ausgestellte Soldaten ihm zu Wegweisern gedient. Kaum angekommen aber sah er sich von vierhundert Räubern umgeben, die ihn mit angeschlagenem Gewehr um Almosen baten. Ihr Häuptling erklärte ihm, sein Wille sey, ihn so lange gefangen zu halten, bis es dem König von Lahore gefiel, eine beträchtliche Summe für seine Befreiung zu bezahlen; es handelte sich um dreijährigen rückständigen Sold, die Se. Majestät der Garnison schuldig war.

Jacquemont sah, einmal in dieses Netz verstrickt, wohl, daß es nur ein Mittel gab, sich daraus loszumachen, nämlich, nicht mit Gewalt, sondern mit Hochfahrenheit gegen diese Elenden anzugehen. „Meine Verachtung donnerte sie nieder," schreibt er; „sie hatten nie einen ihrer Rajahs so von sich sprechen gehört in der dritten Person, wie ich es that; Runjet-Sing allein thut es in dem Punjaub; und während ich mir selbst diese Ehrfurcht erwies, sprach ich zu ihnen, wie zu Dienern. Bald führte ich Meal-Sing bei Seite, als wollte ich mich minder öffentlich mit ihm unterhalten, und ließ ihn sich auf die Erde setzen, während ich für mich einen meiner Sessel hatte herrichten lassen. Es schien pressirt, die Unterhaltung zu beginnen; aber ich rief meinen Haushofmeister, um mir ein Glas Zuckerwasser zu bringen, dessen Bereitung lange dauerte. Einem andern meiner Diener befahl ich, einen Sonnenschirm über mir ausgespannt zu halten; einem dritten, mich mit einer Pfauenfeder anzuwedeln. Ich machte mir es so bequem, nicht nur wie gewöhnlich, sondern bei weitem mehr; Meal-Sing immer an der Erde lassend in seiner Demuth, um schweigend über die Größe des Verbrechens nachzudenken, das er im Begriff war, zu begehen."

Diese List fing an, Erfolg zu haben; der Räuber ließ von seinen Prätentionen nach und schlug vor, den Gefangenen frei zu geben, bloß gegen Zurückbehaltung seiner Bagage. „Ohne meine Zelte reisen, ohne meine Mobilien, ohne meine Bücher, ohne meine Kleider und Wäsche!" rief Jacquemont indignirt aus; „ich, der die letztern zweimal täglich wechselt!"

Die Zeit verfloß. Meal-Sing schien im Nachdenken verloren. „Ich befahl, daß man mir Milch bringe. Hörst Du nicht, sagte ich zu Meal-Sing, daß der Herr Milch begehrt? Schicke auf das Schleunigste in die benachbarten Weiher, daß man sie ohne Verzug bringe. — Ich sah die Menschen abgehen, die er wegschickte; und als sie etwa hundert Schritte weit waren, rief ich sie zurück und befahl meinem Haushofmeister, ihnen genau zu erklären, daß ich Kuh-Milch und nicht etwa Büffel- oder Ziegen-Milch wolle und daß er vor seinen Augen melken lassen solle."

So gewann Jacquemont Zeit. Meal-Sing ertrug, ohne ein Wort zu sagen, das unwiderstehliche Uebergewicht, das unvermerkt sein kühner Gefangener über ihn gewann. Als dieser nun endlich den Augenblick für günstig hielt, so bot er eine Geldsumme unter dem Titel Geschenk an. „Nun ja," sagte Meal-Sing erfreut, „geben Sie mir zweitausend Rupien." Die Männer mit den Donnerbüchsen schrieen: „Zehntausend!" — Nicht zehntausend, nicht zweitausend, nicht tausend selbst," erwiderte Jacquemont, „und zwar aus dem Grunde, weil ich sie selbst nicht habe; doch in Betracht Deiner unglücklichen Lage will ich Dir fünfhundert Rupien geben."

Das war die letzte Periode der Krisis. Meal-Sing widerstand noch einige Zeit; Jacquemont aber bestand noch fester auf seinem Satz und behandelte seinen Räuber in so hohem Tone, daß er die fünfhundert Rupien annahm, „sich zur Erde niederwerfend und versichernd, daß er der treueste, dankbarste und ergebenste meiner Diener und, wenn ich ihm diesen Namen erlaubte, der unerschütterlichste meiner Freunde sey." Nach dieser Comödie nahm Meal-Sing Abschied von seinem Gefangenen, nicht ohne ihn noch leise um eine Flasche Wein gebeten zu haben. Jacquemont gab ihm eine Flasche Arack, der ihm zu seinen anatomischen Präparaten als Weingeist diente und der stark genug war, in dem Schlunde des Ungläubigen wie Feuer zu brennen. Darauf wendete er sich und kehrte auf den Berg zurück.

Diejenigen unserer Leser, welche finden dürften, daß Jacquemont das Vergnügen, einen Schuft zu mystificiren, ein wenig theuer bezahlt habe, mögen wissen, daß diese so freigebig verschenkten Rupien ihm durchaus nichts kosten, als die Mühe, sie in Empfang zu nehmen; und das selbst ist das Geschäft seines Schatzmeisters. Von dem Tage an, wo Victor Jacquemont den Fuß auf den Boden von Punjaub setzt, strömt ein goldener Regen in seine Casse. Wenn Runjet-Sing Menschen seine Achtung bezeugen will, so macht er nicht viele Umstände. Statt sein Bildniß oder eine andere unnütze Bagatelle zu schicken, sendet er einen Sack voll Rupien. Diese angenehmen Säcke enthalten gewöhnlich 101 Rupien, ungefähr 250 Franken. Auf diese Weise hatte Jacquemont, als er zu Cachemyr ankam, als soliden Beweis der Achtung Sr. Maj. und als klingende Proben seiner Freundschaft, ungefähr 15,000 Franken erhalten, ohne die Verprooiantirung aller Art zu rechnen, eine unzählbare Menge Schaafe, Hühner ꝛc., Säcke Gerste, Reis und Mehl und, wie er scherzhaft schreibt, eine Last von Cachemirs, um alle Männer zietern zu machen." So also behandelt man die Franzosen im Königreich Lahore. Gleicht es nicht ein wenig dem Eldorado?

Ich habe mich oft gefragt, indem ich diese interessanten Briefe las, woher die unbestreitbare Ueberlegenheit rührt, welche die Europäer über die Eingebornen von Asien ausüben, ein solches Uebergewicht, daß die wohlverstandene Politik der Regierung dieses Landes vor Allem darin besteht, uns nicht über die Gränze zu lassen; und ich habe geglaubt, daß man es durch eine ganz allgemeine Ursache, die Ueberlegenheit des klaren Verstandes über die Einbildungskraft, erklären könne und müsse. Diese Wahrheit, die ich hier nur andeuten will, ergiebt sich bei jedem Schritte Jacquemonts auf seiner Reise. Sein gesunder Verstand triumphirt gerade von der Seite, welche die Imagination der Asiaten ergreift, durch seine Festigkeit, seine rasche Sicherheit. Die Franzosen haben überdies noch etwas, was ihnen in Asien Achtung erwirbt: sie sind heiter und sind keck. Ich weiß nicht, wer gesagt hat: Die Frauen gefallen haupt-

Digitized by Google

sächlich durch ihre Fehler. Dasselbe kann man von den Franzosen sagen, die in Asien reisen. Ihr empfänglicher, leichter, satyrischer Geist ist, neben der asiatischen Gravität, ein erschrecklicher Fehler und gerade durch diesen Fehler gefallen und herrschen sie. Asien ist traurig und träumerisch, unsere Heiterkeit ist betäubend; Asien ist förmlich, unser freidenkender Geist überspringt, mit beiden Füßen, alle Formen; Asien ist abergläubisch und fatalistisch, die Kühnheit unsers Philosophismus trotzt dem Schicksal und erschrickt selbst nicht vor Gott! Ich will es gestehen, es ist mir einigemal begegnet, Victor Jacquemont recht unverschämt zu finden. Ich zitterte, indem ich ihn so mit den furchtbaren Vorurtheilen seiner Wirthe spielen oder Ehrenbezeugungen verlangen sah, die seit undenklichen Zeiten nur gekrönten Häuptern gebühren. Aber er gab hernach so gute Gründe dafür an, er bewies mir so genügend, daß seine Achtung als Franzose, daß sein Leben selbst von solchem Benehmen abhänge und es gebiete, daß ich trostlos gewesen seyn würde, ihn bescheidener zu finden. „Wenn in dem Punjaub," sagt er irgendwo, „ein Vornehmer dieses Volkes bei mir erschienen wäre, ohne seine Schuhe an der Thür zurückzulassen, so würde ich seinen Besuch nicht angenommen und auf der Stelle nach Lahore geschrieben haben, um bei Runjet Genugthuung für diese Beleidigung zu fordern; aber das ist ein so ungeheurer Verstoß, daß er niemanden in die Gedanken kommen konnte."

Victor Jacquemont brachte in Cachemyr den ganzen Sommer von 1831 zu. Er hat da als großer Herr gelebt: wohnend in einem königlichen Pavillon, am Ufer eines See's, mitten in einem Garten mit türkischem Hollunder und Rosensträuchen bepflanzt; einen Hof habend, einen Kammerherrn (gentilhomme de la chambre) mit sechs Rupien monatlich; eine Compagnie gardes du corps, die seine Thüre gegen die cachemyrischen Bettler beschützen; bald Arzt, bald Oberrichter, bald Philosoph und Gelehrter, Lieblings-Correspondent von Runjet-Sing, der ihn mit Geschenken überhäuft, mit Rupien überschwemmt und ihm dabei treulose Fallstricke legt, der ihn als Halbgott behandelt und ihn von Spionen umlauern läßt; Kirschen, Apeikosen und Weintrauben essend, wie zu Paris; Sterne lesend, um den Geist zu ersetzen, der seinen Hofleuten fehlt; unzählige Banden öffentlicher Mädchen, die seinen Pallast umlagern, verjagend, um die Reinheit seines europäischen Charakters zu behaupten; die Berge durchstreifend nach Bären und Panthern, die ihm oft den Besuch erwidern; Fische fangend für Herrn Cuvier in dem schönen See, der sein Haus umgiebt; einem religiösen Aufstand beiwohnend, dem eine orientalische Unterdrückung folgte, d. h. Mord, Plünderung und Brand; „Endlich," sagt Jacquemont in einem piquanten Briefe, der seinen Aufenthalt zu Cachemyr und seine Expedition nach dem Punjaub resumirt, „ich bin acht Monate lang ein sehr großer, reicher, prachtvoller, wohlthätiger Herr gewesen und dadurch, vorzüglich durch die letzte Eigenschaft, jetzt wieder so arm wie vor dieser sonderbaren Reise. Zuweilen Gefangener, oft Diplomat, Krieger so wenig, als mir möglich war; denn vorzüglich in der Kunst der Politik glänze ich. Sie werden sehen, daß man einst einen Diplomaten aus mir machen wird. Unsere hochweisen Staatsmänner würden, an meiner Stelle, oft in Verlegenheit gewesen seyn. Diese weiten Ländrr sind der Neugierde der Europäer durch die ziemlich folgerechte Eifersucht ihrer Herren verschlossen. Bis jetzt geht alles gut für mich; ich bin lebend und zwar sehr lebendig, ich versichere es, von Cachemyr zurückgekommen, dessen Berge nicht so hoch, die Thäler nicht so pittoresk, die Frauen nicht so schön, die Männer nicht so schelmisch sind, als man es sagt. Mein Portefeuille ist voll von Briefen von Königen. Der Nachfolger von Porus schrieb mir alle acht Tage ꝛc."

Fügen wir, als letzten Zug dieses Gemäldes, hinzu, daß, in dem Augenblicke, wo Jacquemont das Punjaub verlassen wollte, der Nachfolger von Porus ihm sehr ernstlich das Vice-Königthum von Cachemyr antrug. Als Jacquemont sah, daß sein Freund, Runjet-Sing, in diesem Tone sprach, so hatte er nichts Eiligeres als einzupacken und am 9. November 1831 ging er wieder über den Sutledge.

Vierter und letzter Artikel.

Diejenigen, welche von der Macht der Engländer in Indien nach dem hohen Gehalt, den die Engländer ihren Civil- und Militair-Beamten bezahlen, nach der Stärke ihrer Armee'n, nach dem Umfang ihres Budgets oder selbst nach dem Luxus ihrer Feste, dem Reichthum und Wechsel ihrer Moden, dem Aufwand bei ihren Mahlen urtheilen wollten, würden einen sehr unvollkommenen Begriff haben. Darauf beruht nicht ihre Macht. Sie besteht fast ganz in dem Geist der Civilisation und in der administrativen Geschicklichkeit, die diese Nation charakterisirt. Die englisch-ostindische Compagnie ist, obgleich die Nothwendigkeit sie gezwungen hat (?), unermeßliche Provinzen seit funfzig Jahren zu erobern, ihrer Natur nach doch nicht erobernd. Ihre Eroberungen fangen an, sie arm zu machen. Es giebt nicht eine der von ihr eroberten Provinzen, welche die Kosten der Regierung und der Militair-Occupation bezahlt. Madras hat ein Deficit; Bombay deckt seine Kosten nicht; die neu erworbenen westlichen und nordwestlichen Provinzen werfen gleichfalls nicht hinlängliche Einkünfte ab. Bengalen zahlt für alle. Welches ist demnach das Haupt-Interesse der Compagnie bei diesen unermeßlichen Eroberungen? Augenscheinlich ein Interesse der Civilisation. Mag immerhin dieses Interesse einem andern zum Deckmantel dienen, mag immerhin Gewinnsucht, zuerst kriegerisch bewaffnet, dann die Larve des Philantropen vornehmen und ihre Rechnung bei dieser Metamorphose finden; mag der Genius der Civilisation nichts als der Agent und Vorläufer des finanziellen Genius seyn — gleichviel! Es ist darum nicht minder die Civilisation, welche beginnt; sie ist es, welche säet; und wenn die Civilisation irgendwo säet, so ist es nie die Regierung allein, was für eine es auch sey und wie geldgierig man sie immer voraussetze, welche ärndtet.

Bei seiner Reise in Indostan fand Jacquemont einst ein Volk, das der Zauberstaab eines englischen Majors, wie durch ein Wunder, civilisirt hatte. Es war in den Bergen von Mhairwarra, die man die Abruzzen des Rajeputanah nennen könnte, ungefähr auf der Hälfte des Weges von Delhi nach Bombay. „Da," sagt er, „habe ich ein Land gesehen, dessen Einwohner, seit undenklicher Zeit, keine andere Art, ihren Lebens-Unterhalt zu gewinnen, kannten, als die Umgegend von Marwar und Mewar zu plündern; ein Volk von Räubern, jetzt in ein Volk von fleißigen, friedlichen und glücklichen Ackerbauern und Hirten umgewandelt! Weder die Häuptlinge der Rajeputs, noch die mongolischen Kaiser hatten jemals dieses Volk unterjochen können. Vor vierzehn Jahren war noch alles für dasselbe zu thun und seit sechs oder sieben Jahren ist alles vollendet (?!). Ein einziger Mann, der Major Henri Hall, hat dieses Wunder der Civilisation vollbracht; und da ich weiß, daß die folgende Reflexion Ihrem Herzen angenehm und Ihren Meynungen entsprechend seyn muß,*) so füge ich hinzu, daß der Major Hall sein bewundernswerthes Werk vollbracht hat, ohne ein einziges Leben opfern zu müssen. (Der Beschluß folgt.)

*) Dieser Brief ist an Herrn Victor von Tracy, und zwar in englischer Sprache, geschrieben. Anm. d. Verf.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 950. Hamburg. Sonnabend, den 30. August. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Das Blumen-Concert.

Von

Felicien Mallefille.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Im Jahr 1829 hatte ich mit einigen Freunden eine Reise nach der Bretagne unternommen. Wir weilten einige Tage im Kreise meiner Familie zu St. Servan. Die Zeit verstrich uns in Frohsinn und Abwechselung, was mir vor allem zusagte. Da wurden wechselsweise Jagdparthieen, Spaziergänge gemacht und Fischfang getrieben.

Eines Tages nahmen wir ein Boot, um ein wenig in die hohe See zu fahren und einige der Inseln zu besuchen, die sich im Meere wie grüne Stickereien auf blauer Gaze ausnahmen. Da wir sämmtlich gute Schwimmer waren und auch ein wenig Seemanns-Erfahrung hatten, so wollten wir keine Schiffer mit uns nehmen, weil das Phlegma und der Eigensinn dieser guten Leute nicht zum Besten mit dem fröhlichen Sinne und der Ungebundenheit junger Leute im Einklang stehen.

Wir stießen vom Lande. Das ruhige und azurblaue Meer brach sich geschmeidig an dem Sande des Ufers, und das von einem leichten Hauch getriebene Gewölk zog in harmonischer Langsamkeit über die unbegränzten Räume des Himmels dahin, wie eine Flucht Wandervögel über einen See. Sein Schatten spielte zuweilen über unsern Häuptern, bald die Barke überholend, bald von ihr überholt, über dem Meere hingleitend wie große bewegliche Flecken. Zuweilen war es als ob ein ungeheurer Fisch oder auch eine Sandbank dem Wasser eine düstere und schmutzige Farbe gäbe. Als wir eine Strecke vom Lande entfernt waren, da gab der Wind, dem nun kein Hinderniß mehr entgegenstand, sich kräftiger und kühler kund. Das Segel rundete sich wie der Flügel eines Schwans, und der Kahn glitt so leicht, wie eine Fee, über dem Wasser hin.

Wir besuchten bald diese, bald jene Insel und kamen immer weiter vom Lande ab. Gegen drei Uhr Nachmittags begann das Meer hohl zu gehen und der Wind blies stärker. Da sich aber nur wenig Gewölk zeigte, so kümmerte uns das wenig und wir fuhren weiter und weiter.

Aber der Wind nahm allmählig an Heftigkeit zu, und die Wolken, die wir vorher kaum an dem Horizont, den sie wie ein schwarzer Saum umgaben, bemerkt hatten, entfalteten und vergrößerten sich in ungeheurer Schnelligkeit. Bald bildeten sie über unsern Häuptern einen düstern und schwer herniederhängenden Baldachin, und es fielen einige dicke Regentropfen, von dem Rollen eines fernen Donners begleitet, in unsere Barke.

Wir stutzten, und sahen uns einander schweigend an, als ob einer des andern Meynung hören wollte.

„Wir müssen zurückkehren," sagte der Eine.

— Wir sind zu weit vom Lande, dazu ist keine Zeit mehr, erwiederte der Andere.

„Dann müssen wir wieder zu der Insel fahren, die wir zuletzt verlassen haben."

„„Davon sind wir um ein Drittheil weiter entfernt, als von der, auf welche wir zusteuern,"" ließ ich mich dann vernehmen. „„Nur frisch darauf los!""

Wir fingen den Wind auf und schossen nun vorwärts wie ein galloppirendes Pferd. Das Meer war grün und schwarzblau geworden, die Wogen waren schaumbedeckt und gaben, die schaurende Barke peitschend, einen traurigen Ton von sich. Bald waren wir auf dem Kamm der Wellen, bald schossen wir mit einer grausenhaften Geschwindigkeit hinab in ihr Bett. Der Wind, der in heftigen Stößen stürmte, machte, daß der Mast krachte und das Boot so vornüberschoß, daß vorn das Wasser eindrang.

Da wurde rasch das Segel eingezogen, der Mast gesenkt und wir nahmen die Ruder zur Hand. Der Sturm ward immer ärger, und so sehr wir uns auch anstrengten, wußten wir doch nicht, ob wir noch zeitig genug ankommen würden. Wir nahmen indessen alle unsere Kräfte zusammen, und nach einigen Minuten hatten wir das Land erreicht.

Es war hohe Zeit; denn wir hatten kaum die Barke aufs Land gezogen, als der Sturm sich in einen förmlichen Orkan verwandelte. Der dicke Vorhang schwarzer Wolken, welcher den Himmel der Erde verbarg, öffnete sich nur von den blassen Blitzen zerrissen, welche uns den Donner verkündeten, und der Donner, welcher hinter seinem Vorläufer drein stürzte, rollte unter furchtbarem Brüllen in unterbrochenen Sätzen über unsern Häuptern hin. Die Wogen bäumten sich wie losgelassene Riesen in Schaumfluthen himmelwärts und fielen, in ihren Falten den Sand und die Steine des Ufers zermalmend, dann in die Tiefe zurück.

Wir sahen eine Zeitlang dem Toben des Sturmes zu; aber bald fiel der Regen in Strömen herab und wir mußten auf ein Obdach bedacht seyn. Wir schauten um uns her, gewahrten aber nichts weiter als einige verkümmerte Bäume. In Ermangelung eines Besseren hockten wir unter den belaubten nieder, um das Ende des Sturmes abzuwarten.

Aber es regnete so heftig, daß wir in weniger als einer Viertelstunde völlig durchnäßt waren; wir beschlossen deshalb, um jeden Preis eine bessere Zufluchtsstätte aufzusuchen.

Endlich, nach vielem Wandern und sehr ermüdet, gewahrten wir nicht fern von uns eine Hütte von sonderbarer Bauart, von allen Seiten an Bäume gelehnt, die selbst dazu zu gehören schienen. Ohne uns aber lange im Anschauen ihrer Bauart aufzuhalten, schossen wir wie hungrige Hunde auf einen Knochen auf ihre Thür los und traten ein, ohne erst anzuklopfen.

Sie hatte nur ein Gemach, falls man einen Raum von acht bis zehn Fuß ins Gevierte so nennen kann, der keinen andern Fußboden als die bloße Erde, keine andere Wand als mit Lehm verkittete Steine hatte. Auf einer Art Herd von flachen, nebeneinander gelegten Kieseln brannte

Digitized by Google

ein Reisigfeuer, dessen Rauch sich zur Hälfte durch ein Loch, welches oben in der Mauer angebracht war, einen Ausweg suchte.

Hart am Feuer, auf einem Reisigbündel, saß ein Mann mit sehr langem Haar und Bart, abgemagertem und bleichen Gesichte und unstätem Blick. Seine Bekleidung, die ihm bis auf die Ferse herabreichte, bestand zum Theil aus Kaninchenfellen und zum Theil aus geflochtenem Baumpast. Er schaukelte sich in einer befremdlichen Weise auf seinem Sitze hin und her und trällerte in einem monotonen und langsamen Tone eine bretagnische Arie dazu. Beim Schein der flackernden Flamme sah dieser Mensch mit seinem bizarren Aufzuge und seinem Hexengesange dem Schatten Robinson Crusoe's, in einer Sturmnacht von irgend einem unsichtbaren Zauberer heraufbeschworen, ähnlich.

Wir blieben bei diesem Anblick ganz verwundert stehen, als wir ihn aber einige Minuten betrachtet hatten, da sahen wir uns einander an und brachen in ein Gelächter aus, daß die ganze Hütte davon erdröhnte. Der Mann, der bis dahin unsere Anwesenheit nicht bemerkt hatte, fuhr vor Ueberraschung und Schrecken zusammen, stellte sein Singen plötzlich ein, und erhob sich gerade vor uns, um uns nun seinerseits aufs Korn zu nehmen. Je mehr er uns anschaute, desto mehr schien seine Verwunderung und sein Schrecken zuzunehmen. Wir fanden es endlich gerathen, ihn anzureden, und sagten:

„He! guter Mann, könnt Ihr uns wohl auf eine Nacht beherbergen?"

Auf diese einfache Frage zitterte er noch stärker als zuvor, so, daß ihm die Kniee zusammenschlugen. In der Meynung, daß er unserer Miene nicht trauen möchte, obschon sie wohl reichlich so gut wie die seinige war, suchte ich ihn zu beruhigen.

„Seyd unbesorgt, braver Mann," sagte ich zu ihm, „wir sind ehrliche Leute, und wir würden Euch nicht gestört haben, wenn wir nicht hätten vor dem Regen Schutz suchen müssen; aber es ist ein heilloses Wetter, und wenn Ihr uns die Aufnahme versagt, so riskiren wir zu schmelzen, wie der Schnee vor der Sonne."

Ich sagte ihm das, um ihn in Güte zu gewinnen; denn ich und meine Kameraden waren fest entschlossen, uns lieber hier mit Gewalt einzuquartiren, als in einer Nacht, wo man nicht einen Gensd'arm hätte ausschicken mögen, querfeldein zu rennen.

Er blieb noch eine Zeitlang in derselben Stellung, ohne uns zu antworten; dann sahen wir, wie seine farblosen Lippen sich zu einem Lächeln öffneten, und er sein Haupt auf die Brust sinken ließ; endlich richtete er sich wieder auf, und sagte in einem undeutlichen Tone zu uns:

— Mentenquette berzounec.

Zwei dicke Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Er versteht kein Französisch," sagte ich, mich zu meinen Kameraden wendend.

„„Darum braucht er doch nicht zu weinen,"" erwiederte mir der Eine.

Nun senkte ich schweigend das Haupt. Ich dachte daran, wie die Menschen stets Worte der Geringschätzung und der Verhöhnung für Leiden haben, die ihnen unbekannt sind, und daß dieser Mensch vielleicht einen heimlichen Kummer hege, der durch meine Aeußerung aufgefrischt worden. Diese stumme Trauer ging mir tief zu Herzen, ich ergriff daher die Hand des Bretagners und drückte sie mit der größten Innigkeit. Eine unaussprechliche Freude blitzte nun aus seinen Augen und er küßte mir inbrünstig die Hände.

— Nun, er ist sicher nicht bei Sinnen, sagten die andern.

Da bat ich meinen bretagnischen Eremiten im celtischen Patois um Gastfreiheit, und er erwiederte in derselben Sprache, es stände uns, vor allem aber mir, alles zu Diensten, was seine arme Hütte darzubringen hätte. Sogleich griff ein jeder zu einem Reisigbündel, setzte sich zum Feuer, das angefüret ward, und suchte seine Kleider zu trocknen. Als wir uns ein wenig erwärmt hatten, da stellte sich eine andere Sorge ein, die, wie wir unseren Hunger stillen sollten. Die Hütte war so jämmerlich und ihr Eigenthümer schien so arm zu seyn, daß wir uns scheuten, ihn um Essen anzusprechen. Endlich entschloß ich mich dennoch dazu. Er antwortete nicht darauf, ging aber ins Freie, obgleich der Regen eher zu- als abgenommen hatte. Da entspann sich denn folgende Unterredung unter uns:

— So bäuerisch und klein diese Hütte auch ist, können wir doch in der That froh seyn, hier ein Obdach gefunden zu haben; wer weiß, ob wir sonst nicht diese Nacht vor Kälte umgekommen wären.

— Oder ob uns nicht der Wind davongeführt hätte.

— Aber das ist nicht zu läugnen, daß unser Wirth drollig aussieht, drollig gekleidet ist und ein curioses Haus hat.

— Es mag wohl in der Bretagne so Mode seyn.

— Wofür haltet Ihr den Mann?

— Es ist sicher ein braver Mann, erwiederte ich ernst.

— Davon ist keine Rede; ich meyne nur, es könnte wohl ein Schleichhändler seyn.

— Ein Schleichhändler! Ei, es verlohnte sich wohl der Mühe, ein solches Gewerbe zu treiben, um als eine Austee eingeklemmt, als ein Schornsteinfeger gekleidet zu seyn!

— Für einen Schleichhändler sieht der gute Mann auch zu dumm aus; eher möchte ich ihn für einen Blödsinnigen halten, der dies Loch hier bezogen hat, weil man ihn in seinem Dorfe nicht mehr beherbergen wollte.

— Oder auch für einen Fanatiker, der sich hier eingepfercht hat, um Buße zu thun.

— Meine Herren, fiel ich ein, es könnte ja auch wohl ein Mann seyn, den ein Herzenskummer aus der Mitte der Menschen vertrieben hat.

Da brachen alle in ein lautes Gelächter aus.

— Haha! der junge Mann sieht mir gerade so wie ein unglücklicher Liebhaber aus, wie ich mich als ein Cato Censor ausnehmen möchte.

— Wie wäre es, wenn wir ihn als ersten Liebhaber beim Theater von St. Malo engagirten?

Hier ward die Conversation durch die Ankunft desjenigen unterbrochen, den sie betraf. Er brachte in einem irdenen Gefäß, das er mit dem einen Schooße seines Gewandes bedeckt hielt, drei Viertheile eines Kaninchens, das meiner Treu ganz appetitlich aussah. Er setzte den Topf ans Feuer und ging mit den Worten: wartet nur ein wenig, noch einmal weg.

Nicht lange, und er brachte in derselben Weise eine Schüssel, auf welcher auf Blättern zwei gekochte Fische lagen, und noch einen unansehnlichen Topf mit Suppe und Kraut, das mir unbekannt war. Er stellte alles neben dem ersten Topfe hin, setzte sich mit untergeschlagenen Beinen zu mir, und sagte mit stolzer Selbstzufriedenheit:

„Nun eßt, das kommt aus der Grotte."

Als Dollmetscher sagte ich meinen Gefährten in gutem Französisch wieder, was ich so eben gehört hatte, und diese fielen nun hastig, der Eine über die Fische, der Andere über das Fleisch, der Dritte über das Gemüse her.

— Es mag aus der Grotte kommen oder nicht, sagte der Eine, der seit unserm Abenteuer ganz verstimmt worden war; so schmeckt es doch abscheulich.

— Das mag mit dem Gemüse der Fall seyn, aber das Fleisch ist schon genießbar.

— Und der Fisch ist köstlich!

Ich triumphirte, denn ich hatte die Mehrheit auf meiner Seite. Um aber die Mahlzeit vollkommen zu machen, bat ich auch um Brodt.

Digitized by Google

„Das habe ich nicht.“

— Aber Kartoffeln?

„Auch nicht.“

— Buchwaizen-Kuchen?

„Eben so wenig.“

— Was eßt Ihr denn zu Eurem Fleische?

„Gemüse.“

— Und zu Euren Fischen?

„Auch Gemüse.“

Da sagte ich zu meinen Gefährten, sie müßten sich schon behelfen, denn Brodt hätte unser Wirth nicht.

Aber auch ohne Brodt sprachen sie dem Abendessen so wacker zu, daß nach einer Viertelstunde nur noch Knochen und Gräten zu sehen waren. Darnach ward ein Haufen dürrer Blätter, der in einem Winkel der Hütte lag, über den Boden hingestreut, um als Nachtlager zu dienen. Meine Kameraden lagen bald im tiefen Schlafe, ich aber blieb munter, weil ich gern erfahren wollte, welch eine Bewandtniß es mit dem sonderbaren Manne hatte, der vor mir stand.

Ich zündete mir eine Cigarre an, die zugleich mit mir wieder trocken geworden war, und sagte:

„Lebt Ihr schon lange auf dieser Insel?“

„„Etwas über drei Jahre.““

„Und gefallet Ihr Euch hier?“

„„So weit ein Christ dies unter Gottes Augen fern von seinen Brüdern kann.““

„Ihr lebt hier also ganz allein?“

Er sah mich mit einem mißtrauischen Lächeln an, als wollte er sagen: Wie! spottest Du meiner? setzte aber dann hinzu:

„„Wer würde hier leben mögen?““

„Nun, Ihr lebt doch hier.“

„„Ich? ei, das ist ein anderes.““

„Ihr seyd also der einzige Bewohner dieser Insel?“

„„Das bin ich, und in den drei Jahren, die ich hier weile, ist Eure Stimme die erste menschliche Stimme, die ich vernommen habe.““

„Nicht möglich!“ rief ich aus, und ließ vor Erstaunen meine Cigarre ins Feuer fallen.

Er holte aus seinem Gürtel ein Messer hervor, dessen Klinge so lang und so dünn war wie ein Pfriem, spießte meine Cigarre damit und reichte sie mir noch brauchbar hin.

„Deßhalb habt Ihr auch wohl geweint?“ fuhr ich fort, auf meine Idee zurückkommend.

„„Ich kann das nicht sagen; der Eindruck war so sonderbar, daß ich selbst nicht weiß, ob es Freude, ob es Traurigkeit gewesen. Ich mußte weinen, ich mochte wollen oder nicht; hernach habe ich mich aber recht glücklich gefühlt.““

Wir sahen uns eine Weile schweigend an.

„Aber wie und warum habt Ihr Euch denn hier angesiedelt?“

„„Ich habe Schiffbruch gelitten.““

Ueber diese sonderbare Aeußerung hätte ich fast aufgelacht und glaubte nun selbst, daß der arme Mann den Verstand verloren habe; aber als ich wieder sah, wie ruhig und ernst er zu mir sprach, da ward auch ich wieder ernsthaft und aufmerksam.

„„Ich war ein armer Bauer aus einem armen Dorfe in der Nähe von St. Brieux. Meine Eltern waren gestorben, als ich noch ein kleines Kind war. Bis zu meinem achten Jahre lebte ich von Almosen; da brauchte man mich, das Vieh zu hüthen. Das Feld, auf welchem die Kühe weideten, lag voll großer schwarzer Steine, die wie Kirchthürme gerade in die Höhe standen, was mich, ich weiß nicht warum, traurig machte, so oft mein Blick darauf fiel. Es war vor allem einer darunter, größer und schwärzer als die anderen, zu dessen Füßen ein kleiner tiefer Strom floß, der ganz von Haselgebüsch eingefaßt war. Dort saß ich häufig, weil ich mich gern der Traurigkeit hingab. Zuweilen weilte ich dort ganze Stunden im dumpfen Hinbrüten, ohne auf das zu achten, was um und neben mir vorging. Oft zerstreuten sich auch meine Kühe hierhin und dorthin, und ich mußte dann einen Theil der Nacht damit zubringen, daß ich hinter ihnen herlief, um sie wieder zusammenzuholen. Wenn ich dann zurückkam, so sagte mein Herr zu mir: „Nimm Dich in Acht, Meriadec, Du wirst mir am Ende noch meine Kühe verlaufen lassen, und wenn Du Dich noch einmal zu dem großen schwarzen Stein setzest, so bekommst Du Abends nichts zu essen.“ — Aber ich suchte diesen dennoch auf, denn ich wollte lieber mein Abendbrodt im Stich lassen, als den Fluß nicht unter den Haselbüschen murmeln hören, in deren Laub der Wind rauschte. Vor allem war ich gern dort, wenn es regnete, denn da war es mir als ob das Gebüsch weinte. Mir däuchte, ich verstände die klagenden Laute, und dann weinte ich auch. Mir war leicht ums Herz, wenn ich mich ausgeweint hatte. Ich war lieber im Felde als im Hause; ich blieb dort den ganzen Tag mit meinen Kühen, wie auch das Wetter seyn mochte, obgleich ich angewiesen war, bei schlechtem Wetter nach Haus zu kommen. — Einst brach ein sehr heftiges Gewitter aus, doch wich ich nicht vom Fleck; ein Blitzstrahl erschlug zwei von den meiner Huth anvertrauten Kühen. Als ich meinem Herrn diese Kunde brachte, da gerieth er in einen heftigen Zorn, schlug mich und jagte mich fort. Eine Zeitlang war ich nun mir selbst überlassen; ich streifte auf dem Lande umher, nährte mich von wilden Früchten, trank das Wasser der Quellen und nahm mein Nachtlager unter den Bäumen. Des Nachts hörte ich die Nachtigall schlagen, des Morgens die Lerche singen. Ich sah, wie die aufgehende Sonne das Gewölk des Himmels röthete und den Thau trank, der an den Halmen der Gräser und an den Blättern der Blumen hing; ich sah die Sonne hinter den Hügeln untergehen und mit ihren letzten Strahlen dem Bette eine Purpurdecke geben, in welchem sie ausruhen wollte. Bei Tage drang ich in die Tiefen der Wälder, um dort neue Wege aufzusuchen; ich setzte mich hinter einen Felsen neben dem Teich, wo die Hirsche und die Rehe ihren Durst zu löschen kamen; dann sah ich sie laufen, spielen, weiden, bis das Gekläff eines Hundes sie verscheuchte. Ich weiß nicht recht mehr, wie mir die Zeit verstrich, aber das weiß ich, daß es die glücklichste Zeit meines Lebens war.

Ach! es scheint, daß solch ein Glück gesetzwidrig ist; denn als ich einst, auf freiem Felde hingestreckt, unter den Strahlen der Sonne den Duft des Heues einsog, das gemäht worden war, ward ich als Vagabonde von einem Feldhüther aufgegriffen, zum Dorfschulzen geführt, und von diesem auf vierzehn Tage eingesteckt.

Als ich wieder frei kam, da nahm der Pfarrer des Dorfes, der eben einen Burschen brauchte, um seine Commissionen auszurichten und ihm bei der Messe zur Hand zu seyn, mich in Dienst. Ich glaube gern, daß ich mich bei meinem zweiten Amte nicht besser benommen habe, als bei meinem ersten. Wenn ich ausgeschickt wurde, und unterwegs ein Gehölz oder eine schöne grüne Wiese antraf, so kehrte ich erst Abends spät zurück. Oft ging ich früh Morgens, wenn der Tag dämmerte, aus, um die frische und aufregende Frühlingsluft zu athmen, oder auch, um mich in den Herbstnebeln zu ergehen, wo ich dann ebenfalls das Wiederkommen vergaß. Dann gab es Schelte. „Meriadec, warum hast Du die Kirche nicht geräuchert?“ — „„Ach! Herr Pfarrer, ich konnte mich von dem Duft der Blumen nicht trennen.““ — „Warum hast Du nicht in der großen Messe mitgesungen?“ — „„Herr Pfarrer, ich halte meine Freude an dem Gesange der Vögel.““

Digitized by Google

Der Herr Pfarrer hatte große Geduld mit mir; aber das konnte doch nicht ewig währen.

Einst schickte er mich weiter aus, als gewöhnlich, um einen andern, ihm befreundeten Pfarrer zum Essen zu bitten, der einige Stunden weit von uns, am Ufer des Meeres wohnte. Ich trieb es nach gewohnter Weise, hielt mich auf, ohne daran zu denken, und ging wieder weiter, sobald ich mich besann. Das Dorf, wohin ich ging, lag hart am Ufer, am Fuße eines ziemlich rauhen Berges, der nur durch eine tiefe Schlucht mit der Ebene in Verbindung stand. Ich wagte mich in diesen engen Durchgang, wo ich nicht fünf Schritt vor, nicht fünf Schritt hinter mir sehen konnte. Der wilde und traurige Anblick dieser Stätte, die feuchte Luft, die dort herrschte, der graue und neblichte Himmel, der über meinem Haupte schwebte, ein gewisses mysteriöses Geräusch, das ich nie gehört hatte und das zugleich aus den unermeßlichen Himmelsräumen und aus dem Innern der Erde zu kommen schien: alles dieses versetzte mich in eine vage und traurige Stimmung, in die ich, wie in einen bodenlosen See versank. Ich ging maschinenmäßig weiter, unbekümmert wohin, aufs Gerathewohl dem Wege folgend, der sich mir eben darbot. Je weiter ich kam, desto bewegter ward mein Gemüth. Als ich das Ende des Durchgangs erreichte, war ich wie außer mir. Plötzlich befand ich mich am Ufer, hart am Meere! Da warf ich mich von Schrecken und von Bewunderung ergriffen nieder auf die Kniee. Es überlief mich ein stiller Schauer. Das Meer, welches sich unermeßlich an einem unbegränzten Horizont entfaltete, wogte drohend und klagend auf und nieder längs dem Strande. Diese Bewegung theilte sich mir mit, ich hatte Furcht vor diesem Drohen, ich verstand diese Klagen. Es war mir als hätte ich in meiner Seele auch einen unbegränzten Ocean mit hohem Wellenschlage und verborgenen Stürmen, der über den Weg meines Lebens austreten könnte, wie jener über die Erde. Ich hörte in mir ein Klagelied, welches dem Klageliede der Fluthen antwortete.

Ich blieb dort bis Abends. Als es Nacht geworden war, da legte ich mich in eine Grotte schlafen, die sich in der Nähe in der Seite des Berges befand. Am andern Morgen, als ich die Sonne hatte aufgehen sehen und dem Meere ein Lebewohl gesagt hatte, brach ich auf, um zu meinem Herrn zurückzukehren. Ich weiß nicht, wie das zugegangen ist, aber ich traf erst Abends wieder bei ihm ein, obgleich es wenig weiter als vier Stunden Weges war. Als ich zu Hause kam, sagte der Herr Pfarrer zu mir: „Aber, Meriadec, Du hast zwei Tage gebraucht, um meine Bestellung zu machen?“ — „„Ei, mein Gott!““ rief ich verwundert aus. — „Mindestens wirst Du doch meinen Auftrag gehörig ausgerichtet haben?“ — „„Welchen Auftrag?““ — „Wie! Bursche, Du hättest meinen Freund, den Pfarrer *** nicht bei mir zu Tisch gebeten?“ — „„Nein, Herr Pfarrer.““ — „Aber, ums Himmels Willen, was hast Du denn beide Tage getrieben?“ — „„Ach, Herr Pfarrer, ich habe das Meer angeschaut.““

Da nannte mich der Herr Pfarrer einen Taugenichts, und schob mich zur Thür hinaus. So wie ich draußen war, trat ich gleich meinen Weg wieder dahin an, woher ich gekommen, und begann dort wieder, was die Welt ein Vagabondenleben nennt: ich bewunderte die Natur und betete im Herzen den Gott an, der sie gemacht hat. Obwohl ich niemandem ein Leids gethan, sah man mich doch nicht gern im Dorf; man nannte mich nur den faulen, den blödsinnigen Meriadec. Wie ich mir damals meinen Unterhalt verschafft habe, weiß ich nicht mehr.

Als ich bei dem Eintritt des Winters nicht mehr im Freien schlafen, keine Nahrung mehr auf offenem Felde finden konnte, da sah ich mich genöthigt, bei den Bauern im Orte einen Dienst zu suchen; sie nahmen mich aber übel auf und spotteten meiner. Endlich sagte einer von ihnen, er wollte mich annehmen, um bei ihm die groben Hausarbeiten zu verrichten, wenn ich ihm ein hübsches bretagne'sches Lied machen könnte. Alle Umstehenden lachten, ich aber antwortete, das sollte geschehen und das Lied den nächsten Morgen fertig seyn. Ich hatte oft von Spielleuten Balladen aufsagen oder auch von Bauern im Chor singen hören, und hatte so einigen Begriff davon, wie das gemacht seyn müsse. Am andern Morgen stellte ich mich wirklich ein und sang die Geschichte eines Geistes der Blumen ab, der sein Leben mitten unter ihnen zubrachte, sich unter den Füßen der Veilchen verbarg, die er durch seinen Hauch balsamirte, sich auf den Zweigen der Rosen wiegte, die er, ihnen mit seinen Flügeln Kühlung zuwehend, färbte, ohne Unterlaß sein Asyl wechselnd, und immer neues Glück findend. An einem stürmischen Tage entführte der Wind aber den Blumengeist, und er kehrte nicht zur Erde zurück; da weinten die Blumen und welkten hin, in der Meynung, ihr Geist sey todt und sie würden ihn nie wiedersehen. Aber der Geist, der vom Himmel aus, wo er jetzt lebte, ihren Kummer sah, ließ ihnen durch einen Thautropfen sagen, sie möchten sich nur trösten, er lebe noch, aber ein geistigeres und lieblicheres Leben, und diejenigen, die auf Erden stürben, würden zu ihm auf einen leuchtenden Stern kommen, wo sie sich insgesammt glücklicher und froher als je wiederfinden würden. Und zu den Frauen, die zugegen waren, sagte ich, daß wenn ihre kleinen Kinder stürben, so wartete deren Seele im Himmel auf die der Mutter, um dort gemeinschaftlich eines ewigen Glückes zu genießen.

Die Frauen weinten, als ich mein Lied geendigt hatte, die Männer klatschten mir Beifall zu, und der Herr vom Hause hielt mir seine Zusage. Ich mußte die Kühe melken, den Hühnerhof rein halten und die Schweine hüthen. —

„Ha!“ rief ich schmerzensvoll aus, „o Geschick, Geschick der Dichter!“

Mein Wirth sah mich verwundert an, schwieg eine Weile, und setzte dann auf meine Bitte seine Erzählung fort.

— Ich blieb in diesem Hause mehrere Jahre lang, ohne daß ich mich eben glücklich noch unglücklich fühlte. Einerseits ward ich nicht mehr von Groß und Klein verhöhnt und mit Steinen geworfen, wenn ich über die Straße ging; andererseits fehlte mir aber meine Freiheit, meine langen Tage am Ufer des Meeres, mein Halbschlummer auf dem Grase der Wiesen unter den Strahlen der Sonne, und meine köstlichen Sommernächte mitten im duftigen Walde. Dies Leben ward mir lästig; aber es trat ein Zufall ein, der mich hinderte, es aufzugeben, und der meinen Idee'n eine ganz andere Richtung gab.

Die Tochter meines Herrn, die in einiger Entfernung von dem Dorfe bei einer alten Verwandten erzogen worden war, kehrte zurück in den Kreis ihrer Familie. Sie war ungefähr von meinem Alter, aber schön wie die heilige Jungfrau. Ich sah sie zuerst am Tische ihres Vaters, blieb plötzlich wie angenagelt stehen, und ließ eine Schüssel fallen, die ich eben herbeitrug. „Welch ein Tölpel!“ rief sie aus. Das war das erste Wort, welches ich von ihr hörte, und dies that mir weher als das Keifen der Frau und die Schläge, die ich von dem Herrn bekam. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Ich erglühte aufs leidenschaftlichste für dies junge Mädchen. Da sie stolz und insolent war, so wagte ich es Anfangs nicht, ihr zu sagen, was ich für sie fühlte. Doch bald ward ich dreister, und ohne zu ihr direct von mir zu sprechen, sang ich ihr oft Lieder vor, in welchen ich unter einem andern Namen meinen Kummer, meine Liebe und meine Wünsche offenbarte. Sie schien mich gern zu hören, und eines Tages sagte sie ganz laut vor ihren Eltern: „Es ist wahr, seine Lieder sind allerliebst!“ Das beglückte mich acht Tage lang. Endlich kam sie auch dahinter, daß sie und ich es waren, von welchen meine Lieder handelten. Mir däuchte nun, als ob sie mich seitdem mit mehr Achtung behandelte, und ich gab die Hoffnung nicht auf, daß auch sie wohl Liebe zu mir fassen

Digitized by Google

könnte. Als ich ihr dies einst sagte, da antwortete sie mir: „Ei, Meriadec, betrachte Dich doch einmal, wie Du häßlich und schlecht gekleidet bist!“ Nun bemerkte ich es in meinem Leben zum erstenmale, daß ich zu wenig Sorgfalt auf mein Aeußeres verwendete. Um dem abzuhelfen, arbeitete ich nun des Nachts, um Strohhüte, Holzschuhe und dergleichen zu verfertigen, die ich dann des Sonntags zu St. Brieux verkaufte. Aus ihrem Ertrage kaufte ich mir zuvörderst einen schönen grauen Ueberrock mit großen kupfernen Knöpfen, so blank wie ein Spiegel, und ein blaues Band, das ich an meinen Hut befestigte. Ich wollte ihr eine Ueberraschung bereiten. Am nächsten Sonntage putzte ich mich aufs Beste heraus und ging dann in die Messe. Als ich eintrat, ward alle Welt verwundert und sah zweimal nach mir hee, ob ich es auch wirklich sey. Als ich die Kirche verließ, ging ich, stolz wie ein Famulus, an ihr vorüber und warf ihr einen Blick zu, der so viel sagen sollte, als: „Nun, bin ich denn so bessee?“ Sie antwoetete mir durch ein Lächeln der Zufriedenheit und des Beifalls. Ich war trunken vor Freude. Jeden Tag, wenn meine Arbeit gethan war, legte ich mein schönes Kleid an und zeigte mich so allen Bekannten des Hauses. Nun nannten die Kinder des Dorfes mich nicht anders mehr als Meriadec dee Schöne, statt daß sie mich sonst Meeiadec der Dummkopf titulirt hatten. (Der Beschluß folgt.)

Correspondenz Victor Jacquemonts mit seiner Familie und mehreren seiner Freunde während seiner Reise in Indien 1828—1832.

Vierter und letztee Artikel.

(Beschluß.)

(L.)

„Sir Hall versicherte sich der unbezähmbarsten Menschen, indem ee sie einsperrte, mit Ketten belud und zu Straßen-Arbeiten verurtheilte. Diejenigen, welche lange das Waffenhandweek getrieben hatten, ohne doch dafür bekannt zu seyn, unnütze Grausamkeiten auszuüben, machte er zu Soldaten und diese wurden, in ihree neuen Qualität, die Wächter ihrer alten Cameraden, oft selbst ihrer vormaligen Chefs. Der Rest der Bevölkerung lernte das Land bauen. Die Ermordung der Kinder weiblichen Geschlechts war ein bei den Mhairs sehr verbeeiteter Gebeauch; jetzt ist diese blutige Sitte ganz aufgegeben; und kaum ist es nöthig gewesen, einen einzigen Menschen zu strafen, um dieses Resultat herbeizuführen. Statt gegen die Schuldigen zu wüthen, hat der Majoe Hall die Uesache des Verbrechens aufhören lassen, hat es unnütz, ja selbst denen schädlich gemacht, die es begingen; und es kommt kein einziges Beispiel mehr vor.

„Sir Hall hat mie das Corps, das ee aus diesen sonst Wilden errichtet hat, untee den Waffen gezeigt, und ich habe unter den indischen Teuppen nie besser disciplinirte gesehen. Dee Majoe ist mit Recht stolz auf sein Werk und er hat keine persönliche Mühe geschont, um es mie in seinem ganzen Umfang sehen zu lassen, während der kurzen Zeit, die ich mit ihm verlebte. Mehe als hundert Landleute wurden aus den benachbaeten Ansiedelungen und Döefeen gerufen; ich unterhielt mich mit ihnen von ihrer ehemaligen Lebensweise und iheen jetzigen Beschäftigungen; die mehresten diesee Leute hatten Menschenblut vergossen. Sie sagten mie, daß sie sonst kein anderes Mittel der Existenz kannten, und nach ihrer Erzählung war diese sehr elend; sie waeen nackend und verhungert; jetzt, obgleich der Boden iheer kleinen Thäler karg ist und ihre Berge unfruchtbar sind, so ziehen sie doch, da alle Arme arbeiten, reichlich ihee Nahrung und Kleider daraus; und sie müedigen die uneemeßlichen Vortheile, die die englische Regierung ihnen verschafft hat, so sehr, daß sie ihr gern einen Tribut bezahlen, der sich schon auf fünfmalhunderttausend Franken beläuft und der sich, mit dem Reichthum des Landes, jedes Jahr noch vermehren wird.“

So verfährt die Politik der englischen Regierung in Indien; die Eroberung öffnet den Weg, die Civilisation kommt im Gefolge; der Einnehmer der Finanzen erst lange nachher. Die Eroberung, die Civilisation, der Tribut — drei Thatsachen, die jede ihre Stelle, jede ihee Zeit hat; ein mächtiges System, das eine Bevölkerung von sechszig Millionen Seelen einer Armee von 30,000 Mann unterwirft.

Die englischen Journale haben uns neuerlich mitgetheilt, daß die ostindische Compagnie einem Rajah des Districts von Mysore den Krieg erklärt und eine Aemee ausgesendet hat, um seine Staaten zu eeobern. Ist dies nur Laune, nur ein unüdeelegter Einfall der Compagnie? nein, gewiß nicht; sie hat sich eest nach einer Menge Beleidigungen und Peovocationen an ihren General-Gouvernemr dazu entschlossen. Und wie geht sie zu Werke? Sie mischt den Proselytismus in den Krieg und erklärt als Ultimatum, daß in den zu eroberndeu Provinzèn ein System eingeführt weeden solle, das daeauf berechnet ist, das Glück des Volkes zu sichern (m. s. den Globe vom 1. August); ich füge noch hinzu, daß dieses System die Wiekung haben wird, auch die Einkünfte der Compagnie in einer gegebenen Zeit zu vermeheen. Aber wie es auch mit meiner Prophezeihung sey, die Compagnie wird Woet halten.

Wie weit können die Fortschritte der englischen Civilisation bei dem indischen Volke sich erstrecken? bis an die, unglücklicherweise unüberschreitbare, Geänze, welche ihe die religiösen und häuslichen Voeurtheile setzen, die bei dieser Nation eingewurzelt sind. Zugänglich der englischen Civilisation in allen Gewohnheiten des büegerlichen Lebens, als Soldaten, wie als Ackerbauer und Kaufleute, ist ihe häusliches Leben derselben gänzlich verschlossen; sie kennt und will weder unsere Gebräuche und Sitten, noch die Achtung der Frauen, noch die heiligen und friedlichen Familien-Tugenden; keine Liebe, keine Sympathie; die Kinder verachten ihre Mutter, der Vater mißhandelt seine Kindee; unversöhnliche Eifersucht, wildre Huß gährt in dem Heezen von Brüdern. Alles das ist ein unheilbares (?) Uebel; selbst Männer, wie der Major Hall, können ihm nicht adhelfen.*) So haben in Mhairwarra die häuslichen Sitten, die Familien-Voeuetheile wideestanden, während die bürgerlichen Gewohnheiten sich untee das Joch beugten; da ist eine Frau ein unreines Wesen, das die Männer kaum als zu ihrer Gattung gehörig betrachten. Der Mann kauft seine Frau, der Vater verkauft seine Tochtee, der Sohn seine Mutter. Die Schande für eine Frau besteht darin, nicht oder schlecht verkauft zu werden. Scanarelles Frau, die durchaus geschlagen seyn will, würde daher in diesem Lande weder eine außerordentliche, noch sehr komische Person seyn. Handelt es sich von Religion, so ist es schlimmer noch. Ihe Gewissen verschmäht noch weit hartnäckiger jede religiöse Bekehrung, als ihr häuslicher Heerd unsern bürgerlichen Gesetzen verschlossen ist. „Die Indier,“ sagt Victor Jacquemont, „haben niemals Mahomed **) oder Brahma mit Jesus Christus oder der Dreieinigkeit vereauschen wollen.“

*) Wir meynen, nicht so schnell, in sechs bis sieben Jahren, wie der Major Hall seine Reform zu Stande gebracht haben soll; aber kann man darum behaupten, daß das Uebel für immer unheilbar sey? Kann man von wenigen Jahren die Ausrottung von Gewohnheiten und Vorurtheilen erwarten, die viele Jahrhunderte lang Wurzel geschlagen und diese Wurzel zum Theil selbst im religiösen Systeme haben? Erst muß dies vernunftgemäßer werden, ehe man seine Consequenzen einzeln bekämpfen kann. Anm. d. Red.

**) Aber den Mahomedanismus brachte is auch die Eroberung erst nach Indien. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Was resultirt nun aus dieser Beharrlichkeit der Indier, den alten Traditionen ihres häuslichen und religiösen Lebens getreu zu bleiben? Die Ohnmacht der englischen Regierung, sich diese Nation völlig zu assimiliren; die Nothwendigkeit einer starken Heeresmacht, die sie unter dem Joche halten muß; endlich die unbestimmte Vertagung jedes Entwurfs politischer Verbesserung, in einem Lande, wo der erste Versuch von Emancipation Empörung seyn würde. Denn, man muß es sagen, die Unbeweglichkeit des indischen Volkes in seinen Gewohnheiten und in seinem Glauben, sein Widerstand gegen die englischen Sitten, ob es gleich alle Wohlthaten einer aufgeklärten Administration genießt, das ist, wenn wir einem scharfsinnigen Beobachter, Heren Victor Jacquemont, glauben, die einzige wahre Gefahr, welche die englische Macht in Indien bedroht. Die anglo-amerikanischen Colonieen, welche dieselbe Sprache wie das Mutterland redeten, die seine Sitten, seine Religion, seine Gesetze, seine Gebräuche hatten, beseelten sich in dem Moment, wo ihre Civilisation mit der englischen Civilisation auf gleiche Linie trat; aber wenn Indien sich je von England losmacht, so wird dieses durch einen Religionskrieg geschehen. Das ist es, was die Zukunft der Compagnie gefährdet und zwar weit mehr, als die Ehrsucht Rußlands, welche für die englische Regierung in Indien niemals ein Gegenstand großer Besorgnisse seyn wird; besonders wenn sie den Rath befolgen will, den ich ihr weiter oben gegeben, den Lauf des Indus zu erobern und ihn ungetheilt seiner Schiffahrt zu sichern, von der Mündung dieses Flusses bis in die Gebirge.

Wir haben Victor Jacquemont in den Gebirgen von Mhairwarra, mitten in Indostan, gelassen; aber wir haben vergessen zu sagen, wie er dahin gekommen war. Wir müssen daher einen Augenblick zurückkehren und die Reise Jacquemonts in dem Moment wieder aufnehmen, wo der letzte Artikel endigt, mit dem 9. November 1831. Jacquemont war, nach seiner Expedition in das Punjaub, über den Sutledge zurückgegangen. Er hatte einige Zeit zu Delhi, in den Genüssen der englischen Gastfreiheit, ausgeruht; und am 14. Februar, nachdem er mehrere Wochen zum Einpacken seiner Sammlungen verwendet, hatte er sich wieder auf den Weg gemacht, an der Spitze seiner Caravane in der imponirenden Ordnung reitend, die wir früher beschrieben. Die Absicht Victor Jacquemonts war, die Halbinsel jenseits des Ganges, in ihrer ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden, zu besuchen und zu Bombay anzuhalten, nachdem er Rajeputana, das Land der Maratten, durchzogen und in verschiedenen wichtigen Städten, Jeypore, Aymeer, Indore, Poona ꝛc., verweilt. Von Bombay sollte unser Reisender das Cap Comorin gewinnen, der Küste von Malabar entlang reisend, hinter den Ghates; dann im Norden über das Plateau von Mysore aufwärtssteigen, in den blauen Gebirgen den ganzen Sommer von 1833 zubringen und endlich gegen Ende desselben Jahres nach Europa zurückkehren. Diese letzte Excursion durch die Halbinsel sollte die Reise Jacquemonts zur vollständigsten machen, die je in Indien unternommen worden ist.

Das waren die Plane Victor Jacquemonts und er führte einen Theil davon aus. Warum können wir ihn nicht begleiten und Schritt für Schritt ihm folgen? Diese neue Reise in einem kaum entdeckten Lande, diese kühne Wanderung nach den Tropen, dieses ganze abentheuerliche Leben — welch weites Feld für die Wißbegierde des Lesers! Aber der Raum fehlt. Unsere Analyse ist schon allzulang gewesen und ich muß sie abkürzen. Inzwischen macht mir, im Augenblicke, wo ich endigen will, mein Gewissen als Kritiker doch zum Vorwurf, in mancher Rücksicht diesen piquanten Bericht zu sehr abgekürzt zu haben. Ich habe Jacquemont verschiedentlich in einem Lichte gezeigt, wo die ganze Originalität seiner Natur glänzt; aber wie weit bin ich davon entfernt, die Geschichte seines Charakters und seines Geistes vollendet zu haben, die einzige, die ich habe schreiben wollen. Wir haben Jacquemont am Tische der reichen Engländer von Calcutta gesehen, wie er ihre Etiquette durch seine Natürlichkeit, Aufrichtigkeit und Heiterkeit vergessen macht; dann, wie er für die Wissenschaft die Eisgipfel des Himalaya erklimmt; gesehen als Geologen und furchtlosen Krieger in Thibet, geprüften Diplomaten, beredten Redner, kühnen Patrioten zu Meerut, Gefangenen und Herrn in den Gebirgen von Punjaub, mehr als König in Cachemyr; aber was würde ich nicht noch zu erzählen haben, wenn ich weniger discret aus dieser unversiegbaren Quelle geschöpft hätte, welche diese Correspondenz uns öffnet? Jeder seiner Briefe resumirt so viele Ideen, so viele Thatsachen, weckt so viele Erinnerungen und Reflexionen und ist in so vollendetem Style geschrieben, daß man, um nichts zu verlieren, von jedem eine eigene Analyse hätte machen müssen. Aber wir müssen jetzt endigen und traurig endigen.

Am 5. Juni 1832 kam Victor Jacquemont in Poona an, einer Stadt von 50,000 Seelen, auf hohen Bergen einige Stunden von Bombay gelegen und einer der wichtigsten Militair-Stationen der Engländer in der Halbinsel. Er brachte da den Sommer zu, d. h. die Regenzeit, welche in Bombay unerträglich ist. Am 5. Juli brach die Cholera mit furchtbarer Heftigkeit in Poona aus; es starben über sechszig Personen täglich. Einer von Jacquemonts Dienern wurde davon befallen und die Fürsorge seines Herrn konnte ihn nicht retten. Er war ein trefflicher Diener; Jacquemont betrauerte ihn aufrichtig. Aber die Verzweiflung, die sich seiner indischen Cameraden bemächtigte, übersteigt alle Begriffe. Sie hatten nicht aufgehört, während seiner Krankheit bei ihm zu wachen, alle Fassung an seinem Krankenbette zu behaupten und hatten versucht, ihn durch Mährchen zu erheitern, die er nicht mehr verstand; dann, wenn sie sich einen Augenblick aus seinem Zimmer entfernen konnten, gingen sie in den Garten, um sich schluchzend auf der Erde zu wälzen. Als er starb, brach der Schmerz dieser Unglücklichen mit solcher Heftigkeit aus, daß er der Wuth glich. Wie soll man dieses tiefe Gefühl mit dem vereinigen, was wir weiter oben von der Apathie und Sorglosigkeit gesagt haben, welche die Hauptzüge des indischen Charakters sind und vor allem mit dem völligen Mangel an Familien-Tugenden und Gefühlen? Das ist ein Räthsel unter tausend andern.

Jacquemont war kein Contagionist; er fühlte keine Furcht vor der geäßlichen Seuche, welche zu Poona wüthete und begnügte sich, alle von den Aerzten des Landes vorgeschriebene Vorsicht zu beobachten. „Ich warte mich gut ab," schreibt er, „trinke seit einen Tropfen Branntwein, Wein zum Frühstück, wenn ich Fleisch esse; gleichfalls Wein zu Mittag und Abends, wenn ich länger als gewöhnlich schreibe, eine große Tasse Thee, mit Rum vermischt. Darauf lege ich mich nieder. Ich decke mich Nachts sehr sorgfältig zu und am Tage trage ich einen sehr langen Shawl von Cachemyr, als Leibbinde um die Hüften, um mir Magen und Unterleib in gleich warmer Temperatur zu halten. Ich glaube, daß viele Krankheiten dieses Landes von Erkältung dieser Theile herrühren." Trotz dieser Fürsorge erkrankte Jacquemont am 22. Juli an einem heftigen und plötzlichen Anfall von Dysenterie, die ihn beinah hingerafft hätte. Es war die erste ernstliche Krankheit, die er in Indien hatte; er glaubte, daß es die letzte sey und wollte unter Musik sterben, wie er gelebt hatte; er befahl daher, daß man einen trefflichen Musiker hole, der sich zufällig in Poona befand. Aber es war die Energie seines Willens, unterstützt von guten Heilmitteln, die ihn augenscheinlich rettete.

Jacquemont war in Indien angekommen mit festem Vertrauen in seine Jugend und seine Gesundheit und, allen Aberglauben bei Seite, in sein gutes Gestirn oder gutes Glück. Auch hört er nicht auf, in seiner Correspondenz, durch halb ernsthafte, halb scherzhafte Raisonnements, die Unruhe seiner Familie und seiner Freunde zu bekämpfen. Er beweist mit langen statistischen Berechnungen, daß er nicht sterben kann: „Es scheint mir," schreibt er, „daß man ein Thor seyn muß, um mit dreißig Jahren

Digitized by Google

zu sterben und ich habe die Eitelkeit, zu glauben, daß ich noch lange Zeit eine solche Thorheit nicht begehen werde. — Erlaube mir, Dir zu sagen," heißt es an einer andern Stelle, „daß Du mir nicht genug vertraust, meine theure Freundin; schlage nur den Calender des bureau des longitudes nach, und Du wirst aus den Mortalitäts-Tabellen sehen, daß in unserm Alter eine traurige Aussicht oder Besorgniß fast nicht stattfindet. Ich fange an, mich wie eine alte Vase zu betrachten, zerbrechlich meiner Natur nach, aber hart geworden durch äußere Einflüsse, und gewohnt, zu fallen, ohne zu zerbrechen. Verbanne also hinsichtlich meiner alle schwarze Gedanken." So spielt Jacquemont mit dem Gedanken des Todes. Ich habe starke, hoffnungsvolle junge Leute sterben sehen, die mit dem Tode scherzten; und ich sehe mit einer schlechten Gesundheit viele Personen leben, die eine schreckliche Furcht vor ihm haben. Man muß daher den Tod sehr ernstlich behandeln, d. h. sich vor den Fallstricken hüthen, die er uns legt und so wenig wie möglich an ihn denken. Auch war dies das System Jacquemonts überall anderwärts, als in seinen Briefen; er war zu ernsthaft, um thörigterweise sein Leben in Gefahr zu setzen und sein so lebhaft ausgedrücktes Vertrauen beruhte selbst auf der Fürsorge, die er auf seine Gesundheit verwendete. Niemand in der That berücksichtigte in seinem Anzuge die Veränderungen der Temperatur mehr als er. Wir haben ihn auf den Eisgipfeln des Himalaya, wie die Bären, auf die er Jagd macht, eingepackt wie einen Lappländer, unter dreifacher Hülle der Kälte trotzen gesehen. Im Decan angekommen, im 22. Grade der Breite, hatte seine Toilette eine beträchtliche Reform erlitten. „Wenn ich mich setze, um zu schreiben," sagt er, „so behalte ich keine andere Kleidung an, als einen dichten Turban von weißem Musselin, um mir den Kopf frisch zu erhalten und Beinkleider, weil, obgleich der Name wenig decent ist (im Englischen mindestens ist er von der höchstens Indecenz), ich doch die Sache selbst, Beinkleider oder Hosen, für eine der decentesten Erfindungen halte, welche die menschliche Weisheit je gemacht hat; Weste, Gilet, Hemd, Schuhe — alles werfe ich ab. Von allem dem mache ich mir ein Kissen, worauf ich mich setze und was nach einer Stunde ganz durchweicht ist. Dennoch, unglaublich, fühle ich mich so frisch an Geist und so leicht an Körper, als wenn es statt 43 Grad Hitze, 14 oder 15 wären."

So klug ist Victor Jacquemont in der Regel. Unglücklicherweise verläßt ihn diese Klugheit aber doch zuweilen. Jacquemont vermag nicht das Interesse der Wissenschaft der Sorge für seine Selbsterhaltung nachzusetzen. Wenn die Wissenschaft ruft, so vergißt er Gesundheit und Leben; sein Eifer reißt ihn hin; und unter allen Drohungen des Todes, deren auf dieser langen Reise so viele sind, sind die Gefahren, welchen die Wissenschaft ihn aussetzt, die einzigen, die er nicht in Anschlag bringt. Am 15. September verließ er Poona und schlug die Straße nach Bombay ein. Er wollte im Vorübergehen die Insel Salsette besuchen. Und warum? Die Insel Salsette, am westlichen Abhange der Ghaten gelegen, ist ein ungesundes Land, bedeckt mit verpesteten oder von der Hitze einer verzehrenden Sonne verbrannten Wäldern. Ueberdies hatte Jacquemont für diese Reise die gefährlichste Jahreszeit gewählt. Aber was kam darauf an? Er hatte eine merkwürdige Arbeit von Herrn Arago, über die geologischen Untersuchungen des Herrn Elie von Beaumont, erhalten. Diese unerwartete Mittheilung hatte seinen wissenschaftlichen Eifer neu geweckt; es war für ihn eine edle Aufforderung, die schon so entscheidenden Erfahrungen dieser beiden berühmten Gelehrten durch seine persönlichen Beobachtungen zu vermehren; er hoffte am Fuße der Ghaten und auf ihrem Bergrücken Tertiair- und Alluvial-Lagen zu entdecken und in den Zufälligkeiten ihrer Stratification auf diesen Bergen höhere Elemente als alle früheren Conjecturen für die Lösung des wichtigen Problems ihres geologischen Alters zu finden. So versuchte ihn die Wissenschaft; wie sollte er dieser Versuchung widerstehen? Er reiste ab. Er durchwanderte, unter den glühenden Sonnenstrahlen der Tropen oder im pestilenzialischen Schatten der Wälder, die ganze Länge dieser mörderischen Insel, zur Untersuchung einiger Fragmente der Erdlagen, deren Studium und Analyse ihn ganze Tage lang schmerzhaft krümmte (d. h. vermuthlich, bei denen er sich beständig bückte). „Die Folge davon," schreibt er am 14. October, „ist, daß ich leidend oder vielmehr abgenutzt bin seit einigen Tagen. Es ist ein mörderisches Klima!"

Er ruhte ein wenig zu Tanna aus und endlich, am 29. October, kam er zu Bombay an, aber erschöpft. Am folgenden Tage war er bettlägrig. Man transportirte ihn hierauf in das Quartier der kranken Offiziere, wo die englische Regierung ihn der Behandlung des geschicktesten Arztes des Landes übergab.

Jacquemont, der selbst ein sehr unterrichteter Arzt war, täuschte sich nicht über die Natur der Krankheit, die er von seiner letzten Reise mitgebracht und über die Gefahr, in welcher er schwebte. Es war eine Leber-Entzündung, deren Grund in den faulen Miasmen von Salsette gelegt worden war. Bald bildete sich im Innern des Organs ein Absceß und die wenige Hoffnung, die geblieben war, erlosch. Der Kranke fühlte seine Kräfte von Tag zu Tage abnehmen; aber resignirt und ruhig reflectirte und sprach er ernst über sein Uebel, gleichsam mit dem Auge dessen schnelle und verborgene Entwickelung verfolgend, und berechnete mit bewundernswerther Ruhe, wie viele Tage ihm noch zu leben und zu leiden übrigblieben. Leiden und sterben! in diesem fremden, unseligen Lande, fern von seinem alten Vater, den er nicht wiedersehen sollte, fern von seinen Freunden, deren Andenken, deren Jugend jeden Augenblick auf seinem Todtenbette Gedanken über Vaterland und Zukunft weckte! So jung sterben nach so vielen vollbrachten Arbeiten, nach so vielen für die Wissenschaft überstandenen Gefahren, im Moment, das Ziel einer so langen Prüfung, den Zweck so vieler muthigen Anstrengungen zu erreichen — sterben! Sollte die wissenschaftliche Reise Victor Jacquemonts also endigen?

„Welche Wonne," schrieb er an seinen Bruder einige Zeit vor der unseligen Excursion nach der Insel Salsette, „uns wiederzusehen und zusammenzuleben nach so langen Jahren der Abwesenheit und der Isolirung für mich! Welcher Genuß, wenn wir alle drei an unserm kleinen runden Tische zum Mahle uns sammeln, unsere Potage essen und französischen rothen Wein trinken; wenn wir von da nur aufstehen, um in das Zimmer unsers Vaters zu gehen, andern überlassend, Vergnügen außer dem Hause zu suchen; wenn wir, ruhig in dem unsrigen bleibend, uns am Kaminfeuer wechselseitig unsere Schicksale während unserer Trennung erzählen! Mein Auge füllt sich mit Thränen, wenn ich an diese Freude denke! Wenn ich mich recht erinnere, mein theurer Freund, so umarmten wir uns das letztemal ohne zu weinen, und es war besser so; aber das nächstemal, daß wir uns nun wieder umarmen werden, wollen wir der Natur den Lauf lassen. Sie kann uns nur selige Gefühle geben; und unser Vater — wie glücklich wird er seyn!"

Einige Wochen vergingen und alle Hoffnung war dahin. Victor Jacquemont, erschöpft durch eine Krankheit von dreißig Tagen, aufgegeben von seinen Aerzten und sich selbst, ausgestreckt auf dem Schmerzensbette, das er nicht wieder verlassen sollte, richtete an seinen Bruder rührende und erhabene Abschiedsworte. „Mein Ende ist sanft und ruhig: wenn Du da wärst und an meinem Bette säßest mit unserm Vater und Friedrich, so würde mein Herz zerrissen seyn und ich würde den Tod nicht mit der Resignation und der Heiterkeit nahen sehen, wie jetzt. Tröste Dich, tröste unsern Vater; tröstet euch wechselseitig, meine Freunde! — Aber ich bin erschöpft durch diese Anstrengung zu schreiben. Ich muß euch

Digitized by Google

Lebewohl sagen. Lebt denn wohl! Ach, wie liebt euch euee Victor! Lebt wohl zum letztenmale!"

Hier endigt die Correspondenz Victor Jacquemonts. Dieser letzte Brief, den der Sterbende, auf dem Rücken liegend, nur mit Bleistift schreiben konnte, wurde von einem englischen Kaufmann, Herrn Nicol, copirt, der unserm unglücklichen Landsmann in seinen letzten Augenblicken beistand und seiner Familie alle Details seines Todes meldete. Jacquemont lebte noch einige Tage, die ee dazu anwendete, Herrn Nicol, mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart, alle Instructionen in Beziehung auf die Einpackung und den Transport seiner Sammlungen, seiner Schriften, seiner Cataloge, so wie meheerer Gegenstände, unter andern seines Kreuzes der Ehrenlegion (er war eben zum Rittee ernannt worden), das er seinem Brudee schickte, zu geben. Er ordnete sein Leichenbegängniß an und verfaßte selbst seine Grabschrift. Am 7. Decembee wurde er von sehr heftigen Schmerzen ergriffen, die sein Ende anzeigten. Aber die Kraft des Uebels konnte seinen Geist nicht stören, noch seinen Muth und die Heiterkeit seiner Seele erschüttern. „Es geht mie hier ganz wohl," sagte ee nur, „aber es wird mir doch besser im Grabe seyn." Wenige Minuten darauf hauchte er sein Leben aus.

Diejenigen unseeer Landsleute, die sein Grab an der entfernten Küste, wo er starb, suchen werden, können es an dee bescheidenen Inschrift erkennen:

Victor Jacquemont, geboren zu Paris den 8. August 1801, starb zu Bombay den 7. December 1832, nachdem er drei und ein halbes Jahe Indien durchreist hatte.

Chronik von Paris.

(L.)

Unter diesem Titel erscheint von nun an alle Sonntage in Paris ein Blatt, das, in seiner ersten uns zugesendeten Probe vom 3. August d. J., Aufmerksamkeit zu erregen im Stande ist, wobei uns der einzige Zweifel vorläufig bleibt, daß es seine Gränzen zu weit ausdehnt und zu viel zu umfassen und zu verhandeln verspricht: Politik, Literatur, Wissenschaften und Künste, Tribunale, Moden, Musik, Kupferstiche, Karrikaturen. Zweckmäßig beginnt es mit einem politischen Glaubensbekenntniß, das viele unseeer Lesee ansprechen dürfte. Wir theilen es dahee mit, zugleich dadurch die Erscheinung des Blattes selbst zur öffentlichen Kenntniß bringend:

Wir treten in die Laufbahn des Journalismus, frei von jeder Verpflichtung gegen die Vergangenheit.

Fremd, durch unser früheres Benehmen, wie durch unsere jetzige Stellung, den feindlichen Parteien, die sich ohne Unterlaß unter unsern Augen reiben und bekämpfen und die am häufigsten die Sprache der Leidenschaften nur annehmen, um die eigennützigen Motive zu verbergen, die sie leiten, hoffen wie immer unsere Unabhängigkeit in den Urtheilen zu bewahren, die wie Gelegenheit haben weeden, über die Acteurs und den Schauplatz des Drama's unserer Zeit auszusprechen. Wir werden zur Lösung der uns gewählten Aufgabe Loyalität und Rechtlichkeit mitbringen. Stark durch die Reinheit unseeer Absichten glauben wir daher sagen zu können, daß man uns wohl Irrthümer des Verstandes, aber niemals Irrthümer des Herzens wird vorwerfen können.

Bis nun unsere Leser den Werth unserer Versprechungen nach unsern Werken werden würdigen können, glauben wir klae und ohne Rückhalt unser politisches Peogramm oder Glaubensbekenntniß aussprechen zu müssen: das ist das Mittel zu verhindeen, daß zwischen ihnen und uns jemals Mißverständniß oder Doppelsinn eintrete.

Innig überzeugt, daß die Stabilität der menschlichen Institutionen die einzige Bürgschaft des sociellen Gedeihens ist, schließen wir uns der bestehenden Regierung an. Wir meynen, daß es künftig unnütz seyn würde, die Legitimität ihres Mandats, die Legalität ihres Ueesprungs zu bestreiten; denn sie hat für sich den unermeßlichen Vortheil, damit angefangen zu haben, daß sie eine Nothwendigkeit war und jetzt eine vollendete Thatsache zu seyn: Alles, was wir von ihr fordern werden, ist, die Bedingungen ihree Existenz zu erfüllen.

Erbe einer durch und für das Volk allein gemachten Revolution muß sie, was es ihr auch kosten möge, sich darein ergeben, uns der vollkommensten Gleichheit genießen zu lassen und vor Allem muß sie endlich (und es ist hohe Zeit) allen kleinlichen Traditionen der verschiedenen Regime entsagen, welchen das Volk in seinem dreitägigen Zorn ein Ende gemacht zu haben sich einbildete.

Weil wie den Muth haben zu bekennen, daß wir tausendmal den stupiden und brutalen Despotismus eines Einzigen der launenhaften oder wüthenden Tyrannei der Klubbs und des Pöbels verzeihen würden, glauben wir auch das Recht zu haben, ein System progressiver Befreiung zu reclamiren, das uns, ohne zu heftige Stöße, zu einem Zustande verhelfe, in welchem zu der Gleichheit vor dem Gesetz, oder mit andeen Worten zu der bürgerlichen Gleichheit die Constitution die nicht mindee kostbare Wohlthat der politischen Gleichheit fügt. Die Zeit der Privilegien ist in der That unwiederbringlich vorüber. Wenn im Jahee 1789 die Nation unwillig war, von 1,200,000 Adelichen ausgesaugt zu weeden; wenn der Widerstand dieser Bevoreechteten von Seite des Volkes schreckliche Handlungen des Zornes und der Rache heebeiführte, so wünschen wir, im Interesse des Vaterlandes und der Menschheit, daß der nicht mindee eitle Widerstand, den man jetzt dem allgemein empfundenen Bedürfnisse, dem Wahl-System eine weitere Grundlage zu geben, entgegensetzen möchte, nicht neue Bewegungen hervoreufen möge; denn in Mitte des schrecklichen Conflicts, den sie herbeiführen würden, könnte die ganze Gesellschaft untergehen. Aber wir beeilen uns, zu sagen, die Wähler, diese Privilegirten einer neuen Gattung, alle Kinder der Freiheit, werden nie ihre Mutter vergessen; schon wünschen alle, mit Ausnahme einer unmerklichen Minorität, eine legislative Maaßregel, die sie des Privilegiums entkleide, das ihnen der Machiavelismus von Männern verliehen hat, die unsere fünfundvierzig Jahre von Revolutionen ausgebeutet haben. Wie glauben seldst, daß in einer gegebenen Zeit die politischen Rechte unzerteennlich von der Ehre seyn werden und müssen, in den Reihen der Nationalgarde, zur Sicherheit und Vertheidigung des Vaterlandes mitzuwirken; aber damit die Verwirklichung dieser Idee'n ausführbar und möglich sey, erkennen wir als dringend, daß vorläufig der Unteericht allgemeiner verbreitet werde. Auch werden wir nicht aufhören, auf diesen wesentlichen Gegenstand die Aufmerksamkeit der Regierung und die der einfachen Bürger zu lenken, die, jeder in seinem Wiekungskreise, weit wirksamer als man denkt, zur Verbreitung von Kenntnissen und Aufklärung in den Massen beitragen können. Bis nun diese Act der Gerechtigkeit statthaben kann, glauben wir, daß der Census unmittelbar mindestens auf die Hälfte heeabgesetzt werden könnte: und wir wünschten in den Wahl-Collegien nicht nur die Capacitäten (Aerzte, Notarien, Advocaten, Graduirte von Facultäten), weil ihe Beitritt zu den Wahl-Corporationen in unsern Augen eine der Nothwendigkeiten der gesellschaftlichen Ordnung ist, sondern auch die Maire, Adjuncten, Municipal-Räthe und Offiziere der Nationalgarde zugelassen zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 951. Hamburg. Mittwoch, den 3. September. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Das Blumen-Concert.

Von

Felicien Mallefille.

(Beschluß.)

(N.)

Als ich nur abermals von meiner Liebe zu ihr sprach, da antwortete sie: „Aber sieh nur, Meeiadec, wie Du schwach bist und wie wenig Courage Du hast!“ Ich antwortete nichts darauf, faßte aber sofort den Vorsatz, auch diesen Vorwurf von mir abzuwälzen. In der Umgegend fand eine Lustbarkeit statt, die mit Spielen aller Art verknüpft war. Ich wollte an den Wettrennen, die mit dazu gehörten, nicht Theil nehmen, weil ich schon im Voraus wußte, daß ich der Letzte seyn würde; als es aber zum Ringen kam, da stellte ich mich keck dem kräftigsten Kämpfer gegenüber, in der Hoffnung, daß die Liebe meine Kräfte verdoppeln und mir den Sieg verschaffen würde. Aber gleich bei dem ersten Anlauf schleuderte er mich funfzehn Schritte weit von sich. Man trug mich ohnmächtig zu Hause. Als ich wieder zur Besinnung gekommen war, da erfuhr ich, daß meine junge Herein aus vollem Halse gelacht und über mich gespottet hatte, als sie mich stürzen gesehen.

Ich erkrankte vor Gram. Eine Zeitlang ward ich verpflegt, und so genas ich zur Hälfte; da ich aber noch immer schwach und leidend blieb, so konnte ich nicht mehr, wie früher, arbeiten und erhielt nun meinen Laufpaß.

Ich begann das Wanderleben wieder, das ich bei ähnlicher Gelegenheit schon geführt hatte. Eines Tages, als ich aufs Moos hingestreckt auf die Grünspechte horchte, welche mit ihren Schnäbeln in die großen Bäume hackten, ward ich in meinen Träumen durch ein Geräusch von Stimmen und Schritten, die näher kamen, gestört. Es war sie, die mit ein paar Gespielinnen spazieren ging. „Aber warum hast Du ihn denn fortschicken lassen?“ sagte die Eine. — „„Bah!““ antwortete sie, „„was hätte ich denn mit ihm beginnen sollen?““ — „Du liebtest also den armen Burschen nicht?“ — „„Ei, lieben? warum nicht gar!““ — „Du ließest Dir doch von ihm den Hof machen,“ bemerkte die Dritte. — „„Nun,““ erwiederte sie wieder, „„es macht ja Spaß, ein solches Original kirr gemacht zu haben.““

— Die Frauen sind sich also überall einander gleich, sagte ich mit halber Stimme zu mir selbst.

Eine solche Aeußerung brach mir das Herz; ich konnte nicht weinen und war außer Stande, mich vom Fleck zu bewegen. Die ganze Nacht schwebten mir wirre Bilder vor, und am andern Morgen war ich so abgemattet, daß ich mich noch eine volle Stunde erholen mußte, ehe ich meinen Weg antreten konnte. Ich ging nach einem von dem unsrigen fern liegenden Dorfe, St. Malo vozu, und nachdem ich mich dort vergebens wegen Arbeit beworben hatte, miethete ich mich bei einer alten Frau ein, die ganz allein wohnte und die man nur die Hexe nannte. Man sagte ihr nach, daß sie recht bösartig sey, daß sie Gifte zubereite, das Vieh behexe und des Nachts auf einem Besen ausreite, um auf den großen schwarzen Steinen zu tanzen, welche in den Ebenen von Lochmariaker zerstreut liegen. Doch war es eine gute Frau, die in einem Häuschen allein wohnte, welches von den anderen ziemlich entfernt lag, weil sie kein Geräusch liebte. Sie flocht Binsenmatten, zog Früchte und Blumen in einem kleinen Garten, und ging zuweilen des Nachts aus, um beim Mondenlicht Kräuter und Blumen zu sammeln, weil sie der Meynung war, daß sie dann wirksamer wären, oder auch, um an dem Ufer des Meeres, das ihr Freude machte, spazieren zu gehen. Alle eingesammelten Kräuter brauchte sie zu Heilmitteln, die sie den Bauern gab, wenn sie krank waren. Da wir beiderseits unglücklich und isolirt waren, so verständigten wir uns bald. Sie nahm die häuslichen Verrichtungen wahr, ich ging auf die Kaninchenjagd, die ich in Netzen fing, und auf den Fischfang, zu dessen Betreibung wir uns aus unsern Ersparnissen eine kleine Barke gekauft hatten. Ich ging dem Fischfang mehr nach als der Jagd, weil mir das Meer so lieb war. Ich fühlte mich glücklich, wenn ich mich so auf dem Rücken des Wassers hingleiten sah, welches von meinen Ruderschlägen schäumte, oder wenn ich die Barke treiben ließ und ich mich so sanft geschaukelt fühlte, wie eine Amme ihr Kind schaukelt. Und wenn dann des Nachts der Wind die Wolken über meinem Haupte jagte, sie wie große Schatten dahin flogen, und der Wind in meine nassen Kleider pfiff, so überfiel mich ein heiliger Schauer; ich warf mich in meiner Barke auf die Kniee und betete zu Gott. Ha! wie oft habe ich mich wieder nach diesen Stunden der Gefahr und der Verzückung gesehnt, wo meine Brust sich dem Hauch der milden Lüfte erschloß, wo mein Herz die vagen und traurigen Melodieen des Oceans aufnahm, wo ich in einigen Stunden ein ganzes Jahrhundert verlebte!

Die gute Frau war meinetwegen stets in Sorgen, wenn ich des Abends nicht zu Hause kam, und sie machte mir dann freundlich Vorwürfe über mein Ausbleiben. Ich versprach ihr, es sollte nicht wieder geschehen, und doch geschah es immer wieder.

Eines Abends war ich auf den Fischfang ausgefahren. Das Meer ging hohl, der Wind pfiff durch die Fluthen, die er aufgewühlt hatte. Ich gab mich, wie gewöhnlich, meinen Träumereien hin und legte mich der Länge nach in meiner Barke nieder, die ich treiben ließ. Der Wind ward stärker, das Meer ging mehr und mehr hohl. Alles verkündete einen furchtbaren Sturm. Dieser blieb auch nicht aus. Der Donner rollte, die Wogen thürmten sich auf, der Wind brüllte fürchterlich. Ich sprang auf, und griff zu den Rudern; aber das half mir nichts. Die Strömung riß mich mit einer unwiderstehlichen Gewalt mit sich fort und ich konnte nichts dazu thun. Nachdem ich eine Viertelstunde lang in Todesängsten gewesen war, sah ich einige Klafter weit von mir Land; nach einer Minute stieß die Barke an einen Felsen, zertrümmerte, und

Digitized by Google

ich lag im Meere. Glücklicherweise faßte ich Grund, und war nur zwei Schritte vom Ufer entfernt. Ich erreichte es; aber statt, wie ich es glaubte, auf festem Lande zu seyn, befand ich mich auf dieser Insel, die ich seitdem auch nicht wieder verlassen habe.

— Obgleich es schon tief in der Nacht war, bat ich den Meriadec doch, weiter zu erzählen. Seit drei Jahren des Vergnügens beraubt, sich mit Seinesgleichen zu unterhalten, war er so willig zu reden, als ich, ihn anzuhören; und so machte er keine Umstände. Wir schürten das Feuer an, welches dem Erlöschen nahe war, ich holte eine frische Cigarre hervor, und Meriadec begann aufs Neue, wie folgt:

Ich war durchnäßt bis auf die Haut und die Zähne klapperten mir vor Kälte zusammen; aber die eben aufgehende Sonne trocknete und erwärmte mich bald wieder. Ich setzte mich ans Ufer und dachte an die Barke, die ich verloren hatte, und an die gute Frau, die mich für umgekommen halten mußte. Ich sah nach einem Fischerboote aus, das mich hätte aufnehmen können, aber es ließ sich den ganzen Tag keins sehen. Ich brachte die Nacht abermals unter freiem Himmel zu. Am andern Morgen litt ich den nagendsten Hunger. Ich wartete neuerdings mehrere Stunden auf die Ankunft irgend eines Bootes, und als keins sichtbar ward, ging ich aus, mir etwas Nahrung zu suchen. Ich durchstreifte die, nicht große, Insel, fand aber nichts als Pappeln, Birken und einige andere wilde Bäume, deren Namen ich nicht anzugeben weiß. Es war kein einziger Fruchtbaum darunter. Ich gewahrte von Zeit zu Zeit Kaninchen, die sitzen blieben, um nach mir hinzusehen, und die entflohen, so wie ich mich ihnen näherte. Endlich mußte ich nach dem Ufer des Meeres zurückkehren, um zu sehen, ob ich dort glücklicher wäre; aber es war Fluth, und ich mußte also noch das Fallen des Wassers abwarten. Als es Ebbe geworden war, da sammelte ich Muscheln und Austern ein, deren es hier zu gutem Glücke reichlich gab. Das war denn meine erste Mahlzeit. Die Kühle der nächstfolgenden Nacht veranlaßte mich, ein tüchtiges Feuer neben meiner Schlafstätte anzuzünden, welches nebenbei noch als Signal dienen konnte, um in See befindliche Fischer dahin zu locken. Aber ich ward plötzlich durch ein ganz eigenthümliches Geräusch aus dem Schlaf aufgeschreckt, und als ich die Augen aufschlug, da sah ich auf funfzig Schritte Weite von mir mehrere Bäume in lichten Flammen stehen. Ich hätte diesen Brand nicht löschen können und er würde wahrscheinlich alle Bäume der Insel verzehrt haben, wenn nicht der Wind plötzlich umgesprungen und ein starker Platzregen gefallen wäre.

Ich führte eine Zeitlang dieselbe Lebensweise, stets der Hoffnung lebend, von meiner Insel erlöst zu werden, und immer in dieser Erwartung getäuscht. Als sich der Winter näherte, da hielt ich es schon für möglich, daß ich ihn wohl hier würde zubringen müssen; ich ging deshalb darauf aus, mir ein Asyl zu suchen, und entdeckte auch endlich eine durch Dorngebüsch verborgene Grotte. Ich verschaffte mir Eingang dazu, indem ich das Gestrüpp in Brand steckte. Sie ging einige Fuß abwärts in die Erde, und an ihrem äußersten sichtbaren Ende war eine Biegung, die zu einer zweiten, gleich großen Grotte führte und wohin weder Luft noch Wind drang. Nur vermittelst eines brennenden Holzspans konnte ich dahin finden. Das schien mir nun eine ganz passende Wohnung abzugeben. Ich führte vor dem Eingange eine kleine Mauer aus Feldsteinen auf, die ich mit Lehmerde verband. Ich stellte, wie ehedem, den Kaninchen Schlingen, und verfertigte aus Binsen Stricke. Die Kaninchenfelle und das Binsengeflecht gaben mir das Material zu meiner Bekleidung. Nachdem ich mich noch für den Winter verproviantirt hatte, verlebte ich ihn ziemlich sorgenlos. Ich hatte mich in mein Geschick ergeben und ertrug mein Exil mit Geduld. Im folgenden Sommer baute ich mir diese Hütte, wo ich doch noch lieber weilte als in der vorhergehenden Höhle.

Inzwischen machte es mich doch oft sehr traurig, so ganz von aller Welt abgeschieden zu seyn, und ich, der ich sonst einen so tiefen Widerwillen gegen die Menschen im Allgemeinen gefaßt und nichts so sehr geliebt hatte als die Einsamkeit, ich hätte nun gern zehn Jahre meines Lebens darum gegeben, wieder unter Menschen zu seyn.

— So ist des Menschen Herz, sagte ich zu ihm: es giebt wenig auf dasjenige, was es sein nennen kann, und sehnt sich nach dem, was es nicht hat.

Zuweilen sah ich in der Ferne die neuen Fregatten, die vom Stapel gelassen wurden, und die Fahnen, welche von den Gipfeln der Häuser zu St. Servan und St. Malo wehten. Es war mir als hörte ich den Jubel der am Ufer versammelten Menge, das Beifallklatschen der in buntgeschmückten Kähnen fahrenden Frauen und das muntere Festgeläute der Kirchenglocken. „Warum," sagte ich zu mir selbst, „jener Luft, jenem menschlichen Leben so nah und doch so fern? Warum zu fern von den Menschen, um an ihrem Glücke Theil zu nehmen, und doch nahe genug, um es zu beneiden?" Weinend kehrte ich zurück nach meiner einsamen Hütte.

Eines Tages, es war ein stürmischer Tag, fuhren Fischer an dem Flecken Landes vorüber, wo ich von allen Wesen, nur nicht von Gott, vergessen war. Ich rannte ans Ufer, und rief ihnen zu, sie möchten mich an Bord nehmen; sie stießen aber, als sie mich erblickten, einen Schrei des Entsetzens aus und feuerten unter dem Ausruf: „Meriadec's Geist! der Geist des Herrenmeisters!" ein Gewehr auf mich ab, ohne mich jedoch zu treffen, und ruderten unter verdoppelter Anstrengung weiter. Seitdem habe ich niemand wiedergesehen.

— Hiermit war Meriadec's Geschichte zu Ende, und nun suchte er, wie ich, ein Nachtlager. Ich schlief köstlich, und als wir am andern Morgen erwachten, war es das schönste Wetter. Wir standen auf, schüttelten uns ein wenig, und schickten uns an, die Insel zu verlassen.

Meriadec sah uns zu, und es traten ihm die Thränen in die Augen.

Als dann aufgebrochen wurde, da sagte er mit tiefbewegter Stimme: „Und wie wirds mit mir?"

„„Ihr geht mit uns,"" sagte ich zu ihm. — Auf diese so natürliche Idee schien er nicht verfallen zu seyn, denn er war fast außer sich vor Freuden, als er dies hörte. Es perlten ihm die Thränen über die Wangen und seine Hände zitterten. Er wollte sprechen, und konnte nur unzusammenhängende Laute von sich geben. Endlich küßte er mir in Extase die Hand und rief aus:

„Wie! ich mitgehn?"

„„Ja, und zwar sofort.""

„Ich werde also das Dorf, den Kirchthurm, die gute Frau wiedersehen! die große Eiche wieder, unter welcher ich im Mondenschein gesessen, und die gute Frau, die ich seit drei Jahren nicht gesehen habe; sie und ihr Häuschen, ihren kleinen Garten! O Gott! o Gott! wie bin ich glücklich!"

Die Freude des armen Mannes that mir zugleich wohl und weh. Ich sagte ihm, wir würden nun aufbrechen; da bat er, ob er nicht erst von seiner Höhle und von seinem Garten Abschied nehmen sollte. Wir folgten ihm dahin. Die Grotte war wirklich sehr bequem und ziemlich hübsch. Er berührte alles, was sich dort vorfand, und es war, als hätte er die Grotte umarmen wollen. Darnach folgten wir ihm nach seinem Garten; dieser enthielt nichts als wilde Blumen, die er auf der Insel gesammelt hatte. Er liebkoste sie, wie ein Vater seine Kinder liebkost, wenn er sich eine Zeitlang davon trennen soll.

„Ha! wie lieb seyd Ihr mir geworden, Ihr guten Blümchen!" rief er aus. „Ihr waret es, die mich in meinem Kummer getröstet habt; mir in meiner Einsamkeit Gesellschaft geleistet, mich durch Euren Duft, durch Eure Lieblichkeit erfreut. O Ihr guten, schönen Blumen, mir so theuer!"

Digitized by Google

Uns wandelte bei dieser Apostrophirung ein Lächeln an; da sah er sich ernst nach mir um, und sagte:

„Sie verstehen mich, die Blumen da. In den drei Jahren, die ich hier zugebracht, habe ich ihre Sprache erlernt und weiß nun aufs Haar, was sie mir sagen. Ich habe manchesmal mit ihnen im Mondenschein gejubelt und da haben sie mir manch niedliches Lied angegeben. Euch will ich sie wiedersagen, denn ich sehe, daß Ihr mir gut seyd."

Er richtete sich hoch auf und blickte mich mit einem Stolz an, der merkwürdig mit dem ernsten und sanften Ausdruck seiner Physiognomie contrastirte.

Wir gingen unter Segel. Der Himmel war blau, die Luft frisch und balsamisch, das Wetter köstlich. Unsere Ueberfahrt ging rasch und fröhlich von statten; wir unterhielten uns von unserm so glücklich überstandenen Abenteuer. Ich bemerkte an dem Gürtel des Meriadec das so dünne Messer, mit welchem er so geschickt meine Cigarre wieder aus dem Feuer geholt hatte, und um in den Besitz eines Werkzeugs zu kommen, welches der Zeuge und Gefährte seiner Leiden gewesen war, bat ich ihn, es mir gegen ein schönes englisches Messer zu überlassen, das ich ihm zeigte. Er wollte sich aber nicht davon trennen und antwortete auf meine Bemerkung, daß das meinige ja doch weit besser sey:

„Gewiß, aber es hat mir nicht während eines dreijährigen Exils gedient, wie dieses da."

Als wir gelandet waren, gaben wir ihm all das Geld, das wir eben bei uns hatten, und wünschten ihm eine gute Reise.

* * *

Unlängst begegnete ich ihm zu Paris. Er war schlecht gekleidet und trug an einem breiten leinenen Bande eine kleine Schachtel von rautenförmigem Glase, durch welches Blumen von verschiedener Gattung schienen. Seine Physiognomie war traurig und muthlos. Obgleich er nicht mehr den großen Bart und das lange Haar trug, schien er doch hagerer und älter geworden zu seyn.

„Guten Tag, Meriadec," sagte ich in Patois zu ihm.

„„Guten Tag..."" antwortete er, sah mich aber dabei ungewiß an. Dann war es, als ob er sich etwas entsonnen hätte, und nun wiederholte er mit Herzlichkeit: „„Guten Tag, guten Tag, mein Herr."" — Er hatte mich erkannt.

„Nun, was treibt Ihr zu Paris?"

„„Ich gebe Blumen-Concerte.""

„Blumen-Concerte?"

„„Ei freilich, ist das nicht schön? Kommt nur zu mir, und ich will Euch eins für Euch allein geben.""

Er wohnte in einem abscheulichen Winkel, der weder vor Näße noch vor Kälte schirmen konnte. Es war im achten oder neunten Stockwerk. Er wies mir einen Strohsack, das einzige Möbel, welches da war, zum Sitzen an. Hier erzählte er mir dann den zweiten Theil seiner Geschichte.

Als er nach seinem Dorfe zurückkehrte, war die gute Frau längst verstorben und ihr Häuschen und kleiner Garten verkauft worden, und als er sich des Nachts dort hatte einquartiren wollen, um sich in die alte Zeit zurückzuversetzen, da hatte der neue Eigenthümer, in der Meynung, es sey ein Dieb, ihn in den Arm geschossen und dann einsteckn lassen. Nach vielen Leiden und schwerem Kummer kam er endlich wieder los, fand Arbeit und blieb vier Jahre auf einer Stelle, fühlte sich jedoch unglücklicher als früher, weil er nun noch isolirter war. Er konnte es nie dahin bringen, sich unter den beetagneschen Fischern einen Freund zu erwerben; er war allen zu still, zu weich.

Er fuhr zuweilen in einem Boote nach seiner kleinen Insel hinüber und verblieb dort, je nachdem es an der Zeit war, einen Tag oder eine Woche. Hernach arbeitete er wieder, weil er Geld brauchte, um eine gewisse Idee in Ausführung zu bringen, auf die er verfallen war. Binnen vier Jahren hatte er sich ein kleines Sümmchen erspart. Nun ging er nach Paris, wovon man ihm Wunderdinge erzählt hatte. Dort ließ er die kleine Glasschachtel machen, die er gesehen hatte, that in dieselbe Blumen hinein, und mehrte sich dann hie und dort, um Blumen-Concerte zu geben. So hatte er es vier Wochen lang getrieben, als er mir begegnete.

„Ja," sagte er zu mir, „sie haben mich alle ausgelacht, als ich zu ihnen von meinem Blumen-Concerte gesprochen habe; sie sagten, ich sey ein Narr. Aber sie, sie sind Narren, daß sie nicht ein Blumen-Concert hören wollen. — Hören Sie nun!"

Er öffnete das Kästchen, welches in fünfzehn kleine Fächer abgetheilt war. In jedem Fache lagen Blumen, und darüber kleine Deckel von weißem Holze, die einem, ich weiß nicht welchem, Mechanismus gehorchten. Er begann, diese langsam einen nach dem andern zu lüften, wie wenn er Fortepiano gespielt hätte. So wie er in seinem Concerte vorrückte, rollammten seine Augen, hob sich seine Brust, bemächtigte sich seiner ein glühender Enthusiasmus. Anfangs begriff ich nichts, sah nichts, hörte nichts und dachte, daß er völlig närrisch geworden wäre. Aber allmählig verbreitete sich der Duft der eingeschlossenen Blumen, drang in meine Kleider und fing an, mich zu berauschen. Nun fühlte auch ich mein Herz höher schlagen, alle meine Sinne sich in Trunkenheit und Wollust auflösen. Es folgte sich Geruch auf Geruch, und ein balsamischer Duft verschmolz sich mit einem andern. Ich begann die Harmonie zu fassen, die mich ergriffen hatte. Meine Augen schlossen sich, mein Haupt sank vornüber; ich hörte eine himmlische Musik, ich sah orientalische Gärten, voll Grüns und frische Marmorbäder mit badenden Nymphen, und vernahm das Kosen der Liebe... Ich stieß einen Schrei aus, und erwachte.

„Und das wollten sie nicht hören!" rief Meriadec aus.

In hehrer Schönheit und erhabener Größe stand dieser Mann nun vor mir. Ich ergriff seine Hand und wir vergossen schweigend Thränen.

Seitdem ist er in ein Narrenhaus eingesperrt worden, wo ich ihn noch mehrere Male besucht habe. Der Verlust seiner Freiheit und seines Glaskästchens ging ihm dermaßen zu Herzen, daß er nun bald vor Gram starb. Mögt ihm die Erde seines Grabes leicht seyn!

Es giebt Gemüther, die mitten in der Gesellschaft völlig abgeschlossen leben, weil niemand ihre Freuden, ihren Gram versteht, und die dann sterben, ohne von irgend einem andern Gemüthe erkannt worden zu seyn.

Grizel Cochrane.

Ein geschichtliches Fragment.

Von

John Mackay Wilson.

(N.)

Als die Unterthanen des letzten Königs Jacob die Waffen wider ihn ergriffen, da war Sir John Cochrane, der Urgroßvater des jetztlebenden Grafen von Dundonald, einer der feurigsten unter denjenigen, welche die Fackel der Empörung schwangen. Das Unglück, welches Jahrhunderte lang das Haus Campbell verfolgte und alle diejenigen mit ins Verderben zog, die sich ihm anschlossen, verschonte auch Sir John Cochrane nicht. Von den königlichen Truppen umzingelt, war sein Widerstand lange furchtbar und verzweifelt; aber endlich der Ueberzahl erliegend, ward er gefangengenommen, gerichtet und zum Tode auf dem Schaffott verurtheilt. Er hatte nur noch wenige Tage zu leben und sein Kerkermeister erwartete bloß den schriftlichen Befehl, ihn nach dem Richtplatz zu führen.

Digitized by Google

Seine Familie und seine Freunde hatten ihn in seinem Gefängnisse besucht, und auf ewig Abschied von ihm genommen; nur ein einziges Individuum derselben, Grizel, seine geliebte Tochter, die Hoffnung seines Hauses, die Freude seines Herzens, hatte noch nicht seinen Segen empfangen.

Das Zwielicht verbreitete seine Schatten über die Gitter seines Kerkers, und das Haupt an die kalte Mauer gelehnt, saß der unglückliche Gefangene in Gram versunken, daß er seinem liebsten Kinde nicht den Abschiedskuß hatte geben können; da drehte sich die Eisenthür langsam auf ihren verrosteten Angeln, und der Kerkermeister trat, von einem schönen und jungen Mädchen begleitet, ein. Ihr Wuchs war hoch und ihre Haltung stolz; ihre schwarzen Augen waren glänzend und thränenlos, aber in ihrem Glanze selbst sprach sich ein Kummer aus, der zu tief war, um Thränen zu gestatten. Die Flechten ihres schwarzen Haares scheitelten sich auf ihrer Stirn, rein und glatt, wie polirter Marmor. Der Gefangene erhob sein Haupt, als sie eintrat.

„Meine Tochter! meine Grizel!“ rief er aus, und sie lag in seinen Armen.

„„Vater, lieber Vater!““ — und sie wischte eine Thräne weg, die diese Worte begleitet hatte.

„Der Himmel wolle Dich schützen und Dich trösten, mein Kind!“ setzte Sir John hinzu, indem er sie an sein Herz zog und ihr einen langen Kuß auf die Stirn drückte. „Ich hatte gefürchtet, daß ich sterben würde, ohne Dir, geliebte Tochter, meinen Segen ertheilt zu haben, und dieser Gedanke war mir grausamer als der Tod..... Nun bist Du aber da, meine Liebe .... bist da .... Du! und der letzte Segen Deines unglücklichen Vaters....“

„„Nein, nein, halt ein!““ rief sie, ... „„es ist nicht Dein letzter Segen! es kann nicht seyn! .... mein Vater darf nicht sterben! ....““

„Beruhige Dich, beruhige Dich! mein Kind .... wollte Gott, ich könnte Dir Trost geben!.... mein Gut, mein Leben!.... aber da ist keine Hoffnung .... noch drei Tage, und Du, und all' meine Kinder, Ihr seyd ....“

Waisen, wollte er sagen, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen.

„„Drei Tage,““ wiederholte sie, den Kopf rasch aufrichtend und ihrem Vater lebhaft die Hand drückend. „„Drei Tage! .... dann ist ja noch Hoffnung da .... mein Vater bleibt am Leben. Ist nicht mein Großvater der Freund des Beichtigers des Königs? Er wird um das Leben seines Sohnes bitten, ... und mein Vater wird nicht sterben!““

„Ach! Grizel, täusche Dich nicht, ... es ist keine Hoffnung da, ... mein Urtheil ist vom Könige unterzeichnet und der Todesbote ist schon unterwegs, um den Befehl zu meiner Hinrichtung zu überbringen.“

„„Und wenn auch, mein Vater wird nicht sterben! .... Er wird nicht sterben!““ wiederholte das junge Mädchen in Extase und die Hände ringend. „„Der Himmel wird mir gnädig seyn!““ Dann sagte sie, sich zum Vater wendend, mit Ruhe ... „„wir scheiden ... aber um uns bald wiederzusehen.““

„Wie soll ich das verstehen, Kind?“ sagte Sir John, voll Unruhe auf seine Tochter blickend.

„„Frage mich das nicht, Vater,““ erwiederte sie; „„frage mich das jetzt nicht: bete für mich, und gieb mir Deinen Segen, aber nicht zum letztenmale.““

Er drückte sie noch einmal weinend ans Herz. Dann trat der Kerkermeister wieder ein, und Vater und Tochter mußten sich von einander losreißen.

Am Tage nach dieser Zusammenkunft passirte ein Reisender die Zugbrücke von Berwick, und nachdem er die Straße Marygate im Rücken hatte, setzte er sich, um auszuruhen, auf eine Bank vor der Thür eines Gasthofes. In diesen einzutreten, wagte er nicht, weil er ihm zu vornehm war, denn vor wenigen Jahren hatte er Olivier Cromwell als Hauptquartier gedient, und vor Kurzem hatte Jacob VI., König von Schottland, darin geweilt. Der Reisende trug ein wollenes Wams, um den Leib durch einen ledernen Gürtel festgehalten, und darüber einen kurzen Mantel von geringem Zeuge. Es war sichtlich ein junger Mensch, aber sein tief niedergeklappter Hut ließ seine Züge nicht erkennen. In der einen Hand hielt er ein kleines Päckchen, in der anderen einen Pilgerstab. Nachdem er sich ein Glas Wein hatte geben lassen und einige Minuten ausgeruht, stand er auf und zog weiter. Die Nacht näherte sich, und mit ihr ein Sturm.

„Der Himmel wolle Dir gnädig seyn, wenn Du in einer solchen Nacht reisen mußt,“ sagte die Schildwache, welche an der Pforte von England auf dem Posten stand, zu dem Reisenden, als er über die Zugbrücke ging.

Nach wenigen Minuten befand er sich in dem großen, traurigen und furchtbaren Moor von Tweedmouth, einer unermeßlichen Wüste von Haide- und Pfriemenkraut, hier und dort mit dickem Gestrüpp bewachsen; er erstieg trotz des Sturms, der mit jedem Augenblicke ärger ward, langsam die Anhöhe. Der Regen schoß in Strömen herniedre und der Wind heulte wie ein Rudel ausgehungerter Wölfe: der Wanderer setzte seinen Weg bis auf zwei oder drei Meilen von Berwick fort; dort suchte er, wie wenn es ihm unmöglich geworden, dem Sturm länger die Spitze zu bieten, unter einem Dorngebüsch Schutz, welches am Wege stand. Währenddem ward die Nacht immer düsterer, der Orkan fürchterlicher, und der Reisende hatte schon seit einer Stunde unter seinem unmächtigen Obdache gesessen, als sich das Geräusch eines galoppirenden Pferdes auf der Heerstraße hören ließ. Der Reiter hielt den Kopf vornüber, um gegen den Wind angehen zu können; aber plötzlich fühlte er sich angehalten: der Fremde war seinem Pferde in die Zügel gefallen, und rief ihm zu, indem er ihm ein Pistol auf die Brust setzte:

„Abgestiegen, oder Du bist des Todes!“

Starr vor Kälte und Schrecken, wollte der Reiter doch zu seinen Waffen greifen; aber in demselben Augenblicke ließ die Hand des Räubers den Zügel des Pferdes fahren, packte jenen vor die Brust und warf ihn zu Boden, wo er, aufs Gesicht gefallen, einige Augenblicke besinnungslos liegen blieb, während der Räuber sich des lederenen Felleisens bemächtigte, das Depeschen für das nördliche England enthielt, es sich über die Schultern warf, und sogleich damit im Gesträpp verschwand.

Am andern Morgen sah man die Einwohner von Berwick der Stätte zueilen, wo der Raub begangen worden war; man durchsuchte die ganze Gegend, konnte aber auch nicht die kleinste Spur des Räubers entdecken.

Sir John Cochrane lebte noch — die Depeschen, in welchen sich sein Todesurtheil befand, waren geraubt worden, und vor der Ausfertigung eines neuen Befehls zu seiner Hinrichtung konnte die Verwendung seines Vaters, des Grafen von Dundonald, bei dem Beichtvater des Königs, möglicherweise die Zurücknahme des Urtheils erwirken. Grizel wich ihm nicht mehr von der Seite, und sprach ihm fortwährend Trost zu. Fast vierzehn Tage waren seit dem Raube der Depeschen verflossen und schon begann in dem Herzen des Gefangenen die Hoffnung wieder zu erglimmen, als es bekannt wurde, daß alle Schritte nichts gefruchtet hätten und von dem Könige schon ein neues Todesurtheil unterzeichnet worden sey. War noch ein Tag, und der verhängnißvolle Befehl mußte eintreffen.

„Der Wille Gottes geschehe,“ murmelte der Gefangene vor sich hin.

„„Ja,““ antwortete Grizel mit Heftigkeit, — „„aber sterben sollst Du nicht!““

Der Reiter, welcher mit andern Depeschen auch das Todesurtheil von Sir John Cochrane zu überbringen hatte, setzte seinem Pferde, sobald er das Moor von Tweedmouth erreicht, die Sporen in die Seite, blickte nach allen Seiten um sich, und hielt ein gezogenes Pistol in der Hand. Der Mond verbreitete eine dunstige Klarheit über die Haide und gab jedem Gesträuche eine phantastische Gestalt. Eben bog der Reiter um die Ecke eines Gehaues, als sein Pferd sich vor dem Knalle eines Pistols plötzlich bäumte, das ihm dicht unter den Augen abgebrannt wurde; es

Digitized by Google

erfolgte ein zweiter Schuß: dieser von dem Reiter: da bäumte das erschreckte Thier sich noch einmal, und mit einer solchen Gewalt, daß sein Heer weit weg in die Haide flog. In demselben Augenblicke hatte der Räuber ihm auch schon einen Fuß auf die Brust gesetzt und unter dem Zuruf:

„Die Waffen her, oder Du bist des Todes!"

einen Dolch auf ihn gezückt.

Der Gefallene gehorchte.

„Nun steh auf, und geh Deiner Wege! Dein Pferd und Dein Felleisen sind mein." Bebend erhob sich der arme Schelm und zog gen Berwick, der Räuber aber schwang sich auf dessen Pferd und sprengte damit querfeldein.

Es waren bereits alle Anstalten zur Hinrichtung von Sir John Cochrane getroffen worden, als die Kunde von dem abermaligen Raube des Todesurtheils eintraf. So verlängerte sich die Lebensdauer des Gefangenen um fernere vierzehn Tage. Er fiel seiner Tochter weinend in die Arme, und sagte zu ihr:

„Das ist Gottes Finger!"

„„Habe ich es doch gesagt,"" antwortete das junge Mädchen, „„daß mein Vater nicht sterben würde.""

Der vierzehnte Tag war noch nicht eingetreten, als sich die Pforten des Gefängnisses öffneten und der Graf von Dundonald hereinstürzte, um seinen Sohn zu umarmen. Er hatte den Beichtvater des Königs unablässig mit seinen Bitten bestürmt und der König hatte sich am Ende erweichen lassen. Er hatte verziehen.

Schon war der Gefangene wieder in seiner Heimath, im Kreise der Seinigen; aber Grizel, sie, die ihrem Vater während seiner Gefangenschaft fast nicht von der Seite gewichen war, Grizel fehlte noch. Alle dankten der mysteriösen Vorsehung, welche zweimal die Depeschen zurückgehalten hatte, als ein Fremder um Gehör bat. Sir John ließ ihn eintreten, und es war der Räuber. Er hatte das schon beschriebene Costum an, den groben Mantel, das wollene Wamms; doch deutete seine Haltung auf einen Mann höhern Standes. Als er eintrat, legte er die Hand an den Hut, nahm ihn aber nicht ab.

„Wenn Sie diese Papiere durchgesehen haben," sagte er, „so werfen Sie sie ins Feuer."

Sir John sah sie an, schauerte zusammen, und erblaßte: es waren die beiden Todesurtheile.

„„O mein Retter!"" rief er aus, „„wie soll ich Euch danken? Vater, Kinder, kommt, dankt ihm für mich!""

Der alte Graf ergriff die Hand des Fremden, die Kinder umklammerten seine Kniee; er selbst hielt sich die Hand vor die Augen und zerschmolz in Thränen.

„„Euer Name, Euer Name! ums Himmels willen, wer seyd Ihr?""

Der Fremde zog den Hut ab, und die langen Flechten von Grizel Cochrane fielen auf den härenen Mantel herab.

„„Allmächtiger!"" rief der überglückliche Vater aus... „„es ist meine Tochter! Meine Grizel ist meine Retterin; wie süß wird mir nun das Leben seyn!""

(Diese Grizel Cochrane ist die Großmutter von Sir John Stewart und der Gattin des berühmten Bankiers Herrn Couts.)

Sitten der Esquimaux.

(2.)

Die Esquimaux bewohnen die eisigen Wüsten von Nordamerika und von Grönland. Man wußte wenig von ihnen vor den neuern Reisen von Ros, Parry, Franklin, Lyon und Beechy und jetzt noch fehlen uns Notizen über mehrere wichtige Puncte. Aber das, was uns diese Reisende von diesem sonderbaren Volke gesagt haben, weicht so sehr von den europäischen Sitten und selbst von denen aller bekannten Völker ab, daß wir glauben, unsern Lesern eine kurze Skizze davon vorlegen zu müssen.

Das materielle Leben der Esquimaux ist hart und schwierig; sie bewohnen eine, neun Monate lang im Jahre, mit Eis bedeckte Erde, die ihnen weder Gemüse, noch Korn, noch Wurzeln darbietet, und sie sind genöthigt, sich von dem Fleische der Thiere zu nähren, den Producten ihres Fischfangs oder ihrer Jagd, die ihnen dann nicht nur ihre Nahrung, sondern auch ihre Kleidung liefern. Sie sind Nomaden und reisen schnell auf dem Schnee in von Hunden gezogenen Schlitten. Ihre Winterwohnungen sind Hütten von Schnee und ihre Erleuchtung während der langen Winternächte wird mit Thran von Wallfischen und Seekälbern unterhalten.

Die Statur der Esquimaux, sehr unter der der Europäer, steigt nicht über fünf Fuß vier Zoll und beträgt bisweilen selbst nur vier Fuß drei Zoll. Die größten Frauen haben fünf Fuß und die kleinsten vier Fuß drei Zoll und wir können hinzusetzen, das erste dieser Maaße wird selten erreicht und das letztere oder minimum fast eben so selten (durch noch bedeutendere Kleinheit) übertroffen. Ihre Constitution ist lymphatisch und selbst bei jungen Leuten sind die Muskeln eben so wenig sichtbar, als sie es bei uns auf den Gliedern der Frauen sind. Die Haut ist weich und glatt bei allen Individuen beider Geschlechter: sie sind feist ohne Uebermaaß, die Frauen sind aber fast alle zu fett und haben weiches und schlaffes Fleisch; ihr Gesicht ist voll und rund.

Eine der unterscheidenden Eigenschaften dieses Volkes ist die Liebe zu den Kindern und man muß die Fürsorge der Vorsehung für die Erhaltung der von ihr geschaffenen Wesen bewundern, weil in diesen beiden Klimaten das der Fürsorge und Pflege beraubte Kind unvermeidlich umkommen würde; diese Liebe offenbaret sich nicht bloß durch die Sorgfalt und passive Nachgiebigkeit der Aeltern, eine Nachsicht, die von der Trägheit herrühren könnte, welche diese Nation beherrscht, sondern noch durch eine Menge von Spielen und Zerstreuungen, die ihnen zu verschaffen man sich ohne Unterlaß bemüht. Die Mütter tragen ihre Kinder nackend auf dem Rücken, bis sie stark genug sind, um ordentlich zu gehen, und alle ihre Zeit widmen sie der Pflege und Ernährung derselben; die Väter machen ihnen Spielwerke, helfen sie warten und spielen mit ihnen. Nie wird ein Kind gezüchtigt oder selbst ausgezankt und man giebt ihm fast immer, was es fordert. So werden die Kinder gesäugt und gepflegt bis zu drei oder vier Jahren. Die Mütter können ihre Entfernung nicht ertragen und oft sterben sie vor Schmerz, wenn sie sie verloren haben. Diese Liebe der Aeltern für ihre Kinder contrastirt mit dem fast gänzlichen Mangel an Zuneigung, den man an diesem Volke bemerkt.

Die Liebe und die Ehrfurcht der Kinder, wenn sie groß geworden sind, belohnen reichlich ihre Aeltern für die in ihrer Jugend auf sie verwendete Sorgfalt. Der Vater und die Mutter sind die einzigen bekannten Familien-Häupter; nie wird einer ihrer Befehle übertreten und das männliche Alter, was materiell die Jugend von aller Herrschaft befreit, verlöscht oder schwächt nie einen Gehorsam, den man als die heiligste der Pflichten betrachtet. Der Capitain Parry fragte einst einen Esquimaux, ob er ihm folgen wolle? seine Antwort war das Wort nao (Nein), lebhaft sieben- oder achtmal wiederholt, und als der Capitain ihn nach der Ursache dieser peremtorischen Weigerung fragte, so antwortete ihm dieser Mensch: mein Vater würde weinen — eine so einfache als rührende Antwort.

Digitized by Google

Wie wir schon weiter oben bemerklich gemacht haben, so liegt etwas Wundersames in dieser großen Entwickelung der älterlichen und kindlichen Liebe und der Contrast, den sie mit dem gewöhnlichen Egoismus der Esquimaux bildet, läßt sie noch mehr hervortreten. Der Kranke wird kaum von seinen Anverwandten und Freunden gepflegt. Das Mitleiden und die Sympathie scheinen diesen traurigen Regionen unbekannt zu seyn. Eine Frau wartet ihren kranken Mann, weil sie weiß, daß sie sein Tod hülflos lassen würde; aber wenn es irgend eine andere Person übernimmt, so fragt sie nicht einmal, wie es ihm geht. Seinerseits verläßt der Mann seine sterbende Frau, ohne sich darum zu kümmern, ob sich jemand ihrer annehmen wird und oft wird eine Frau, die keine Kinder hat, in einer Hütte gelassen und verlassen, ohne daß irgend jemand sich darum bekümmert, ob sie gestorben ist oder noch lebt. Waisen finden wenig Hülfe unter diesem unglücklichen Volke und um von einer Familie adoptirt zu werden, muß diese Familie von der Arbeit oder den Diensten des Kindes, wenn es erwachsen ist, großen Vortheil zu ziehen hoffen.

Eine schreckliche Sitte der Esquimaux ist, jeden hülflosen Unglücklichen auszuplündern. Eine Frau hat ihren Mann verloren und überläßt sich, von ihren Kindern umgeben, ihrem Schmerz. Während dessen kommen ihre Nachbarn, um sie zu trösten und benutzen so die Geisteszerrüttung, die oft den heftigen Kummer begleitet,*) um ihr zu stehlen, was in der armen Hütte enthalten ist. Der Capitain Lyon war Zeuge einer Scene dieser Art und erzählt sie in folgenden Worten: „Ich fand diese Frau in einer schmutzigen Hütte von Schnee, deren offenes Dach von allen Seiten den Wind durchließ, es blieb ihr nichts, als eine Rindshaut, auf welcher sie lag. Sie schien dem Tode geweiht zu seyn und der Zustand der zerrissenen Kleidung, die sie bedeckte, zeigte hinlänglich an, daß man selbst bis zur Gewaltthätigkeit gegangen war, um ihr alles zu nehmen."

Die Liebe scheint bei den Esquimaux sehr entwickelt zu seyn, aber mehr als thierische Neigung und Instinct, denn als Gefühl. Die eheliche Treue ist dort fast unbekannt und nirgends wird wohl die Sittenlosigkeit weiter getrieben. Die Frauen werden gut behandelt, selten geschlagen und nie zur Arbeit gezwungen. Sie theilen die Regierung des Hauses mit den Männern. Die Männer sind einschmeichelnd gegen ihre Genossinnen und oft sieht man sie zärtlich ihre Nase an der ihrer Frauen reiben, ein Lieblings-Zeichen von besonderer Neigung bei diesem Volke. — Aber die Männer und Frauen, die am zärtlichsten an einander zu hängen scheinen, haben keine Sorge noch Bedenken über gegenseitige Untreue und der Mann macht oft den Unterhändler bei den Liebschaften seiner Frau, eine Frau erzählt ihre Intriguen ganz naiv ihrem Manne und würde sie auch eben so offen einer ganzen Gesellschaft erzählen. Zwei Freunde tauschen oft mit den Frauen auf einen oder zwei Tage und die Frauen selbst betreiben häufig diesen Tausch.

Die Esquimaux sind nicht so mißtrauisch als die andern von den Reisenden beschriebenen wilden Völker und ihre Kühnheit und Furchtlosigkeit haben diejenigen überrascht, die sich ihnen genähert. Sie kommen den Europäern entgegen, nicht nur ohne Furcht, sondern selbst mit einer Herzlichkeit, die der Bericht von einer der Zusammenkünften des Capitain Parry mit diesen Barbaren besser zeigen wird, als wir es thun könnten. „Als das Schiff sich der Insel Winter näherte, kam ein „Haufe Eingeborener uns entgegen und nichts verrieth bei ihnen Furcht „oder Mißtrauen. Sobald wir das, was sie mitbrachten, gekauft und „ihnen einige Geschenke gemacht hatten, äußerten wie ihnen unsern „Wunsch, sie in ihre Hütten zu begleiten. Sie willigten gern darein „und liefen vor uns her ohne Arg." Kommt nun nicht etwa das Vertrauen der Esquimaux, so möchten wir fragen, von ihrem seltenen Zusammentreffen mit den Europäern und muß man nicht das gewöhnliche Mißtrauen der wilden Völker den Betrügereien und Verrätherein zuschreiben, deren Opfer sie so oft sind?

Die Esquimaux sind ganz ohne Vorsicht und Voraussicht und oft zieht ihnen dieses bei dem rauhen Klima harte Entsagungen zu, die ihnen aber doch nicht zur Warnung dienen. Kaum der ärgsten Hungersnoth entgangen, vergessen sie, was sie gelitten, und bedenken nicht, daß sie am nächsten Tage dasselbe Bedürfniß fühlen können.

Gewiß, man kann den Menschen den Muth nicht absprechen, die den Eisbären trotzen, ohne andere Hülfe, als die eines Hundes; aber es ist auch in dem Aeußern der Esquimaux ein Anschein edler Dreistigkeit, das überrascht; ihre kühne Haltung, ihr aufgerichtetes Haupt und ihr Auge, das sie nicht vor dem Fremden niederschlagen, bezeichnen Menschen, die sich selbst vertrauen. Sie zeigen eine unglaubliche Kühnheit bei ihren Expeditionen auf dem Eise und, bisweilen weit ins Meer auf einer sich ablösenden Eisscholle fortgetrieben, erschrecken sie keineswegs darüber, obgleich oft wiederholte Beispiele ihnen beweisen, daß sie auf diese Weise umkommen können. Ob sie nun gleich Muth haben, wie wir so eben gesagt, so sind sie doch keineswegs zänkisch, noch zornig und die heftigsten Entbehrungen stören sie nicht in ihrer guten Laune. Man kennt den Mord nicht unter ihnen und die Rache ist ihnen fremd.

Die Kunst zu bauen ist eine charakteristische Eigenschaft der Esquimaux und wenn die Armuth ihres Landes ihnen nicht erlaubt, glänzende Monumente, wie wir, zu errichten, so entwickeln sie doch große Geschicklichkeit in der Construction ihrer Hütten, ihrer Barken, ihrer häuslichen Geräthe und ihrer Kleidungen. Die Frauen zeigen hierin noch größere Zähigkeit als die Männer und die Vollkommenheit ihrer Arbeit ist der Gegenstand der Bewunderung der Reisenden. Ihre Nähereien sind mit unglaublicher Feinheit gemacht, besonders wenn man die Derbheit ihrer Werkzeuge betrachtet. Ihre Nähnadeln sind aus Knochen gemacht und die Nerven der Rennthiere dienen ihnen als Faden; sie theilen oder spalten diese Nerven in eine große Menge sehr feiner Faden, die darum nicht minder dauerhaft sind. Es ist viel Geschmack in der Art, wie diese armen Barbaren sich mit Binden oder Streifen von Pelzwerk verschiedener Farbe, die zusammengenäht sind, und die ein warmes und zugleich hübsches, ja fast elegantes Kleidungsstück bilden, schmücken. Sie haben eine sinnreiche Vorrichtung erfunden, um ihr Gesicht gegen den Glanz des Schnees zu schützen und ihre Fischer- und Jagd-Werkzeuge sind von großer Vollkommenheit.

Die einzigen Materialien, die zu ihren Winterwohnungen verwendet werden, bestehen aus Schnee und Eis. Ihre Hütten, in Form von Domen gebaut, haben in der Mitte eine Höhe von 9—10 Fuß. Man macht ein rundes Loch in einer der Seiten des Dachs, um jedem Gemach Licht zu geben, und dieses Loch wird wieder mit einem großen Stücke Eis bedeckt, das zu diesem Zwecke gewählt und zugerichtet ist. Dieses Eis ist 3—4 Zoll dick und 2 Fuß im Durchmesser. Das Licht, welches es durchläßt, ist mild, wie das, welches durch polirten Krystal scheint. Wenn, nach einer gewissen Zeit, diese Hütten von Haufen von Schnee und Eis umgeben sind, so erkennt man sie nur an ihren Fenstern für menschliche Wohnungen und es giebt nichts Sonderbareres, als sie in der Nacht zu sehen, wo sie sich von ihrer Umgebung nur durch einen leuchtenden Kreis unterscheiden, der durch das Licht von Innen hervorgebracht wird.

Die Größe ihrer besten Canots ist 23 Fuß in der Länge bei 19 Zoll Breite und 10 Zoll Tiefe. Diese Canots sind mit Fellen von Seekälbern oder Seehunden bedeckt, von welchen man mit einem Messer die Haare abmacht, die man am Feuer trocknet und die, nach dieser Verrichtung, von den Frauen zusammengenäht werden.

*) Das würde ja aber doch auch mehr eheliche Zärtlichkeit beweisen, als der Verfasser den Esquimaux zugestehen will. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Ihrer Werkzeuge sind wenige; das hauptsächlichste ist das Messer, dessen sie sich mit auffallender Ungeschicklichkeit bedienen, die dem Auge auffällt und die Vollkommenheit ihrer Arbeit fast unglaublich macht. Mit diesem Messer machen einige Tribus an ihren Jagd- und Fischer-Werkzeugen Sculpturen von Vögeln, vierfüßigen Thieren und selbst von Menschen von einer überraschenden Aehnlichkeit; sie machen solches Schnitzwerk auch in Knochen: aber gewiß haben die Tribus, die diese letztern Arbeiten machen, andere Instrumente, als das einfache Messer, von welchem wir eben gesprochen. Bisweilen beschränken sich diese Sculpturen nicht auf eine einzige Figur, sondern stellen ganze Scenen dar: z. B. einen Theer National-Tänze mit dem Orchester. Diese Arbeiten sind allerdings weit von den Producten europäischer Kunst entfernt; die Zeichnung ist unvollkommen und sie ermangeln des Ausdrucks; aber in dieser Hinsicht sind doch die Esquimaux weiter gekommen, als in vielen andern Dingen von unmittelbarerer Nützlichkeit.

Die Esquimaux haben einen hohen Grad von Selbstachtung, die sich durch ihre Verachtung der Europäer und oft selbst der benachbarten Tribus offenbart. Sie legen viel Werth auf den Beifall anderer, sind doch aber weniger eitel, als die andern Barbaren es im Allgemeinen sind. Die Frauen sind auf Halsbänder und ähnliche Kleinigkeiten des Putzes eben nicht sehr erpicht, ohne jedoch von aller Coquetterie frei zu seyn, wie es folgendes Beispiel beweist, das der Capitain Lyon erzählt.

„Eine junge Frau von den Esquimaux, Namens Arnalooa, hatte sich einst sorgfältig das Gesicht gewaschen, eine Operation, die in diesem traurigen Lande eben nicht sehr gebräuchlich ist; sie hatte ihre Haare mit vergoldeten Knöpfen und einem rothen Stoffe geschmückt und gab sich in diesem Putze das Ansehen der ausgelernteſten Coquette, sich in die Brust werfend und rechts und links verbindliche Blicke spendend. Ein graziöses Lächeln schien minder durch ihre Freude, so geschmückt zu seyn, als durch den Wunsch, ihre Zähne zu zeigen, die zum erstenmale in ihrem Leben mit einer Bürste gereinigt waren, veranlaßt zu werden. Ihr Mann ging mit ihr spazieren, mit einer Miene stolzer Selbstzufriedenheit, während eine Gruppe von Frauen sich den Spaß machten, allen ihren Putz nachzuäffen."

Sollte man nicht glauben, in einem Salon oder auf einer Promenade Europa's zu seyn? Der ganze Unterschied zwischen dieser Coquetterie und weiblichen Bosheit und einem ähnlichen Anfalle unserer schönen Pariserinnen besteht in der Hauptsache nur in dem Reichthum des Schmucks der letztern, verglichen mit dem elenden Flitterschmuck der armen Arnaloea. Die Unterschiede des Ranges sind in Grönland und den andern arctischen Regionen unbekannt und was wir Höflichkeit nennen, kennt man eben so wenig. Man kommt und geht, man begegnet sich, ohne sich zu grüßen oder mit einander zu reden, wenn man sich nicht etwas nothwendiges zu sagen hat.

Es ist schwer, etwas bestimmtes über die Religion der Esquimaux zu sagen. Einige Reisende haben behauptet, daß sie gar keinen Cultus und selbst kein religiöses Gefühl hätten, und die Thatsache ist wichtig genug, um nicht leichtsinnig hingeworfen zu werden. Andere Reisende haben einige Ceremonieen erzählt und von Aberglauben gesprochen, der einer Religion anzugehören scheint. Gingen nun nicht etwa die ersten von gewissen Ideen und vorgefaßten Meynungen, von der Vorstellung eines bestimmten Cultus aus, der denen mehr oder minder glich, von dem sie gehört oder den sie gesehen hatten? und da sie nichts fanden, was dem ihrem Geiste eingedrückten Bilde glich, haben sie da nicht vielleicht zu voreilig geschlossen, daß die Esquimaux gar keine Religion hätten?

Die Idee von einem einzigen allmächtigen Gott ist ohne Zweifel zu erhaben, für diese armen Wesen; und die der Unsterblichkeit der Seele kann wohl nicht klar für sie seyn und ihnen nicht verständlich gemacht werden. Häufige Versuche haben selbst bewiesen, daß man es nicht dahin bringen konnte, ihnen diese beiden Ideen begreiflich zu machen, die zu materialisiren unmöglich ist, während sie, in ihrem wenig vorgerückten Zustande, nur von fühlbaren Objecten afficirt werden können. Es ist gewiß, daß sie weder die Sonne, noch den Mond, noch die Sterne, noch das Bild irgend eines lebenden Wesens anbeten. Wenn man sie fragt, wozu die Sonne und der Mond dienen, so antworten sie: Um Licht zu geben. Und wenn man sie fragt, was aus ihnen nach dem Tode werden wird, so antworten sie, daß sie werden in die Erde gelegt werden.

Auf die Fragen über die Existenz eines bösen Princips, des Teufels, den man fast überall wieder findet, geben sie keine Antwort und scheinen sie nicht zu begreifen. Inzwischen haben sie Magier, unter ihnen Angekoks genannt, welchen sie die Gewalt zuschreiben, Stürme zu erregen oder zu beschwichtigen und Seekälber anzuziehen oder zu verjagen. Der Capitain Roß hatte Umgang, oder doch Bekanntschaft mit einem dieser Angekoks, einem jungen Manne von achtzehn Jahren, Namens Otoonlah; er ließ ihn in sein Zimmer kommen und fragte ihn, von wem er seine Kunst gelernt habe? — Von einem alten Angekok, antwortete der junge Mann. — Ob und wie er die Gewalt habe, Stürme zu erheben und die Seekälber und Vögel anzuziehen? — Ja, durch Worte und Gesten; aber diese Worte hätten keinen Sinn und würden nicht an den Wind oder an das Meer gerichtet. — Diese Antworten zeigen, daß er nicht auf den Beistand irgend eines höhern Wesens rechnete und man konnte ihm nicht begreiflich machen, was ein guter oder böser Geist sey.

Wenn man gegen sie von einem allmächtigen, an allen Orten gegenwärtigen und unsichtbaren Wesen redet, das die Erde, das Meer und alles, was sie enthalten, geschaffen hat, so zeigen sie große Verwunderung und fragen bald, wo es wohnt. Wenn man ihnen sagt, daß es überall ist, so scheint sie das unruhig zu machen. Als der Capitain Roß gegen einen von ihnen von einem künftigen Leben und einer andern Welt sprach, so antwortete der arme Wilde ihm, daß ein Weiser, der vormals gelebt, gesagt habe, daß man nach dem Tode in den Mond komme; aber daß man das seit langer Zeit nicht mehr glaube. Er meynte, daß die Vögel und alle lebende Geschöpfe aus dem Monde kämen.

Das ist wahrscheinlich der religiöse Zustand des größten Theils der Bewohner der arctischen Regionen von Amerika. Einige Völkerschaften glauben an die Existenz höherer Wesen, denen sie den Namen Geister geben, bringen ihnen aber wenig Opfer; diese Geister sind ungefähr dasselbe, was die Fee'n und die Kobolde des Mittelalters waren. Einige bewohnen die Luft, erwarten den Augenblick des Todes der Menschen, stürzen sich auf die Leichname und nehmen die Eingeweide mit fort, um sie zu verzehren. Andere ergreifen die Seehunde, wenn sie ans Ufer kommen, um Fische zu suchen.

Es giebt auch zwei Arten von Vergeistern: die einen sind Riesen von zwölf Fuß, und die andern, Zwerge von der Höhe eines Fußes, sind mächtig durch List. Diese Zwerge sind es, die den Europäern alle ihre Künste gelehrt haben. Noch giebt es eine andere Race von Geistern, mit einem Hundekopf, welche erbitterte Feinde des menschlichen Geschlechts sind. Sie bewohnen den Orient. Aller dieser Aberglaube ist local und keiner ist allgemein von den Grönländern angenommen. Die Bewohner der arctischen Gebirge scheinen ihn gar nicht zu kennen.

Es ist auch nicht ein Schimmer von Hierarchie unter diesen Völkern und die Aeltern sind die einzigen anerkannten Obern. Wir haben weiter oben die Liebe, die Ehrfurcht und die Anhänglichkeit gezeigt, wovon sie umgeben sind.

Die geistigen Fähigkeiten der Esquimaux sind im Allgemeinen wenig entwickelt und doch bemerkt man in dieser Hinsicht einen großen Unterschied unter den Individuen. Sie fassen lebhaft auf, was man ihnen sagt

Digitized by Google

und lernen leicht; ihr Mangel an Einsicht ist also mehr Unwissenheit als Mangel an natürlicher Fähigkeit. Sie ermangeln dessen völlig, was andere civilisirte Nationen Liebe zur Ordnung nennen, und daraus folge eine widrige Unreinlichkeit. Sie waschen sich selten, reinigen kaum ihre Hütten und nehmen die Gefäße wieder für sich, woraus ihre Hunde fressen, ohne sich selbst die Mühe zu geben, sie zu waschen; außerdem essen sie die Läuse und alle Würmer, womit sie bedeckt sind, ohne den mindesten Widerwillen zu zeigen und sie streichen den Schweiß ihres Gesichts mit einem Messer zusammen, um ihn aufzulecken.

Die europäische Reinlichkeit schaudert vor diesen Details zurück; Reisende führen noch andere an, die zu eckelhaft sind, um genannt zu werden. Mancher Leser wird uns vielleicht die schon gegebenen zum Vorwurf machen. Doch sind nicht alle Esquimaux gleich unreinlich; eigentlich reinlich sind aber keine und dieser Fehler nimmt in dem Verhältniß zu, als man sich dem Pole nähert.

Vom Numeriren haben sie kaum eine Idee und können in der Regel nur bis zehn, nach den Fingern der Hände, zählen. Die Physiologisten und Phrenologisten schreiben diesen Mangel der Lage ihrer Augen zu, die nicht horizontal geschlitzt, wie die unsrigen, sondern mehr der Nase als dem andern Ende zugeneigt sind.

Sie haben wenig Neigung und Fähigkeiten zur Musik und ihre Versuche zu tanzen zeigen sie gleich unfähig, sich mit Erfolg dieser Kunst zu widmen, die sie von den Bären, ihren Landsleuten, gelernt zu haben scheinen.

Chronik von Paris.

Politisches Glaubensbekenntniß.

(Beschluß.)

(2.)

Enthusiastische Freunde der Freiheit verwerfen wie im Voraus jede Art von Solidarität mit den unverständigen oder treulosen Menschen, die die heilige Sache derselben durch ihre Excesse compromittiren. Alles, was bezweckt, uns zur Anarchie zu führen und die Regierungs-Wirksamkeit auf die Straße und den Marktplatz zu verpflanzen, wird in uns energische Gegner finden; und eitle Rücksichten der Partei und der Stellung werden uns nie verhindern, Handlungen mit den Namen von Verbrechen zu belegen, die minder strenge Censoren Fehler zu nennen sich begnügen. Aber wir denken nicht, wie so viele verdorbene Menschen glauben machen möchten, die man immer bereit findet, die Schildknappen aller Regierungen und aller Systeme zu seyn, daß es hinreiche, um den Bedürfnissen und Wünschen Frankreichs zu entsprechen, daß das Wort Freiheit sich überall eingeschrieben finde, auf den Fahnen der Bürger-Miliz, auf den Frontispizen der öffentlichen Gebäude: wir bedürfen mehr und vor Allem der Sache. Wir würden daher das Regierungs-System eine gehässige Täuschung nennen, welches darin bestände, uns mit advocatorischen Subtilitäten die unerläßlichste der Freiheiten, die individuelle Freiheit, gleichsam aus den Händen zu spielen. Der ärgerliche Mißbrauch, den man alle Tage von dem Rechte der präventiven Verhaftung macht, fordert, nach unserer Ueberzeugung, laut ein Gesetz oder Habeas-Corpus-Acte, welche künftig vor den unedlen Vexationen einer kleinlichen und launenhaften Polizei die durch Angeberei ihrem Zorne überlieferten Bürger sicherstellt.

Wir sind der Meynung, daß das Recht der Association unverjährbar ist, und daß das Gesetz nur die Mißbräuche davon unterdrücken soll, ohne jemals den Grundsatz anzutasten. Man würde uns schlecht begreifen, wenn man glaubte, daß wir hierdurch das Recht, gegen die Gesetze und gegen die bestehende Regierung zu conspiriren, proclamirten. Unser Gedanke ist der: Daß es allen Franzosen, welche bürgerliche und politische Rechte genießen, freistehe, sich an festgesetzten Tagen oder zu unbestimmter Zeit, sey es an einem öffentlichen Orte, sey es in einem Privathause, zu versammeln, um über die öffentlichen Angelegenheiten und die Interessen des Landes zu discutiren, um Vorstellungen an die Verwaltungs-Behörden oder die Legislatur, Adressen an die Krone ꝛc. zu votiren. Mit einem Worte wir verlangen die förmliche Abschaffung des famösen Artikels 227 des Straf-Code, wovon man sich in den letzten Zeiten nicht gescheut hat, so unzeitige Anwendungen zu machen und dessen Erhaltung in unserer Gesetzgebung eine Beleidigung des gesunden Verstandes des Publikums ist.

Die Constitution garantirt die Ausübung der Freiheit der Presse; aber wir denken, daß die Gesetze, die jetzt diesen Gegenstand leiten und bestimmen, augenscheinlich bezwecken, die Ausübung eines Rechts zu beschränken, was ohne Unterschied ein Recht aller Franzosen ist. Wir werden daher dann erst die Constitution für treu vollzogen halten, wenn die Fiscal-Maaßregeln, die die Ausübung der Preßfreiheit fesseln und beschränken, aufgehoben seyn werden. Ist es nicht in der That ärgerlich, daß, nach einer Revolution, die durch die Presse gemacht worden ist, die Ausübung dieser kostbaren Freiheit von reellen Hindernissen umgeben ist, als unter dem Regime, was sie zerstört hat?

Jedes Eigenthum ist in unsern Augen heilig. Wir können daher die Elenden nie genug verachten, die, im Namen der Freiheit, diese Fundamental-Grundlage der Gesellschaft antasten möchten. Aber eben dadurch, daß wir uns nicht scheuen werden, gegen die Gleichmacher (nivelleurs) unserer Zeit alle Strenge des Gesetzes aufzurufen, werden wir auch das Recht haben, der Gewalt zu sagen, daß es ihr vor Allem zieme, das Eigenthum zu respectiren und daß ihr nichts das Recht geben könne, es zu vernichten, weder durch Confiscation noch durch Unterdrückung.

Hinsichtlich des Handels und der Industrie wird unser Wahlspruch seyn: Laßt gehen und machen, wie und was jeder will. Wir werden daher bei jeder Gelegenheit die eigennützigen Doctrinen der retrograden Oekonomisten bekämpfen, die noch das System der Restrictionen und Verbote präconisiren. Frankreich ist industriös und thätig genug, um allen Concurrenzen zu trotzen. Wenn einige Industrie-Zweige augenscheinlich seinen gewohnten Arbeiten entgegen sind, oder seinen Manufacturisten erschwert werden durch den Mangel oder die Theurung der Grundstoffe, so mögen wir darauf verzichten und endlich begreifen, daß man nicht mit schützenden Tarifs und ermuthigenden Prämien vermöchte, Industrieen zu acclimatisiren, welche der Boden verschmäht. Mit diesem System bereichert man bloß schnell glückliche Privilegiete und macht nur, daß die Masse der Consumenten leidet.

Was die Verwaltung des Landes betrifft, so glauben wir, daß sie zu viel kostet. Wir werden daher zu allen Ersparnissen, zu allen Reformen rathen, die mit dem Interesse des Dienstes verträglich sind. Unter diesem Gesichtspuncte halten wir dafür, daß die jetzt gebräuchliche Art, öffentliche Aemter zu besetzen, wesentlich fehlerhaft sey und daß die Ersparniß nie an der Tagesordnung seyn wird, so lange man nicht auf diese Art der Besetzung verzichten wird. Wir werden daher zu einer Radical-Reform in diesem Theile der Regierungs-Wirksamkeit auffordern und nicht aufhören, zu wiederholen, daß die Concurrenz, ohne Unterschied angewendet auf alle Verwaltungs-Stellen, das Einzige ist, was den Administrirten Bürgschaft der Capacitäten und der Rechtlichkeit giebt.

Freiheit, Gleichheit, Sparsamkeit — das ist jetzt der Ruf, den alle Völker erschallen lassen; man wird in der Chronik von Paris das Echo finden.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 952. Hamburg. Sonnabend, den 6. September. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Carmagnole und Janot.

Von

Michel Masson.

(Aus dem Impartial.)

(N.)

Carmagnole! dies Wort erinnert an ein recht grauenhaftes Lied. Wir jungen Leute dieses Jahrhunderts, wir können Gott danken, daß wir erst dann zur Welt gekommen sind, als es, nach einem zehnjährigen Regimente, in dem Gedächtnisse des Volkes zu erlöschen begann, so wie das Brüllen des Löwen und das Geheul der Hyäne in den Tiefen der Wüste verhallt.

Geboren in einer Blut-Schwelgerei, geschrieben auf dem unsaubern Echstein eines Gefängnisses, unter dem Toben des Aufruhrs und dem Geschrei der hingewürgten Opfer, verbreitete es sich bald durch die Stadt, von einem Viertel zum andern, die Männer in Schrecken setzend und den Frauen nur noch so viel Besinnung lassend, daß sie ihre Kinder umklammerten, um sie vor der Pöbelwuth in Schutz zu nehmen.

Dies Lied ward an den Kutschenschlägen des Wagens einer armen Königin, bleich und schön, die von ihrem in Wahnsinn verfallenen Volke gefangen nach ihrer Hauptstadt zurückgeführt ward, abgeheult. Es war ein heiliges Verbrechen, das Verbrechen dieser edlen Frau: sie war nicht ihretwegen geflüchtet, nicht deshalb, weil sie glaubte, daß sie noch zu jung sey, um zu sterben, nein, aus Mutterliebe, um selbst um den Preis der Krone von Frankreich ihre Kinder zu retten.

Eines Tages, als die muthvolle Mutter auf dem Stroh ihres Kerkers schlief, da erwachte sie verwundert, ein Freudengeschrei zu vernehmen. Man tanzte vor dem Tempelthurm nach dem Endreim der Revolutions-Hymne; sie erhob sich von ihrem Lager, um über die Heiterkeit ihres Volkes zu lächeln. Als sie sich dem Fenster näherte, da sah sie durch die Eisengitter ein ihr befreundetes Gesicht, das ihr entgegenzukommen schien. Das Haupt, welches sich an die Oeffnung lehnte, verneigte sich, aber ohne zu lächeln. „Die arme Lamballe!“ sagte die Königin vor sich hin, in der Meynung, eine Erscheinung zu sehen. „Wie sie blaß ist! meine Leiden werden ihr so vielen Kummer gemacht haben! Wie ihre Augen geschlossen sind! Aber fasse Muth, sieh mich an!“ setzte die gefangene Königin hinzu, der Freundin die Hand reichend. Da erhob sich der Kopf höher über das Fenster, und Marie-Antoinette's Hand erfaßte nur das nasse Holz einer Pike. Der Körper der Prinzessin von Lamballe lag in Fetzen zerrissen in der Gosse der Straße, dahingeworfen unter dem Refrain der Carmagnole!!!

Als die edle Wittwe vor ihren Richtern erschien, welchen darnach verlangte, dem Henker noch ein gesaldtes Haupt zu überliefern, da mischte das Getöse der Stimmen, die sie empfingen, ihren Flüchen abermals den Refrain der Carmagnole bei.

Als die Tochter der Maria Theresia den Augen der Welt das doppelt furchtbare Schauspiel einer unschuldig Verurtheilten und einer Königin von Frankreich auf dem Schaffott darbot, da unterbrach eine blutige Rotte, welche grinsend das Werkzeug des Todes umtanzte, zweimal das Gebet, welches sie für ihre beiden Waisen an Gott richtete: es war noch einmal der Refrain der Carmagnole.

Man sollte um der Menschlichkeit Willen dies Woet aus unsern Dictionnairen verbannen; aber dann würde auch der Name des großen Feldherrn untergehen müssen, der diesen Namen bei seinen Lebzeiten so berühmt gemacht hat und der durch die Undankbarkeit der Menschen unsterblich geworden ist.

Nicht fern vom rechten Ufer des Po, dicht bei Turin, lebte im Jahr 1405 ein junger funfzehnjähriger Bursche, der sich schon als Hirte auszeichnete. Kein ausgehungertes Raubthier, kein raubsüchtiger Soldat hatte je seine Wachsamkeit täuschen können; und was seinen Muth betrifft, so hatten diejenigen, die es gewagt hatten, ihn auf die Probe zu stellen, dies theuer büßen müssen. Man sagte im Lande Frei-Schäfer, um in Francesco Bartolomeo Bussone einen Schaafhirten zu bezeichnen, der in seinem Fache gleich verständig als wacker war.

Während Francesco seine Schaafe im Auge hatte und seine Heerde wohlgenährt zur Hürde seines Herrn zurückführte, breitete sich der Krieg weithin über Italien aus und nach allen Seiten hin streiften bei Tage wie bei Nacht Banden von Condottieris, Frei-Corps, die sich einem jeden verkauften, der ihnen die Plünderung der Städte zusagte, welche sie mit stürmender Hand erobern würden.

Facino Cane war eins der Häupter dieser Parteigänger, welchen es völlig einerlei war, ob sie für Venedig, für Genua, für Mayland oder für Turin kämpften. Der Sold war ihr Panier, das Zelt, das sie schirmte, ihr Vaterland, gleichviel, ob es den evangelischen Löwen von St. Marcus oder das silberne Kreuz von Sardinien trug. Um regulaire Truppen anzuführen, mußte man in jener Zeit von Adel seyn; um aber Offizier im Corps des Facino Cane zu werden, durfte man nur tapfer und in den Kriegslisten eingeweiht seyn, wodurch der Feind getäuscht und der Sieg gewonnen wird.

Als Francesco eines Abends um die Stunde, wo die untergehende Sonne Italiens durchsichtigem Himmel den Schein einer großen Feuersbrunst giebt, am Wege schlief, blieb ein Mann bei dem jungen Hirten stehen. „Steh auf,“ sagte der Fremde. — Francesco erwachte, und erhob sich. — „Mannes Größe,“ setzte der Angekommene hinzu, indem er ihn mit den Augen maaß. — „„Und auch Mannes Herz.““ sagte Francesco nun, den Arm erhebend, wie wenn er den Ueberlästigen hätte strafen wollen, der ihn in seiner Ruhe gestört hatte. — „Ich bin Facino Cane,“ fuhr Ersterer fort. Des Hirten Arm blieb noch einen Augenblick erhoben, dann fiel er maschinenmäßig und ohne geschlagen zu haben herab. — „Ja, Facino Cane, der sich vom gemeinen Soldaten unter Visconti's

Digitized by Google

Truppen zum Fürsten von Tortone und Vercell emporgeschwungen hat, weil der Himmel Gott, und die Erde den Menschen zugehört, die das Herz auf dem rechten Fleck haben." — „Wenn das ist," sagte Francesco, „denke auch ich meinen Theil von Italien zu bekommen." — „Hier ist der Schlüssel zu Deinem herzoglichen Schlosse," begann Facino wieder, indem er ihm einen schweren Säbel umgürtete. — Francesco's Augen funkelten und er folgte dem Soldat gewesenen Fürsten, der das Land durchzog und für seine Armee alles warb, was Mannes Größe und Sinn für militairische Würden hatte.

Im Jahr 1424 ward in der mayländischen Hauptstadt die Vermählung des Grafen von Castel-Nuovo mit Antoinette Visconti, der Nichte von Philipp Maria, Herzogs von Mayland, gefeiert. Der für das neue Ehepaar aufgeführte Pallast del Broletto ertönte von Festgesängen; an den Lambris des Ehrensaals aufgehängte Schilder besagten, weshalb der regierende Herzog einen Unterthan so sehr ehrte, daß er ihn zum Mitglied seiner erlauchten Familie machte. Da las man: Einnahme von Piacenza; Eroberung von Brescia; Belagerung von Bergamo; Wiedereroberung von Mayland; und auf einer anderen Seite: Erwerbung Genua's für die herzogliche Krone — und mitten aus der Trophäe leuchtete gerade und glänzend der blanke große Säbel hervor, den Facino Cane dem Hirten Francesco Bartolomeo Bussone umgürtet hatte, der unter dem Namen Carmagnole Capitain, General und zuletzt Graf und Neffe des Herzogs von Mayland geworden war.

Im Jahr 1425 zog ein Mann, angeklagt, den Enthusiasmus der Soldaten durch seinen Muth entflammt, die Liebe der durch seine Mäßigung im Siege überwundenen Völker ganz für sich gewonnen, und endlich den Rechten der Macht seines Gebietes dadurch Abbruch gethan zu haben, daß er sich in der Bewunderung der Ausländer über ihn gestellt, traurig seines Weges nach Venedig. Die ungerechte Habgier seines Monarchen hatte seine unermeßlichen Güter confiscirt, und ohne zu wissen, wo er ein Obdach finden würde, nahm er nichts mit sich, als Facino Cane's großen Säbel und den unvergänglichen Ruhm seines Namens. Man sagt, daß er eines Abends, von Strapazen ganz erschöpft, an die Thür einer ärmlichen Strohhütte klopfte, und, weil er kein Nachtlager zu bezahlen im Stande war, um nur einen Platz an dem Tische der Armuth zu erlangen, es wagte, sich, den Proscribirten, zu nennen.

Da fiel die ganze Familie dem großen General zu Füßen; die Frauen boten ihm ihre Pflege, die Männer ihr Leben an, und einem kleinen Kinde ward der Beiname Felix Glorioso (glücklich und glorreich) gegeben, weil es spielend den Degenknopf des Carmagnole berührt hatte.

Im Jahr 1430 lebte zu Venedig ein General, dem zu gehorchen sich selbst die Fürsten zur Ehre anrechneten, die im Dienst der Republik standen. Dem Dolche eines Meuchelmörders entgangen, den Philipp Maria von Mayland abgesandt hatte, um eine Schuld der Undankbarkeit durch Mord zu tilgen, empfing der neue venezianische General aus den Händen des Doge und vor dem Altare von St. Marcus die Feldherrn-Standarte und den Commandostab, welche ihm die oberste Gewalt über die Armeen und über das ganze venetianische Gebiet zusicherten. Dieser, mit Ehren und Reichthümern überhäufte, Mann, der die Gränzen der Republik täglich mehr und mehr erweiterte und ihre Macht überall befestigte, war abermals der Carmagnole.

Am 5. Juni 1432 schleppten die Vollstrecker der Gerechtigkeit zwischen den beiden Säulen des kleinen Marktplatzes zu Venedig einen Mann herbei, der an Händen und Füßen gefesselt und dem der Mund verstopft war. Ein Henkersknecht drückte ihm mit Gewalt das Haupt auf den Block, und der Nachrichter schwang das Beil über den entblößten Nacken des von den Schmerzen der bestandenen Tortur schon halbtodten Delinquenten. Das Verbrechen, dessen man ihn laut anklagte, bestand darin, daß er vierhundert Kriegsgefangene zu ihrem Pflug zurückgeschickt hatte, und in der Stille sagte man ihm nach, er habe das Vertrauen des Senats in einem Grade gewonnen, daß die Republik hätte zu Grunde gehen müssen, wenn er an ihr hätte zum Verräther werden wollen. Dies war ihm nicht in den Sinn gekommen; da man aber seine Gewalt über die Armee nicht verringern konnte, ohne die Dankbarkeit zu verletzen, die man ihm schuldig war, so ward ihm ein ungerechter Proceß angehängt, weil man meynte, es sey weniger undankbar, ihm des Lebens zu berauben, als ihm nach solchen Diensten, wie er sie geleistet, Mißtrauen zu beweisen.

Ich brauche wohl nicht erst hinzuzusetzen, daß dieser Mann, der als Held gelebt hatte und der nun den Tod eines Verbrechers starb, abermals der sardinische Hirte, der Gefährte von Facino Cane, der Retter Philipp Maria's von Mayland, der Schirmherr der Republik Venedig, mit einem Worte Francesco Bartolomeo Bussone, genannt Carmagnole, war.

Eine blutige Ausschweifung machte den Namen Carmagnole populair; eine geistige Verirrung brachte den von Janot in die Mode. Wenn Callot diese burleske Figur nicht inmitten einer Weinhaus-Orgie durch seinen Griffel verewigt hat, so kann dies nur daher kommen, daß er, ernst und finster, wie alle großen Komiker, streng in seinen Sitten und gewählt in seinem Anzuge, als ein guter Edelmann seiner Zeit, vom Hofe nach seinem Atelier ging, ohne erst in den Miethehäusern vorzusprechen, die sich auf seinem Wege befanden.

Janot mit seinem Schmetterlinge vor sich, auf zwei Armeslänge von ihm entfernt, so daß er stets vergebens danach hascht; Janot, der am lichten hellen Tage mit einer angezündeten Laterne geht, und der beim leisesten Lüftchen fürchtet, die Flamme darin möchte erlöschen und ihm dann nur das Licht der Sonne bleiben, um in den Straßen zu wandeln; Janot mit seinem guten, ganz neuen Messer, dem er erst zwei neue Klingen und drei ebenholzene Hefte hat geben lassen: Janot, sage ich, ist uns als der lustigste Repräsentant der menschlichen Dummheit in Erinnerung geblieben. Er war es, der von zwei Briefen, welche der Briefträger in Händen hatte, den größesten nahm, obwohl der andere seine Adresse trug; er war es, der, in der Küche angestellt, die glühenden Kohlen unter dem Topfe wegnahm und sie in die Suppe warf, um diese schneller zum Kochen zu bringen. Er mag sprechen, er mag handeln, man muß immer über Janot lachen: ein Grad weiter, und man würde ihn bemitleiden müssen; er würde ein Cretin seyn.

Im Jahr 1523, als die Kaiserlichen in die Champagne einrückten, die Engländer die Picardie verheerten, die Spanier über die Pyrenäen gingen, um das Königreich Franz I. zu zerstückeln, und der Mayländer eine Stadt nach der andern von dem Erbtheile des Nachfolgers Ludwigs XII. an sich riß; in dem unheilschwangeren Jahre endlich, wo die Glocken aller Sprengel dem armen Frankreich, das im Sterben lag, ein Grabgeläute hielten, war den Franzosen noch ein letzter fester Platz jenseits des Tessino geblieben, hinter welchen zurückzugehen der Admiral Bonivet schimpflicher Weise gezwungen worden war.

Wenn das Kastell von Cremona verloren ging, so war es um die französischen Besitzungen in Italien geschehen. Wer diesen Posten besetzt hielt, konnte seinen Soldaten schon eine geraume Zeit Muth und Vertrauen einflößen, um so mehr, da er in der Regel reichlich verproviantirt war. Einst waren die Hülfsmittel jedoch sehr knapp geworden, der Feind stand vor den Thoren, und forderte, indessen unter ehrenvollen Bedingungen, zur Capitulation auf; aber der französische Befehlshaber erklärte, daß er lieber sterben wollte, und wenn es seyn müßte, durch seine eigne Hand. Der Parlamentair ward mit einer so entschiedenen abschlägigen Antwort zurückgeschickt, daß von nichts anderem als von erneuerten Kämpfen die

Digitized by Google

Rede seyn konnte. Es verstrich ein Tag nach dem andern und Bayard, der die muthigen Vertheidiger von Cremona befreien sollte, erschien noch immer nicht; die abgemagerten Arme vermochten kaum die Muskete noch zu heben, und die fast erloschenen Augen schickten dem Feinde die Kugeln aufs Gerathewohl zu. Jeden Abend ward die Mannschaft überzählt und jeden Abend nahmen die von dem Hunger gelichteten Reihen beim Apell weniger Raum ein.

Sie waren nur noch sieben Mann stark, sieben Gespenster, denen die Stimme vergangen war und die sich fast im Delirium befanden, ohne ein menschliches Ansehen, aber aus Instinct noch dem Chef gehorchend, der ausgemergelt war wie sie und der an der Erde hinkroch, weil er sich aus Mangel an Kraft nicht mehr aufrecht erhalten konnte, als endlich die französische Fahne von weitem sichtbar ward. Bayard durchbrach die feindliche Linie und kam in der Citadelle noch zeitig genug an, um die letzten Worte des Commandanten zu vernehmen. „Ihr habt's lange gemacht," sagte der brave Mann, und verschied.

Derjenige, der den Muth seiner Leute bis auf den letzten Punct aufrecht gehalten hatte; derjenige, den Bayard seines Vertrauens würdig gehalten und der demselben auch entsprochen hatte; der wackere Capitain endlich, der den Verlust von Mayland vielleicht um einen Tag verzögert hatte, hieß — Janot. Daß er nicht eben so berühmt geworden ist als sein grotesker Namensvetter, läßt sich begreifen. Man erinnert sich noch sehr gut Gautier-Garguille's des Farcenmachers, während der Gautier-Garguille, der vor Gram starb, als er den Tod eines Freundes erfuhr, fast vergessen ist. Die biographischen Dictionnaire haben für Janot von Herbouville keinen Raum gehabt, und wir selbst machen uns, indem wir ihn in Erinnerung bringen, wenig Hoffnung, für die Erhaltung seines Gedächtnisses Großes gethan zu haben: der Janot des Theaters hat weit mehr Anspruch auf Popularität!

Eine Gespenstergeschichte.

Von

Jules Janin.

(Aus der Chronique de Paris.)

(M.)

Wir befanden uns einst, einige französische Freunde und Fremde, die sich einander nie gesehen hatten und die doch seit lange mit einander bekannt waren, zusammen in einem freundschaftlichen Kreise. Dichter, Schriftsteller, Politiker, Capitalisten, alles Leute, die gleich gut mit einander stehen und die sich gleich beim ersten Handschlag zu verständigen wissen. Da es niemand darauf abgesehen hatte, sich geltend zu machen, so ward von nichts, das heißt, von allerlei gesprochen: von der Poesie, von der Politik, selbst von der Liebe; so daß man, je mehr man ins Blaue hineingesprochen, und als der Champagner die Einbildungskraft mehr und mehr erglüht hatte, selbst auf Gespenster zu sprechen kam.

Einer unter uns, ein Engländer, ein Mann, von Außen ganz kalt, einer der Glücklichen dieser Welt, die sich aufs Trinken verstehen, ohne je betrunken zu werden, aufs Essen, ohne je fett zu werden; übrigens ein unerschöpflicher Possenreißer, und gefährlich wie ein Engländer, der den Voltaire gelesen hat, erklärte uns sofort, als er hörte, daß wir von Gespenstern sprachen, mit größter Unbefangenheit, er habe einen Mann gekannt, der mit einem anderen Manne befreundet gewesen sey, der ein Gespenst gesehen habe. — Ganz London, setzte unser Engländer hinzu, erinnert sich dessen noch, und ich glaube an diese Geschichte, deren Held sehr gut bekannt ist, so gewiß, als wir eheliche Leute sind.

Man kann schon denken, daß nun alles in den Ausruf ausbrach: die Geschichte! die Geschichte! — Das war ihm aus der Seele gesprochen, und er erzählte demnach, was folgt:

„Uns allen war Lord Littleton bekannt. Es war ein redlicher und noblen Gentlemen, reich, glücklich, Herr seiner Leidenschaften; er war über die erste Jugendzeit hinaus und hatte die schönen Dreißiger erreicht, wo die Leidenschaft urtheilt, die Liebe mit Bedacht zu Werke geht, das Herz nur zu gewissen Stunden des Tages schlägt; kurz, Lord Littleton war ein kräftiger Geist; leider wollte er dies aber in einem zu hohen Grade seyn, und so beging er eine recht boshafte That.

Er hatte seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre eine Geliebte gehabt, jung, schön, leidenschaftlich, und die ihn liebte, wie wenn er noch nicht dreißig Jahre gezählt hätte. Die Arme! sie hatte nicht an den Wechsel gedacht, der bei einem Manne eintritt, wenn zu seinen ersten zwanzig Jahren noch zehn andere hinzugekommen sind. Sie hatte noch stets die erste Erklärung des Geliebten im Sinn. Feurige Worte, kräftige Umarmung, bewundernswürdige Schwüre, glühende Küsse! Dies alles schwebte ihr, der Armen, noch immer vor, und bei ihr hatte sich gar nichts verändert, nicht ein Pulsschlag. Nun läßt sich ihr Schreck, ihr Kummer denken, als der Lord ihr eines Morgens erklärte, er wolle sie nicht ferner lieben, folglich sey es mit seiner Liebe aus, sie könnte sich nach einem andern Geliebten umsehen, und was dergleichen bewundernswürdige Gründe mehr waren, die er aus den socialen Convenienzen entlehnt hatte. — Als sie ihn so sprechen hörte, da war es ihr völlig klar, daß er Recht hatte; daß er sprach, wie er sprechen mußte; daß er sie ganz und gar nicht mehr liebte, und daß da nur eine Antwort möglich sey. Sie entfernte sich, ohne zu weinen; sie machte die Thür zu, und der Lord, der in einem französischen Roman las, las da weiter, wo er zu lesen aufgehört hatte — bei der ergreifenden Stelle, wo der Held der Erzählung die Leiche seiner Geliebten in die Arme schließt. Aber was ist es weiter? wir sind ja alle sterblich!

Es war ein Roman in vier Bänden, in welchem Lord Littleton las; man muß sich deshalb um fünf oder sechs Jahre zurückversetzen, wo Frankreich noch nicht auf die Romane in einem Octavband, diese große Eroberung der neueren Literatur, verfallen war. Als er mit seinem dritten Bande zu Ende war, kleidete er sich an, ging aus, und aß zu Mittag. Abends machte er seine Partie Whist, und gewann. Als er dann wieder zu Hause kam, entkleidete er sich, und ging zu Bett; da er aber noch den vierten Band zu lesen hatte, so wollte er nicht eher einschlafen, als bis er den Ausgang der kläglichen Geschichte erfahren. Daeübee ward es Mitternacht, seine gewöhnliche Schlafstunde. Er wollte eben seine Kerzen auslöschen, als er plötzlich in dem großen Lehnsessel von rothem Leder, und auf demselben Fleck, wo Fanny, die nun entlassene Geliebte, in der Regel zu sitzen pflegte, diese oder vielmehr ihren Schatten sitzen sah. Weiß und bleich, traurig und mit fliegendem Haar, das Haupt auf beide Hände gestützt, und mit feierlichem Blicke saß sie da. Sie wartete es augenscheinlich ab, daß Lord Littleton erst auslesen sollte, um ihn dann anzureden.

So wie Lord Littleton Fanny wiedersah, dachte er gleich, daß sie todt sey. (Und in der That hatte sie sich denselben Abend, während eines dicken Nebels, zwischen sieben bis neun Uhr, in die Themse gestürzt; ihr Körper war noch nicht wieder aufgefunden worden.)

„Mylord," — sagte Fanny zu ihm — „Mylord, gute Nacht! ich bin todt, durch Sie getödtet. Sie sind frei; benutzen Sie das, denn über acht Tage, zu derselben Stunde, Mitternacht für Mitternacht und Freitag für Freitag, gehören Sie den Unsrigen an."

Digitized by Google

Als sie das gesagt hatte, da erhob sie sich (es war ganz ihr zierlicher Wuchs, schlank wie ein Rohr, aber, großer Gott! geschmeidiger) und ging fort. Nicht einmal nach dem Spiegel des Kamins schaute sie hin. Sie war todt, wie schon gesagt.

Es war Lord Littleton nicht ganz unangenehm, Anfangs ein wenig den Helden zu spielen. Es ist ein so hübsches Ding um den Heldenmuth, daß man ihn gern für eigne Rechnung machen möchte, ganz allein für sich, wenn es nicht für andere thunlich ist. Der Lord bot demnach alles auf, um einzuschlafen, und obschon er die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen konnte, überredete er sich doch, daß er schliefe. So erreichte er den Tag, stets die Worte des Gespenstes bei sich wiederholend: Gute Nacht, Mylord!

An demselben Tage saß Mylord eben beim Frühstück als Fanny's Leiche, ha! so entstellt, so blau angelaufen, von dem Tode so zusammengezogen, so furchtbar klein, eingeschrumpft, mißgestaltet, daß ihr Liebhaber sie nicht erkannt haben würde, wenn Fanny nicht die Vorsicht gebraucht hätte, in der verflossenen Nacht zu ihm zu kommen und ihm anzuzeigen, daß sie todt sey — getödtet durch Sie, Mylord! — zu ihm ins Haus getragen wurde.

Lord Littleton ließ Fanny beerdigen; er folgte ihr zu ihrem Grabe; auf seinem Wege hieß es dann: der ist es, dessentwegen sie sich das Leben genommen hat! Was sie betraf, die sich den Tod gegeben hatte, für sie gab es kein Wort der Erinnerung. Sie ward ihrem Asyl von Erde übergeben und mit Erde bedeckt, der Todtengräber stampfte diese Erde mit den Füßen fest und setzte eine Cypresse darauf, und es fehlte dem Begräbniß Fanny's an nichts. Mit dieser Beerdigung verstrich dem Lord Littleton ein ganzer Tag.

Ein Tag und eine Nacht — denn auch diese Nacht konnte er nicht einschlafen; und er sagte zu sich selbst, daß ihm dieser Tod in der That leid sey, und daß es das Wenigste sey, was er den Manen Fanny's schuldig wäre — eine Nacht einmal nicht zu schlafen.

Am zweiten Tage stand Lord Littleton frühzeitig auf; er setzte sich zu Tische, er ritt aus, er strapazirte sich so viel er konnte, und doch war er den Abend so munter und wohlauf, daß er, wenn er das gewagt hätte, seine Freunde hätte können kommen lassen, um mit ihnen die ganze Nacht hindurch zu spielen. Aber er trauerte ja um Fanny.

Am dritten Tage erinnerte Littleton sich unwillkührlich der anderen Worte der Gestorbenen. — In acht Tagen — Stunde für Stunde, — Freitag. — Er befahl, daß man den rothen Sessel wegnehmen solle; dieser Sessel erinnerte ihn zu sehr an die arme Fanny.

Und die Angst nahm mit jedem Tage so furchtbar zu, daß sie am sechsten Tage auf seinem von der Furcht gebleichten Gesichte zu lesen war. An diesem sechsten Tage war Lord Littletons Blick ganz verstört, seine Stimme hohl; er fürchtete sich dermaßen, daß er seine Furcht eingestand. Vergebens bestürmten seine Mutter und seine Freunde ihn mit Fragen; er gab ihnen nur einsylbige Antworten. Am Ende aber, als der Abend dieses vorletzten Tages einbrach, da gestand er, was ihn so ängstigte. „Morgen," sagte er, „morgen, Freitags, um Mitternacht! sie hat's gesagt — dann ist es um mich geschehen!" Und seine Zähne schlugen klappend zusammen. Es war furchtbar!

Seine Mutter und seine Freunde boten vergebens all den aufrichtenden und tröstenden Zuspruch auf, welcher der Liebe und der Freundschaft zu Gebote steht — es wollte alles nichts fruchten: er war wie jemand, der eben zum Schaffott geführt werden sollte. Er war düster, regungslos, und so oft die Glocke schlug, schauerte er zusammen. Er horchte immer auf, als ob er jemand kommen hörte. Da seine Freunde ihn in dieser traurigen Niedergeschlagenheit sahen, so wollten sie mindestens seine Qualen in der Zeit verkürzen; deshalb richteten sie es ein, daß alle Uhren, alle Pendüln eine halbe Stunde vorgerückt wurden; selbst der Nachtwächter wurde gewonnen, Mitternacht um so viel früher abzurufen.

Die Nacht rückte vor. — In seinem Bette liegend, fragte Lord Littleton seinen Kammerdiener: „wie weit ist's an der Zeit?"

„Mitternacht, Ewr. Herrlichkeit."

„Du hintergehst mich, John," erwiederte der Lord. — „Wir wollen einmal nach der Pendüle sehen." — Die Pendüle zeigte die zwölfte Stunde.

Dieses war auch mit der Taschenuhr des Lords der Fall, und zugleich ward auf der Straße die Mitternacht abgerufen.

Da stand er auf, sah, daß er gehen konnte, daß er noch lebte. Er ging auf und ab, fühlte sich leicht, brav — kurz, war wieder der junge und schöne Littleton, der er vorher gewesen; er fühlte Hunger, er fühlte Durst, er fand den Schlaf wieder. ...."

Hier hielt unser Erzähler ein, um wieder zu Athem zu kommen.

Als er sich erholt hatte, da nahm er ein Glas Champagner zu sich.

Als er den Champagner getrunken hatte, da langte er nach einer Feucht, die er eben anbeißen wollte, als wir ihm insgesammt zuriefen:

Aber Lord Littleton? Lord Littleton!

„Lord Littleton?" antwortete der Engländer; „nun, der ist eben so wohl auf als Sie und ich, meine Herren; die Stunde ist vorübergegangen, ohne daß Sr. Herrlichkeit etwas zugestoßen wäre, und nun ißt er, trinkt er, schläft er, reitet er, hat er Glück in jedem Spiel; eine Geliebte aber hält er nicht, und ich rathe Ihnen, es eben so zu machen."

Man fand allgemein, es sey kein Menschenverstand in dieser Geschichte vom Lord Littleton, und ich stimme dieser allgemeinen Meynung bei.

Luftschiffahrt.

(2.)

Die Vögel fliegen in der Luft; ihre ausgebreiteten Flügel erheben sie durch wiederholte Bewegungen zu beträchtlicher Höhe über unsere Continente und Meere; die Welt, die sie bewohnen, ist nicht die unsrige; und der Mensch, der den Gefahren des Oceans trotzte, als er noch in wildem Zustande lebte, hat, in der Allmacht einer vorgerückten Civilisation, noch nicht das Mittel finden können, mit dem leichten Insect zu rivalisiren, das über seinem Haupte summt.

Inzwischen ist der Vogel tausendmal schwerer, als das Fluidum der Luft, worin er sich bewegt: zwei Flügel, deren Fläche kaum das Doppelte von der ist, die der Körper der Wirksamkeit der Luft entgegensetzt, reichen hin, um dieses verhältnißmäßig so schwere Thier über unsere höchsten Berge zu heben und es mit der Schnelligkeit des Blitzes zu einem bestimmten Ziele zu leiten. Man sehe den Geyer über seinem Raube schweben — kaum verräth sich die Bewegung seiner Flügel durch ein leichtes Zittern; man sehe den Fregatten-Vogel sich in die Lüfte erheben und, über Meeren und Stürmen, gegen die tumultuarischen Fluctuationen der Atmosphäre ankämpfen; er scheint unbeweglich, dennoch erhebt er sich und rückt fort; plötzlich macht ihn eine kaum merkbare Bewegung fast auf die Oberfläche des Meeres fallen, dann steigt er wieder, wie ein papierner Drache, immer gegen den Wind fliegend. So lavirt er von unten nach oben, der Wirksamkeit der Luft ein planum inclinatum und den Widerstand seines Gewichts entgegensetzend; er gleitet über die Wolken und steigt, auf sie gestützt, bis zu den Gränzen der Atmosphäre.

Digitized by Google

Die reisende Schwalbe erhebt sich im Frühling in die Luftlage, die sich gegen Norden bewegt, und kommt, auf den Flügeln des Windes getragen, das kann man buchstäblich und ohne alle Poesie sagen, bei uns an, nachdem sie, ohne Ermüdung, oft mehr als zwanzig deutsche Meilen in der Stunde zurückgelegt hat.

Ist es denn nun wirklich unmöglich, wie unsere Akademiker erklärt haben, diesen glänzenden Bewohnern der Lüfte nachzuahmen? Sind wir bestimmt, uns niemals über das Dach unserer Häuser zu erheben und kann der Wind, der uns auf der Oberfläche der Gewässer mit so großer Schnelligkeit hingleiten läßt, uns nicht einst auch über Continente zu Völkern tragen, die in andern Klimaten leben?

Die mathematische Wissenschaft hat bewiesen, daß die Kraft der Muskeln, die unsere Arme bewegen, nicht hinreichend ist, Flügel von einer Dimension in Bewegung zu setzen, die mit der Dichtheit (Schwere) unsers Körpers im Verhältniß stehen.

Der Mißbrauch eben dieser Wissenschaft (denn auch die besten Dinge werden gemißbraucht) hat die angebliche Unmöglichkeit, eine Maschine in der Luft zu lenken, die mit uns einen Körper bildet und durch ihre Leichtigkeit unser Gewicht compensirt, fast zu einem Glaubens-Artikel gemacht. „Man wird nie, hat man gesagt, indem man die Luft-Schiffahrt mit der auf dem Meere verglich, einen Punct des Widerstandes in der Luft, wie auf dem Wasser finden.“ Das ist so weit wahr, um zu beweisen, daß man nicht ein Schiff auf dieselbe Art, wie es die Oberfläche des Wassers berührt, muß leiten wollen, um frei in der Luft zu schiffen; aber darüber hinaus (und in anderm Sinne) ist es nicht wahr.

Die anerkannten Ausnahmen abgerechnet, nähern wir uns täglich der Lösung des Problems: also keine unglücklichen Versuche mehr, um dem Menschen fabelhafte Flügel des Icarus und seines Vaters zu geben, keine Versuche mehr, um mit Segeln in einem überall gleich widerstehenden Fluidum zu schiffen, keine Experimente selbst mehr, um Körper von einer sphärischen Form durch die verschiedenen Luftströme zu leiten, die ihn, ohne Widerstandsmittel gegen den Sturm, wie eine leichte Seifenblase fortführen.

Aber es bleibt uns übrig, zu erforschen, welches die Gewalt des Windes ist auf einen verlängerten Körper, dessen Form der des Fisches gleicht, welcher im Wasser schwimmt, oder der des Vogels, der die Lüfte durchschneidet. Es bleibt uns übrig, zu untersuchen, ob wir nicht, wie der Hühnergeyer, über den Wolken schweben können, sobald wir, wie er, eine unermeßliche Oberfläche hätten, die sich leicht in dem Zwischenraum entgegengesetzter Ströme schwebend erhielt. Würde dann nicht auch eine leichte Bewegung hinreichen, um in der Luft eine Richtung zu nehmen?

Warum sollte man nicht ein Mittel finden können, sich, wie die Schwalbe, von dem Nord- oder Süd-Wind treiben zu lassen? Warum sollten wir nicht mit dem gegen den Wind ziehenden Fregatten-Vogel rivalisiren können, der ihm ein planum inclinatum entgegensetzt, das schwerer selbst als die Luft ist?

Seitdem unsere Gelehrten ein Gas entdeckt haben, das leichter ist, als die Luft, eine Hülle, die es zusammenhalten kann, ohne zu schwer zu seyn, und dadurch ein Mittel, ein Gewicht in der Atmosphäre emporzuheben, so scheint das Uebrige, d. h. das Gelingen, der Ausdauer in den Versuchen, dem Raisonnement, den richtigen Schlüssen und Folgerungen aus den schon gemachten oder noch zu machenden Versuchen und Experimenten anheimgegeben zu seyn. Die Natur hat uns zwei zu befolgende Muster gegeben: den Flug der Vögel und das Schwimmen der Fische. Bei dem einen wie bei dem andern werden die Körper in ein einziges Element getaucht oder versenkt; wir aber haben im Gegentheil, bei unserer Schiffahrt auf der Oberfläche des Wassers, zwei Elemente zu unserer Verfügung, deren eins zur bewegenden Kraft dienen kann.

Die Ortsveränderung oder Bewegung der Fische kann uns, besser noch als die der Vögel, lehren, welche Bedingungen wir zu erfüllen haben, um in der Luft zu schiffen. Das Wasser bietet, da es eine den Körpern, die sich auf seiner Oberfläche bewegen, ähnlichere Densität hat, eine große Analogie mit der Luft dar, in welche wir einen Körper bringen, der von gleichem Gewicht ist als das Volumen von Luft, das er in gewisser Höhe verdrängt. Das Wasser scheint indessen von gleicher Densität in seiner ganzen Tiefe zu seyn, eine kleine Lage auf seiner Oberfläche ausgenommen; die Ströme, die sich in seinem Schooße bewegen, haben eine Art von Zusammenhang und Bestand, den man in der Luft nicht findet; die Nachbarschaft der Erde, gewöhnlich ruhigere, als die großen Gewässer, hat stufenweise Versuche erlaubt, die schnell zur Kunst der Schiffahrt geführt haben. Diesen Unterschied in Anschlag bringend, unterrichtet von der natürlichen Beschaffenheit unserer Atmosphäre durch den Flug der Vögel und die Bewegung der Wolken, werden wir von den Fischen die Luft-Schiffahrt lernen.

Sie werden uns lehren, warum ihre Schwimm-Floßfedern so klein sind im Verhältniß zu den Flügeln der Vögel, warum die Muskeln, die ihren Schwanz bewegen, so stark sind im Vergleich mit denjenigen, die ihre Floßfedern an den Körper anschließen, endlich warum, wenn sie einen knöcherigen Kopf haben, ihre Floßfedern näher an diesem Kopfe liegen, warum der Aal und die cylindrischen Fische keine Schwimmgliedmaaßen haben, warum der Roche einen Schwanz und die platten Fische fast keine Spur von Floßfedern haben.

Die merkwürdigste Einrichtung in dem Körper der Fische ist die Luftblase, die mit dem Magen in Verbindung steht, und die man bestimmt glaubt, Gas aus diesem Organ aufzunehmen, um die Densität des Thiers zu vermindern, wenn es sich aus der Tiefe der Gewässer erheben will.

Man weiß, daß der Schwanz der Fische sie im Wasser vorwärtstreibt, nach der Weise der Vögel in der Luft, d. h. durch ein Springen und indem sie von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten laviren. Der Schmetterling, dessen launenhafter Flug, auf den ersten Anblick, durch mannichfaltige Schönheiten der Natur bestimmt zu werden scheint, kann nicht lange und mit einiger Geschwindigkeit in derselben Richtung fliegen; jeder seiner Flügel wirkt abgesondert und läßt ihn wechselnd vom Jasmin zur Rose und von der Rose zur Nelke hüpfen.

Die Floßfedern der Fische haben nur einen Körper zu bewegen, der durch seine natürliche Leichtigkeit schon im Wasser gestützt und gehalten wird; sie können klein seyn; es sind kurze Ruder, hinreichend, um eine so bewegliche Masse, als ein Fisch im Wasser ist, von der Stelle zu bringen.

Und dennoch sehe man, welche Einförmigkeit in der Natur herrscht: wenn die Naturforscher Charaktere gesucht haben, um die Gattungen zu bestimmen, so haben sie kaum Unterschiede in den Flügeln der Vögel gefunden, ob diese gleich das waren, was sie von den andern Wesen der Schöpfung unterscheiden sollte. Eben so wenig haben sie wesentliche Unterschiede in den Floßfedern der Fische gefunden, und sie haben die Gattungen nach der Form des Schnabels oder des Kopfes classificiren müssen. So wie die Flügel kurz werden, werden die Füße länger; es sind dann fast nicht mehr Vögel, sondern Bewohner der Erde. So wie die Floßfedern sich in Pfoten verwandeln, so sind sie nicht mehr Fische, sondern Gäste des Ufers; aber die wahren Bewohner der Luft und des Meeres, in allen Klimaten, haben die Flügel und Floßfedern auf dieselbe Weise und an derselben Stelle, wie auch sonst ihre Bildung und ihre Lebensweise verschieden sey.

Digitized by Google

Das macht, weil das Element, wo die Ortsbewegung stattfindet, dasselbe bleibt und daß es dagegen, für die Mannichfaltigkeit der Nahrung und der Temperatur, der Verschiedenheit des Schnabels und des Gefieders bedarf.

Das sind denn einige der Reflexionen, die ohne Zweifel den Geist des Herrn Lennox seit mehreren Jahren beschäftigt haben; dies sind, dünkt mich, die Hauptpunkte der Naturgeschichte, die ihn zu einem neuen Versuch der Leitung des Ballons haben vermögen können. Der Erfolg seines neuen Experiments ist ohne Zweifel nicht gesichert, *) aber es ist gewiß, daß es ein Resultat für die Wissenschaft haben wird.

Schon vor zwei Jahren hatte Herr Lennox in der Rennbahn von Montmartre einen großen Aerostat erbaut, den er allen Augen verbarg und den er eines Abends aufsteigen ließ, um, ohne Neugierige, die Wirkung und Richtigkeit seiner Berechnungen zu studieren. Die Kraft des Windes trieb ihn, auf das planum inclinatum, das er ihm entgegenstellte, wirkend, zu einer unermeßlichen Höhe, welche weit diejenige übertraf, die aus der ascensionellen Kraft seines Aerostats resultiren sollte; mehreremale konnte er, indem er aufstieg oder sich erhob, sich drehen, und fühlte sich immer gleichförmig fortgezogen oder fortgetragen in der Richtung des Stromes, in welchem er sich gerade befand.

Diese ersten Experimente waren noch kein Erfolg, aber es resultirten Data daraus, die ohne Zweifel einst zur gänzlichen Lösung des Problems dienen werden.

Herr Lennox hat für seinen Ballon die verlängerte Form, ähnlich der eines Fisches, beibehalten und im Innern dieser unermeßlichen Maschine eine Art von Schwimmblase angebracht, die er mit Luft füllt oder leert, je nachdem er nieder- oder aufsteigen will. So kann er sich, ohne seinen Ballast noch sein Gas zu verlieren, in die Luftlage versetzen, die ihm die geeigneteste scheint, um das Ziel, das er sich steckt, zu erreichen. Das ist eine glückliche Disposition oder Anstalt, die dem Aeronauten erlauben wird, die verschiedenen Ströme der Atmosphäre zu studieren.

Ein Steuer, das dieselben Dienste, wie der Schwanz des Fisches, leisten kann, einige Ruder, Räder mit Flügeln, die die Flossfedern repräsentiren, die aber, so sinnreich sie sind, nichts Neues haben, ob sie gleich hier eine Gewalt entwickeln können, die man ihnen zu geben bei einer andern Form des Ballons, vergebens versucht haben würde; das ist ungefähr die aerostatische Vorrichtung oder Apparat, den Herr Lennox ein Luftschiff nennt, und der, gleich dem Adler, dessen Namen er trägt, den 15. d. M. (August) sich erheben und nach Willkühr in den Lüften regiert werden soll.

Diesesmal hat Herr Lennox, weit entfernt, die Blicke der Neugierigen zu scheuen und ein heimliches Experiment zu machen, damit angefangen, seinen Ballon und alle Accessorien seines Aerostats, in den elysäischen Feldern, allen Parisern zur Ansicht, auszustellen. Es wird sich eine unermeßliche Menge von Zuschauern nächsten Freitag auf dem Marsfelde versammeln, wo er sich in die Lüfte erheben wird. Der Ballon, von größerer Dimension als alle bisher gebräuchlichen, wird siebenzehn Personen, Provisionen, zahlreiche physicalische Instrumente, zwei Compressions-Pumpen und allen zu dem Manoeuvres des Schiffes nöthigen Apparat tragen.

Mit einem günstigen Winde wird der Adler und seine Equipage in zwei Stunden in London ankommen. Ein höherer oder niederer Luftstrom wird ihn am nämlichen Abend nach Paris zurückbringen.

In allen Fällen ist das Studium der Strömungen, die in der Atmosphäre herrschen, sehr interessant, und es scheint nicht, Dank dem Apparat der Schwimmblase, daß mehr Gefahr dabei sey, das Experiment zu versuchen, welches zu machen Herr Lennox sich vorsetzt, als eine Reise zu Lande nach Quimper-Corentin zu unternehmen.

Die meteorologische Wissenschaft, das Studium der herrschenden Winde, haben uns seit langer Zeit gelehrt, daß in den verschiedenen Höhen der Atmosphäre ganz entgegengesetzte Ströme, von verschiedener Geschwindigkeit, existiren. Man weiß überdies, daß in dem Zwischenraume dieser Ströme eine Art von Stille herrscht, die man dem remoux verdankt; das ist die Region der unbeweglichen Wolken, nach welchen wir die Geschwindigkeit der andern messen. Der Adler wird einen Strom in der Richtung suchen, die ihm zusagt, und um zu manoeuvriren, wird er die stille Region suchen.

Herr Lennox ist, bei seiner Unternehmung, durch junge Physiker und durch muthige Männer geschickt unterstützt worden, die übrigens ihren Eifer und ihr Vertrauen auf die Sache noch bei dem Auffing des Aerostats und bei zahlreichen Experimenten zu bewähren Gelegenheit haben, welche, wie wir hoffen, stattfinden werden, um den Zweck zu erreichen, den sie sich alle vorsetzen.

Den kühnen Aeronauten, wie Montgolfier, Pilatre Durozier, Carl, Gay-Lussac, wird Frankreich vielleicht einst den Ruhm verdanken, die Luftschiffahrt geschaffen zu haben, wie es schon den hat, dem ersten Menschen, der sich in die Lüfte erhob, das Daseyn gegeben zu haben.

*) Unsern Lesern ist aus den Zeitungen bekannt, daß, seitdem dies geschrieben wurde, diese Prophezeihung nur zu sehr eingetroffen, d. h. daß der erste Versuch gescheitert ist. Glücklicherweise war die zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen, die gern die versprochene Reise von Paris nach London in zwei Stunden mitmachen wollte, noch nicht eingestiegen. Indessen schreibt Herr Lennox dies Mißlingen nur zufälligen Umständen zu und giebt deshalb weder seine Theorie noch den Versuch auf, den er vielmehr bald zu wiederholen alle Anstalten macht. Die Lust, ihn auf seiner Faustinistischen Fahrt zu begleiten, scheint indessen sich gelegt zu haben, bis etwa irgend ein Mephistopheles den dazu nöthigen Wind macht und die Lebens-Assecuranz zu billiger Prämie übernimmt. Anm. d. Red.

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

(Fortsetzung. M. s. Nr. 1918 d. Bl.)

(2.)

Unsere Discussion wurde mit der Schnelligkeit betrieben, wie es die Umstände erheischten und als sie beendigt war, wurde Dupin zum Berichterstatter ernannt. Er verlor keinen Augenblick, um ans Werk zu gehen; ich half ihm bei verschiedenen Theilen seiner Arbeiten und diente ihm selbst in einiger Rücksicht zum Secretair. Wir wurden fertig zur Abend-Sitzung.

Zu Anfang derselben und während wir noch in der Commission vereinigt waren, brachte der Präsident folgenden Brief, den er eben erhalten, zur Kenntniß der Kammer:

„Mein Herr Präsident! Auf Befehl Sr. königl. Hoheit, des General-Lieutenants des Königreichs, habe ich die Ehre, Ihnen hierbei die beglaubigte Abschrift der Entsagungs-Urkunde Sr. Maj. Carls X. und Ludwig Antons, Dauphin, mit der Bitte zu übersenden, sie der Kammer der Deputirten mitzutheilen.

Der provisorische Commissair im Departement des Innern;
Guizot."

Die Verwunderung war groß bei vielen Deputirten, eine Acte auf diese Weise communiciren zu sehen, die im Moniteur und in allen

Digitized by Google

Journalen seit drei Tagen abgedruckt und folglich jedermann bekannt war. Es lag in diesem Schritte etwas Sonderbares, was Mißtrauen einflößen mußte; auch beeilten sich die Deputirten der linken Seite, die Communication zurückzuweisen, als eine Stimme des Centrums, wahrscheinlich einverstanden mit denen, die sie machten, die Niederlegung im Archive verlangte.

Mauguin zeigte, daß diese Deposition unnütz und gefährlich sey. Er machte bemerklich, daß man dadurch einer Acte Werth beilege, die keinen habe; daß dies anerkennen heiße, daß Carl X. noch Rechte geblieben, als er schon keine mehr gehabt, und er hätte noch sagen können, daß, indem man dieser Entsagung die mindeste Wichtigkeit beilege, man dadurch die Rechte des Herzogs von Bordeaux heilige.*) Trotz der Wahrheit dieser Gründe stimmte die Majorität gegen den Antrag auf die Tagesordnung und verfügte die Niederlegung in das Archiv. —

Wir übergehen hier, als zu lang und zu detaillirt für den Zweck unsers Blattes, den Bericht des Herrn Dupin, der die Vorschläge zu den nothwendigen Modificationen der Constitution und resp. die Bedingungen aufstellte, unter welchen, dem Schluß-Antrage zufolge, Ludwig Philipp den Thron besteigen sollte; wir ersparen die Mittheilung desselben unsern Lesern um so mehr, als das Resultat, nämlich die von der Deputirten-Kammer und dem neuen Monarchen als Bedingungen vorgelegten Modificationen der Constitution, weiter unten mitgetheilt werden wird.

Nachdem der Bericht verlesen war, schlug Corcelles den Druck und die Vertheilung desselben vor, wie es unter gewöhnlichen Umständen herkömmlich ist. Rambuteau verlangte dagegen, daß die Discussion unmittelbar eröffnet werde. Drm widersetzte sich Benjamin Constant und hielt, zur Unterstützung seiner Meynung, folgende Rede:

„Mitglied der Commission, dessen Bericht Sie so eben gehört, habe ich, wie alle meine Collegen, dieser Arbeit meine ganze Aufmerksamkeit gewidmet. Ich habe ihnen meine Idee vorgelegt und habe bisweilen meine Meynungen aufgeopfert, weil ich es für ein Glück halte, wenn der Prinz, den man Ihnen vorschlägt, mit dem Recht bekleidet wird, ein freies Volk zu regieren, unter Annahme der Bedingungen, die dieses Volk ihm vorlegt: aber ich habe niemals darunter verstehen und damit meynen können, daß, unmittelbar nach einem Berichte, welcher so wichtige Fragen behandelt und der, durch den Drang der Umstände, uns die kritische Aufgabe machte, vielleicht mehr zu thun, als unsere Mandate uns erlauben, wir ihn ohne sorgfältige Prüfung discutiren und annehmen könnten. Nein, Sie können ihn so nicht annehmen, so zu sagen aus Eil und im blinden Vertrauen.

„Ich glaube an die Weisheit der Kammer und aller derjenigen, die, in diesem Lande (und ihre Zahl ist groß), von allen Ständen und jedem Alter, berufen seyn werden, über diesen Entwurf nachzudenken. Man muß nicht sagen können, daß wir eine Art von Usurpation begehen, durch die Eil, mit welcher wir Bedingungen auflegen würden, die zu beurtheilen man nicht die Zeit gehabt hätte. Ich fordere daher, daß der Bericht gedruckt und vertheilt werde und daß die Discussion sey, was sie seyn muß, ernst, würdig, muthvoll, unabhängig.

„Auch ich werde unabhängig von Allem seyn, was Unruhe und Unordnung herbeiführen könnte, und keine Rücksicht wird mich meine Meynung und selbst die Meynung meiner Freunde aufgeben lassen. Ich denke daher, daß Sie, indem Sie diese Discussion möglichst schnell fördern, sich vor unseliger Uebereilung hüthen werden. Einige Momente Verzug können keine Gefahr bringen: wir kennen die ganze Weisheit der heroischen Bevölkerung, die uns vertheidigt hat, welcher wir unser Leben verdanken; denn unsere Köpfe waren proscribirt. Ich fordere von Ihnen, aus Achtung für das Gefühl, was Sie beherrscht, zu warten, bis der Bericht gedruckt ist, um hernach die wichtigste Aufgabe würdig zu lösen, wozu jemals Repräsentanten berufen worden sind."

Rambuteau antwortete mit einer Rede von wenig Belang, die mit dem Ministerio verabredet schien.

Salverte dagegen unterstützte die Meynung Benjamin Constants und ging so weit, zu sagen, daß Rambuteau darauf nicht mit Gründen, sondern mit wohlklingenden Phrasen geantwortet habe. Diese Würdigung der Rede eines Redners vom Centrum erzürnte die Mitglieder desselben und sie zeigten lebhaft ihre Mißbilligung.

Nach einer ziemlich langen Discussion bestieg Guizot die Tribune, um anzukündigen, daß er sich der Vertagung auf morgen nicht widersetze. Sofort stimmte das Centrum für die Vertagung.

Während Dupin noch den letzten Theil seines Berichts schrieb, waren mehrere hunderte von jungen Leuten an der Thür der Kammer erschienen, auf der Seite des Flusses. Sie reclamirten mit großem Geräusch die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie und ihr Anblick war wahrhaft drohend.

Labbey de Pompieres, Benjamin Constant und ich, wir begaben uns in die Mitte dieser jungen Leute, die von edlen Gesinnungen aufgeregt, aber auch, ohne Zweifel ohne ihr Wissen, die Werkzeuge von Unruhstiftern zu seyn schienen. Wenn man mit jedem einzeln sprach, so nahmen sie Vernunft an, aber in Masse waren sie sehr aufgeregt. Der General Lafayette und Salverte vereinigten ihre Bemühungen mit den unsrigen und die jungen Leute gingen auseinander. Ihre Gegenwart hatte vielen unserer Collegen lebhaften Schrecken verursacht und ich möchte nicht behaupten, daß dieser Schrecken nicht heilsam gewesen wäre. Ohne ihn hätte es vielleicht weit mehr Opposition gegeben und die Discussion länger gedauert, ohne darum gewissenhafter und gründlicher zu seyn. Die Wirkung des Schreckens auf gewisse Individuen von unsern Collegen war ganz sonderbar und eigenthümlich. Sie sagten, daß, wenn man ihnen Gewalt anthun wollte, sie gerade das Gegentheil von dem, was sie jetzt beabsichtigten, thun und in einem ganz entgegengesetzten Sinne stimmen würden. Man sieht aus diesem Zuge, mit welcher Gattung von Menschen wir es zu thun hatten. Ich predigte ihnen nach besten Kräften und suchte ihnen die Furcht zu benehmen, damit sie nicht daraus einen Vorwand nehmen möchten, anders zu stimmen, als das Heil des Landes erheischte.

Während wir uns nun in Paris damit beschäftigten, einen König zu machen, nahm der Ex-König, Carl X., in kleinen Tagereisen seine Richtung nach Cherbourg. Er hatte das, was ihm noch von seiner Infanterie, die ihm lästig wurde, übrigblieb, noch vor seiner Ankunft zu Dreux entlassen. Er fand die dreifarbige Fahne in dieser Stadt aufgepflanzt, wo er mit den Rücksichten, die man dem Unglück schuldig ist oder vielmehr mit der Gleichgültigkeit empfangen wurde, die der Vergessenheit vorangeht. Kaum gaben sich einige Individuen die Mühe, von dem, was die erlauchten Personen betrifft, Notiz zu nehmen. Die Prinzessinnen schienen tief betrübt und vergossen häufig Thränen. Von dem kleinen Hofe, der den Ex-Monarchen begleitete, wurde der Herzog von Bordeaux mit Sire und Majestät behandelt. Sein Großvater und sein Oheim gaben ihrem Gefolge das Beispiel dieser ehrfurchtsvollen Bezeichnung.

Am 7. August empfing ich vom frühen Morgen an zahlreiche Besuche von Personen, die mir dazu Glück wünschten, daß ich das Mittel gefun-

*) Dies ist außer allem Zweifel; denn die Entsagung war bedingt. Entweder mußte man diese Bedingung anerkennen oder die ganze Acte als unnöthig verwerfen, d. h. den Grundsatz der Volks-Souverainität und das Recht ihrer Ausübung, durch Absetzung Carls X., in seinem ganzen Umfange geltend machen. Dieser Schritt der Regierung war nicht nur eine Inconsequenz und halbe Maaßregel, sondern zeigte auch bereits deutlich die Tendenz nach einer Quasi-Legitimität, wie sie seitdem, nicht ohne Grund, dem juste milieu zum Vorwurf gemacht wird. Anm. d. Red.

Digitized by Google

den hätte, dem Zustand von Angst ein Ende zu machen, in welchem wir uns seit den letzten Tagen des Julius befanden. Ich fing auch an, Briefe von verschiedenen Puncten zu erhalten, selbst von Personen, die ich nicht kenne und die mir die schmeichelhaftesten Dinge über mein, wie sie sich ausdrückten, muthvolles Betragen sagten.

Am Ende der gestrigen Sitzung hatte der Präsident angekündigt, daß die Kammer sich heute um zehn Uhr versammeln würde; aber da man, wie es scheint, die Nothwendigkeit fühlte, sich zu beeilen, so unterrichtete eine außerordentliche Zusammenberufung, die während der Nacht ins Haus geschickt wurde, die Deputirten, daß die Sitzung zwei Stunden früher eröffnet werden würde, d. h. um acht Uhr. Da das Publikum und die Journalisten von dieser Zusammenberufung nichts wußten, so waren die Tribunen völlig leer, was inzwischen einige Mitglieder nicht hinderte, zu verlangen, daß die Discussion unmittelbar beginne. Dieser Vorschlag wurde von dem General Demarçay lebhaft bestritten, welcher mit Grund bemerklich machte, daß wir, der That nach, in wahrhafter geheimer Sitzung seyen, während die Oeffentlichkeit unsern Berathungen vorgeschrieben sey. Man fügte von einer andern Seite hinzu, daß wir nicht in genügender Zahl wären, um regelmäßig zu deliberiren. Diese gegründeten Bemerkungen mäßigten die Ungeduld derjenigen, die um jeden Preis endigen wollten und erst gegen zehn Uhr wurde die Discussion wirklich eröffnet.

Während dieser Zeit der Erwartung herrschte außen eine große Gährung; zahlreiche Gruppen von jungen Leuten umgaben noch den Saal und suchen fort, bei vielen unserer Collegen Schrecken zu verbreiten. Diese jungen Leute schickten eine Deputation, die lange mit Lafayette, Salverte, Tracy und einigen andern Deputirten conferirte und zuletzt versprach, das, ohne Reclamation, zur Annahme zu bringen, was wir selbst annehmen zu müssen glauben würden. Diese Deputation verfehlte inzwischen nicht, daß, wenn nicht Alles an diesem Tage zu Ende käme, es ihr unmöglich sey, zu bestimmen, was geschehen würde und daß es nicht in der Gewalt irgend eines Menschen stehe, für die öffentliche Ruhe zu bürgen. Man sieht, so wie ich schon gesagt, daß mächtige Gründe vorwalteten, ohne Aufschub einen Entschluß zu nehmen.*)

Bei meiner Ankunft in der Kammer war ich auf Cormenain gestoßen, der so eben seine Discussion eingereicht hatte. Das Motiv derselben war der Mangel einer regelmäßigen Vollmacht zu dem, was wir zu thun im Begriff waren. Dieser Gewissens-Scrupel war gewiß achtungswerth; aber wenn wir ihn alle empfunden hätten, was würde aus der Ruhe des Landes geworden seyn?**)

*) Allerdings und mit Recht wollte das Volk aus dem zwischen Anarchie und Usurpation schwebenden ungewissen Zustande kommen und irgend eine Bürgschaft für die Zukunft haben; aber daraus folgt noch nicht, daß es hierzu kein anderes Mittel gegeben hätte, als das, Ludwig Philipp zum König zu machen. Das scheint uns die Befangenheit des Herrn Berard und seiner Glaubensgenossen damaliger Zeit zu seyn. Anm. d. Red.

**) Uns dünke, dieser Gewissens-Scrupel konnte nur dann achtungswerth genannt werden, wenn er sich auf eine wahre Thatsache gründete. Nun war aber wirklich, für einen solchen Fall, keinem Deputirten von seinen Committenten irgend eine Vollmacht gegeben und somit war der Zurücktritt des Herrn Cormenain nicht nur achtungswerth, sondern er hatte Recht. Um die Folgen, womit Herr Berard sich und die andern mit ihm Gleichgesinnten zu rechtfertigen meynt, hat sich der Mensch nicht zu kümmern, der seine Pflicht thue; fiat justitia et pereat mundus! ist der Wahlspruch der Redlichen — und, wir wiederholen, wir glauben, daß noch mancher Ausweg übriggeblieben wäre, ohne daß der Untergang der Welt gedroht, geschweige denn sich verwirklicht hätte. Anm. d. Red.

Wir müssen hier abermals, um nicht die ganze Schrift in unser Blatt zu übertragen, die detaillirte Discussion über jeden Artikel der erneuerten Constitution übergehen und fahren, nach vollendeter Abstimmung, wodurch der definitive Vorschlag, den Herzog von Orleans zum König der Franzosen zu ernennen, genehmigt wurde, in dem weitern Hergang der Dinge fort:

Während man im geheimen Scrutinio diese wichtige Acte votirte, als hätte es sich um ein gewöhnliches Gesetz gehandelt, ging ich einen Augenblick aus der Kammer und fand in dem Saal des pas perdus die Herren Macbois, Seguie und Bastard, alle drei Pairs von Frankreich, die mir unter Glückwünschen sagten: „Sie haben die Patrie gerettet, indem Sie bewirkt haben, daß die Discussion vertagt worden ist, die sie betrifft.“ — „„Das glaube ich,““ antwortete ich ihnen, „„jetzt ist es an ihr, sich selbst zu retten.““

Unabhängig von den Deputirten, welche laut erklärten, nicht an der Proclamirung des neuen Königthums Antheil nehmen zu wollen, sonderten sich einige furchtsam und insgeheim ab. Unter den Letzteren sind einige, von denen schon mehreremale die Rede gewesen ist, sie ins Ministerium zu berufen oder die man zu Pairs von Frankreich gemacht hat.

Nachdem das Scrutinium beendigt und sein Resultat proclamirt war, schlug uns der Präsident vor, nicht eine Deputation zu schicken, sondern uns in Masse nach dem Palais Royal zu begeben, um selbst dem Herzoge von Orleans die Acte zu überbringen, durch welche wir aus ihm einen König machten; dieser Vorschlag wurde bereitwillig angenommen und unmittelbar in Ausführung gebracht.

Im Augenblicke, wo wir abgingen, fand ich mich Herrn von Martignac zur Seite, den ich fragte, ob er uns begleitete? „Ich kann mich nicht dazu entschließen,“ sagte er mir, „meine Schmerzen sind noch zu groß.“ Zwei oder drei Tage nachher meldeten die Journale, daß er eine Audienz vom Könige verlangt und erhalten habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein gefährlicher Besuch.

(N.)

Im Monat Mai des vorigen Jahres ward Bengalen durch einen der furchtbaren Orcane heimgesucht, die nur die Atmosphäre der Tropen zu erzeugen im Stande ist. Die gräulichen Wirkungen dieser Landplage trafen hauptsächlich die Insel Sangaur in dem Theile des Ganges, der Hugli genannt wird. Man kann sich einigermaßen einen Begriff von seinen Verwüstungen machen, wenn man hört, daß von dreitausend Menschen, welche das Gut eines Herrn Campbell bewohnten, nur sechs- bis siebenhundert dem Tode durch die Fluthen, dem Einsturz von Häusern und Bäumen und den einschlagenden Blitzstrahlen entgingen. Ein großer Theil der Ueberlebenden flüchtete sich unter das Gewölbe und auf das Dach der Wohnung des Herrn Campbell. Dort, wörtlich genommen, übereinander aufgeschichtet, sahen sie plötzlich einen ungeheuren Tiger sich zwischen sie eindrängen, der, den Schwanz zwischen den Beinen, alle Zeichen des Schreckens vor dem Unwetter an sich trug. Man machte dem ungebetenen Gaste Platz, so schnell und gut es gehen wollte, und so gelangte er bis in das Zimmer, wo der Herr vom Hause saß. Dort kauerte er sich nieder, wie ein gescheuchter Hund, der eine Zufluchtsstätte gefunden hat. Herr Campbell aber stand auf, lud ungestört seine Büchse, und schoß ihn in seinem Zimmer todt.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 953. Hamburg. Mittwoch, den 10. September. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Götz von Berlichingen.

Von

X. Marmier.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Der Wunsch, zu wissen, in wiefern Goethe der Geschichte treu geblieben ist, als er sein Drama dieses Namens geschrieben, hat mich veranlaßt, nachzuforschen, welch ein Mann dieser Götz gewesen ist und welchen Antheil er an dem Bauernkriege im Jahr 1525 genommen hat.

In den ersten Jahren der Muße, die er nach seiner Gefangenschaft zu Augsburg auf seiner Burg verleben mußte, hat Götz selbst seine Lebensbeschreibung verfaßt.*) Es ist ein Werk, in welchem sich eine große Offenheit und eine seltene Einfalt bekundet. Der Verfasser erzählt ganz naiv, was ihm begegnet ist, sowohl die wichtigsten Umstände seiner Geschichte als die kleinsten Details. Man sieht es gleich, daß es kein schöngeistiger Schriftsteller ist, der sich durch die Herausgabe seines Buches einen neuen Ruhm erwerben will, sondern ein wackerer Kriegsmann, der, da er nicht weiß, was er beginnen soll, wenn er nicht zu Rosse sitzt, nicht mit der Lanze in der Faust und den Helm auf dem Kopfe auf den Heerstraßen einhertrabt, eines Tages den Bitten seiner Freunde nachgiebt, und, die Feder in der Hand, erzählt, was er lieber laut mitten unter seinen Gefährten am Feuer eines Bivouaks vorgetragen hätte.

Götz ward um das Jahr 1480—1482 zu Jaxthausen, einer erblichen Domaine seiner Väter, geboren. Man schickte ihn auf ein Jahr in die Schule, und das war für ihn genug. Es war damals nicht Sitte, einem Ritter viel Wissenschaft beizubringen; es war schon viel, wenn er eine Herausforderung selbst lesen und nöthigenfalles seinen Namen unterschreiben konnte. Im Jahr 1495 begann Götz, damals ungefähr funfzehn Jahre alt, schon sein wandertes Leben. Er ging als Knappe seines Vetters Berlichingen nach dem Reichstage zu Worms. Bald trat er in derselben Eigenschaft in die Dienste des Markgrafen Friedrich Gedachtoms, seines Oberlehnsherrn, und zeichnete sich sofort durch seine ungestüme Tapferkeit aus.

Es ist übrigens ein sonderbares Ding mit dem Kriegshandwerk, wie Götz es uns erzählt. Er hält sich nur wenig am Hofe des Fürsten auf. Er kehrt nach seiner Burg zurück, besucht die Ritter in der Nachbarschaft, geht ganz allein, höchstens von seinem Knappen begleitet, auf Abenteuer aus. Wenn sich zwischen einigen Fürsten oder zwischen den Rittern des Landes und den Bürgern einer Stadt eine Mißhelligkeit erhebt, wie dies häufig vorkommt, da sucht er sich immer auf die Seite seines Oberlehnsherrn zu stellen, ohne es jedoch zu vergessen, daß er nur für die gute Sache zu kämpfen berufen ist. Dann macht er sich auf, beginnt den Krieg, führt eine rauhe Lebensweise, bei der er wenig gewinnt und oft Schulden machen muß, um sich ein frisches Pferd oder irgend ein Stück der Rüstung zu kaufen. In der Zwischenzeit läßt er es sich immer angelegen seyn, für eine neue Beschäftigung zu sorgen, um seinen Arm und seinen Degen nicht zu lange rasten zu lassen. Da giebt es eine Unbill, eine Uebelthat wett zu machen, einen Krieg auf eigne Hand, nachdem er deren für anderer Rechnung geführt hat. Er bekommt Streit mit dem Bischof von Bamberg, und dieser Streit beschäftigt ihn Jahrelang. Er kommt stets darauf zurück, so wie er einen Augenblick Muße hat; er verfolgt den armen Bischof in allem, was ihm angehört. Kaum ist sein Zwist mit diesem geschlichtet, als er schon wieder in einen anderen, mit dem Erzbischof von Mainz, verwickelt ist und hier einen Tummelplatz findet, der ihm ganz gelegen kommt. Da man seine Tapferkeit und den Eifer, womit er jedes Interesse vertheidigt, das ungerechter Weise verletzt worden ist, schon kennt, so wird sein Arm in Anspruch genommen, wie man heutzutage wohl die Feder eines Schriftstellers zum Beistande anrufen möchte. Ein Schneider hat nicht zur Bezahlung von zweihundert Gulden kommen können, die man ihm zu Cöln schuldig ist, flugs hält Götz von Berlichingen auf der Landstraße die ersten beiden Cölner Kaufleute an, die ihm in den Wurf kommen, und zwingt sie mit vorgehaltener Degenspitze, jene zweihundert Gulden zu bezahlen. Einige Kaufleute aus Nürnberg haben einen seiner Knappen verrathen, und als diese Kaufleute nun mit ihren Gütern unterwegs sind, um die Frankfurter Messe zu beziehen, da stoßen sie auf Götz von Berlichingen, der ihnen einen nach dem andern Maulschellen giebt und sie beschimpft laufen läßt, nachdem er sich ihrer Waaren bemeistert hat.

Dergleichen Expeditionen kommen uns heutzutage etwas curios vor und der Name, den wir ihnen beilegen könnten, würde nicht eben ritterlich klingen. Götz unternahm sie aber in der festen Ueberzeugung, daß er eine Gewissenspflicht erfülle und den Gesetzen der Ehre gemäß handele. Er war bei solchen Gelegenheiten der Gebote des Ritterthums und selbst der Vorschriften der Religion stets eingedenk. „Ich habe Gott zu danken," sagt er am Schlusse seines Buches, „daß er mich sichtlich bei allen meinen abenteuerlichen Unternehmungen und merkwürdigen Kämpfen unterstützt hat."

Unter welchen Umständen man ihn auch nehmen mag, wird man ihn seinen auf das Oberlehnsrecht begründeten Grundsätzen des Ritterthums stets getreu finden, und das Studium seines Lebenslaufs ist besonders in dieser Beziehung höchst merkwürdig. Götz ist vor allem ein kühner und unternehmender Krieger, ein stolzer Mann, der noch mehr auf seinen

*) Die erste Ausgabe erschien zu Nürnberg; eine zweite mit interessanten aber weitschweifigen Noten zu Frankfurt im Jahr 1731; eine dritte abermals zu Nürnberg im Jahr 1775. Die correcteste und beste ist die, welche die Herren Büsching und von der Hagen, welchen Deutschland so viele kostbare bibliographische Arbeiten verdankt, im Jahr 1813 zu Breslau in den Druck gegeben haben.

Digitized by Google

Muth als auf seinen Adel baut, und der willig dem unterdrückten Bauer zu Hülfe eilt, ohne Furcht vor den Fürsten, den Großen des Landes und der hohen Geistlichkeit. Was macht er sich aus dem Zorn des Bischofs von Bamberg, oder aus den Drohungen des Erzbischofs von Mainz! Sie sind mächtige Adeliche, und adelich ist er auch, deshalb stellt er sich mit ihnen auf einen gleichen Fuß. Aber wenn sein Markgraf sich vernehmen läßt, oder wenn der Name des Kaisers ausgesprochen wird, so legt sich sein aufkochender Muth sofort; denn der Markgraf ist ja sein Oberlehnsherr und der Kaiser der Gebieter, dem er als ein ächter Rittersmann huldigen muß.

Diese Treue des Götz war wohlbekannt, und als die Nürnberger Kaufleute auf dem Reichstage zu Augsburg bei Maximilian Klage wider ihn vorbrachten, da antwortete der Kaiser: „Ich kenne den Berlichingen schon, und achte ihn auch wegen seiner Treue und Tapferkeit; man wird doch nicht wollen, daß das ganze Reich um eines Sackes Pfeffers wegen in Unruhe versetzt werde, den ein Kaufmann eingebüßt hat?"

In einem der häufigen Scharmützel mit den Nürnbergern war es, wo Götz die Hand verlor. „Ich fühlte es," erzählt er, „daß der Degen meines Gegners unter meine Handschiene gedrungen war und daß meine Hand nur noch vermittelst eines Bischen Hautes mit dem Arm zusammenhing. Da wendete ich ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, ohne es merken zu lassen, was ich litt, mein Pferd und ritt wieder zu meinen Gefährten hin."

Als Götz seine rechte Hand abgehauen sieht, da klagt er sicher bitterlich, nun Zeitlebens ein Krüppel zu seyn? Nein, das nicht, wohl aber darüber, daß er nun nicht mehr das Ritterhandwerk treiben, nicht mehr seine Feinde bekämpfen kann; und als er dann hört, daß seine natürliche Hand sich durch eine Eisenhand ersetzen lasse, da ist er gleich wieder fröhlich und guter Dinge.

Es hatte den Bemühungen von Berlichingens Feinden, namentlich jenen des Bischofs von Bamberg, Anfangs nicht glücken wollen, des Kaisers Zorn auf sein Haupt zu lenken; aber späterhin schlug er sich auf die Seite des Herzogs Ulrich von Würtemberg gegen den schwäbischen Bund, und im Jahr 1522, nachdem der Herzog aus seinen Staaten verjagt worden war, ward Götz zur Haft gebracht und nach Heilbronn abgeführt. Anfangs ward ihm auf sein Ritterwort die Stadt als Gefängniß angewiesen; aber es genügte seinen Feinden nicht, ihn dergestalt vom Kampfplatz entfernt zu haben und ihn durch sein Gelöbniß als Ehrenmann zu Heilbronn besser verwahrt zu sehen, als man ihn unter Schloß und Riegel hätte verwahren können. Eines Tages kommt ein Commissarius des schwäbischen Bundes zu ihm und muthet ihm zu, eine Schrift zu unterzeichnen, die er als beleidigend für sich ansieht, und so erklärt er laut, wie es sich schon denken läßt, daß er sich nie dazu verstehen werde. Man droht, ihn in den Thurm werfen zu wollen; er erklärt, er habe geschworen, daß er in der Stadt bleiben wolle, und er werde darin bleiben. Inzwischen läßt er seinem Schwager von Sickingen Kunde geben, wie die Sache steht, und dieser eilt sofort mit einem Trupp Reisiger herbei. Die Bürger von Heilbronn und noch mehr der Commissarius gerathen in Furcht und sie geben den Berlichingen gegen ein Lösegeld von zweitausend Gulden frei, das er, da er es nicht hatte, nach allen Seiten hin von seinen Freunden borgen mußte.

Goethe hat aus dieser Widersetzlichkeit seines Helden und aus der plötzlichen Ankunft des von Sickingen eine der schönsten Scenen seines Dramas gemacht.

Götz kehrte nach seiner Burg zurück, aber bald darnach trat ein Ereigniß ein, welches, indem es ihn mit in seinen Strudel zog, lange und peinliche Folgen haben mußte; ich meyne den Bauernkrieg im Jahr 1525.

Alle Völker haben eins nach dem andern ihre Empörungen des Sclaven gegen den Herrn, des Unterdrückten gegen den Unterdrücker gehabt, die Endprotestationen der Passivität des Schwachen, wenn er aufs Aeußerste gebracht worden, eine Art von Aderlaß, wodurch das Volk seine Wunden zu heilen sucht. Griechenland hat seine Heldenkämpfe, Rom seinen Aventiner-Berg gehabt. Die barbarischen Gesetze der Sclaverei waren nicht mit ins Mittelalter übergegangen; aber die Dienstbarkeit unter dem Eisenhandschuh gewisser Leute war vielleicht noch ärger. Auch hat es von allen Seiten Rebellion gegen die brutalen Gesetze dieser Zeit gegeben, vor allem Aufruhr wider die, oft noch brutalere, Auslegung derselben. Wenn man die Geschichte der Jahrhunderte verfolgt, welche allmählig die Emancipation der Völker herbeigeführt haben, so sieht man eine Kette von ununterbrochenen Empörungen sich entfalten, die gleich so vielen Vulkanen eine nach der andern im Norden und im Süden ausbrechen. So wie die eine erloschen ist, fängt eine andere wieder an. Die Race der Leibeigenen, die sich geächt hat, büßt ihr verwegenes Unternehmen durch Torturen; dennoch ahmt eine andere ihrem Beispiele nach.

Die Geschichte solcher Volksempörungen ist in ihren einzelnen Umständen verschieden, sich aber in ihrem allgemeinen Charakter gleich. Man erhebt sich gegen solche Privilegirten, man schlägt sich im Namen der Freiheit. Aber worin besteht diese Freiheit Anfangs? In einer größeren Gleichheit der Vertheilung der Steuern, in einer Verminderung der Last der Zehnten, der Zahl der Zwangsdienste. Die armen Bauern, welche über Druck schreien, denken noch nicht daran, ein Wahlrecht zu haben und sich eine constitutionelle Charte zu machen. Wonach ihnen am meisten verlangt, worüber sie sich vor allem freuen, ist, nun frei fischen und jagen zu können, so naturwidrig ist das Pfirchrecht der Thiere in den Lüften und auf den Feldern zum Besten Einiger, so sehr kränkt es sie, daß sie den Hasen nicht tödten dürfen, der ihre Gärten verwüstet, weil der Hase nur der Waidlust ihres Gebieters aufgehoben ist.

Die Unzufriedenheit brütet eine lange Zeit in der Stille in aller Herzen. Man sieht nichts davon, man ahnt sie in keiner Spur. Der Himmel ist heiter, die Adelichen ziehen jubelnd zu ihren festlichen Zusammenkünften; der Wald ertönt von ihrem Hörnerschall, die Burg von ihren Gesängen, und plötzlich bringt der kleinste Umstand den Sturm zum Ausbruch, der sich so ganz im Stillen gesammelt hat. Der kleinste Funke bringt eine Feuersbrunst zuwege, wenn er eben da fällt, wo er fallen mußte. In einem Augenblicke erhebt der geduldig gewesene Haufe sein Haupt und fällt über diejenigen her, deren Kränkungen er so lange ertragen hat. Der Geist des Aufstandes fliegt von Hütte zu Hütte, wie das Feuer längs einem Schwefelfaden. Ein und derselbe Gedanke läßt in einem Augenblicke tausend Arme sich erheben, die noch eben mit saurer Mühe die Erde bearbeitet hatten; ein und derselbe Durst nach Rache füllt die Brust aller derer, die sich noch gestern ungestraft von ihrem grausamen Gutsherrn hätten mit Füßen treten lassen. Ehe die Adelichen noch den Umfang der Gefahr zu erwägen vermochten, war das platte Land überlaufen, hatte sich das Ackerwerkzeug in Kriegswaffen umgewandelt. Nun ertönt der Wald nicht mehr von dem fröhlichen Getümmel der Jagd, sondern von dem heiseren Geschrei einer nach Blut dürstenden Rotte. Die Burgen öffnen ihre weiten Säle nicht mehr den lustigen Banketten der Ritter, den Balladen der Minnesänger; die Hand der Mordbrenner ist nach ihnen ausgestreckt, und zündet sie an allen vier Ecken an. Brand und Plünderung, Mord und Grausamkeiten jeder Art ist es, was nun der Haufen begehrt, der in Unordnung die Stätten seiner Gebieter bestürmt, der unter dem Toben eines wüthigen Zornes und unter einem noch scheußlicheren Hohngelächter über das Land einbricht. Das Unwetter muß sich all des Hagels und der Donnerschläge entladen, das

Digitized by Google

es gesammelt hat; einige Tage müssen die Drangsale eines Jahrhunderts quitt machen, Demüthigungen durch Massacren, die Leiden der Strohhütten durch den Umsturz von Pallästen gebüßt werden.

Hier ein Beispiel, wie wenig dazu gehört, einen Krieg anzufachen, sobald das Volk nur auf die Gelegenheit wartet, loszubrechen.

Im Jahr 1207 steckt der Pfarrer zu Steding, im Erzbisthum Bremen, beleidigt darüber, aus der Hand einer reichen Frau nur einen Grotes Beichtgeld erhalten zu haben, ihr diesen bei der Communion statt der Hostie in den Mund. Der Mann der Frau macht Lärm; seine Freunde, das Volk rennen herbei; man läßt dem Grimme freien Lauf; der Priester wird erschlagen und die Pfarrwohnung niedergerissen; da schleudert der Erzbischof von Bremen den Bannfluch über die Stadt aus; die Einwohner bieten ihm Widerstand, und nun kommt es zu einem Kriege, der zwanzig Jahre lang das ganze Land verheeret. Um ihn zu Ende zu bringen, mußten die Stedinger als Ketzer behandelt werden. Der Papst macht gemeinschaftliche Sache mit dem Erzbischof, lieh ihm den Beistand seiner Bullen und es ward ein Kreuzzug in bester Form gegen ein Völkchen ausgeführt, das, obwohl nicht zahlreich, doch einen höchst hartnäckigen Kampf bestanden hatte. Die Verlesung eines päpstlichen Breves, welches Allen große Indulgenzen verhieß, welche wider die Stedinger stritten würden, verstärkte die Truppen des Erzbischofs um ein Bedeutendes; dennoch zogen die Stedinger ihren Widersachern noch einmal mit mehr als sechstausend Mann entgegen und gaben erst dann nach, als sie ihre Niederlage theuer verkauft hatten.

Im Jahr 1381 vergeht sich ein Steuereinnehmer in England, der schon mehr als einmal den Unwillen des Volkes wider sich aufgeregt hatte, an der Tochter eines Tagelöhners, des Dachdeckers Wat; dieser erschlägt ihn, erhebt die Fahne des Aufruhrs, und das Volk fällt ihm zu. Bald sieht Wat, der vormalige Dachdecker, sich an der Spitze einer Armee von hunderttausend Mann, die, nachdem sie einige Provinzen verheert, sich mehrerer Städte bemeistert hatte, dem Könige Richard bis in dem Tower Trotz bot und einst Wat den Dachdecker als König, Richard aber als dessen Unterthan begleitete.

Der Haß gegen die hohe Geistlichkeit ist es vor allem, der in der Regel bei diesen Empörungen vorherrscht. Die Bauern, welche, die Sichel und die Mordfackel in der Hand, darauf ausgehen, ihre wilde Rache auszuüben, lassen sich zuweilen nicht die Zeit, zu unterscheiden, wem dieses oder jenes Schloß angehört; aber wenn ihnen unterwegs die Wohnung eines reichen Abbe's, der Pallast eines Bischofs aufstößt, so kann man sicher seyn, daß sie mit einer größeren Wuth als über irgend etwas anderes darüber herfallen. Es ist in der That begreiflich, wie einer Classe Menschen, welchen die Priester weder an dem Zehnten noch in den Frohndiensten etwas nachließen, der Anblick eines Edelmannes, der habgierig, ungerecht, ja selbst grausam war, den aber der Nimbus der Tapferkeit und der Gefahren eines abenteuerlichen Lebens umgab, minder widerwärtig seyn konnte als der Anblick eines Prälaten, der ebenfalls ungerecht, ebenfalls grausam, weich gebettet war und aller Annehmlichkeiten eines lächelnden und müssigen Lebens genoß. Ueberdem war der Edelmann ihr Verfechter, während sie für den Prälaten fechten sollten. Auch standen die Laster des Ritters mit seinem rohen Kriegshandwerke im Einklange, aber so eine Mönchs-Verbrüderung konnte, wenn sie lasterhaft war, nur in einem falschen und heuchlerischen Lichte erscheinen.

Es ist übrigens noch zu bemerken, daß das Volk, indem es sich dergestalt gegen die hohe Geistlichkeit empört, es nie unterläßt, sich, als wollte es so seine Religiosität bekunden, einen Priester zu wählen, der es harangiet und ihm in seiner Weise von Gott vorspricht: Oft ist dieser Priester ein Fanatiker, und das muß er seyn, um den Bedürfnissen einer unwissenden Menge zu entsprechen, welche gierig auf alles horcht, was ihr nur von Wundern gesagt wird, und der es so schwer nicht fallen kann, an Wunder zu glauben, da sie bei ihrer Empörung selbst in einem immerwährenden Wunder zu leben scheint.

In England ist es John Ball, der, von dem Erzbischof von Canterbury eingekerkert, von dem Volke wieder befreit wird und diesem Volke nun von der Gleichheit vorprediget.

In Frankreich ist es der Maître de Hongrie, der vorgiebt, ein Gesandter des Himmels zu seyn, und der mit seinen mysteriösen Offenbarungen den leichtgläubigen Geist der Hirten lenkt.

In Deutschland ist es Münzer, der mit seinen Träumen und mit seinen biblischen Reden die Gemüther seiner Adepten fanatisirt.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Erinnerungen über die Revolution von 1830.

Von

S. Berard, Deputirten der Seine und Oise.

(Fortsetzung.)

(L.)

Wir kamen im Palais-Royal ein wenig vor fünf Uhr an. Alles, was den Herzog von Orleans umgab, empfing uns wie einer Freunde, die man sich leicht erklären kann. Der Prinz war in einem großen Saal, von seiner ganzen Familie umgeben. Die große Anzahl von Kindern, die uns eine lange Zukunft zu versprechen schien, vermehrte noch die Genugthuung, die uns unser Werk empfinden ließ. Es schien uns, daß wir die Ruhe des Landes auf eine ewige und unerschütterliche Grundlage gebaut hätten.

Herr Lafitte verlas mit lauter Stimme den neuen Gesellschafts-Vertrag, den wir Frankreich gegeben hatten, mit folgenden Worten:

„In Betracht der gebieterischen Nothwendigkeit, welche aus den Ereignissen des 26., 27., 28., 29. Juli und folgenden Tagen und aus der allgemeinen Lage resultirt, worein Frankreich in Folge der Verletzung der constitutionellen Charte versetzt worden ist;

„In Betracht überdies, daß, in Folge dieser Verletzung und des heroischen Widerstandes der Bürger von Paris, Se. Maj. Carl X. und Se. königl. Hoheit, der Dauphin, Ludwig Anton und alle Glieder des ältesten Zweiges des königlichen Hauses in diesem Augenblicke das französische Gebiet verlassen; *)

„Erklärt die Kammer, daß der Thron der That und dem Rechte (?) nach erledigt und es unerläßlich ist, ihn wieder zu besetzen (?).

„Die Kammer der Deputirten erklärt zweitens, daß, nach dem Wunsch und im Interesse des französischen Volkes, die Einleitung der constitutionellen Charte unterdrückt ist, als die Nationalwürde verletzend, indem sie den Franzosen Rechte zu octroyiren scheint, die ihnen wesentlich gehören, und daß die nachstehenden Artikel modificirt oder unterdrückt werden sollen:

„Art. 6 (unterdrückt.)

„Art. 7. Die Diener der römisch-katholischen Religion, zu welcher sich die Majorität der Franzosen bekennt, und die der andern christlichen Cultus erhalten Besoldungen aus dem öffentlichen Schatz.

*) Es ist schon weiter oben gerügt worden, daß dies nur hätte als ein Grund gelten können, wenn Carl X. ꝛc. Frankreich freiwillig verlassen hätte; daß man aber einen so groben Sophismus, wegen gezwungener Entfernung den Thron für erledigt und seine Wiederbesetzung für nothwendig zu erklären, in den neuen Gesellschafts-Vertrag aufnahm, wird die Nachwelt unbegreiflich finden. Anm. d. Red.

Digitized by Google

„Art. 8. Die Franzosen haben das Recht, ihre Meynungen bekannt zu machen und drucken zu lassen, indem sie sich den Gesetzen unterwerfen. Die Censur kann nie wieder hergestellt werden.

„Art. 14. Der König ist das höchste Oberhaupt des Staates; er befehligt die Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, erklärt den Krieg, schließt Friedens-, Allianz- und Handels-Tractate, ernennt zu allen Aemtern der öffentlichen Verwaltung und erläßt die Reglements und Ordonnanzen, die zu Ausführung der Gesetze nöthig sind, ohne aber jemals die Gesetze selbst suspendiren oder von ihrer Vollstreckung dispensiren zu können. — Keine fremden Truppen können in den Dienst des Staates genommen noch zugelassen werden, als in Folge eines Gesetzes.

„Art. 15 werden die Worte „der Departements" unterdrückt.

„Art. 16 u. 17. Der König, die Kammer der Pairs und die Kammer der Deputirten haben das Recht, Gesetze vorzuschlagen. Nichtsdestoweniger muß jedes Steuern und Abgaben betreffende Gesetz zunächst von der Deputirten-Kammer votirt werden.

„Art. 19, 20 u. 21 unterdrückt und durch folgende Verfügung ersetzt: Wenn ein Gesetz-Vorschlag von einer der drei Gewalten verworfen worden ist, so kann er in der nämlichen Sitzung nicht wieder vorgelegt werden.

„Art. 26. Jede Versammlung der Pairs-Kammer, außer der Zeit der Sitzung der Deputirten-Kammer gehalten, ist unerlaubt und rechtlich ungültig, den einzigen Fall ausgenommen, wenn sie sich als Gerichtshof vereinigt und dann kann sie bloß richterliche Functionen ausüben.

„Art. 30. Die Prinzen von Geblüt sind Pairs durch ihre Geburt; sie haben unmittelbar nach dem Präsidenten ihren Sitz.

„Art. 31 (unterdrückt).

„Art. 37. Die Deputirten werden auf fünf Jahre gewählt.

„Art. 38. Kein Deputirter kann in der Kammer zugelassen werden, wenn er nicht dreißig Jahre alt ist und nicht die andern durch das Gesetz bestimmten Bedingungen in sich vereinigt.

„Art. 39. Wenn sich inzwischen in dem Departement nicht funfzig Personen von dem angegebenen Alter befänden, die den durch das Gesetz bestimmten Census der Wählbarkeit bezahlten, so soll ihre Zahl durch diejenigen, welche unter der Taxe dieses Census am meisten besteuert sind, vervollständigt werden und diese können, concurrirend mit den ersteren, gewählt werden.

„Art. 40. Niemand kann Wähler seyn, wenn er nicht mindestens fünfundzwanzig Jahre alt ist und wenn er nicht die andern durch das Gesetz bestimmten Bedingungen erfüllt.

„Art. 41. Die Präsidenten der Wahl-Collegien werden von den Wählern ernannt.

„Art. 43. Der Präsident der Deputirten-Kammer wird durch sie bei Eröffnung jeder Sitzung ernannt.

„Art. 46, 47 u. 56 (unterdrückt).

„Art. 63. Es können keine außerordentlichen Commissionen und Tribunale ernannt werden, unter welchem Titel und unter welcher Benennung dies auch seyn möge.

„Art. 73. Die Colonieen werden nach besondern Gesetzen regiert.

„Art. 74. Der König und seine Nachfolger schwören, bei ihrer Thronbesteigung in Gegenwart der versammelten Kammern, die constitutionelle Charte getreu zu beobachten.

„Art. 75. Die gegenwärtige Charte und alle Rechte, die sie heiligt, bleiben dem Patriotismus und dem Muthe der Nationalgarden und aller französischen Bürger anvertraut.

„Art. 76. Frankreich nimmt seine Farben wieder an. Es soll künftig keine andere Cocarde als die dreifarbige mehr getragen werden.

Besondere Verfügungen.

„Alle neue Pairs-Ernennungen und Creationen, die unter der Regierung des Königs Carls X. gemacht worden sind, werden für nichtig und nicht geschehen erkläet.

„Der Art. 27 der Charte soll einer neuen Prüfung in der Sitzung von 1831 unterworfen werden.

„Die Kammer der Deputirten erklärt drittens, daß es nöthig ist, successiv, durch besondere Gesetze und in dem kürzestmöglichen Zeitraum für folgende Gegenstände zu sorgen:

„1) die Anwendung der Geschworenen-Gerichte auf Preß-Vergehen und politische Verbrechen;

„2) die Verantwortlichkeit der Minister und der andern Agenten der Gewalt;

„3) neue Wahl für die Deputirten, die zu öffentlichen bezahlten Aemtern befördert werden;

„4) jährliche Votirung des Contingents der Armee;

„5) die Organisation der Nationalgarde, mit der Intervention derselben bei der Wahl ihrer Offiziere;

„6) Verfügungen, welche auf eine legale Art den Stand der Offiziere jedes Grades, von der Land-Armee und der Marine, sichern;

„7) Departemental- und Municipal-Institutionen, die auf ein Wahl-System gegründet sind;

„8) der öffentliche Unterricht und die Freiheit desselben;

„9) die Abschaffung des doppelten Votums und die Festsetzung der Wahl- und Wählbarkeits-Bedingungen;

„10) erklärt die Kammer, daß alle Gesetze und Ordonnanzen, insofern sie den zur Reform der Charte angenommenen Verfügungen entgegen sind, von jetzt an annullirt und abgeschafft sind und bleiben:

„Die Annahme dieser Verfügungen und Vorschläge vorausgesetzt, erkläre die Kammer der Deputirten endlich, daß das allgemeine und dringende Interesse des französischen Volkes Se. königl. Hoheit, Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs, und seine Descendenten in männlicher Linie, nach der Ordnung der Erstgeburt und mit immerwährender Ausschließung der Frauen und ihrer Descendenz, zum Throne von Frankreich berufe.

„In Folge dessen wird Se. königl. Hoheit, Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs, eingeladen, die oben ausgesprochenen Clauseln und Verpflichtungen, die Beobachtung der constitutionellen Charte und der angegebenen Modificationen anzunehmen und zu beschwören und, nachdem er dieses vor den versammelten Kammern gethan, den Titel „König der Franzosen" anzunehmen.

„Berathen im Pallast der Deputirten-Kammer, den 7. August 1830 ꝛc."

Der Herzog von Orleans, der mit der tiefsten Aufmerksamkeit der Vorlesung zugehört hatte, antwortete alsobald: „Ich empfange mit tiefer Rührung die Erklärung, die Sie mir vorlegen; ich betrachte sie als den Ausdruck des National-Willens und sie scheint mir mit den politischen Grundsätzen übereinstimmend, zu denen ich mich mein ganzes Leben hindurch bekannt habe.

„Erfüllt von Erinnerungen, die mich immer wünschen ließen, nie bestimmt zu seyn, den Thron zu besteigen, frei von Ehrsucht, und gewöhnt an das stille Leben, das ich in meiner Familie führte, kann ich Ihnen alle die Gefühle nicht verbergen, die mein Herz in diesem hochwichtigen Momente bewegen; aber es giebt eins, das sie alle beherrscht, das ist die Liebe zu meinem Vaterlande; ich fühle, was sie mir gebietet, und ich werde es thun."

Diese Antwort war vollkommen angemessen und schicklich; sie wurde mit wahrer Rührung ausgesprochen und der Prinz fiel, nachdem er sie

Digitized by Google

geendigt, Herrn Lafitte in die Arme. Der Enthusiasmus war allgemein. Der noch anticipirte Ruf: Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe die königliche Familie! ließ sich von allen Seiten hören. Diese Augenblicke der Hoffnung, vielleicht der Illusion, gehörten zu den schönsten meines Lebens. Das Glück Frankreichs schien mir für immer gesichert, und ich fühlte mich sehr glücklich, mächtig dazu mitgewirkt zu haben. Meine wenige Neigung für alles, was äußerem Glanze und Aufsehen gleicht, ließ mich doch nicht unempfindlich für den Ruhm, meinen Namen mit so großen Ereignissen unzertrennbar verbunden zu sehen.*)

Am Abend überschwemmte so zu sagen eine freiwillige Illumination, und die allgemeinste, die man je gesehen, die Stadt mit Hellung. Fahnen, Embleme, Wahlsprüche drückten die Freude der Bürger aus. Alles Haß schien vergessen, alle Meynungen verschmolzen. Diejenigen, welche noch Tags vorher ihre Unzufriedenheit ausdrückten, wurden unwiderstehlich mit fortgerissen. Keine bewaffnete Macht war beauftragt, die Ordnung zu erhalten, und auf keinem Puncte machte sich das Bedürfniß derselben fühlbar. Warum haben diese Momente nicht immer gedauert?

Um zehn Uhr Abends kam die Kammer der Pairs, die man nicht berufen hatte, um über die neue Charte zu berathschlagen und welcher man davon nur eine Mittheilung gewissermaaßen aus Höflichkeit gemacht hatte, die aber doch diesem großen politischen Act nicht fremd bleiben wollte, gleichfalls nach dem Palais-Royal, um ihre Zustimmung zu überbringen. Obgleich nicht verlangt wurde diese Adhäsion doch nicht minder gut aufgenommen. Die Kammer vermied, sich über die Verfügung, betreffend die Pairs aus der Regierungszeit Carls X., zu erklären, und äußerte, sich in dieser Hinsicht auf die hohe Klugheit des Prinzen, Generals-Lieutenants, zu verlassen. Dadurch selbst bewies sie, daß sie hätte von einer Discussion fern bleiben müssen, welche die Gewalt der Dinge der Kammer der Deputirten zugewendet hatte. Wenn es anders gewesen wäre, so würde sie nicht, mindestens dem Anschein nach, theilnahmelos bei der Verstümmelung geblieben seyn, deren Gegenstand sie war, und es wäre ihre Pflicht gewesen, über diesen Punct eine Meynung auszudrücken. Vielleicht war es leichtsinnig zu nennen, ihr eine Mittheilung zu machen, die nicht in der Kammer der Deputirten berathen worden war. Wenn man sie nicht gemacht hätte, würde, für die definitive Discussion der auf die Pairie sich beziehenden Artikel, viele Verlegenheit vermieden worden seyn.

Die Rede, welche Herr Pasquier, in der Qualität als Präsident der Pairs-Kammer, sprach, ist geschickt abgefaßt. Sie lautet folgendermaaßen:

„Monseigneur! Die Kammer der Pairs kommt, Ew. königl. Hoheit die Acte vorzulegen, die unser Schicksal sichern soll. Sie haben vormals mit den Waffen in der Hand unsere noch neuen und erfahrungslosen Freiheiten vertheidigt; jetzt sind Sie im Begriff, sie durch Institutionen und Gesetze zu heiligen. Ihre umfassende Vernunft, Ihre Neigungen, das Andenken Ihres ganzen Lebens versprechen uns einen Bürger-König. Die edle Familie, von welcher wir Sie umgeben sehen, erzogen in der Liebe des Vaterlandes, der Gerechtigkeit und der Wahrheit, wird unsern Kindern den ruhigen Genuß der Charte, die zu beschwören Sie im Begriffe sind, und die Wohlthaten einer zugleich stabilen und freien Regierung sichern."

Hierauf gab der Herzog von Orleans folgende Antwort:

„Meine Herren! Indem Sie mir diese Erklärung mittheilen, bezeugen Sie mir ein Vertrauen, das mich tief rührt. Aus Ueberzeugung den constitutionellen Grundsätzen zugethan, wünsche ich nichts so sehr, als das gute Einverständniß der beiden Kammern. Ich danke Ihnen von Herzen dafür, daß Sie mir das Recht geben, darauf zu zählen. Sie legen mir eine große Pflicht, eine schwere Aufgabe auf; ich werde mich aus allen Kräften bestreben, mich dieses Vertrauens würdig zu zeigen."

Der Sonntag, der 8. August, war durch kein politisches Ereigniß bezeichnet. Jedermann war freudetrunken und schien von der großen Geburt auszuruhen, die eben stattgefunden. Uebrigens bereitete man sich auf das Fest vom folgenden Tage vor.

Deputationen fingen auch an von allen Puncten anzukommen, wo man schon kennen konnte, was wie gethan, und ihre Zustimmung war einmüthig. Die Anhänger selbst der abgesetzten Regierung erkannten den ganzen Umfang der von ihren Chefs begangenen Fehler, räumten ihre Unfähigkeit und daß sie ihr Schicksal verdient hätten, ein und unterwarfen sich, ohne zu murren, dem genommenen Entschlusse. Sie thaten noch mehr, sie gestanden, daß dieser Entschluß der beste sey, den man hätte fassen können. Sie hatten einen Augenblick die Republik gefürchtet, weshalb sie sich denn freuten, einen König zu haben, wer es auch immer sey. Sie hofften außerdem in ihm Sympathie für sich zu finden und die Folge hat nur zu sehr bewiesen, daß sie sich hierin nicht ganz betrogen. Aber sie haben sich bald zu begehrlich gezeigt und dadurch nothwendig gemacht, daß man streng gegen sie sey. Mißvergnügt geworden haben sie bald die Sprache geändert und strafbare Hoffnungen gefaßt. Wenn sie geschickter oder geduldiger gewesen wären, so würden sie leicht ihren Zweck erreicht haben, die einflußreichsten Menschen des neuen Hofes zu seyn; denn Ludwig Philipp suchte nicht nur sie zu gewinnen, sondern er sah auch in ihnen seine natürlichen Stützen. Der König betrachtet das, was er die höhern Classen nennt, als dazu bestimmt, seinen Thron aufrecht zu erhalten und diese Ansicht hat den größten Theil seiner Fehler veranlaßt. Er hat zu bald vergessen, daß sein Thron ein wahrhaft volksthümlicher Thron ist, d. h. ein Thron, im Namen des Volkes und durch das Volk errichtet und daß das Volk allein ihm Kraft und Dauer geben kann.

Unsere Revolution war ein Gegenstand der Bewunderung und Bewunderung für andere Völker. Mehrere waren selbst versucht, uns in die Laufbahn zu folgen, die wir eröffnet hatten. Die Souverains empfanden einen Schrecken, der heilbringend gewesen wäre, wenn man ihn zu benutzen verstanden hätte. Es war nicht nöthig, ihnen den Krieg zu machen, es reichte hin, sie ihn fürchten zu lassen, um uns in Europa wieder in die präponderirende Stellung zu versetzen, die uns die Restauration hatte verlieren machen. Hätten wir die Umstände zu benutzen gewußt, so hätten wir uns auf einen so respectabeln Fuß stellen können, daß uns nichts zu verhindern vermocht hätte, uns darauf zu erhalten.

Einige Monate waren kaum verflossen und alles, was diese Stellung Kräftiges und Großes hatte, war verschwunden. Die Doctrinairs hatten, indem sie versuchten, uns zu der Charte von 1814 zurückzuführen, Mißtrauen verbreitet und den patriotischen Aufflug gelähmt. Das Netz der Diplomatie umschlang uns überdies von allen Seiten und diese beschäftigte sich ohne Unterlaß damit, unsern Einfluß nach Außen zu vermindern. Im Monat August 1830 zitterte Europa vor uns. Es hätte mit allen Opfern, die ihm aufzulegen uns gefallen hätte, die Ruhe bezahlt, deren es zu berauben von uns abhing. Jetzt verachtet es uns, schickt uns seine Befehle zu und wir sind nur zu glücklich, ihm zu gehorchen. Sind wir denn nicht mehr Franzosen?

Während nun alle Vorbereitungen zur Thronbesteigung eines neuen Königs getroffen wurden, setzte Carl X. langsam seine Reise fort und kaum dachte man noch an ihn. Seine Langsamkeit war berechnet; sie hatte die Hoffnung zum Motiv, es würden sich einige Aufstände zu seinen

*) Herr Berard hält jetzt selbst für möglich, daß seine damalige Ansicht eine Illusion gewesen sey; sollte dies je zur allgemeinen Meynung (durch das fortgesetzte jetzige System der Regierung, d. h. des doctrinairen Ministeriums) werden, so würde dieser Ruhm auch in den Tadel des Mangels an Sach- und Menschen-Kenntniß sich auflösen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Gunsten ereignen. Diese Hoffnung wurde völlig vereitelt und wenn Aufstände hätten stattfinden können, so würden sie gegen den abgesetzten Monarchen gerichtet gewesen seyn. Als er sich redlich überzeugte, daß eine kalte und unfruchtbare Gleichgültigkeit das günstigste Gefühl sey, das er von den Bevölkerungen hoffen könne, durch welche er zog, so entschloß er sich, Post zu nehmen und seine Ankunft zu Cherbourg zu beschleunigen. Man vermied sorgfältig bei dieser Reise den Aufenthalt in zu großen Städten, oder selbst nur, sie zu passiren. Die öffentliche Indignation war zu lebhaft aufgeregt, als daß man nicht hätte fürchten sollen, die Aufwallungen des Volkes nicht hinreichend bemeistern zu können.

Im Laufe dieser traurigen Reise empfing und las die exkönigliche Familie die Journale von Paris mit großem Eifer. Ich weiß von Herrn André, damals Obersten der gendarmerie des chasses, der seinen alten Herrn erst zu Cherbourg verließ, daß, als die Zeitung ankam, worin sich mein Vorschlag befand, die Herzogin von Angouleme, nachdem sie ihn mit lauter Stimme vorgelesen, hinzufügte, von mir sprechend: „Dem haben wir wenigstens keine Vorwürfe zu machen. Er hat nie etwas von uns gefordert und vielleicht hat er sich sogar über uns zu beklagen.“ Sie täuschte sich; es war eben so wenig Feindschaft als Interesse in dem Betragen, das ich so eben beobachtet. Wenn ich hätte denken können, daß die Aufrechthaltung der alten Dynastie für das Glück des Landes besser sey, als die Errichtung einer neuen Dynastie, so hätte ich nicht angestanden, den Vorschlag dazu zu machen.

Derselbe Herr André sagte mir, daß die Familie Carls X. und diejenigen, die sie begleiteten, überzeugt waren, daß die eben ausgebrochene Revolution das Resultat einer weitverzweigten, lange vorbereiteten Verschwörung sey, an deren Spitze der Herzog von Orleans gestanden. Da diese Meynung von einer Menge Menschen in Frankreich getheilt worden ist, so ist es angemessen, sie zu zerstören. Es ist wohl möglich und ich glaube selbst, daß es viele Leute gab, welche die Möglichkeit, daß der Herzog von Orleans zum Throne von Frankreich gelangte, für etwas sehr glückliches hielten; aber ich bin gewiß, daß sie sich auf Wünsche beschränkten, und höchstens diese aussprachen. Der Herzog von Orleans, zurückgehalten durch Familien-Bande, die er selbst noch am 31. Juli zu brechen anstand, als das Volk die Absetzung Carls X. nicht nur ausgesprochen, sondern schon bewirkt hatte, hätte sie nicht freiwillig zerrissen. Er hat überdem, das muß man einräumen, die Entschlossenheit und die Willenskraft nicht, die dazu gehört, um solche Anschläge zu fassen und zu vollführen; und wenn man mir selbst nachwies, daß eine zu Gunsten des Herzogs von Orleans organisirte Verschwörung existirt habe, so würde ich gleichwohl noch sagen, daß sie ohne Einfluß auf die Juli-Revolution gewesen sey. Das Verbrechen einer Regierung, die mit einem Schlage die Freiheiten zerstören wollte, die zu respectiren sie geschworen, der Zorn des Volkes, der eine Wortbrüchigkeit gestraft hat, — das sind die wahren und unmittelbaren Ursachen der Revolution. Ohne Zweifel existirten und zwar seit langer Zeit, was die Aerzte Prädispositionen nennen, aber sie waren lange nicht hinreichend, um die Crisis zur Entscheidung zu bringen, und die Regierung Carls X. würde wahrscheinlich nicht in den Abgrund gesunken seyn, hätte sie sich nicht selbst hineingestürzt.

Kaum war eine zweite Woche seit dem Ausbruch der Revolution verflossen und schon konnte man sie als beendigt ansehen. Wie groß auch die seit dieser Epoche begangenen Fehler seyn mögen, so wird doch die unparteiische Geschichte, wenn sie die großen Ereignisse beurtheilen wird, wovon ich einen Theil erzählt habe, eine Geschicklichkeit anerkennen, die dazu erforderlich war, in einem so kurzen Zeitraum alle die Störungen zu bezeichnen, die die unermeßlichen Veränderungen mit sich bringen konnten, wovon wir zugleich die Zeugen und die Acteurs waren.

Wir waren auf dem Puncte, den König zu proclamiren. Von da an traten wir in eine legale und regelmäßige Ordnung der Dinge; die Zwistigkeiten waren ausgeglichen, der Haß schwieg und es hing nur von denen ab, die nun regieren sollten, daß er ganz erlösche. Nie hat sich die Morgenröthe des Glückes am Horizonte eines großen Volkes glänzender erhoben. Wenn Wolken sie verdunkeln, wenn später Stürme ausbrechen, so muß man das den Irrthümern, den Fehlern und vielleicht den Verbrechen derjenigen zuschreiben, denen man die Gewalt anvertraut hat.

Die Stadt Paris war zugleich ruhig und sehr belebt. Vom frühen Morgen an schien sich jeder zu einem großen Feste vorzubereiten; und in der That, ein Ereigniß, das ihre Ruhe sichert, ist ein Fest für die Bevölkerung. Der Herzog von Orleans sollte sich erst um zwei Uhr in die Deputirten-Kammer begeben und früh um neun Uhr belagerte schon eine unermeßliche Menschenmenge alle Zugänge. Um Mittag kamen diejenigen Personen an, die glücklich genug gewesen waren, Billets zu erhalten, und erhielten ihre Plätze in der kleinen Zahl von Tribunen, die für dieses ausgewählte Publikum bestimmt waren. Die anderen Tribunen waren für die Familie des Herzogs von Orleans, für das diplomatische Corps und für einige Behörden aufgehoben. Die Damen, die im Allgemeinen sehr elegant waren, und unter welchen sich manche von ausgezeichneter Schönheit befanden, machten die Mehrheit auf den Tribunen aus. Die Couloirs zur Rechten und Linken des Bureau waren in Amphitheater umgewandelt, um einige Personen mehr placiren zu können.

Gegen ein Uhr kamen die Deputirten allmählig an. Labbey de Pompieres, Benjamin Constant, Salverte und ich waren die ersten. Lafayette, Lafitte, Marchal, Audry de Puyraveau und eine Menge anderer Mieglieder von der alten Opposition trafen dann auch successiv ein. Die Deputirten der Centrums, und besonders die der rechten Seite beeilten sich weniger. Unter den letzteren war ich sehr verwundert, solche Leute zu sehen, wie Pas-de-Beaulieu und andere, die mir ihre Entlassung genommen zu haben schienen, indem sie sich geweigert, an unsern Berathungen Theil zu nehmen. Jacquinot Pampelune, Martignac, Berryer waren in unsern Reihen. Die rechte Seite des Saales war übrigens für die Pairs bestimmt. Der Deputirten waren ungefähr dreihundert an der Zahl.

Die Pairs von Frankreich, von ihrer neuen Verstümmelung noch bestürzt, waren nach Verhältniß weniger zahlreich. Ich zählte im Augenblicke der Eröffnung der Sitzung ungefähr achtzig, diejenigen mit einbegriffen, die, in Folge ihrer Functionen, auf den Stufen des Thrones ihre Stellen hatten. Unter den gegenwärtigen Pairs bemerkte ich — (hier folgt eine ziemlich lange Namens-Reihe, worunter von Broglie, Chaptal, Montalivet, Montebello, Portal, Portalis, Talleyrand die bemerkenswerthesten seyn dürften). Ich suchte Herrn von Chateaubriand, ohne ihn zu finden. Einige Pairs waren in kleinem Costume. Alle Deputirte, ohne Ausnahme, waren in gewöhnlicher Kleidung.

Die Tribune, sowie die Bureaux, des Präsidenten und der Secretaire der Kammer waren durch eine Estrade ersetzt, auf welcher sich ein Armstuhl von rothem Sammt und einige Tabourets von demselben Stoffe befanden. Zwei Tische, auch mit rothem Sammt bedeckt, standen zur Rechten und zur Linken. Auf dem einen sah man ein Schreibzeug und Federn, die dazu dienen sollten, die Verpflichtung zu unterzeichnen, welche der Herzog von Orleans zu übernehmen im Begriff war, Frankreich glücklich zu machen. Auf dem andern lagen die Insignien des Königthums, die Krone, das Scepter, das Schwerdt und die Hand der Gerechtigkeit. Ein Thronhimmel von rothem Sammet, mit goldenen Franzen verziert, von weißen Federn überherrscht, erhub sich über diesem beschriebenen Throne, den zahlreiche dreifarbige Fahnen von allen Seiten beschatteten.

Digitized by Google

Die Herzogin von Orleans nahm in ihrer Tribune Platz mit ihren Kindern, so jung und hoffnungsreich. Sie war sehr einfach gekleidet und schien tief gerührt von den lebhaften Acclamationen, deren Gegenstand sie war.

Artillerie-Salven meldeten die bevorstehende Ankunft des Prinzen, der als Herzog von Orleans in die Kammer treten und als König sie wieder verlassen sollte. Eine Deputation von zwanzig Mitgliedern empfing ihn an der Thür des Pallastes der Kammer. Patriotische Gesänge hallten wieder und bei seinem Eintritt wurde der Prinz mit dem allgemeinen Rufe: Es lebe der Herzog von Orleans! Es lebe der König! empfangen. Er stieg auf die Estrade, grüßte wiederholt die Versammlung, setzte sich, so wie der Herzog von Chartres, der zur Rechten, und der Herzog von Nemours, der zur Linken, auf denen vorwärts vom Throne stehenden Tabourets sich niederließ. Die Marschälle Oudinot, Mortier, Macdonald und Moliter nahmen von dem Tische die Insignien, die darauf niedergelegt waren. Die Minister, namentlich der Marschall Jourdan, Commissair für die auswärtigen Angelegenheiten, der General Gerard für den Krieg, Dupont de l'Eure für die Justiz, Guizot für das Innere, Bignon für den öffentlichen Unterricht, und Louis für die Finanzen, die vier Letztern in bürgerlicher Kleidung, stellten sich zu beiden Seiten des Throns. Athalin, Rumigny, Heymes, Damas ꝛc., Adjutanten des Prinzen, standen hinter ihm.

Ich kann nichts bessers thun, als dem Moniteur das authentische Protokoll dieser erhabenen Feierlichkeit zu entnehmen. Hier ist es:

„Im Jahre 1830, den 9. August, versammelten sich die Herren Pairs und die Herren Deputirten im Pallast der Deputirten-Kammer, auf die Convocation des Herrn Ludwig Philipp, Herzogs von Orleans, General-Lieutenants des Königreichs. Se. königl. Hoheit trat ein, begleitet von Ihren königl. Hoheiten, den Herzögen von Chartres und von Nemours und den Beamten seines Hauses und begab sich auf den Platz, der ihm auf der Estrade vor dem Throne bestimmt war.

„Die Pairs und die Deputirten standen mit unbedecktem Haupte. Nachdem Se. königl. Hoheit Platz genommen, sagte er zu den Pairs und Deputirten: Meine Herren, setzen Sie sich.

„Sich dann an den Präsidenten der Kammer der Deputirten wendend, sagte der Prinz:

„„Mein Herr Präsident der Kammer der Deputirten, ich ersuche Sie, „die Erklärung der Kammer zu lesen.““

„Der Präsident verlas sie und übergab sie Sr. königl. Hoheit, dem Herzog, der sie dem provisorischen Commissair für das Departement des Innern einhändigte.

„Eben so wendete sich der Prinz an den Präsidenten der Pairs-Kammer mit den Worten: „„Herr Präsident der Kammer der Pairs, „ich bitte Sie, mir die Adhäsions-Acte der Pairs-Kammer zu Händen zu „stellen.““

„Nachdem der Präsident dies gethan, übergab sie der Prinz dem provisorischen Commissair für das Justiz-Departement.

„Hierauf verlas der Herzog von Orleans seine folgendermaßen abgefaßte Annahme:

„„Meine Herren Pairs und meine Herren Deputirte! Ich habe „mit großer Aufmerksamkeit die Erklärung der Kammer der Deputirten „und die Adhäsions-Acte der Pairs-Kammer gelesen. Ich habe alle „Ausdrücke derselben erwogen und bedacht.

„„Ich nehme ohne Beschränkung und ohne Rückhalt die Clauseln und „Verpflichtungen an, die diese Erklärung enthält und den Titel König „der Franzosen, den sie mir ertheilt und bin bereit, die Beobachtung „derselben zu beschwören.““

„Se. königl. Hoheit erhob sich hierauf und leistete mit entblößtem Haupte folgenden Eid:

„„In Gegenwart Gottes schwöre ich, die constitutionelle Charte, mit „denen in der Erklärung ausgedrückten Modificationen, getreu zu beob„achten, nur durch die Gesetze und nach den Gesetzen zu regieren, an „jedem, nach seinem Rechte, gute und strenge Gerechtigkeit zu üben und „in allen Dingen nach der einzigen Rücksicht des Interesses, des Glückes „und des Ruhmes des französischen Volkes zu handeln.““

Der provisorische Commissair des Justiz-Departements überreichte nun die Feder Sr. königl. Hoheit, der sodann die Acte in drei Originalien unterzeichnete, um in dem königlichen Archiv, dem der Pairskammer und dem der Deputirten-Kammer niedergelegt zu werden.

Se. Maj. Ludwig Philipp, König der Franzosen, setzte sich dann auf den Thron, wo er von dem tausendmal wiederholten Rufe: Es lebe der König der Franzosen! begrüßt wurde.

„Nachdem endlich Schweigen eingetreten, hielt Se. Majestät folgende Rede:

„„Meine Herren Pairs und meine Herren Deputirten! Ich habe „eben einen großen Act vollzogen; ich fühle tief den ganzen Umfang der „Pflichten, den er mir auferlegt; ich habe das Bewußtseyn, daß ich sie „erfüllen werde. Mit edler Ueberzeugung habe ich den Verbindungs„Vertrag angenommen, der mir vorgelegt worden ist.

„„Ich hätte lebhaft gewünscht, nie den Thron einzunehmen, zu welchem „mich der National-Wunsch berufen hat; aber Frankreich in seinen Frei„heiten angegriffen, sah die öffentliche Ordnung in Gefahr; die Verletzung „der Charte hatte alles erschüttert; die Wirksamkeit der Gesetze mußte „wieder hergestellt werden und es geziemte den Kammern, dafür zu sorgen.

„„Sie haben es gethan, meine Herren; die weisen Modificationen, die wir „in der Charte gemacht haben, verbürgen die Sicherheit der Zukunft und „Frankreich wird, ich hoffe es, im Innern glücklich, von Außen geachtet „und der Friede von Europa mehr und mehr befestigt werden.““

„Der provisorische Commissair des Justiz-Departements lud hierauf die Herren Pairs und die Herren Deputirten ein, sich in ihre respectiven Kammern zurückzuziehen, wo der Eid der Treue gegen den König, die constitutionelle Charte und die Gesetze des Reichs von jedem derselben individuell geleistet werden sollte. Die Sitzung wurde aufgehoben.

„Gegenwärtiges Protokoll ist aufgenommen worden zu Paris, am 9. August, des Jahres Eintausend achthundert und dreißig.

Ludwig Philipp.““

(Folgen die übrigen Unterschriften der Präsidenten der Kammern Pasquier und Casimir Perier, wie der Vice-Präsidenten und der Secretaire, endlich der provisorischen Commissaire der Justiz und des Innern.)

Casimir Perier hatte mit starker und beinah declamatorischer Stimme die Erklärung der Deputirten-Kammer gelesen. Im Augenblicke, wo er die Worte aussprach: „Das allgemeine und dringende Interesse des französischen Volkes beruft zum Throne Se. königl. Hoheit, Philipp von Orleans," unterbrach ihn der General-Lieutenant mit dem Zusatz: Ludwig Philipp. Casimir Perier corrigirte sich und sagte: Ludwig Philipp von Orleans. Das erinnerte mich daran, daß sich unter denen von den doctrinairen Ministern ausgedachten Combinationen das Project befunden hatte, ihn unter dem Namen Ludwig XIX. oder Philipp VII. zum König zu ernennen, um ihn auf eine ununterbrochene Weise an die Kette der Könige der dritten Race zu knüpfen. Man hatte große Unfüglichkeiten bei dieser bizarren Idee gefunden, was denn auch ihre Annahme verhindert; aber man hatte sie doch nicht völlig verwerfen wollen, wie man gethan haben würde, wenn man die Benennung Philipp I. oder Ludwig I. angenommen hätte. Deswegen hatte man denn den Namen Ludwig

Digitized by Google

Philipp vorgezogen, welcher, da er keine Präcedentien in der Geschichte hatte, kein Hinderniß ausmachte, früher oder später auf dies sonderbare Project zurückzukommen. Man versicherte, daß dieser Wunsch der Legitimität von dem Gedanken des Königs selbst ausflösse; aber ich gestehe, daß ich es nicht glauben konnte. Ich mochte lieber voraussetzen, daß diese widerliche Schmeichelei das Werk einiger zudringlicher Hofleute sey, die, nachdem sie wiederholt fluche Diener des vorhergehenden Regimes gewesen, sich allerdings consequent zeigten, indem sie wollten, daß die neue Regierung die Fortsetzung von jener sey.

Nachdem die Feierlichkeit beendigt war, verließ der König den Saal, den Deputirten, Pairs und Bürgern häufig die Hand drückend, durch deren Menge er schritt, um zu seiner Begleitung zu gelangen. Ich habe die Händedrücke des General-Lieutenants vom 31. Juli 1830 getadelt. Ich billige die des Königs vom 9. August eben so wenig. Ich berufere mich nicht, dies zu sagen, aus einem monarchischen Gefühl, noch verwerfe ich dieses Zeichen der Vertraulichkeit in Folge einer überspannten Idee von der königlichen Würde; ich verwerfe es, weil es der Ausdruck von etwas Falschem ist. Es scheint einen Act der Gleichheit anzudeuten, der weder in dem Gedanken dessen, der die Hand giebt, noch dessen, dem sie gegeben wird, ist, noch seyn kann.

Die Königin brach unmittelbar nach dem Könige auf. Sie verweilte einige Augenblicke in dem Conferenz-Saal, wo sie Worte des Wohlwollens und der Güte an verschiedene Personen richtete. Sie hat überhaupt in allen ihren Handlungen eine seeundliche Würde, die überall das Rechte und Schickliche wählt.

Einer der Adjutanten des Königs hatte mir am Morgen geschrieben, daß ich zum Mittagsessen ins Palais-Royal eingeladen sey. Ich kam ein wenig spät dort an und in dem Augenblicke, wo man sich zu Tische setzen wollte. Ich mischte mich, ohne so zu sagen bemerkt zu werden, unter die zahlreichen Gäste. Die Haupt-Personen der Revolution wohnten diesem Mahle bei, das nichts Königliches hatte, als seinen Ueberfluß; jeder fühlte sich so wohl und ungezwungen, als wenn er bei Seines-Gleichen gewesen wäre und dennoch überschritt niemand die Gränzen einer ehrfurchtsvollen Vertraalichkeit. Dieses, mindestens in den Formen, wahrhaft bürgerliche Königthum, hat nicht lange gedauert. Diejenigen, welche sich aus Berufspflicht am häufigsten bei dem Könige befanden, strebten keineswegs dahin, daß ihr Vorrecht von zu vielen Personen getheilt werde, und diese trieben zu der Errichtung einer Art von Hof (oder Hof-Etiquette) an. Bald war der König mehr oder minder von den einfachen Bürgern isolirt und nach und nach kennt er ihre Bedürfnisse nicht mehr, hat er ihre Wünsche vergessen; mit einem Worte, er ist ein König geworden, wie ein anderer.

Ich hatte weder mit dem König noch mit der Königin geredet und suchte auch nicht die Gelegenheit dazu, als mir nach Tische, während ich auf der Terrasse spazieren ging, welche den Hof des Palais-Royal vom Garten trennt, der König begegnete. Er kam mit dem freundlichsten Gesicht auf mich zu und sagte, nach einigen Worten wohlwollender Höflichkeit: „Herr Berard, ich werde nie vergessen, wie gut Sie den Werth „des Augenblicks kennen. Bei zwei sehr wichtigen Gelegenheiten haben „Sie zuerst gesehen, was zu thun war, und haben es auch zuerst gethan. „— Sire," antwortete ich ihm, „wenn man von dem Interesse seines „Landes beseelt ist, täuscht man sich selten und man strebt immer eifrig „dahin, sein Ziel zu erreichen. Das, an welches wir gelangt sind, wird „die Billigung von ganz Frankreich erhalten." Der König fragte mich hernach, ob ich die Königin kenne oder ob ich sie schon gesehen hätte und, auf meine verneinende Antwort, eilte er einige Schritte weiter, nahm sie bei der Hand und führte sie auf mich zu. „Ich stelle Dir „hier," sagte er zu ihr, „den Mann vor, der uns so viele Dienste „erwiesen hat und dem wir so große Verpflichtungen haben." Die Königin richtete einige verbindliche Worte an mich. „Ich schätze mich „glücklich," erwiderte ich ihr, „daß das, was meine Ehrfurcht und meine „Liebe verdient, sich mit den Interessen Frankreichs in Einklang gefunden „hat. Wenn diese etwas Anderes erheischt hätten, würde ich anders „gehandelt haben." Diese vielleicht etwas trotzige Offenherzigkeit wurde sehr gut aufgenommen und erwarb mir neue Lobsprüche. Auch der Herzog von Chartres und Madame Adelaide sagten mir viel Schönes.

Ich war damals ein bedeutender Mann, dem man laut gestand, daß man ihm einigen Dank schuldig sey, von dem man nicht glaubte, Gutes genug sagen zu können. Die Gunst oder, um in der Sprache der Hofleute zu reden, die Gnade, in welcher ich stand, war so groß, daß sie ihren Neid zu erwecken schien, und ich begriff an diesem Abend, was für Leute, die dafür empfänglich sind, der Rausch der Höfe ist. Ich wurde indessen nicht verführt und sobald es der Wohlstand erlaubte, zog ich mich mit dem festen Entschlusse zurück, nichts zu thun, um eine Gunst zu cultiviren,*) die so viele andere gern um den Preis ihrer Unabhängigkeit gekauft hätten, und die nie den kleinsten Einfluß auf die meinige hatte.

Mit Ausnahme einiger Deputationen von meinem Departement, die ich zu übernehmen mich nicht überheben konnte, kehrte ich nicht nach dem Palais-Royal zurück als da, wo es, indem eine wichtige Function mir anvertraut wurde, meine Pflicht war, meine Dankbarkeit auszudrücken und die nöthige Verbindung mit dem Staats-Oberhaupt zu unterhalten.

Das ist denn der zweite große Act meines politischen Benehmens in der Revolution von 1830. Ich habe nichts verschwiegen, nichts hinzugesetzt; ich habe heute geschrieben, wie ich im ersten Augenblicke geschrieben habe und geschrieben haben würde. Nur habe ich mir Reflexionen nicht versagen können, die, gewissermaaßen gegen meinen Willen, aus meinem Gegenstande hervorgingen. Sie sind bisweilen streng, aber sie sind niemals feindlich. Ich denke, daß man aus dem Gebäude, das wir erbaut haben, mehr Nutzen hätten ziehen können, als geschehen ist; aber ich habe nie aufgehört, zu glauben, daß wir im Juli und August 1830 gethan haben, was man am Besten thun konnte und was den Interessen des Landes am angemessensten war; und wenn ich mich wieder unter gleichen Umständen befände, so würde ich, sollte man mich auch hartnäckiger Verblendung anklagen, wieder eben so handeln, wie ich gethan. Nur, das bekenne ich, würde ich glauben, mehr Vorsichtsmaaßregeln für die Zukunft zu nehmen.

Hiermit schließt das Buch des Herrn Berard. Noch sind demselben eine Anzahl, die Revolution betreffende, Actenstücke und Urkunden beigefügt, worunter auch die so unheilbringenden Ordonnanzen, so wie diejenigen, wodurch Carl X. dieselben, zu spät und deshalb wirkungslos, zurücknahm. Von diesen Actenstücken wollen wir unsern Lesern im nächsten Blatte nur noch den Protest der Journalisten mittheilen, der, als erster Aufruf zum Volkswiderstand, durch seinen Inhalt wie durch seine unberechenbare Folgen, zu den merkwürdigsten Urkunden unserer Zeitgeschichte gehört und deshalb auf alle Weise der Vergessenheit entzogen zu werden verdient.

(Der Beschluß folgt.)

*) Warum nicht? möchte man hier fragen, inwiefern dies möglich war, ohne sich zu entwürdigen, d. h. ohne die Ueberzeugung zu verkaufen und zu verläugnen; ja wir möchten es einen, wenn auch aus edler Quelle fließenden, doch falschen Stolz und einen Irrthum nennen, auf die ihm da noch offen stehende Gelegenheit verzichtet zu haben, dem König die Stimme der Wahrheit hören zu lassen, wo nur allzubald eine Menge Schmeichler und Eigennützige sich finden mußten, deren Interesse es war, sie ihm zu verbergen und zu entstellen. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 956. Hamburg. Sonnabend, den 20. September. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Erinnerungen aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreiches.

Von

Charles Nodier.

(N.)

Real.

(Fortsetzung.)

Es ist aller Welt bekannt, aus welcher Classe der Gesellschaft die Revolutionsausschüsse sich rekrutirten. Es geschah dies wahrlich nicht aus der der redlichen, arbeitsamen und tüchtigen Arbeiter, die sich durch ihre Fähigkeit und ihr Benehmen der öffentlichen Achtung empfehlen. Die Revolutionen neuerer Zeit geben sich zwar immer für den Capacitäten zu Gute kommend aus, endigen aber stets damit, daß sie der unmoralischen, der intriganten und der factiösen Mittelmäßigkeit die Gewalt in die Hände spielen. Einige ehemalige Grundbesitzer, durch das Laster verarmt, durch den Wucher ausgezogen; eine größere Zahl junger Leute, allen Ausschweifungen hingegeben, welche das Gemüth roh machen, durch gemeine Leidenschaften entwürdigt, durch einen müthigen Hang zu neuen sinnlichen Aufregungen getrieben, wie sie nur von Ausschweifungen dargeboten werden und die sich nur durch Gold und wieder Gold erkaufen lassen; und endlich eine unzählige Menge elender, träger und sittenloser Proletarien, ohne Sinn und Anlage zur Arbeit, daher sie ihr Brodt lieber in einen blutigen Sumpf tauchten als es mit ihrem Schweiße netzten: das war im Allgemeinen das Personal der Dictatur von zwanzigtausend Köpfen, unter welchen das der Plünderung preisgegebene Frankreich vor Schmerz stöhnte, wie eine in Sturm genommene Stadt; das war es, woraus insbesondere das Personal des Revolutionsausschusses zu Nantes bestand, die scheußliche Auswahl dessen, was es in dem Auswurf einer Bevölkerung am Gewaltthätigsten und Verderbtesten gab. Man mußte sich einer Anwandelung des Grausens erwehren, wenn man sie ansehen wollte, und es ekelte einem an, den Blick lange auf ihnen verweilen zu lassen.*)

Vier oder höchstens fünf der Angeklagten zeichneten sich jedoch vor den übrigen durch eine fast menschliche Gestalt aus. Carrier war Procurator, hatte folglich einigen Begriff von der Handhabung der Gesetze. Nach den meisten Aussagen ließ es sich jedoch beurtheilen, daß seine gewohnte Sprache bis dahin eben so ehrlos gewesen war, wie seine Sitten; er schien es sich aber vorgenommen zu haben, was ihm sichtlich zuweilen recht schwer ward, die Redensarten der Wachtstuben und der liederlichen Orte zu vermeiden, um statt ihrer jämmerliche Fetzen aus der römischen Geschichte und ziemlich elende redneeische Brocken aufzutischen, die er dem Journal de la Montagne und der Tribüne der Jacobiner gestohlen hatte. Der Notar Bachelier affectirte ein gesetztes Wesen, kurze, gemessene und ernste Antworten, einen milden und eindringlichen Ton, und er verschanzte sich wider die Verantwortlichkeit seiner Thaten hinter seinem falschen oder wahren Rufe der Duldung und der Menschlichkeit. Chaux bekundete seinen aufbrausenden Charakter in leidenschaftlichen Improvisationen, die nur selten die Regeln der Sprachrichtigkeit verletzten und die sich zuweilen zu einer Art von Beredsamkeit erhoben. Dem Goulin, welcher die Hauptperson, der Schlußnagel am Wagen des Ausschusses war, fehlte es nicht an einer gewissen Macht der geistigen Eigenschaften oder der Organisation. Er drückte am ersten mit einer kalten Reinheit Idee'n aus, die er logisch zu verketten und mit Geschicklichkeit anzustellen wußte, obgleich sie nicht immer die Wirkung hervorbrachten, die er sich davon versprochen hatte. So versuchte er es vergebens, die Metzeleien zu Nantes durch die Metzeleien zu Paris zu entschuldigen und sich nebst seinen Complicen in den Mantel der Straflosigkeit zu hüllen, welcher die Septembriseurs bedeckte.

Das Auditorium antwortete auf seine unbedachte Apostrophirung nur durch ein langes Gemurmel des Unwillens. Septembriseurs gab es dort nicht mehr, oder sie hatten mindestens schon die Meynung geändert, in der nur zu begründeten Hoffnung, bald neue Opfer zu bekommen.

Die Vertheidigungsrede Carrier's, als geschichtliches Document von höchster Wichtigkeit, weil sie bis zur Evidenz den Beweis führt, daß die in der Vendee verübten Gräuel das Werk der Ausschüsse der Regierung waren, bestand im übrigen aus den erbärmlichsten redneeischen Gemeinplätzen. Er wiederholt darin seine Lieblings-Redensart von Lorbeeren, die sich in Cypressen verwandelt haben, und die sich seit drei Monaten in den Clubs und in den Zeitungen umgetrieben; er spricht darin mit großem Pomp von seinen Kämpfen und von seinen Siegen, obgleich die Instruction es bewiesen hatte, daß er auf dem Schlachtfelde nur erschienen war, um davonzulaufen und der Armee das schimpfliche Beispiel einer panischen Flucht auf einem Pferde, das zu zäumen er sich nicht die Zeit gelassen hatte, zu geben. Er vergleicht sich dem jüngeren Horaz, der seine Schwester umgebracht; er vergleicht die Priester mit dem Cardinal von Lothringen, der die Büchse Carls IX. und die Dolche von St. Barthelemy eingesegnet, ohne daran zu denken, daß diese groteske Gelehrsamkeit nur auf Komödien-Dichtungen beruht und daß sie von Kindern in den untersten Classen der Collegien ausgezischt werden würde. Kurz, man hätte über diese Rede lachen können, wenn man nicht hätte darüber schaudern müssen: aber Carrier hatte seine Vorsichtsmaaßregeln gegen die Kritik getroffen: die Indignation rettete ihn, lächerlich zu werden.

Der Held des Tages als Redner, das war Real, und seine Aufgabe war nicht leicht. Er vertheidigte Goulin. Wohl überzeugt, daß es ein vergebenes Bemühen seyn würde, Thatsachen entkräften zu wollen, von

*) Ein treffendes und getreues Bild der Revolutionshelden, in welchen Blödsinnige oder charakter- und sittenlose Glücksritter noch heutzutage ihre Götter sehen möchten, und die sie deshalb gern mit dem Gewande der Lüge ausschmücken! Anm. d. Red.

Digitized by Google

welchen eine ganze große Stadt Zeugniß abgelegt hatte, breitete er sich über die nicht minder verabscheuungswürdigen Verbrechen aus, die sie provocirt hatten; er beklagte die unwiderstehliche Fatalität der Bürgerkriege, welche Gemüther, die gar nicht zu Excessen geneigt sind, aufregen, die Missethaten eines Feindes noch zu überbieten, indem sie diese nur zu bestrafen meynen; er erinnerte an die nur zu oft vorgekommenen Epochen der Geschichte, wo ähnliche Wasserbrüche durch Amnestieen getilgt, und, was noch weit mehr zu verwundern sey, durch öffentliche Belohnungen geehrt oder durch Religionen geheiligt worden wären; er hielt sich endlich an den Hauptsatz, welchen der National-Convent zugegeben, als er den Carrier angeklagt hatte, und zog aus dieser feierlichen Erklärung den Beweis, daß die von seinem Clienten vollzogenen Metzeleien nie etwas anderes als die Frucht eines passiven Gehorsams gewesen wären. Welche Unabhängigkeit, welche Freiheit des Willens konnte den Volksbeamten unter der Allgewalt eines blutdürstigen Tyrannen bleiben, der unter ihnen nicht anders als in Anfällen der Raserei erschien, den bloßen Säbel in der Faust, Drohungen und Gotteslästerungen im Munde, die Züge vom Zorn verzerrt und immer neue Opfer heischend! Man hätte freilich eher sterben als sich fügen, und die Erfüllung einer scheußlichen Pflicht andern Mördern überlassen sollen, die sich schon in Menge würden gemeldet haben. Ein jeder Sammelplatz von liederlichem Gesindel zu Nantes hätte deren ausgespieen. Aber was man da von Unglücklichen ohne Bildung, ohne Grundsätze, ohne Seelen-Adel verlangt, fuhr Real fort, das ist die höchste der Tugenden des Menschen in der Gesellschaft, das ist die hehre Verklärung des Lebens, welche die äußerste Probe des bürgerlichen Muthes ist, und von welchen die Reihe der Jahrhunderte kaum einige, zum Theil in das Reich der Fabeln verwiesene, Beispiele darbietet. Giebt es denn aber bei irgend einer Nation wohl einen Codex, welcher das Nichtvorhandenseyn, den Mangel des Heroismus mit dem Tode bestraft? Giebt es einen, der den unwillkührlichen Mord, den eine durch Gewalt gestrickte Hand unschuldiger Weise verübt hat, mit dem Tode bestraft? Der Arm, der gezwungen zustoßen muß, ist nicht strafbarer als das Messer, womit ein Mord vollzogen wird. Würde wohl irgend jemand die von dem unbetheiligten Agenten der Justiz Angesichts des Volkes vollzogene Hinrichtung einem Morde gleichstellen mögen? Gewiß nicht. Das Gesetz selbst ist darauf bedacht gewesen, diese zu legalisiren. Eine Tödtung kann also gesetzmäßig seyn; und welch eine Gesetzmäßigkeit lag nicht in dem unbezwingsamen Willen Carrier's, der nach der allgemeinen Meynung vermöge der eigenen Ausdrücke seines Mandats über alle Jurisdictionen und Gesetze gestellt war!

Dies Argument ward mit einer noch größeren Geschicklichkeit und mit mehr Talent, als was aus dem Vorbesagten erhellet, entwickelt, denn ich bin es beim Schreiben inne geworden, daß der Ausdruck nicht stets meinem gegenwärtig durch schwere Leiden hart mitgenommenen Gedächtnisse getreu war. Es war überdem in der Beziehung geistreich, daß es allen Schicklichkeiten der Sache zu genügen schien. Man konnte bei einiger Schaam zu Gunsten der Mitglieder des Nanteser Revolutionsausschusses in der That nur die Unverletzlichkeit des Henkers anrufen.

Real hatte inzwischen die Hoffnung nicht aufgegeben, einiges Interesse für die Angeklagten zu erwecken. Hatte er sich ihres Besten halber verpflichtet gehalten, sie als Menschen herunterzusetzen, so sah er doch ein, daß er nicht genug gethan haben würde, ihnen Nachsicht und Mitleid zu gewinnen, wenn es ihm nicht gelänge, sie durch einige moralische Eigenschaften und durch einige hochherzige Emotionen von den Tigern zu unterscheiden. Goulin war der Secretair des unglücklichen Phélippeaux gewesen, der vor den Verheerern unserer Provinzen zuerst verlorene Worte der Duldung hatte hören lassen und der seine Hingebung mit dem Tode bezahlte. Dieser Umstand gab ihm eine Episode des Gefühls und des Effects an die Hand, der sich in den schönsten Figuren der Rede fast nichts an die Seite stellen läßt. „Ich hatte die Absicht," sagte er, „die „Wittwe Phelippeaux's als Zeugin hierher zu berufen; aber die ehr„furchtsvolle Rührung, welche mir ihr Unglück einflößt, hat mich davon „abgehalten. Nein, Bürger, Goulin hat, selbst auf die Gefahr seiner „eigenen Existenz, die Wittwe Phelippeaux nicht zur Anschauung dieser „traurigen Stufen zwingen wollen, wo Alles die Erinnerung an ein „schmähliches Opfer zurückruft! Ist es da nicht, in der That, wo „Danton, der Herkules der Freiheit, gesessen hat? Dort, Camille Des„moulins, der geistreiche Lafontaine der Revolution, der ihr Tacitus „gewesen seyn würde? Und hier der Fenelon, der Las Casas der Vendee, „der tugendhafte Phelippeaux? Sey unbesorgt, Goulin, Du sollst seiner „Gattin Seufzen nicht hören, ihre Thränen nicht sehen! Erinnere Dich „lieber der glorreichen Tage, wo Du ihm in den Kampf folgtest, um dort „den Frieden durch den Sieg zu erkaufen; wie Du, indem Du Dich auf „der Brücke von Ce über die Mittel besprachest, diesen schönen, durch „den Krieg schwer heimgesuchten, Ländern ihre Ruhe und ihr Glück „wiederzugeben, von den hinter den Binsen und den Bäumen am Gestade „im Hinterhalte liegenden Brigands eine volle Lage Kleingewehrfeuers „erhieltest und diesen feigen Angriff damit beantwortetest, daß Du die „Marseillaise anstimmtest! O Goulin! wenn Du die Brücke des Ce's „passirest, so vergiß nicht, dem Gedächtnisse Phelippeaux's die Hymne der „Dankbarkeit und der Freundschaft zu singen." Ich erinnere mich nicht des Namens der Redefigur, durch welche der Redner das unfehlbare Resultat seiner Rede zu antizipiren scheint, indem er es durch eine kecke Vorhersicht unter die Zahl von Begebenheiten versetzt, die schon in Erfüllung gegangen sind, und ich habe es wahrscheinlich nie gekannt; aber es wird nie sehr schwer fallen, zu glauben, daß sie je mit mehr Kunst hervorgeholt und mit mehr Geschmack angewandt worden ist. Man sieht ein, ohne darum zweifeln zu können, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte.

Unter anderen rednerischen Kunstgriffen, die ich aus dieser schönen Vertheidigungsrede hätte anführen können, will ich einen citiren, der mir nicht minder wohlerdacht zu seyn scheint und der noch dramatischer ist. Ich habe gesagt, daß Real dahin gestrebt hatte, die nur zu sehr begründeten Vorurtheile zu zerstreuen, welche aus der Anklage hervorgingen, indem er den Geist der Zuhörer auf sanfte Vorstellungen und natürliche Gefühle zurückführte. Goulin, der grausame Goulin, war noch nicht weit genug über die Jugend hinaus, daß sich nicht einer oder der andere hätte erinnern sollen, bei ihm einige tugendhafte Anlagen und einige rührende Anhänglichkeiten wahrgenommen zu haben. Real bemächtigt sich aller Details dieser Art, die er hat einsammeln können und die für seinen Zweck passen; er entwickelt, er verdollmetscht, er vervollständigt sie, das ist außer Zweifel, möglich selbst, daß er deren erfindet; aber die Illusion, auf die er es abgesehen hat, täuscht auch seine Hoffnungen nicht; sie nimmt die Zuschauer, sie nimmt die Richter, sie nimmt selbst die Angeklagten ein, die sich mit Erstaunen weinen sehen. Ergriffen von der Rührung, die er erregt, giebt er ihr auch seinerseits nach, und kann mit unterbrochener Stimme kaum die Worte hersagen: „Sein Kopf war „exaltirt, sein Eifer blind, sein Handeln unbesonnen und grausam, aber „sein Herz war rein! Ich schwöre es, daß Goulin ein rechtschaffener „Mensch ist!" In demselben Augenblicke springt einer der Angeklagten außer sich auf; es ist Gallon, dem die Debatten nichts haben anhaben können, und dessen Unschuld durch den Rücktritt des öffentlichen Anklägers schon ausgesprochen ist. Er zerfließt in Thränen, er zittert, er stammelt, und ruft endlich schluchzend aus: „Goulin ist ein rechtschaffener Mann! „er ist mein Freund, ein wackerer Mann, mein Freund! Ich kenne ihn

Digitized by Google

„seit neun Jahren; er hat meine Kinder erzogen; er ist ein redlicher „Mann, er ist mein Freund! Tödtet mich, nur ihn nicht! Rettet, „rettet den Goulin!“ Die Rührung ist allgemein und erstreckt sich bis zu der Bank der Geschworenen. Man sieht, wie einige derselben zusammenschauern und sich umkehren, um ihre Thränen abzutrocknen. „Bürger,“ beginnt Real dann wieder mit dem Tone der Ueberzeugung, „sind das „da Blutmenschen?“

Wenn man die böse Natur der Menschen in Betracht zieht, die bei dieser Scene auf die Bühne gebracht wurden, so wird man allem Anscheine nach nur eine geschickte theatralische Combination darin erblicken; man muß jedoch bekennen, daß dem Advocaten, wie die Sache auch stehen mag, der Dichter wundersam zu Hülfe gekommen ist. Die Maschine ist es, welche die Entwickelung zu Stande brachte.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die projectirte Eisenbahn zwischen Mannheim und Basel.

Wir räumen dem folgenden Aufsatze, der uns zu beliebiger Benutzung mitgetheilt worden, um so williger einen Platz in diesen Blättern ein, als er die zur Evidenz die Nützlichkeit von Eisenbahnen überhaupt darthuend, auch die Theilnahme an dergleichen Unternehmungen in unserer Nachbarschaft noch mehr beleben dürfte.

Herrn Emil Müller in Lübeck.

Mannheim, den 21. Juli 1834.

Ihr verehelicher Brief vom 5. d. M., worin Sie mit Güte meiner Schrift, über Herstellung einer Eisenbahn mit Dampfwagen im Großherzogthum Baden, erwähnen, hat mich um so mehr, bei den vielfachen dergestigen Aufmunterungen in meinem Bestreben, dieser gewiß practischen, den Nationalwohlstand erhöhenden Idee, Eingang zu verschaffen und sie zu verwirklichen, gestärkt und ermuthigt, als derselbe mir, von einem der competentesten Beurtheiler zukam, von Ihnen nämlich, dessen kraftvollem, thätigen Wirken es gelungen ist, dem nordischen Handel und Deutschland, die frohe Aussicht, nach Beseitigung unverkennbar großer Schwierigkeiten, wie sie in den verwickelten Verhältnissen drei betheiligter Staaten liegen, so nahe zu verkünden, daß nach schon jetzt beendigten Vorarbeiten, zu Ihrer Eisenbahn von Lübeck nach Hamburg oder Altona, und nach definitiver Genehmigung Sr. königl. Majestät von Dänemark, unverzüglich zur Ausführung dieser, 37 englischen oder 8 geographischen Meilen oder 13½ badischen Stunden langen Eisenbahn, welche £ 200,000 oder fl. 2,400,000 kosten wird, geschritten werden kann.

Wenn Sie, schon so nah am Ziele, umsonst Nachrichten über unser Unternehmen in den Zeitungen gesucht haben, so ist nicht Gleichgültigkeit unsers badischen Publikums, so ist nicht Befangenheit, Engherzigkeit und Eigennutz im Wege gewesen, und es ist auch nicht der Furcht vor Concurrenz von Seiten der Franzosen, als welche bekannter mit den Wirkungen, durch die St. Etienner, von Lyon zur Loire gehenden Eisenbahn, eine solche dem linken Rheinufer entlang, von Mülhausen bis Mannheim zu errichten, beabsichtigen möchten, was bei ihren politischen Einrichtungen und ihrer weiter gediehenen Industrie, Ihnen sogar wahrscheinlich däucht; oder daß jene Concurrenz der von Leipzig ausgehenden Eisenbahn über Fürth, Nürnberg, Ulm und Lindau, unserm Unternehmen nachtheilig werden könne, die Ursache der bisherigen Verzögerung zuzuschreiben. Nein, wenn auch dem geisteichen, einsichtsvollen Norddeutschlande, eine große Energie, davon es einen sprechenden Beweis bei dem von Ihnen gemachten Vorschlag abgelegt hat, eigen ist, so muß man auch vorerst die Nähe von England in Anschlag bringen, den täglichen Verkehr und die innigere Vertrautheit mit dem, was dorten vorgeht, dann den geringern Umfang eben dieses Unternehmens (bloß von acht geographischen Meilen in seiner Länge, gegen das unsrige von dreiunddreißig geographischen Meilen); die Kraft und den Reichthum des dabei so sehr interessirten, stets unternehmenden Handelsstandes, der ehemals Kriegsflotten befehligenden Städte Hamburg und Lübeck und des noch jetzt über weite Reiche gebietenden englischen. Weit entfernt, daß bei uns vorerwähnte Umstände nachtheilig eingewirkt hätten, kann ich im Gegentheil zu Ihrer Beruhigung und der aller wackern Männer, Freunde und Beförderer der Eisenbahnen, denen das Wohl des deutschen Vaterlandes am Herzen liegt, und die in Errichtung derselben ein Mittel, Glück und Wohlfahrt zu verbreiten, erblicken, Ihnen melden:

Daß Se. königl. Hoheit unser Großherzog, zugleich mit der Zueignung meiner Schrift, die Idee mit Wärme und Wohlgefallen aufgenommen und auch sogleich eine Commission von Regierungs-Mitgliedern zur Prüfung und weitern Begutachtung zu ernennen geruht hat.

Ebenso haben beide Ständekammern, einstimmige und im Wesentlichen gleichlautende Beschlüsse gefaßt, wodurch diese hohen Organe des badischen Volkes, die Staatsregierung, unter angelegentlichster Empfehlung meines Vorschlages zur fernern Erwägung ersucht, die erforderlichen Vorarbeiten unter Prüfung der Frequenzverhältnisse vornehmen, und mithin alles baldigst verkehren zu wollen, was die Ausführung sichern und beschleunigen kann.

Mithin auch ist es Wahrheit, zu sagen: daß Thron, Regierung und Volk in diesem Betreff einmüthig sind, und die Ausführung demnach wohl gewiß stattfinden werde. Daß seither dringende Wünsche nicht laut geworden sind, liegt eben in vorbemerkten Angaben, indem unser Volk, mit um so größerem Vertrauen, den Erfolg jener, von seinen Stellvertretern, an die hohe Staats-Regierung gerichteten Wünsche abwartete, als dasselbe in den väterlichen Gesinnungen seines vortrefflichen Landesfürsten, und in dem sich stets bewähreten Eifer der Regierung, alles allgemein Nützliche zu befördern, eine Bürgschaft fand, daß ganz gewiß diese heilbringendste aller volksbeglückenden Anstalten mit möglichster Eile, jedoch mit nöthiger Umsicht, ins Leben gefördert werden würde.

Nachtheilige Concurrenz von französischer Seite, durch Herstellung einer Eisenbahn auf dem linken Rheinufer, ist um so weniger zu befürchten, indem Frankreich eigentlich bis an den Rhein, als eine Fortsetzung der pyrenäischen Halbinsel, an seiner Rheingränze bloß als an den europäisch-asiatischen Continent angelehnt, seine Städte Strasburg und Mülhausen, mehr wie äußerste Puncte seines Handelssystems nach Osten hin betrachtet, die dem französischen Handel nur insofern wichtig sind, als sie sich der Wechselwirkung des innern Verkehrs Frankreichs hingeben und zu derjenigen seiner eigenen Seehäfen geeignet sind, und eben durch Verbindungen in diesem Sinne, nach und von dem Innern, (nicht der Gränze entlang), den südwestlichen deutschen, schweizerischen activen Handel, und den vom nördlichen Italien, in ihren Wirkungen zu beschränken. Daher Frankreich, dem es seit funfzig Jahren, bei Vervollkommnung seiner Communicationsmittel gelungen war, die Schweiz, und einen Theil des südwestlichen Deutschlands, hauptsächlich aus dem von Basel 220 Stunden entfernten Havre, mit überseeischen Producten vorzugsweise und fast ausschließlich zu versehen, und diese Länder von ihrer natürlichen Bezugsquelle, die nur 160 Stunden entfernten niederländischen Seehäfen, ab und an sich zu ziehen, wohl nie seinem Interesse angemessen finden wird, eine solche Eisenbahn auf dem linken Rheinufer zu begünstigen, vielmehr allen Anlaß findet, einem solchen Vorschlage, von welcher Seite er komme, entgegenzuwirken.

Digitized by Google

Die andere Linie aber, die nach dem einsichtsvollen hannöverschen Herrn Oberbergrathe, C. Grote,*) Mitteldeutschland, in fast gerader Linie über Hannover (oder vielmehr von Magdeburg aus), über Leipzig, Nürnberg, Ingolstadt, Kempten, Insbruck, Brixen bis Venedig und an das adriatische Meer durchziehen würde, kann unserer Eisenbahn keinen Abbruch thun, indem diese über Genua und Mailand, Lugano und Bellinzona, St. Gotthardt, Luzern und Basel, die Verbindung mit dem mittelländischen Meere, ebenfalls in geradester Linie, bis Cöln und Amsterdam herstellt. Und dann endlich, indem dasjenige, was dennoch von Handelsgütern bestimmt ist, in diese Richtung, anstatt über Bremen, Hamburg und Lübeck, selbst etwa von Triest, Venedig und aus der Lombardei versandt zu werden, über den Splügen, nach Chur, Rhoeschach und Constanz, dennoch auf unsere badische Eisenbahn gebracht werden wird.

Daher der badische Handelsstand, keineswegs aus Besorgniß über eine solche Concurrenz zurückzutreten Anlaß fand, und derselbe sieht vielmehr gar wohl ein, wie auch reiche Güterbesitzer und Capitalisten, welche unberechenbare Vortheile es ihnen bringen wird, wenn als Folge der Herstellung unserer badischen Eisenbahn von Mannheim bis Basel inmitten von Europa, auf der Straße des ältesten und permanentesten Handelsweges vom Norden nach Süden, alle zwischen diesen Endpuncten Mannheim und Basel liegenden Städte, gleicher Vortheile theilhaftig seyn, oder vielmehr, alle zusammen, in Bezug auf Handel und Verkehr, nur eine einzige blühende Handelsstadt seyn werden. Man sieht im Badischen wie in Basel dies alles sehr wohl ein, und seitdem der hochherzige Freiherr von Cotta, dem großen Beispiele seines verewigten Vaters folgend (welchem wir die Dampfschiffahrt auf dem Rheine verdanken), unserm Unternehmen seinen Beistand und vielvermögenden Einfluß angedeihen lassen will, hat die öffentliche Meynung natürlich denselben an die Spitze gestellt und mit ihm die Bankier-Häuser in Basel und hier, welche bereits in vorbemeldeter Stadt zur Leitung bezeichnet wurden. Allgemeines seeudiges Mitwirken ist um so gewisser, und es wird dasselbe stattfinden, sobald jene Vorarbeiten von unserer Regierung veranstaltet seyn werden, und von nun an stehe ich nicht mehr, zwar hoffnungsvoll und unverdrossen, als das vereinzelte, nur schwache Werkzeug der Vorsehung, zur Verwirklichung ihrer Absichten da.

In besonderer Rücksicht auf die Schweiz, die Wichtigkeit erwägend, die die fragliche Anstalt für dieses Land wegen Waaren- und Lebensmittel-Bezug, Industrieerzeugnisse derselben und Fremdenverkehr haben müssen, entschloß ich mich vor acht bis neun Wochen zu einer Reise dahin, um dieserhalb Rücksprache mit vielen der angesehensten Männer jenes Landes, meine Freunde, zu nehmen, wodurch ich mich von der bereitwilligsten Antheilnahme, bei dem Vorhandenseyn großer, jetzt mehr als je, schwierig anzulegender Capitalien, wie dies im westlichen Theile stattfindet, überzeugte und demnächst in Basel, bestimmte Anerbietungen in jener Hinsicht und Aufträge mit Vollmachten zu Unterhandlungen mit unserer Regierung erhielt, da dessen aufgeklärtem Handelsstande die Wichtigkeit der nicht zu bestreitenden Vortheile einleuchtete, die diese Stadt und der ganzen Eidgenossenschaft in so hohem Grade erwachsen würden.

Ueber hinlängliche Frequenz, wodurch ein genügender Reinertrag begründet wird, konnten bei vorbemerktem Bestande des gegenwärtigen und sich natürlich sehr vermehrenden Waarenzuges, um so weniger Bedenklichkeiten sich erheben, als ich auf eine, niemals widersprochene Weise, in einer Reihe von Aufsätzen in der Carlsruher Staatszeitung, vom November und December vorigen Jahres dargethan, und überzeugend bewiesen habe: daß wenn auf die der Güter zu 3½ Millionen Centner, und die der Reisenden zu 91,000 jährlich, in meinem Vorschlage nachgewiesen, dennoch erstere, nämlich die Güterfrequenz, in so hohem Betrage contestirt, letztere aber die der Reisenden zugegeben worden, maßen anerkannt wird, daß die rheinische Dampfschiffahrt, unter steter Vermehrung der Eilwagen und sonstigem Fuhrwerk von 60,000 allmählig auf 98,800, wie im vorigen Jahre 1833, während offener Fahrt von neun Monaten gestiegen ist, so habe ich die Waarenfrequenz, auf den zugegebenen Betrag von 1,000,000 Centner 50,000 Tonnen, und die der Reisenden zu 91,000, bei dem Kostenbetrage der Bahn, mit zwei Geleise-Paaren zu sieben Millionen, oder nur mit einem Geleise-Paare zu fünf Millionen Gulden nachgewiesen, daß der Reinertrag der Actien im ersten Falle 15 Procent, im letzteren aber 20 Procent seyn würde. Ja, ich habe noch mehr zugeben können, nämlich, daß wenn auch nicht ein Centner Handelsgüter auf der Eisenbahn transportirt würde, sondern nur diese einundneunzigtausend Reisende, zum mäßigen oder vielmehr niedrigsten Tarif von 12 kr. von der badischen Stunde (sehr mäßig gegen das, was in Frankreich und England üblich ist, und da auch Sie auf der Lübeck-Hamburgischen Eisenbahn 16 kr. rechnen), gäbe man mir nur zu, daß die Zahl der Reisenden sich bald verdoppeln werde, wobei ich annehmen wolle, daß dies nur durch eine Classe wenig bemittelter Reisenden, auf einem zweiten Platze, um den halben vorstehend bemerkten Preis, also zu 8 kr. von der Stunde, geschähe, so ergiebt es sich: daß, sollte man ferner behaupten, daß unsere Eisenbahn mehr denn

fünf Millionen mit einem Geleise-Paare kosten sollte, zu welchem Betrage der Reinertrag noch wäre	25 pCt.;	oder mehr
denn sieben Millionen mit zwei Geleise-Paaren, wo sie als Actien-Dividende abwerfen würde	17½ =	daß sie
zehn Millionen kosten sollte (Sie geben mir den Kostenüberschlag Ihrer Eisenbahn von sieben- unddreißig englischen oder acht geographischen Meilen zu £ 200,000 an, was für die unsrige fl. 9,600,000 machen würde, was sie aber wohl niemals kosten wird), daß dann der Reingewinn	12½ =	oder wenn
sie sogar zwölf Millionen kosten sollte, daß derselbe dann noch betragen würde.....	10¼ pCt.,	

daß daher auch, jede Capitalanlage, auf alle Fälle, von doppeltem Zinse bis zu fünf- und sechsfachem betragend, die Actieninhaber in gleichem Verhältnisse bereichern müssen, und jener hohe Zinsgenuß wohl um so gewisser ist, als eine starke Güter-Circulation, und die sich sehr vermehrende (verdrei- und vierfachende) Reisenden-Zahl den Dividenden-Ertrag des Reingewinnstes vermehren wird.

Unsere badische Eisenbahn ist der Anfang und das Ende am Fuße der Alpen und des Jura's und die nothwendige Bedingung des erfreulichen Gedeihens aller im Nordwesten von Deutschland und in Belgien projectirten Eisenbahnen am Delta der Weser-, Rhein-, Maas- und Schelde-Mündungen. Ihr ist der im schiffbarsten Zustande sich befindende Mittel-Rhein, von Cöln bis Mannheim, das erwünschteste und auch in jeder Hinsicht genügendste Verbindungsmittel. Sie wird der Dampfschiffahrt und dem handeltreibenden wie dem reisenden Publikum die vollkommenste Befriedigung gewähren, und jene Rhein-Dampfschiffahrt ihr dagegen die ersprießlichsten Dienste leisten. Durch sie wird jene große Brücke über das Festland von Europa geworfen, und, in ununterbrochenem Laufe von Lübeck und Hamburg über Frankfurt a. M., und durch eine Fortsetzung von Frankfurt, über Großgerau auf dem rechten Rheinufer, der alten Rheinstraße entlang (nicht also über Mainz, was das Terrain nicht gestattet, und ein ganz zweckloser Umweg von sieben Stunden wäre, wogegen eine für sich bestehende Verzweigung von Mainz

*) Ueber ein Eisenbahn-System für Deutschland, von C. Grote, königl. hannöverschem Oberbergrathe. Göttingen bei van den Hoeck und Ruprecht, 1834.

Digitized by Google

auf Frankfurt am Fuße des Taunus jedem Bedürfniß der Handelswelt und des reiselustigen Publikums besser entsprechen wird) bis Mannheim und bis Basel hergestellt, vermittelst welcher in kürzester Zeit und geradester Linie, Reisende und Güter über den St. Gotthardt, Mailand und Genua und das mittelländische Meer erreichen können. Also nicht nur, daß die Kraft des Beispiels allen Eisenbahnen-Unternehmungen in Deutschland Vorschub leisten wird, sondern der Ertrag und das bessere Gedeihen desselben wird durch Vervollständigung zweier vom Norden nach Süden, in geradesten parallelen Richtungen laufenden Linien mit zweckmäßigen Verzweigungen versehen; das eine nach vorerwähntem Vorschlage des Herrn Oberbergraths C. Geote, das sächsische Eisenbahn-System unsers hochverdienten amerikanischen Consals, Herrn Friedrich List, in sich aufnehmen, das Mitteldeutsche Adriatische, das andere aber von Basel bis Mannheim, an dem Vereinigungspuncte Cöln, wo alle Eisenbahnen von Osten, Westen und Norden gerichtet werden müssen, das rheinisch-figurische Eisenbahn-System genannt werden. Beide Systeme würden Ihrer Eisenbahn von Lübeck, Hamburg und Altona Zufluß bringen und Frequenz verschaffen, und die Eisenbahnen von Antwerpen, Basel, Leipzig bis Beiren und Venedig, nichts anders als Fortsetzungen jener Schöpfung seyn, welcher Sie mit Glück solch unermüdliche Thätigkeit gewidmet haben.

Ich hoffe mit Ihnen, daß diese Aussichten, die nicht bloß, erst noch vor zehn Jahren für eitle Träume, sondern noch jetzt, von gar manchem, sonst einsichtsvollen Manne dafür gehalten werden, in vorbemerktem Umfange, wenn wir das Glück haben, den Frieden zu behalten, in sieben bis acht Jahren zur Ausführung und Vollendung kommen können, und daß sie unserm deutschen Vaterlande um so nützlicher seyn und dessen Aufblühen um so mehr befördern werden, als es schon groß und herrlich sich gestaltete, ehe diese neue Erfindung in Gebrauch kam, die es aber nothwendig aufnehmen muß, um dadurch seiner Industrie und seinem Kriegswesen den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben, was andererseits, ohne Einbuße, wie England und Frankreich in Betreff der Summen tragen müssen, die auf Canäle in jenen Ländern verwendet wurden.

Für die schätzbaren Mittheilungen über Ihre Eisenbahn, wie sie von dem verdienstvollen Mr. Francis Gilrs hergestellt werden wird, bin ich Ihnen sehr verpflichtet, so wie für die Nachrichten über das Wirken des höchst schätzbaren, durch Nivellirung und Absteckung der Liverpool-Mancheſter Eisenbahn ausgezeichneten Mr. Vignoles, und seines Gesellschafters Mr. John Taylor, bei der nun projectirten Eisenbahn von Hannover über Celle und Lüneburg, nach Harburg und somit in der Länge von beinahe einundzwanzig geographischen Meilen oder fünfunddreißig badischen Stunden bis an die Elbe bei Hamburg, die nach Ihren Nachrichten unverzüglich begonnen würde.

Ihr ganz ergebener

L. Newhouse.

Notiz über den General Rodil.

(L.)

Rodil ist ein eigenthümlicher Charakter; es ist der Typus der alten spanischen Race, die man nicht anders mehr als in der Geschichte findet. Bei den Ereignissen, welche die Macht des Mutterlandes in Südamerika zerstört haben, entwickelte er die schreckliche Energie, die unerschütterliche Festigkeit und die überlegte Grausamkeit eines Cortez und Pizarro.

Im Jahre 1814 war Rodil Oberst-Lieutenant. Die Laufbahn des Avancements war für ihn in Europa verschlossen: er ging deshalb nach Südamerika. Die Ereignisse, wovon dieser Theil der Welt der Schauplatz wurde, begünstigten seine Ehrsucht und hoben seine Talente und seine Tapferkeit hervor. Die heroische Vertheidigung der Schlösser von Callao wird in den Annalen der Belagerungen eine ausgezeichnete Stelle behaupten. Nach der Schlacht von Ayacucho weigerte er sich, den Artikel der von den Generalen Canterac und Sucre geschlossenen Capitulation zu ratificiren, welcher die Uebergabe von Callao, dessen Gouverneur er war, stipulirte. Er machte alle Anstalten zu einer kräftigen Vertheidigung und hielt die Festung achtzehn Monate lang, unter einem Hagel von Bomben und Kugeln, mit einer Garnison, die durch Hunger und durch ein ansteckendes Fieber, schrecklicher als das feindliche Feuer, decimirt wurde. Die Leiden der Garnison und der unglücklichen Einwohner während der Belagerung übersteigen alle Begriffe. Von viertausend Personen, die sich da befanden, die mehresten der königlichen Sache ergeben und fast alle den besten Familien von Lima angehörend, blieb keine einzige am Leben. Mehr als einmal empörten sich die Truppen der Garnison; aber die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart des Gouverneurs führten sie immer zu ihrer Pflicht zurück. Folgender Zug offenbart ganz den Charakter dieses Generals.

In den letzten Tagen der Belagerung, als alle Hülfsquellen erschöpft waren und jede Hoffnung auf Hülfe verschwunden schien, erfuhr Rodil, der die Festung unterminirt hatte, um sich eher in die Luft zu sprengen, als sich gefangen nehmen zu lassen, daß zwei Infanterie-Regimenter von Buenos-Ayres das Complott gemacht hätten, den Platz zu übergeben. Um die Häupter der Verschwörung zu entdecken, wendete der General eine Kriegslist an, wovon die Annalen des Krieges wohl nur seltene Beispiele liefern. Er versammelte die beiden verdächtigen Regimenter und sagte ihnen, daß er, die Hoffnung auf Hülfe aufgebend, beschlossen habe, sich und seine getreuen Spanier unter den Ruinen der Festung zu begraben. „Was euch betrifft," fügte er hinzu, mit dem Anschein von Indifferenz und Gutmüthigkeit, das er anzunehmen so gut verstand, „ihr seyd Amerikaner. Ihr steht gegen euern Willen in unsern Reihen; euch halte ich nicht länger zurück. Diejenigen unter euch, welche die Garnison verlassen und die königliche Sache aufgeben wollen, mögen aus den Reihen und zwanzig Schritte vor die Linie treten." Erfreut, auf diese Weise dem Loose zu entgehen, das sie bedrohte, folgten ein Oberster, mehrere Offiziere und etwa hundert Unteroffiziere und Soldaten der Aufforderung ihres Generals und stellten sich vor der Fronte der Regimenter auf. Alsobald nahm Rodil die Cigarre, die er bis dahin ruhig geraucht, aus dem Munde und rief das Commando-Wort: Fuego! Das war das Todesurtheil der Verschwörer; *) alle stürzten zu Boden, in ihrem Blute gebadet, und die erschreckte Garnison kehrte zum Gehorsam zurück.

Als endlich Rodil die Sache Spaniens in Amerika verloren sah, unterzeichnete er eine ehrenvolle Capitulation unter der Bürgschaft Sir Robert Marwell, Commandant des Schiffes Sr. brittischen Majestät, Briton. Als die Artikel aufgesetzt waren, legte sich der Briton unter die Wälle der Citadelle und der unbezwingliche Gouverneur begab sich, nachdem er die Capitulation unterzeichnet, unter den Schutz der englischen Flagge.

*) Darunter konnten viele Unschuldige seyn. Ist der Zug wahr, so ist er ein Schandfleckeu, den keine Tapferkeit abwaschen, keine Berufstreue rechtfertigen, kein politischer Fanatismus selbst entschuldigen kann. Die Handlung ist nicht nur eine schändliche Hinterlist und Grausamkeit, sondern auch ein Menschenmord ohne Eingeständniß und Beweis der Schuld der Einzelnen.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

Es ist zu bedauern, daß die Laufbahn des tapfern Rodil, daß der Glanz seiner kriegerischen Talente durch solche Handlungen verdunkelt worden ist, die unsere Civilisation nicht anders als verdammen kann. In den Kriegen von Amerika machte er auf die unglücklichen Patrioten, wie auf wilde Thiere, Jagd. „Con que amigo," sagte er eines Tages ironisch zu einem Patrioten-Offizier, den man zum Gefangenen gemacht hatte? „Con que estos patrioto. Also Sie sind Patriot, einer von denen Leuten, die zum Wahlspruch haben: Unabhängigkeit oder Tod! Da ich Ihnen den ersten Theil Ihres Wunsches nicht gewähren kann, so werde ich dafür sorgen, Ihnen den zweiten gleich zu verschaffen." Darauf wendete er sich mit der größten Kaltblütigkeit nach einem Ordonnanz-Offizier um und sagte: matte le. Einige Augenblicke nachher kündigte ein Pelotonfeuer an, daß der Gefangene aufgehört hatte, zu leben.

Die Insel Malta.

(2.)

Man findet im Temps folgenden Brief, der, mindestens als Notiz aus neuerer Zeit über den jetzigen Zustand dieser Insel, nicht ohne Interesse ist. Er ist von dem Artillerie-Capitain Hoart geschrieben, der, in Begleitung des Staabs-Capitains Bruneau und des Ober-Wundarztes Fourcade, nach Aegypten gegangen ist, die Saint-Simonisten dort aufzusuchen. Dieser Zweck der Reise muß billig Wunder nehmen, da die Saint-Simonisten, wenngleich nicht so verfolgt, wie anderwärts, doch in Aegypten für ihren ursprünglichen Zweck nichts haben ausrichten können, diesen auch größtentheils aufgegeben und sich andern Geschäften gewidmet haben.

Malta, den 30. Juli.

Wir sind zu Malta angekommen nach einer Ueberfahrt von neun Tagen. Am 24., um zwei Uhr Nachmittags, haben wir in dem Hafen von La Valette die Anker geworfen.

Die Insel Malta bietet in diesem Augenblicke nur einen Zustand von Verfall und Elend dar; auch wandern die Malteser aus, sobald sie eine Gelegenheit dazu haben: mehrere gehen nach Algier, andere nach Aegypten. Ihre Sprache, die sich dem Arabischen nähert, verschafft ihnen große Vortheile in Afrika.

Die Insel Malta zählt ungefähr 90,000 Einwohner; die Insel Gozzo, die ganz nah dabei liegt, enthält 25,000 und beide Inseln bringen nur so viel hervor, als nöthig ist, um den dritten Theil dieser Bevölkerung zu ernähren. Ehemals, unter der Regierung der Ritter, genossen die Bewohner von Malta einer gewissen Wohlhabenheit, weil die Reichthümer des Ordens im Lande verwendet wurden. Eine Masse von Arbeit setzte sie in Thätigkeit, theils für die Ausrüstung und den Dienst der Galeeren, theils für den Transport der Verproviantirung, theils für die zahlreichen Einrichtungen, welche jeden Augenblick für die Unterhaltung, die Nahrung, die Wohnung der Ritter oder Fremden gemacht wurden, die gezwungen waren, in Folge dort angeknüpfter Verbindungen, daselbst sich aufzuhalten. Auf diese Weise fand das Uebermaaß der Bevölkerung, das der Boden nicht ernähren konnte, die Mittel, sich vor Mangel zu schützen. Aber so wie die ottomanische Macht ihren Einfluß in Europa verlor, verminderte sich auch die Bedeutsamkeit der Ritter und war fast zur Nullität herabgesunken in dem Moment, wo Napoleon La Valette (die Hauptstadt der Insel) nur anzuhauchen brauchte, um den Großmeister und seine Ritter zu verbannen.

Während der zwei Jahre, daß die Franzosen Meister von La Valette waren, fanden die Bewohner der Insel noch Gelegenheit für ihre Thätigkeit; und unter der englischen Herrschaft war, da der Handel der Levante ausschließlich in englischen Händen war, bis zum Jahre 1814, eine Bewegung zur See, welche die Bevölkerung erhielt. Aber jetzt, wo die Verbindungen der Levante einer großen Concurrenz unterliegen, ist der Hafen von La Valette nur noch eine Militair-Station, eine sehr gesunkene Handels-Niederlage, ein Ort zum Ausruhen und Ausbessern der Schiffe. Auch ist das Elend groß. — Die Fremden werden von einer Menge Bettlern, Cicerone's und Menschen aller Art angefallen, die für einige Sous, die sie zu verdienen hoffen, sie zwei ganze Stunden verfolgen und quälen.

Die Zahl der Courtiers oder Handelsleute, die die sogenannte Handels-Kammer bilden, beläuft sich nicht über zwanzig und zu welcher Stunde des Tages es auch sey, so findet man doch in dem ihnen angewiesenen Locale kaum sechs oder acht Individuen versammelt, um Geschäfte zu machen.

Die englische Garnison verschafft den Einwohnern einige Mittel der Existenz, aber diese Hülfsquelle ist sehr schwach.

Wir haben das Innere der Insel zu Fuß durchwandert, wir haben die civita vecchia, die Stadt des Bischofs, die alte Stadt, besucht. Ueberall haben wir einen steinigen Boden, eine leichte Erde gefunden, die Korn, Baumwolle, Feigen, Früchte aller Art, vor Allem Melonen, Wasser-Melonen, Orangen und Citronen hervorbringt. Der Wein und das Fleisch kommen aus Sicilien; die Weingärten bringen nur so viele Trauben hervor, als zum Essen gebraucht werden.

Der Anblick des Landes ist staubig: nur hier und da entdeckt man einige grüne Plätze.

Steine zum Bauen fehlen nicht; sie sind zart und leicht zu bearbeiten; auch ist die Wohnung des kleinsten Bauers von prächtigen behauenen Steinen. Man sieht keinen Schornstein; alle Häuser haben oben eine Terrasse, welche das Regenwasser aufnimmt, um es in eine unter dem Boden angebrachte Cisterne zu leiten. Das Haus eines Bauers ist ein mehr oder minder hoher viereckiger Block von Steinen, in welchem eine Oeffnung statt der Thür und eine oder mehrere kleine Oeffnungen statt der Fenster sind; der obere Theil schließt sich mit einer horizontalen Fläche; man könnte es für ein Grabmal halten.

Im Innern der Insel entdeckt man zahlreiche Dörfer, aus deren Mitte sich gut decorirte Häuser, mit Säulen und Balcons, erheben, und außerdem eine ungeheuere Anzahl von Kapellen und Kirchen; die Malteser halten sich zum katholischen Cultus, in Ermangelung eines andern, eigentlich aus Neigung zu Schauspielen und Festen.

Wenn man durch die Straßen von La Valette geht, so ist man überrascht von der unendlichen Verschiedenartigkeit in Form und äußerm Ansehen, welche die Häuser und vor Allem die Balcons darbieten. Oft sind die letztern prächtig geschmückt und bieten den Anblick eines äußern Boudoirs dar; hier setzen sich die Frauen, um frische Luft zu schöpfen; viereckige Oeffnungen, die man mit Roll-Vorhängen oder Jalousieen verschließen kann, dienen, die Frauen zu entschleiern oder sie den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen.

In den Straßen tragen die Frauen auf dem Kopfe einen großen Schleier von schwarzem Taffet, der sie vom Kopfe bis zu den Füßen einhüllt. Die Malteserinnen arrangiren ihn künstlich, so daß er ihre lebendige Physiognomie und ihre kleinen Füße sehen läßt.

Nichts ist reicher, mannichfaltiger und der Größe des Christenthums würdiger, als die unter dem Einflusse der malteser Ritter erbauten Monumente.

Digitized by Google

Der Pallast des Großmeisters enthält weite Säle, geziert mit sehr schönen Säulen von weißem Marmor. An allen Wänden sieht man Brustbilder der Großmeister und Ritter, die sich bei den militairischen Expeditionen gegen die Türken ausgezeichnet haben. Ein Saal ist vor allen sehr pittoresk durch seinen, mit einer gelblichen Matte bedeckten, Fußboden und durch seine Lambris, die mit Tapeten decorirt sind, welche die mannichfaltigsten und reichsten Producte Afrika's und Asiens darstellen. — Man athmet da, ich weiß nicht welche, orientalische Wohlgerüche, welche die Einbildungskraft exaltiren und den Puls schneller schlagen machen.

Vorzugsweise die Kirche St. Johannis, welche die Gräber der Großmeister und der Ritter umschließt, ist sehr geeignet, dem milden, liebevollen Glauben der Christen Eingang in die Herzen zu verschaffen, der zugleich hier mit den glänzendesten Farben des Orientalismus bekleidet ist, wo der thätige Mensch bis jetzt nur von Kanonen, Fahnen, Türkensäbeln, Schlachten, Belagerungen und Siegen geträumt hat. Von dem marmornen Fußboden des Sanctuariums bis zur Wölbung zieht es nicht einen Punct, wo nicht eine Verzierung wäre. Der Fußboden selbst ist eine in tausend Nuancen wechselnde Mosaik, jede Kapelle, jedes Grab hat eine verschiedene Decoration, wo der Marmor, die Sculptur, die Malerei, Gold und Steine an Glanz und Kostbarkeit mit einander wetteifern. Nichts ist imponirender, feierlicher, fähiger zu enthusiasmiren, als diese Kanonen zu sehen, diese Draperieen, diese Schilde, diese Neger, Afrikaner, Türken, diese Turbane, Säbel und Harnische, glänzend in der Mitte der Kreuze von Malta, die sie mit ganzer Macht, Energie und Beständigkeit beherrschen. Ehedem übte der Name Malteser Ritter wenig Gewalt über mein Herz aus: jetzt, seit ich unter ihren Gräbern gewandelt bin, seit ich die Denkmäler ihrer vergangenen Größe berührt habe, bewundere ich sie und mein Blut wallt bei dem Andenken an La Valette und die Insel Adam.

Rathen Sie denjenigen, deren Beutel beschränkt ist, noch lange nicht, sich in Malta aufzuhalten; überdem sagen Sie allen denjenigen, welche wünschen sollten, dahin zu kommen, um Handel zu treiben, daß wenig Wichtiges, wenig Geld und Reichthum in einem Lande zu holen ist, wo jeder Einwohner auszuwandern strebt.

Ueberall, wo die alte Civilisation des Mittelalters sich entwickelt hat, da wird die Auswanderung immer bedeutender, sey es nach Afrika, sey es nach den beiden Amerika's: das ist der Finger Gottes, der Wille der Zukunft.

Wir haben sehr reiche junge Leute zu Tischgenossen, die sich vorgenommen haben, nach Aegypten zu reisen; zwei von ihnen haben uns an dem Fuße der Pyramiden Rendezvous gegeben; schon versehen sie sich mit Empfehlungs- und Credit-Briefen.

Unsere Verhältnisse mit dem Consul von Frankreich waren freundlich und wohlwollend. Er hatte durch den Temps erfahren, wer wir sind und welches unser Zweck ist. Wir sind sehr zufrieden gewesen, nicht selbst proclamiren zu müssen, was wir fühlten und wünschen; es war uns weit angenehmer, daß die Publicität uns zuvorgekommen war und uns allen bekanntgemacht hatte; das flößt mehr Zutrauen und Credit ein. In einem fremden Lande schenkt man Individuen nur nach ihren vergangenen und gegenwärtigen Handlungen, und nicht auf ihre eigenen Worte, Glauben.

Morgen, den 31. Juli, reisen wir auf dem Veloce, Capitain Vacchino, nach Alexandrien ab; es ist eine schöne Brigg, die uns in ungefähr zehn Tagen dahin bringen muß.

Von dem Ursprunge, den Fortschritten und dem jetzigen Zustande der Telegraphie.

(Fortsetzung.)

(2.)

Sechs Monate nach diesem Ereigniß, dessen Ursache nicht bekannt wurde, errichteten sie einen andern Telegraphen zu Menil-Montant, in dem Park von Saint-Fargeau. Er bestand aus einer Art von Fenster-Rahmen mit fünf Laden oder Flügeln, die nach Willkühr erschienen und verschwanden, nach den zwei verschiedenen Stellungen, die man ihnen gab. Diese neue Arbeit setzte diejenigen einigen Gefahren aus, die dieses Experiment machten. Eine Zusammenrottung bildete sich in dem Park von Saint-Fargeau; man legte Feuer an den Telegraphen und in dem Augenblicke, wo sie in dem Park ankamen, um ihre Operationen fortzusetzen, benachrichtigte man sie, daß man sie ins Feuer werfen wolle.

Ihre Untersuchungen hörten darum aber nicht auf und sie erlangten einige Zeit nachher die Gewißheit, daß verlängerte Körper sichtbarer seyn würden, als die vorher angenommenen Klappen. Die Form des Telegraphen wurde nun definitiv bestimmt und die Entdeckung der legislativen Versammlung (in der Sitzung von Donnerstag Abend, den 22. März 1792) vorgelegt; diese sendete sie ihrer Comitee des öffentlichen Unterrichts zur Prüfung zu. Aber die Ereignisse, die einige Zeit darauf eintraten, verhinderten sie, sich damit zu beschäftigen, und der erste Bericht, der über diesen Gegenstand erstattet wurde, hatte erst am 4. April 1793 statt: dieser Bericht autorisirte Claude Chappe, drei Posten zum Versuch bauen zu lassen. Die Gebrüder Chappe errichteten sie zu Menil-Montant, Ecouen und Saint-Martin-du-Tertre, sieben Stunden von Paris entfernt. Dieser Anfang der in Thätigkeit versetzten telegraphischen Linie verschaffte den Erfindern des Telegraphs die Gelegenheit, leichter und länger zu beobachten, wie die Veränderungen der Atmosphäre und die Stellung der Maschinen auf die Sichtbarkeit der Signale influiren: er gewährte ihnen die Leichtigkeit, ihre Agenten in dem Manoeuvre zu üben und ihnen die Ordnung zu zeigen, die sie bei der Weiterbeförderung befolgen müssen, wenn die Zahl der Stationen sich mehrt; es wurden endlich dadurch viele Thatsachen bekannt, welche nur die Erfahrung demjenigen offenbart, der im Großen eine neue Theorie ausführt.

Als es gewiß war, daß eine große Anzahl von Signalen schnell und correct passiren, d. h. fortgepflanzt werden könne, so bat Claude Chappe die Regierung um Commissaire, um sich von dem Resultat der Realität der Entdeckung zu vergewissern.

Bei dem ersten Versuche, der in ihrer Gegenwart gemacht wurde, bezeugten sie ihre Verwunderung, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit und Genauigkeit man in eine Entfernung von sieben Stunden alle Depeschen gelangen ließ, die sie zur Beförderung hergaben. Sie erstatteten einen Bericht, welcher die Versammlung bestimmte, die Errichtung einer telegraphischen Linie von Paris nach Lille zu befehlen. Diese Linie wurde ausgeführt, aber bei ihrer Organisation zeigten sich tausend Schwierigkeiten, die nicht vorausgesehen worden waren und die nur durch einen Eifer, eine Ausdauer und eine Uebereinstimmung besiegt wurden, wie sie einzig in einer Familie existiren konnten, die insgesammt bei dem Erfolg einer Erfindung interessirt war, deren Ruhm sie ärndten sollte.

Die Correspondenz wurde endlich regelmäßig eingerichtet. Die Einnahme von Condé durch die Franzosen wurde der Versammlung während einer ihrer Sitzungen gemeldet; sie schickte durch den Telegraphen ihre Antwort auf die Depesche und ein Decret, das den Namen Condé in den von Nord-libre verwandelte.

Der Chappe'sche Telegraph ist von einer angenehmen Form, sichtbar von Weitem und leicht in Bewegung zu setzen. Es ist ein rechtwinkliges

Digitized by Google

Parallelogramm von 13—14 Fuß Länge zu einem Fuß Breite, an seinen Extremitäten zwei Arme von derselben Form tragend, jeder 5—6 Fuß lang, die sich auf den großen Arm zurückbiegen; der ganze Apparat dreht sich auf einem einzigen Baum. Die Arme lassen dem Wind freien Durchzug. Die Platten sind schwarz angestrichen und halb in dem einen, halb im entgegengesetzten Sinne geordnet, um immer die Divergenz zu vermeiden, welche die Sonnenstrahlen erleiden, wenn sie auf einfache Oberflächen fallen.

Diese Maschine, deren Kuebeln die außen repeäsentirte Figur unten wiederholen, wie es jeder Telegraph thun muß, giebt 512 verschiedene Signale, wovon 64 außer Gebrauch sind, weil sie sich leicht vermischen (d. h. wohl verwechselt werden) können und 366, die für den eigentlichen Dienst aufgehoben oder bestimmt sind. Die Correspondenz wendet inzwischen nur 92 an.

Die Menge der Signale, welche angewendet werden, die Ausführung des Dienstes zu sichern, den Namen jedes telegraphischen Postens zu bezeichnen, die Fehler, Nachlässigkeiten, Zufälle und Hindernisse jeder Art zu signalisiren, welche die Communication aufhalten können, zeigt, daß man die Wirksamkeit eines Telegraphen nicht nach der Menge von Signalen beurtheilen muß, die er bilden kann, sondern nach der Zusammensetzung des Systems, welches mehr oder mindee erlaubt, reelle Signale für die Correspondenz anzuwenden.

Die jetzt in Frankreich nach dem System des Herrn Chappe bestehenden telegraphischen Linien sind folgende:

Von Paris nach Calais, über Lille.
Von Paris nach Straßburg, über Metz.
Von Paris nach Toulon, über Semue, Lyon, Avignon und Marseille.
Von Paris nach Bayonne, über Tours und Bordeaux.
Von Paris nach Nantes, über Alauches und Rennes.
Von Avignon nach Montpellier, über Nimes.

Als Belgien noch einen Theil des französischen Reiches ausmachte, bestand eine Linie zwischen Brüssel und Paris. Der Ausgangspunct war auf einem Thurm der heiligen Gudula.

Während der Gefangenschaft der Herzogin von Beery zu Blaye hatte man eine Verbindung zwischen Bordeaux und der Citadelle hergestellt und man beschäftigt sich damit, Bordeaux mit Montpellier zu verbinden, die Richtung über Toulouse nehmend.

In einem zweiten Artikel wollen wir die Vervollkommnungen, welche die Telegraphie seit Chappe's Erfindung erlangt hat und die andern Mittel schneller Communication untersuchen, welche ausgedacht worden sind, um sie zu ersetzen oder zu suppliren.

Zweiter und letzter Artikel.

Obgleich die Telegraphie seit ihrer Entstehung der französischen Regierung unschätzbare Dienste geleistet hat und sie vor Allem in diesem Augenblicke eine politische Rolle spielt, so haben doch die andern Staaten bis auf den heutigen Tag wenig Eifer gezeigt, sie bei sich einzuführen.

Die Engländer haben eine kurze telegraphische Linie von London nach Plymouth, wovon sie fast niemals Gebrauch machen, sowohl wegen der Unvollkommenheit ihres Verfahrens, als wegen der Hindernisse ihres nebeligen Klima's. Der englische Telegraph besteht aus einem vertical liegenden Balken und zwei Armen, die sich kreisförmig bewegen, der eine an der obern Extremität, der andere zehn Fuß weiter unten. Diese Maschine ist von der Erfindung eines Schweden, Endelarantz (?), der sie in Schweden in Anwendung gebracht hatte. Englische Kaufleute haben auch zwischen Manchester und Liverpool eine telegraphische Linie, die zu ihrer Privat-Communication dient.

Es existirt von St. Petersburg nach Düsseldorf *) (?) eine telegraphische Linie, deren Maschinen aber nur die nöthigen Bewegungen machen, um von der Landung und Abfahrt der Schiffe auf der Newa zu benachrichtigen.

Der Gesandte der Pforte ließ, vor mehr als funfzehn Jahren, bei der französischen Regierung um ein Modell ihres Telegraphen bitten, um einen in der Türkei zu errichten; dies Modell ist aber zu Constantinopel geblieben, ohne daß man es je zu benutzen d. h. auszuführen verstanden hat.

Spanien besitzt eine telegraphische Linie, die von Cadix bis auf einige Stunden von Madrid geht; man macht sehr wenig Gebrauch davon.

Man hatte angekündigt, daß in Belgien Communicationen mittelst unterirdischer Röhren, die den Ton oder Schall fortpflanzen sollten, versucht werden würden. Nach den Signalen für das Auge ist es der Ton, der am schnellsten in die Entfernung dringt; aber man sieht die Nothwendigkeit nicht ein, zu einem secundairen Agens seine Zuflucht zu nehmen, wenn die Natur uns eins gegeben hat, dessen Geschwindigkeit so groß ist, daß man sie lange für augenblicklich gehalten und es erst in unsern Tagen dahin gebracht hat, sie zu messen. Die Beförderung (von Signalen) durch den Schall bietet offenbar mehr Hindernisse, mehr Unfüglichkeiten dar und erfordert mehr Aufwand, als die mittelst des Gesichts. Inzwischen hat Herr Sudre in Frankreich sehr merkwürdige, akustische Experimente gemacht, die in gewissen Fällen und für kurze Entfernungen nützliche Dienste leisten könnten. Er ist auch Erfinder eines sehr sinnreichen Systems musikalischer Correspondenz.

Außer den unterirdischen Röhren hat man sich auch ausgedacht und vorgeschlagen, eine Art von schiefen Viaducts anzulegen, um Paquete oder Briefe hinabzurollen. Dieses Mittel ist aber nie versucht worden.

Endlich hat der Reiz des Gewinns an Vögel denken lassen, und kaum waren die königlichen Lotterieen eingeführt, als eine bedeutende Summe, welche die Administration zu bezahlen sich weigerte, durch eine Taube gewonnen wurde. Es war eine Taube, durch welche die Nachricht von der Einnahme Algiers nach Frankreich gebracht wurde, und seit dieser Zeit hat sich die Aufmerksamkeit der Speculanten lebhaft damit beschäftigt, dies Mittel zu ihren Zwecken zu benutzen. Man hat neuerlich Tauben die Reise von Paris nach Antwerpen in sechs Stunden und einigen Minuten machen sehen; ganze Gesellschaften haben sich zu dem Zwecke gebildet, die Racen zu verbessern.

Die Tauben bieten mehr Bequemlichkeit und Schnelligkeit als Sicherheit dar und der Ursachen, die ihren Flug aufhalten, sind so viele, daß ihre Anwendung nie eine fortgesetzte und regelmäßige Correspondenz wird begründen können. Regen, Nebel, Dunkelheit, contraire Winde halten die geflügelten Boten auf. Es giebt Richtungen, in welchen die Tauben nicht gern fliegen, Orte, in welche sie nicht gehen, ohne daß irgend ein Anzeichen den Grund ihres Widerwillens oder ihrer Laune ereathen läßt. Inzwischen hat man im Allgemeinen bemerkt, daß sie vorziehen, nach Norden zu fliegen. **)

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Sollte hierunter die neue telegraphische Linie in Preußen, die nach dem Rhein führt, verstanden oder mitbegriffen seyn? Dann aber würde der Schluß-Satz nicht passen. Anm. d. Red.

**) Wir haben geglaubt, daß die ganze Erfindung und Anwendung dieses Mittels auf dem Instinct der Tauben beruht, ihre Heimath wieder aufzusuchen, wo diese auch sey. Wodurch anders könnte man sie bewegen, an einen bestimmten Ort zu fliegen, wo man ihrer wartet? Anm. d. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 957. Hamburg. Mittwoch, den 24. September. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Erinnerungen aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreiches.

Von

Charles Nodier.

(N.)

Real.

(Beschluß.)

Die Lossprechung der Mitglieder des Revolutionsausschusses von Nantes schien von nun an eben so gewiß zu seyn als die Verurtheilung Carrier's. Sie fühlten sich so sicher, daß sie, während die Geschworenen sich noch beriethen, schon den Auftrag zu einem prächtigen Gastmahle bei dem ersten Restaurateur zu Paris ertheilten. Zwei Plätze blieben dort unbesetzt: das Gericht hatte nämlich außer Carrier auch Pinard und Grandmaison, deren Verbrechen zu entkräften der Vertheidigung nicht gelungen war, zum Tode verurtheilt. Grandmaison war überwiesen, daß er allen Noyaden präsidiret, und man hatte gesehen, daß dies Ungeheuer den unglücklichen Frauen und den armen Kindern, welche zwischen den schlecht gefügten Brettern des Verdeckes in dem Augenblicke, wo man sie versenken wollte, bittend zu ihm die Hände ausgestreckt, diese mit seinem Säbel abgehauen hatte. Auch die Frauen, die Kinder und die hochbetagten Greise waren die Gegenstände der schandbaren Wuth Pinards gewesen. Dieser, schon im sechsundzwanzigsten Jahre für Attentate reif, vor welchen die Natur schaudert, zog hinter der republikanischen Armee wie ein Todesengel her, mit welchem seine robuste Häßlichkeit, die Wildheit seiner Züge und seine dunkle Farbe der Haut, unter welcher ein afrikanisches Blut floß, ihm eine phantastische Aehnlichkeit gaben. Sobald ein fast verödetes Dorf, wo eine Schlacht gefochten worden, von dem Sieger geräumt war, hörte man den Pinard heulen, der, halbnackend, und einen schon blutigen Säbel schwingend, unter den Leichenhaufen umherstreifte, um an den bleichen Stirnen und den erloschenen Augen noch einen Lebensfunken zu erspähen und die Verwundeten zu ermorden. Darnach drang er in die Häuser, erwürgte den Kranken auf seinem Schmerzenslager, die Waise in der Wiege, die junge Mutter über ihrem Kinde und raffte dann mit kaltem Blute alles an sich, was seine Habgier reizen konnte, denn das war nun sein Erbe. Einen Augenblick darnach brach an zehn verschiedenen Puncten Feuer aus; die Flamme flog mit Sturmes Allgewalt und Tosen von Dach zu Dach und bezeichnete so die Bahn, welche Pinard, der die Orte, wo er zu gebieten hatte, nie anders verließ, als bis alles vernichtet worden, gekommen war.

Carrier ging unter der Betheuerung seines Patriotismus und seiner Unschuld zum Tode. Pinard, der solchen vor ihm erleiden sollte, riß sich durch einen plötzlichen und kräftigen Ruck von den beiden Henkern los, die ihn gepackt hatten, und rannte wie ein wüthender Stier dem Proconsul mit gesenktem Haupte dermaßen vor die Brust, daß dieser besinnungslos und fast getödtet auf den Stufen des Schaffotts zu Boden stürzte. — Einige Minuten später standen sie vor ihrem Richter, während die anderen ihre Gewissensbisse in der Trunkenheit einer Orgie zu betäuben suchten.

Das Merkwürdigste ist, daß das Gericht diese Elenden nur wegen contrerevolutionairer Ansichten strafte, deren ich sie gänzlich unschuldig halte. Wären sie nur, wie ihre Complicen, Mörder gewesen, so würde man sie freigesprochen haben. Ich habe gezeigt, welches die Verbrechen jener Zeit gewesen, nun will ich auch zeigen, wie es um ihre Justiz gestanden.

* * *

Real behauptete zwei Jahre später, in einer nicht minder berühmten Sache, der des famösen Tribuns Gracchus Babeuf, durch den hohen nationalen Gerichtshof zu Vendome gerichtet, in einer würdigen Weise den Ruf, welchen ihm die oben erzählte Sache erworben hatte. Er zeigte sich bei dieser, wie er bei der ersteren erschienen war: ungestüm im Angriffe, geschickt in der Vertheidigung, glücklich, die schwachen Theile der Anklage auszumitteln, glücklich, aus jeder Thatsache Erklärungen abzuleiten, die zuweilen wohl ein wenig erzwungen waren, denen er aber eine seltene Wahrscheinlichkeit zu geben wußte; durchdrungen von einer glühenden Ueberzeugung, welche doch ihr Maaß hielt, und die vermöge ihrer Kraft, als natürlich zu erscheinen, leicht auf andere überging; so fruchtbar in geistreichen Aushülfsmitteln und in im Voraus vorbereiteten Wirkungen, als geschickt, deren künstliche Anlegung zu verbergen: kurz geistreich und vorsichtig selbst im Sichgehenlassen, hinreißend und leidenschaftlich mit Ueberlegung, und sicher, sich selbst dann ein günstiges Gehör zu verschaffen, wenn er ein Princip aufstellte, das niemand gutheißen konnte. Diese Procedur war ihm jedoch minder vortheilhaft als die andere, weil er es dabei mit einer minder dehnbaren und minder gefügigen Materie zu thun hatte und er seinen Clienten das unerläßliche System nicht hatte auferlegen können, in welches er sich ihres Besten wegen einschließen mußte. Von den beiden Eisenmenschen, welche die Conspiration repräsentirten, Babeuf und Darthe, blieb der erstere hartnäckig dabei, seine fanatischen Theorieen in einem schwülstigen und verworrenen Wortschwall zu ersäufen, der nur Ekel und Langeweile einflößte; der zweite, dem aus der Controverse kein Heil erwachsen konnte, weil sein vergangenes Leben grausame Zeugnisse wider ihn aufzuweisen hatte, stellte sich gewissermaßen außerhalb der Debatten, indem er in Betreff der ihn zunächst berührenden Fragen eine sorglose und brutale Verschlossenheit affectirte. Man kann es sich denken, daß Real zwischen diesem Declamator von weitschweifigen unnützen Dingen, die er ohne zu verschnaufen fünf Stunden lang ablas, weil er zu gutem Glücke nicht zu sprechen verstand, und dem freiwilligen Stummen, der sich, aus Furcht, seinen Kopf in Gefahr zu setzen, oder aus Verschmähung, ihn zu vertheidigen, in einige tölpische Einsylbigkeiten verschanzt hatte, genug zu thun gehabt hat, die übermäßige Wortfülle des einen zu dämpfen und die schlechtangebrachte systematische Trägheit des andern zu beseuern. Diese

Digitized by Google

Schwierigkeit der Stellung hat nothwendiger Weise dem Aufschwunge eines Redners schaden müssen, der, um sich mitzutheilen und zu verbreiten, sich innig mit seiner Sache hätte verschmelzen müssen, und diesem Umstande ist unstreitig der schlechte Erfolg seiner Bemühungen beizumessen.

Uebrigens sind die Debatten dieses Processes so weitläuftig und unter einer dem unversiegbaren Geschwätz des Hauptangeklagten so zusagenden Form gedruckt worden, daß ich fürchten müßte, in den Augen meiner Leser in eben so verwerfliche Wiederholungen zu fallen, als die seinigen, wenn ich mich knechtisch an die Einzelnheiten einer Analyse halten wollte. Ich habe selbst, um den Entschluß zu fassen, auf die äußerste Ansicht dieser Episode unserer Geschichte zurückzukommen und bei meinem Gedächtniß einige der Züge aufzusuchen, welche deren sonderbare Physiognomie am beßten charakterisiren, gewissermaßen durch den Wunsch, mit der Veränderung des Bildes die geistigen Aufregungen zu verändern, dazu gezwungen werden müssen. Die blutigen Scenen der Vendee sollen mir mindestens hier nicht folgen. Wir wollen von der gräulichen Praxis der Mörder zu den scheußlichen Theorieen der Sophisten übergehen, die sich, dem Himmel sey Dank, nicht in Thaten entwickeln und die den künftigen Geschlechtern mehr Mitleid als Abscheu hinterlassen werden. Was die Würger des Vaterlandes im Jahr 1793 gethan haben, das fürchten Babeuf und dessen Verbündete vielleicht für die Zukunft im Schilde; aber dies Verbrechen ihres Denkens ist nicht gleich dem anderen durch die Elemente und die Henker bedient worden. Es hat nur Dinte fließen lassen, und bei einem vernünftigen und menschlichen Volke würden Gießbäder hingereicht haben, sie wegzuwaschen. Es war zu wenig für die Epoche, wo die schneidenden Gefühle der Revolution alle Gemüther unempfänglich gemacht hatten; wo Frankreich, eben von seinen Tyrannen emancipirt, sich an deren gehässiges Spielwerk so gewöhnt hatte, daß es sie ohne Schauder ansehen konnte, und wo jede politische Komödie laut zu seyn schien, wenn ihre Entwickelung nicht blutig war. Die Vervollkommnung, die so rasch vorwärts schreitet, wird uns hoffentlich einst vor dieser ungeheuren Abweichung schirmen. Sie muß uns nur zuvor zwei Dinge geben, die uns seit langer Zeit fehlen, und ohne welche die Gesellschaft nichts weiter ist als eine Gargeladschneiderin, zum Vortheil des Stärksten und Verderbtesten: Institutionen und Sitten. Wenn wir so weit gekommen sind, dann kann man sich schon mit Utopien beschäftigen, dann hat es damit keine Gefahr mehr.

Die Anklagebänke boten demnach zu Vendome ein unendlich minder abschreckendes Schauspiel dar als dasjenige, welches Augen und Sinn bei der Procedur des Nanteser Revolutions-Ausschusses gepeinigt hatte. Das Corpus delicti war freilich ein scheußlicher Traum, aber er war verflogen, ohne beim Erwachen der Publicität Spuren zu hinterlassen. Den meisten der Angeklagten folgten nicht einmal zu ihren verhängnißvollen Bänken die Erinnerungen, welche bei dem Vorhandenseyn von schon verübten Verbrechen die Absicht eines Verbrechens, das vereitelt worden, ärger machen. Babeuf selbst hatte an den Ausschweifungen der revolutionairen Herrschaft nicht Theil genommen; er hatte den Robespierre gehaßt, den Carrier denuncirt.

Man kann es schon errathen, was ich in politischer Beziehung von Babeuf halte, und welches Gefühl er mir in seiner extravaganten Rolle als Staatsmann und Legislator einflößen kann; doch würde man sich irren, wenn man mir bei diesem Urtheile irgend ein Vorurtheil des Parteigeistes zutrauen wollte. Ich bin, so Gott will, in Erfahrung und Vernunft weit genug vorgeschritten, um alle Meynungsthorheiten in einer und derselben Verachtung zu begreifen und vor allen Wahnsinnsbrüchen einen gleichen Widerwillen zu hegen. Seit ich unter zwanzig verschiedenen Panieen Leute von absoluten Grundsätzen aufstehen sehe, welche die Welt nach ihrem Gefallen regeln wollen, ohne Rücksicht auf den noch nicht zu ermittelnden Zustand, in welchen wir durch die Revolutionen versetzt worden sind, und Menschen von gewaltthätigen Formen, die sich in ihren grausamen Träumereien schmeicheln, sie durch den Schrecken zu regieren, habe ich Zeit gehabt, diese hassen, jene bemitleiden zu lernen. Das Münzgepräge und die Farbe der Fahne sind dasjenige, warum ich mich bei ihren dummen oder grausamen Unternehmungen am wenigsten bekümmere.

Ich habe es schon ahnen lassen, daß Babeuf, als Literat betrachtet, auch eben nicht mehr Theilnahme verdiene. Das nicht zu entwirrende Uebermaaß seiner Vorstellungen ohne Methode und ohne Klarheit, oder vielmehr vage und verworrene närrische Idee'n an deren Statt, machte ihn gänzlich unfähig, eine wohlgesetzte Phrase zu improvisiren. Er hatte unstreitig eine große Geläufigkeit als Schriftsteller; aber diese beklagenswürdige Fähigkeit ist bei Leuten, die schlecht schreiben, nur ein Uebelstand mehr. Seine zahlreichen Schriften zeichnen sich vor allen denen der Tribunen seiner Art, woran damals kein Mangel war, noch durch einen incorrecten und anwidernden Wortschwall aus, welcher dem Gedanken keine Lebendigkeit, der Aufmerksamkeit keinen Haltpunct läßt. Unfähig, seine wirren Idee'n den Regeln der einfachsten Logik zu unterwerfen, verliert er jeden Augenblick die Frage aus dem Gesicht, die er hat verhandeln wollen, um sich in unnützen Digressionen zu verirren, aus welchen er nur herauskommt, um wieder in andere zu verfallen, die ihn noch immer weiter von seinem eigentlichen Gegenstande abbringen, bis daß er ihn gänzlich vergessen hat. Dieser gänzliche Mangel an Methode und Urtheilskraft, das sicherste Criterium, woran man einen Narren erkennen kann, spricht übrigens, wie bekannt, für ein Vorhandenseyn der Einbildungskraft, und diese war in der That bei Babeuf vorherrschend; aber sie hatte sich in seiner unvollkommenen und krankhaften Intelligenz nur zum Nachtheil der Urtheilskraft entwickelt.

Babeuf's Moralität wäre eben so wenig vorwurfsfrei, wenn dem Zeugniß der Biographieen seiner Zeit zu trauen ist, und die Vertheidigung konnte, in ihrer Sprache zu reden, wenig Nutzen aus seinem früheren Lebenslaufe ziehen. Aber man weiß, was dergleichen Beschuldigungen werth sind, wenn sie über der Grube eines Unglücklichen ausgesprochen werden, den die Meynung und das Gesetz zu Boden geworfen haben. Die Verläumdung riskirt nichts dabei, unerbittlich zu seyn, wenn sie hinter dem Henker drein geht, und es ist eben so wohlgethan als großmüthig, ihr die meisten der üblen Nachreden zurückzugeben, welche die Opfer unserer bürgerlichen Unehen bis ins Grab verfolgen. Im Verlauf der Debatten stand Babeuf's Rechtlichkeit unbewölkt da, und dieser Umstand ist in seinem Leben um so merkwürdiger, als die Armuth die Grundsätze eines Familienvaters nie auf härtere Proben gestellt hat. Was ihn, selbst unter den anderen Angeklagten, die fast sämmtlich dieselben Eigenschaften in einem sehr hohen Grade besaßen, auszeichnete, das war ein feuriger und leidenschaftlicher Erguß der Seele, eine bis zur Selbstverläugnung getriebene Aufrichtigkeit, die sich aus der geringsten Abweichung ein Gewissen machte, die unbeugsame Festigkeit ihres Willens, welche große Männer schafft, und die Ergebung in den Tod, die Helden und Märtyrer bildet. Wenn es nicht möglich war, sich bei seinem unangenehm vorgetragenen endlosen Geschwätz der Ungeduld und der Langeweile zu erwehren, so forderten die Energie des Gefühls und die Macht der Seele, welche von Zeit zu Zeit mitten aus diesen erdrückenden Redeausschweifungen aufloderten, mehr als einmal zur Bewunderung auf, und es würde ihm wahrscheinlich in solchen Augenblicken ohne Mühe gelungen seyn, sein Auditorium zu bewältigen, wenn er es verstanden hätte, diese Hülfsmittel mit einer weisen Oeconomie anzuwenden, aber dazu hatte ihm die Natur das Geheimniß versagt. Was das Vergehen betrifft, das bewiesen und vor allem bestraft werden sollte, so war es, ich wiederhole das, eins der Verbrechen, die in der guten Politik nur als

Digitized by Google

die philosophische Medicin, der Alp eines gallsüchtigen Republikaners, die Monomanie eines Sophisten dem Gerichtszwange unterworfen sind. Babeuf war ein unbesonnener Publicist, dessen Feder man zerbrechen mußte, ein beunruhigender Besessener, dessen ungestümes Apostelamt unterdrückt werden mußte, ein Mann, den man mit der Rücksicht und der Sorgfalt, welche die Menschlichkeit stets gebieten, zwischen vier Wänden hätte einschließen sollen: ein Mann zum Erwürgen war er nicht.

Darthe schien an dieser erst obenhin entworfenen Verschwörung, die sich auf Pamphlete und Anschläge resumirte, nur einen ziemlich passiven Antheil genommen zu haben, aber er war ein Schwager des Kannibalen Joseph Lebon, er war der Secretair seiner mörderischen Befehle, der Leiter seines grünlichen Tribunals, der Mörder einer Provinz gewesen, und in seinen durch blutiges Nachtwachen entstellten Zügen, in seiner Raubthiers-Physiognomie, in seinem hartnäckigen brutalen Schweigen trug alles etwas von dem Fluche Cains an sich. Nicht wegen der Missethaten, welche Arras in Trauer und Noth versetzt hatten, war es, daß er vor Gericht gestellt wurde, sondern noch ihnen richtete man ihn. Die Gegenwart compromittirte ihn kaum, die Vergangenheit ist unerbittlich für die Bösen. Was auch geschehen mag, sie büßt nie ihre Rechte auf sie ein.

Hier knüpfte sich, der Regel entgegen, die größte Theilnahme des Publikums nicht an die Hauptangeklagten. Sie hielt sich unter ihnen an diejenigen, die durch ihr Talent imponirender oder durch ihren Charakter empfehlungswürdiger waren. Germain war nur ein obscurer Beamter, der in den Versammlungen der Jacobiner exaltirte Meynungen und ehrsüchtige Hoffnungen eingesogen hatte. Der erste Eindruck, den sein wilder und hochfahrender Ton, sein tosendes Aufbrausen, sein convulsivischer Wuthanfall und vor allem die Art von natalischer Häßlichkeit hervorbrachte, die sich eher begreifen als erklären läßt, und die sich in der Gestalt des Menschen mehr im Ensemble als in den Einzeltheilen kundgiebt, war ihm keineswegs günstig gewesen; aber ein anderes war es, wenn er aus diesem Zustande einer vorübergehenden Aufregung heraustrat, um mit gesetztem Gemüthe auf eine ernste Frage einzugehen. Man erstaunte dann, bei ihm eine kräftige und gedrangene Logik zu finden, die von dem regellosen Gange der Leidenschaften keine Spur mehr an sich trug und die in eine leichte Methode von wohlverbundenen Raisonnements nur so viele Bewegung und Wärme legte, als nöthig ist, dem Worte eine Autorität zu geben. Seine Vorstellungen, die sich drängten, ohne ineinander zu laufen, sprachen sich stets klar, zuweilen selbst mit Glanz aus. Die Beweise schienen ganz nach seinem Gefallen zu erstehen, um die Propositionen zu verstärken; die Folgen sprangen aus den Thatsachen hervor, und die Folgerungen bildeten sich so natürlich in dem Geiste der Umstehenden, daß ein jeder in dem Augenblicke, wo sie ihm dargeboten wurden, meynte, er habe sie schon vorhergesehen. Geistreiche Anspielungen, die nie sarcirt, gelehrte Citate, die nie pedantisch waren, lebhafte und sonderbare Figuren, aber mit solcher Auswahl herbeigeholt, daß sie wohl auffielen, man sich aber doch nicht darüber wunderte; Worte der Seele, ohne Aufschmückung, und die nur einfach gewesen seyn würden, wenn sie nicht erhaben gewesen wären; alle Verzierungen, deren Anwendung die Kunst der Rhetoriker vergebens lehrt und die nur das Genie ohne Studium zu benutzen weiß, erhöhten noch, gleich einer reichen Stickerei, diese prachtvollen Improvisationen, und Germain gab deren im Verlauf der Procedur zehn zum Besten. Germain war beredt, vielleicht nach dem Obersten Oudet der beredtste aller Redner seiner Zeit. Ich will, nicht als eins der merkwürdigsten Fragmente seiner Vertheidigungsrede, sondern nur als das kürzeste, und am besten geeignet, isolirt zu werden, ohne sehr an seiner Kraft zu verlieren, nur seine Apostrophirung an den Angeber Grizel anführen, der sich vor dem Tribunal damit geschmeichelt hatte, er habe durch seine Denunciirung die Bürgerkrone verdient. Sie lautete wie folgt: „Nein, Georg Grizel, Dir wird keine Bürgerkrone zu „Theil werden! Nein Georg Grizel, Du wirst die Dornenkrone nicht „bekommen! Diese Kronen gehören den Opfern zu! Die Dir vorbe„haltene Krone das ist die Stechpalmkrone, die man zu Rom den Sclaven „aufsetzte, um sie einige Heller theurer zu verkaufen." — Ich will diesem nur noch die letzten Worte seiner Rede hinzufügen, die auch keinen größeren Platz einnehmen sollen. — „Und was habe ich am Ende zu fürchten? „Gehört nicht all mein Blut der Freiheit an? und was ist daran gelegen, „an welchem Tage ich den letzten Tropfen für sie vergieße? Ich habe „diese Bestimmung für die Freiheit erkohren. Für die Freiheit! so sey „es. Lebend, hätte sie keinen eifrigeren Vertheidiger haben können; todt, „wird sie kein erhabneres Opfer haben."

Man hat Real kein größeres Lob spenden können als dadurch, daß man ihm die Harangue des Germain beigemessen hat. Trotz meiner in diesem Aufsatze schon mehrfältig ausgesprochenen Bewunderung für Real's schönes Talent, möchte ich diese Voraussetzung doch nicht beistimmen; sie würde in der Wahrscheinlichkeit nur dann begründet seyn, wenn Germain, ohne an den Debatten Theil genommen zu haben, die Stunde der Vertheidigungsrede abgewartet hätte, um seine gelehrsame Beredsamkeit auszukramen. Dieses war aber nicht der Fall; die Debatten haben ihm vielmehr oft Gelegenheit gegeben, einen ähnlichen Aufschwung zu nehmen und dasselbe Talent in einer gänzlich extemporisirten Weise zu entfalten, das heißt unter Umständen, die gar nicht vorherzusehen waren. Ueberdem steht keine der plötzlichen Erwiederungen, deren Nothwendigkeit Real durchaus nicht vorhersehen konnte, den besten Theilen seiner letzten Rede in Begeisterung und rednerischer Geschicklichkeit nach. Wer die einen improvisirt hat, war sicher auch fähig, die andern anzufertigen und niederzuschreiben. Und dann müßte auch noch die Möglichkeit erklärt werden, wie man sich das Werk, die Gedanken, die Absichten eines beredten Mannes aneignen, sich mit ihm bis in die kleinsten Nuancen durch die Beredsamkeit des Blickes, der Gebehrdung, der Betonung identificiren, und, ohne selbst beredt zu seyn, es dahin bringen könnte, alle zu täuschen, die da sehen und hören. Ein solches Vermögen, an das ich nicht glaube, würde ich in nichts dem des Schriftstellers nachstehend halten. Wenn Real wirklich der Verfasser der Rede des Germain wäre, so hätte es an diesem Tage mehr als einen großen Redner an der Barre des hohen Gerichtshofes gegeben; sicherlich zwei.

Buonarotti, ein entschiedener Revolutionair, aber ernster, bescheidener und sanfter, als es von einem Manne seiner Meynung zu gewärtigen stand, zog aus mehr als einem Gesichtspuncte die Aufmerksamkeit auf sich. Dieser Republikaner, ausgewandert wie Theophyl, stammte von Michel-Angelo ab, und seine leidenschaftslosen Züge, in welchen sich jedoch der Ausdruck des Wohlwollens mit dem des Stolzes verschmolz, erinnerten an die Götter seines Landes. Eine junge Frau hatte ihn in seiner Verbannung begleitet, ihm in seinem Elende zur Seite gestanden. Man hatte sie stets aufmerksam auf die Aussagen der Zeugen, auf die Eindrücke der Geschworenen achten gesehen, in den Blicken ihres Gatten, der oft nach ihr hinsah, nach Motiven des Trostes und der Hoffnung spähend. Sie erweckte große Theilnahme, denn sie war schön und sie weinte.

Antonelle, ein Fanatiker in Theorieen, die darnach in der Erfahrung nicht Stand hielten, und der als Royalist gestorben ist, indem er erklärte, daß ohne die Bourbons in Frankreich keine bürgerliche und politische Freiheit mehr möglich sey, zeigte dort, vor dem Schaffott von Sidney, dasselbe Phlegma, welches er am 13. Vendemiaire bewiesen hatte, indem er, ein Buch in der Hand, unter einem Kugelregen auf der Terrasse der Tuilerieen spazieren gegangen war. Seine ungezwungene und edle Ruhe, mit all der Würde eines Edelmannes, der durch zufällige Umstände in schlechte Gesellschaft gerathen ist, imponirte eine Art von Respect, der sich

Digitized by Google

selbst dem öffentlichen Ankläger mittheilte. Er sprach wenig und selten, in einer gesetzten und fast unbekümmerten Weise, auch ward sein Gefühl der Sicherheit zur Hälfte durch das Resultat gerechtfertigt.

Antonelle's Reputation war inzwischen durch einige Attentate solidarisch, die gewürdigt zu werden begannen. Die des Amar war noch schwerer zu vertheidigen. Der Freund und eingeständige Complice von Collot d'Herbois, Billaud und Vadier, der furchtbare Amar, der die Girondisten in den Tod getrieben, den Fabre d'Eglantine und Camille dahin geschleppt hatte, Amar, dessen Kopf so viele Rache fordernde Stimmen nach unlängst verlangt hatten, stellte sich dem Gerichte unter so sonderbaren und so neuen Formen unter die Augen, daß sie seine Identität für einen Augenblick hätten zweifelhaft machen können. Amar, so gefüchtet in den Ausschüssen, so tyrannisch auf der Tribune; Amar, der Löwe des Berges, war nur noch ein Mann von Welt, von zierlichem und artigem Wesen, sorgfältig in seiner Kleidung, in seiner Haltung und in seinen Worten; der sich mit einer studirten Delicatesse ausdrückte, seine Stimme mäßigte, um sie einschmeichelnder zu machen, und sich, im Allgemeinen oder privatim, nie an die Geschworenen wendete, ohne ihre Nachsicht durch ehrerbietige und schmeichelnde Wendungen in Anspruch zu nehmen. Er hatte nur sehr nebenbei in der begründeten oder falschen Verschwörung des unglücklichen Babeuf figurirt, und die gerichtliche Rache glaubte ihm ihres Theiles nichts anderes zur Last legen zu können, als Mangel an Vorsicht in seinem Verkehr mit anderen und in seinem Benehmen.

Einige andere Personagen, die mit einer gewissen Wichtigkeit zu den Debatten kamen, verloren diese längst, ehe jene zu Ende waren. Der Rest ist der Ehre, genannt zu werden, nicht würdig; dieser Haufe von politischen Comparsen, den schlechtesten Winkeln von Paris entnommen, zeichnete sich nur durch einen tollen Ungestüm, durch wüthige Flüche und durch scandulöse Ausschweifungen aus, welche den Sitzungssaal mehr als einmal zu einem gemeinen Sammelplatz von Meuterern machten. Nur allein das Abtreten der Richter führte dann einen Schein der Ordnung wieder herbei, obwohl keine Stille. Ein großes Frauenzimmer, von ziemlich reifer Jugend, deren plumpe Gestalt durch ihr rothes Haupthaar nicht eben vortheilhaft hervorgehoben wurde, kurz, das arme Geschöpf, das man Sophie Lapierre nannte, und das sich unter der Zahl der Angeklagten mit eingegriffen fand, ich weiß nicht recht, warum, es sey denn des Singens wegen, stimmte plötzlich Revolutionsgesänge, bald großartig und erhaben, bald plump und wild, an, die dies Volk von Menschen, welches vielleicht schon für den nächsten Tag dem Tode geweiht war, um sie her im Chor wiederholte. Dies mehr zu Herzen gehende als harmonische Concert hielt bis zur Wiedereinkerkerung an, wo es von einer Zelle zur anderen schwächer und schwächer wurde, bis es unter dem letzten Riegel ganz erstarb. Möglich, daß ich Unrecht habe; doch bekenne ich, daß ich den Enthusiasmus eines Heros nicht zu begreifen vermag, der sich nach der Melodie der Carmagnole zu sterben anfeuert.

Ich will diese Unglücklichen jedoch nicht verlassen, ohne noch einen davon zu nennen, dessen sonderbare Narrheit mindestens die Ursache nützlicher Reflexionen werden kann; ich meyne einen gewissen Pille, der fest an Geister glaubte und der den Kunstgriffen der Kobolde und der Hexenmeister die Fortschritte der Contrerevolution beimaß. Er erklärte im vollen Ernste, daß der dem Babeuf unterthänige Dämon ihn unterworfen habe und daß dieser Bewohner der anderen Welt so geschickt gewesen sey, ihn einst in das fünfte Stockwerk des Tribuns zu transportiren, ohne daß er die Treppen gestiegen noch eine Thür geöffnet habe; aber die Hexenmeister des Directoriums hatten seit einiger Zeit die Oberhand, und Pille gewahrete das mehr als irgend ein anderer an der Qual, welche aristocratische Poltergeister ihn jede Nacht erdulden ließen, so daß er zu keinem Schlaf kommen konnte. Es war die Sprache, es waren die Klagen Calibans; es war seine blinde, seine stupide Unwissenheit: so waren zum Theil diese Zerstörer der Altäre beschaffen, die das Christenthum auf den Tod bekriegten, welche die Vernunft zu einer Gottheit machten, um der Anerkennung eines Gottes überhoben zu seyn, und welche Frankreich von einer neuen Aera des Lichts und der Gesittigung datiren ließen!!

Die Nacht vom 6. zum 7. Prairial (25. Mai 1797) brachte endlich dies gerichtliche Drama zum Schluß, das fast hundert Tage gewährt hatte. Es war vier ein halb Uhr Morgens; die Strahlen der Sonne, welche sich schon eine Zeitlang über den Horizont verbreitet hatten, machten das Licht einiger Kerzen, die man noch in den entferntesten Theilen des Saales brennen sah, mehr und mehr erbleichen. Die Angeklagten, schweigsamer und düsterer als gewöhnlich, wurden unter den herkömmlichen Vorsichtsmaaßregeln entführet; die Geschworenen hatten mit einer traurigen Feierlichkeit den Berathungssaal verlassen, wo sie neunzehn Stunden lang zugebracht. Die Richter nahmen ihre Sitze wieder ein; der Audienz-Saal füllte sich mit Neugierigen. Da trat ein Augenblick düsterer und melancholischer Ruhe ein, in welchem man den Flügelschlag eines fliegenden Insects würde haben hören können. Einige Kinder, einige Frauen mit aufgelöstem Haar, unter anderen die des Buonarotti, drängten sich an die Baree und klammerten sich dort fest an; doch ohne Geschrei, ohne Klagen, ohne Seufzen, fast regungslos. Als der Gerichtspräsident sich erhob, um mit einer deutlichen aber doch bewegten Stimme das Urtheil auszusprechen, da war es, als wäre er der einzig Lebende gewesen, der sich in dem ganzen Umkreise befand. Man weiß, wie das Urtheil ausgefallen: die Mehrzahl ward freigegeben. Buonarotti, Germain und einige andere, deren Andenken die Geschichte nicht bewahren wird, waren zur Deportation, Babeuf und Darthe zum Tode verurtheilt. In dem Augenblick, wo dieser Theil der Sentenz gesprochen ward, machte sich auf dem Theil der Bänke, wo die Verurtheilten saßen, eine lautlose Bewegung bemerkbar. Real hatte kurz auf einer Bank in der Mitte Platz genommen, über dem Darthe, den er ein wenig zu seiner Linken hatte, und unter Babeuf, der dagegen, rechts von ihm, über ihn hinwegsah. Darthe fiel hintenüber, so daß er mit dem Kopfe auf die Kniee seines Defensors zu liegen kam, der ihn zu halten eilte, während Babeuf ihm auf die Schulter sank. Er hatte nicht die Zeit, diese Doppelohnmacht dem Schrecken zuzuschreiben, denn das Blut, das ihn überströmte, klärte ihm das Geheimniß auf, und in demselben Augenblick kollerten zwei damit getränkte Eisen die Stufen herab: das des Babeuf war aus einer Eisennadel angefertigt, die man gebraucht, um dem Dochte einer Lampe nachzuhelfen, und die er auf dem Pflaster seines Kerkers scharf geschliffen hatte. Man trug die beiden Verwundeten, die zu ihrem Unglück mit dem Leben davonkamen, weg. Ihr Blut hatte sich unter dem Eisen, womit sie auf sich eingestaßen, nicht ganz verlaufen; es blieb davon noch für die Guillotine übrig, und dieser wurden sie Abends überantwortet.

Alle Welt weiß jetzt, was sie von den gesetzlichen Schlachtereien zu halten hat, die man die Werke der Gerechtigkeit nennt und die bei den Völkern in Revolution nichts weiter als die Werke der Rache sind. Nicht die Todesstrafen sind es, welche die der Gesellschaft Gefahr bringenden Meynungen unterdrücken; das müssen gute Institutionen, gute Gesetze thun. Das Glück der Gesellschaft ist es, das sie Lügen straft, sie in Verruf bringt. Die gerichtliche Tödtung hat so wenig in der politischen als in der philosophischen oder religiösen Theorie je etwas anderes als die absurde Gesamtheit derer bewiesen, welche sie verhängen. Man gebe den Kindern eine verständige Erziehung, dem geringen Manne Arbeit, der Industrie Freiheit, dem Talente Aufmunterung, der Tugend Ansehen; man unterdrücke mit Kraft die Verderber der Vernunft und der öffentlichen Moral, wo man sie auch finden möge, in den Zeitungen,

Digitized by Google

in den Büchern, auf dem Theater, in der Gerichtsstube, auf der Tribune: dazu bedarf es nicht des Blutvergießens, sondern nur, daß man zu rechter Zeit ein Dintenfaß umstößt, wenn Gift darin ist. Ich weiß nicht, wie diese Vorsichtsmaßregeln heißen, ich weiß selbst nicht, ob sie bei den vervollkommneten Nationen nicht irgend einen Schimpfnamen haben; aber das weiß ich so sicher, daß von keinem Zweifel die Rede seyn kann, daß keine Nation je im Stande seyn wird, ohne sie Ruhe und Ordnung zu behaupten. Sind sie unausführbar oder gefährlich, da verzichte man auf die Gewalt: es ist besser, sie zu verlassen als sie zu verlieren, und man verliert sie sehr schnell, wenn man die Mittel, sie zu bewahren, vernachlässiget, was übrigens bei den meisten Regierungen ziemlich gleichgültig ist, das heißt bei allen denen, wo ihre Einwirkung nicht durch die allgemeinen Bedürfnisse der Zeit und des Landes geregelt ist. Jedenfalls versuche man es jedoch nicht, sie durch Verfolgung befestigen zu wollen. Es ist dies der Zauberpfeil der orientalischen Mährchen, der auf die Brust desjenigen zurückprallt, der ihn abgeschossen hat. Das vergossene Blut wird nicht ganz von der Erde getränkt. Es hat eine unvorherzusehende Fluth, die sich bis zum Throne drängt, ihn untergräbt und einstürzen macht. Es sind fast vierzig Jahre, daß Babeuf todt ist, doch lebt seine Partei fort, weil es selbst in der Tiefe von Babeuf's Extravaganzen Wahrheiten gab, die keine Regierung hat erkennen wollen, und die doch nie untergehen werden. Eine Wahrheit läßt sich nicht tödten, wie ein Mensch:

Discite justitiam, moniti; non temnere divos.

Man höre nicht auf die Höflinge, welche, um mit ihrem Eifer zu prunken, wollen, daß den Factionisten der Kopf abgeschlagen werde; man höre nicht auf die Factionisten, die es doch nur darauf abgesehen haben, Höflinge zu werden, wenn sie nicht Könige werden, und die den Höfling vor allem daraus beneiden, daß er den Mord durchsetzen und gebieten kann. Man höre die Stimme der weisen Alten, die der Tod für jede Speculation wie für jede Hoffnung ohne Interesse gelassen hat; man höre die Stimme der Tradition, die Stimme der Geschichte, die Stimme der Erfahrung von so vielen Jahrhunderten, die, was man auch sagen möge, immer noch so viel werth ist als die eigne; man höre die Stimme des Gewissens und lasse die Henker gehen: man wird ihrer nicht bedürfen.

Was ich hier am Schlusse gesagt habe, das würde ich dem Directorium gesagt haben, wenn ich zu dessen Zeit geschrieben hätte, das Directorium aber, das würde — nicht auf mich gehört haben.

Von dem Ursprunge, den Fortschritten und dem jetzigen Zustande der Telegraphie.

(Beschluß.)

(L.)

Die Signale sind auf die Marine bis jetzt mit wenig Erfolg angewendet worden. Der Herzog von York wendete zuerst (seit Jacob II.) für die englische Marine eine geschickte Bildung von Linien und eine Schlachtordnung an, die von der Stellung des Feindes, der Kraft und Richtung des Windes und des Meeres motivirt wird. Seine Figthings ant sailings instructions classificiren die Signale für die gewöhnlichen Bewegungen. Er erfand zu jedem Manoeuvre ein Signal, das er in der von ihm gemachten Classification anzeigt und seine Methode ist noch die Basis der in dem englischen Naval-Codex angeordneten Evolutionen.

Verschiedene französische Seeleute haben seitdem einen Codex jetzt gebräuchlicher See-Signale gesammelt und successiv verbessert. Es existirt in Havre ein Signal der Küsten-Communication mit den Schiffen, die auf der Rhede liegen, welches von Herrn Lascombe, Lloyds Agenten in Havre, eingeführt worden ist. Ungeachtet der Dienste, die es da geleistet hat, haben doch die andern Handelshäfen nichts gethan, um es bei ihnen einzuführen.

Der Telegraph Chappe's hat jetzt, nach einer Erfahrung von mehr als vierzig Jahren, die ganze Vollkommenheit erlangt, deren er fähig war. Es hat ihm nur die Anwendung eines Systems für die Nacht gefehlt, welches sehr oft und mit großen Kosten versucht worden ist, aber immer ohne Erfolg. Auch haben alle Erfinder nach ihm auf diesen Zweck alle ihre Anstrengungen gerichtet.

Der beträchtliche Theil von Zeit, den die Nächte im Laufe eines Jahres einnehmen; die Leichtigkeit, lichte Puncte in doppelt und dreifach größern Entfernungen zu entdecken, als die sind, welche unsere vollkommensten optischen Instrumente bei Tage erreichen können; die große Unannehmlichkeit, bei Annäherung der Nacht oft sehr wichtige Depeschen unterbrechen zu müssen; die atmosphärischen Zufälle, welchen der Tag weit mehr als die Nacht unterworfen ist,*) und welche machen, daß die Regierung, statt den Telegraphen zu ihrer Verfügung zu haben, gewissermaßen vom Telegraphen abhängig wird; diese Motive haben natürlich alle Mittel zu einer nächtlichen Correspondenz aufsuchen lassen müssen. Es war selbst natürlicher, zuerst an diese zu denken. Auch sehen wir die ältesten Völker Correspondenz-Feuer auf Anhöhen anlegen in einer Zeit, wo noch kein Instrument das Gesicht des Menschen unterstützte. Wie kommt es nun, daß die jetzigen Telegraphen sich dagegen bloß auf den Tag beschränken, der so ungünstig für die Beförderung ist und daß alle Bemühungen bisher fruchtlos gewesen sind, diese Gränze zu überschreiten?

Das kommt daher, daß ein großer Unterschied ist zwischen wenigen verabredeten Signalen, wie die seyn konnten, die man in der Vorzeit anwendete, so wie denen, deren sich jetzt die Marine bedient, und einem vollständigen System, das mit einigen Zeichen eine ganze Sprache wie die unsrige (d. h. französische) umfaßt, die ihre außerordentliche Klarheit nur ihrer Unfügsamkeit für die Inversion und der Menge ihrer Partikeln verdankt; es kommt daher, daß die Möglichkeit, Linien oder Figuren zu combiniren, deren Stellung bei Tage durch umgebende Gegenstände bestimmt wird, weit umfassender und ausgedehnter ist, als die, Puncte zu combiniren, wovon man nur des Nachts Gebrauch machen kann und die sich dann sehr leicht vermischen, weil sie unter und gegen einander nur relative Stellungen haben.

Nachdem man vergebens versucht hatte, den Chappe'schen Telegraphen zu erleuchten, munterte die Regierung die Verwandte des Contre-Admirals, Herrn Saint-Haouen auf, der seine Experimente für die Nacht auch mehreremale anfing, suspendirte, wieder aufnahm und von Neuem aufgab.

Seine Maschine bestand aus einem Mast, der sich achtundzwanzig bis dreißig Fuß über das Häuschen erhob, das zur Wohnung der Angestellten bestimmt war; oben auf diesem Mast war eine achtzehn Fuß lange Segelstange kreuzförmig angebracht; man hatte daran, durch Seile oder Stricke, drei schwarz angestrichene Globen von Weidenholz, von zwei Fuß Durchmesser, einer von dem andern sechs Fuß abstehend, befestigt; ihre Bewegungen wurden mit perpendicularen Stricken bewirkt, die von der Segelstange ausgingen und sich bis ins Innere des Häuschens verlängerten. Des Nachts waren die Globen durch Laternen mit Reflectoren ersetzt. Nachdem mehr als zwei Jahre vergangen waren, um eine Linie von Paris nach Orleans einzurichten und seine Agenten zu üben, machte Herr von Saint-Haouen auf Montmartre, um zehn Uhr Abends, einen öffentlichen Versuch, der kein genügendes Resultat lieferte

*) Die Nebel der Nacht müssen sehr dicht seyn, wenn sie die Wirkung des Lichts ganz neutralisiren sollen; sie sind außerdem minder häufig, als die bei Tage und nicht selten erlebt man eine Folge nebeliger Tage, den eben so vielen dazwischen liegenden heitern Nächten. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

und entließ seine Zuschauer unbefriedigt. Darauf gab er sein Project, Linien zu errichten, auf, modificirte seine Maschine, um sie portativ zu machen, und wurde von der Regierung nach Spanien geschickt, um, für den Dienst der französischen Armee, telegraphische Posten einzurichten. Auch hier waren seine Versuche ohne Erfolg. Endlich war er im Begriff, sein System nach England zu verpflanzen, als er plötzlich zu Calais starb, bevor er sich eingeschifft hatte. Seitdem versuchte sein Sohn, aber immer fruchtlos, den Telegraphen seines Vaters zu vervollkommnen und in Ausübung zu bringen.

Der erste nächtliche Telegraph, dessen Versuch vollkommen gelungen ist, ist der des Herrn Ferrier, der eine Linie für den Tag und für die Nacht zwischen Paris und Rouen errichtet hat. Sein Apparat besteht in zwei eisernen Leitern, von acht bis zehn Fuß Entfernung von einander, deren jede an ihrem obern Ende eine Laterne trägt. Um diese feststehende Laterne bewegt sich im Kreise eine andere, die acht verschiedene Stellungen annehmen kann. Eine fünfte Laterne bewegt sich horizontal unter den vier andern und nimmt drei Stellungen an. Am Tage werden diese Laternen durch viereckige, schwarz angestrichene Klappen ersetzt. Die Total-Summe der durch Ferrier's Telegraphen gebildeten Signale oder Zeichen ist 202. Diese, dem Anschein nach, geringere Zahl als die des Chappe'schen Telegraphen ist doch in der Wirklichkeit größer, weil sie alle, ohne Ausnahme, bei Nacht wie bei Tage sichtbar sind.

Der Telegraph des Herrn Ferrier vereinigt alle Vortheile des Chappe'schen, außer daß er nicht auf einem Thurme oder spitzigem Dache angebracht werden kann; er erfordert eine ebene Fläche oder Plate-Forme von zwölf bis funfzehn Fuß. Aber er hat eine unendliche Einfachheit in den mechanischen Mitteln vor ihm voraus; in Folge dessen erfordert er weit weniger Kosten, weniger Unterhalt, leistet dem Wind bessern Widerstand und ist weit leichter zu repariren. Er hat mehr sichtbare Signale und folglich kann er deren mehrere bei der Correspondenz anwenden. Endlich hat er das bis dahin so emsig gesuchte Problem einer nächtlichen Mittheilung gelöst.

Eine telegraphische Linie für Tag und Nacht, nach diesem System, ist von Herrn Ferrier zwischen Paris und Rouen zur Verfügung von Kaufleuten und Privatpersonen gestellt worden. Während mehrerer Monate ist der Börse-Cours von Paris, einige Minuten nach dem Schlusse der Börse, zu Rouen bekanntgeworden, ohne daß je eine Zahl die geringste Veränderung erlitten. Politische Gründe, die wir nicht zu untersuchen haben, suspendiren in diesem Augenblicke die Ausübung. Das französische Ministerium hat, der Furcht nachgebend, die neue Mittel der Emancipation immer den Regierungen einflößen, die neue Unternehmung länger als ein Jahr rastlos verfolgt, und hat sie eingestellt, bis die Kammern sich darüber ausgesprochen haben werden.

Ein Kaufmann von Antwerpen hat den Telegraphen des Herrn Ferrier, für seine Privatrechnung in Belgien einführen wollen. Tägliche Versuche werden seit einigen Monaten zwischen dieser Stadt und Brüssel gemacht, ohne daß jedoch die Communication regelmäßig hergestellt ist.

Indem wir die verschiedenen Systeme der Telegraphie aufgezählt haben, die bis jetzt aufgestellt worden sind, haben wir viele ausgelassen, deren Anwendung nie hätte versucht werden können, und die nur theoretische Notizen ihrer Urheber voraussetzten. Die Theorie ist im Punct der Telegraphen so unsaglich unterschieden von der Praxis,*) daß ihr Verdienst erst nach der Erfahrung gewürdigt werden kann. Es ist so natürlich, nach der Analogie zu glauben, daß, wenn das Mittel in einem Moment von einer Station zur andern zu correspondiren, einmal gefunden ist, man, indem man das nämliche Verfahren von Station zu Station wiederholt, nach Willkühr den Raum ausdehnen könne, der durch Signale übersprungen werden soll! Aber wenige Leute ahnen, wie viele unvorhergesehene Hindernisse der Zustand der Atmosphäre und die Natur der Oertlichkeit in der Anwendung herbeiführt, Hindernisse, die das Resultat hemmen und verschieben, wenn man auf dem Punct zu seyn glaubt, es zu erreichen, und die Veränderungen in den Mitteln der Ausführung und neue Begriffe und Notizen nöthig machen, wozu ein neues Experiment erforderlich ist.

Inzwischen sind die glücklichen Versuche, die mit Vortheil gegen das seit langer Zeit eingeführte System gekämpft haben, der Art, um glauben zu machen, daß die Telegraphie anfängt, jetzt nach ihrem hohen Werthe gewürdigt zu werden, und um uns hoffen zu lassen, daß kenntnißreiche und ausdauernde Männer sich gern einer so umfassenden und hoffnungsreichen Zukunft weihen werden.

*) Dann ist aber die Theorie doch nicht richtig, wie plausibel sie auch in der bloßen Idee geschienen haben mag; denn in keiner Sache in der Welt, in keiner Wissenschaft kann ein wahrer Widerspruch zwischen Theorie und Praxis stattfinden. Anm. d. Red.

Schilderung neapolitanischer Sitten.

(Aus dem Dublin Magazine.)

(2.)

Das sicherste Mittel, die Religion herabzuwürdigen, ist, sie eine Rolle in den gewöhnlichsten Handlungen des Lebens spielen zu lassen, und die Mysterien des Glaubens in unsere häuslichen Gewohnheiten zu mischen. Diese Mysterien, von dem Heiligen-Schein entkleidet, der sie umgiebt, verlieren ihre imponirende Majestät und das Volk, geneigt, nur das zu verehren, was seinen Blicken verborgen ist, nur das hochzuhalten, was seinem Verstande unfaßlich und unbegreiflich ist, gewöhnt sich allmählig, die heiligsten Dinge mit Gleichgültigkeit und selbst mit Verachtung anzusehen.

Man kann schwerlich ein Land finden, wo man die Religion mehr mißbraucht als in Italien. Da stellt sie sich unter den lächerlichsten, den auffallendesten Formen dar und vermischt das Profane mit dem Heiligen; die neapolitanischen Lazzaroni und die Bauern dieser Gegend sehen den Himmel ganz anders als die andern Menschen; für sie sind die heiligsten Mysterien der Religion handgreiflich; sie sprechen zu ihren Sinnen, nicht zu ihrem Herzen — nur ihre Einbildungskraft beschäftigt sich mit ihnen.

Wenn man an Festtagen durch die Straßen von Neapel wandert, so ist man betroffen, die edelsten, imponirendesten Bibel-Stellen in Zucker gebacken, in Chocolade, Pasteten ꝛc. zu sehen, und das, um die thörigte Neugierde des Volkes zu befriedigen. Hier sieht man eine Sonne von Zucker, die in ihrem Laufe stillsteht, einem Josua von Chocolade gehorchend, der den Helm auf dem Kopfe, das Schwerdt in der Faust hat; die beiden Heere sind handgemein; Lebrun hätte sie nicht mit mehr Geschicklichkeit und Talent vermischen und verwickeln können; Leichname von Confect oder Pasteteuteig liegen auf allen Seiten am Boden und hauchen den angenehmsten Duft aus. Hier kann man wohl sagen, ohne der Grausamkeit angeklagt zu werden: Ein todter Feind riecht niemals übel.

Ganz nah bei Josua erblickt man Salomo, auf einem Zucker-Thron sitzend, wie er seine Sentenz aussprechen will, umgeben von gebackenem Volk und unbeweglichen Garden. Aber will man wissen, wer die Garden des großen, wegen seiner Weisheit berühmten Königs sind? Es sind Hanswürste von Zucker, bewaffnet mit kleinen Piquen von Macaroni.

Weiterhin, in der Fleischbank eines Specksiders, sieht man zwei Mönche von ehrwürdigem Ansehen, andächtig knieend und in tiefe Betrachtung verloren. Der Ort, wird man sagen, ist nicht sehr schicklich zum Gebet; aber wenn man sich nähert und ihre Kleider anrührt, so

Digitized by Google

wird man hell auflachen: ihre Kutten bestehen aus Boudin und Bratwürsten und der Kelch, vor welchem sie sich demüthigen, ist von holländischem Käse. Auch sind die imponirendsten Handlungen der so erniedrigten Religion in Italien nur gemeiner Zeitvertreib. Diese Unterhaltung und Belustigung füllt einen guten Theil des Jahres aus. Kaum bleiben einige Tage für die Arbeit, denn es muß das Fest jedes Apostels, jeder Heiligen, jedes Märtyrers, kurz aller Helden des Calenders gefeiert werden. Da denken die Lebenden immer an die Todten und der Müssiggang, welchen alle Reisende den Italienern zum Verbrechen gemacht haben, ist eine auferlegte Pflicht, eine Verbindlichkeit, welcher sich diese jetzt nur sehr schwer entziehen könnten.

Man muß inzwischen sagen, daß in vielen Städten das Volk, aus Neigung und Charakter zum Vergnügen getrieben, nicht nöthig hat, aufgefordert zu werden, an einem Sonn- oder Festtag sein ganzes Wochenlohn zu vergeuden.

In Neapel z. B. sieht man Handwerker, Männer, Frauen und Kinder, viermal des Monats auf ein benachbartes Dorf gehen und sich zu Ehren des Heiligen, dessen Wunder der einzige Reichthum dieses Dorfes sind, berauschen. Die Familie selbst eines Tagelöhners würde sich schämen, an einem Tage zu Hause zu bleiben, wo alle andern geringern Classen der Gesellschaft auf das Land gehen, um zu spielen und zu trinken.

Man widmet einen Tag dem Schmausen und dem Vergnügen auf die Gefahr hin, die andern Tage der Woche kein Brod zu haben. Am Abend vorher ist das ganze Quartier auf den Beinen, denn jeder bereitet sich zur heiligen Wallfahrt des andern Tages vor. Ueberall hört man freudigen Lärm und Tumult; die ganze Stadt ist in Aufruhr und niemand denkt an Ruhe. Gegen Mitternacht vermehrt sich das Geräusch und der Tumult, die Straßen sind von einer Menge Männern, Frauen und Kindern gefüllt, die da beten, tanzen und sich in buntem Gemische, unter dem Schalle der Tambourins und Mandolinen, nach der heiligen Kapelle drängen, die sie erwartet. Die Litaneien und Gesänge gehen ihren Gang und die Gebete der Greise erheben sich mitten unter dem Freudengeschrei der jungen Leute.

Man weiß, daß es eine Zeit in Europa gab, wo widerliche Farcen, deren Inhalt der Bibel entlehnt war, auf dem Theater dargestellt wurden und das einzige Repertoire dieser ersten Epoche der Wiedergeburt der Wissenschaften bildeten. Voltaire sagte, daß man noch die Spuren der Feier dieser Mysterien in Calabrien finde; er sagte noch zu wenig — an den Thoren einer großen Hauptstadt selbst profaniren Menschen die Gottheit durch unedle und ekelhafte Scenen.

In der Umgegend von Neapel liegt ein Dorf, beschattet von hohen Pinien, prächtigen immer grünen Lorbeeren und duftenden Orangenbäumen. An diesem Orte, wo die Natur mehr thut, als die Kunst, kann man, wenn man Lust hat, sich ganz ins Mittelalter träumen und versenken. Am Ostertage z. B. wird man eine enorme Statue von Holz sehen, die den heiligen Johann den Täufer darstellt, wie er die Kirche von Arancila (das ist der Name des Dorfes) verläßt, auf dem Rücken getragen von vier kräftigen Bauern, alle stolz auf die Ehre, unter dem Gewichte dieses ungeheueren Holzblocks zu erliegen. Die Statue rückt langsam vorwärts; sie scheint rechts und links sich umzusehen und zu hören, hält an der Thür jedes Hauses an und durchzieht unruhig alle Straßen. Es ist leicht zu sehen, daß die Statue etwas sucht, ohne daß man es errathen kann.

Auf diese Weise stellten ohne Zweifel, bei der Feier der Mysterien von Eleusis, die Griechen die Unruhe und die Angst der Ceres dar, die ihre Tochter Proserpine sucht, welche sich in den Ebenen von Sicilien verirrt hatte. Nach langem Suchen glaubt indessen der Heilige von Weitem religiöse Hymnen zu hören; er neigt sein Ohr: er täuscht sich nicht, diese Hymnen verkündigen die Auferstehung des Heilands. Der Heilige scheint sich nach dieser Seite hin bewegen zu wollen; aber bald wird er durch Magdalene, eine andere enorme Statue von Holz, erreicht. Diese erinnert ihn an das Versprechen, das er der Marie gegeben, ihren Sohn nicht vor ihr zu umarmen. Der heilige Johann, treu seinem Versprechen, kehrt um und eilt, der Jungfrau die glückliche Nachricht von der Auferstehung ihres Sohnes zu bringen.

Marie ist nicht weit. Sie naht majestätisch, begleitet von der Menge, die ihr zuruft, die Trauerkleidung abzulegen, die sie bedeckt. Sie widersteht einige Zeit ihren Bitten; aber so wie sie den Heiland erblickt, weicht die Trauerkleidung prächtigen Spitzen und einer silbergestickten seidenen Robe; aus ihrem Busen erhebt sich eine Wolke von Vögeln, die nach allen Seiten, unter dem Beifall- und Freudenruf des Volkes, in die Lüfte fliegen. Die Menschen sammeln sich nun um die heilige Gruppe und begleiten sie im Triumph zur Kirche unter Schüssen und Glockengeläute, daß die Gewölbe davon wiederhallen.

Will man einer noch unedlern Farce beiwohnen, so gehe man nach dem Dorfe Succivo in der Gegend von Aversa. Da sieht man am heiligen Donnerstage einen Arbeiter gekleidet als einen Bewohner von Nazareth, mit einer blonden Perrucke und einer Dornenkrone, mit einem schweren Kreuz beladen. Zwanzig bis dreißig römische Krieger, mit eisernem Helm und Harnisch, begleiten das heilige Opfer, das im Hemde den Calvarienberg besteigt. Dieses scheint unter der Last des Kreuzes zu erliegen und seine Henker, getreu der Rolle, die sie spielen, zwingen es mit Faustschlägen und Fußtritten, seinen Weg fortzusetzen.

Der Unglückliche erträgt diese Mißhandlungen mit der bewundernswerthesten Resignation, hoffend, daß diese harten Prüfungen ihm in der andern Welt werden angerechnet und ihm zur Sühne für die in diesem Leben begangenen Sünden dienen werden. Dem ganz Zerschlagenen folgen auf seinem fortgesetzten Wege Marie und Magdalene, in Thränen zerfließend. Wenn die Procession durch alle Straßen des Dorfes gezogen ist, kehrt sie zur Kirche zurück, begleitet von der ganzen Bevölkerung, die von einem so rührenden Schauspiel durchdrungen ist. Aber man hält sich da nicht lange auf, denn ohne selbst das Costume abzulegen, geht der Bauer, der den Erlöser vorstellte, mit den Juden, die ihn so gemißhandelt haben, zusammen in die benachbarte Schenke, mit dem Glase in der Hand Friede zu machen und sich von den Ermüdungen des Tages zu erholen.

Correspondenz über den Orient, 1830—1831,

von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat.

Dritter Artikel. (Man vergl. Nr. 901 uns. Bl.)

(L.)

Während das arme, alte Europa, ganz von Aufklärung erglänzend, mit Wissenschaft überladen, von Erfahrung fast entkräftet, analysirend, kritisirend, drückend, bauend und wieder niederreißend, immer sich übelbefindend und sich auf seinem Schmerzensbette windend, wie ein Kranker, der das Fieber hat — in immerwährender Bewegung ist und fortzuschreiten behauptet (Gott gebe, daß es Recht haben möge!), zerfällt das noch ältere Asien alle Tage mehr in Stücken. Seine Bevölkerungen sterben aus; seine Erinnerungen erlöschen; seine letzten Trümmern zerfallen in Staub. Constantinopel, die tartarische Colonie von Europa, weicht dem auflösenden Hauch unserer dort eindringenden Civilisation. Indem wir unsern Reisenden von Constantinopel nach Jerusalem folgen, entdeckt man mit Verwunderung und Schmerz, daß in allen diesen Re-

Digitized by Google

gionen nichts mehr von einem organischen und mächtigen Leben übrig ist. Keine Gesellschaft, kein gemeinschaftliches Band mehr; zerstreute Strämme oder Tribus, aber keine Nationen. Hier suchen die Pascha's, um dem Sultan zu gefallen, Gott weiß welchen ungeschickten, entlehnten und nachgeäfften Europäismus; dort nagen die alten Muselmänner an ihrem Zügel, beißen in den Handgriff des Yataghans und glauben, daß der letzte Tag gekommen sey, daß Allah's Reich zerfalle, daß die Welt untergehe und ihnen nichts mehr übrigbleibe, als die Augen zu schließen und sich in ihren Mantel zu hüllen. Ganz Klein-Asien ist entvölkert. Von einer Zeit zur andern erscheinen wieder, als Zeichen der Lebenskraft, Raub und Mord, eine wilde Existenz, das Leben nomadischer Horden, Plünderung und ein Zelt in den unwirthbarsten Felsen; weiterhin vegetiren decimirte und abgestumpfte Völkerschaften. Hier und da einige Repräsentanten Europa's: bald schmückt sich ein Jude in Lumpen, der England repräsentirt, bald ein Grieche, zu Moscau geboren, der Italien repräsentirt, mit dem Titel Consul. Das ist Alles.

Wer könnte sich einiger philosophischer und trauriger Gedanken über die Schicksale der Völker erwehren? Das ist das schöne Klein-Asien, das das europäische Griechenland mit einem so glänzenden und so milden Strahle gefärbt hat; die Wiege der Wollust und der Künste der alten Welt. Wo ist sein socieller Zustand, wo sind seine Künste, seine Helden, seine Triumphe? Es bleibt ihm nur eine wunderbare Natur, schlecht unterstützt durch die niedrigste der Industrieen, die der Sclaverei. Es giebt keine Civilisation mehr in diesem schönen Theile der Erde, der uns die Civilisation gebracht hat. Während das alterschwache Asien in seinem Grabe entschlummert und während Europa, seine Tochter, sich mit seiner Wiedergeburt abquält, werfe man die Blicke in die Ferne, jenseits der Meere, und man wird den Keim eines unermeßlichen Schicksals sehen: Amerika, noch schwach, kaum seine Kräfte versuchend, noch keine Vergangenheit habend, groß werdend in dem Verhältniß, wie seine Mutter und Großmutter schwächer werden, still, isolirt, nichts von der entfernten Contagion fürchtend, industriös und thätig, mit seinen neuen Sitten alle Ideen und alle Traditionen Europa's verschmelzend, ein wenig kalt, ein wenig streng und hochfahrend, aber mit aufgerichtetem Haupte der Zukunft entgegengehend, die ihm gehört.

Verlassen wir Constantinopel noch nicht, es ist der kranke Kopf eines großen dahinschwindenden Körpers; einige der zahlreichen und immer scharfsinnigen Beobachtungen unserer Reisenden über die Medizin in der Türkei, über die türkischen Hospitäler, über die Wohlthätigkeits-Anstalten, über die muselmannischen Frauen sind würdig gesammelt und commentirt zu werden; sie beweisen alle, wie gefährlich die vom Sultan versuchte Revolution ist.

Wie hofft z. B. Mahmud, ohne die ganze ottomannische Erziehung zu ändern, mit seinen Kleider- und Pantoffel-Reformen, je seinen Zweck zu erreichen? Das europäische Leben ist die Mannichfaltigkeit, das muselmannische die Einförmigkeit. Unsere Erziehung, sey sie nun gut oder schlecht, giebt unserm individuellen Ich die größtmöglichste Entwickelung; sie schärft unsere Kritik, sie macht Dialectiker, Analysten aus uns; alle die kritischen Personalitäten reiben sich, halten einander die Waage, theilen sich, controlieren sich, eine die andere; es ist eine Prüfung und Gegen-Prüfung ohne Ende, noch Stillstand. Oft annulliren die Menge von Kritiken zuletzt sich wechselseitig und in der geräuschvollen Gesellschaft, in welcher wir leben, macht ihre ewige Wirksamkeit die Thatsache, die Vernunft und den Gedanken zu nicht mehr zu fassenden Staub. Was die türkische Erziehung betrifft, so handelt es sich davon, eine ganze Nation in dieselbe Mühle zu pressen, ihr eine einzige Haltung, eine einzige Sitte, eine einzige Art zu sehen, zu sprechen, zu denken, zu grüßen und zu gehen zu geben; es handelt sich davon, sie zu leiten, wie eine große Heerde, die schweigend von der Wiege zum Grabe geht, sey nun der Weg der des Sieges und der Macht, oder der der Niederlage und der Schande. Es kommt der Tag des Verfalls! Die ganze Nation resignirt; sie ergiebt sich darein, wie ein einzelner erschöpfter Mensch, der sich auf dem Pflaster in glühenden Sonnenstrahlen ausstreckt und einschläft. Das ist es, was sich in unsern Tagen zugetragen hat.

Man kann wohl denken, daß alle Wissenschaften, die auf Beobachtung und Prüfung beruhen, keine großen Fortschritte in der Türkei machen. Der Syllogismus und die Analyse sind einer türkischen Intelligenz fremd. Sie geht von erdichteten Thatsachen aus, die sie nicht controlirt und die ihren Systemen doch zur Basis dient. Eine Controverse von Doctoren ist ein vollendetes Feuer von außerordentlichen Behauptungen, mit orientalischen Allegorieen verbrämt. Die folgende Unterhaltung zwischen dem Doctor Bailly und dem berüchtigten Hussein Pascha, dem Vertilger der Janitscharen, wird eine richtige Idee von der Leichtigkeit und Bizarrerie der Deductionen geben, die sich eine türkische Einbildungskraft, in ihren leichtesten Momenten, erlaubt:

„Herr Bailly fragte zuvörderst den Pascha über seine Krankheit; der Kranke antwortete, daß er drei schmerzhafte Stiche in der Gegend der Leber gehabt habe. Da dieses Stechen bisweilen von heftigem Fieber begleitet gewesen sey, so komme dies vielleicht von Anstrengung oder irgend einer Contusion.

„Als ich zu Varna war," sagte der Pascha dann, „wurde ich durch drei Elende verrathen, denen ich mein Vertrauen geschenkt hatte; ich konnte sie nicht erreichen und züchtigen; da hat mein Uebel angefangen. Ich habe sechs Monate lang viel gelitten; aber nach sechs Monaten wurden zwei der Verräther ergriffen und ich habe sie erschossen; seit dieser Zeit empfinde ich einige Erleichterung. Ich habe nicht die drei schmerzhaften Stellen mehr, aber es bleibt mir noch eine; denn des dritten Verbrechers hat man noch nicht habhaft werden können.

„Herr Bailly, erstaunt über eine so sonderbare Krankheit, konnte sich nicht enthalten, dem Pascha zu sagen, daß seine Genesung auf diese Weise mehr Sache der Polizei als der Arzeneikunde zu seyn scheine, weil er sie von der Verhaftung eines Menschen abhängig glaube.

„Ich weiß," erwiderte der Pascha, „daß ich werde geheilt werden, wenn der Elende, der mich verrathen hat, in meine Hände fällt; aber können Sie bis dahin nichts für mich thun? — Ich kann Ihnen nur rathen, sich zu mäßigen, wenn Sie das Leben lieben. — Das Alter mäßigt mich täglich mehr, mein Charakter hat sich schon sehr verändert; wenn Sie mich sonst gekannt hätten! Damals hatte ich einen Kopf von Eisen, eine Einbildungskraft von Feuer, eine Seele von Kanonen-Pulver: das geringste Hinderniß, auf das ich stieß, entflammte mein Blut; wenn mein Pferd stolperte, streckte ich es mit einem Pistolenschuß zu Boden, wenn ein Stein mich fehltreten ließ, so zog ich meinen Dolch gegen den Stein. — Um Sie herzustellen," sagte der Doctor, „bedürfte es einer großen Schlacht oder eines Tages, wie der der Janitscharen." — Bei diesen Worten verklärte sich das Gesicht des Pascha's; er nahm Herrn Bailly bei der Hand und sagte: „Sie kennen mein Uebel genau! — Ja," erwiderte der Arzt, „aber ich kenne nur kein Heilmittel dafür."

Nun treibe man einmal rationelle Heilkunde am Bette solcher Kranken!

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 958. Hamburg. Sonnabend, den 27. September. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hofstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Correspondenz über den Orient, 1830—1831,

von Michaud, Mitglied der französischen Akademie, und Poujoulat.

(Beschluß.)

(L.)

Das alles hindert übrigens nicht, daß die Türken sehr höflich sind. Es fehlt zu Stambul nicht an wohlerzogenen Menschen und Herr Michaud hat mehr als einen sehr gentlemanlike gefunden. Man hat seit langer Zeit die Art von Höflichkeit bemerkt, welche wilden Nationen natürlich ist. Nichts stimmt besser mit der Barbarei der Massen überein, als eine gewisse Rücksicht für die Superioritäten und eine gewisse Beobachtung der Schicklichkeiten. Je mehr man sich der Demokratie nähert, desto mehr entfernt man sich von dem Gefühl, das in hierarchischen Ländern unerläßlich wird. Ein bäuerisches Wesen ist häufig und fast allgemein in Amerika, selten aber in Constantinopel. Der Amerikaner, so wie ihn der Oberste Hamilton, der Capitain Hall, Mistriß Trollope beschrieben haben, macht es sich stets auf fremde Kosten bequem. Der Türke weiß sich den Zwang der Rücksichten und der Höflichkeit aufzulegen. Zwar ist diese Höflichkeit mit sonderbaren Freiheiten vermischt: Man näht seine Frau in einen Sack und wirft sie ins Meer; der Fremde, welcher mißfällt, wird in die sieben Thürme geschickt; Halet-Effendi, der Günstling Mahmuds, wird erdrosselt; ein Mollah, der zu fest an den Gebräuchen der alten Türkei hängt, empfängt die unselige seidene Schnur; aber alles das geht mit einer reizenden Urbanität, mit einer schönen Feierlichkeit, mit einer ausgesuchten Gravität, mit einem comme il faut vor sich, von dem man sich niemals entfernt. So ist z. B. die Sitten-Polizei zu Nicosia, der Hauptstadt der alten Insel Cypern eine wundervolle Sache. Unsere Madelonnettes und der Penitentiary der Engländer sind barbarische Züchtigungen, im Vergleich mit der türkischen Strafe. Man muß wissen, daß Cypern, das Land der Liebe, durch seine Zügellosigkeit oft die muselmannische Strenge ermüdet. Wenn die Galanterieen dieser Damen zu auffallend werden, wenn eine gewisse Anzahl von Vätern und Männern Klage geführt haben, so sucht man die Delinquentinnen in ihren Wohnungen auf; man fährt sie ganz sanft in einem großen Wagen fort bis zu den Thoren der Stadt. Armenierinnen, Circassierinnen, Georgianerinnen, Griechinnen, Türkinnen, geführt von einem Tchiaour, der auf einem Esel reitend ruhig seinen Schibuck raucht, durchziehen so die Stadt. Decamps würde ein schönes Gemälde daraus machen. An den Barrièren angekommen, schließt man die Thore hinter ihnen, ohne Gewaltthätigkeit, ohne Schmähungen, ohne Geldstrafe, ohne Anathema, ohne Richterspruch, ohne Vorstellungen und Ermahnungen des Präsidenten. Der Tchiaour wendet seinen Esel um und die armen Priesterinnen der Venus zerstreuen sich auf der Insel, nachdem sie ein wenig gejammert.

Constantinopel, das seine Vergangenheit aufgiebt, ist noch eine glänzende Stadt, voll Handel, Bewegung und scheinbarem Leben von Fremden, die aus allen Winkeln Asiens und Europas nach seinen Bazars und Moschee'n strömen. Aber wer die Hauptstadt der Schmerzen und der Verzweiflung, die wahrhafte Niobe der Völker und der Erinnerungen sehen will, der besuche Jerusalem, das Poujoulat so treffend beschreibt. So wie unsere Reisenden sich ihr nähern, umfloet eine Wolke bitterer Trauer ihre Gedanken und ihren Styl; und Herr Poujoulat, der in der heiligen Stadt viel länger als Herr Michaud geblieben ist, widmet ihr Seiten voll schmerzlicher Beredtsamkeit. Jerusalem ist Rama, die in der Wüste weint und sich nicht will trösten lassen; sonderbares Phänomen in der Geschichte der Völker — diese Hauptstadt, so farblos, so schlummernd, so traurig; Hüterin eines Grabes, und selbst Grab; liegend auf einem bergigen, und unbebauten, verbrannten Boden, mit einer unthätigen Bevölkerung gleich den Wellen des todten Meeres, die in ihrer Nähe schmachten. Die Israeliten, ihre alten Herren, elend und erniedrigt, sind in das unbequemste Quartier verwiesen; das Grab des Erlösers wird von Muselmännern bewacht, die Schach spielen. Keine Spur von politischem und moralischen Leben; die Stadt lebt nur von Pilgern und Wallfahrten; die frommen Erinnerungen der Christen und Juden werden von den Türken zu regelmäßigen Einnahmen benutzt. Sie ärndten die Emolumente des Glaubens, der ihnen feindlich ist und den sie verachten. Von Zeit zu Zeit zeigt sich der Gouverneur in den Straßen, unter dem Voritt von Tchiaour, die mit großen Peitschen bewaffnet sind und von Gaben, die nach Zufall und Willkühr auf die Vorübergehenden feuern.

Das ist die Regierung: ihre einzige Beschäftigung ist, die fünf oder sechs christlichen Secten, die um das Almosen der heiligen Gräber streiten, einem willkührlichen Zehnten zu unterwerfen. Während diese feindlichen Secten ihren gemeinschaftlichen Richter zu verführen suchen, sitzt der Muselmann mit untergeschlagenen Beinen, rauchend, verachtend und verhöhnend und schlichtet die Zwistigkeiten durch Geldstrafen und weist die Vertheidiger durch Stockschläge zurecht. O, arme heilige Stadt! Ist es nicht eine Stadt im Staube liegend, mit dem politisch-moralischen Leichentuche bedeckt, und trauriger als alle Ruinen? Herr Michaud hat Bürgerkriege gesehen zwischen den Armeniern, Griechen und Lateinern für die Eröffnung eines Thores, für den Besitz einer Kapelle, für das Recht der Reinigung eines Marmors. Er hat Kinderei, Leichtgläubigkeit und Aberglauben am Grabe Jesu herrschen sehen. Jerusalem, die Ruine von Trümmern, Schatten eines Schatten, hat unsern Reisenden nicht eine voltaireische Ironie eingegeben und wir wissen ihnen Dank dafür. Konnte das Epigramm wohl auf allen diesen Resten von Ruhm, Größe und Religion Platz finden?

Auf dem Grunde dieses Buches, das mit Einfachheit und gutem Geschmacke geschrieben ist und eine lebendige Theilnahme erweckt, wie jetzt selten gefunden wird, stößt man ohne Unterlaß auf die große politische Frage: „Was wird aus dem Orient, was aus der Türkei werden?" Nach unserer Meynung ist es unmöglich, dieses türkische Reich seinem

Digitized by Google

Schicksale, d. h. der Desorganisation, die es bedroht, zu entreißen. Gedrängt von der einen Seite durch das englische Indien, von der andern durch Rußland, das mit seinem ganzen Gewichte auf Persien lastet; durch die Reformen Mahmuds gewaltsam Europa zugewendet; erschüttert in seinem Glauben durch neuere Niederlagen und sichtbaren Verfall, scheint sich Asien in die Arme Europas zu stürzen, vielleicht, um darin zu sterben. Was Navarin und der letzte Feldzug der Russen so gut angefangen — die Bewegung des Schreckens und der Entmuthigung, die plötzlich den Islamismus ergriffen — vollendet die Einnahme von Algier. Man respectirt uns im Orient: Mahomed insultirt das Kreuz nicht mehr; seine unüberwindliche Fahne ist zerrissen; die unterjochten Völker erwarten uns und das trauernde Jerusalem zweifelt nicht, daß wir uns rüsten, es zu befreien. Auf allen Küsten Klein-Asiens, in allen den Dörfern ohne Industrie, ohne Ersatze, ohne Muth, die im Schatten eines großen Namens und einiger Ruinen vegetiren, ist das Band der mahomedanischen Gewalt erschlafft. Ein Eroberer, der von Norden herkommend mit seinem Heere von den Gipfeln des Kaukasus herabfiele, würde eine leichte Eroberung finden und fast ohne Schwerdtstreich das entmuthigte, zitternde, selbst von örtlichem Patriotismus entblößte, an Menschen verarmte Asien überschwemmen, das das einzige sociale Band, das es noch hielt, den durch die Osmanlis eingeflößten Schrecken, zu verlieren anfängt.

Die Reise der Herren Michaud und Poujoulat ruft, ohne den Anspruch zu machen, diese hohen politischen Betrachtungen aufzuklären, sie doch nothwendig in der Seele hervor, so treu spiegelt sich in derselben der Verfall und das Hinsterben des jetzigen Orients.

Piquante Anecdoten fehlen nicht in ihrem Bericht und wenn unsern Zeitgenossen, die in das Mittelalter so verliebt sind, ein einziger Tropfen ritterlichen Blutes übrig bleibt, so kann ich ihnen eine heroische That vorschlagen, die kein Liebesheld jener Zeit verschmähen würde. Nah bei Jerusalem, in dem kleinen Dorfe, Namens Ramla, wohnt jetzt eine junge und schöne, wohlerzogene Pariserin, welche sonderbare Umstände dahingeführt haben. Gesellschafterin der Gemahlin eines Consuls, blieb sie allein zu Ramla, da die Letztere starb. Der Consul wollte sie, durch alle Gefahren der Wüste, nach Frankreich zurückschicken, als ein Araber sich in sie verliebte und um ihre Hand bat. Sie nahm sie an unter der Bedingung, daß sie nach französischer Sitte leben, sich einer Gabel bedienen, ein Corset tragen und zu Ramla aller Rechte und Privilegien einer Pariserin genießen dürfe. Diese tractatenmäßige Verbindung dauerte einige Zeit. Aber der Araber hatte eine Stiefmutter, welche das Recht der Gabel und des Corsets zu Zorn und Eifersucht aufreizte; bald wurde die arme Pariserin in den Bann gethan und unsere Reisende versichern, daß sie ein sehr elendes Leben führt. Wir können nichts Besseres thun, als die Gelegenheit einer schönen That, einer zugleich patriotischen und moralischen Entführung, unsern modernen Rittern, einer feurigen und abenteuerlichen Männerbrust, einem unserer zahlreichen Zeitgenossen, die das Costume, die Sitten und Tugenden der Vorzeit ehren, hiemit zu zeigen.

Reise nach Mexiko.

(Aus dem Journal de la Marine.)

(L.)

Mexiko ist eins der noch am wenigsten bekannten Länder von Amerika. Bewohnt von Nationen, die sich durch Sprache, Gewohnheiten und Sitten scharf voneinander unterscheiden, muß dieses große Land in allen seinen Oertlichkeiten studirt werden: man sieht da keine Wilde mehr, die bei der Annäherung des civilisirten Menschen fliehen; aber der Beobachter findet, in kleinen Entfernungen von einander, Völker, deren Farbe, Physiognomie und Gebräuche wundersame Eigenthümlichkeiten darbieten: die Spanier haben aus einem Egoismus, der ihnen noch lange vorgeworfen werden wird, sich fortdauernd einer Entwickelung ihrer moralischen Fähigkeiten, wie den Fortschritten ihrer Territorial-Industrie widersetzt; unter ihrer Herrschaft war dieses Land von einer außerordentlichen Feuchtbarkeit, alle Früchte Europa's und der Tropen in derselben Jahrszeit hervorbringend, verdammt, von seinen Eroberern alles zu kaufen, was es selbst erzeugen konnte. In Folge dieses Systems gab es keine Landstraßen, keine Communicationen zwischen Volk und Volk; die Mexikaner waren unter der Vormundschaft ihrer fanatischen und geldgierigen Unterdrücker vollkommen untereinander isolirt. Alle Bemühungen solcher, von Mönchen unterstützten, Herren beschränkten sich darauf, den religiösen Glauben der Indier zu zerstören und sie dafür abgeschmackte Dogmen eintauschen zu lassen.

Die Geschichte der von den Mönchen angeordneten Mordscenen macht die Menschheit schaudern: diese Erinnerungen, vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt, leben noch in dem Herzen der Mexikaner. Ihre Antipathie gegen die Spanier hat sich nie verleugnet: an gewissen Orten haben sie nie die Sprache ihrer Tyrannen sprechen wollen und opfern insgeheim ihren alterthümlichen Götzen. Diese feindliche Stimmung ist besonders bei den Völkern bemerkbar, die, bei der Annäherung der Spanier, sich in die durch Wälder geschützten Gebirge flüchteten und da von ihren wilden Siegern ungekannt lebten. Ich habe einen dieser Völkerstämme in der Provinz Oaxaca besucht; die Geschichte seiner Sitten und der Vorrechte, die er, Dank seiner Armuth und seiner Energie, hat beibehalten können, ist mir höchst interessant erschienen.

Itchicovi ist ein Flecken, wo solche indische Flüchtlinge wohnen, wovon ich eben gesprochen; es ist vielleicht der einzige Punct von Mexiko, wo die eingeborene Bevölkerung gediehen ist, und zwar durch ihre Absonderung und die Gewohnheit, alle kostbare Metalle zu vergraben: reiche Weiden gewähren ihren Heerden Nahrung im Ueberflusse und die sichern Aerndten ihres Mais reichen zu ihrer Subsistenz aus; Baumwolle wächst in Menge im Lande und sie machen ihre Kleider selbst; sie schicken nach Oaxaca Tabak, Cochenille, ein wenig Vanille, die wild in den Wäldern wächst, und den Ueberschuß der Baumwolle, die zu ihrem Bedürfnisse dient: diese Erzeugnisse werden gegen Geld weggegeben, das sie, nach ihrer Ankunft in Itchicovi, nach dem Gebrauche ihrer Voralltern, in der Erde vergraben; denn einer ihrer Glaubens-Artikel ist, daß nach einer gewissen, in der andern Welt zugebrachten Zeit, sie zurückkommen und ihren Geburtsort wieder bewohnen werden. Die Epoche dieser ihrer Rückkehr nach Itchicovi ist nicht genau bestimmt, aber sie glauben fest, daß der Tod sie nur zu einem mehr oder minder langen Exil verdammt; da bei ihrer Rückkehr die von ihnen jetzt bebauten Felder wüst liegen und ihre Wohnungen demolirt seyn werden, so sammeln sie jetzt die Mittel, für die ersten Bedürfnisse zu sorgen, und die durch lange Abwesenheit verursachten Verluste auszugleichen: daher der fortdauernde Gebrauch, ihr Gold, ihr Silber und alles, was sich aufbewahren läßt, zu vergraben. Die Häupter der Familien entledigen sich dieser Sorge gewissenhaft und es ist unerhört, daß ein Sohn je den Schatz seines Vaters entdeckt hätte.

Seit undenklicher Zeit genießt dieses Volk seiner Freiheit und des Rechts, sich auf seine eigene Weise zu regieren; jedes Jahr wird nach der Mehrheit der Stimmen ein Häuptling erwählt, den man zwar nur Alcalden nennt, der aber souveraine Autorität ausübt; man giebt ihm etwa zwanzig Alguasils, die verpflichtet sind, ihm während seiner Regie-

Digitized by Google

rung in Allem zu gehorchen: er kann nach Gefallen einkerkern, richten, strafen; seine Regierung ist die wahre Herrschaft der Willkühr (du bon plaisir); aber wehe ihm, wenn er seine Macht mißbraucht! Ist das Jahr vorbei, so tritt er in das Privatleben zurück und am Tage seiner Abdankung selbst wird er nach dem Cepo geführt, wo er den Mißbrauch der Gewalt theuer büßen muß.

Der mexikanische Cultus hat sich lange zu Itchicovi erhalten und selbst jetzt noch haben die Einwohner nur durch eine Art von Vergleich einen Priester angenommen, welcher Messe liest, sie tauft, traut und begräbt; er muß aber dagegen die heidnischen Riten dulden; zu gewissen Epochen erleuchten sie die heiligen Wälder, schlachten Hähne, um eine reiche Aerndte zu erhalten und bringen ihren Fetischen und ihren Götzen Opfer; sie würden die eheliche Einsegnung nicht annehmen, wenn ihnen der Pfarrer nicht erlaubte, eine Stunde an der Kirchthür zu tanzen: mittelst dieser gegenseitigen Nachgiebigkeit leben der Hirte und die Heerde der Gläubigen miteinander im Frieden.

Einige Priester haben versucht, diese Mißbräuche zu reformiren, aber was geschieht dann gewöhnlich? Nachdem der Alcalde die Klagen der Indier angehört oder vielleicht selbst unzufrieden mit dem Pfarrer ist, schickt er ihm eine Botschaft, um ihm den Befehl zu gehen anzudeuten: padre bayas luted. Am häufigsten geht der Priester, der den Gebrauch kennt, ohne Widerrede; wenn er sich aber weigert, so läßt man ein Maulthier und vier Männer kommen, die sich seiner bemächtigen, ihn auf den Esel binden, den Kopf nach dem Schwanze gekehrt und ihn so nach einem Dorfe führen, das vier Stunden von Itchicovi liegt, wo er mit aller seinem Charakter schuldigen Achtung abgesetzt wird. Dann unterhandelt der Geistliche, um auf seinen Posten zurückkehren zu dürfen, oder geht ganz und gar; und die Indier bleiben ohne Pfarrer, bis es dem Bischofe von Oaxaca gefällt, einen andern dahin zu schicken.

Ihre Armuth und die Wüste, welche sie zur Zufluchtsstätte gewählt hat, haben dieser Völkerschaft die Vergessenheit der Sieger erworben; man läßt ihr noch jetzt ihre Gebräuche, weil ihre Verwaltung nichts kostet; und auch weil man diese alterthümlichen Sitten, wie die Reste eines verstümmelten Monuments, respectirt.

Die Gastfreiheit ist eine Pflicht für die Indier, aber in Itchicovi wird sie sogar mit einer Art von Luxus ausgeübt. Der Fremde, welcher durchreist, wird im Gemeinde-Hause aufgenommen und zwei Individuen sind, während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes, gratis zu seiner Verfügung. Das ist nicht derselbe Fall zu Vera-Cruz, zu Mexiko und in vielen andern Gegenden; der Fremde wird da mit Gleichgültigkeit aufgenommen; er ist glücklich genug, wenn man ihm auf seinem Wege für Geld Nahrungsmittel und ein Nachtlager in der Vorhalle überläßt. Inzwischen trifft dieser Vorwurf nicht die Mexikaner der anderen Provinzen, die wegen ihrer Gastfreiheit berühmt sind; aber überall, wo sich die Spanier aufgehalten haben, findet man Mangel an sociellen Tugenden und Spuren von Grausamkeit. Man reist in Neu-Spanien nur in den Gegenden mit Sicherheit, wo der spanische Einfluß nicht seine Herrschaft geübt hat.

Eine Religion, deren Moral man entstellte, und deren Mysterien man durch grausame Mittel fortpflanzte, hatte keinen Reiz für einfache und unwissende Menschen; und wenn sie auch die Taufe empfingen, so beteten diese neuen Bekehrten doch insgeheim die Bildnisse ihrer Götter an. Diese ganz intellectuelle Religion konnte, ohne den nöthigen Unterricht, weder von ihnen begriffen werden, noch feurigen Gemüthern genügen und die Mönche gaben sich nicht die Mühe, die Indianer zu unterweisen; sie façonnirten sie für ihren Glauben, wie man die afrikanischen Sclaven zur Cultur der Antillen zwingt. Der Geist des Christianismus ist nie in die Seele der Indier gedrungen; sie sind nur zu den Ceremonieen des Cultus gewöhnt; statt einen Gott anzubeten, beten sie einen Christus, ein Bild der heiligen Jungfrau und irgend eines Heiligen an; ihr Cultus ist derselbe, sie haben nur neue Götzen angenommen.

Die Erkenntniß des wahren Gottes und die Reinigung der Sitten war nicht der Zweck dieser niedrigen Miliz von Mönchen: die Indier in ihre Kirchen zu ziehen, sie an äußere Gegenstände des Cultus zu knüpfen und zu gewöhnen; ihr Silber, ihr Gold zu verschlingen, ihnen eine Art von Abscheu gegen alle Ketzer einzuimpfen, die man als von Dämonen besessene Ungeheuer darstellte, deren bloßer Anblick den wahren Katholiken beflecke; sich allein unter allen Völkern für die wahren Gläubigen auszugeben: das ist es, was die Mönche wollten und was sie nach drei Jahrhunderten unerhörter Anstrengungen und durch Ermordung von dreißig Millionen Indianern erreicht haben.

Diese Politik war mit der von Madrid im Einklange, die ein unermeßliches Interesse hatte, in die Hände der Indier die Waffen des Fanatismus zu legen, eine unübersteigliche Schranke für alle rivalisirende Nationen zu erheben und aus Mexiko eine weite Festung zu machen, welcher man sich bei Todesstrafe nicht nähern könnte. Diese Betrachtungen sind so wahr, daß die Mönche daraus die Vermischung der heidnischen Gebräuche mit dem katholischen Ritus erlaubten. Was man den Jesuiten von China zum Vorwurf gemacht, dasselbe ist von den Mönchen von Neu-Spanien hinsichtlich der Ceremonieen geduldet worden: noch jetzt erlaubt man, zwei Stunden von Mexiko, in dem schönen Tempel von Guadeloupe, den Indianern, während der Messe, die Tänze, die ihre Väter um den Stein des Opfers ausführten.

Oeffentliche Arbeiten in Aegypten, von Mehemed-Ali unternommen.

(2.)

Es ist bekannt, daß Mehemed-Ali den Plan hat, Mittel- und Ober-Aegypten mittelst einer Eisenbahn mit dem arabischen Meerbusen zu verbinden und auf diese Weise eine sichere und leichte Communication, zu Lande und zu Wasser, zwischen den reichen Provinzen Yemen und Hedscha und den obenbezeichneten Theilen von Aegypten herzustellen. Diese Arbeiten, wie vielumfassend und kühn sie auch seyn mögen, sind nicht die einzigen, womit das rastlose Genie Mehemed-Ali's sich beschäftigt; Syrien, die noch köstlichere Eroberung als die arabischen Provinzen, sowohl unter dem commerciellen als militairischen Gesichtspuncte, hat besonders die Aufmerksamkeit des Pascha's gefesselt und er hat beschlossen, Communicationswege, die zu jeder Zeit practicabel sind, zwischen seinen alten und neuen Besitzungen, d. h. zwischen Aegypten und Syrien, zu schaffen.

Bis jetzt führt eine einzige Straße von Cairo nach Selahieh, über Belbeis längs der Wüste und von Selahieh über Katieh nach El-Arich und Gaza, was ein Raum von mehr als dreißig geographischen Meilen ist. Die Schwierigkeiten für eine Eisenbahn auf dieser Straße sind von Selahieh aus weit abschreckender als die, welche die Straße von Cairo nach Selahieh darbietet. Wirklich besteht der Boden großentheils aus einem Sande, den man nur fixiren kann, indem man ihn von einem Orte zum andern mit dornigen Pflanzen bedeckt und der im Sommer ganz beweglich wird. Das Wasser fehlt fast gänzlich auf dieser Straße

Digitized by Google

und die Meeresufer sind so niedrig, daß zu der Zeit, wo die Nordwest-Winde mit der ganzen Gewalt wehen, das Meer in das Innere des Landes eindringt und, überall auf den Unebenheiten des Landes zurückbleibend, große Becken von Salzwasser bildet.

Trotz dieser Hindernisse, die auf den ersten Anblick unübersteiglich scheinen, hat Mehemed-Ali beschlossen, die Eisenbahn von Cairo nach Suez und nach Selahieh bis an die Ufer des See's Menzaleh fortzusetzen. Da wird ein Hafen Angesichts von Damiette für die Dampfboote eröffnet werden, die bestimmt sind, beständige Communicationen zwischen Aegypten und Gaza und den andern Hafen von Syrien zu unterhalten. Da aber eine Straße zu Lande unerläßlich nothwendig ist, so ist die, welche über Kalieh nach El-Arich und Gaza führt, repariet worden, soweit es die Natur des Terrains erlaubte, d. h. indem man sie auf die oben angedeutete Weise mit dornigen Pflanzen bedeckte, um den Boden zu befestigen. Das Schloß El-Arich ist auch ausgebessert worden, so wie sein Brunnen, der klares Wasser im Ueberflusse liefert, beider auch eingerichtet worden ist, um in der Regenzeit alles Wasser der Nachbarschaft aufzunehmen.

Von El-Arich nach Gaza ist es nur eine gute Tagereise, so daß künftig die Reisenden vorziehen werden, den Weg zu Lande einzuschlagen, der alle Arten von Bequemlichkeit und Vortheilen darbietet, weil sie auf drei Stationen, zu Kalieh, El-Arich und Gaza, ausruhen und ihre Kameele sich erholen lassen können. Von dieser letztern Stadt aus führen gute Straßen die Caravanen in allen Richtungen nach den vorzüglichsten Städten Syriens.

Ungeachtet der Sorgfalt, die Mehemed-Ali auf die Reparatur und die Unterhaltung der alten Straßen und auf den Bau neuer Communications-Wege wendet, so würde doch der von Cairo nach Gaza, der für den Handel von so großer Wichtigkeit ist, ungenügend und gänzlich unpracticabel für eine zahlreiche Armee seyn. Wirklich könnte die Artillerie, die Munition und das Gepäcke nicht zu Lande transportirt werden und müßte den Weg zur See nehmen.*) Mehemed-Ali muß, indem er neue Communications-Wege zu Lande eröffnet, daher, um seine Autorität in Syrien zu consolidiren, darauf denken, seiner Seemacht eine große Entwickelung zu geben, und in seinen Besitzungen von Aseika und Syrien neue Hafen zu bauen.

In Syrien sind die besten See-Stationen die von Acre und Alexandrette; aber der Hafen von Acre ist zu klein, und kann nur Fahrzeuge fassen, die nicht tief im Wasser gehen, so daß Schiffe von hohem Bord genöthigt sind, auf der Rhede von Kaypha zu stationiren; derselbe Fall findet bei dem Hafen von Alexandrette statt. Auf beiden Rheden sind die Schiffe heftigen Windstößen ausgesetzt, die sie zuweilen auf Korallen- und Felsen-Bänke werfen, die sich hier und da befinden. Nun, alle diese Unzuträglichkeiten werden in einigen Jahren verschwinden; Befehle sind bereits gegeben worden, die Hafen von Alexandrette und Ladakieh tiefer auszugraben und mehrere Ingenieurs sind abgereist, um den alten Hafen von Suadi zu besichtigen, der in der Vorzeit so berühmt war, so wie die von Jaffa, Beirut und Tarablies.

Man liest im National folgenden Auszug eines Briefes aus Alexandrien vom 26. Juli d. J.

„Die Arbeiten haben den besten Fortgang und einige sind wahrhaft so wundervoll, daß man nach kurzer Zeit gewisse Oertlichkeiten gar nicht wieder erkennt. Es herrscht eine ganz französische Thätigkeit, wo alles zum allgemeinen Interesse des Landes mitwirkt.

„Die Schule der Brücken und Chaussee'n wird an der Spitze des Delta, an dem Orte errichtet werden, wo der Nil sich in zwei Arme theilt und den man Bathn el Bahara nennt, damit die Arbeiten an Straßen und Brücken zum practischen Unterrichte der Zöglinge dienen. Ein Franzose, Herr Linant, erster Ingenieur, ist zum Director dieser Schule ernannt.

„Mittelst der Wasserbaue und Abdämmungen des Nils wird man einigermaßen die Ueberschwemmungen regeln können, indem man die Gewässer im Augenblicke ihres Wachsens bemeistert, ob sie wohl mit großer Gewalt zuströmen. Für die Erleichterung der Communicationen und die beständige Wässerung eines größeren Terrains wird ein großer Canal mit mehreren Armen gebaut werden, der unterhalb der Spitze des Delta anfängt und bei Damiette ins Meer fließt: dies ist ein Werk von großer Wichtigkeit.

„Der andere Canal des Delta, der große Canal des Herrn Coste, beginnt zu Giaherfrié (in der Provinz Carbieh) und endigt zu Kafr-Ezzaiat (Provinz Menoufié). Zur Zeit der Ueberschwemmung wird seine Beschiffung mit der des Nils betrieben und er trägt Barken von tausend Ardebs. Während des übrigen Theiles des Jahres, und besonders in der Epoche des niedrigen Wasserstandes, kann man darauf nicht einmal mit einem der Kahne oder Boote von 120—160 Ardebs schiffen, die im Innern bleiben, von wo die Ladungen nach Alexandrien expedirt oder in Mahmudié auf andere Barken gebracht werden. Es werden neue Schleusen angelegt, um das Wasser besser zu bemeistern und allen Unfällen zuvorzukommen.

„Ich hätte zu viel zu thun, wenn ich, selbst noch so kurz, von allen diesen großen öffentlichen Arbeiten sprechen wollte; aber ich muß Sie anderntheils auch warnen, sich vor den tollen Uebertreibungen einiger Personen zu hüthen, welche der Regierung Plane für Eisenbahnen von allen Seiten, für Diligencen ꝛc. unterlegen, die nur in ihren Köpfen entsprossen sind. Der Handel geht gut, wie auch der Ackerbau, der nicht nur hinsichtlich der Quantität der Erzeugnisse, sondern auch hinsichtlich ihrer Verbesserung, im Fortschreiten ist. Die Cultur des Indigo wird der Regierung und den europäischen Kaufleuten bald große Vortheile gewähren."

*) Dieser Umstand war es auch bekanntlich, der vorzüglich den Feldzug Napoleons in Syrien scheitern machte. Anm. d. Red.

Beklagenswerthe Rache.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

(2.)

Ein unseliges Ereigniß hat sich zwischen Mons und Ath in Belgien zugetragen.

Einige Kinder stahlen seit mehreren Tagen bei einem Pachter von Umilly Aepfel. Endlich ertappte der Sohn des Pachters einen der Schuldigen und um ein Beispiel zu geben, hatte er den unglücklichen Gedanken, den Knaben an demselben Baume, wo er die Aepfel gestohlen, an den Beinen aufzuhängen. Es ist wahrscheinlich, daß der junge Mensch die traurigen Folgen seiner Handlung nicht ahnte und den kleinen Aepfeldieb nur schrecken wollte; aber als er nach einiger Zeit zurückkam, um ihn loszubinden, lebte er schon nicht mehr. Alle Bemühungen, ihn ins Leben zurückzurufen, waren umsonst.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 959. Hamburg. Mittwoch, den 1. October. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Constantinopel, aus dem hierarchischen Gesichtspunct.

Von dem St. Simonisten-Apostel E. Barrault.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Da bin ich nun ein zweites Mal auf der Reise nach Constantinopel,*) diesmal allein, ganz allein, und durch Sturm, durch Windstille, durch Havarieen im Weiterkommen aufgehalten. In dieser Muße habe ich mitten unter ernstem Nachdenken einige Reflexionen über die Stadt angestellt, die ich nun bald wiedersehen werde. Bald, hoffe ich, denn schon ist Gallipoli von dem Vordertheile unsers Schiffes aus zu sehen. Um nun gleich nach meiner Ankunft Stambul ganz anzugehören, will ich, die Feder in der Hand, erst Constantinopel vornehmen. Der Wind schafft uns so langsam weiter, daß ich selbst ziemlich weit in die Vergangenheit zurückgehen kann.

Constantinopel! Warum steht dieser Name auf der Radirung eines anderen geschrieben? Warum sind diese Mauern eben dort und nicht anderswo? und von welchem neuen Geschick ist diese Stadt in diesen Mauern und unter diesem Namen das Bild?

Rom, man muß schon bis zu ihm zurückgehen, Rom, an den Ufern der Tiber belegen, in seinen Institutionen republikanisch, trägt das Schicksal des Abendlandes in sich, und kaum die Füße auf Afrika gesetzt, eine Hand nach Griechenland und Asien, die andere nach Deutschland ausgestreckt, ist es durch Cäsar den Galliern, der Bretagne und Germanien adossirt worden: es vollendet seine Occidentalisirung. Von so vielem Ruhm geblendet, nimmt der Theil von Europa, der in seiner Nähe liegt, dankbar seine Verwaltung, seine Sitten, seine Sprache an; er attachirt sich ihm und wird von ihm gehätschelt. Dem siegreichen Idiome aufsätzig, und geringschätzig auf Roms Barbarei herabschauend, macht Griechenland hingegen, in seiner Knechtschaft stolz auf den Glanz seiner Erinnerungen und auf die Feinheit seines Geistes, gemeinschaftliche Sache mit dem Theil Asiens, den Alexander seiner Civilisation erobert hat. Da tritt, Anfangs undeutlich aber doch tief, im Innern des römischen Reiches zwischen dem abendländischen Theile, der sich zu Rom hält, und dem morgenländischen Theile, der sich zu Griechenland hinneigt, eine Spaltung ein.

Beim Eintritt des Christenthums tritt die Spaltung noch entschiedener hervor; Griechenland und die griechisch-morgenländischen Provinzen nehmen, durch Plato's Philosophie vorbereitet, einen Glauben auf, der sie in ihrem Erliegen tröstet und ihre geistige Ueberlegenheit über ihre Herren noch vermehrt. Homer's Sprache beeilt sich, die Völker ins Evangelium einzuweihen. Rom stößt dieses als eine der bestehenden Ordnung gefährliche Neuerung zurück; es vertheidigt seine Götter und seine Gewalt.

Und als das Christenthum schon stark genug ist, um das Labarum zum Himmel zu erheben und die Krone auf Erden zu verleihen, widersteht Rom dennoch. Rom will sich nicht fügen; es muß erst die Ruthe der Barbaren schmecken, ehe es in seine christliche Erziehung einwilligt. Es ist dem neuen Glauben unzugänglich, so lange nicht der antike Geist, der in ihm wohnt, durch Feuer und Schwerdt ausgetrieben worden. Rom glaubt an die Gewalt; um bekehrt zu seyn, muß es in seinem Blute getauft werden. Der Kaiser, ein Neophyte Christi, muß sie dem Senate abtreten, der den Jupiter verehrt, und das Blendwerk, mit welchem Jahrhunderte des Ruhms den alten Cultus umgeben, ist so groß, daß der Senat, um seine Abgötterei zu rechtfertigen, nur auf das Capitolium zu zeigen braucht, wo die Kette von so vielen Völkern auf dem Altar seiner Götter eingeklammert ist. Der triumphirende Constantin wird auf seinem christlichen Throne aus der Stadt der Cäsaren verbannt. Um diese nun für die bis zu ihm getriebenen Verfolgungen zu bestrafen, um den Sieg des Christenthums durch sein eignes Ansehen sicher zu stellen, cassirt er nun Rom und beschließt, die Hauptstadt anderswohin zu verlegen. Er wendet sein Auge nach dem orientalischen Theile des Reiches hin, den eine zunehmende Feindschaft von Italien getrennt gehalten hat. Schon Antonius hatte es im Sinn gehabt, den Sitz der Gewalt dahin zu verlegen; aber nicht der Cleopatra in den Armen des Antonius, sondern dem Kreuze in den Händen Constantins war es vorbehalten, Rom zu enterben.

Constantin zieht nach Griechenland, dessen inbrünstiger Proselytismus dem neuen Throne, der überdem der Wiege des neuen Glaubens näher gerückt ist, eine festere Basis verheißt. Er giebt dem compacten und monarchischen Norden den Vorzug vor dem zerstückelten und republikanischen Süden. Vom Norden aus wird er die Reste des Heidenthums, dessen glänzender Schauplatz der Süden war, vollends besiegen können. Vielleicht nach einigem Bedenken, ob er nicht die neue Stadt auf den Trümmern von Troja erbauen soll, macht er am Bosphorus Halt und entwirft dort, zwischen zwei Meeren, zwischen zwei Continenten, in einer Lage, die sichtlich zum Zusammenhalten und zum Beherrschen geeignet, von Natur bewundernswürdig fest, für alle Handelsverbindungen günstig belegen ist, den Plan zu seiner Stadt; oder Byzanz, die Colonie von Megara, vergrößert sich vielmehr, um die Auswanderung einer Hauptstadt aufzunehmen. Er rechnete unstreitig darauf, von dort aus selbst und durch seine Erben das ganze Reich zu beherrschen. Aber die Begründung von Constantinopel bestimmt die Trennung der beiden schon getheilten Theile dieses großen Körpers. Von nun ab giebts ein abendländisches und ein morgenländisches Reich.

Constantinopel, die römische und griechische Stadt, war Anfangs der Sitz des Reiches und die Metropole des Christenthums. Constantin eignete sich die Suprematie in den heiligen wie in den politischen Dingen

*) Das erste Mal war Herr Barrault dort in Gesellschaft von vierzehn Jüngern seiner Lehre und im Costüm der Gefährten der Mutter, aber die türkische Polizei schickte ihn und seine Begleiter fort.

Digitized by Google

zu. Da waren die geistige und die zeitliche Gewalt ohne präcise Gränzen. Der Nachfolger der Oberpriester des Jupiters maßte sich das Pontificat des Gesetzes der Gnade wie ein Recht des Diadems an; und als die, vom Märtyrerthum noch blutenden, Priester sahen, wie der kaiserliche Purpur ihre Wunden verdeckte, da zeigten sie weniger Unabhängigkeitsgefühl als Eifer, oder sie waren auch zu sehr auf die Vollendung ihres Sieges bedacht, um an den Usurpationen des Scepters Anstoß zu nehmen, der ihre Stütze war. Unter dem Patronat der Kaiser ward Constantinopel gewissermaßen das Forum, wo alle theologische Debatten, welche die Stelle der philosophischen Streitfragen eingenommen hatten, ausgefochten wurden. Wenn das Christenthum sich im dogmatischen Zustande zu Alexandrien ausgearbeitet hatte, so setzte es seine Controversen im Glaubenszustande zu Constantinopel fort. Alexander hatte für Plato, Constantin für Jesus gebaut. Und man wisse es den Cäsaren mehr Dank, daß sie die Religion zu ihrer Sache gemacht haben. Die Religion des Geistes stürzte, indem sie die eben frei gewordene Intelligenz exaltirte, die Einen in Zügellosigkeit, Bizarrerie und Verstocktheit der Meynungen, die Andern in Unthätigkeit, Einsamkeit, Träumerei: Constantinopel hatte die Schule und die Thebaide zu verbessern. Die Cäsaren waren es, welche die Mißbräuche des philosophischen oder mönchischen Individualismus abwendeten, indem sie zugleich die christliche Lehre und Gesellschaft in einen Körper verschmolzen; sie waren es, welche das Christenthum geistig vor der Verwirrung der Secten und materiell vor dem Chaos der Barbaren retteten. Während sie durch Gewalt oder Klugheit den Ungestüm von hundert wilden Horden brachen, hielten sie das Wuchern von Ketzereien nieder, deren Entwickelung der Orient selbst begünstigte, und die, stets ausgerottet, immer mit dem Thron höher gingen, so wie dieser sich erhob. Sie hatten noch die Invasion der persischen Waffen und der orientalischen Doctrinen, die mit ihnen zogen, zu begränzen. Zu solchem Werke war die Vereinigung des Geistes von Griechenland und Rom nicht zu viel. Rom hielt den Schild, an welchem sich das Eisen des Auslandes abstumpfte; Griechenland aber entwickelte im Schatten des Schildes seine Penetration und seine Subtilität zu Gunsten der Orthodoxie. Endlich inaugurirte sich der neue Cultus Dank dieser glücklichen Verbindung. Das Kreuz, so lange in die Katacomben, unter anspruchslosen Dächern, oder an die Gastlichkeit profaner Tempel verwiesen, glänzte nun Angesichts des Himmels, erhob sich in Basiliken, die zu seiner Verherrlichung erbaut worden waren, und empfing dort die Huldigung aller Künste, die zu seinen Füßen das Opfer ihres Weihrauchs, ihrer Reichthümer darbrachten. So vereinigen denn Griechenland und Rom, nachdem sie gemeinschaftlich zur Schöpfung des durch das erhabene Vermächtniß Jerusalems bereicherten Europas mitgewirkt haben, ihre Anstrengungen zu Constantinopel, richten an den Gränzen der westlichen und der östlichen Welt selbst das Kreuz auf und bewirken eben dadurch definitiv ihre politische und religiöse Scheidung. Constantinopel ist gleichsam der Triumph der langen Folge von Siegen, die durch so viele Helden und Weise zum Besten der Unabhängigkeit von Europa gewonnen worden sind; und diese, eben dort, wo der Kampf begann, aufgerichtete, Trophäe ward zugleich für Europa ein Damm gegen Asien.

Während die griechische Welt, durch die Verbindung und den Namen selbst von Rom unterstützt, ihre Sache wohlmachte, starb die lateinische Welt ab. Die neue Hauptstadt hatte alles an sich gezogen, was es dort an Kraft, an Reichthum und an Lebenslust gab, und es fehlte ihr nun, um den Barbaren zu widerstehen, nicht an Blut noch an Gold. Es war ein imponirender Damm, vor welchem die Ueberschwemmung zurückwich, um sich vom Orient aus fast über den ganzen Occident, der ihr gewissermaßen preisgegeben war, zu ergießen. Das dem Schutze seiner Götter überlassene Capitolium büßte für seine Treue in deren Cultus.

Inzwischen berufen unermüdliche Apostel, mitten im Blutbade und in Ruinen, welche von der Nichtigkeit der menschlichen Dinge Zeugniß geben, die Völker zu einer Religion, deren Lehren und Prophezeihungen durch so vielen Jammer gerechtfertigt zu seyn scheinen. Nichts ist auf Erden noch beständig; man muß eilen, den Himmel zu gewinnen, wo allein ein unvergänglicher Ruhm und Friede zu gewinnen ist. Ein jeder Stein, der von dem Reiche Cäsars abbröckelt, dient zur Befestigung des Glaubens im Reiche Jesu, und mit dem Eisen in der Faust treibt der Feind die Besiegten zum Fuße des Kreuzes, der einzigen Zufluchtsstätte, die unter solchen Umständen stehen bleibt. So muß die Welt den Priestern kommen. Als Richter hatten sie im Namen ihres Gottes die mit Blut und Ausschweifungen besudelte heidnische Gesellschaft verdammt; um ihren Ausspruch in Vollziehung zu setzen, bewaffnet Gott einen weltlichen Arm, nämlich die Barbaren, und Dank diesen Bundsgenossen bekleiden sie die Bekehrung nun in Masse. Sie haben gleicher Weise einen wohlfeilen Kauf mit dem Heidenthum, indem sie es dadurch für die Taufe gewinnen, daß sie ihm die Schlüssel der alten Stadt behändigen. Wenn die religiöse Autorität im Orient von den Cäsaren usurpirt worden, so haben sich die Priester, keck eintretend zwischen die Sieger und Besiegten, im Occident der politischen Autorität bemächtigt, welche von den Delegirten des Reichs voll Schrecken im Stich gelassen worden. Schon zeitig hatte das westliche Priesterthum das Joch der Kaiser mit Ungeduld zu tragen geschienen, so wie vordem das Patriciat das der ersten Könige. Weit vom Hofe von Constantinopel ab, hatte es an Unabhängigkeit, an Würde und an Einfluß gewonnen. War es nicht an der Pforte einer Kirche zu Mailand, wo Theodosius, der Todschläger einer Stadt, einen Ambrosius fand, der ihm den Eintritt zur heiligen Stätte untersagte, so lange er nicht sein Verbrechen abgebüßt haben würde? Endlich ward dies Priesterthum durch die Barbaren gänzlich von der kaiserlichen Gewalt befreit, ohne von ihnen unterjocht zu seyn. Unwissend und kampfbegierig, trieben diese rauhen Proselyten ihr Handwerk, ohne sich in die Angelegenheiten der Kirche mischen zu wollen; daher dann im Occident die rasche Scheidung des Weltlichen und des Geistigen.

Und nun fing Rom, in seinem Stolze gezüchtigt, sich zu ändern an. Die Barbaren hatten die Stadt ihren Göttern, ihrem Reiche abgenommen; nun nahm die Religion ihrerseits die Stadt den Barbaren ab. Währenddem erinnerte Rom sich aber, daß Gebieten seine Bestimmung sey. Die lateinische Kirche, neuer als die griechische, beruhete diese wenig um den Ruhm der prächtigen Homilien und der feurigen Controversen. Mitten in einer nichtcultivirten und nichtwissenschaftlichen Welt, wie die Invasion der Barbaren sie schuf, gab sie nach dem Beispiele des alterthümlichen Roms wenig auf die schöne Sprache und die Subtilitäten des Geistes, drückte ihrem Apostolate einen rein politischen Charakter auf, und arbeitete dahin, ihr Ansehen zu erweitern und zu befestigen, indem sie sich geschickter Weise der Siege der Barbaren über das Reich und der Erfolge des Reiches über die Barbaren bediente. Rom bereitete in der Stille die Bullen vor, welche die Christenheit regieren sollten. Endlich, nach einigen Jahrhunderten der Entwicklung, stellte der Bischof von Rom die Gewalt der Kirche fest. Carl der Große seinerseits constituirte kräftig die Organisation der Welt und bewirkte im Widerspiel von Constantin, der die Absorbirung des Geistigen durch das Weltliche versucht hatte, deren Trennung, es abwartend, daß Hildebrand mit seiner kräftigen Hand den Versuch machte, die geistige Welt über die weltliche Welt zu erheben. So verfolgte das Christenthum Dank dem Geiste, welcher dem Abendlande eigen ist, und Dank der Invasion der Barbaren seine Entwickelung und nahm eine neue Gestalt an. Von diesem Augenblicke an ward Rom die Hauptstadt des Christenthums. Rom succedirte Griechenland zum zweitenmal, und die Stadt, welche sich so lange in dem

Digitized by Google

Blute der Völker berauscht, in ihrem Fleische gesättigt hatte, begann, ihnen ein neues Leben auszutheilen im Namen dessen, der da gesagt hatte: Nehmet hin, das ist Fleisch von meinem Fleische; trinket, dies ist Blut von meinem Blute. Nun christlich und päpstlich revindicirt es den großen römischen Namen, welchen das orientalische Reich angenommen hat, und Constantinopel ist nur noch die schismatische Hauptstadt des griechischen Reiches.

Der Occident und der Orient bildeten zwei für sich abgesonderte Gemeinen, die sich Jahrhunderte lang in Streitigkeiten und in vergebenen Versuchen der Versöhnung erschöpften: weder die Eine noch die Andere konnte von ihrem Geiste ablassen. Unstreitig war die Orthodoxie, aus dem reinchristlichen Gesichtspuncte genommen, auf Seiten Roms; da aber die Gesellschaft bei ihrem Fortschreiten dem Christenthume nachgewiesen hat, daß es mit Bezug auf die Fälle seines Lebens selbst nur eine große Ketzerei ist, so muß die orientalische Heterodoxie, die strenge genommen nur die Abweichung von einem unvollständigen Dogma war, rehabilitirt werden. Genau besehen, schrieb sich das Ketzerthum Constantinopels von dessen Entstehen her. Wenn Constantin der Vater der neuen Stadt gewesen war, so hatte Arius bei ihr Gevatter gestanden. Arius machte aus Jesu eine übermenschliche Person, und nicht eine der Personen Gottes; er vernichtete dergestalt das Mysterium der Dreieinigkeit und führte das Christenthum auf die rohe Idee des Moses oder Socrates zurück, indem er unter demselben eine Art von Vielgötterei herstellte. Dergestalt eingerichtet, war das Christenthum unstreitig der noch rohen Intelligenz aller der Barbaren, welchen der Arianismus die Pforten dazu aufthat, zugänglicher; und so subtil auch der Geist Griechenlands war, mußte er ihn doch auch hinsichtlich seines Hanges zur Vermenschlichung befriedigen. Durch Athanasius und den Platonismus Alexandriens über den Haufen geworfen, blieb die Meynung des Arius im Reiche des Orients doch noch immer haften: die Spur davon zeigt sich in dem Symbol seiner Kirche, nach welchem der heilige Geist allein vom Vater ausgeht und der Sohn außer der Gemeinschaft der beiden anderen Personen bleibt. In den Augen der Griechen war Christus sichtlich mehr vergöttert worden, als er eine Gottheit war, und sie glaubten an seine Apotheose mehr als an das Fleischwerden des Wortes Gottes. Für Rom war der Sohn eine mysteriöse Entwickelung des Vaters, dem Vater gleich, mit dem Vater substantiell, und ihm erschien Gott vor allem unter der Gestalt des gekreuzigten und wiederauferstandenen Sohnes. Für Constantinopel bestand vielmehr eine Aggregation als eine innige Verschmelzung der drei göttlichen Personen, und die vorherrschende Person, das war der Vater, das heißt Jehova, Jupiter, der Schöpfer, der Gott der Stärke und der Armeen. Constantinopel beach weit weniger mit Jerusalem als Rom. Das morgenländische Christenthum blieb bei einer Art hellenischen Judenthums stehen, das beweist die Disciplin der Geistlichkeit, von welcher nur die höheren Mitglieder das Gelübde des Cölibats ablegten, während es all den übrigen freistand, sich zu verheirathen; das beweiset die Communion, zu welcher gesäuertes Brodt genommen ward, während Roms geistige Strenge ein ungesäuertes und, als das reinste Symbol des himmlischen Lebens, ein durchsichtiges Brodt verlangte.

Möge über den Streit der Griechen und Lateiner in Betreff der Sylbe oi, gegenwärtig oder abwesend, als unbedeutend und frivol, spotten wer da wolle, so ist diese Sylbe doch eine der charakterischen Bezeichnungen der Verschiedenheit des Abend- und des Morgenlandes; sie besagt in dem einen Falle die Einheit und in dem andern die Vielheit. Für denjenigen, der zu lesen versteht, enthält jede Seite der Geschichte des griechischen Kaiserthums diese verhängnißvolle Sylbe; sie nimmt dort den ganzen Raum ein, welcher den priesterlichen Thron, von welchem aus ein Hildebrand auf das Haupt der Könige trat, von dem kaiserlichen Throne trennte, von dem aus Constantin nach seinem Gefallen über den Litus der Patriarchen verfügte. Ohne sie strebte Rom nach dem geistigen Despotismus; mit ihr affectirte Constantinopel den weltlichen Despotismus.

Diese beiden großen Gemeinen unterschieden sich am Ende gänzlich durch ihre politische Organisirung. Carl der Große versuchte es nicht, auf den Trümmern des abendländischen Reiches, dessen Barbarei die Centralisation gebrochen hatte, den antiken Despotismus wieder zu beginnen; er schuf die Monarchie in ein Oberlehnsrecht, die Aristokratie in eine Feudalität, die Knechtschaft in ein Vasallenthum um. Neben seinen Verpflichtungen hatte jedes Mitglied der neuen Hierarchie einen Antheil an der Gewalt und Unabhängigkeit; die individuelle Würde erhob sich; es entstand das Ehrgefühl, eine neue Springfeder der Gesellschaft; die Religion und die Liebe weihten es, und die lateinische Welt bekam ein Ritterthum. Dem war nicht so in der griechischen Welt; dort war der Monarch ein Despot, der Große ein Patricier, der Unterthan ein Sclave, der Mann der Waffen ein halber Theologe, der Priester ein fanatischer Raisonneur oder ein Höfling des Cäsars; und die Frau war dort eingeschlossen; dort erstarb mit dem Hinschwinden jeder Persönlichkeit und jedes Enthusiasmus, die energische Männlichkeit, welche die Theilung des Geistigen und des Weltlichen in der christlich gewordenen Barbarei entwickelt hatte. Die griechische Welt hatte Eunuchen, die lateinische nicht. Für das, was ihres Amtes war, war ihre Constitution wahrlich gut; um den Barbaren, den Persern, den Muselmännern die Spitze zu bieten, hatte das morgenländische Reich einen Theil der alten Rüstung beibehalten müssen, wenn es diese auch durch den Einfluß seines neuen Glaubens schwächen ließ; auch that es nichts weiter, als zu widerstehen, und ließ sich am Ende mit fortreißen.

Die Kunst zu Constantinopel war der Ausdruck der politischen und religiösen Organisation, die wir bereits bezeichnet haben, und des Werkes, welches das Reich erfüllte.

Dem Prediger fehlte es daselbst an Freiheit, und demnach an Enthusiasmus, indem der Aufschwung der Begeisterung durch die eifersüchtige Autorität der Cäsaren beengt war; die heilige Beredsamkeit war gewissermaßen mit St. Johannes Chrysostomus verbannt worden, der die Kühnheit seiner Reden durch Verbannung und den Tod büßen mußte. Ueberdem war das Wort dort, weil es sich im steten Kreisen in der Arena der Controversen erschöpfte, mehr subtil als hinreißend, mehr theologisch als religiös; endlich hatte es dort nicht die Massen zu bewegen wie im Occident, wo ein Pater der Eremit und ein heiliger Bernhard von ihren Kanzeln herab die Völkerschaften in Waffen nach dem Orient hintrieben. Was die politische Beredtsamkeit betrifft, so war sie dort nichtig, denn wenn der Priester schweigen muß, ist auch der Tribun stumm.

Die Stadt war wohl begierig nach dem Betrieb der Wissenschaften, aber sie konnte erst spät Athen absorbiren, welches der Sitz der Sophisten geblieben war. Selbst wenn das Heidenthum zu Rom einen politischen Widerstand bot, protestirte es poetisch zu Athen. Die erste dieser beiden Städte suchte unter einem der Nachfolger Constantins um die Wiederherstellung des Altares der Siegesgöttin nach, und die zweite behielt noch eine lange Zeit den Altar der Musen und des Homers bei und war das Sanctuarium des Hellenismus. Ueberdem beschränkte sie sich nicht darauf, nach ihrem alten Cultus mit Sehnsucht zurückzuschauen und ihn mit Huldigungen zu umgeben, indem sie mit einer Mischung von republikanischem und literarischen Stolze geringschätzig und schmollend auf die neue Hauptstadt und den theologischen Mysticismus, der dort herrschte, hinschaute. Einst entsprang aus ihrem Schooße ein junger Fürst, der sich bei Homer und Plato über die Verfolgungen des Christenthums getröstet hatte; kaum auf den Thron gestiegen, unternimmt er es, das Heidenthum, schon zur Hälfte in den Schulen begraben, wieder offen herzustellen.

Digitized by Google

Julian kam um, und mit ihm hatte die Revolution der Redekunst ein Ende; doch reclamirte sie durch Julian das materielle Leben des Menschen und all die Poesie, welche dessen Ausdruck ist; auch trug diese, dem Anscheine nach erfolglose, Reclamation dazu bei, dem Christenthume des Orients seine besondere Physiognomie tiefer aufzudrücken. Julians Sturz zog auch den von Athen nach sich, und von nun an kam Constantinopel als Schule der schönen Wissenschaften in Flor.

Inzwischen war die Stadt der Concilien nicht die Stadt der harmonischen Gesänge; sie interessirte sich für die Wissenschaften der Intelligenz mit einem Enthusiasmus, dem nichts an die Seite zu stellen war als ihre tolle Leidenschaft für die körperlichen Spiele im Hippodromus. Wie hätte nun mitten unter diesen unaufhörlichen Discussionen, welchen alle Ehren der Popularität zu Theil wurden, Angesichts der Traditionen der alten Muse, durch den Einfluß der Orte belebt, wohl eine Original-Poesie erstehen können. Sie konnte nur ein Widerschein der, durch das Christenthum bleich gewordenen, heidnischen Poesie seyn. Das Christenthum wird nicht da, wo es zu keinem hohen Grade einer geistigen Reinigung gelangen kann, die Poesie in mysteriöse Welten und in unsichtbare Sphären, ihrem Aufschwunge ungewöhnlich, versetzen; Griechenland ist zu sehr unter Homer's Einfluß geblieben, um einen Dante zu haben. Es ging ihm zugleich die profane Poesie ab, welche das Mittelalter aus dem Chaos all der Glaubensmeynungen zu ziehen wußte, welche die Invasion der Barbaren mitgebracht hatte, und so mußte es sich dann nach wie vor aus seinem alten mythologischen Fonds näheren. Um endlich Gesänge der Liebe und des Ruhms zu schaffen, hatten die Frauen dort nicht Freiheit und Einfluß genug, keine Minne-Gerichte, keine Turniere, kein Ritterthum; es gab keine Troubadours. Der Occident hatte seine hehren Expeditionen, seine Großthaten, seine edlen Waffenthaten, seine großen Epopee'n: nur das Vaterland der Gottfriede allein kann Tasso's gebären.

Aber Constantinopel, die Erbin des alten Roms, legte sich mit Eifer auf die Gesetzgebung. Es arbeitete dahin, Einheit in die unermeßliche und verworrene Sammlung all der Gesetze zu bringen, welche ihm durch die Republik und das Reich vererbt worden waren, und es erlaubte dem Christenthum, sie zu Gunsten der Sclaven, der Kinder und der Frauen zu modificiren. Es übernahm es auch, mitten unter allen Umwälzungen der europäischen Gesellschaft, den abgerissenen Faden der Begebenheiten wieder anzuknüpfen, und während die Barbarei den Degen schwang, hielt es die Feder in der Hand, um in bändereichen Annalen die Thaten einzutragen, bei welchen es selbst betheiligt war.

Dem Cultus der schönen Künste getreu, hatte das Heidenthum über die Einbildungskraft von Griechenland noch ein solches Uebergewicht, daß diese Künste, in ihrer ersten Inbrunst, dort den Ernst des Christenthums mit allem umgaben, was sie Liebkosendes in sich trugen. Es war dies keine keusche und reine Liebe, wie die der Magdalene, welche die Füße Christi mit ihren Thränen badet, sie mit ihrem langen Haar trocknet und sie fromm mit Parfüms besprengt; es war die Liebe und der Kuß einer Venus. Das Kreuz bog sich unter der Wucht dieser eleganten Lascivität der Verzierungen. Die Bilder wurden vervielfältigt und nun wandte sich die Anbetung der Gläubigen auch noch an diese. Von nun an ist der Nachdruck der Bilderstürmer erklärlich. Da, wo der Glaube sich mehr vergeistigte, konnten die Bilder ungestraft fortbestehen. Da also die griechische Kunst sich nicht in einer hohen christlichen Reinheit erhalten konnte, und sich immer wieder zum Alten hinneigte, so verstümmelte sie sich, um keusch zu bleiben: sie behandelte sich wie Origenes. Die Malerei und die Bildhauerkunst hatten dort also nur eine untergeordnete Wichtigkeit.

Die Baukunst war es, welche Byzanz, das christlich geworden, einen Fortschritt machen ließ. Durch sie lehrte die Kuppel, wovon der römische Genius an den Ufern der Tiber mit dem Pantheon den Anfang gemacht, den Ufern des Bosphorus, sich in der Kirche, welche Justinian der göttlichen Weisheit, der heiligen Sophia, geweiht hatte, auf einer kühnen Basis zu erheben: es war eine neue Stufe zum Throne des Herrn. Es war dieses unstreitig nicht da, wo der Hauch der christlichen Begeisterung mächtig genug seyn sollte, um das Haupt der Kirche bis zu den Wolken zu erheben; aber wenn die Kuppel dieses Tempels nicht aufwärts fliegt und mehr an der Erde als an dem Himmel zu haften scheint, so ist er eben deshalb ein getreues Bild des morgenländischen Christenthums. Eine edle Huldigung der göttlichen Weisheit, drückt diese Basilike die des Salomo vielleicht mehr als die von Jesu aus; sie ist mehr biblisch als evangelisch. Gleich dem Gewölbe des Himmels, welches der Baumeister, wie man sagt, durch seine Kuppel darstellen wollte, eignet sie sich mehr Gottes Ruhm als seine Barmherzigkeit an; die orientalische Kirche singt mehr als die Schöpfung, die occidentalische mehr als die Passion. Die erstere ist gleich der zweiten nach dem Plan eines Kreuzes gebaut; aber die Gleichheit der vier Arme des griechischen Kreuzes trägt nicht den Charakter eines mysteriösen Ernstes, welcher der Verlängerung und der Ungleichheit des lateinischen Kreuzes aufgedrückt ist. Während endlich die abendländische Kirche, eindringlich und schwer, ihre Thurmspitze unter mehreren andern kleineren Spitzen erhebt,ründet die morgenländische Kirche sich in einer Kuppel ab und umgiebt die Hauptkuppel mit mehreren Halbkuppeln und minder harmonisch gruppirten Kuppeln. Wirft man nun noch einen Blick auf die übrigen Denkmäler Constantinopels, so wird man dort, in den Wasserleitungen und Cisternen, die großartige Architectur des heidnischen Roms wiederfinden.

Constantinopel übte seinen Geist auch in der Cultur aller Künste des Luxus aus, die von einem morgenländischen Hofe durch dessen Prunkliebe begünstigt wurden. Die Kreuzfahrer waren ganz verdutzt, als sie alle diese Wunder einer nichtgekannten Pracht glänzen sahen; dort bekamen sie zuerst einen Begriff der Herrlichkeit und der Ueppigkeit des Orients. Was dessen Wissen anbetrifft, so besteht es dort lediglich in Commentaren zu den Systemen des Alterthums und in der Deutung des christlichen Dogmas.

So verewigte Constantinopel den größten Theil des Despotismus, der Gesetzgebung, der Sitten und der alten Kunst durch deren Amalgamirung mit dem Glauben und den Lehren des Christenthums. Unstreitig mußte diese Prolongirung des christlich gewordenen Alterthums aufgegeben werden, sobald die neuere Civilisation geboren worden, ein Uebergang von der alten zur neuen Gesellschaft. Mit der Mission des morgenländischen Reiches war es am Ende, sobald das Abendland, indem es sich von dem Alterthum und der Barbarei getrennt hatte, aus seiner Kindheit herausgetreten war und es als ein Zeichen seiner Kraft seinen Repressalien gegen den Islamismus freien Lauf ließ, die Paniere der Ritterschaft dem Hauch der Kirche hingebend: von nun an gab es nur noch ein griechisches Kaiserthum, welches providentiell, durch seine unterlassene Mitwirkung, den Erfolg der Kreuzfahrten beschränkte. Doch hat das morgenländische Reich Großes gethan, Größeres, als der Dank, der ihm zu Theil geworden ist. In der unduldsamen Vorherrschaft des Geistes von Rom hat das Vergessen des unermeßlichen Dienstes seinen Grund, den Constantins hehre Schöpfung der abendländischen Civilisation erwiesen hat, und seine Undankbarkeit ward scheinbar durch die Treulosigkeiten des byzantinischen Hofes gerechtfertiget, welcher dem brutalen Ehrgeize der Kreuzfahrer nur die Waffe der Schwäche, den Verrath, entgegenzusetzen hatte. Was die Philosophen betrifft, so haben sie in ihrem frivolen Fanatismus nur Verachtung für das morgenländische Reich gehabt, weil sie unter all diesen theologischen Debatten nicht die ernste Frage herauszufinden wußten, welche diese endlose Controverse erweckt.

Digitized by Google

Sie endigte jedoch, diese Controverse, aber durch die bewaffnete Intervention des Islamismus. Nachdem Constantinopel dem Joch entgangen war, mit Rom verbunden und der Sitz eines lateinischen Reiches zu werden, macht es sich nur frei, um wieder unter die ottomannische Herrschaft zu gerathen: die durch das lateinische Kreuz in seine Mauern gemachte Bresche erleichtert den Sieg des Halbmondes. Zwischen dem Abendlande und dem Morgenlande in der Mitte, war es das Schicksal dieser großen Stadt, von beiden geklemmt und durch sie absorbirt zu werden: geistig von den Abendländern besiegt, welchen sie die Einsichten vermachte, die sie aufbewahret hatte, ward sie es materiell von den Morgenländern, welchen sie die prachtvollen Besitzungen zum Erbe ließ, über welche sie regiert gehabt. Die lateinische Welt nahm sich diese Katastrophe der griechischen Welt, der Bastards-Christenheit, mit welcher sie selbst zusammengestoßen und ihr nicht zu Hülfe gekommen war, nicht zu Herzen. Ueberdem war jeder neue Kreuzzug unmöglich geworden; die Gemeine des Abendlandes löste sich von selbst auf, und was ihr noch von religiösem Enthusiasmus übrig blieb, das schwang sich selbst über den Ocean hinweg.

So war denn von den beiden Reichen, welche die Eroberung des Alterthums gegründet hatte, das des Abendlandes den Christen, das des Morgenlandes den Muselmännern anheimgefallen: Jesus hatte Rom genommen, Mahomet war Herr von Constantinopel.

Aber hier wollen wir Halt machen: während ich diese Reflexionen niedergeschrieben, so wie sie mir einfielen, sind wir, obwohl wir noch einmal widrigen Windes wegen anlegen mußten, doch weiter gekommen. Da liegt Stambul vor uns!.... Wahrlich! es hat dem Herzen der Ottomannen eine große Freude seyn müssen, diese Beute in ihre Hände zu bekommen. Und ich, ich fühle mich Angesichts dieser Perspective neu aufleben; ich werde es sehen, es bewundern, davon träumen.

Reise von Bombay nach London über das rothe Meer und den Isthmus von Suez.

(Aus der Revue britannique.)

(L.)

Es ist schon häufig von der neuen Straße die Rede gewesen, welche die Engländer künftig nach Indien einschlagen wollen; folgendes ist das Resultat der ersten Versuchs-Reise, die von Bombay nach London über das rothe Meer und den Isthmus von Suez unternommen worden ist. Wir entlehnen die nachstehenden Details einem Briefe eines der Reisenden.

„Es war am 1. Februar 1834," sagt er, „als ich mich auf dem Dampf-Schiff the Hugh Lindsay einschiffte. Der Capitain Wilson war unser Commandant. Ich fand am Bord eine angenehme Gesellschaft, die aus reich gewordenen Kaufleuten, aus Land- und See-Offizieren und Missionairs der Bibelgesellschaft bestand. Das Wetter war schön, das Meer ruhig und der Wind günstig, aber da unser Schiff sehr viele Kohlen geladen hatte, so legten wir in den ersten Tagen nie mehr als acht Knoten in der Stunde zurück. Am 9. entdeckten wir das Cap Fartask und bald nachher schifften wir längs der Küste von Arabien. Am 11. waren wir zu Maculla.

„Maculla ist ein schmutziges und widerliches Dorf, auf einem unfruchtbaren Boden erbaut, mitten in einem von hohen Bergen umgebenen Thale. Bei unserer Annäherung sahen wir eine Horde von ungefähr funfzehnhundert halb wilder und vom Fuße bis zum Kopfe bewaffneter Menschen auf uns zu kommen. Es waren die Einwohner von Maculla. Inzwischen erschreckten uns ihre Schwerdter und ihre Wurfspieße nicht; die Missionaire allein äußerten einige Furcht und sahen mit aufrichtiger Freude die Säbel und Dolche in ihre Scheiden zurückkehren. Wir machten dem Scheik unsern Besuch; er empfing uns höflich in dem Ceremonien-Saale, eine Art von dunkler Halle ohne alle Geräthe und Zierrathen; in einem der Winkel diente eine auf dem Boden ausgebreitete Matte dem Scheik zum Sitze. Er war sehr gesprächig gegen uns und wollte uns dem Kauf einiger unglücklichen Neger beiwohnen lassen, die ihm von europäischen Kaufleuten angeboten wurden.

„Es war das Ende des großen Ramazan; wir mußten den letzten Tag der Feste abwarten, um uns Kohlen zu verschaffen; endlich lichteten wir die Anker und gingen zwei Tage darauf in das rothe Meer. Es war der 15.; das Wetter war schön, aber ein frischer Nordwest-Wind, der später von der Seite der Insel Jebel-Zoghar wehte, hielt unsere Fahrt auf und nöthigte uns, auf Moka zuzusteuern. Diese ehemals berühmte Stadt hat allen ihren einstigen Glanz verloren. Ihr Hafen ist verlassen, ihr Handel vernichtet. Zwei ägyptische Offiziere und ein amerikanischer Kaufmann waren die einzigen Fremden, die wir da fanden. Man schreibt im Lande allgemein diese Stockung der Geschäfte dem unruhigen und mißtrauischen Charakter des Iman zu. Moka war seit Kurzem unter der Herrschaft der Araber: seit einigen Wochen hatten die Beduinen es erobert. Die mehresten Häuser waren verlassen und auf den Straßen sah man die Besiegten von Reitern nach den Bazars der benachbarten Städte führen, um verkauft und versteigert zu werden.

„Am 18. setzten wir unsern Weg fort; ein guter Wind brachte uns nach Jedda, das wir am 22. zu Gesicht bekamen: dennoch liefen wir erst am folgenden Morgen in den Hafen ein, um die Corallen-Felsen zu vermeiden, die sich am Eingange befinden. In Jedda waren die Straßen, die Märkte und öffentlichen Plätze mit Truppen angefüllt; es waren die Soldaten des Generalstaabes von Achmed-Pascha, Generalissimus der Armeen von Hedjaz, zur Eroberung des südlichen Arabiens bestimmt. Sie waren alle auf europäische Weise costumirt. Wir fanden auch verschiedene italienische Offiziere und einen französischen Saint-Simonisten, der die allgemeine Association predigte, und der die Mutter suchte. Unsere Missionaire fanden ihrerseits den ehrwürdigen Joseph Wolff vor, der, die Bibel in der Hand, unter dem Banner der Reform eine Armee von zweihundert Neophyten zusammengebracht hatte. Der Gouverneur, Suleiman-Aga, empfing uns mit Höflichkeit; er zeigt sich sehr neugierig oder, wenn man will, wißbegierig gegen die Europäer, die diese Gegenden bereisen.

„Es wäre hier der Ort, Ihnen unsere Ankunft zu Medina, unsern Besuch des Grabes von Eva, der Stamm-Mutter des Menschengeschlechts, zu erzählen; ich sollte Ihnen unsern Einzug zu Mecca beim Untergang der Sonne, unsern Aufenthalt in dieser bevorrechteten Stadt des Himmels und die feierliche Abreise der Pilger beschreiben, welche dem Gebote des Propheten nachkommen. Aber ich verschiebe diese interessanten Details auf ein andermal; später werde ich der Erzählung davon einige Briefe widmen. Jetzt will ich Ihnen nur sagen, daß wir von einer Menge Kindern angefallen wurden, die mit Steinen nach uns warfen, vielleicht weil sie die Aufrichtigkeit unserer Andacht bezweifelten. Inzwischen muß ich zum Lobe Mahomeds hinzufügen, daß niemand von uns verwundet wurde.

„Ich sah sehr gern täglich diese frommen Caravanen von Jedda abreisen, die nach Mecca zogen, die Pilger jedes Alters, welche baarfuß und mit entblößtem Haupte, von zwei- bis dreihundert Dromedaren begleitet, gläubig zu dem Grabe ihres Regenerators wallfaheeten; es waren meistens Perser, Hindu's, Chinesen, Tartaren und Bewohner der westlichen Küsten von Afrika.

„Am 25. Februar gingen wir in See und noch an demselben Tage traf uns ein heftiger Sturm. Wenn Sie nicht mit eigenen Augen Stürme gesehen hätten, wenn Sie nicht in allen Romanen von See-

Digitized by Google

Abentheuern eine Schilderung davon fänden, so würde ich versuchen, Ihnen ein Gemälde davon zu entwerfen; aber das wäre unnütz. Ich sage Ihnen nur, daß wir nicht Schiffbruch litten und daß wir am Abend des 28. wohlbehalten an den ruhigen Ufern Aegyptens ankamen. Am andern Morgen liefen wir in den Hafen von Kosseir ein, wo wir einige Passagiere ließen, die nach Theben gingen. Bei unserer Abreise begünstigte das Wetter unsere Wünsche, das Meer war ruhig; in neununddreißig Stunden legten wir zweihundertundsechszig Meilen zurück. Am 3. März passirten wir die Meerenge von Jubal und am Morgen des 4. hatten wir schon zu Suez die Anker geworfen. Die Mannschaft war endlich an ihrem Bestimmungsorte angekommen. Ungeachtet der Gefahren des rothen Meeres, ungeachtet des contraren Windes und eines oft sehr bewegten Meeres hatten wir in einunddreißig und einem halben Tage eine Ueberfahrt von 3212 (englischen) Meilen zurückgelegt und davon sechs und einen halben Tag am Lande zugebracht. Man sieht hieraus wohl, daß unser Boot nicht zu weiten Reisen so untauglich war, wie man geflissentlich in den Salons von London zu verbreiten sich bemüht hat.

„Am 5. gingen wir ans Land. Nachdem ich das Zimmer besehen, das der General Buonaparte bewohnt hatte, begab ich mich über den Isthmus von Suez nach Cairo. Der Capitain Wilson und zwei Offiziere des Hugh Lindsay schlossen sich an mich an. Auf folgende Weise war unsere Caravane zusammengesetzt: Wir waren unserer zwölf Gentlemen, jeder auf einem Dromedare reitend, dann kamen zwölf Araber, die uns als Führer und zugleich als Domestiquen dienten und dreißig bis vierzig Kameele, die unser Gepäcke, Wasser, Zelte und Mundvorrath trugen. Unsere Reise war nicht lang und während der vier Tage, die wir zu unserm Wege durch den Sand der Wüste brauchten, hatten wir uns nur zu unserer Unternehmung Glück zu wünschen. Jeder hatte sich bemüht, nach besten Kräften eine fast eintönige und unschmackhafte Reise zu verschönern: der eine hatte Lachs, der andere Schinken und geräucherte Zungen mitgebracht, ein anderer wiederum französischen Wein, Champagner und Claret; übrigens war die Unterhaltung immer heiter und durch Witz und Laune gewürzt.

„Am 8. trafen wir eine kleine Caravane an, die nach Mecca zog: es war der Ex-Dey von Algier und sein Serail. Um ein Uhr Nachmittags hielten wir unsern Einzug in Cairo durch das Thor Sarcasine und nachdem wir die Monumente der Stadt gesehen, wurden wir dem Pascha vorgestellt. Er sagte uns, daß er in Kurzem eine Eisenbahn von Cairo nach Suez bauen lassen würde und gab uns zu verstehen, daß eben so der Zeitpunct nicht fern sey, wo er den Krieg nach Yemen verpflanzen würde. Am 13. schiffte ich mich zu Boulac auf dem Nil ein und kam am 20. zu Alexandrien an.

„Die Reise ist sonach glücklich vollendet worden, wie Sie sehen; aber wenn Sie je dieselbe Fahrt machen wollen, so denken Sie darauf, mit Bequemlichkeit zu reisen, aber sich nicht mit zu vielem Gepäcke zu belasten. Ich füge hier ein kleines Verzeichniß der Gegenstände bei, die man nicht entbehren kann.

„Münze. Man liebt in Aegypten sehr spanische Münzen. Der Reisende muß daher 4—500 Piaster (2—3000 Franken) zu sich nehmen; der Rest des Geldes kann in Papiere auf Cairo oder Bombay umgesetzt werden.

„Dollmetscher. Das ist gewöhnlich ein Araber, der zugleich als Bedienter fungirt.

„Thee. Man nehme davon eine Provision für drei Monate mit, oder selbst mehr, denn oft findet man keinen. Was den Zucker betrifft, so ist eine Versorgung für einen Monat genug.

„Caffee. Genug für den Weg bis nach Moka oder jeden andern Hafen des rothen Meeres.

„Madera. Zwei Dutzend Boutillen, guteingewickelt und emballirt.

„Branntwein. Zwei Dutzend Flaschen: denn diese macht man gewöhnlich den Kahnführern und Wegweisern zum Geschenk.

„Wasser für den Tisch in Flaschen, zwölf zu 15 Litres ungefähr. Zwei Baeils Wasser für die Küche und die Domestiquen.

„Eingesalzenes und geräuchertes Schweine- oder anderes marinirtes Fleisch. Ein Dutzend Töpfe: das ist ein Nahrungsmittel, das sich am besten in der Wüste erhält.

„Brodt oder Schiffs-Zwieback und andere Accessorien für die Tafel. Für einen Monat.

„Licht, Seife ꝛc. für einen Monat.

„Utensilien. Ein kleines Tafel-Service zum Frühstück und Mittags-Essen. — Eine Lampe und eine Laterne. — Eine Flinte und Pulver; Pulver vor Allem, denn es ist das den Arabern angenehmste Geschenk. — Stricke, um das Gepäcke zusammenzubinden. — Ein kleines Assortiment von Küchengeräthe: Casserole, Schaufel, Feuerzange, Bratspieß. — Ein Tisch und drei Feldstühle. — Nägel, Hammer, Nagelbohrer, Eisendraht, große Nadeln, ein metallener Schwänkkessel, ein Feuerzeug.

„Jeder Reisende muß außerdem ein paar Pistolen, einen Sonnenschirm, einen Schleier von grüner Gaze haben, um sich vor der Sonne zu schützen; einen Mantel, eine Decke, einen Teppich, ein vollständiges Feldbette und große Vorhänge; aber ein Zelt ist nicht immer nöthig, mindestens vom Monat November bis zum Monat März, während welcher Zeit es nicht regnet.

„Endlich haben sich die Kosten meiner Reise von Bombay nach London auf 300 Pfund Sterling (7500 Franken) belaufen."

Ueber die atmosphärischen Veränderungen und ihren Einfluß auf die menschliche Gesundheit.

(L.)

Ueber diesen höchst beachtenswerthen Gegenstand finden wir in einem Pariser Blatte folgenden Artikel, von welchem wir glauben, daß er auch für unsere Leser, zumal unter den jetzigen auch bei uns analogen Umständen, nicht ohne Interesse seyn werde.

Seit zwei bis drei Wochen hat der Dunstkreis Wechsel und Veränderungen erfahren, wovon fast jedermann den Einfluß an sich empfunden hat. Auf eine Hitze von 25—30 Graden, eine Hitze, die für das Klima von Paris selbst in den Hundstagen außerordentlich zu nennen ist, ist plötzlich eine Temperatur von 12—15 Graden gefolgt. Dieser schnelle Uebergang ist um so empfindlicher, als die erste Hitze länger als einen Monat ohne Unterbrechung gedauert hatte und die jetzige relative Kälte in einer einzigen Nacht eingetreten ist.

Es ist nicht nur die Hitze der Luft, die mit einemmale aufgehört hat. Es war mit der Hitze, in einem erhöhten Verhältniß, eine hartnäckige Dürre verbunden, von welcher man zu Paris seit vielen Jahren kein Beispiel hatte. Wirklich war seit dem Ende des Frühlings und während des ganzen Sommers kein Regen gefallen und, was kaum zwei- oder dreimal geschehen ist, seit man überhaupt Beobachtungen über das Klima von Paris anstellt, es ist in diesem Jahre mehr als ein Monat verflossen, wo auch nicht ein Millimeter Wasser aufgefangen worden ist. Diese Trockenheit hat, unabhängig von ihrer eigenthümlichen Wirkung, die Hitze der Luft viel strenger gemacht. Man erinnert sich, wie drückend sie zwei Drittheile des Monats August war.

In dem Augenblicke, wo die trockene Hitze der Luft den Culminationspunct erreicht hatte, strömte mit einemmale der Regen auf die Hauptstadt nieder. Solche Güsse sind seitdem fast alle Tage erfolgt

Digitized by Google

und haben den Dunstkreis mit Feuchtigkeit erfüllt. Seit langer Zeit z. B. hatte man keine Platzregen erlebt, wie den in der Nacht vom 20. auf den 21. August. Er war so übermäßig, daß, in einigen Quartieren von Paris, das Wasser an den Mauern auf zwei bis drei Fuß stieg; am Eingange der Straße Montmartre floß es selbst in die Omnibus, so daß an einigen Stellen der Durchfahrt die Pferde selbst schwimmen mußten. Seit der Zeit ist fast kein Tag ohne ähnlichen Regen vergangen. Jetzt scheint die Temperatur von Neuem wieder zu steigen; schon ist die Hitze der letzten Tage wieder ziemlich heftig gewesen; inzwischen bleiben die Nächte und die Morgen sehr kalt, was, im Laufe von vierundzwanzig Stunden, die Kälte auf die Hitze und die Hitze auf die Kälte folgen läßt. Das ist der Zustand des Himmels von Paris gewesen, so daß die Wechsel der Luft die ganze atmosphärischr Constitution erfüllt haben.

Eine solche Constitution ist aber der öffentlichen Gesundheit höchst nachtheilig. Die Wirkung ist, daß die Hitze alle Absonderungen (Excretionen) nach der Haut treibt, die Kräfte decentralisiet und alles auf die äußere Oberfläche zerstreut, was denn den Magen und die Eingeweide schwächt und wesentliche Störung in das Nerven-System bringt. Wenn nun die Temperatur schnell fällt, wie das oft in Paris geschehen ist, so wird die Masse der Feuchtigkeiten, welche die Hitze nach Außen getrieben hatte, natürlich nach dem Magen und dem Unterleib, die durch die Hitze geschwächt sind, zurückgeworfen. Daher die Beängstigungen dieser Theile und die unordentlichen (abnormen) Bewegungen, denen sie preisgegeben sind, um sich der Säfte zu entledigen, die sich plötzlich nach ihnen hindrängen. Daher Erbrechen und gewaltsame Ausleerungen. So begreift man die Natur der Krankheiten, von welchen wir befallen sind, und warum der Magen und der Unterleib vorzugsweise afficirt sind. Wir beschließen diese Schilderung mit der Bemerkung, daß das Nerven-System, das sich auf diese Organe stützt, durch die Reaction in große Schwäche versinkt, woraus unvermeidlich alle Unregelmäßigkeiten resultiren, die sich darin äußern. Es steht nicht in unserer Gewalt, das wissen wir wohl, uns ganz der schädlichen Einwirkung eines so nachtheiligen Zustandes der Luft, die uns umgiebt, zu entziehen; aber wir können doch, bis zu einem gewissen Punct, ihre unangenehmen Wirkungen mildern. Unsere erste Sorge muß seyn, uns, durch alle Hülfsmittel, die zu unserer Verfügung stehen, die Gleichheit der Temperatur unserer Organe und die Harmonie ihrer Wirksamkeit zu erhalten. Dies ist der einzige Weg, den wir kennen, den Folgen der Unordnung der Atmosphäre zu entgehen, die wir so eben bezeichnet haben.

Warme Kleidung, so wie die Temperatur sinkt, etwas leichtere, wenn sie sich wieder hinlänglich hebt; in allen Fällen Vermeidung des Zurücktretens der Transpiration von der Haut, indem man sich z. B. hüthet, naßgewordene Kleider anzubehalten; besondere Achtsamkeit darauf, daß die Füße, von welchen im Allgemeinen die unregelmäßigen Bewegungen ausgehen, nicht ihre natürliche Wärme verlieren, sey es, daß man sie zu lange in der Feuchtigkeit läßt, sey es dadurch, daß man zu leichte Schuhe trägt. Die Frauen der großen Welt bedürfen zumal dieser Vorschriften und Warnungen, sie, die so wenig die Gewohnheiten beachten, die ihre Gesundheit gefährden, wenn nur der Reiz ihrer persönlichen Erscheinung dadurch gewinnt. Wir versichern sie, daß, wenn sie sich nicht zu einer solideren Fußbekleidung entschließen, selbst auf das Risiko, daß ihre Füße weniger niedlich aussehen, sie sich allen Zufällen der jetzigen Krankheiten aussetzen und daß die Folgen dieser Affectionen, ihre Schmerzen und Leiden ungerechnet, Abmagerung, Verlängerung des Gesichts, Bläße, lauter Dinge, die der Schönheit sehr nachtheilig sind, seyn werden. Sprechen wir jetzt von dem Einflusse des in der Luft verbreiteten Cholera-Princips, als zweiter zu würdigenden Ursache der zu Paris herrschenden Krankheiten.

Die Cholera existirt eigentlich nicht in Paris. Die Aerzte finden nur äußerst seltene Fälle, sowohl in den Hospitälern als unter den bemittelten Leuten. Was sie wahrnehmen, ist eine Krankheit der Eingeweide, die von einigen Krämpfen oder nervösen Schmerzen begleitet ist. Fast jedermann bezahlt diesem herrschenden Uebel seinen Tribut; übrigens wird es in der Regel nicht gefährlich, vorausgesetzt, daß man sich in gewissen Gränzen hält, und die Gesetze der Mäßigkeit und Nüchternheit nicht zu sehr überschreitet. Unter solchen Umständen sind diese Krankheiten so leicht, daß sie mit ganz einfachen und wenigen Mitteln geheilt werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es dabei bleibt. Inzwischen kann man sich, so unbedeutend sie scheinen, doch nicht verhehlen, daß sie in einigen Puncten mit der Disposition zur Cholera zusammentreffen: was noch nicht sagen will, daß diese Affection uns mit ihrer Wiedererscheinung bedrohe, noch daß sie überhaupt jemals wiederkommen müsse; es bedeutet nur, daß die allgemeine Bedingung, unter welcher diese Epidemie existirt, ein wenig zugenommen hat, und daß man seine Aufmerksamkeit verdoppeln muß, um nicht eine Stimmung der Organe zu verstärken, mit welcher sie sich gewöhnlich verbindet. Nicht anders muß man die Rolle betrachten, die jetzt zu Paris das Princip der Cholera spielt. Wir haben gute Gründe zu glauben, daß wenn das Volk dieses Vorspiels der Cholera-Epidemie minder vernachlässigte, man nicht das Unheil dieser Landplage zu bedauren haben würde. Zu den schon angedeuteten Vorsichtsmaßregeln muß man noch, theils um den Lauf der jetzigen Krankheiten zu hemmen, theils sich vor ihren Folgen zu sichern, folgende hinzufügen.

Zunächst überzeuge man sich von der Nothwendigkeit, gleich von Anfang durchzugreifen, bevor die Krankheit gleichsam ein Recht des Domicils, durch einen zu langen Aufenthalt unter uns erlangt hat. Man bemeistert sie immer mit Leichtigkeit, wenn man sich beeilt, sie zu behandeln. Das Heilmittel liegt in jedermanns Händen; es erfordert nur festen Willen, es anzuwenden; wir fügen hinzu, daß es von unfehlbarer Wirksamkeit ist, wenn man es nur ohne Verzug anwendet. Sobald man durch Knurren in den Eingeweiden, durch Kolik, durch ein allgemeines Uebelbefinden und Neigung zum Erbrechen von dem Daseyn der Krankheit überzeugt wird, entsage man gleich aller Nahrung, oder, wenn die Symptome sehr leicht sind, reducire man doch die Quantität derselben. Man enthalte sich des Fleisches und aller Speisen vom sogenannten Haut-gout, besonders des bloßen (unvermischten) Weines und alcoholischer Getränke, unter welchen angenehmen Formen sie auch geboten werden. Wenn die Phänomene der herrschenden Krankheit sich stärker aussprechen, so ist eine absolute Diät während vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden unerläßlich nothwendig; eine leichte Limonade oder bloß frisches Wasser kann man (zur Stillung etwanigen Durstes) nehmen. Es ist kaum nöthig, hinzuzusetzen, daß diese Getränke nicht in zu großer Quantität genossen werden dürfen, wie manche Personen in der löblichen Absicht thun, sich seiner von dem Uebel zu befreien. Eine zu beträchtliche Masse von Flüssigkeit, selbst von bloßem Wasser, würde die Eingeweide überschwemmen, und eine Unverdaulichkeit herbeiführen, die man ja gerade zu vermeiden sich bemüht. Wir rechnen auf die Vernunft der gebildeten Menschen, daß sie sich einem Regime unterwerfen werden, das, wie man sieht, weder langwierig noch sehr beschwerlich ist.

Was das Volk betrifft, so ist dieses schwerer zu überreden. Statt der Diät, dem ersten Heilmittel aller Krankheiten, verfolgt es seine unzweckmäßige Lebensweise und trinkt, statt frischen Wassers, warmen Wein oder Branntewein, in welchen es noch, um seine angebliche Kraft zu vermehren, aromatischr und würzige Substanzen, wie Zimmt, Ingwer und selbst Pfeffer in Quantität thut. Fast alle diese Krankheiten erfordern im Gegentheil, mindestens in ihrem Ursprunge, gerade entgegengesetzte Mittel. Die der jetzigen Epoche ganz besonders

Digitized by Google

verschlimmern sich augenscheinlich in dem Verhältniß, als man die ersterwähnten gebraucht. Die meisten der Unglücklichen, die mit bedenklichen Symptomen in die Krankenhäuser kommen, hatten die ersten Anfälle dieser Krankheiten nur in einem sehr leichten Grade gehabt. Die Zerrüttung, in welche sie sie zuletzt versetzt, ist die Frucht der gefährlichen Methode, gegen welche wir uns eben ausgesprochen haben. Es wäre zu wünschen, daß die Herren und Vorsteher von Werkstätten und die unterrichteten Handwerker mit uns dahin arbeiteten, eine unselige Gewohnheit auszurotten, welcher wir einen großen Theil der langen Dauer und relativen Wichtigkeit der Krankheiten der arbeitenden Classen in der Gesellschaft zuzuschreiben nicht anstehen.

Mit Hülfe des einfachen und leichten Verhaltens, das wir so eben entwickelt haben, überwindet man schnell die gastrischen Affectionen dieses Sommers in einem oder zwei Tagen. Alle diejenigen, die den Verstand gehabt haben, es zu errathen, haben bis jetzt diesen Krankheiten getrotzt, während diejenigen, welche fortdauernd, trotz der Reclamationen ihrer Eingeweide, der Unmäßigkeit geopfert haben, davon ergriffen worden, wenn nicht gar ihnen erlegen sind. Die mehrsten tragen noch die Spuren der Entnervung, in welche sie gefallen sind. Jedenfalls ist es mit der Diät wie mit der Moral, immer noch Zeit sich zu bessern. Mögen es die Schmecker, Esser und Trinker über sich gewinnen, einige Tage sich die von uns vorgeschlagenen Entsagungen aufzulegen und uns immerhin des Betrugs anklagen, wenn sie dadurch nicht hergestellt werden! So gewiß sind wir ihrer Wirksamkeit. Es ist um so dringender, diesen Entschluß zu fassen, als, wenn die Cholera wieder unter uns ausbräche, sie auf eine ausschließliche Weise gegen diejenigen wüthen würde, die unsern Rath verspottet und verschmäht hätten.

Ein Abentheuer.

(L.)

Unter dieser Rubrik liest man in dem Journal l'Industrie folgende Details, für deren Aechtheit wir uns nicht verbürgen möchten. Obgleich schon einige Tagesblätter der Sache erwähnt haben und der Fürst Pückler-Muskau, den sie betrifft, sich wirklich in Lüttich befinden oder doch jüngst dort gewesen seyn soll, so sieht doch die Erzählung einer Mystification nicht unähnlich.

„Einer unserer Correspondenten von der preußischen Gränze theilt uns folgende Thatsache mit, wovon er Zeuge gewesen ist:

„Vor einigen Tagen," erzählt er, „kommt ein unbekannter Mann zu einem unserer (nämlich belgischen) berühmtesten Wundärzte *) und fragt ihn, ob er jede Art von Operationen machen könne. Auf seine bejahende Antwort bittet er ihn, ihm zu sagen, ob er über einen ganzen Tag verfügen könne? Nach abermaliger Bejahung erfährt der Arzt auf mehrere Fragen von dem Unbekannten nichts weiter, als daß am nächsten Morgen sehr früh ein Wagen ihn abholen werde, um ihn einige Stunden von Lüttich zu führen, wo man auf seine Dienste rechne.

„Wirklich erscheint der Wagen zur verabredeten Stunde. Der Unbekannte sitzt darin und noch ein Mann von imponirendem Ansehen, welchen jener mit der achtungsvollesten Aufmerksamkeit behandelt. Man dringt in den Doctor einzusteigen und die Reise geht augenblicklich fort. Nach einigem gegenseitigen Schweigen der Reisenden entschuldigt sich der Mann, welcher die Hauptrolle in diesem seltsamen Abentheuer zu spielen scheint, bei dem Arzte wegen seiner geheimnißvollen Entführung. Sie müssen jetzt, sagt er, doch wissen, wohin wir Sie bringen und wovon es sich handelt. Ich bin Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt; durch einige günstig aufgenommene literarische Werke von mir ist vielleicht der Name des Fürsten Pückler-Muskau auch zu Ihrem Ohre gedrungen.

„In einem meiner Romane hatte ich mich der gewöhnlichen dichterischen Mittel bedient, um der dramatischen Handlung Bewegung und Interesse zu geben: Ich hatte meinen Helden allen Prüfungen gewaltsamer Leidenschaften und allen Verirrungen preisgegeben, die die unzertrennlichen Folgen davon sind. Ich hatte ganz zufällig mir einen Namen ausgedacht, denn der Hauptheld eines Drama's, wenn auch ein bloßes Geschöpf der Phantasie, muß doch einen Namen haben. Durch eine der Sonderbarkeiten, die sich oft im Leben gar nicht voraussehen lassen, hat sich nun gefunden, daß in einer Stadt des Nordens eine sehr angesehene Person existirt, die gerade denselben Namen führt, in deren Hand mein Buch gefallen ist und die den Traum meiner Phantasie für eine beleidigende Personalität genommen hat. Ich war damals in Paris. Durch diplomatische Verbindungen gelangten die Beschwerden und Reclamationen an mich; ich gab alle Aufschlüsse, alle wünschenswerthen Erklärungen. Der Mann, der sich beleidigt glaubte, war sich aber auf keine Weise zufriedenstellen lassen; so sind wir denn endlich über eine Genugthuung durch die Waffen übereingekommen und begeben uns jetzt zu diesem Zwecke nach A...., wo ich meinen Gegner, wahrscheinlich zum ersten- und letztenmale in meinem Leben sehen werde.

„Mittlerweile hielt man unterwegs einmal an; der Fürst schlug vor, zu frühstücken und man ging heiter und mit sehr gutem Appetit ans Werk. Dem Fürsten fiel es ein, seine Pistolen zu probiren. Er schoß sie beide ab und traf mit der zweiten Kugel genau das Loch, das er mit der ersten in den Stamm eines funfzehn Schritte weit stehenden Baumes gemacht hatte. Was meynen Sie, sagte er, sich zum Doctor wendend? Ich denke, erwiderte dieser, daß Ihr Gegner sehr geschickt seyn muß, wenn er mit gleicher Hoffnung des Erfolgs in die Schranken treten will.

„Nun wurde die Reise wieder fortgesetzt und man kam endlich an den bestimmten Ort des Zusammentreffens an. Der Gegner ließ nicht lange auf sich warten. Es war ein Mann von edler Haltung, von einem ernsten aber einnehmenden Aeußern. Alle Bedingungen des Duells waren vorgesehen und im Voraus regulirt: die Kämpfenden mußten sich in die bestimmte Entfernung stellen und durften sich nur einander nähern, um ihre Kugeln zu wechseln. Weder durch ein Wort noch eine Bewegung fand die mindeste Communication zwischen beiden statt. Auf das gegebene Signal schreiten sie beide auf einander zu, die Schüsse fallen fast zu gleicher Zeit und der Gegner des Fürsten wird am Halse getroffen. Man eilt, ihm die nöthige Hülfe zu senden; glücklicherweise ist die Wunde nur leicht und droht keine Gefahr. Eine im Voraus bestimmte Erklärung, die eine wechselseitige Genugthuung bezeugt, wird auf der Stelle ausgetauscht; man trennt sich mit dem kalten und schweigenden Ceremoniell, was die Zusammenkunft begleitet hatte; und die edlen Kämpfer, deren jeder mehr als hundert Stunden Weges zurückgelegt hatte, um sich gewissenhaft der lächerlichen Laune, der abgeschmackten Mode der Zeit, die man point d'honneur nennt, zu unterwerfen, kehren zurück, der eine nach Paris, der andere nach Berlin, ohne Zweifel ziemlich zufrieden, sich nach dem kleinen Vernichtungs-Versuch noch lebend und unverstümmelt zu befinden."

*) In welcher Stadt wird nicht gesagt, und das macht uns die Wahrheit des Ereignisses noch verdächtiger. Anm. d. Red.

Gedruckt in der Böse'n-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 960. Hamburg. Sonnabend, den 4. October. **1834.**

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Eine zweite Handels-Expedition nach den Küsten von China.*)

(Aus dem Asiatic Journal.)

(M.)

Das Monopol der ostindischen Compagnie für den Handel nach China machte sie auch für alle Contraventionen an den Gesetzen und Vorschriften des Landes verantwortlich, die durch englische Unterthanen verübt werden möchten. Die in dem Jahre 1832 von dem Schiffe Amherst unter den Auspicien höherer Agenten der Compagnie unternommene Reise, welcher allerdings ein reincommercieller Zweck unterlag, wobei es jedoch häufig vorkam, daß man in Häfen einlief und selbst Flüsse hinauffuhr, zu welchen der Zugang verboten war, war eine zu sichtliche Verletzung der chinesischen Autorität, als daß man in England nicht wegen der Folgen eines dem Anscheine nach sehr unvorsichtigen Unternehmens ernstlich hätte sollen besorgt werden.

Der Hof der Directoren der Compagnie, welcher alles zu vermeiden suchen mußte, was sein Interesse bei der chinesischen Regierung gefährden konnte, glaubte diese Expedition, die sehr üble Folgen hätte haben können, nicht gutheißen zu dürfen. Aufgebracht über die Verwegenheit der Barbaren (so werden die Europäer betitelt), hat die chinesische Regierung in der That nicht gesäumt, die Gesetze wieder geltend zu machen, welche ihnen das Einlaufen in irgend einem andern Hafen als den von Canton verbieten. Die Admirale und Mandarinen, welche in der Handhabung ihres Amtes nicht strenge genug zu Werke gegangen waren, oder welchen es nicht gelungen war, die Engländer aus den Häfen, in welchen sie sich eingefunden hatten, zu vertreiben, sind cerimandirt, bestraft, abgesetzt worden, und sämmtliche Behörden haben für die Folge die strengsten Befehle hinsichtlich der Fremden erhalten. Eitle, von der Furcht eingegebene Vorsichtsmaaßregeln, deren Wirkung von dem Egoismus und dem Privatinteresse neutralisirt worden sind! Das wesentliche Resultat der Reise des Amherst ist gewesen, diejenigen, die sie gemacht, und diejenigen, die sie autorisiet haben, zu überzeugen, daß endlich die Zeit gekommen ist, wo fremde Schiffe, wenn mit Kanonen bewaffnet und mit tüchtiger Mannschaft und entschlossenen Chefs am Bord, einen Handelsverkehr auf den Küsten und in den Häfen von China mit der gewissen Aussicht begründen können, von den Völkerschaften überall mit Enthusiasmus aufgenommen zu werden und abseiten der Agenten der Regierung nichts Ernstliches befürchten zu dürfen. Nirgends haben diese Energie genug, um die Anwendung der Gewalt gegen Fremde zu wagen, die im Stande sind, Widerstand zu leisten, vor allem wenn die Völkerschaften sich ihnen gewogen zeigen.

Die Engländer sind nun so sehr von der geringen Gefahr, welcher ein bewaffnetes Schiff ausgesetzt ist, wenn es in irgend einem Hafen von China einläuft, überzeugt, daß sie, als der Amherst kaum von seiner Expedition zurückgekehrt war, gleich eine zweite vorbereiteten. So ward denn das indische Schiff Sylphe, das Privateigenthum einiger Rheder, mit 24 Kanonen bewaffnet und mit einer Besatzung von 120 Mann, mit Ausnahme einiger Engländer fast lauter Lascars, dem Zwecke gemäß ausgerüstet. Mehrere der an Bord genommenen englischen Matrosen, so wie auch einige Offiziere, hatten die Reise des Amherst mitgemacht, und waren also mit den Scherereien wohlbekannt, welchen ein fremdes Schiff abseiten der Mandarinen, in den Häfen, wo es einläuft, ausgesetzt ist. Der kostbarste Bestandtheil seiner Ladung war Opium, ein Artikel, der, obwohl verboten, doch überall in China im Gebrauch ist. Englisches Tuch und andere nicht verbotene Gegenstände bildeten den Rest der Ladung. Der Sylphe war im Laufe des Monats September 1832 segelfertig. Wir wollen über seine Reise einige Details geben, die wir einer Beschreibung entlehnt haben, welche von einem Offizier der Expedition in Druck gegeben worden ist; man wird daraus ersehen, wie leicht es bei Entschlossenheit und Vorsicht ist, die Hindernisse zu überwinden, welche die örtlichen Behörden stets jedem Schiffe in den Weg legen, das in einem chinesischen Hafen einzulaufen wagt.

„Der Sylphe ging Ende Septembers von Canton unter Segel. Starke nördliche und östliche Winde hemmten ihn in seinem Laufe, und so konnte er erst nach einem Monat die Höhe vom Cap Shan-tung erreichen; noch vier Wochen später ging er in einer großen Bucht der Küste vor Anker, die von den Mandschu-Tartaren bewohnt wird. Dort lagen chinesische Junken, deren Capitaine uns aufs wohlwollendste aufnahmen. Als sie gehört hatten, daß wir noch weiter vorwärts gehen wollten, boten sie alle ihnen zu Gebote stehenden Künste der Ueberredung auf, uns davon abzubringen. Ihrer Angabe nach, waren diese Meere zu dieser Jahreszeit wegen der dort herrschenden starken Kälte und der ungeheuren Eisschollen, auf die man darin stieße, nicht zu befahren. Wir achteten jedoch auf ihre Warnungen nicht und gingen wieder unter Segel, um unsere Reise fortzusetzen, in dem Gedanken, daß wir nach Süden immer umkehren könnten, wenn wir die Kälte zu arg, das Eis zu gefahrvoll fänden.

„Wir kamen vor Kan-chou vorbei, was ein bedeutender Handelsplatz ist, wo wir angelegt haben würden, wenn man uns nicht gesagt hätte, daß die Rhede dort sehr gefährlich und voller Untiefen sey, so daß wir Gefahr liefen, dort zu stranden. Demnach zogen wir es vor, weiter, nach Kiu-chou, zu gehen. Von einem mäßigen Winde begünstigt, hatte der Sylphe alle Segel beigesetzt, und es ging nun so rasch vorwärts, daß wir binnen wenig Tagen der großen Mauer ansichtig zu werden hoffen durften. Plötzlich erscholl der Ruf: wir sind gestrandet! Und wir fühlten auch in der That, wie das Schiff gewaltsam auf die Seite

*) Von der ersteren haben wir bereits in Nr. 855 d. Bl. Kunde gegeben. Anm. d. Red.

Digitized by Google

schwankte. Alle Anstrengungen der Mannschaft, es wieder flott zu machen, waren vergebens, da wir zugleich den Wind und die Ebbe wider uns hatten. So mußten wir uns denn schon darein finden, die Nacht in dieser gefährlichen Lage zuzubringen. Sie war schrecklich, besonders für unsere Laskaren, welchen bei einer Kälte, an die sie nicht gewöhnt waren, die Gliedmaßen erfroren, oder doch dermaßen erstarrten, daß sie an die Behandlung des Schiffes keine Hand anlegen konnten und der ganze Dienst auf die wenigen Engländer fiel, die sich am Bord befanden. Die Lage des Sylphe ward mit jeder Stunde kritischer; es wehte ein scharfer Wind und es zeigten sich große Eisschollen um das Schiff herum. Die Laskaren hatten alle Energie verloren und gaben sich der furchtbarsten Verzweiflung hin. Wir beschlossen, die Kranksten in die Schaluppe überzuschiffen und sie an die Küste zu bringen, von welcher wir acht bis zehn Meilen entfernt waren, um dort Hülfe bei den Einwohnern zu suchen, und zu sehen, ob wir mindestens den Rest der Mannschaft retten könnten. Die Schaluppe, die dreizehn kranke Laskars und acht Engländer eingenommen hatte, konnte erst Abends die Küste erreichen.

„Auf einem öden Strande gelandet, traten wir, die kranken Laskaren unterstützend, so gut es gehen wollte, unsern Marsch an, in der Hoffnung, auf dem nächsten Hügel irgend ein bewohntes Haus zu finden. Bald stießen wir auf Fischer, die voll Mitleids über unsern Zustand, uns zu ihren Hütten geleiteten und uns dort einzutreten baten. Sie ließen die Laskaren in ihre Betten legen, und doch schienen sie nicht warm zu werden. Nun zündeten die Fischer ein Feuer an und verbrannten vielleicht, um uns Ihresgleichen zu helfen, all den Holzvorrath, den sie eben hatten. Als wir ihnen für die Sorgfalt dankten, die sie uns bewiesen, da antworteten sie: „wir haben uns oft in ähnlichen traurigen Umständen befunden, und wissen, was das sagen will. Unsere Hütten, unser Kähne, unsere Arme stehen Euch zu Gebot.“ Wir gingen hinaus, um ihnen den Ort zu zeigen, wo das Schiff gestrandet war. Ein Einwohner höherer Classe bedeutete uns, daß die Fischer, wie willig sie auch dazu seyn möchten, uns nicht persönlich, noch mit ihren Böten zu Hülfe kommen dürften, so lange sie dazu nicht die Erlaubniß der Mandarinen erhalten hätten. Diese Nothwendigkeit, den Beistand der Mandarinen in Anspruch zu nehmen, deren geringe Menschlichkeit uns zur Genüge bekannt war, verscheuchte die Hoffnung, die wir gehabt hatten, den folgenden Tag an das Schiff zurückkehren zu können, um zu sehen, ob es nicht wieder flott zu machen sey. Wir waren deshalb in großen Aengsten, beschlossen aber am Ende, daß den andern Morgen, so wie der Tag anbräche, drei der Unsrigen nach Kan-chon, einem kleinen, drei bis vier Stunden entfernten, Flecken gehen und die Erlaubniß der Mandarinen nachsuchen sollten. Die dazu ausersehenen drei Personen, unter welchen auch der Schreiber dieses war, brachen dann auch wirklich mit Tagesanbruch auf. Wir kamen über fruchtbare Felder, die von einer thätigen Bevölkerung bewohnt waren, deren äußere Wohlhabenheit uns an unser Vaterland erinnerte. All dies Land ist von Colonisten bewohnt, die von China eingewandert sind, und man sieht auch nicht einen Tartaren unter ihnen. Kan-chon, wo wir zeitig ankamen, ist der Hauptmarkt der chinesischen Tartarei. Es laufen von dort jährlich mehr als zweitausend mit den Erzeugnissen des Landes befrachtete Junken aus.

„Durch einen Polizei-Agenten zu den Mandarinen geführt, bei welchen wir unser Anliegen vorzubringen hatten, stellten diese förmlich eine Art von Verhör mit uns an. Wir setzten ihnen in wenigen Worten den Zufall auseinander, der unserm Schiffe überkommen war, doch wollte es uns nicht gelingen, sie von der Gefahr zu überzeugen, in welcher sich dasselbe befand. Da kam einer von uns auf den Einfall, einen Kumme mit Wasser anzufüllen, eine Tasse darauf zu setzen, und diese mehrere Male mit Gewalt auf den Boden der Kumme stoßen zu lassen. „Nun leuchtet uns die Gefahr ein, in welcher Ihr Euch befindet; wir wollen Euch zu Hülfe kommen;“ schrieb jetzt einer der Mandarinen auf ein Blättchen Papier. Sie ließen auch in der That gleich ein Fuhrwerk kommen, in das wir uns setzen mußten, und welches uns unter einer militairischen Bedeckung nach Matu, dem Hafen von Kan-chon, führte. Dort ließ der Magistrat ein paar chinesische Capitains kommen, und befahl ihnen, sich anzuschicken, unverzüglich unter Segel zu gehen. Dieser Befehl ward inzwischen gleich wieder zurückgenommen, denn die Mandarinen hatten in einer geheimen Conferenz beschlossen, daß uns ohne einen Befehl der höheren Magistratspersonen kein Beistand zu Theil werden sollte. Vergebens wollten wir gegen einen so grausamen Beschluß einkommen; da diese Menschen uns schwach, und unvermögend, ihnen Widerstand zu leisten, sahen, so waren sie taub für alle unsere Bitten; sie ließen uns wieder unser Fuhrwerk besteigen und uns unter derselben militairischen Bedeckung nach dem Orte bringen, wo wir unsere Unglücksgefährten zurückgelassen hatten. Diese fanden wir gleich sehr über das Schicksal unsers Schiffes und über das Resultat unserer Sendung in Sorgen. Wir überließen uns nun miteinander den traurigen Reflexionen, welche die Hülfsweigerung der Mandarinen uns einflößte, als einer der Unsrigen, der nach einer Anhöhe gegangen war, von wo aus er die Stelle sehen konnte, wo der Sylphe gesessen, in vollem Laufe und mit Zeichen der Freude zu uns zurückeilte. Die unsrige war nicht minder groß als seine, als er uns zurief, er habe deutlich gesehen, daß der Sylphe wieder frei sey und nun auf einer Stelle vor Anker liege, wo ihm keine Gefahr mehr drohe.

„Die Mandarinen, welche seit unserer Rückkunft von Matu bei uns geblieben waren, theilten unsere Freude nicht allein nicht, sondern schienen vielmehr über diese Kunde sehr betroffen zu seyn. Sie fürchteten ohne Zweifel, daß uns die Lust anwandeln möchte, uns wegen ihres unmenschlichen Benehmens zu rächen. Wir dachten aber an andere Dinge. Wir eilten, wieder an Bord zu kommen, und ließen nur die kranken Laskars zurück, die wir hiernach auch abholen wollten. Wir befanden uns am 1. December, Abends, wieder auf unserm Schiffe und erfuhren dann, daß der Sylphe, als das Wasser gestiegen war, sich von selbst wieder aufgerichtet hatte, so daß die Mannschaft ihn ohne große Anstrengung hatte an eine tiefere Stelle legen können, um hier die Anker auszuwerfen und uns zu erwarten. Wir kehrten gleich den folgenden Tag ans Land zurück, um unsere Kranken aufzunehmen, und gingen am 3. December mit dem Vorsatz wieder unter Segel, ein milderes Clima aufzusuchen. Die Gewässer, die wir verließen, waren unsern Laskars zu kalt, und das Eis, womit das Meer bedeckt war, drohte, sich zu vereinigen und uns einzuschließen, in welchem Falle die wenigen englischen Matrosen, welche sich unter der Mannschaft befanden, nicht hinreichend gewesen seyn würden, uns daraus zu befreien. Die Untiefe, auf welcher der Sylphe gestrandet war, lag im 41° 34′ nördlicher Breite und 121° 48′ östlicher Länge des Londoner Meridians.

„Wir landeten am 11. December auf der Höhe der nördlichsten Insel von der Gruppe Chu-san, dem Erkennungspuncte der Junken, die von Norden kommen und nach Wan-soung gehen wollen. Wir blieben dort, unserer armen Laskaren wegen, und auch wohl etwas im Interesse unsers Handels, indem die Bevölkerung, und oft auch selbst die Mandarinen, sich sehr kauflustig zeigten, mehrere Tage vor Anker. Besonders war es das Opium, nach welchem die Magistratspersonen sowohl als die Privatleute am eifrigsten trachteten, obwohl es unter den schwersten Strafen verboten ist. Am 15. December hatten wir eben die Anker gelichtet, als wir einer chinesischen Junke ansichtig wurden, die entmastet und dem Sinken nahe war. Andere Junken schienen ihre Lage bemerkt zu haben, doch fuhren wir, wie sie sich wieder davon entfernten, nachdem sie sich ihr

Digitized by Google

genähert gehabt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es da nicht unglückliche Seelente zu retten gäbe. Wie ergriffen diese Gelegenheit, den Chinesen zu beweisen, daß diejenigen, die sie als Barbaren behandeln, Böses mit Gutem zu vergelten wissen. Demzufolge schickten wir der Junke, die dreizehn chinesische Matrosen am Bord hatte, unser kleines Boot zu. Da es nicht möglich war, ihrer zur Zeit mehr als fünf aufzunehmen; so mußten wir die Fahrt mehreremale wiederholen, um alle diese Unglücklichen und einen Theil ihrer Habe zu bergen. Als wir am 20. December in den Fluß Wu-sung eingelaufen waren, schrieben wir an den Admiral, welcher die Militair-Station befehligte, um ihm anzuzeigen, daß die durch uns geborgene chinesische Schiffsmannschaft seiner Disposition gewärtig sey. Er antwortete nicht auf unser Schreiben, doch ward bald darnach den Einwohnern durch einen Anschlag Angesichts des Hauses, wo wir abgetreten waren, angezeigt, daß wir eine lobenswerthe Menschlichkeit durch die Rettung der Mannschaft einer Junke an den Tag gelegt hätten. Der Admiral hatte noch hinzugesetzt, was jedoch unbegründet war, daß die Regierung uns für diese gute That ihren Dank bezeugt habe.

„Wir waren nicht ohne Schwierigkeiten in diesen Fluß hineingekommen; die Ortsbehörden hatten Bitten und Drohungen angewendet, um uns von unserm Vorhaben, dort zu weilen, abzubringen. Als wir uns näherten, wurden die Kanonen in den Forts zu beiden Seiten des Flusses gegen uns gerichtet; aber wir hatten einmal unsere Partie genommen, und als die Mandarinen dies inne wurden, da hatten wir die Genugthuung, zu sehen, wie sie plötzlich ihren Ton änderten und uns nun mit vieler Artigkeit auf eine Untiefe aufmerksam machten, auf welche der Amherst gestoßen war, als er diesen Hafen besucht gehabt.

„Wir waren etwas unterhalb Wu-sung vor Anker gegangen; unsere Flagge führte in großen chinesischen Buchstaben die Inschrift: „Handelsschiff aus Indien. Möge das Reich der Mitte sich eines großen Wohlstands erfreuen, die Nationen aber der Ruhe genießen! Ueberall, wo Tugend, Wohlwollen und Gerechtigkeit herrschen, werden die Kaufleute gern mit den Einwohnern Handel treiben." Und auf der Flagge unserer Schaluppe war zu lesen. „Freundschaftlicher Verkehr zwischen allen Nationen. Alle Menschen zwischen den vier Meeren sind Brüder. Ist es nicht eine Freude, wenn ein Freund aus fernem Lande zu uns kömmt?" — Die Leute standen bei Hunderten am Ufer, um die Inschriften zu lesen, und sie äußerten laut ihre Freude darüber, unsere Flaggen mit Sprüchen geziert zu sehen, die ihrem großen Philosophen abgeborgt worden waren.

„Wir gingen ans Land, um dem Admiral die Connoissemente des Schiffes mitzutheilen. Da drängte sich alles ans Ufer, uns aufs herzlichste zu bewillkommnen. Von allen Seiten sagte man, wie es dem Freunde Hu-hea-me — unter welchem Namen sie den Herrn Lindsay, den Capitain des Amherst, bezeichnen wollten — ergange. Der Admiral Kuang, zu dem wir geführt wurden, war derselbe, der zur Zeit der Reise des Lord Amherst befehligte; er war wegen seines bei dieser Gelegenheit gehaltenen Benehmens reprimandirt worden, auch nahm er uns deshalb Anfangs ziemlich kühl, obwohl mit einer sichtbaren Gemüthsbewegung auf. Es gelang uns indessen, ihm mehr Vertrauen einzuflößen, und wenn er uns auch keine bestimmte Erlaubniß, mit den Einwohnern Handel zu treiben, ertheilen wollte, was seinerseits eine Verletzung des Gesetzes gewesen wäre, so konnten wir doch aus dem, was er zu uns sagte, abnehmen, daß er gern dem großen Kaiser nachahmen, und die von dem Gesetze vorgeschriebenen Maaßregeln zu Gunsten der von so fernen Ländern gekommenen Fremden mildern wollte. Wir erfuhren auch in der That seinerseits keine Schwierigkeit, und er ließ uns einige Tage später ungehindert den Fluß aufwärts fahren, um uns Shang-hi zu nähern.

„Bei unserm Verkehr mit den Mandarinen von Wu-sung konnten wir uns gleicher Weise überzeugen, wie leicht das Gesetz von diesen Magistratspersonen zu unsern Gunsten umgangen werden würde, sobald wir sie nur an den Vortheilen unsers Handels Theil nehmen ließen. Sehr erbaut von unserer Anwesenheit waren sie übrigens nicht, und es hielt nicht schwer, zu sehen, daß die Furcht, welche wir ihnen einflößten, die Hauptursache war, warum sie uns in Ruhe ließen; inzwischen machten sie, wie die Sache einmal stand, gute Miene zum bösen Spiel und trösteten sich mit der Erwartung persönlicher Vortheile, die sie von uns zu beziehen gedachten.

„Von Shang-hi und Wu-sung, wo wir im Allgemeinen von den Behörden mit vieler Achtung behandelt wurden und bei der Bevölkerung stets die lebhafteste Theilnahme fanden, gingen wir nach Cha-pu ab, wo wir am 8. Januar 1833 ankamen. Dieser Platz ist der Mittelpunct des Handels mit Japan, ein Handel, bei welchem Kupfer der Haupteinfuhr-Artikel ist. Die japanesischen Junken, die es zuführen, nehmen dagegen verschiedene Gegenstände der chinesischen Fabriken mit zurück. Wir hatten große Ursache, mit dem Benehmen der Regierungsbeamten gegen uns zufrieden zu seyn; sie legten unserm Verkehr mit den Einwohnern kein Hinderniß in den Weg, und diese bezeigten sich so artig als gastfrei. Alle Häuser standen uns offen, und wir wurden häufig zu Gastmählern eingeladen, die nur unserthalben angestellt worden waren. Wir erhielten am Bord des Sylphe einen Besuch von einem Mandschu-Mandarin, der zum kaiserlichen Hause gehörte und der sich durch die Zierlichkeit seines Wesens so wie durch den Umfang seines Geistes sehr vor seinen Landsleuten auszeichnete; auch untersuchte er aufs genaueste alles, was sich auf den Bau, die Takellage und die Bewaffnung des Sylphe bezog. Er versprach uns, daß er über uns und über die Handelsvortheile, welche China aus einem Verkehr mit den Völkern von Europa ziehen könnte, einen möglichst vortheilhaften Bericht an den Kaiser erstatten würde, und setzte hinzu, er wollte es sich vor allem angelegen seyn lassen, der Regierung die Ueberzeugung beizubringen, daß nur der Handel der Zweck unserer Reise sey, was sie bis dahin noch immer nicht habe glauben wollen.

„Nach einem ziemlich langen Aufenthalte zu Cha-pu stachen wir wieder in See und besuchten mehrere andere chinesische Häfen, wo wir, wenn auch nach einigen Weitläuftigkeiten, am Ende doch immer von den Mandarinen aufgenommen wurden. Wir kehrten Ende März zurück, aus eigner Erfahrung und nach den Bemerkungen, die wir zu machen Gelegenheit gehabt hatten, völlig überzeugt, daß die chinesischen Häfen hinführo jedem Schiffe zugänglich sind, das in europäischer Weise gut bewaffnet ist, eine eingeübte Mannschaft und entschlossene Offiziere hat. Wenn es sich als in rein merkantilischen Absichten einstellt, so kann es sicher seyn, den guten Willen der Bevölkerung für sich zu haben und den Mandarinen zu imponiren, welche etwa aus Habgier, aus Furcht oder aus schlechter Gesinnung seinem Verkehr Hindernisse in den Weg legen möchten."

Die Tribunen der Zeitungsschreiber im Pallaste Bourbon.

(N.)

Jedes Theater hat seine Coulissen; die Coulissen der französischen Deputirten-Kammer sind die Tribune der Zeitungsschreiber und der Conferenzsaal. Aber, o, weh! zu dem Conferenzsaal ist mir, dem Uneingeweihten, der Zutritt verschlossen; um ihn zu erlangen, muß man fünfhundert Franken zu verzehren haben, und im Allgemeinen haben die Feuilletonisten kein so sicheres Einkommen, daß sie sich, dieser Wahlbedingung ein Genüge leistend, den Wählern präsentiren könnten. So müssen wir es denn schon damit bewenden lassen, ein Wort über die Tribune der Zeitungsschreiber zu sagen.

Digitized by Google

Wer ein friedfertiges Herz hat, ein großer Freund der Verschmelzung aller feindseligen Meynungen ist; wer immer, wie Bertrand zu den Gensd'armen in dem Gasthofe der Adrets, zu den Parteien sagen möchte: „nun, laß alle Welt sich umarmen und alles aus seyn!“ der weile doch eine Stunde auf der Tribune der Stenographen, und er wird der Verwirklichung seiner Lieblings-Idee nahe zu seyn glauben.

In der That herrschen dort die aufrichtigste Eintracht, die vollständigste Beüderschaft unter den Repräsentanten der Presse aller Farben. Da reicht die Tribune dem Figaro, der Messager der Gazette de France, die Quotidienne dem National die Hand. Die Carlisten, die Constitutionellen, die Ministeriellen, selbst wenn auch doctrinair, die Republikaner, die Anhänger des Compte-rendu scheinen mit ihren Hüten und Stöcken alle Animosität an der Thür abgelegt zu haben. Und das ist auch schon begreiflich. Der täglichen Debatten satt, die sie durchzufechten haben, und gezwungen, sechs Monate lang neben einander zu leben und zu arbeiten, sehen sie alle die Nothwendigkeit ein, Hand in Hand zu gehen. So giebt man sich gegenseitig nach; man duldet gegenseitig das Verspotten der Deputirten der eignen Nuance, ja man macht sich wohl selbst über sie lustig, um so besser den Tractat des guten Einverständnisses zu besiegeln. Dank diesen Temperamenten wird der Friede erhalten und consolidirt. Ha! wenn der gute Abbe de Saint-Pierre je auf die Erde zurückkehrte, so würde es die Tribune der Zeitungsschreiber seyn, wo er, so lange die Sitzung währte, seine Tage zubringen würde.

Dieser Zustand der Abgespanntheit und Gleichgültigkeit in politischen Dingen, den die Stenographen während ihres sechsmonatlichen Beysammenseyns affectiren, führt zuweilen höchst pikante Auftritte herbei. Man sehe einmal diesen Provincialen da mit den weitaufgerissenen Augen, dem verwunderten Gesichte, den verlegenen Gesten, den ein Freund mitten unter die Zeitungsschreiber gebracht hat; betäubt von all den Späßen, die er auf allen Seiten hört, bestürmt er den, der ihn eingeführt, mit Fragen. — „Wer ist der Herr, der so über die Haltung des alten Martineau lacht?“ — Das ist der Redacteur des Journal de Paris. — „Nicht möglich! Und dieser Andere, der sich über den Wuchs des Herrn Janvier lustig macht?“ — Das ist der Redacteur des Renovateur. — „In der That? aber das ist ja kaum glaublich! — Und der da, mit zur Rechten, der über die heisere Stimme des Herrn Isambert und über die Feisur des Herrn Auguis spottet?“ — Das ist der Courrier français. — „Wunderbar, unbegreiflich!“....

Und unser naivet Provinciale, der in der vollen Reinheit, in der Lebhaftigkeit, ich möchte sagen in der vollen Wuth seiner Meynung angekommen ist, der, wenn ein Legitimist, nie an einem Juste-milieu seines Ortes vorübergeht, ohne vor Abscheu zu beben, und, wenn ein Republikaner, jedesmal die Stirne runzelt, wenn er seines Nachbaren, des Doctrinaires ansichtig wird, unser Provincial fällt ganz verdutzt und außer sich hintenüber auf seiner Bank. Aber seine heilige Entrüstung kennt keine Gränzen mehr, als man ihn darauf aufmerksam macht, wie die Herren Beerper, Ganneron, Mauguin und Guizot da in einem Gange ganz freundlich und scherzend mit einander schwatzen, statt sich die Augen auszukratzen. Er läuft wüthend weg, wirft sich in eine Diligence, und wird sich nun zu Brignolles oder zu Quimper-Corentin in schönen Gemeinplätzen über die Unmoralität der Zeitungsschreiber und der Leute vom Parlament ergießen. Das giebt dann auf acht Tage Stoff für die Unterhaltung der kleinen Stadt, und der durch solches Stubengewäsch inspirirte Substitut des königlichen Procurators hat dann nichts Eiligeres zu thun, als dem Oppositionsblatte des Ortes einen tüchtigen Proceß anzuhängen, damit er nach Herzenslust in sarkastischen Beschuldigungen über die Unwürdigkeiten der Presse losdonnern könne.

Wenn der Conferenzsaal den Stenographen unzugänglich ist, so scheuen die Deputirten es doch nicht, von Zeit zu Zeit die Treppe hinaufzusteigen, die zu ihrer hohen Tribune führt. Bald bringt der Eine dem Blatte seiner Farbe eine pikante Anecdote, welche in der politischen Chronik von wundersamer Wirkung seyn und über einen Collegen von ihm lachen machen soll; bald erzählt ein Anderer in seiner Unschuld, aber zur Benutzung dessen, der davon Gebrauch machen will, ein naives Wort von irgend einem Mitgliede der Kammer. Die meisten laufen keichend herbei, um dem Stenographen ein parfumirtes, mit blauen oder rosenrothen Farben geschmücktes Manuscript zu behändigen; es ist dies die Rede, die sie eben improvisirt haben, und die sie gern der vollen Länge nach in der Zeitung ihres Geistes abgedruckt sehen möchten. Im Verlauf der vorigen Legislatur war ein ehrenwerther Deputirter, den die Wähler einer Stadt im Süden uns nicht wieder zugeschickt haben, ganz besonders erpicht, dergleichen Mittheilungen zu machen. Kaum hatte er von seinem Platze aus einige Worte gesprochen, kaum sich einen Augenblick auf der Tribune blicken lassen, als er sich schnell an sein Pult setzte und schrieb; und bald erhielt dann jeder Zeitungsschreiber eine gleichlautende Abschrift seiner parlamentarischen Gelehrsamkeit, die an vielen Stellen mit sehr gut! Bravo! Zeichen des Beifalls bezeichnet war. Sie kamen, wie sich das schon denken läßt, sämmtlich in den Kehricht, doch schreckte das unsern Gewählten des Südens nicht ab. Eines Tages ward eine solche Zusendung jedoch ihrer Originalität wegen besser aufgenommen. Der ehrenwerthe Herr Deputirte war seit Kurzem von der Opposition abgesprungen und hatte eben bei der Discussion über ein organisches Gesetz einige Idee'n verlautbart, die mit den Grundsätzen dieses Theils der Kammer contrastirten. Nach einem gewissen schroffen Passus setzte er nun in seiner Copie die Worte: Ein heftiges Gemurmel auf den Bänken der Opposition. — Der Redner nimmt die Linke eine Minute lang scharf aufs Korn. — Plötzliche Stille! — Das machte Spaß; man traf Abrede unter einander, und den andern Morgen erfuhr ganz Frankreich durch das Organ von drei oder vier Zeitungen, daß der in Rede stehende Deputirte den Muth gehabt hatte, die Linke eine ganze Minute lang scharf ins Auge zu fassen, und daß der Zauber seines Blickes die ganze Opposition hatte verstummen machen. Das muß dem Stolz des Herrn P*** sehr wohl gethan haben!

Wenn dem Stenographen die Arbeit zuweilen durch die Autors-Eigenliebe der ehrenwerthen Deputirten erleichtert wird, so giebt es auch wieder Augenblicke, wo sie ein schweres Stück Arbeit haben, das Thätigkeit, Verstand und Geläufigkeit erheischt. Wenn ein Dupin der Aeltere, ein Mauguin oder ein Berryer auf der Tribune ist, so herrscht die größte Stille, das Ohr ist gespannt, die Feder glüht auf dem Papier. Und wenn oft eine kühne oder provocirende Rede einen gewaltigen Sturm in der Versammlung erregt; wenn feurige und lebhafte Gegenreden von einer Bank zur andern gewechselt werden, so kommt der Stenograph, so weit er auch den Hals vorstreckt, so scharf er auch ausschaut, so gewöhnt er auch an dergleichen legislative Ungewitter ist, leicht zu kurz und verliert den eigentlichen Sinn der Phrasen. Dann legt er aber den ehrenwerthen Mitgliedern, welche die Unterbrechung verursacht haben, Witzworte in den Mund, die ihrem Rufe als Männer von Geist eben nicht förderlich sind.

Der wahre Ruhepunct des Stenographen tritt ein, wenn ein neuer Ankömmling, der keine Bedeutsamkeit hat, bei einer allgemeinen Debatte die Tribune besteigt und eine ungeheure Rede abzulesen beginnt, in welcher er sein System auseinander setzt. Nachdem er in den Bericht über die Sitzung die gewöhnliche Formel: Herr N. N. liest mitten unter dem Geräusch der Privatunterhaltung eine lange Rede ab, eingetragen hat, überläßt der Stenograph sich der Lust des Plauderns

Digitized by Google

und der Médisance, wozu die ehrenwerthen Deputirten, die unter ihm sitzen, ohne daß sie es ahnen, den Stoff hergeben müssen.

Die Tribune der Zeitungsschreiber ist im Allgemeinen die Officin, wo die parlamentarischen Anecdoten und die Histörchen von Groß und Klein ausgeheckt, verarbeitet und unter die Leute gebracht werden, welche den Besuchern der Lese-Cabinette Unterhaltung geben. Ein jeder trägt seinen Theil dazu bei, und die mitgetheilten Neuigkeiten gehen des Abends hübsch erweitert und zugestutzt mit der Correspondenz nach den Departementern ab und seufzen unter den Pressen der Blätter der Hauptstadt.

Die Juli-Revolution hat der Tribune der Stenographen viele ihrer Besucher genommen, indem einige bei den Präfecturen und öffentlichen Administrationen, andere als Dirigenten von Provinzial-Zeitungen angestellt worden sind. Die meisten sind jetzt junge Leute, die sich so in den täglichen Kämpfen der Polemik ausbilden wollen.

Auszug einer Reise in Aegypten und Nubien in den Jahren 1832 und 1833.

Von Saint-John.

(Aus The Monthly Review.)

(2.)

Als ich den Boden Aegyptens betreten hatte, nahm ich meine Richtung sofort nach den mittäglichen Regionen und bald nachher bewunderte ich die Felsen, die Tempel, die Krater der erloschenen Vulkane Nubiens, die Pyramiden von Ghizek, die colossalen Ruinen des alten Theben, die Kataracten von Alata und die pittoresquen Schönheiten des See's Möris. Was aber vorzugsweise meine Aufmerksamkeit fesselte, das war das Bewässerungs-System, welches angelegt wird, um die Gewässer des Nils in diese Gegenden zu leiten.

Ich landete in Alexandrien, eine Stadt, die vormals der Mittelpunct der Reichthümer der Welt durch die Schiffahrt des rothen Meeres war. Man hat sich eines großen Theils der Materialien der alten Stadt bedient, um das neue Alexandrien zu bauen, das nur ein sehr gewöhnlicher Hafen ist. Man sieht da inzwischen noch Reste des alten Glanzes, z. B. die Ruinen der Cisternen und Aquäducten, die Säule des Pompejus von rothem Granit, 114 Fuß hoch, vollkommen gebaut und zwei Obelisken, mit Hieroglyphen bedeckt, die man die Nadeln der Kleopatra nennt.

Gemäß dem von der Regierung eingeführten Gebrauch, wurde ich durch den brittischen Consul dem Vice-Könige, Mehemed-Ali, vorgestellt; dieser Fürst ist ein Mann von mittlerer Größe mit athletischen Formen; mit fünfundsechzig Jahren ist er noch frisch und gesund; er schläft wenig. Die Europäer, welche die Ehre genossen haben, die Nacht in seinem Zelte zuzubringen, beklagen sich, von ihm oft aufgeweckt worden zu seyn, um auf seine Fragen zu antworten. Er steht mit Tagesanbruch auf, verläßt wenige Augenblicke nachher den Harem, steigt zu Pferde und begiebt sich in den Divan, wo er Briefe, Petitionen, Memoiren, Depeschen ꝛc. entgegennimmt. So wie er sie sich hat vorlesen lassen, dictirt er mit schneller Stimme die nothwendigen Antworten, dann werden ihm die, welche er Tags vorher dictirt hat, vorgelegt: er liest sie durch und befiehlt nun, sein Siegel darauf zu drücken, welches in seiner Gegenwart geschieht. Diese Art von Arbeit beschäftigt ihn bis um neun Uhr; hierauf empfängt er die Consuln und andere Personen, die öffentliche Audienzen verlangen; diese Audienz dauert zwei Stunden. Wenn sie beendigt ist, kehrt Mehemed-Ali in seinen Harem zurück, arbeitet oft da wieder mit einem vertrauten Minister und das Haupt der Eunuchen hat den Befehl, ihm unmittelbar die ankommenden Depeschen einzuhändigen. Um halb vier Uhr geht er von Neuem in den Divan, giebt wiederum öffentliche Audienz und beschäftigt sich dann mit der innern Verwaltung des Reichs. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang nimmt er ein leichtes Mahl ein und bleibt dann im Divan bis zehn oder eilf Uhr. Abends spielt er gewöhnlich eine oder zwei Partieen Schach.

Von dem brittischen Consul, Herrn Burkee, habe ich folgende Details, welche Mehemed-Ali erzählt: „Ich bin," sagte dieser Fürst zu ihm, „in einem Dorfe von Albanien geboren, und bin der letzte von eilf Kindern meines Vaters, die andern zehn leben nicht mehr; während ihres Lebens wagte keins jemals, mir entgegen zu seyn. Ich war noch jung, als ich mein Geburtsland verließ und doch war das Zutrauen, das ich den Bewohnern einflößte, so groß, daß sie mich bei allen ihren Unternehmungen zu Rathe zogen. Ich kam ohne irgend eine Protection nach Aegypten; kurze Zeit nachher war ich Bimbaschi (Hauptmann) und obgleich der jüngste, dem Grad nach, war mein Ansehen bei der Armee doch so groß, daß mein Zelt im Lager stets zuerst aufgeschlagen wurde. Ich bin zur höchsten Stufe der Größe und der Macht gelangt, ohne je einen Herrn anerkannt zu haben." Und hiebei warf er einen zornigen Blick auf die Rolle, welche einen kaiserlichen Firman enthielt, den er eben vom Sultan Mahmud empfangen.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen zu Alexandrien verließ ich diese Stadt und setzte meine Reise ins Delta fort, diesen unermeßlichen Garten, der nicht müde wird, Getraide, Früchte und Gemüse hervorzubringen; ich kam nach Rosette, dessen Handel den vorzüglichsten Reichthum ausmacht, und als ich mich Cairo näherte, war ich von der bewundernswerthen Schönheit der Vegetation überrascht. Am Eingange einer der Vorstädte bemerkt man mehrere kleine Häuser, ausschließlich von einer Gemeinde von Frauen bewohnt, deren Beruf ist, die Almé zu tanzen. Das auf einem steilen Felsen gelegene, von sehr dicken Mauern mit großen Thürmen umgebene Schloß von Cairo war vor Erfindung des Pulvers sehr stark. Im Innern des Schlosses sind die Paläste der alten Sultane von Aegypten; ich besuchte die Druckerei, den vom Harem nicht eingenommenen Theil, die Begräbnißplätze und die Moschee'n; dann verließ ich diese Stadt, durchzog die Ebenen von Memphis und bestieg, von beduinischen Wegweisern geführt, die große Pyramide, deren perpendiculare Höhe vierhundert fünfundvierzig Fuß beträgt. Es befindet sich darin ein Saal von zweiunddreißig Fuß Länge und sechszehn Fuß Breite; man sieht da ein Grabmal von Marmor, das aber leer und ohne Decke ist. Von dem Gipfel des Gebäudes aus entdeckt man im Süden den Nil, dessen gewundener Lauf sich mehrere hundert Stunden weit erstreckt, die Gräber der Califen, die Pyramiden von Sakkarah, Abuser und Dashur; im Osten die unendlichen Wüsten Lybiens, die ewig von Wolken glühenden Sandes verdet werden. Nachdem ich diese großartigen Monumente bewundert, nahm ich meine Richtung nach Nubien; in einigen der Städte, durch welche ich kam, fand ich keine andere Zerstreuung als die Tänzerinnen; aber in andern hat man den alterthümlichen Gebrauch beibehalten, sich zu versammeln, um Erzähler von Profession Novellen, in der Gattung arabischer Mährchen, improvisiren zu hören.

In Tata, einem an den Ufern des Nils gelegenen Dorfe, fand ich junge arabische Mädchen, die auf ihren Köpfen Körbe von Binsen trugen, die mit Kohlen von Acazienholz angefüllt waren. Die Männer dieser Gegend tragen selten Lasten, sie überlassen diese Sorge den Frauen, die fast immer wie Saumthiere behandelt werden; überall sieht man sie unter dem niederdrückenden Gewicht eines Sacks voll Kohlen oder eines unermeßlichen gefüllten Wasserkruges erliegen. Zwischen Ekhmin und Esnaweigh sah ich Bauern das Korn begießen oder wässern, das vierundfunfzig Tage vorher gesäet und schon sechs Zoll hoch war.

Digitized by Google

Seit undenklicher Zeit ist es Gebrauch in Aegypten, das Getraide zu wässern. Diese Wässerung findet auf dreierlei Art statt: wenn die Oberfläche der Rinne vier oder fünf Fuß tiefer ist, als das Terrain, welches bewässert werden soll, so wendet man einen durch Menschen in Bewegung gesetzten Hebel an, zuweilen das persische Rad, das man durch Ochsen in Bewegung setzt; vier von diesen Rädern können in vierundzwanzig Stunden genug Wasser heben, um einen Acre zu bewässern. Mühlen und Pumpen sind in Aegypten und Nubien eingeführt worden, aber diese Maschinen erfordern eine genaue Kenntniß ihres Mechanismus und aus diesem Grunde können sie nicht gewöhnlich dienen; wenn sie in gutem Stande sind, ist ihr Gebrauch von großem Nutzen, aber wenn die kleinste Störung oder Unordnung eintritt, so sind die Einwohner außer Stande, sie zu repariren.

Eine Regierung, die ihre Interessen begriffe und sich mit dem Wohl ihrer Völker beschäftigte, würde die alten Kanäle repariren und erweitern und noch neue dazu bauen lassen; es wäre dann leicht, das Wasser von einem Jahre zum andern aufzubewahren. Die Kosten, welche der Ankauf der Materialien zum Bau der Schleusen verursachen würde, sind die einzigen, die in Anschlag zu bringen sind, indem der Kanal von Sclaven gegraben werden könnte, die kein Taglohn erhalten. Im ganzen Bereich von Aegypten, von Rosette bis nach Essoan, sind von der Regierung angestellte Beamte beauftragt, den Zustand der Kanäle, der Dämme und im Allgemeinen der ganzen Oberfläche des Landes zu verificiren; nach jeder Ueberschwemmung erstatten sie Bericht von dem durch das Austreten des Flusses verursachten Schaden und geben den Mamoores der Provinzen die Mittel der Wiederherstellung an, die dann unmittelbar ihren Bericht an den Vice-König erstatten.

Die Bazars dieses Theiles des Orients bestehen aus mehreren engen Straßen, die sich im rechten Winkel kreuzen; an jeder Seite dieser Straßen sind Buden oder Läden, deren Boden drei und einen halben Fuß über das Pflaster erhaben ist und am Aeußern der Façade ungefähr um ein Metre hervorspringt, was denn eine breite Bank bildet, worauf man Matten oder Teppiche breitet. Die Waaren liegen auf Brettern oder Borten, die im Innern des Ladens angebracht sind; der Kaufmann raucht, mit untergeschlagenen Füßen auf der Bank sitzend, ruhig eine Cigarre. Wenn ein Käufer erscheint, hört er auf, zu rauchen und grüßt ihn mit Kopfnicken und lächelnd, ohne jedoch aufzustehen; wenn es ein Mann von ungefähr gleichem Range mit ihm ist, so bietet er ihm eine Cigarre an, die immer angenommen wird; erst nach einer gleichgültigen Unterhaltung, die oft eine Stunde dauert, fangen sie an, von Geschäften zu reden.

Die Bettler, welche die Araber Fakirs nennen, gehören einer Brüderschaft an, welche die Arbeit als derer unwürdig betrachtet, die sich dem Dienste des Propheten weihen. Während ich in einem der Gemächer des Pallastes des Vice-Königs war, welcher zur Versammlung einer Uebersetzungs-Comitee diente, die aus Armeniern und Griechen bestand, die sich alle zur christlichen Religion bekannten, sah ich einen Fakir eintreten, der sich niederwarf und sagte: „Es giebt nur einen Gott! Im Namen Mahomeds, seines Propheten, gebt mir ein kleines Allmosen.“ Als er sah, daß seine Bitte nicht gehört wurde, wiederholte er sie mit mehr Dringlichkeit. „Warum arbeitest Du nicht,“ fragte ihn einer der Armenier, „Du würdest dann nicht das öffentliche Mitleiden ansprechen müssen. — Ich habe die Welt verlassen, um mich dem Gebet zu widmen,“ erwiderte der Fakir. — „Wenn wir alle Deinem Beispiele folgten,“ sagte der Armenier, „würde es bald niemanden mehr geben, die Kleider zu weben, die wir tragen.“ Der Fakir antwortete mit Emphase: „Die einen führen das Schwerdt oder die Feder, andere leiten den Pflug und noch andere haben sich die Pflicht aufgelegt, für ihre Mitmenschen zu beten.“ Der Armenier nahm eine Cigarre und sagte: „Ich kaufe Gebelli (der beste Rauchtaback Syriens). Mit dem Gelde, das ich dem Kaufmanne gebe, verschafft er sich Korn für sich und seine Familie; Du aber, Du betest für mich und so werde auch ich nur für Dich — beten.“

Im Laufe meiner Reise hatte ich Veranlassung, die äußerste Geschicklichkeit der Araber in einem ihrer Spiele zu bewundern, das darin besteht, vier Stäbchen von Palmenholz in die Luft zu werfen; die Figur, welche diese Stäbchen bilden, indem sie auf die Erde fallen, entscheidet über den Gewinn und Verlust der Partie. Die mehresten Bauern dieser Gegenden haben keine andere Beschäftigung, als Wolle oder Baumwolle zu spinnen, was mittelst eines sehr einfachen Verfahrens geschieht.

Eins der Ende eines viereckigen Stückes Holz von ungefähr einem halben Zoll Breite und acht Zoll Länge ist im Mittelpunct eines flachen Brettes, $2\frac{1}{2}$ Zoll lang und $1\frac{1}{2}$ Zoll breit, angebracht, an dessen einem Ende sich ein eiserner Haken befindet. Die Wollflocke wird an dem Haken befestigt, dann über das Brett gezogen oder gewickelt und an das viereckige Stück Holz befestigt, das statt der Spindel dient; der Arbeiter dreht sie mit der linken Hand, während er mit der rechten die Wolle hält und den Faden auszieht: man kann aus der Beschreibung dieses Spinnrades von der Vollkommenheit der Araber im Felde der Mechanik urtheilen. Aber der ägyptische, ursprünglich von Osiris erfundene Pflug ist vielleicht das plumpste Werkzeug, das jetzt in Gebrauch ist: er besteht in drei Stücken Holz, wovon zwei die Pflugsterzen und eins die Pflugschaar bildet; man wendet einen kleinen Streif von Eisen an, um die drei Theile zusammenzufügen und zwei Ochsen, an eine Deichsel gespannt, an deren Mitte der Pflug befestigt ist, ziehen mit Mühe diese schwerfällige Maschine; dem Führer des Pflugs folgt ein bejahrter Mann, der mit Hülfe einer Radehake die in die Furche zurückgefallenen Erdschollen aufhebt und zerschlägt, welches bei einer solchen Bearbeitung unerläßlich ist.

In verschiedenen Städten Aegyptens hatten sich vormals die Juden des ausschließlichen Rechtes bemächtigt, die Fleischer-Profession zu betreiben und genossen dieses Recht bis zu dem Augenblick, wo Scheik Ibrahim (damals Pascha) entdeckte, daß sie sich zur Tödtung der Thiere Messer bedienten, deren Handhabe nur drei Nägel hatte; der Aberglaube der andächtigen Diener Mahomeds geht so weit, daß sie nicht das Fleisch eines Thieres zu essen wagen würden, was mit einem Messer getödtet wäre, dessen Griff weniger als fünf Nägel hätte. Sie fürchteten durch diesen Mangel an Disciplin so sehr eine ewige Strafe im andern Leben, daß sie insurgirten und die Juden wegjagten.

Die Araber Nubiens bewahren ihr Getraide in Scheunen auf; das, was sie täglich nöthig haben, wird in große Krüge gethan, die sie gewöhnlich an die Thür ihrer Wohnung setzen. Und so groß ist die Ehrlichkeit dieser Völker, daß es kein Beispiel giebt, daß davon gestohlen worden ist. Als ich durch das in dem Königreiche Nubien liegende Dorf Derr kam, sah ich eine Gruppe von Frauen, die an den Ufern des Nils Wäsche wuschen; nachdem sie sie eingetaucht, legten sie sie in den Lehm des Flusses und traten sie mit Füßen, was die Seife ersetzte, deren Gebrauch ihnen fremd ist. Alle diese Frauen waren sehr häßlich; ihre Haare, bestrichen mit flüssig gemachtem Bibersett, fielen in Locken auf ihre durch die Sonnenhitze gebräunten Schultern herab; ihre Kleidung bestand in einer einfachen wollenen Tunika (vielmehr Röckchen), das vom Gürtel bis zu den Knieen ging; der übrige ganz der Luft und dem Staub ausgesetzte Körper bot einen sehr verschiedenen Anblick von dem dar, der uns in dem reizenden Bericht gegeben wird, der uns die Prinzessin Nausikaa in der Mitte ihrer schönen und graziösen Frauen darstellt, wie sie über die geringsten Einzelnheiten einer weisen Wirthschaft wacht.

Digitized by Google

Die von dem Nil bespülten Provinzen sind weder dem Schnee noch dem Hagel ausgesetzt; selten haben sie selbst Regen, aber der Fluß überschwemmt sie alle Jahre mehrere Monate lang und befruchtet sie mit seinem Dünger; im Verhältniß, wie das Wasser zurücktritt, wird die befeuchtete Erde angebaut und nie bilden diese ungeheueren Alluvionen Nebel auf den noch feuchten Ebenen. Im Allgemeinen schreibt man die Ueberschwemmungen des Nils dem Einfluß der Sonne zu; in dem Zeichen des Steinbocks verdünnt sich die Luft in dem Grade, daß die schwereren Winde, mit wässerigen Theilen geschwängert, sich in diese Regionen stürzen, von dem atlantischen Meere nach Westen und vom indischen Ocean nach Osten. Nachdem sie, wie in einem Feuerheerd, diese ungeheuere Quantität von Dünsten zusammengedrängt hat, zieht die Sonne sie in ihrem schnellen Laufe nach Norden; die Jahreszeit wird regnerisch bei ihrer Ankunft im Zenith jeden Ortes und diese Regen dauern fort und vermehren sich, nachdem sie (die Sonne) vorübergegangen.

Im Laufe des Aprils fangen alle Flüsse des Landes an, anzuschwellen und sich in den Nil zu ergießen; in den ersten Tagen des Mai stürzen sich hunderte von Bächen in den See Tzana, der sich merklich füllt und dem Nil eine große Menge Wasser, oberhalb des Kataracts von Alata, zuführet. Im Monat Juni fangen die Flüsse an, überzutreten. Im Jahre 1833 ist die Ueberschwemmung so schwach gewesen, daß sie Hungersnoth fürchten ließ, obgleich Aegypten seit langer Zeit von dieser Landplage freigeblieben ist. Indessen finden sich doch viele Beispiele davon in seinen Annalen; eins der ältesten wird in der Genesis berichtet; und seitdem, im Jahre 427 der christlichen Zeitrechnung, war die Hungersnoth so groß, daß ein kleines Maaß Korn ungefähr fünfundzwanzig Franken, nach unserm Gelde, kostete. Das Jahr 695 der Hegira war noch verderblicher für dieses unglückliche Land: das Volk war gezwungen, das Fleisch der unreinsten Thiere zu essen, der Gouverneur von Cairo, erzählen die Legenden dieser Epoche, ließ drei Banditen hängen, die man betraf, wie sie den Körper eines Kindes aßen, das sie ermordet; ihre am Thore Zuweil zum warnenden Beispiele befestigten Leichname wurden während der Nacht gestohlen und verzehrt, so groß war das Elend. Eine fürchterliche Pest war die Folge dieser Hungersnoth.

Die Völker Nubiens bedienen sich keiner Särge, wie die Aegyptier, um ihre Todte zu begraben. Der Körper des Entseelten wird, in eine Tunika gekleidet, in ein Leichentuch gehüllt und in ein Grab gelegt, das man wieder mit Erde bedeckt; ein einfacher Grabstein, in der Gegend des Kopfes angebracht, giebt den Namen der verstorbenen Person an. Die Nubier sind im Allgemeinen muthig, sanft und gastfrei; sie suchen mit Eifer den Handel mit civilisirten Nationen, um Producte ihres Bodens und besonders zahlreiches Pelzwerk zu vertauschen, was die Hauptquelle des Reichthums ihres Landes ist.

Die Straf-Colonieen der Engländer.

(L.)

Neu-Holland, die beträchtlichste Insel der Welt, ist so groß, wie der ganze Continent von Europa; seine östliche Küste ist 667 französische Meilen lang von Nordosten nach Südosten: der Capitain Cook ergriff im Jahre 1770 Besitz davon; sie bildet jetzt eine Colonie, die, unter dem Namen Neu-Süd-Wallis, einen Theil des brittischen Reiches ausmacht. Dieser berühmte Schiffer gab dem Hafen, in welchem er vor Anker ging, den Namen Botany-Bay, wegen der großen Menge von Pflanzen, die am Ufer wachsen. Dieser Ort, sonst ausschließlich zum Theil der Verurtheilten bestimmt, hat jetzt eine Art von Filial-Hafen in einem andern Theile der Insel, fünf Stunden weiter nördlich, Port Jakson genannt. Die Einfahrt, die nur eine Stunde breit ist, erweitert sich allmählig und bildet ein weites herrliches Bassin, das tief genug ist, um Schiffe vom ersten Range aufzunehmen und wo die größte Flotte sicher liegen und Schutz gegen Stürme finden kann. Es verlängert sich in westlicher Richtung bis ungefähr 4½ Stunden ins Innere des Landes und enthält nicht weniger als hundert kleinere Häfen, durch schmale Erdzungen gebildet, deren Hervorsprünge die Winde aufhalten oder auffangen.

An der südlichen Seite von Port Jakson, eine oder zwei Stunden vom Eingange, liegt die Bai von Sidney, welche eine Erdzunge bildet, großentheils mit Wald bedeckt und doch so voll Felsen, daß man kaum begreifen kann, wie die Bäume Nahrung genug haben finden können, um eine so große Höhe zu erlangen. Die Regierung hat diesem Theile des Gebiets den Namen der Grafschaft Cumberland gegeben; sie ist mehr als sechszehn Stunden lang und zehn breit: ihre Gränzen sind in Westen die Berge Caermathen, Lansdown und die nördlichen Theile der Broken-Bay und gegen Mitternacht die südlichen Theile von Botany-Bay.

Die Stadt Sidney, Hauptstadt von Neu-Süd-Wallis und der Grafschaft Cumberland, hat die vortheilhafteste Lage für den Handel sowohl im Innern als nach Außen; die breiten Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, sie sind schnurgerade und, wie in dem größten Theile der englischen Besitzungen, erleichtern breite Trottoirs die Circulation der Fußgänger. Bis jetzt hatte es wenige öffentliche Gebäude gegeben, welche der Aufmerksamkeit werth gewesen wären, aber neue Baue, die in dem reinsten Styl alterthümlicher Architectur aufgeführt werden, erzeugen jetzt Tempel, Hospitäler, Schulen und einen Justiz-Pallast, deren Sculpturen allein dem Meißel unserer besten Künstler Ehre machen würden. Die Stadt beschäftigt eine Menge Arbeiter in verschiedenen Zweigen des Manufacturwesens, z. B. in Wagner-Arbeit, Zucker-Raffinerie, Brennerei, Schuster-, Sattler-, Tischler-Arbeit, Schiffsbau und in Allem, was zur Equipirung der Schiffe nothwendig ist.

Am südlichen Ende der Stadt ist ein großer Platz zum Verkauf von Vieh und Futter bestimmt und eingerichtet: der allgemeine Marktplatz liegt nah am Hafen und die jetzt im Bau begriffenen Gebäude, welche die Waaren aufnehmen sollen, werden nicht nur eine Zierde für die Stadt seyn, sondern ihr auch durch den auferlegten Zoll eine beträchtliche Einnahme verschaffen. Alle Donnerstage findet man in diesem Bazar Ueberfluß an Getraide, Gemüse und Früchten aller bekannten Länder; schöne Milchmädchen, die zierliche Körbe auf den Köpfen tragen, bieten hier Eier, Milch, Butter und Käse aus. Die Küsten von Botany-Bay liefern die ausgesuchtesten Fische und die Districte von Bathurst und Illawarra Wildpret und Geflügel. Folgender Tarif wird einen richtigen Begriff von der Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse geben: Ein Paar Ochsen kosten 80 Franken, eine Kuh 30, ein Kalb 7, ein Schwein 8, ein Ferkel 3, ein Brodt von zwei Pfund 2 Sous, ein Pfund Schinken 2, ein Pfund Speck 8, Reis 3, Salz 3 und Seife 4 Sous.

Eine der wichtigsten Handelszweige von Neu-Süd-Wallis ist der Wallfischfang; man verwendet dazu jährlich vierzig bis funfzig Schiffe von verschiedenem Tonnengehalt; diese Fahrzeuge werden mit Producten der Colonie gemiethet; bei ihrer Rückkehr theilt der Gouverneur, wenn der Fang glücklich gewesen ist, eine bedeutende Gratification an Offiziere und Matrosen aus und dieses Geld wird immer in Sidney verzehrt; aber der allerwichtigste Handel für das Mutterland ist die feine Wolle, deren wahrhaftes Vaterland Australien ist; mit dieser Wolle findet das in Europa gewöhnliche Verfahren statt, sie wird auf dem Thier in einer Quelle fließenden Wassers gewaschen, dann getrocknet, abgeschoren, in Ballen verpackt und auf kleinen mit Ochsen bespannten Karren nach Sidney transportirt, von wo sie nach London versendet wird. Die im

Digitized by Google

Jahre 1832 ausgeführte Quantität belief sich auf 1,315,156 Pfund, was, zu dem Preis von 22½ Sous das Pfund, eine Summe von 1,515,723 Franken beträgt.

Die ganze Bevölkerung der Colonie beläuft sich auf 65,000 Seelen, worunter man 20,000 Verurtheilte zählt; die 45,000 andern sind in drei Classen getheilt: die erste besteht aus freien Ausgewanderten, die ursprünglich eine höhere Stellung in der Gesellschaft eingenommen haben und folglich zu der Ausübung der Wahlrechte eben so viele Unterscheidungsgabe mitbringen, als die nach Nordamerika Ausgewanderten Großbritanniens. Die zweite Classe ist die der freien Eingeborenen. Die dritte begreift die früher Verurtheilten, deren Strafe aber abgelaufen ist. Der Doctor Lang glaubt, daß die Wahl-Freiheit den Personen dieser Classe, die Grund-Eigenthum acquirirt haben, zugestanden werden könnte. Man hat bemerkt, daß, so wie ein Emancipirter auf eine ehrliche und gesetzliche Weise Land erwirbt, er für die Erhaltung der Ordnung und einer weisen Verwaltung eben so interessirt ist, als die andern Colonisten.

England sollte, im Interesse der Colonie, die Auswanderungen der Landbauer aus dem Norden von Irland aufmuntern. Dieses Volk ist fähiger als jedes andere, eine tugendhafte und industriöse ackerbauende Bevölkerung zu bilden; ihre religiösen Grundsätze sind so unerschütterlich und ihre Frömmigkeit so warm, daß selbst gänzlicher Mangel an Dienern ihrer Kirche sie nicht vermindern kann. Eine der von der Regierung nach Neu-Süd-Wallis geschickten Familien hatte sich auf einem kleinen Pachtgute zwanzig Stunden von Sidney niedergelassen; die Frau des Familienhauptes gehörte zu der presbyterischen Congregation des nördlichen Irlands; als sie ihr Geburtsland verlassen, hatte ihr ihr Pfarrer eine Menge Rathschläge und Regeln für ihr künftiges Betragen gegeben, da, wie er sagte, sie wohl niemals eine Kirche ihrer Gemeinde wiedersehen würde. Dieser Gedanke ergriff das Gemüth dieser Frau so sehr, daß, als sie nach Sidney kam, um ein Kind taufen zu lassen, wovon sie Mutter geworden, und eine presbyterische Kirche fand, ihre Rührung so groß war, daß sie Freudenthränen über das Glück vergoß, sich wieder unter Schülern ihrer Secte zu befinden.

Zahlreiche Gruben von Steinkohlen und Torf dehnen sich im ganzen östlichen Theile von Neu-Süd-Wallis, so weit die Forschungen gehen, aus. Der Fluß Hunter, von seiner Quelle bis zu seiner Mündung in das stille Meer zu Newcastle, bespült eins der schönsten Länder der Welt. Die dichten Wälder, welche seine Ufer bedecken, dienen einer unzähligen Menge von Ara's und Kakadu's zur Wohnung, deren glänzendes Gefieder das Auge des Reisenden in Erstaunen setzt. Die Ebene von Bathurst, zweitausend einhundert Fuß über der Meeresfläche, ist der Theil der Erde, dessen Luft ohne Zweifel die reinste ist. Im zehnten Grade der Breite liegend, erzeugt sie dieselben Vegetabilien als Vandiemensland, das gerade zehn Breitengrade weiter gegen Süden liegt; diese Ebene ist für die Europäer das Rendezvous der Jagd auf Känguroo's und den Emu (ein Vogel, der dem Strauß sehr gleicht), den man mit Hunden verfolgen läßt. Das Känguroo und der Emu sichern sich vor den Jägern durch schnelles und leichtes Laufen, was der Geschwindigkeit des Hasen und des Straußes gleichkommt; überdem hat der Emu eine so wunderbare Muskelkraft in den Gliedern, daß er den, der ihn verfolgt, tödten kann, indem er ihn von hinten schlägt, wie die Pferde.

Wenn das Känguroo lebhaft verfolgt wird, so hält es bisweilen einen Augenblick an, ruht auf seinem starken Schwanze aus und wenn sich ein Hund ihm nähert, ergreift es ihn mit seinen Vorder-Pfoten und bringt ihm dann mit einer hintern, die mit spitzigen Klauen bewaffnet ist, in der Seite eine breite Wunde bei; anderemale stürzt es sich ins Wasser, um schwimmend zu entkommen. Dieses Thier hat den besondern Vorzug vor allen vierfüßigen Thieren seiner Größe voraus, sich in aufrechter Stellung zur Hälfte über dem Wasser zu halten, wenn dieses selbst auch sehr tief ist: in dieser Stellung erwartet es seine Feinde und wie einer sich ihm nähert, faßt es denselben, taucht ihn ins Wasser und hält ihn da so lange fest, bis er todt ist. Der eingeborene Truthahn wird gewöhnlich im Fluge geschossen; er wiegt achtzehn Pfund und sein Fleisch unterscheidet sich von dem der europäischen Truthähne dadurch, daß es auf der Brust schwarz ist, während das der Keulen vollkommen weiß ist. Wachteln, Lerchen, Becassinen, wilde Enten, schwarze oder Wasser-Enten und Brachvögel sind an diesen Küsten im Ueberflusse.

Mit einer jährlichen Einnahme von fünftausend Franken ist es leicht, sich alle Genüsse des Lebens zu verschaffen und den ersten Rang in Neu-Süd-Wallis zu behaupten. Die Emigranten haben nicht nöthig, Mobilien oder Ackerbau-Geräthe mitzubringen; alle diese Dinge, selbst Kleider, können für einen mäßigen Preis in Sidney gekauft werden, aber sie müssen einige Begriffe von Zimmer-Arbeit und Tischler-Handwerk haben, um die Arbeiten ihrer Leute zu dirigiren.

Eine der Ursachen der Demoralisation für das Volk ist die Länge der Reise, die Gewohnheit des Nichtsthuns, die er während derselben annimmt und mehr als das vielleicht noch der Gebrauch starker Getränke. Um dem Uebel abzuhelfen, hat der Staats-Secretair der Colonieen bekanntgemacht, daß die zur Aufmunterung der Auswanderungen nach den Colonieen von Australien verwilligten Fonds während des Jahres 1831 unter die Classe der Ackerbauer, wie Pachter, Gärtner und Schäfer, vertheilt werden würden. Die Summe von sechshundert Franken ist von der Regierung für die Kosten der Ueberfahrt jedes Mitgliedes dieser Classe ausgeworfen. Diese Familien werden unter der Aufsicht eines presbyterischen Geistlichen reisen. Bei ihrer Ankunft können sie sich auf den Ländereien von Illavarra und Bathurst niederlassen, die ihnen für einen geringen Preis überlassen werden, dessen Betrag sie überdies in kleinen und weit hinausgesetzten Rückzahlungen zu berichtigen haben. Die Familien müssen verheirathet seyn; dann können sie junge Mädchen mitnehmen, die der Gouverneur von Neu-Süd-Wallis zu versorgen übernimmt.

Der Mangel an treuen und arbeitsamen Pächtern und Zinsleuten macht sich in der ganzen Colonie fühlbar und schadet der Verbesserung des Landes. Wenn ein emancipirter Verurtheilter einige Ländereien in Pacht nimmt, so kann man fast gewiß seyn, daß er nach Ablauf des Jahres sich davon machen wird, ohne den Eigenthümer zu bezahlen; oder wenn der Pacht erneuert wird, so ist es wahrscheinlich, daß es nur darum geschieht, um der Hehler aller in der Umgegend gestohlenen Dinge zu werden und daß er keineswegs die Trägheit bemeistern wird, welche die vermuthliche Quelle seiner ersten Verbrechen war; wenn er das ihm verpachtete Land bebaut und es ihm reichliche Aerndten trägt, so muß man fürchten, daß er, bei einer der Saturnalien, die sich in diesem Lande oft wiederholen, sein Geld mit einemmale wieder vergeude und sich und seine Familie ins Elend stürzt.

Zahlreiche Beispiele dieser Art haben die Eigenthümer bestimmt, die Bewirthschaftung ihrer Güter nicht mehr emancipirten Pachtern anzuvertrauen. Auf diese Weise gezwungen, über den Anbau einer ausgedehnten Fläche zu wachen, können sie nur schwer ihre Sorgfalt auf ihre Heerden wenden. Andererseits läßt der Mangel an Armen fruchtbare Terrains von großem Umfange unbebaut. Wenn fleißige Arbeiter sich in den Districten von Bathurst, Illavarra und des Flusses Hunter niederließen, so würden es die Eigenthümer vortheilhaft und bequem finden, ihnen die ganze Sorge der Bearbeitung zu überlassen und könnten sich mit der Vermehrung ihrer Heerden beschäftigen, was eine Quelle unermeßlicher Vortheile für sie werden würde, sobald sie diesem Zweige ihre Thätigkeit und Sorgfalt ausschließlich widmeten.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 961. Hamburg. Mittwoch, den 8. October. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Bilder aus der Provence.

Von

Eugene Guinot.

(Aus der Revue de Paris.)

(N.)

Die Quelle zu Vaucluse.

Nichts erweckt in der Einbildungskraft poetischeee Vorstellungen, als der Gedanke an die liebliche Quelle von Vaucluse. Man denke sich eine bewundernswürdige Landschaft unter dem strahlenden Himmel der Provence, ein dichtes Laubwerk, klare Gewässer, eine milde und balsamische Luft — ein anmuthiges Bild, das noch durch die Erinnerung an Petrarca und Laura belebt wird. Auch versäumt es kein guter Provençale, einmal nach Vaucluse zu pilgern, und mancher Reisende biegt von seiner Straße ab, um diesen Winkel des beglückten Landes zu besuchen.

Ehedem ging man, um diese Wallfahrt regelrecht und aufs vollständigste auszuführen, über Avignon. Man nahm in dem päpstlichen Schlosse das Bildniß der schönen Laura, durch Simon von Siena gemalt, und in der Franciskaner-Kirche ihr Grabmal zur Seite des Grabmals von Crillon, des braven Crillon, der nicht mit in der Schlacht von Argues gewesen, in Augenschein. Als Franz I. im Jahr 1533 nach Marseille kam, wo sein Sohn Heinrich, Herzog von Orleans, nachher König Heinrich II., die Catharina von Medicis ehelichte, besuchte er auch Laura's Grab und schrieb dort einige Verse ein; denn Franz I. war bekanntlich stets der Dichter der Damen und vor allem ein Gelegenheitsdichter. Die Reisenden nahmen, nachdem sie sich das Mausoläum Crillon's und das der Laura besehen hatten, immer eine Abschrift von den Versen des ritterlichen Königs. Aber von dem allen ist nun nichts mehr vorhanden: die Verse sind verwischt, die Denkmäler sind verschwunden, die Revolution hat, durch die Franciskaner-Kirche schreitend, keine Poesie respectirt. Vor dieser Epoche waren die Reliquien von Laura durch einen bübischen Messner an vornehme Engländer verkauft worden.

Jetzt, wo es zu Avignon weder Reliquien, noch Bildniß, noch ein Sonnet giebt, ist es gleichgültig, ob man die päpstliche Stadt passirt oder einen andern Weg einschlägt; auch wählen viele, die zu der Quelle wollen, den kürzeren Weg: sie lassen sich zwischen Argou und Cavaillon mit der Fähre über die Durance setzen. Cavaillon und Lille, das etwas weiter weg liegt, sind ein paar niedliche Städtchen, von isolirten und lächelnden Gewässern und Pappeln umgürtet. Von Cavaillon nach Lille und von Lille nach Vaucluse zieht sich die Straße queer durch ein nicht sehr malerisches aber ergiebiges Land, welches mit Krapp und Maulbeerbäumen, dem Doppelreichthum des Landes, bepflanzt ist. Das Dorf Vaucluse, welches plötzlich am Winkel eines schwierigen und steinigten Weges sichtbar wird, macht sich ganz gut: seine Gewässer sind lebendig und klar, sein Grün ist dicht, seine Häuser sind neu, seine Kirche ist alt, seine Bewohner sind munter, frisch und fröhlich. Man sieht gleich, daß es ein Dorf ist, wo es was zu sehen giebt, das unsers Besuches gewärtig ist; es ist dort alles reinlich und wohlgehalten, von gutem Ansehen und freundlich einladend. Der Bauer staret uns nicht verwundert an, und tritt nicht aus dem Hause, um uns nachzusehen, auch laufen die Kinder nicht scheu davon, so wie sie uns erblicken. Es findet sich sehr bald jemand, um uns einen Gasthof nachzuweisen und um das Pferd zu halten, wenn wir absitzen wollen. Der Wirth kommt uns entgegen, erkundigt sich höflich, was uns beliebt, und zu welcher Zeit, und bietet uns ein Glas Comtat, um uns vor dem Essen zu erquicken. Wenn wir zur Quelle wollen, so sind gleich Kinder da, die sich als Führer erbieten, obgleich der Weg dahin nicht zu verfehlen und ganz nahe ist. Ist es im Sommer, oder im Frühjahr, oder Herbst, so fordern die halbnackten Kinder uns auf, ein Stück Geld in die Sorgue zu werfen, und dann sieht man sie sofort in deren klares Wasser springen und sich auf ihrem sandigen Grunde herumtummeln. Die Sorgue ist der Fluß, den die Gewässer der Quelle bilden.

Eine solche Einleitung ist, wie man sieht, nicht ohne Reize; es gewinnt aber alles ein anderes Ansehen, sobald man zu dem Roman selbst kommt. Kaum ist man aus Vaucluse heraus, um zur Quelle zu gehen, so wird das Land öde und die Landschaft traurig. Da sieht man weder Bäume noch Gras; der Weg ist abschüssig und holperig; der Boden hart und bröckelig: eine wahre Provence-Landschaft, an welcher nichts schön ist als der Himmel. Und wenn man fragt, wo die Quelle ist, ob man noch weit zu gehen habe, um dahin zu kommen, so streckt der Führer den Arm aus, und sagt: „da ist sie!“ Da muß man denn, mit exaltirter Einbildungskraft gekommen, die sich die Quelle im Schatten alter Bäume und von Geisblatt und Blumen umgeben gedacht hat, die Saiten sehr herabspannen. Weiße nackte Hügel, Staub, in der Sonne schimmernde Kiesel: das ist alles: und am Fuße eines Berges, so gäh, wie eine riesige Mauer, eine Art garstiger Höhle und eine große trübe und grüne Pfütze, das ist die Quelle von Vaucluse.

Um die Wirkung, welche die arge Täuschung auf uns gemacht hat, noch zu steigern, hören wir von dem Führer, daß diese Gewässer einen Abgrund bilden, dessen Tiefe nie zu ergründen gewesen ist, und er erzählt uns dann eine Legende, die etwa 50 Jahre alt ist. Ein Einwohner von Vaucluse war durch die Quelle bezaubert worden; er setzte sich tagtäglich an ihren Rand, brachte dort mehrere Stunden zu, und es hielt oft schwer, ihn aus seinen Träumereien herauszureißen. Eines Tages, als seine Tochter Hochzeit gab, und alles fröhlich schmauste, stand er plötzlich vom Tische auf, rannte nach der Quelle, erklomm den Berg, der sie beherrscht, und stürzte sich hinab in die Tiefe..... Man sah ihn hineinfallen, aber seine Leiche kam nie wieder zum Vorschein, die Gewässer gaben sie nicht wieder heraus.

Digitized by Google

Doch schlummert das Wasser dieses Schlundes nicht immer; zur Zeit der beiden Sonnenwenden erwacht es, schwillt an, wird lebendig und tritt aus seinem Schlupfwinkel heraus; dann ist es schön, laufend, und bricht sich zwischen den Steinblöcken, die ihm zufällig oder absichtlich in den Weg geworfen sind, Bahn. Aber der Landschaft theilt sich von diesem Leben nichts mit: die Hügel sind und bleiben kahl, der Berg hört nicht auf, schroff zu seyn, und ein Grün ist nirgends zu sehen. Und hier sollte Petrarca seine anmuthigen Bilder gedichtet, hier seine Laura geliebt haben! wie wäre das glaublich? Für einen wilden Genius, für eine Liebe in Trauer möchte diese öde Landschaft, möchten diese farblosen Aussichten passend gewesen seyn; aber der liebliche Sonnettendichter, der zärtliche und platonische Liebhaber Laura's, der Italiener Petrarca mußte Schatten und Duft, und nicht solch undankbare Steppen haben, wo man weder eine Fichte noch einen Lavendelstrauß findet.

Die Poesie der Stätte hat, indem sie verschwunden ist, auch die Poesie der Legende mit sich hinweggenommen, und so ist unser Enthusiasmus und unser Glaube ebenfalls dahin. So hintergangen, glaubt man nun an gar nichts mehr. Die Liebe des Petrarca und der Laura war in unserm Geiste unzertrennlich von der lieblichen Landschaft, die wir uns geträumt hatten, und wir hören nun willig den an, der uns, den wahren Text von den Verbrämungen entkleidend, womit man ihn überladet, und Angesichts dieser Thebaide die Rolle eines kalten und schlichten Geschichtschreibers übernehmend, folgenden Bericht giebt.

„Franz Petrarca war ein armer italienischer Flüchtling. Sein Vater, ein Gibeline, ward aus Florenz, seiner Vaterstadt, verbannt. Im Exil, zu Arezzo, am 20. Juli 1304, geboren, theilte Franz die über seinen Vater verhängte Proscription und lebte als Kind mit ihm zu Carpentras. Späterhin ward er nach Montpellier gesandt, um dort die Rechte zu studiren; aber der junge Petrarca befaßte sich auf dieser berühmten Schule mehr mit Versen als mit dem Codex. Sein Vater warf seine poetischen Bücher ins Feuer und schickte ihn auf die Universität zu Bologna: doch war der alte Gibeline ein Freund Dante's! Zu Bologna wie zu Montpellier folgte Petrarca seinem unüberwindlichen Hange. Es hat der Welt nie an Familiensöhnen gefehlt, die, für die Toga bestimmt, für die Poesie erblühten. Man wollte einen geistlichen Advocaten aus ihn machen, und er ward ein Dichter. Einer Ode an Benedict XII. verdankte er es, daß er zum Kanonicus von Lombez ernannt wurde. Er lebte wechselsweise zu Lombez, zu Vaucluse, zu Avignon, zu Parma und zu Rom, wo er mit Rienzi conspirirte und auf dem Capitol bekränzt ward. Seine Sonnette und seine Lieder hatten mit ihrem Klange ganz Frankreich und ganz Italien erfüllt, und da erhielt er zu Vaucluse zwei Schreiben: eins von dem römischen Senat, der ihn einlud, sich auf dem Capitol bekränzen zu lassen, und das andere von seinem Freunde, dem Universitäts-Kanzler Florentin Robert de Bradi, in welchem ihm eine gleiche Ehre zu Paris angeboten ward. Petrarca reisete nach Rom, und als er durch Neapel kam, da schenkte der König Robert von Anjou ihm sein schönstes Gewand mit dem Ersuchen, es an dem Tage seiner Bekränzung anzulegen. Nach diesem Triumphe fing Petrarca wieder sein unstätes Leben an und verstarb in seinem siebenzigsten Jahre in der Bibliothek zu Padua an einem Schlagflusse als Financier.

„Was Laura betrifft, die Laura des Petrarca, so hat sie nie anders als in der Poesie gelebt. Ein Lieder- und Sonnetten-Dichter muß einen Namen haben, dem er seine Verse weihen kann, einen sanften, wohlklingenden, leicht zu reimenden Namen: so ist es immer gewesen, von Anacreon und Tibull an bis auf Petrarca und auf unsere Zeit. Laura ist dem Petrarca nie etwas anderes als eins der freiwilligen Idole, ein leichter und klangvoller Name gewesen. Dann haben aber diese oder jene den Namen ernstlich genommen, und der Dichtung Wahrheit untergelegt. Sie haben den unbestimmten Namen Laura officiell zu machen gesucht, indem sie ihm einen Familiennamen beigegeben, und haben ohne Scheu das Andenken einer unbescholtenen Frau compromittirt, indem sie ihr den Ruf als authentisch aufgehängt, den Petrarca nur aufs Gerathewohl gewählt hat. Sie haben, und dies ganz gelegen, eine Zeitgenossin des Petrarca gefunden, die Laura hieß, nämlich Laura von Noves, mit einem Herrn von Sade verehelicht, und mit Hülfe dieser Frau haben sie dann ihren Roman gemacht. Wer weiß, ob nicht einst die Bücher unsers Civil-Etats durchblättert werden, um so Beranger's Lisette aufzufinden.

„Ist es nicht, möchte ich doch fragen, ein arger Mißbrauch, vermittelst der vagen Dichtungen eines Poeten in dessen Privatleben einzudringen? Und man sehe nur, in welch hohem Grade diese Legende von Petrarca und Laura all das Unheil der Indiscretion und der Lüge an sich trägt! Zuvörderst die Stätte, die wohl für eine einsame Arbeit paßt, aber so wenig geeignet ist zum Schauplatz einer im Gebüsch wohnenden Leidenschaft zu dienen; dann die Laura von Sade, welche diese Romanendichter gewählt haben und von welcher die Abbildungen und die Chroniken uns einen so unglücklichen Begriff geben. Diese Laura war laut unverwerflichen Documenten eine höchst mittelmäßige Schönheit, beleibt und rothhaarig, übrigens eine gute Gattin und Mutter von eilf Kindern. Armer Petrarca! das ist die Charlotte, die Dir von denen gegeben worden ist, die einen Werther aus Dir machen wollten!"

Aber ich will inne halten, denn man möchte es vielleicht unrecht, ja abscheulich finden, eine so alte und so liebliche Legende ihres poetischen Schmuckes zu berauben. Es giebt Aberglauben, welche von der Zeit und von der Poesie geheiligt worden sind, Lügen, welche die Geschichte adoptirt und sich zur unantastbaren Zierde gemacht hat. Was thut es, wenn die Maler uns Vaucluse im frischen Schatten zeigen und uns den Petrarca in der Tracht eines Troubadours, neben seiner Laura sitzend und eine Laute in der Hand vorführen? Warum ihnen sagen, daß es mit diesem Schatten nichts ist, daß Petrarca ein geschorener Mönch und Laura eine eitle Dichtung oder eine lächerliche und plumpe Wahrheit war? Das Dorf Vaucluse hat seinen Nutzen von diesem Roman, und dieser Roman gereicht niemandem zum Schaden, selbst den getäuschten Neugierigen nicht, denn wenn sie auch die Natur und die Erinnerungen nicht finden, auf die sie gerechnet hatten, so werden sie doch hinlänglich durch die Forellen entschädigt, welche die Sorgue liefert.

Wenn man enttäuscht und mißvergnügt von der Quelle zurückkehrt, so findet man zu Vaucluse, wie bei der ersten Ankunft, den Wirth wieder unter der Thür, um den Gast fröhlich zu begrüßen und ihm den gedeckten Tisch in der Weinlaube nachzuweisen. „Nehmt Platz, Pilger! Seht da ein Buch, in welches Ihr Euch Eurer üblen Laune entledigen und Eure Täuschung niederschreiben könnt; einen der Folianten, in welchen der Reisende seine Ansicht, seine Gemüthsaufregung, sein Gutachten, sein Geheimniß, seinen Namen einträgt. Leset nur, denn es giebt merkwürdige Dinge auf diesen ganz mit Versen und mit Prosa angefüllten Blättern. Ihr findet darauf einiges Schmollen, einige ernste Sticheleien, aber doch weit mehr Lobpreisungen und Apologieen. Das Epigramm kann vor leidenschaftlichen Strophen und vor bewundernden Dystichons gar nicht aufkommen, und einige tadelnde Zeilen verschwinden unter den Anrufungen der Muse und den cadencirten Apologieen. Wie sollte es auch anders seyn? Es hatten sich einmal so viele Leute dahin verständigt, den Ort poetisch zu finden, und diesem gemäß ihre Improvisation zugestutzt! Sie haben sich gedacht, die Zeit habe ja diese Orte umgestalten, den Hügel wie die Ebene ihres Schmuckes berauben können, und diese Wüstenei von fünf Jahrhunderten hat für sie noch immer Spuren genug gehabt, ihre Meynung zu rechtfertigen. Ihnen, auf einer Anhöhe links

Digitized by Google

der Quelle, das verfallene Gemäuer eines Schlosses zeigend, welches den Bischöfen von Coraillon zugehört, hat man zu ihnen gesagt: „Sehet, da ist das Schloß Petrarca's," und sie haben diese Ruinen sofort respectvoll begrüßt. Etwas weiterhin hat es dann geheißen: „Hier war Petrarca's Garten," und sie haben sich ein Blümchen aus diesem Garten gepflückt. Dann wieder: „Dies ist Petrarca's Lorbeerbaum," und sie haben sich von diesem Lieblingsbaume des Dichters, dessen Name ihm wegen seiner Analogie mit dem der Laura so viele köstliche Concetti an die Hand gegeben hat, ein Reis gepflückt und es sich an den Hut gesteckt. Und wenn man zu ihnen gesagt hätte: „Sehet hier Petrarca's Fußstapfen," so würden sie sich zu Boden geworfen und den Sand geküßt haben. Glücklich sind diejenigen, die einen so lebendigen und so kräftigen Glauben haben, denn ihre ist das Reich der Poesie!"

Nachdem man dem Buche des Gasthofes seinen Tribut entrichtet hat, so gehe man ans Essen, und wundere sich nicht über die Güte des Mahles, denn der Gastwirth zu Vaucluse ist ehemals Koch des Herzogs von Orleans gewesen. Wenn man dann, vom Mahle aufstehend, nach den Felsen der Quelle hinschaut, so wird man sich schon weniger darüber wundern, warum Petrarca denn so gern zu Vaucluse geweilt hat; man wird das ganz erklärlich finden, indem man annimmt, daß er gern Forellen gegessen. Man wird bekennen, daß alle Sonnette des Dichters, die Berühmtheit der Stätte und die ganze Legende von Laura und Petrarca für solche Forellen kein zu schönes Aushängeschild sind.

Sainte-Baume.

Aubagne ist die erste Station auf der Route von Marseille nach Sainte-Baume. Aubagne ist eine kleine armselige und doch stolze Stadt, wie es deren viele in der Provence giebt. Es war vordem ein Strohjunkernest, und heutzutage ist es ein Nachtquartier der Fuhrleute. Dazu ein alter Ursprung, ein Name, der überall in der Geschichte der Provinz vorkommt, und Reliefs der Feudalität, die gar nicht zu beseitigen sind. Gülten, Zwangs-Backöfen, Wegegelder, alles Dinge, die anderer Orten verfallen sind, leben hier fort und mästen den Procureur auf Kosten des Bewohners. Täglich kommen einige der Feudal-Processe, welche die Themis des Departements um zwei Jahrhunderte zurückstellen, von Aubagne vor die Gerichtshöfe zu Aix. Aber wer nach Sainte-Baume pilgert, der bekümmert sich wenig um diese Particularitäten; für sie ist Aubagne nur aus einem Gesichtspuncte merkwürdig, dem, die Vaterstadt des Abbé Barthelemy zu seyn. Ein kleines, sehr kümmerliches Denkmal ist dem Andenken dieses Schriftstellers unlängst auf dem Kamm einer jähen Straße errichtet worden, so daß die Wallfahrer von Sainte-Baume im Vorübergehen die Büste des Verfassers der Reise des Anacharsis begrüßen.

Trotz seiner glorreichen Maternität bekümmert Aubagne sich wenig um die Literatur; diejenigen unter den Eingeborenen, welche nicht das cosmopolitische Gewerbe des Fuhrmanns betreiben, legen sich auf zwei Industriezweige: aufs Spiel und aufs Schmuggeln. Die provençalische Hegereiterei hat in diesem Flecken mehr zu thun, als in dem ganzen übrigen Theil des Departements; sie ist dort immer auf den Beinen, um die heimlichen Spielhäuser aufzuspüren, oder zu Pferde, um den Schmugglern nachzusetzen.

So wie man aus Aubagne herauskommt, befindet man sich in einer reichen und lachenden Landschaft. Von Marseille nach Aubagne konnte man von der durch zwei Mauern eingefaßten Straße aus kaum einige nackte Felsen, ärmliche Häuser und weißbestaubte Olivenbäume erblicken. Hier kommt wieder dichtes und mannichfaltiges Grün zum Vorschein, und frische Pfade führen zu dem Schlosse von Gemenos. Um die Zeit der Revolution gab der Marquis von Albertas, Herr von Gemenos, und von seinen Vasallen sehr geliebt, diesen an seinem Namenstage ein Bankett unter den Platanen seines Parkes. Mitten beim Mahle tödtete ihn ein Flintenschuß, den ein Magister auf ihn abfeuerte, dem die Schule des Dorfes abgenommen worden war. Dies Ereigniß ist das merkwürdigste gewesen, was die Bewohner von Gemenos seit 1789 erlebt haben. Alles was während der Revolution und des Kaiserreichs vorgefallen ist, haben sie vergessen, aber der an dem Marquis von Albertas verübte Mord hat sich in ihrem Gedächtnisse frisch erhalten; es ist eine reisende Legende. Das Dorf ist egoistisch in seinen Erinnerungen: es kümmert sich wenig um diejenigen, die zur allgemeinen Geschichte beitragen, und denkt nur an die, welche zu seiner Privat-Chronik gehören.

Von Gemenos bis nach Saint-Pons, der classischen Landschaft, deren Reize von Delille besungen worden sind, wird der Weg noch immer schöner. Freilich hat der blinde Delille auch die Quelle von Vaucluse besungen und deren Schatten gepriesen; aber der Dichter der Gärten konnte seiner blumigten Begeisterung schon über Saint-Pons freien Lauf lassen, ohne sich zu compromittiren. Es ist dieses eine bewundernswürdige Landschaft, der grünste Fleck in der Provence; es ist ein köstlicher Aufenthalt mit üppigen Rasen, schönen Gräsern, düsterem Laubwerk, einer kräftigen Vegetation, die das Grün überall heraustreibt. Saint-Pons ist für die Marseillaner dasselbe, was das Thal von Montmorenci für die Pariser ist. Jeden Sonntag erlustigen sich muntere Karavanen unter den alten Bäumen und am Ufer der frischen Bäche dieses Tempe. Damit es den wilden Gärten von Saint-Pons an gar nichts fehle, findet man dort auch die Ruinen eines Klosters, welches zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von einer Gemeinde Frauen gestiftet worden ist, die nach der Regel von Citeaux lebten. Im funfzehnten Jahrhundert zogen sich die Nonnen von Saint-Pons nach Hyeres zurück. Nächst Saint-Pons hätten diese frommen Frauen nichts Besseres wählen können, als die von Orangen duftenden hyerischen Hügel.

Wenn man die lieblichen Schatten von Saint-Pons verläßt, um den Weg nach Sainte-Baume einzuschlagen, so tritt man wieder in die provençalische Landschaft ein. Es sind dies unfruchtbare Hügel, wo einzeln ein Rosmarienstrauß zwischen rauhen Kieseln hervorsprießt und hie und dort die Fichte ihren schmächtigen Stamm und ihr Nadellaub erhebt. Wenn man dann nach einem vierstündigen sehr beschwerlichen Marsch den Gipfel eines Hügels erreicht hat, des höchsten und des kahlsten von allen, über welche man gekommen ist, so entdeckt man plötzlich eine unermeßliche Strecke Landes. Zu unseren Füßen breitet sich eine weite Ebene aus und zur Rechten erhebt sich ein grünes Gebirge: es ist dieses das Sainte-Baume der Provence.

Diesen Berg bekränzt ein Wald, und aus dem Gipfel der dichtbelaubten Bäume desselben schwingt sich ein Fels empor, den man Saint-Pilon nennt. Am Fuße dieses Felsens nimmt man auf seinem genauen Grunde einen weißen Fleck wahr; das ist die Eremitage und die Kapelle von Sainte-Baume. In der Ebene zeigt sich eine Art von Meierhof von ärmlichem Ansehen: das ist ein Trappisten-Kloster, die Stätte, wo die Wallfahrer von Sainte-Baume übernachten.

Man muß die Sonne hinter Sainte-Baume untergehen, ihre Strahlen in dem dunkeln Laube des Waldes sich verlieren sehen, dann in das Thal hinabsteigen und auf das Kloster zugehen, wo man mit einbrechender Nacht eintrifft. In der Ebene weiden zahlreiche Heerden, deren Hirten neben großen Feuern schlafen; diese Feuer sind die Abendsterne, welche den Reisenden auf der nächtlichen Wanderung den Weg zeigen.

Die Trappisten von Sainte-Baume sind arme, gastfreie Mönche: so oft man bei ihnen anpocht, öffnen sie die Pforte, wie es im Evangelium vorgeschrieben ist. Auch machen die Streifenden und die Jäger in diesem öden und wildreichen Lande das Kloster ohne Umstände zu einem Gasthofe,

Digitized by Google

Bekanntlich legt die Trappistenregel ein gänzliches Schweigen auf. Nur zweien aus dem Orden ist das Sprechen erlaubt, dem Superior und dem Klosterbruder, der die Fremden aufnimmt und bedient. Der jetzige Superior ist ein ehemaliger Dragoner-Offizier, der mit den Invaliden, welchen er sich beigesellt hat, ganz gut fertig zu werden scheint. Der Ceremonienmeister ist ein Mann von mittlerem Alter, munter und dienstfertig, auch that er in dem ihm übertragenen Amte, für alle seine Brüder zu sprechen, redlich das Seine. Vor allem in der Jagdzeit fehlt es dem Kloster nie an Gästen; aber wie groß auch der Zufluß seyn mag, weigert man doch niemandem ein Abendbrodt und ein Bett. Das Abendessen wird den Fremden im Refectorium um dieselbe Zeit angerichtet, wo die Trappisten ihr Mahl halten, eine Schüssel in Wasser gekochtes Gemüse, nach weltlicher Sitte gewürzt, auch bekommen sie eine Schüssel Fleisch dazu, wenn es ein Tag ist, wo die Gebote der Kirche es gestatten. Dies frugale und schweigsame Mahl ist nicht eben geeignet, die Gäste, welche der Zufall hergeführet hat, zur Fröhlichkeit zu stimmen; aber was vor allem peinlich ist, das ist, einige dieser Mönche ihr trocknes Brodt kniend verzehren zu sehen. Diese Schüler-Pönitenz gewährt ein trauriges Schauspiel, wenn man sieht, wie erwachsene Männer und Greise sich ihr unterwerfen müssen. Im Ganzen genommen ist übrigens dies Trappistenkloster ziemlich unsauber und prosaisch. Es giebt Leute, die in jedem dieser Mönche einen Abbé de Rance zu finden glauben und welche La Trappe als den Hafen des Friedens und der Gnade ansehen, wo man von den Stürmen des Lebens ausruht und seine Leidenschaften dämpft. Aber sie würden sich durch die Wirklichkeit bald enttäuscht finden. Die Trappisten von Sainte-Baume sind insgesammt plumpe Bauern, mit dummen Gesichtern, von dem Fanatismus geködert und von der Liebe zum Nichtsthun zurückgehalten; denn seit sie den Bau ihres Hauses vollendet haben, leben diese guten Bursche in der Müssigkeit des Gebets und nähren sich von dem Manna, welches die christliche Barmherzigkeit in den stets offenen Sack der einsammelnden Brüder regnen läßt.

So eine Nacht, die man in La Trappe verlebt, ist nichts weniger als eine Nacht der Ruhe. Alle Stunden schlägt die Glocke an und die Mönche müssen dann von dem Feldbett, auf welchem sie schlafen, aufstehen, um sich zum Gebet nach der Kapelle zu begeben. Diese so häufig wiederholte Mahnung zum Gebet stört den Schlaf der Reisenden jeden Augenblick, so daß sie gern, so wie der Tag graut, aufbrechen, um sich nach der Eremitage von Sainte-Baume zu begeben. Der die Gäste bedienende Bruder begleitet und leitet sie auf dieser Pilgerfahrt. Durch das Gehölz, welches den Berg von Sainte-Baume verdeckt, führet ein Weg in sanften Windungen bis zu der Grotte, in welcher Magdalena gelebt hat, Magdalena, die dichterische Figur der heiligen Scheist, welche ihre Courtisanen-Parfüms über die Füße Jesu Cheisti ergoß und sie dann mit ihren Haaren abtrocknete; Magdalena, die sich nach ihrem weltlichen Leben durch Reue und Liebe die beiden Pforten des Himmels öffnete.

Die Legende berichtet, daß die Heiden, um Maria-Magdalena nebst zwei anderen heiligen Frauen, Maria, die Schwester des Lazarus, und Martha, so auch zwei heilige Männer, den Lazarus und Maximinus, im Märtyrerthum umkommen zu lassen, sie an einem stürmigten Tage auf ein gebrechliches Fahrzeug ohne Segel und Ruder in See hatten treiben lassen. Aber Gott wachte über dieses Schiff; die Wellen schmiegten sich unter seinem Kiel, der Himmel ward wieder blau über seinem Maste und die Winde bliesen sanft und günstig auf sein Hintertheil, so daß es ohne Schaden auf den Küsten von Camargue ankam. Von da aus verbreiteten sich die heiligen Personen in der Provence, um dort das Evangelium zu verkündigen, und Magdalena beschloß ihre Wallfahrt auf dem Berge von Sainte-Baume, wo sie dreiunddreißig Jahre Buße that.

Ihre, von Carl von Arragonien, Grafen von Provence, wieder aufgefundenen Reliquien wurden in der Grotte beigesetzt, die sie bewohnt hatte. Nachdem man die Nacht im Kloster La Trappe zugebracht, dann bei Tagesanbruch den Saint-Pilon erklommen hat, von wo aus man beinah die ganze Provence übersehen kann, steigt man zu dieser Grotte hernieder, welche durch so viele fromme Erinnerungen geheiligt ist. Von einem Trappisten-Bruder kann man dort gegen ein Allmosen eingesegnete Rosenkränze bekommen, und der Führer zeigt uns eine Statue in kummervoller Stellung, die für eine Abbildung der Magdalena gilt und vor welcher die Frommen ein inbrünstiges Gebet verrichten. Mit dieser Statue hat es aber folgende Bewandtniß:

Der Marquis von Valbelle, ein Edelmann der Provence, dessen Reichthum zu einem Sprichwort geworden war, war ein wahrer Marquis von Carabas, der von Aix nach Paris, eine Strecke von zweihundert Stunden Weges, nur kleine Tagereisen zu machen pflegte und dennoch stets auf eigenem Grund und Boden übernachtete. Dieser reiche Herr war der Liebhaber der Demoiselle Clairon, und als diese große tragische Schauspielerin verstorben war, da ließ er ihr in den Gärten seines Schlosses zu Tourves, im Var-Departement unfern Sainte-Baume, ein prachtvolles Mausoläum errichten. Zur Zeit der Revolution ward auch Tourves verheert und das Todtendenkmal nicht geschont; doch sammelten mitleidige Seelen die Trümmer von diesem und brachten sie nach Saint-Baume. Demnach ist die heilige Statue, vor welcher sich die Pilger aufs Antlitz werfen, nichts weiter als eine weinende Figur, welche das profane Grab der Demoiselle Clairon von der Comédie-Française decorirte, auch eine Magdalena, die Buße ausgenommen, und für die sich nur eine Himmelspforte öffnete.

Physiologie und Gesundheitslehre der sich geistigen Arbeiten widmenden Menschen.

Von

J. H. Reveillé-Parise.

Zwei Bände in 8.

(L.)

Die Vorherrschaft (Prädominenz) des nervösen Systems erklärt, nach dem Verfasser, die Thätigkeit des Gehirns und das Verständniß im Verhältniß zu den verschiedenen Zuständen dieses Organs. Hienach stellt sich ein anderes Gesetz dar: daß die Entwickelung der Empfindungsfähigkeit (Sensibilität) in beständiger Beziehung mit der stufenweisen und fast absoluten Verminderung der Contractilität steht; was mit andern Worten heißt: daß die Constitution der Gelehrten dem athletischen Temperament entgegenzusetzen ist. Die Contractilität findet sich hier dargestellt durch die höchste Muscular-Energie und die vollständigste Wirksamkeit der Verdauungs-Organe, so daß die Animalität das Cerebral-Leben unterjocht und unterdrückt. So sagte man folglich im Alterthum mit Recht: einfältig wie ein Athlet.

Aber es giebt nichts Absolutes und dieses durch die tägliche Erfahrung im Allgemeinen bestätigte Gesetz wird dennoch berühmte Ausnahmen finden. Der göttliche Plato war wegen seiner breiten Schultern und seiner Stärke bekannt. Leonardo da Vinci verdankte seiner körperlichen Kraft vielleicht eben so sehr seine Celebrität als seinem Genie. Buffon, der Marschall von Sachsen, Mirabeau vereinigten eben so die Doppelkraft des Körpers und des Geistes; nichtsdestoweniger ist, für die Mehrheit, dieses glückliche Gleichgewicht eine nicht zu realisirende Chimäre. Bei den geistvollen

Digitized by Google

und Verstandes-Menschen zerstört im Gegentheil der Despotismus des Gedankens bald das regelmäßige Spiel, die Harmonie der (körperlichen) Functionen, indem er alle Organe in einem leidenden Zustande erhält. Daher allgemeine Schwäche, Mattigkeit, Atonie der Eingeweide, Kälte der Extremitäten, gewöhnliche, so allgemeine und dauernde Blässe, daß ein Kirchenvater sie das Colorit großer Männer nennt. Daher vor Allem die krankhafte, immer unruhige Reizbarkeit, welche ihrem Ruhme so viel Bitteres beimischt und uns das Geheimniß ihrer sonderbaren Ungleichheiten, ihrer unbestimmten Traurigkeit oder ihrer unheilbaren Langeweile oder des Ueberdrusses, dieses Tyrannen denkender Geister, wie Buffon sagt, erklärt.

Man muß in dem Werke selbst die treffenden Betrachtungen über das Wort des Aristoteles „daß die mehresten berühmten Menschen zur Schwermuth geneigt seyen" lesen. Man wird uns verzeihen, das Ganze dieses Capitels reproducirt zu haben, das bereits in der jährlichen Sitzung der medizinischen Akademie den gerechtesten Beifall erhalten hat.

Trotz ihrer ärmlichen und schwächlichen physischen Natur und, wie es scheint, gegen die Gesetze des Organismus, hat man viele dieser kränklichen großen Männer die gewöhnlichen dem Menschenleben gesetzten Gränzen überschreiten und hochbetagt sterben sehen. Beweglich im höchsten Grade widerstehen diese nervösen Constitutionen durch ihr Nachgeben und das Leben Voltaire's allein würde zum Beweis dieser Wahrheit hinreichen. Im Jahre 1731 schrieb er an seinen Freund Thieriot:

„Sans respect pour les grands et sans craindre du sort,
Patient dans mes maux, et gai dans mes boutades,
Me moquant de tout sot orgueil,
Toujours un pied dans le cercueil,
De l'autre faisant des gambades;

Das ist der Zustand, in welchem ich mich befinde, stehend und ruhig." Mehr als dreißig Jahre nachher schreibt er wieder an denselben: „Gestehen Sie, daß es lustig genug ist, daß ich mit meiner beständigen Kolik mein sechsundsiebenzigstes Jahr erreicht habe. Mein Freund, wir sind Rosenstöcke, welche viele Eichen fallen gesehen haben." (1769.)

Endlich nur ein Jahr vor seinem Tode und immer zu seinen Uebeln lächelnd, schreibt er an d'Alembert:

„Ihr Magen, mein theurer Freund und lieber Philosoph, kann in keinem schlechteren Zustand seyn, als mein Kopf. Meine kleine Apoplexie in einem Alter von 83 Jahren wiegt wohl Ihre Koliken im Alter von 40 Jahren auf. Legen wir eins und das andere, Ihre Eingeweide und meine Kopf-Nerven, in eine Schüssel und bringen sie der Philosophie dar." (1777.)

Newton, schwach und zart geboren, lebte 85 Jahre. Fontenelle, zweimal gerkauft, *) wurde nah an hundert Jahre alt und empfand, als er endlich wirklich starb, nichts als eine Schwierigkeit zu leben. Hobbes erreichte 92 Jahre. Der Epikuräer, St. Evremond, schrieb in seinem achtundachtzigsten Jahre an Ninon de Lenclos: „Ich esse alle Morgen Austern, esse gut zu Mittag und nicht schlecht zu Abend: man macht Helden für ein geringeres Verdienst als das meinige." Michel Angelo brachte sein Leben auf 90 Jahre.

Aber wir glauben mit Rocville-Parise, daß diese Beispiele von langem Leben, woraus man so gern ein Argument gegen die Medizin machen möchte, gerade die Wichtigkeit und Wirksamkeit der Gesundheitslehre beweisen und die Geschichte dieser berühmten Männer lehrt uns in der That, zu welcher ausdauernden Sorgfalt, zu welcher strengen Diät sie sich verdammt hatten, um ihre angeborene Schwäche und die Excesse des Denkens und Studiums auszugleichen. *)

Als Buffon alt geworden war, ließ er im Winter alle seine Zimmer bis zu sechszehn Graden heizen und verließ, beinah sechs Monate lang, sie unter keinem Vorwande mehr. Daubenton, sein Mitarbeiter, ruhte von seinen Arbeiten mittelst frivoler Lecture aus und schrieb selbst Romane; das nannte er seinem Geiste Diät auflegen.

Jeden Abend, wenn er sich niederlegte, sagte sich Kant, der große deutsche Philosoph, indem er sich methodisch in seine Decke hüllte: Giebt es einen Menschen, der sich besser befindet, als ich?**) Und er erreichte ein sehr hohes Alter, Dank den sorgfältigsten Vorsichts-Maaßregeln.

Wie viele andere dagegen, die kaum die Mitte ihrer glorreichen Laufbahn erreicht haben, sind als Opfer der Verirrungen des Genie's und der Herrschaft der Leidenschaften ***) gefallen! Raphael, Tasso, Pascal, Molière, Mirabeau, Pergolese, Mozart, Gilbert, Millevoye, Malfilatre, Gericault, Byron ꝛc. haben sie nicht selbst ihre Tage verkürzt? Wenn man Lord Byron nach Griechenland folgt, so sieht man den großen Mann, thöricht eingenommen von seinen Vollkommenheiten, Hunger leiden, um nicht stark zu werden, was er eine Fettwassersucht (eigentlich Fettsucht) nannte und wenn die Natur zu laut mahnte, so legte er ihr Stillschweigen auf, indem er eine Hiepe (sehr dünnes Backwerk) in Branntwein getunkt verschlang. Was mehr noch ist, fast alle Morgen maaß er den Umfang der Handwurzel und der Taille, um gegen das Dickwerden auf der Huth zu seyn und, bei der geringsten Unruhe, nahm er sogleich eine starke Dosis Medizin. Kurz, es ist der Dandy, welcher den Dichter getödtet hat. Welche Diät, emst Herr Reveillé-Parise aus, welches Benehmen für einen erschöpften, nervenschwachen Mann, der zu Missolunghi, in einem feuchten und ungesunden Klima lebt!

Dieser ganze, der Gesundheitslehre gewidmete Theil des Werkes hat uns durch die strenge und folgerechte Verbindung der Vorschriften und ihre immer klare und bestimmte Auseinandersetzung ergriffen. Möchten

*) Er hatte wohl einmal die sogenannte Nothtaufe erhalten, weil man glaubte, daß er gleich nach seiner Geburt sterben würde. Anm. d. Red.

*) Sehr sinnige Beobachtungen und Reflexionen, nicht nur physiologischer, sondern auch psychologischer und philosophischer Art, findet man über diesen Gegenstand in Hufelands trefflicher Schrift: „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern," ein Buch, das billig in keinem Hause fehlen sollte. Mit Recht führt Hufeland unter den Ursachen oder Beförderungsmitteln eines langen Lebens ein heiteres Temperament und das Leben in der Welt der Ideen und der Ideale an. So wird ein hohes Alter bei Dichtern und Philosophen erklärlich; bei Naturforschern komme noch hinzu, daß sie viel im Freien leben, sich bewegen, reisen ꝛc. — was denn die geistigen Anstrengungen ausgleiche. Anm. d. Red.

**) Diese Aeußerung oder Ausdruck Kants ist uns neu. Kant war schwächlich, doch nicht krank und lebte mäßig, ohne allzugroße Aengstlichkeit. Das Einzige, woran er bisweilen litt, war ein beschwerliches Asthma, das, wie er selbst (wenn wir nicht irren in der interessanten kleinen Schrift: Von der Macht des Gemüths ꝛc.) erzählt, ihm oft das Einschlafen erschwerte und daher jenen Ausruf etwas unwahrscheinlich macht. Er sann auf mehrere Mittel gegen diese Schlaflosigkeit, sie mochte von solchen körperlichen Ursachen oder geistiger Aufregung herrühren und giebt in seinen Schriften auch einige an, die ihn am häufigsten zum Zwecke führten, z. B. an ein großes, wogendes Kornfeld zu denken, oder, ohne allen weitern Zweck und damit verbundenen Gedanken, zu zählen. Die Wirksamkeit dieses Mittels scheint uns in der Einförmigkeit zu liegen und daher mehr den Geist einzuschläfern als wahrhafte Beschwerden des Körpers zu mildern geeignet. Anm. d. Red.

***) Heftige Leidenschaften, nur zu häufig mit Genie und schaffender Phantasie verbunden, sind die gefährlichsten Feinde des Lebens, weil sie zugleich Geist und Körper erschöpfen, psychisch und physisch das Daseyn an der Wurzel angreifen und zerstören. Anm. d. Red.

Digitized by Google

die Gelehrten endlich den ganzen physiologischen Werth und den schützenden Einfluß desselben begreifen.

Da der Raum uns fehlt, so müssen wir uns mit Bedauern begnügen, ein Capitel nur anzudeuten, worin sich merkwürdige Details über den Kopf von Pascal, Voltaire, J. J. Rousseau, Frau von Staël, Byron, Cuvier, Napoleon und des Doctors Gall selbst befinden. Diese Untersuchung regt nothwendigerweise wichtige phrenologische Fragen an und wir haben in diesem Augenblicke weder die Zeit noch den Willen, eine persönliche Meynung zu wagen; wir gestehen nur, daß, nach unserer Ueberzeugung, der intellectuelle und moralische Mensch ganz im Gehirn existirt, oder, wenn man will, in der cerebro-spinalen Einrichtung und Galls Lehre scheint uns unverwundbar in diesem Puncte mindestens, trotz der Autorität von Cabins und Bichat, die den Sitz unserer Leidenschaften in dem nervösen Ganglien- oder Visceral-System suchten.

Wir wollen selbst schließlich den physiologischen Satz unterschreiben: „daß der Mensch das weiteste Cranium und das kürzeste Gesicht von allen Thieren hat." Auch hat das Gehirn, das man als eine Ansammlung des (Rücken-) Markes betrachten kann, bei dem Menschen, namentlich in den vorderen Flügeln oder Abtheilungen, ein Volumen oder Umfang, den man auf keiner Stufe der animalischen Leiter wiederfindet; und aus dieser organischen Bedingung resultirt die Intelligenz,*) der Gedanke, lichtvoll und tief bei gewissen bevorrechteten Wesen, verwirrt und beschränkt bei dem großen Haufen; daraus fließen einige Wahrheiten und viele Irrthümer, Leidenschaften, Verbrechen, politische und religiöse Meynungen**) — eben so viele unserer Gattung eigenthümliche Krankheiten.

Das sind, nach der physiologischen Sprache, die unvermeidlichen Folgen der Entwickelung der Sensibilität und der Ergießung des Rückenmarks.

Die baskischen Provinzen.

Ihre Geschichte; Ursachen und Natur ihrer Insurrection.

(L.)

Es ist beinah ein Jahr, daß die baskischen Provinzen und Navarra, aufgestanden im Namen Don Carlos, in der That aber für ihre Provinzial-Interessen, mit Energie gegen die Anstrengungen kämpfen, welche Spanien macht, sie der Regierung der Königin und dem Regime der andern Provinzen der Monarchie zu unterwerfen. Im Allgemeinen kennt man den Ursprung und die Motive dieser hartnäckigen Insurrection nicht, in welcher man nur einen Bürgerkrieg sieht, da es doch ein Krieg für die Unabhängigkeit ist, über welchen, da man ihn nicht begreift, die Meynungen die Rollen getauscht haben, indem die Legitimisten mit allen ihren Wünschen einen Widerstand unterstützen, der für unsere Doctrinen geleistet wird. Es ist zugleich nützlich und merkwürdig, durch ihre vergangene Geschichte und jetzige Lage, den wahren Charakter des Aufstandes dieser Provinzen und die Frage festzustellen, welche die Waffen zwischen ihnen und Spanien entscheiden sollen.

Bis zum vierzehnten Jahrhundert blieben die drei baskischen Provinzen, Alava, Guipuscoa und Biscaya, die sich aus dem alten Cantabrien gebildet hatten und der Eroberung der Araber, wie der der Römer, entgangen waren, völlig unabhängig von jeder fremden oder ausländischen Gewalt. Conföderirt unter sich und auf ihrem Banner drei blutige Hände tragend mit dem Wahlspruch: Irurakbat (die drei machen nur eine), wählten sie einen eingeborenen oder fremden Herrn (Signor), welcher nur eine lebenslängliche Autorität, unter der Controle der National-Versammlungen, ausübte. Es war im Jahre 1332, als die Deputirten der Provinzen dem König von Castilien, Alphons dem Weisen, den Titel Herr anboten, mit der Bestimmung, daß dieser Titel künftig mit der Krone von Castilien verbunden seyn solle. Aber die drei kleinen Völker (vascongados) verzichteten, indem sie sich einen Oberherrn oder Protector gaben, keineswegs auf ihre Unabhängigkeit und machten vielmehr in dieser Hinsicht die förmlichsten Vorbehalte. Sie trieben, in dem zwischen ihnen und dem König abgeschlossenen Vertrag, die Vorsicht so weit, zu stipuliren, daß der König auf ihrem Gebiete kein pueblo, keine Festung, kein Haus bauen noch besitzen könne, und ihre fueros, welche der König aufrecht zu erhalten beschwor, endigten sich mit folgendem Artikel: „Wir befehlen, daß, wenn irgend jemand, sey er Eingeborener oder Fremder, einen Mann, eine Frau, ein Dorf oder eine Stadt, in Folge eines Mandats unsers Herrn und Königs von Castilien, zu irgend etwas zwingen wollte, was nicht von der allgemeinen Versammlung angenommen und gebilligt worden ist, oder was ein Eingriff in unsere Rechte, Freiheiten und Privilegien wäre, demselben kein Gehorsam zu leisten sey, er vielmehr, wenn er darauf beharrt, der Todesstrafe verfalle." So hatten sich denn die baskischen Provinzen, durch das Band der Vasallenschaft zum Lehnsherrn, mit dem Königreich Castilien verbunden, aber ohne sich zu incorporiren oder darein zu verschmelzen.

Von dieser Epoche bis auf unsere Tage sind sie ohne Unterbrechung oder Veränderung in diesem Zustande äußerer Abhängigkeit und innerer Unabhängigkeit geblieben, wovon die römischen Städte unter dem Kaiserreich schon das Beispiel gegeben hatten und welchem sich die Schweizer-Cantone in neuerer Zeit einen Augenblick fügten, indem sie Napoleon den Titel eines Vermittlers der helvetischen Conföderation annehmen ließen. Uebrigens bestehen noch heute zwischen den baskischen Provinzen und Spanien alle die Scheidungen, alle die Barrièren, die zwei Nationen einander feind machen. Die Basken sprechen eine Sprache, die ihnen eigenthümlich ist (el vascuense und unter ihnen Eskara genannt), eine Ursprache, die weder von der lateinischen, noch griechischen, noch celtischen abstammt und in welcher die Gelehrten nur einige Analogie mit dem Phönicischen zu finden geglaubt haben, eine Sprache endlich, die nicht mehr Verwandtschaft mit dem Spanischen als mit dem Chinesischen hat, weshalb sie denn ihre Nachbaren nicht verstehen und nicht von ihnen verstanden werden. Sie sind durch ihre fueros von den Conscriptionen (quintas) befreit, die Spanien in den andern Provinzen aushebt und sind ihm keinen Kriegsdienst schuldig. Nur sind sie, nach den alten Gesetzen der Feudalität, verpflichtet, im Falle einer fremden Invasion, sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung des Landes in Masse zu erheben; und diese Pflicht haben sie während des Unabhängigkeitskrieges stets erfüllt. Die von Stellung von Menschen freien baskischen Provinzen bezahlen eben so wenig Abgaben in Gelde an Spanien; aber sie erkaufen seine Lehnsherrlichkeit und seinen Schutz durch einen Tribut, den man noch alcabala nennt, ein Wort, was die Castilianer den Arabern entlehnt haben. Diese alcabala perpetua, die seit dem von Alphons X. geschlossenen Vertrag sich nicht verändert hat, ist von lächerlicher Unbedeutenheit für jetzige Zeit: so bezahlt Guipuscoa eine jährliche Contribution von 12,000 Realen

---

*) Doch wohl nicht der Geist selbst, sondern nur die materielle Form und Bedingung seiner Wirksamkeit, wenn und insofern überall von Objectivität der Materie die Rede seyn kann. Anm. d. Red.

**) Wenn dies alles nur Modificationen und unausweichliche Folgen unserer Organisation wären, so gäbe es weder Wahrheit noch Irrthum, weder Tugend noch Laster, denn von freiem Willen kann nicht die Rede seyn und der Verfasser wird inconsequent, wenn er nur diese Benennungen gebraucht, für die es, nach seiner Hypothese, keinen Begriff giebt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

(weniger als 11,000 Franken). Diese Provinzen, welche die andern, wie aus Neid, exemptes nennen, sind den Zöllen nicht unterworfen, indem die spanische Douanenlinie nicht an den Pyrenäen, sondern am Ebro ist. Dagegen bezahlen sie für ihr Getraide und Vieh, so wie für ihre Fabrikate den Einfuhrzoll an der Gränze von Castilien so gut wie an der französischen Gränze. Was endlich ihren Zustand als fremdes Volk vervollständigt, ist, daß sie den (spanischen) Handels-Verboten eben so wie das übrige Europa unterworfen sind. Jeder Handel mit Amerika war ihnen stets untersagt und dieses Verbot existirt noch für die Colonien, die Spanien bis jetzt behauptet hat, wie Havanna oder die Philippinen.

Die baskischen Provinzen, der Metropole eben so fremd durch die internationalen Varietäten, als durch die Sprache, unterscheiden sich nicht minder durch die politischen Sitten und das Regime der innern Verwaltung. Während Spanien unter Carl V. eine unumschränkte Monarchie wurde und seitdem blieb, bewahrten die drei Provinzen die republikanischen Formen in ihrer ganzen Reinheit: in Biscaya die Demokratie; in Guipuscoa die Oligarchie; in Alava einen gemischten Zustand. Zweimal jährlich in der einen, einmal in der andern und alle zwei Jahre einmal in der dritten versammeln sich ihre kleinen National-Congresse. In Guipuscoa wechselt dieser Congreß mit jeder Sitzung den Ort und versammelt sich alternativ in allen Städten und Flecken der Provinz. In Biscaya versammelt er sich unter freiem Himmel, wie zu den Zeiten der Patriarchen, unter der Eiche von Guernica. Da erscheinen die Deputationen der verschiedenen Gemeinden, auf ihren Fahnen den Namen Republik *) tragend. Diese Congresse reguliren die Verwaltung des Landes, votiren die Steuern und bestimmen die Verwendung dieser öffentlichen Gelder; denn die Provinzen bestreiten ihre administrativen Ausgaben aller Art selbst; sie bezahlen ihre Beamten, und unterhalten Milizen für die öffentliche Ordnung; sie haben endlich ihre Finanzen und ihren öffentlichen Credit, den große Staaten beneiden könnten, weil zur Zeit des Aufstandes die dreiprocentigen Papiere der Provinz Alava zu 93 standen. In allem diesen intervenirt der König von Spanien ganz und gar nicht; er hat nur in jeder Provinz einen Commissair, den man General-Deputirten nennt und dessen Functionen an die alten Grafen oder Grauen (comites) erinnert, die der Kaiser in die Provinzen schickte, um die römischen Municipalitäten zu beaufsichtigen.

Navarra hat keine ähnliche Organisation; seine Unabhängigkeit ist nicht so vollständig noch seine Privilegien so ausgedehnt. Es war Königreich und nicht Republik, als es sich, unter den katholischen Königen, der Krone von Spanien unterwarf. Aber da diese Verschmelzung freiwillig und nicht gezwungen war, so hat es immer die alten fueros behauptet und behalten, die es damals besaß, während Castilien und Aragonien die ihrigen durch die österreichischen Fürsten verloren. Es ist z. B. auch von der Conscription frei und besitzt mehrere Handels-Immunitäten.

Diese vier Provinzen wurden, während der Regierung der Constitution, ihrer Privilegien beraubt und in Rechten und Pflichten dem übrigen Spanien gleichgestellt. Als die französische Invasion den königlichen Absolutismus hergestellt hatte, erlangten sie ihre republikanische Unabhängigkeit wieder. In dieser doppelten Thatsache muß man die wahre Ursache ihres Aufstandes suchen und den Charakter des Krieges, den sie mit so vieler Hartnäckigkeit führen. „Wir befinden uns wohl und ihr übel," sagen die Biscayer zu den Spaniern; „ihr wollt uns unsere glückliche Lage rauben und uns zwingen, euer Elend zu theilen. Würdet ihr nicht besser thun, uns nachzuahmen und unser Glück zu theilen? aber laßt uns wenigstens es in Frieden genießen, wo nicht, so werden wir es zu vertheidigen wissen." Die baskischen Provinzen haben mithin nicht für die Grundsätze des Absolutismus noch für die Rechte des Prätendenten die Waffen ergriffen, sondern für die Erhaltung ihrer Freiheiten, die sie durch die Rückkehr der (constitutionellen) Ordnung und Gleichförmigkeit bedroht wissen. Es liegt in ihrer Insurrection ein Gefühl verwundeter Nationalität, eines Widerstandes gegen fremde Gewaltthätigkeit. Sie führen einen Krieg nicht der Meynung, sondern der Interessen, nicht einen Bürgerkrieg, sondern einen Unabhängigkeitskrieg; und wenn sie wollen, daß Spanien unter Don Carlos absolutistisch sey, so geschieht dies, um selbst unter ihrer republikanischen Constitution frei zu bleiben. *)

Eine ganz neue Thatsache wird diesem Geiste der insurgirten Provinzen zum Beweis dienen. Vor zwei Monaten, bei der Ernennung der Procuradores, versammelte Don Joaquin Ferrer, zum General-Deputirten von Guipuscoa ernannt, die Wähler dieser Provinz, die der Sache der Königin treu geblieben waren. Nachdem sie sich unter einander berathen, erklärten diese, daß ihre Deputirte unter den Cortes Platz nehmen und dem königlichen Statut gehorchen könnten, doch nur in Allem, was die fueros nicht berühre noch antaste und daß sie sich über diese Gegenstände aller Abstimmung und Theilnahme enthalten sollten. Das hieß die Wahl ausschlagen. Auch trennte sich das Collegium ohne irgend ein Resultat; Don Joaquin Ferrer gab seine Entlassung und die vier Provinzen sind noch ohne Repräsentanten. Man sieht, daß der nämliche Geist der Nationalität und des Widerstandes selbst da die Christinos wie die Carlisten beseelt.

Als die erste insurrectionelle Bewegung in Bilbao ausbrach, am 2. October vorigen Jahres, so wäre es mit ein wenig Klugheit und Mäßigung leicht gewesen, ihre Folgen zu beschwören. Die gegen die Rebellen geschickten Truppen hätten zuvörderst nicht dem Lande zur Last fallen müssen, das sie nicht erobern sondern pacificiren sollten. Dem entgegen haben aber die Truppen in den privilegirten Provinzen wie in Feindes Lande gehaust; harte Maaßregeln ohne Noth, Militair-Befehle von einer bis zum Abgeschmackten gehenden Insolenz und Strenge haben diesen Kampf der Repressalien und wechselseitigen Rache entzündet, dessen schreckliche Details einem andern Jahrhundert und einem andern Welttheile anzugehören scheinen. Man mußte sofort entweder eine sehr bestimmte Erklärung hinsichtlich der Aufrechthaltung der fueros geben, wenn man sich bestimmt hätte, sie den Provinzen zu lassen, oder ihnen Vergleichsvorschläge machen, wenn man ihre Organisation ändern wollte. Man hätte z. B. leicht eine große Vermehrung der alcabalas erlangt, denn diese industriösen und reichen Provinzen würden gern mit Gold Rechte aufwiegen und erkaufen, die ihnen theurer sind und Spanien würde, statt sich in einem endlosen Kriege zu Grunde zu richten, seine in diesem Augenblicke so nöthigen pecuniairen Hülfsmittel bedeutend vermehrt haben. Weit davon entfernt hat man das absoluteste Stillschweigen über die Frage der fueros beobachtet und stolz gesagt: „Wenn wir gesiegt haben werden, so wollen wir großmüthig seyn." Ein Schauspieler-Wort, das eine gesunde Politik verweist und das die Thatsachen, dem Inhalt wie der Form nach, gleich lächerlich gemacht haben.

Es ist leicht, sich Rechenschaft über die defensiven Erfolge zu geben, die bis jetzt von den Insurgenten errungen worden sind. Man hat den Widerstand nicht vergessen, den eben diese Provinzen uns in dem Inva-

*) Man sagt nicht: die Gemeinde ...., sondern die Republik ....
Anm. d. Verf.

*) Um so größer ist aber auch das Interesse der übrigen Provinzen, gegen Don Carlos anzukämpfen, welcher, gelangte er zum Throne von Spanien, den baskischen Provinzen, wie er auch bereits versprochen, ihre Freiheiten auf Kosten des übrigen Landes zurückgeben und dieses in jeder Art doppelt belasten würde.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

sionskriege entgegensetzten, der den Kaiser ins Verderben führte. Joseph regierte zu Madrid und die französische Armee bombardirte Cadiz, während die Guerillas von Navarra und Biscaya unsere Convois aufhoben, unsere Gränze beunruhigten und später unsern Truppen den Rückzug abschnitten. Mina und El-Pastor spotteten damals der Franzosen, wie jetzt Zumalacarregui der Spanier spottet. Ein Offizier von großem Rufe, der General Clauzel, wurde von Napoleon beauftragt, diese Provinzen zu reinigen; er hatte vierzigtausend Mann unter seinem Befehle. Nun, nach vierzehntägigen Märschen und Contremärschen gewahrte er, daß diese unnütze Jagd die Truppen nur ermüdete und demoralisirte; er bezog seine Quartiere wieder, besetzte die Städte und die Straßen und ließ die Guerillas auf den Bergen herrschen. Was die Franzosen vor zwanzig Jahren nicht haben bewirken können, das zu vollenden können sich die Spanier wohl nicht schmeicheln. Auch haben sie bereits, nach Espartero, Valdes und Quesada, den Ruf eines vierten Generals zu benutzen gesucht. Wie groß auch die Geduld und Tapferkeit ihrer Truppen seyn mögen, so werden sie doch viel zu thun haben, um die Empörer zu erreichen, zu bemeistern und zu besiegen. Die Insurgenten haben Waffen; denn in ihrem Lande sind die vorzüglichsten Fabriken davon. Sie erhalten, mittelst der günstigen Land- und See-Gränzen, die Munition und die Geldhülfe, welche ihnen ihre Freunde von Außen schicken.*) Sie haben für sich die Natur des Landes, das mit Wäldern bedeckt, von unersteiglichen Felsen durchschnitten und von einem arbeitsamen Volke bis auf die Gipfel der Berge angebaut ist. Sie haben auch den Charakter der Einwohner für sich, die sich in diesem abentheuerlichen Leben gefallen und daran gewöhnt sind. Nirgends in der Welt wird man so nüchterne, für Strapazen abgehärtete, im Fußgehen geübte, bei Ueberfällen gewandte und so geschickte Menschen finden, um den Verfolgungen zu entwischen. Es sind Soldaten ohne Uniform, bewaffnete Bauern, die, so wie es Noth thut, ihre Flinten nehmen oder weglegen, auseinandergehen oder sich wieder sammeln, ihre Felder während des Krieges bauen, heute Ackerleute und morgen Krieger in Reihe und Glied. Uebrigens behandeln sie die Spanier, deren Sprache sie nicht verstehen und die sie gar nicht als Landsleute betrachten, wie sie die Franzosen behandelt haben, als Fremde, als Eroberer. Während die National-Guerillas getreulich von allen Manoevren des Feindes benachrichtigt werden, würde Rodil, selbst für schweres Geld, keinen Spion, selbst keinen Wegweiser finden. Seine Colonnen, die, wegen der Natur des Terrains, weder in Linie noch in Masse agiren können, sind, so wie sie sich theilen, ohne Communication unter einander und alle Bewegungen zu Aufsuchung des Feindes, der, nach seinen Streitkräften, bald die Flucht, bald den Angriff wählt, scheitern immer durch den Mangel an Einheit und Uebereinstimmung.

Was soll nun die spanische Regierung, in einer solchen Lage und so mächtigen Schwierigkeiten gegenüber, beschließen? Soll sie den Krieg fortsetzen und nur die Gewalt anwenden, um die insurgirten Provinzen zu unterwerfen? Der Kampf verlängert, die Hülfsquellen erschöpfen sich und der Erfolg ist ungewiß. Ueberdies setzt sich Spanien, wenn es sie gewaltsam unter das neue Gesetz beugen will, mit Menschen wie die Navarresen und Biscayer immerwährenden Revolten und allen Schwierigkeiten aus, welche die Bewachung eines eroberten Landes mit sich führt. Soll es im Gegentheil den ersten begangenen Fehler zurücknehmen, Unterhandlungen eröffnen, einen politischen Vertrag unterzeichnen und den Provinzen mindestens einen Theil ihrer fueros lassen? Das würde hart seyn nach so vielen Drohungen, so vielen Anstrengungen, so vielem vergossenen Blute. Dieses Mittel würde außerdem eine Schwierigkeit anderer Art darbieten: Catalonien, zu jeder Zeit eifersüchtig auf die Vorrechte, welche die Provinzen der West-Pyrenäen genossen, Catalonien, welches stets das Andenken und die Hoffnung seiner Unabhängigkeit bewahrt, will, als Hebel der reformatorischen Bewegung, daß man die Beschützer und Beförderer der carlistischen Rebellion bestrafe, drohend, mit Spanien zu brechen, wenn man den Provinzen, seinen Nebenbuhlern in der Industrie, und seinen Meynungs-Feinden, den geringsten Vorzug vor ihm einräumen würde. Wenn man die Empörung der baskischen Provinzen durch einen Vergleich endet, so läuft man Gefahr, Catalonien in Aufstand zu versetzen; und von den zwei Gefahren ist das die größte.

Was soll man also thun? die Antwort ist, für uns, leicht. Mögen die Spanier dem Benehmen der Biscayer nachfolgen; mögen sie, statt ihnen die republikanischen Institutionen zu rauben, die den baskischen Gebirgsbewohnern so theuer sind, sie selbst annehmen;*) mögen sie in dem König, wenn sie den Namen beibehalten, nur einen mit einem leeren Titel geschmückten Souverain haben;**) mögen sie sich selbst regieren und gleich***) und frei seyn — dann kurz darauf arbeitsam, reich und glücklich! †) Dann werden die Biscayer gern ihr Loos theilen. Sie werden die Sache des Prätendenten aufgeben, dessen Namen ihnen nur zum Schilde und Vereinigungszeichen dient, und gern, durch einen brüderlichen Bund, in die große spanische Familie eintreten, dessen älteste Söhne sie sich mit Stolz nennen können.

*) Das möchte nun doch jetzt, durch die Blokade der Küsten und durch die strengere Bewachung der französischen Gränze, bedeutend erschwert werden. Anm. d. Red.

*) Das könnte doch nur mit vielen zeitgemäßen Modificationen geschehen. Anm. d. Red.

**) Ein solches Schattenbild dürfte keiner Namen zu wünschen seyn; sey das Staats-Oberhaupt constitutioneller Monarch, oder Präsident einer Republik, beide müssen eine reale und festbegränzte Wirksamkeit haben. Anm. d. Red.

***) Gleich wollen ja eben die baskischen Provinzen mit den andern nicht seyn, sondern ihre verjährten und zeitwidrigen Vorrechte behaupten; soll das aber so viel heißen, daß das übrige Spanien auch keine Conscription dulden und sich so gut wie steuerfrei machen sollte — so wäre dies ein Unsinn, dessen Unausführbarkeit vor Augen liegt. Anm. d. Red.

†) Das ist auch keine Sache des Augenblicks. — Uns scheint der Verfasser mit Unrecht von dem verderblichen Einflusse der Mönche in den baskischen Provinzen geschwiegen zu haben. Anm. d. Red.

Kleine statistische Notizen über Paris.

(M.)

Der letzten Aufnahme zufolge belief sich die Bevölkerung der ersten französischen Hauptstadt auf 785,000 Seelen, vertheilt in 29,000 Häusern, so, daß fast 28 Individuen auf jedes Haus kommen.

Nach meteorologischen Beobachtungen von mehr als hundert Jahren beträgt die Durchschnitts-Temperatur zu Paris 8 Grad über dem Gefrierpunct. Seit 135 Jahren ist es nur dreimal vorgekommen, daß Paris einen ganzen Monat lang des Regens entbehrt hat; zuletzt war dies der Fall im Monat Januar 1810.

Die Gossen zu Paris führen der Seine täglich ungefähr 180,000 cubische Meter Wasser zu, das vom Regen und aus den Brunnen herrühret.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische Blätter der Börsen-Halle.

№ 962. Hamburg. Sonnabend, den 11. October. 1834.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Das Irrenhaus zu Palermo.

(Aus dem Metropolitan.)

(M.)

Wer nicht, von einem italienischen Sommerhauche getrieben, über die Silbergewässer von Lipari hingeglitten ist, Angesichts eines schönen Himmels, dessen unermeßliche und klare Weite nur in den kleinen weißlichten Dünsten eine Veränderung erleidet, welche der aus Stromboli aufsteigende Rauch verursacht, vor allem in dem Augenblicke, wo die Sonne ihre Flammenscheibe zu la Concha d'Oro (welchen hehren Namen man der Bucht von Palermo beilegt) ins Meer taucht; wer, sage ich, nicht das köstlichste Schauspiel bewundert hat, das es in der Natur giebt, dem bleibt noch ein Blatt in dem Buche seiner Beobachtungen auszufüllen übrig.

Noch zehn Minuten nachdem, wo wir vor Anker gegangen waren, funkelten die Himmel und das Meer; unsere Matrosen hatten die Segel eingezogen; die Masten der großen Fregatten erschienen wie an dem Himmel gezeichnete Linien. Auf dem Hintertheil des Schiffes spielten die Musikanten wacker auf, und längs der Bucht Marina ruderten Böte mit fröhlichen Palermitanern dem fremden Fahrzeuge zu.

Ich saß mit dem Wache habenden Offizier auf dem Anker-Haspel, den ersten Scenen anschauend, welche sich plötzlich, wie durch den Willen des Blickes geschaffen, auf seiner Stelle eingefunden hatte.

„Dürfen Damen an Bord kommen?" fragte sanft aussehend und lächelnd einer der Matrosen von der Mannschaft.

— O ja, und sagt dem Hochbootsmann, er solle auf dem Verdecke alles zum Tanz ordnen lassen.

In fast allen Häfen des mittelländischen Meeres ist ein Kriegsschiff auf einem Sommer-Kreuzzuge eben so willkommen als ein Seewind. Mit vierzig bis funfzig jungen Offizieren voller Feuer und Fröhlichkeit, einem muntern Orchester, wenn es ans Tanzen geht, und einem Verdecke, das sauberer und glatter ist als der Fußboden eines Ballsaals, scheint das Kriegsschiff dann nur zur Lust geschaffen zu seyn. Welche Flagge es auch führen mag, wird es, sobald es die Anker ausgeworfen hat, von einer Menge Böte, die von der Küste kommen, umgeben, und so wie die Erlaubniß, an Bord zu kommen, ertheilt worden ist, sieht die Bemannung das gute und fröhliche Volk der südlichen Länder in seiner Mitte, welches so gern am Bord ist, daß es willig jeden Vorschlag zur Belustigung annimmt, und wenn er selbst von dem muthwilligsten See-Cadetten ausgeht.

Was auf dem Verdecke im Wege war, ward weggeräumt, um den Walzenden nicht hinderlich zu seyn. Das Orchester nahm hinter seinen Pulten Platz, und bald wirbelten glänzende Uniformen auf dem Verdeck, zauberische Gestalten mit sich fortführend, deren schwarze und glänzende Augen den Bösen hätten zwingen können, Stromboli zu verlassen.

Da ich nur ein Passagier war, so begnügte ich mich damit, auf der Schleifbahn der Karonade sitzen zu bleiben; darnach überließ ich mich, auf die Musik horchend und das Dämmerlicht bewundernd, der köstlichen Stille, die in den Lüften dieses paradiesischen Climas waltet.

Der gehobene Fuß war dem Tacte des Walzers, der Gallopade, der Mazurka gefolgt. Diese Tänze hatten einer den andern abgelöst. Der warf der Mond sein Silberlicht weithin über das Verdeck; es rührte sich kein Lüftchen. Die strahlende Woge hob und senkte sich mit der unsichtbaren Durchsichtigkeit des Mondlichts.

„Bemerken Sie wohl jene Dame dort, die sich in der Nähe des Geländers auf den Arm eines Greises stützt?" sagte der erste Lieutenant zu mir, welcher, eben so wie ich, auf einer Kanone sitzend, ein Zuschauer der Scene geblieben war.

Ich hatte sie nur zu wohl bemerkt; sie war erst fünf bis sechs Minuten am Bord, und in dieser kurzen Zeit hatte mich ihre Schönheit ganz berauscht. Die Fregatte schwankte nur wenig auf der leicht bewegten Fluth, und der Mond, der diese Gottheit nur geheimnißvoll beleuchtete, ließ sein Licht allmählig senkrecht auf den Kreis ihrer Stirn fallen. Welch ein himmlisches Gesicht! welch ein trauriger und feierlicher Ausdruck! eine schöne Seele goß ihre milde und schwermüthige Klarheit darüber aus! Gefühl und Gedanke waren in jeder Linie dieser reizenden Gestalt ausgeprägt. Sie hatte einen großen Mund, und dies war das Einzige, in welchem ihre Schönheit hinter der vollendetsten griechischen Schönheit zurückblieb. Eine stille Ruhe war wie in Schriftzügen ihren Lippen aufgedrückt; und wer hätte wohl einen Begriff von dem Glanze ihrer Augen geben, wer den tiefen, wilden, unstäten, leidenschaftlichen Ausdruck ihres Blickes schildern können!

Meine Neugierde war hoch aufgeregt. Ich ging nach dem Ankerhaspel hin, näherte mich, mit einiger Anstrengung die mir angeborene Schüchternheit überwindend, dem alten Herrn, an dessen Arm sie sich anlehnte, und bat um die Erlaubniß, mit ihr einen Walzer machen zu dürfen.

„Wenn's Die gefällig ist, carissima mia," sagte er, zu ihr gewandt, und in diese Worte all das Liebliche des Ausdrucks irgend, was der italienischen Sprache eigen ist.

Aber sie klammerte sich fester an den Arm des Greises und murmelte ihm, ohne mich einmal anzusehen, ins Ohr: „„Mai piu!""

Auf meinen Wunsch hatte der Wache habende Offizier die Artigkeit, ihnen zur Rückfahrt eine der Barken der Fregatte zu geben. Nachdem ich für die Treppe hinuntergeritet hatte, blieb ich im Niveau der Wellen auf der untersten Stufe stehen, der phosphorischen Spur der schnellen Schaluppe so lange mit den Augen folgend, bis deren glänzender Schaum sich mit dem der Schiffe vermengte, welche längs der Küste lagen. Die Barke kehrte zurück ans Schiff — aber die Fremde nicht mit ihr!

Am Morgen des folgenden Tages war alles in Bewegung im Magazin; man schickte sich an, ans Land zu gehen. Alle Stühle lagen voll

glänzender Uniformen und die Tische waren mit Degen, Epauletten und Hüten besetzt. Blanke Stiefeln wurden hingegeben, um noch blanker wiedergebracht zu werden; man suchte auf den Schiffs-Barbier, daß er nicht Briareus's hundert Arme hatte. Alle parfümirten sich mit cölnischem Wasser, und dem Schatzmeister ward mehr als ein geheimer Besuch abgestattet.

Mitten in all diesem Treiben war die Hauptfrage die, wie man den Tag zubringen sollte. Es kamen zwanzig Plaae aufs Tapet, aber nur zwei wurden einstimmig adoptirt: ein Mittagsmahl im englischen Hotel und ein Spaziergang nach dem Mahle.

Man that den Vorschlag, nach Bagaria zu gehen, und dort den Pallast der Monstrums zu besuchen. Es ist dies eine zehn Meilen von Palermo gelegene Villa, die der Eigenthümer, Graf Pellagoaia, ein excentrischer sicilianischer Edelmann, mit mehreren Hunderten aufs kostbarste ausgearbeiteten Statuen ausgeschmückt hat, welche Frauenkörper mit Fisch-, Vögel- und anderen Thierköpfen vorstellen. Dieser Pallast scheint das Bild der Versuchung des heiligen Antons zu seyn und gewährt eins der außerordentlichsten Schauspiele.

Dicht dabei befindet sich eine andere Villa, dem Fürsten Butera (Hannoveraner von Geburt) gehörig. Im Innern des daranstoßenden Parks befindet sich ein Kloster, mit Mönchen aus Wachs, in Lebensgröße und natürlicher Gestalt, bevölkert. Man findet sie auf den Wegen und in ihren Zellen zerstreut, ihre religiösen Verrichtungen wahrnehmend. Das Ganze ist eine phantastische Satyre auf die geistlichen Herren.

Ein anderer Vorschlag ging dahin, das Kapuzinerkloster zu besuchen, wo sich die ausgetrockneten Patres befinden. Man sieht dort sechs- bis achthundert ausgedörrte alte Männer mit langen Bärten und in ihrer Kapuze, ganz in dem Zustande, in welchem sie gestorben sind, unter den geräumigen Gewölben des Klosters aufrecht an die Mauer gestellt. Nie haben die Augen eines Sterblichen wohl ein grauenhafteres Schauspiel gesehen, als dieses ist.

Ein Spazierritt nach Monreale, ein Besuch der Gärten eines edlen Sicilianers, wo jeder Fremde mit einem Wasserstrahl begrüßt wird, ein öffentlicher Umzug in Palermo kamen nächeinander in Anregung.

Ich war schon in Stiefeln gewesen und wußte nicht, wofür ich mich entscheiden sollte, als der Wundarzt mir den Vorschlag that, ihn zu einem sicilianischen Grafen in der Nachbarschaft zu begleiten, der seinen Pallast in ein Irrenhaus verwandelt hat und auf dieses all seine Zeit, all sein Vermögen verwendet.

Er war der Erste, welcher das, nun Gott sey Dank allgemein angenommene, System einführte, die unglücklichen Kranken durch Sanftmuth und gute Behandlung herzustellen.

Wir setzten uns in eins der Fuhrwerke, die auf dem prächtigen Corso von Palermo halten, und nach einer Viertelstunde befanden wir uns vor dem Stackett della Casa dei Pazzi. Meines Freundes Uniform und Gewerbe dienten uns als Paß. Wir wurden auf einen prächtigen Hof geführt, den ein Säulengang umgab und der durch einen Springbrunnen erfrischt wurde. Es spazierten dort mehrere wohlgekleidete Leute herum, die Bücher oder Bildermappen in den Händen hatten, während andere sich im Ballspiel oder anderweitig erlustigten. Alle grüßten uns höflich, so wie wir an ihnen vorübergingen, und in der inneren Thür begegneten wie dem Grafen.

„Allmächtiger!“ rief ich aus, „so ist sie also auch verrückt?“

Es war derselbe alte Herr, der den vorigen Abend bei uns am Bord gewesen war.

„E ella?“ sagte ich, ihn beim Arm ergreifend, ehe er noch seinen Gruß vollendet hatte, überzeugt, daß er mich mit einem Wort verstehen müsse.

„„Era pazza.““ Dann warf er einen forschenden Blick auf mich, und schien zu glauben, daß ihm eine neue Kranke zugeführt worden sey.

Ich ging wie im Traum hinter dem alten Grafen drein, als er uns in den verschiedenen Theilen seiner Anstalt herumführte. Da gab es weder Ketten, noch Peitschen, noch rohe Wächter, noch steinerne mit Stroh ausgelegte Zellen. Die Wände in den Corridors waren al Fresco gemalt und stellten lachende Landschaften, fröhliche tanzende Figuren dar. An jeder Ecke fand man Springbrunnen und Gesträuche vor. Die Insassen, alle in gewöhnlicher Tracht, waren mit irgend einer kleinen Arbeit oder Unterhaltung beschäftigt. Zur Zeit seiner Vorfahren muß der Pallast des Grafen eben so ausgesehen haben: ein fröhlicher Landsitz, mit Gästen und Vasallen angefüllt, die durch andere Bande festgehalten zu seyn schienen, als die, welche Gastfreiheit und Pflicht begründen.

Wie nahmen zuerst die Küche in Augenschein. Es waren dort zehn Leute beschäftigt, sämmtlich, den Koch allein ausgenommen, ihres Verstandes beraubt. Eine der Eigenthümlichkeiten im System des Grafen war die, daß er seine Kranken bei der Lebensweise ließ, die sie vorher geführt hatten. Eine große und kräftige sicilianische Magd, die eben beschäftigt war, Wasser zu schöpfen, bekam einen Wuthanfall und goß nun all das Wasser wild um sich. Der Koch kehrte sich um, klopfte ihr sanft auf die Schultern, lachte aus vollem Halse, und sagte zu ihr: Brava Pepita! brava! Dann zog er an einer Glockenschnur.

Nun kam sogleich ein funfzehnjähriges Mädchen von sanfter und lächelnder Miene, die sich, als sie sah, um was es sich handelte, der Wüthenden näherte, sie in ihre Arme schloß und ihr etwas leise ins Ohr sagte. Unmittelbar verwandelte sich der Ausdruck des Gesichts der Wahnsinnigen, sie ward heiter, warf den Wassereimer von sich und folgte dem jungen Mädchen unter lautem Lachen.

„„Venite!““ sagte der Graf; „„Sie sollen sehen, wie ich meine Furien behandle.““

Wir folgten ihm durch einen Garten voller duftenden Blumen und gelangten bald zu einem kleinen Gemache, welches die Aussicht nach einer Allee hin hatte. Im Mittelpuncte des Plafonds war eine Hängematte ausgespannt, in welche Pepita sich schon geworfen hatte und nun von einer Magd leicht hin und her geschaukelt wurde, während der daneben gestellte Wächter der Kranken wie zum Scherz Wasser ins Gesicht spritzte. Das gewaltsame Lachen der armen Wahnwitzigen legte sich mehr und mehr, so wie sie geschaukelt und mit Wasser erfrischt ward. Ihre Augen schlossen sich, die Bewegung der Hängematte ward allmählig gemildert, und die arme Verrückte kam in Schlaf.

„„Das ist das Mittel,““ sagte der Graf mit einem zufriedenen Lächeln, „„das ich statt der gewaltsamen Douchen und der Ketten eingeführt habe. Und das,““ fuhr er fort, indem er der jungen Magd einen Kuß auf die Stirn drückte, „„ist meine Peitsche und mein grimmiger Kerkermeister.““ — Ich segnete ihn aus der Tiefe meines Herzens.

„„Kommen Sie,““ begann er dann wieder, „„wir wollen die da ruhig schlafen lassen; Sie sollen nun meine Ländereien sehen.““

Wir folgten ihm in einen großen Garten, der sich hinter dem Schlosse befand und der nach dem Originalmuster einer italienischen Villa eingerichtet war. Die langen Allee'n waren durch Bosketts unterbrochen, in deren Tiefe sich köstliche Grotten mit hölzernen Statuen, einige stehend, andere sitzend, aber alle in einer fröhlichen und grotesken Stellung, befanden. In dem Schatten des Weinlaubes und der Lorbeerrose gesehen, war es schwer, zu rathen, ob sie lebend seyen oder nicht. Wir setzten unsern Spaziergang über Pfade fort, die mit Hecken eingefaßt waren. Alle die reichen Pflanzen dieses schönen Climas hauchten ihren Duft aus und wir wurden unausgesetzt durch neue perspectivische Täu-

schungen oder durch Gestalten, die zur Hälfte im Laube versteckt waren, überrascht. Endlich befanden wir uns am Eingange eines allerliebsten Sommer-Theaters, mit Sitzen von Rasen, einer Bühne, einem Orchester: es fehlte an gar nichts, und die Barrière darum her bestand aus Orangenbäumen, Rosenstöcken und Waldreben.

„„Hier,““ sagte der Greis, indem er auf die Bühne sprang, „„hier geben wir den ganzen Sommer hindurch Vorstellungen..““

„Aber doch nicht mit Ihren Kranken?“

„„Allerdings, mein Herr.““

Er schilderte uns nun das Interesse, das alle daran nähmen, und die merkwürdige Gewalt, welche eine bizarre Idee auf ihren Verstand ausübte. Seit unserer Ankunft war stets ein ernster und respectabler Mann mit uns gegangen, den ich für einen Besuchenden gehalten hatte. Während wir dem Grafen zuhörten, sprang jener aus der Gruppe heraus, eilte auf die Bühne, und declamirte mit Wärme einen italienischen Satz voller Dichtergeist.

Der Graf legte sich den Finger auf den Mund, um uns anzudeuten, daß wir zuhören möchten. Als der Tragödist mit seiner Tirade am Ende war, machte er eine Pause, wie wenn er eine Antwort erwartete, und als diese nicht erfolgte, da sprang er von der Bühne, und verschwand.

„„Poveretto!““ sagte der Graf, „„es ist mein bester Acteur.““

In der Nähe des Theaters war eine kleine Kapelle und davor eine kreisförmige Allee, deren Rasen ganz niedergetreten war. Der Graf nöthigte uns, auf der Rasenbank Platz zu nehmen, welche sich fast ganz um die Kapelle herumzog, und gab, indem er mir einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, zu verstehen, daß er uns eine Geschichte erzählen wolle. Ich wollte, ich könnte seine eignen Worte und eben so, wie er sie vortrug, wiedergeben, denn nie habe ich eine Geschichte in einer zierlicheren Sprache, in einer angenehmeren und einfacheren Weise erzählen hören. Er legte seinen Hut ab, befahl, daß man Früchte und Wein bringen sollte, und begann dann, wie folgt:

„„Es ist fast ein Jahr her, als ein Herr von edler Gestalt und von einer ergreifenden Beredtsamkeit in mein System eingeweiht zu werden wünschte. Ich erklärte es ihm und er erwies mir, wie Sie, meine Herren, die Ehre, meine kleine Anstalt zu besuchen. Er schien befriedigt zu seyn, und sagte mir nun sofort, daß er eine völlig wahnsinnige Tochter habe, äußerte auch den Wunsch, daß ich sie sehen möchte.

„„Dies Haus, meine Herren, ist, wie Sie wissen werden, keine öffentliche Anstalt. Dies Asyl ist mein Steckenpferd, und ich nehme nur einen Kranken darin auf, wenn es mir gefällt. Ueberdem giebt es Gehirnkrankheiten, die von Ursachen herrühren, mit denen ich nichts zu thun haben mag.

„„Inzwischen fragte ich den Vater nach der Geschichte seiner Tochter. Er war ein Grieche, ein Fürst vom Fanar, und hatte sein verwoestes Volk in dessen unsauberer Vorstadt von Constantinopel verlassen, um in einem freiwilligen Exil die Erniedrigung und Unterdrückung zu vergessen, in welchen es lebte. Es war eben vor der Revolution, die ihm so viele Verwandte und Freunde raubte, die das Opfer der Wuth der Türken wurden, als er auf immer darauf verzichtete, sein Vaterland wiederzusehen.

„„Und Eure Tochter? fragte ich weiter.““

„Meine theure Kalinka erkrankte, als sie die unglückseligen Vorfälle im Fanar erfuhr, und sie ist nie wieder zur Gesundheit gelangt noch ihres Verstandes mächtig geworden. Seit mehreren Jahren hat sie ihr Bett nicht verlassen, ihre Glieder sind wie gelähmt, und auch nicht ein Zeichen deutet darauf hin, daß sie der Gegenwart derjenigen inne ist, die um sie her stehen.“

„„Ob zu diesen Ursachen der Geisteszerrüttung nicht auch ein Herzenskummer gehöre, das konnte ich von ihm nicht erfahren. Ich schöpfte jedoch, noch ehe ich sie gesehen hatte, die Hoffnung, die verborgene Quelle ihrer Gedanken und Gefühle ans Licht zu bringen.

„„Ich ging mit dem Fürsten nach einem mit Weinreben geschmückten Casino, das an dem Ufer der Bucht, fast eine Meile von den Stadtmauern von Palermo, belegen war. Es war eine phantastische und lächelnde Wohnung. In dem innersten Gemache lag dort, hingestreckt auf einem Bette, das poetischeste Wesen, das mir je meine Träume vorgegaukelt hatten. Ihr Haupt senkte sich unter einem dicken, langen und schwarzen Haarwuchs, der ihr in massiven und glänzenden Locken über die Stirn herabfiel und die liebliche und transparente Blässe ihres Gesichts nur noch mehr hervorhob. Dio mio! man fühlte sich unterjocht von der Schönheit dieses armen Mädchens.““

Der Graf hielt einen Augenblick inne, um sich, die Augen schließend, in diesem köstlichen Bilde zu berauschen.

„„Gleich beim ersten Anblick richtete ich im Stillen ein Gebet an die heilige Jungfrau, entschlossen, mit ihrer Hülfe dem schönsten ihrer irdischen Bilder wieder zur Vernunft zu verhelfen. Ich erfaßte die abgemagerte Hand des jungen Mädchens, ich streckte ihre zerbrechlichen Finger in meiner Hand aus, und als sie dann ihre wirren Augen auf mich richtete, da war es mir, als fühlte ich, daß die heilige Jungfrau mich erhört habe.

„„Ich stelle sie her, sagte ich mit Zuversicht.

„„Ergriffen warf sich der Fürst auf das Bett seiner Tochter, drückte sie an sein Herz, und netzte sie mit seinen Thränen.

„„Es würde Sie ermüden, meine Herren, wenn ich Ihnen alle die vergeblichen Versuche beschreiben wollte, die ich die ersten beiden Monate gemacht. Die junge Griechin wurde mir ins Haus gebracht; sie erhielt ein Zimmer, das ich mit allem morgenländischen Luxus hatte ausschmücken lassen, und auf mein Verbot durfte sich ihr niemand nähern außer zwei griechischen Dienerinnen, an deren Bedienung sie gewöhnt war. Es gelang mir, ihr den Gebrauch ihrer abgestorbenen Glieder durch Reibungen wiederzugeben, und ich machte sie für Musik so wie auch für den Geruch levantischer Parfüms, die ich in ihrem Gemache verbrennen ließ, empfänglich; aber ihr Freude oder Qual zu machen, das wollte mir nicht gelingen: ihre Seele war außer meiner Macht. Nach tausenderlei Versuchen sah ich kein Mittel mehr, ihre Herstellung zu erreichen, und verzweifelte daran.

„„Doch lag sie mir stets im Sinn. Vor zwei Monaten, als ich in dieser Orangen-Allee spazieren ging, fiel mir plötzlich etwas bei und ich rannte mit einer Hast nach meinem Zimmer, daß Sie, wenn Sie das gesehen hätten, mich für den Verrücktesten aller meiner Hausgenossen hätten halten müssen. Ich schob die Magd, die eben beschäftigt war, mein Bett zu machen, zur Thür hinaus, wusch und parfümirte mich, wie wenn es hätte zu Ball gehen sollen; darnach bedeckte ich mein weißes Haupt mit einer braunen Perrücke, Reliquie aus meinen früheren Jahren, schminkte mich ein wenig, zog weiße Handschuhe an, und trat nun in dieser Prunktoilette zu meiner Kranken ins Zimmer.

„„Sie hielt ihr Haupt auf ihrem abgemagerten Arm gestützt; bei meinem Eintreten blickte sie nach mir auf. Ich näherte mich ihr, küßte ihr mit ehrerbietiger Galanterie die Hand, und richtete, meiner cassirten Stimme den möglichst zärtlichen Ausdruck gebend, zarte Complimente über ihre Schönheit an sie.

„„Sie blieb unbeweglich wie ein Marmorbild; doch hatte ich nicht ganz vergebens auf die vorherrschende Leidenschaft ihres Geschlechts gerechnet. Eine schwache Röthe, die ihre Wangen färbte, ein Blutandrang

Digitized by Google

zu den Schläfen, der nur meinem geübten Blicke sichtbar war, bewiesen mir, daß meine Worte den Weg zu ihrem Herzen gefunden hatten.

„„Ich wartete einige Minuten, dann bat ich sie, eine Locke ihres Haares erfassend, diese von dem dicken Haarwuchs, in welchem der Arm, auf den sie sich stützte, völlig vergraben war, abschneiden zu dürfen.

„„Sie griff nach der Locke, warf mir einen wüthigen Blick zu, und rief mit schwacher Stimme: Entfernen Sie sich, mein Herr!

„„Ich gehorchte unverzüglich, dankte aber in meinem Herzen meiner Schutzpatronin, der heiligen Jungfrau: es waren dies die ersten Worte, die sie seit vielen Jahren gesprochen hatte.

„„Am folgenden Tage stellte ich mich abermals, noch sorgfältiger, und in solch einem Grade verkleidet, daß mich keins meiner Kinder erkannte, als ich über den Corridor ging, vor ihrem Bette ein.

„„Sie hatte die Hände über ihren Augen liegen und nahm von meiner ersten Begrüßung keine Notiz. Ich begann damit, über die Stellung zu scherzen, die sie gewählt hatte, und fand Gelegenheit, ihr über die Schönheit der Augen ein Compliment zu machen, die sie mir verbarg. Ein oder ein paar Minuten lang regte sie sich nicht; dann zuckten die Muskeln ihres Mundes ein wenig, sie zog rasch die Hände von den Augen weg, und einen Blick auf mich werfend, in welchem sich Vertrauen aussprach, irrte ein sanftes Lächeln gleich einem plötzlichen Sonnenstrahl über ihre Lippen — ich hätte vor Freuden weinen mögen.

„„Bald übte ich all den Einfluß auf sie aus, den ich auszuüben wünschte. Sie willigte auf meine Bitte ein, ihr Bett zu verlassen, und acht oder vierzehn Tage später ging sie mit mir im Garten spazieren.

„„Doch war es nur ein einziger Gedanke, der sich in ihrem Geiste Bahn brach: sie hielt sich für unglücklich, und weinte stundenlang. Wenn ich ihr zuredete, mir die Ursache ihres Kummers zu entdecken, so barg sie ihr Haupt an meinem Herzen und weinte noch heftiger. Eines Tages erhaschte ich endlich die kaum in Laute gekleideten Worte: warum wollen Sie mich nicht heirathen?....

„„Die Arme! sie folgte nur ihrer weiblichen Natur. Der Wahnsinn hatte bloß den Schleier des Zwanges gehoben; wenn sie ihres Verstandes mächtig gewesen wäre, würde sie lieber des Todes gewesen seyn als ihr Geheimniß zu verrathen.

„„Ich fürchtete, daß sie von einem melancholischen Wahnsinn befallen sey; ein einziger Gedanke wirkte stark auf ihr Gemüth ein, und so beschloß ich, einen Hauptstreich zu wagen — ich versprach ihr, daß ich sie heirathen wollte.

„„Das Entzücken, mit welchem sie diese Eröffnung aufnahm, beunruhigte mich. Ich schob die Sache auf, in der Hoffnung, daß ein Lichtstrahl durch die Verwirrung ihrer Gedanken hervorbrechen werde. Aber mein Zögern that ihr weh, und ich sah mich demnach gezwungen, zur Erfüllung meiner Zusage zu schreiten.

„„Gerade hier, auf der Stätte, wo wir sitzen, hat die Hochzeitfeier stattgefunden, und auf dem Rasen sind noch jetzt die Spuren der vielen Contretänze sichtbar.

„„Es war ein merkwürdiges Schauspiel. Die Kapelle war glanzvoll aufgeschmückt; am Ende der Allee standen drei Tische, die mit Früchten, Kuchen, Sorbet und gefärbtem Wasser, welches den Wein repräsentirte, bedeckt waren. Meine armen Wahnsinnigen ergötzten sich an allen ihnen erlaubten unschuldigen Dingen. Eingeladen waren sie insgesammt.““

„Wie! alle die Wahnsinnigen?“ rief der Arzt verwundert aus.

„„Alle, alle, und nie hat etwas unter ihnen mehr Sensation gemacht. Eine ganze Woche lang ward von nichts anderem als von der Hochzeit gesprochen. Die Krankesten verloren auf eine Zeitlang ihre Anfälle. Ich ließ aus der Stadt eine Menge hübscher Zeuge holen und erlaubte den Frauen, sich nach ihrer Phantasie zu kleiden. Sie können es sich nicht denken, was das für ein Stück Arbeit mit ihrer Toilette war! Welch merkwürdige Erscheinungen! Nie werde ich dieses Thurms von Babel vergessen.

„„Als der Hochzeittag gekommen war, da ward die Braut von ihrer weiblichen Umgebung auf Griechisch geschmückt. Ihre schönen, über der Stirn gescheitelten, Haare hingen ihr in Flechten bis auf die Füße herab. Ihre mit Gold verbrämte sammtne Tunika, ihre kostbaren Armbänder, ihre kleinen besternten Pantoffeln über einem reizenden Fuß, machten eine schöne und engelgleiche Vision aus ihr, und obwohl in den Gesichtszügen schwermüthig, trat sie doch leicht und voller Anmuth auf. Ihre alabasterne Blässe ward durch einen rosigten Anflug gehoben.

„„Die Irren empfingen sie mit einem Ausruf der Bewunderung. Man hatte Mühe, die Frauen von ihr abzuhalten, und es gelang dies nur dadurch, daß man sie auf ihre eigene schöne Kleidung aufmerksam machte. Die Männer betrachteten sie mit Blicken der Liebe, ihre funkelnden Augen, ihr schweres Athmen bekundeten zum Vollen die Wirkung, welche so viele Schönheit auf sie hervorbrachte, und sie bemühten sich auch nicht, ihre Gefühle zu verhehlen. Ich hatte die Zahl meiner Dienerschaft vermehrt, weil ich nicht wissen konnte, bis wie weit es mit ihrem Enthusiasmus gehen möchte; aber das Interesse der Ceremonie und die Decenz der Toiletten schien sie in ihren Schranken zu halten. Auch die besonnensten Gäste hätten sich nicht anständiger benehmen können.

„„Die Ceremonie ward durch einen alten Freund von mir, den Arzt der Anstalt, vollzogen; doch leugne ich nicht, meine Herren, daß ich, so alt ich auch bin, wohl gemocht hätte, daß es Ernst damit gewesen wäre. Als sie ihre schmachtenden Augen zum Himmel aufschlug und mir ewige Treue schwur, da verließ mich meine männliche Fassung und ich mußte weinen.

„„Nach der Schein-Trauung lud ich all die Frauen ein, die Neuvermählten zu begrüßen, und darnach ward das Signal zu den Lustbarkeiten gegeben. Da ward rasch aufgeräumt, es ertönte Musik in den Bosketten, und da ging es ans Tanzen, wie Sie das noch an meinem niedergetretenen Rasen sehen können.

„„Als es Abend geworden war, hatte das Fest ein Ende und ich übergab die junge Frau ihren Dienerinnen. Am andern Morgen pochte ich bei ihr an, aber Sie wollte mich nicht einlassen. So hielt sie es bis den vierten Tag. Ich fand sie nun in ihrer gewöhnlichen Kleidung, noch traurig, aber still und sanft.

„„Sie hat seitdem dessen, was vorgegangen, nie erwähnt; ihre Vernunft ist beinahe zurückgekehrt, ihr Gedächtniß aber ist noch immer verworren. Ihre Krankheit, die sonderbaren Ereignisse, die sich zugetragen haben, alles dieses ist für sie ein Traum. In den gewöhnlichen Handlungen des Lebens zeigt sie Urtheilskraft. Ich sahe sie täglich spazieren und führe sie zweimal in der Woche in die Oper. Gestern Abend spazierten wir eben ein wenig in der Marina umher, als Ihre Fregatte in unserm Hafen einlief; auf ihren Vorschlag gingen wir dann der Menge nach, um die Musik mit anzuhören. Wir kamen, wie Ihnen bekannt ist, an Bord, und wenn Sie nun der Dame Ihre Aufwartung machen wollen, die Ihnen den Walzer abschlug, so belieben Sie nur mit mir zu gehen.““

Ich will dieser Erzählung nichts mehr hinzusetzen, weil ich fürchten müßte, den Leser zu ermüden, indem ich doch nur noch von meinen Gefühlen würde sprechen können.

Digitized by Google

Don Pedro's Tod und dessen Folgen.

(2.)

Ueber diesen allerdings wichtigen Gegenstand politischer Prophezeihungen macht der Temps folgende nicht uninteressante Bemerkungen:

Don Pedro ist todt, die politische Lage von Portugal ändert sich; Donna Maria regiert in ihrem eigenen Namen.

Sollen wir hinzufügen: Don Miguel kommt nach Genua zurück, als hätte er das traurige Ereigniß geahnet, das Portugal von Neuem mit einer neuen Hoffnung dieses usurpatorischen Fürsten bedroht?

Donna Maria ist kaum 16 Jahre alt und welches auch die Eigenschaften seyn mögen, womit sie die Natur ausgestattet, welches auch der Grad der Reife sey, welche die Erziehung ihrem Charakter hat aufdrücken können, sie ist Frau, ohne Erfahrung, ohne Kenntniß der Geschäfte und der Staatsmänner: ihre Regierung kann nur noch nominell seyn.

Portugal, kaum den verschwenderischen Händen einer stupiden Tyrannei entrissen, bedurfte einer festen, ausdauernden und vor Allem aufgeklärten Leitung. Zwei Jahre waren nicht hinlänglich, um seine Wiedergeburt zu vollenden und die Charte auf den einmüthigen Gehorsam der Völker fest zu gründen.

Donna Maria hat gegen sich die Miguelisten, die kaum besiegt und gezügelt sind; die exaltirten Patrioten, immer bereit, die Regierung zu compromittiren, wenn sie ihnen nachgiebt und sie anzugreifen, wenn sie ihnen widersteht. Aber sie hat vor Allem die Mönche gegen sich, deren fanatische Rache Gift und Dolch in Bewegung setzen kann, nöthigenfalls mit Roms Sanction. Wird sie nun die geistliche Reform fortsetzen? Dann setzt sie sich mancherlei Widerstand aus, den der nachgiebsame Wille Don Pedro's unmöglich machte. Wird sie die gegen die Klöster getroffenen Verfügungen aufgeben? Dann setzt sie den finanziellen Credit und die Hülfsquellen des Landes in Gefahr. Man sieht, die Stellung ist schwierig, selbst für jede andere Gewalt als die einer jungen Frau.

Zwar hat sie einen designirten Gemahl. Aber dieser Gemahl ist erst 24 Jahre alt und, ob er wohl der Sohn von Lagen Beauharnais ist, so bietet doch der Hof, wo er erzogen ist, nicht hinlängliche Bürgschaften für einen energischen und wohlverstandenen Liberalismus dar.

Was ist überdies der Gemahl einer Königin von Portugal? Der erste ihrer Unterthanen und höchstens ein wohlwollender Rathgeber,*) dessen Wirksamkeit in der Regierung keine directe Autorität über das Volk haben kann.

Die Stiefmutter der Königin, die Kaiserin Amalie (Herzogin von Braganza), ist vorläufig die Person, deren Einfluß der unmittelbarste werden kann und der Charakter dieser Fürstin berechtigt zu der Hoffnung, daß sie die Pflichten und Erfordernisse ihrer Stellung erfüllen wird. Aber, wir wiederholen es, die Aufgabe ist schwer, selbst für einen männlichen Geist und Portugal ist der Leitung zweier Prinzessinnen überlassen.

Andererseits führt die Erhebung Palmella's zum Posten des ersten Ministers das Land unter den überwiegenden Einfluß Englands zurück. Zwar kann man mit Recht den Geist des jetzigen Ministeriums als eine Bürgschaft gegen die Wiederherstellung des Monopols betrachten; aber die Versuchung ist groß, denn die Reclamationen des englischen Handels werden so vielfach als lebhaft seyn.

Die Gelegenheit, in die Fußstapfen des egoistischen und engherzig merkantilischen Systems seiner Vorgänger zu treten, wird eine schwere Prüfung für das Ministerium Melbourne seyn. Wir werden bald sehen, bis zu welchem Puncte es entschlossen ist, den Berechnungen des englischen Kaufmannsgeistes durch die Betrachtungen der allgemeinen Gerechtigkeit und Unabhängigkeit der Nationen zuvorzukommen und Schranken zu setzen.

Aber möchte doch die Vorsehung Portugal nicht zum Gegenstand dieser Probe gemacht haben!

*) Das ist indessen doch viel, besonders wenn die junge Königin, wie man allgemein sagt, sich aus Neigung mit ihm verbindet und die politische Ansicht des Vaters mit der freien Wahl der Tochter zusammengetroffen ist. Auch rühmt man allgemein die Bildung dieses jungen Fürsten, als ganz den freisinnigen Grundsätzen seines von Freund und Feind geschätzten Vaters entsprechend. Anm. d. Red.

Mexikanische Alterthümer.

(Aus einem Privatbriefe.)

(2.)

— Ein Handelsgeschäft ließ mich eine Reise in die Hauptstadt Tabasco unternehmen. Da ich mit demselben schneller als ich erwartet hatte, zu Stande kam, so befand ich mich nach einigen Tagen ohne irgend eine Beschäftigung und war doch gezwungen, den Abgang eines Schiffes zu meiner Rückkehr nach Neu-Orleans abzuwarten. Tabasco hat keinen Reiz für einen Fremden und da ich von den berühmten Ruinen in der Einöde von Palenque gehört hatte, so entschloß ich mich, diese Reise dahin zu unternehmen, so beschwerlich sie auch ist, besonders in der Jahreszeit von Juli, August, September und October. — Nach vielen überstandenen Schwierigkeiten kam ich bei den Ruinen an, welche drei Stunden von einem Dorfe entfernt liegen, das Santo Domingo del Palenque heißt, ein elendes Nest von vierzig Strohhütten und das traurige Bild des Despotismus der Weißen über den unglücklichen Stamm der Chobs-Indianer.

Auf einer Erhabenheit in Form eines natürlichen Plateau's und einem bedeutenden Raume abgehauener Bäume, welcher eine lichte Stelle in der Mitte des Waldes bildet, sah ich die ersten Ruinen und die Hütte, welche Herrn Friedrich Waldeck, dem von der mexikanischen Regierung beauftragten Alterthumsforscher, zur Wohnung, oder vielmehr zum Zufluchtsorte dient. Dieser Mann nahm mich so gut auf, als ihm seine Lage erlaubte, d. h. er hatte Wildpret im Ueberflusse, aber kein Brodt, in Folge der Faulheit der Einwohner, welche dieses Jahr eine ernsthafte Hungersnoth erzeugte. Herr Waldeck war beschäftigt, einige Effecten einzupacken, um sich nach Tabasco zu begeben, wo er seine sichtlich erschütterte Gesundheit herstellen wollte. Er ist ein Mann von hohem Wuchse und dem Anscheine nach von außerordentlicher Kraft. Da seine Magerkeit ein ungewöhnliches Knochengebäude sehen läßt, so ist er mir sehr alt erschienen, aber doch so beweglich, wie ein junger Mensch, baarfuß und fast ohne Kleidung gehend.

Ich ruhte die ganze Nacht wohl aus und am andern Morgen bei Tagesanbruch nahm sich Herr Waldeck vor, mich bei dem Besuche der merkwürdigsten Ruinen zu begleiten. Es regnete in Strömen; aber mein Wirth sagte mir, daß, wenn ich einen trockenen Tag erwarten wollte, um meine Neugierde zu befriedigen, ich mich wahrscheinlich funfzehn bis zwanzig Tage gedulden müßte, da einmal die Regenzeit eingetreten sey, wo die schönen Tage sehr selten wären. Dem gemäß faßte ich den Entschluß, ihm zu folgen. Der Pallast war das erste Gebäude, das wir betraten; es ist ein großes Viereck, erbaut auf einem dem Anschein nach künstlichen Hügel, der mindestens mit großen, auf starken gemauerten Grund aufgelegten Steinplatten verkleidet ist. Eine doppelte Gallerie läuft um das Gebäude, das mir mehr als 2000 Fuß

Digitized by Google

im Umfange zu haben scheint. Im Innern zeigte mir mein Führer, was er den Haupt-Tempel nennt, den Pallast der Königin, den auf dem Grabe eines Königs erbauten Thurm, das aus fünf Zimmern bestehende Gefängniß der Opfer und ein anderes Haus, von dem er vermuthet, daß es dem Pallast zur Offiz (Speise- und Vorrathekammer) gedient habe. Der erste Hof des Pallastes ist von großem Umfange; die Treppen, die dahin hinabführen, sind von einer colossalen Dimension: ich glaube, daß jede Stufe 20 Zoll hoch und aus einem einzigen Steine gehauen ist. Auf jeder Seite dieser Stufen stehen riesengroße Figuren von Stein, aus einem Stücke gehauen, deren Köpfe verschiedenen Racen anzugehören scheinen, nach der Verschiedenheit der Charaktere. Herr Waldeck hat den Vorsatz, alle die Sculpturen der Ruinen in Gyps abzudrucken, um sie nach Europa zu schaffen. Ich habe wenig Kenntniß von solchen Dingen; aber wenn Herr Waldeck seinen Plan ausführt, so wird er wahrlich das Unmögliche (in einer Wüste) geleistet haben. Was in Europa sehr leicht seyn würde, wird, nach meiner Ansicht, hier unausführbar. Die Gefahr der zahlreichen Reptilien, die große Entfernung (man bedenke, daß Herr Waldeck mit einem indianischen Diener und seiner Frau ganz allein ist), die Schwierigkeit, nur einen Mantelsack zu transportiren — das Alles würde mir schon beweisen, daß ein größeres Volumen schwerlich aus diesen Einöden kommen kann, die von wüthenden Strömen durchschnitten sind, welche sich bisweilen auf hundert Fuß erweitern; man muß sie schwimmend passiren und sich an einem Seile oder Stricke heranziehen, um nicht gegen die umgefallenen Bäume geschleudert und zerschmettert zu werden.

Von dem Hause der Königin gingen wir in die Souterrains, welche alle, durch geheime Gallerieen und verborgene Ausgänge, mit dem Pallast in Verbindung stehen. Wir verließen die Souterrains durch eine maskirte Thür und besuchten nun einen großen Tempel, der, außer seinen Statuen, drei große Tafeln enthält, voll Hieroglyphen, eingetheilt wie ein Damenbrett. Von da gingen wir den kleinen Tempel des Amors zu sehen, den Tempel des famösen Kreuzes, das Grab des ersten Königs oder Priesters, der über diese alten Völker regierte. Um sechs Uhr Abends kehrten wir zur Hütte des Einsiedlers zurück. Ich machte dem sehr originellen Mahle meines Wirthes und Führers Ehre, der mir seine Abreise für den nächsten Morgen meldete. Ich sah die prächtige Sammlung von Zeichnungen der Ruinen und ich habe bemerkt, daß die Naturgeschichte von diesem Herrn mit eben der Sorgfalt, wie die alten Monumente, behandelt worden ist; er hat unbekannte Reptilien und neue Pflanzen gezeichnet, die mir das Bild des Lebens geschienen haben. Das Manuscript der Waldeckischen Beobachtungen enthält ein Vocabularium der Sprachen des Landes, fünf an der Zahl, und interessante Bemerkungen über die Construction inländischer Worte und ihrer Analogie mit der hebräischen Sprache.

Die politischen Bewegungen des Landes ließen Herrn Waldeck ohne Unterstützung und Hülfsmittel und ungeachtet seiner Armuth hat er, selbst mit Aufopferung seiner Gesundheit, mächtig zum Erfolge der Unternehmung mitgewirkt und ohne Geld mehr gethan, als was andere, mit ausreichenden Mitteln, hätten thun können. Seine Absicht ist, nach Wiederherstellung seiner Gesundheit zu Tabasco, die Cordilleren von Yucatan zu durchwandern und dann nach Palenque zurückzukehren. Das Resultat aller dieser Forschungen und was ich schon gesehen habe, wird eins der schönsten und voluminösesten Werke geben, die bis jetzt bekannt sind. Es ist zu wünschen, daß die Gesundheit des Herrn Waldeck, einmal wieder hergestellt, ihm die nöthigen Kräfte geben möge, um sein Ziel zu erreichen und seine unermüdliche Wißbegierde zu befriedigen.

Die französischen Niederlassungen in Afrika.

(2.)

Das Journal des Débats enthält, insbesondere in Beziehung auf Algier, folgenden lesenswerthen Artikel:

Die Colonial-Niederlassung auf den Küsten von Nord-Afrika, deren Erhaltung und Entwickelung der Wunsch des französischen Volkes so laut reclamirt hat, ist nun, durch die neuern Verfügungen des Ministeriums, definitiv berufen, aus dem provisorischen und unregelmäßigen Zustande herauszutreten, welcher in einigen unruhigen, mißtrauischen oder mit ungünstigen Vorurtheilen erfüllten Gemüthern einige Ungewißheit über die Zukunft unserer Eroberung und über die Absichten unserer Regierung unterhalten, obwohl nicht rechtfertigen konnte. Jetzt ist der Zweifel oder die Verläumdung nicht mehr möglich und es ist für jedermann klar, daß Algier in eine neue Periode seiner Existenz als französische Besitzung tritt, in eine Periode, wo man endlich zu handeln und zu begründen anfängt, nachdem man lange geprüft und berathschlagt hat. Man hat das ganze Personale erneuert, welches die höhern Functionen der Verwaltung versah, und neue Wahlen, die wir allen Grund haben für weise und heilbringend zu halten, haben Algier einen General-Gouverneur, einen Civil-Intendanten und einen Director der Finanzen gegeben. Eine noch bezeichnendere Thatsache als diese Ernennungen und ein sichereres Anzeichen von der Permanenz unserer Niederlassung in Afrika ist die vollständige Organisation der Colonial-Justiz und die Einsetzung zahlreicher Richter für die Tribunale von Algier, Bona und Oran.

Kein anderer Theil des Dienstes, der früher nach einem provisorischen Plan für das nördliche Afrika organisirt war, hat strengere Reformen erlitten als die gerichtliche Ordnung, vor Allem in dem Personale. Wir wissen, daß die Magistratur von Algier, die, unglücklicherweise für einige ehrenwerthere Mitglieder, nicht immer auf der Höhe ihrer Mission gestanden hat, nöthig hatte, von verschiedenen notorischen Incapacitäten gereinigt zu werden. Aber möge man sich nicht in dem löblichen Eifer, die wahrhaften Mißbräuche zu reformiren, die die afrikanische Commission bezeichnet hat, zu weit haben hinreißen lassen und nicht mit den corrupten und verwerflichen Beamten reine, thätige, redliche und nothwendige Richter verwechselt und vermengt haben, die die ganze Hitze des Tages, das ganze Gewicht der schwierigsten Geschäfte, von dem ersten Augenblicke der Eroberung an und in der gerechten Hoffnung getragen, beibehalten zu werden in ihrer Stellung, wofern sie sie nicht verscherzt, im Stande, dem Lande ihrer schnellen Adoption immer dieselben Dienste zu leisten. Gebe Gott, daß man, bei der Erneuerung der ganzen französischen Magistratur in Algier, nicht zu blind dem unbeschränkten Einflusse einer Idee folge, die lange Zeit eine systematische Idee der Opposition in Frankreich gewesen ist, daß nämlich alles gut in einem Lande gehen müsse, wo man den Gerichtsstand radical geändert hat und daß nichts von statten gehen könne, ohne diese vorläufige Execution in Masse! Das ist eine Idee, wir könnten fast sagen, ein Mittel der Opposition, aber es ist kein Regierungs-Princip.

Uebrigens steht die Sorge zu bestimmen, in welchen Gränzen die Personen-Veränderungen bewirkt werden sollen, vor Allem dem Ministerio zu, das der gemeinschaftliche Mittelpunct ist, in welchem alle Aufschlüsse und Erkundigungen zusammenlaufen und sich wechselseitig controliren; die Presse kann dabei nur durch allgemeine Rathschläge in diesen so wesentlich administrativen Fragen interveniren. Auch sprechen wir jetzt nur von Algier, um noch einmal, in dem Moment, wo sich augenfällig eine neue Aere für die Bewohner der alten Regentschaft

Digitized by Google

von Algier eröffnet, zu untersuchen, ohne uns übrigens weiter mit der Gerichtsordnung zu beschäftigen, welches die Fundamental-Bedingungen sind, die dem Ganzen einer Colonial-Organisation zum Grunde gelegt werden zu müssen scheinen in dem Jahrhundert, in welchem wir leben und unter dem souverainen Einfluß von Ideen, mit denen wir in Harmonie leben müssen. Denn mögen wir ja nicht glauben, daß irgend etwas, was man in den alten Sclaven-Colonieen beobachtet, auf eine Colonie angewendet werden könne, in welcher alles für uns sich von gestern datirt und wo unsere Sitten bald eine große Herrschaft gewinnen müssen, unterstützt durch die Nachbarschaft und durch zahlreiche und leichte Emigrationen. Wenn, unter den Colonieen, die Frankreich schon besitzt, es eine gab, von welcher man eine gute und für Algier nützliche Lehre verlangen und erwarten konnte, so wäre es die vom Senegal, oder, um bestimmter zu sprechen, da sich einige Züge der Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Gebieten finden, so könnte die eine von jedem für die andere bewährten Systeme der Verwaltung und Administration Nutzen ziehen und vor Allem die eine die Fehler vermeiden, an welchen und durch welche die andere gelitten hat.

Diese Gleichheit in einigen Puncten zwischen zwei kaum gegründeten Niederlassungen, die wir so eben genannt, fällt beim ersten Blick in die Augen. Alle beide haben eine Continental-Lage, die ihnen verstattet, sich zu entwickeln, sich nach Gefallen auszudehnen, ohne lange Zeit ihre natürlichen, unübersteiglichen Gränzen zu finden; alle beide haben, in Folge eben dieser Stellung, in sich selbst oder in ihrer Nachbarschaft die Arme, denen sie ihr künftiges Gedeihen verdanken können, und brauchen sich an überseeische Länder nur zu wenden, um Directoren der Arbeiten, Ackerbauer und Handwerksleute zu erhalten, die fähig sind, die eingeborene Bevölkerung zu bilden: alle beide endlich (denn wir wollen die Parallele nicht weiter treiben) sind bestimmt, durch die freie Arbeit zu leben und groß zu werden. Der letztere Punct ist, hinsichtlich Algiers, nicht zu bestreiten; wenn man dagegen am Senegal noch einige Sclaven findet, vermischt mit andern Negern, die für Taglohn arbeiten, so leben diese Sclaven selbst dort (wenn man uns eine allerdings bizarre Wortverbindung erlauben will) in einer freiwilligen Knechtschaft: sie brauchen bloß über den Fluß zu gehen, um frei zu seyn; sie gehen oft darüber, um das Nöthige für ihre Arbeit zu holen, und kehren in das Haus ihres Herrn zurück; heißt das nicht freiwillig Sclav seyn?

Eine Flugschrift, die gerade vor uns liegt, hat uns, obgleich der Verfasser derselben nicht gerade die Absicht gehabt hat, die natürlichen Beziehungen und Aehnlichkeiten herauszuheben geschienen, die zwischen den zwei Colonial-Niederlassungen Frankreichs auf dem afrikanischen Continent bestehen und die Aehnlichkeit, die diese Uebereinstimmung, unter einigen Gesichtspuncten, nothwendigerweise auch zwischen der allgemeinen Art der Administration, die darauf anwendbar ist, bestimmen und herbeiführen muß. Es handelt sich jedenfalls und einzig um einen Colonisations-Plan der französischen Besitzungen in West-Afrika, mittelst der Colonisation der eingeborenen Neger. Es ist darin nicht ein Wort von Algier gesagt und wirklich ist diese Flugschrift, die wir jetzt wieder auszugraben für merkwürdig genug gehalten haben, von dem Monat März 1830 datirt, d. h. von einer Epoche, wo niemand noch ahnte, daß Frankreich, um die zweideutige Beleidigung eines Fächerschlags zu rächen, sich der alten Barbaresken-Regentschaft bemächtigen und sich mit seinen Gesetzen, seinen Sitten und seiner überströmenden Bevölkerung festsetzen würde. Indessen hat sich gefunden, daß der Verfasser, Herr Hautefeuille, der seit drei Jahren die beschwerliche Function eines königlichen General-Procurators zu Algier versieht, ein anderes Land im Auge habend, das er lange Zeit studirt und in einem Leben voll Thätigkeit beobachtet hatte, ohne es zu wissen und zu wollen, gesunde, vielumfassende und fruchtbare Ideen ausgesprochen hat, die man jetzt annehmen kann, wenn man alle die Hülfsquellen unserer Eroberung im nördlichen Afrika benutzen und nützlich machen will. Durch das, was vorherging, die Studien und gefährlichen Prüfungen seiner ersten Jugend, ist er im Stande gewesen, Colonisations-Grundsätze für Algier aufzustellen, bevor Algier noch erobert war: er hatte hierüber schon Ideen, als niemand noch selbst nur Hoffnungen hatte. Mindestens nehmen wir es auf uns, Beobachtungen und Bemerkungen auf Algier anzuwenden, die er für eine andere, vielleicht ungastlichere, afrikanische Region vorbereitet und gemacht hatte. Einige Worte über die Grundlagen seines Systems werden mittheilen lassen, ob wir zu weit gehen, indem wir es von den westlichen Küsten Afrikas an die nördlichen Ufer versetzen, wohlverstanden mit allem Vorbehalt für die Details der Ausführung, welche die localen Verschiedenheiten und vor Allem die öffentliche Meynung in Frankreich außerordentlich modificiren können.

Aus diesem Princip oder vielmehr aus dieser unbestreitbaren Thatsache geht hervor, daß, wenn Frankreich noch Colonieen bedarf, es sich nicht mehr ausschließlich und mit voller Sicherheit auf seine Sclaven-Inseln stützen muß, worin die Sclaverei bis jetzt das constitutive und wesentliche Element gewesen ist, deren Existenz auf dem unterhöhlten Grunde höchst schwankend ist, und die selbst ihr Regime ohne große Gefahr für ihre Erhaltung nicht füglich verändern können. Die einzige mögliche Arbeit in der ganzen neuen Colonie, die man bilden müßte, um dem möglichen Wechsel der Zukunft zuvorzukommen, ist die freie Arbeit. Aber in den heißen Regionen, welche das einzige Colonial-Terrain sind, das man sucht, sind wie Europäer, wie man sich bald überzeugen kann, unfähig, die Bemühungen des Ackerbaues unter einer verzehrenden Sonne zu ertragen, wir können nur, und das ist die Rolle, die uns geziemt, die Arbeiten einer stärkeren oder besser acclimatisirten Bevölkerung leiten, die wir unsern Colonisations-Unternehmungen beizugesellen wissen werden. Aus diesem Zustande der Dinge resultirt die Nothwendigkeit, uns die eingebornen Stämme geneigt zu machen, unter welchen wir uns niederlassen, und sie bei unserm Werke zu verwenden, ohne sie zu unterjochen, aber nicht ohne sie zu beherrschen. Es giebt eine natürliche Heerschaft, welche das Vorrecht der Civilisation über die Tyrannei ist.

(Der Beschluß folgt.)

Aufforderung.

Jede Redaction, und folglich wir nicht minder, wird es sich zur Pflicht rechnen, ihre Verehrung für unsern großen, nur allzufrüh uns entrissenen National-Dichter, Schiller, durch Aufnahme nachstehender (auch an uns gelangten) Aufforderung zu einem demselben zu setzenden Denkmal, zu beweisen.

Schillers Denkmal.

Der unterzeichnete Ausschuß des hier bestehenden Schiller-Vereins, dessen Zweck die Errichtung eines Denkmals für unsern großen Dichter Schiller ist, erlaubt sich folgende Erklärung an das deutsche Publikum zu richten.

Eine kolossale sitzende Statue des Dichters, der Kopf nach der herrlichen Büste von unserm hochberühmten, jetzt auf seinen Lorbeeren ruhenden Veteranen Danneckee, scheint uns dem Zwecke am angemessensten, und wir haben die Freude, verkündigen zu können, daß der Vorsteher der gegenwärtigen noch thätigen plastischen Künstler, Thorwaldsen in Rom, es mit der ehrenwerthesten Bereitwil-

Digitized by Google

ligkeit übernommen hat, die Skizze dazu zu fertigen und die Ausführung des Modells zu beaufsichtigen, als einen Tribut, den er dem großen germanischen, ja europäischen Dichter zu zollen sich gedrungen fühlt. — Ob nun diese, unter solchen Auspicien sich bereitende Ausführung in Erz oder Stein, oder auch nur überhaupt in dieser großartigen, Deutschland ehrenden Weise wird stattfinden können, das hängt gänzlich von der weiteren Theilnahme ab, die sich thätig für den großen Zweck des gemeinsamen deutschen Vaterlandes beurkunden wird, und wozu wir achtungsvoll alle Deutsche, wo sie auch und weß Standes sie seyn mögen, besonders aber auch die Bühnen Deutschlands, aufs Dringendste auffordern, wobei wir zugleich die treueste Verwendung der eingehenden Gelder und die genaueste öffentliche Nachweisung dieser Verwendung wiederholt feierlichst zusichern. Der so erfreuliche Beweis der hohen Achtung, welche ein den Deutschen und der Dichtkunst nur verwandter Künstler dem Andenken des deutschen Dichters so öffentlich darlegt, erweckte in uns den Glauben, daß eine solche großartige Huldigung dem Unsterblichen wohl vor allem von Deutschlands lebenden Schriftstellern und Künstlern, und dann insbesondere von den Frauen, deren Sänger Schiller war, gebühre, und daß es diesen allen gewiß höchst erwünscht seyn würde, dazu eine einfache Veranlassung zu finden, und daher wagen wir voll Vertrauen folgende

1) Aufforderung an Deutschlands Schriftsteller und Künstler.

Um den pecuniairen Zweck auf eine für die Theilnehmer wie für den großen Dichter selbst, dem das Denkmal gewidmet werden soll, möglichst ehrenvolle und zugleich der Mit- und Nachwelt interessante Weise zu erreichen, beabsichtigen wir, ein

Schiller-Album

zu eröffnen, und bitten alle Schriftsteller und Künstler, die den unsterblichen Todten ehren, sich in dasselbe einzuschreiben, als ob dieses Zeichen der Freundschaft noch dem Lebenden gälte.

Jeder der Herren Einsender wird ersucht, in Form eines Stammbuchblattes einen kurzen, wo möglich im Druck eine halbe Octavseite nicht überschreitenden eigenen Spruch oder Gedanken in gebundener oder ungebundener Rede, mit Beifügung seines vollständigen Namens, seines Geburtsjahrs und Tages, seines Geburts- und dermaligen Wohnorts und seines Standes, deutlich geschrieben „an die J. G. Cotta'sche oder J. B. Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart zu Handen des Comité für das Schiller-Denkmal" mit Buchhändlergelegenheit portofrei einzuschicken, und zwar bis zum 1. Januar 1835 als letzten Termin. Durch jede solide Buchhandlung können die Zusendungen und Bestellungen stattfinden.

Die Originale dieser Handschriften werden wohlverwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt.

Jeder der Herren Einsender verpflichtet sich stillschweigend durch die Mittheilung seines Blattes, später ein gedrucktes Exemplar des Albums gegen drei Gulden rheinisch an sich zu nehmen.

Das Album wird in groß Octav schön gedruckt und mit vierundzwanzig Bogen geschlossen. Sollten Supplemente erfordert werden, so wird darüber erst später eine Entscheidung zu treffen seyn.

2) Aufforderung an die deutschen Frauen.

Mit ehrerbietigem Vertrauen wagen wir es, die Mitwirkung der edlen gebildeten deutschen Frauen bei Ausführung des Denkmals deutscher Verehrung und Liebe für den Dichter besonders in Anspruch zu nehmen, der von ihnen sang:

In der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand —

und von dem wohl mit vollem Rechte sich behaupten läßt, daß er vor allen deutschen Dichtern auf die Bildung der deutschen Frauen den vorzüglichsten Einfluß gehabt und unter ihnen die wärmsten Verehrer zählt. — Was in dem Kreise männlicher Wirksamkeit gethan werden konnte, ist gethan; wir würden uns aber eines Vergehens schuldig zu machen glauben, wenn wir nicht den edlen deutschen Frauen einen Weg eröffneten, ihre Theilnahme an einem in sich so bedeutungsvollen Nationalunternehmen öffentlich und thätig zu beurkunden. — Aus diesem Grunde erlauben wir uns, ihnen einen Plan an's Herz zu legen, dessen Ausführung ganz in ihren Händen liegt.

Wir wünschen, daß in den Städten Deutschlands edle, gebildete Frauen von allen Ständen es übernehmen möchten, im Kreise ihrer Bekannten die Einsammlung von Beiträgen für das bei Stuttgart dem unsterblichen Schiller zu errichtende Denkmal zu veranstalten. — Damit aber die Mitwirkung dazu sich so weit als möglich verbreite, so daß recht viele Deutsche daran Theil nehmen können, so wünschen wir, daß der Beitrag des Einzelnen nicht höher bestimmt werde bei diesen Einsammlungen, und auch nicht höher angenommen werde, als zu vierundzwanzig Kreuzern rheinisch oder sechs Groschen preußisch Courant. — So kann zugleich der Beweis geführt werden, was ohne Beschwerde des Einzelnen durch ein allgemeines Zusammenwirken geleistet werden kann.

Die Art der Einsammlung überlassen wir gänzlich dem Sammeln der edlen Frauen, und bitten, die etwa durch die Aussendung von Namensverzeichnissen und ähnliches verursachten Kosten von dem Betrage abzuziehen. — Einer besondern vorläufigen Anzeige ihrer Bereitwilligkeit bedarf es nicht von ihrer Seite, um jede Mühewaltung und auch das Porto zu ersparen.

Wir wünschen aber, daß diese Einsammlungen mit dem 1. Januar 1835 geschlossen und uns dann gütigst die kurze Anzeige gemacht werde, was eingegangen ist, da wir dann anzuweisen die Ehre haben werden, wie ohne weitere Beschwerde der edlen Frauen die Gelder uns zukommen können. — Wir werden den Empfang bescheinigen und in öffentlichen Blättern den Betrag mit Nennung des geehrten Namens der Theilnehmenden bekanntmachen, damit eine Jede sich von dem richtigen Eingange ihrer Sammlung überzeugen kann.

Die Anzeigen der Sammlungen werden gleichfalls wohlverwahrt in den Grundstein des Denkmals gelegt und von der zweckmäßigen Verwendung der Gelder wird seiner Zeit öffentlich Rechnung gestellt werden.

Der Ausschuß des Schiller-Vereins:

Heinrich Erhard, Inhaber d. Metzler'schen Buchhandlung.
Grüneisen, Hofcaplan.
Dr. H. Hauff.
Dr. Wolfgang Menzel.
Dr. Reinbeck, Hofrath und Professor.
Dr. Schott.
Gustav Schwab, Professor.

Gedruckt in der K. Hofbuchdruckerei.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/L.

Digitized by Google